# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN

## HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES NOVEMBERHEFT. 1907.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.


Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishauser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London 8, New Coventry Street, Saarbachs News Exchange.

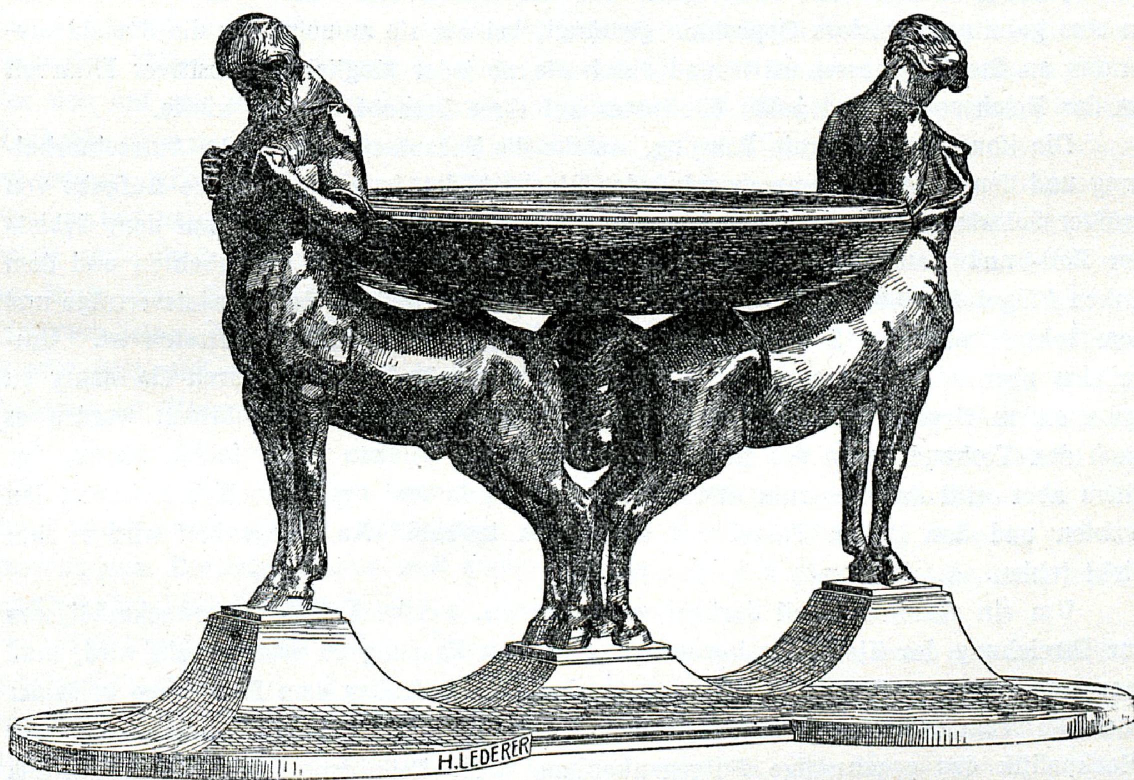
So oft ein Volk den Weg zur Höhe schreitet, melden sich neben denen, die Kraft genug in sich spüren, um den großen Forderungen mit Selbstverständlichkeit zu genügen, auch die Verweichlichten und die Marodeure. Diese fühlen instinktiv, daß sie nicht mehr mitkommen werden, und drum winseln sie bei jedem neuen Schritt und prophezeien den Untergang der Welt. Die andern, die am Werke sind, fördern still ihre Arbeit. So kann es geschehen, daß gerade in einer großen Werdezeit die Wehleidigen, die Ironiker und die Verneiner am lautesten zu vernehmen sind. Wer nur von ungefähr hinhört, könnte glauben, die Zukunft des Volkes sei einem Geschlecht müder und übersättigter Menschen ausgeliefert. So scheint es zuweilen auch heute. Und dieser Fälschung des Zeitcharakters treten wir entgegen.

Als Bismarck ging, trieb die Sorge auch manche von den Besten in die Reihen der Zweifler. Aber die ungeheure Lebensenergie des deutschen Volkes hat sich durchgesetzt trotz der Irrtümer und Schwankungen der folgenden Jahre. Das unerschöpfliche Leben eines Volkes, das seine Zahl alljährlich um 800 000 Köpfe sich mehren sieht, schafft schon aus seinem gewaltigen Wachstum heraus eine Gesamtzuversicht, die alle Unzulänglichkeit des Tages — mag diese noch so drückend empfunden werden — und alle Widerschläge der großen und der inneren Politik elementar überwindet.

Dieser starke Zukunftsglaube findet durchaus nicht alles Bestehende herrlich und gut. Noch viel weniger verzichtet er auf Kritik. Im Gegenteil drängt es ihn gerade, die Schäden schnell und klar zu erkennen und rücksichtslos zu bekämpfen. Die „Neue Revue" ist nicht auf das Programm irgend eines Fraktiönchens eingeschworen. Sie wird verschiedene Stimmen zu Worte kommen lassen: Aufmunterung und Beschwerde und wird dem Wettstreit der Meinungen Raum geben. Aber eines soll klar werden: daß zur Verzagtheit kein Grund ist, und daß wir über hundert Hemmungen hinweg unaufhaltsam vorwärtskommen.

Die „Neue Revue“ ist eine völlig unabhängige Zeitschrift, die allen Kulturinteressen und einem kräftigen politischen Aufschwung des deutschen Volkes im Innern wie nach außen dienen will. Sie wird die besten Männer zur Mitwirkung heranrufen, aber nicht auf den tönenden Namen, sondern auf die wirkliche Leistung achten. Vor allem will sie junge, unverbrauchte Kräfte sich entfalten lassen.

Die „Neue Revue“ will wirken: Gegen die politische Verdrossenheit; für ein starkes Heer; für eine mächtige Kriegs- und Handelsflotte; für die Kolonien; für freiheitliches Wahlrecht; für die Freiheit der Schule; für freiheitliche Rechtspflege und Verwaltung; für den Ausbau der sozialen Gesetzgebung; für das Deutschtum im Auslande, insbesondere in Österreich; für alles Ursprüngliche und Eigenartige in der Kunst; gegen die Gecken und Epigonen in Literatur und Kunst.




**Fruchtschale.**

(Hugo Lederer-Berlin.)

# Die Blockpolitik in der nächsten Reichstagssession.

Von

Freiherrn von Zedlitz und Neukirch,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Vom allgemeinpolitischen Standpunkte ist unfraglich die Fortführung und dauernde Sicherung der Blockpolitik die wichtigste Aufgabe der Regierungsstrategie im Reiche. Wenn auch, wie Herrn Spahns Ausführungen über die Entwicklung der Flotte erkennen lassen, das Zentrum um den Preis des Verzichts auf diese Politik wohl bereit sein würde, zunächst die Regierung ohne Inanspruchnahme andrer Gegenleistungen zu unterstützen, so wäre das doch nur ein kurzer Übergangszustand. Sobald das Zentrum mit dem Auseinanderfallen des Blockes wieder im Reichstage unentbehrlich geworden wäre, würde es schon zur Revanche für 1907 der Reichsregierung und den alten Kartellparteien um so empfindlicher sein Joch auferlegen. Die bürgerliche Linke aber würde dann wieder in eine ganz aussichtslose Opposition gedrängt, bei der sie zumeist nur die Sozialdemokraten zu Bundesgenossen hätte und durch die sie jeder Möglichkeit positiver Mitarbeit an der Reichspolitik und jeden Einflusses auf diese beraubt werden würde.

Die konservativ-liberale Paarung, welche die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung und den festen Zusammenschluß des Blocks bildet, ist natürlich eine Aufgabe von größter Schwierigkeit. Sie wird einigermaßen dadurch erleichtert, daß auf dem Gebiete der Zoll- und Handelspolitik, auf dem die Gegensätze zwischen dem rechten und dem linken Flügel des Blocks am schärfsten sind, mit dem Abschluß der Handelsverträge und dem Inkrafttreten des Zolltarifs ein gewisser Beharrungszustand eingetreten ist. Umgekehrt aber wird die konservativ-liberale Paarung sehr erschwert durch die sicher zu erwartenden Gegenschachzüge des Zentrums. Auch die Sozialdemokraten werden es nach den Verhandlungen des Essener Parteitages an solchen nicht fehlen lassen, vor allem aber wird das Zentrum alle Minen springen lassen, um einen Keil zwischen den rechten und den linken Flügel des Blocks zu treiben. An Gelegenheit wird es ihm nicht fehlen.

Um ein sicheres Urteil darüber zu gewinnen, welche Taktik am zweckmäßigsten zur Erreichung des Zieles der konservativ-liberalen Paarung zu wählen sein wird, muß man sich vergegenwärtigen, welche gesetzgeberische Aufgaben dem Reichstage in seiner nächsten Tagung gestellt werden, sowie daß die unerläßliche Voraussetzung der Blockpolitik das gegenseitige Entgegenkommen aller Teile ist. Dies gilt namentlich von den beiden äußersten Flügeln des Blocks, von denen keiner auf seinem Schein bestehen darf, jeder vielmehr von seinen grundsätzlichen Forderungen so weit zurücktreten muß, daß der Antipode sich mit dem Gange der Dinge noch abfinden kann. Natürlich, um

mit dem ersten Nachfolger Dr. Windthorsts, Dr. Lieber, zu reden: pro hoc et nunc, unter voller Wahrung des grundsätzlichen Standpunktes.

Der Reichskanzler hat im Interesse des festeren Anschlusses der drei linksliberalen Gruppen an den nationalen Block die Vorlegung der Entwürfe eines Reichsvereinsgesetzes und einer Novelle zum Börsengesetze zugesagt. Den Nationalliberalen ist mit beiden Entwürfen gedient. Die Reichspartei wird sicher mit dem Verzicht auf die aus dem Arsenal des Polizeistaats entlehnten Kautelen gegen Mißbrauch der Vereins- und Versammlungsfreiheit einverstanden sein. Aber bei einem Teil derselben begegnen Erleichterungen des Börsenverkehrs über das Maß der Kommissionsbeschlüsse zu der ersten nicht zustandegekommenen Vorlage hinaus erheblichen Bedenken. In noch höherem Maße ist dies bei den Deutschkonservativen und der wirtschaftlichen Vereinigung der Fall. Die Konservativen haben bisher auch den Standpunkt vertreten, daß mit der Beseitigung lästiger Polizeivorschriften auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts Hand in Hand gehen müssen wirksame Schutzwehren gegen den Mißbrauch desselben zu revolutionären Zwecken, dies Wort im weitesten Sinne verstanden. Man braucht gerade kein Seher zu sein, um vorauszusehen, welcher Taktik sich das Zentrum in beiden Fällen befleißigen wird. Es wird gegenüber dem Reichsvereinsgesetze zweifellos sich auf den radikalsten Standpunkt stellen, um die Liberalen und namentlich die Linksliberalen zu bestimmen, im Verein mit ihm und den Sozialdemokraten die Vorlage so umzugestalten, daß sie den konservativen Fraktionen unannehmbar wird. Umgekehrt wird es bestimmt gegenüber der Börsengesetznovelle die Opposition des Bundes der Landwirte noch übertrumpfen und so dieser Vorlage eine Gestalt zu geben suchen, durch die sie ihren Wert für die Liberalen verlieren würde. Gelingen diese Manöver, so hat das Zentrum seinen Zweck, den Block zu sprengen, erreicht, und es ist nur noch eine Frage kurzer Zeit, daß es mehr denn je im Reiche Trumpf wird. Diese Manöver zu durchkreuzen, ist daher die erste taktische Aufgabe der Regierungspolitik. Sie muß verhüten, daß sich der linke Flügel des Blocks zu einer Gestaltung der Vereinsgesetznovelle bestimmen läßt, der gegenüber dem rechten selbst das tolerari posse unmöglich ist. Sie muß ferner umgekehrt den agrarischen Flügel des Blocks bestimmen, in bezug auf die Novelle zum Börsengesetze so weit entgegenzukommen, daß diese den Liberalen, insbesondere den Linksliberalen noch recht wertvoll bleibt.

Die Vorlage, betreffend das Vereins- und Versammlungsrecht, wird zwar sicherlich mit den Traditionen des Polizeistaates gründlich aufräumen, aber doch, wie Graf Posadowsky im Reichstage nachdrücklich betont hat, Schutzwehren gegen das Gemeinwohl ernstlich gefährdenden Mißbrauch dieses Rechtes enthalten. Die Konservativen dürften unter der Voraussetzung der Berücksichtigung ihrer Interessen auf anderen Gebieten wohl mit sich reden lassen, wenn ihnen wenigstens die volle Aufrechterhaltung dieser Schutzwehren gewährleistet wird. Hier muß die Regierung eingreifen und kann es mit Aussicht auf Erfolg tun. Sind die Liberalen darüber völlig außer Zweifel, daß das Reichs-

vereinsgesetz nur unter der Voraussetzung der Aufrechterhaltung dieser Schutzwehren zustande kommt, so werden sie instandgesetzt werden, der Versuchung durch Sozialdemokraten und Zentrum zu widerstehen.

Was ferner das Börsengesetz anlangt, so wird man den ehrlich zur Blockpolitik haltenden Konservativen aller Richtungen die Zurückstellung ihrer Bedenken wesentlich erleichtern, wenn man ihnen auf dem verwandten Gebiete des Bankwesens entgegenkommt. Und zwar handelt es sich dabei vorerst noch gar nicht um positive Maßnahmen, sondern um eine Enquete über die Einrichtung und die Leitung der Reichsbank. Graf Posadowsky hat in der Budgetkommission des Reichstages eine solche bereits zugesagt. Die andauernde ungewöhnliche Höhe des Reichsbankdiskonts weist an sich schon ausreichend nachdrücklich genug auf eine solche Untersuchung vor der Erneuerung des Reichsbankprivilegs hin; zu diesen Gründen tritt die erwähnte Rücksicht allgemeinpolitischer Natur hinzu. In die auch im übrigen durchaus unparteiisch zusammenzusetzende Enquetekommission würden auch sachkundige Mitglieder der Rechten des Reichstages, wie Graf Kanitz, Frhr. von Gamp, Graf Schwerin u. a. zu berufen sein. Andrerseits empfiehlt es sich aus sachlichen und persönlichen Gründen von Gewicht, sorgsam alles zu vermeiden, was auch nur den Schein einer Spitze gegen den Reichsbankpräsidenten hätte. Das ließe sich am sichersten erreichen, wenn Exzellenz Koch, wie einst die Leitung der Börsenenquete, so auch jetzt wieder die der Bankenquete übertragen würde. Dadurch wäre auch zugleich am besten dafür gesorgt, daß alle zur Beurteilung der Frage dienlichen Aufklärungen wirklich erlangt werden.

Ob der Block der schwersten Belastungsprobe durch den Abschluß der Reichsfinanzreform schon in der nächsten Session unterworfen wird, erscheint aus dem einfachen finanztechnischen Grunde, weil der dauernde Ertrag der neuen Zölle und Steuern sich noch nicht mit Sicherheit schätzen läßt, mindestens fraglich. Immerhin empfiehlt es sich, für eine der wichtigsten dabei in Betracht kommenden Fragen die Richtlinien im Sinne der Blockpolitik schon jetzt vorzuzeichnen, weil dadurch sicher und zwar auch in bezug auf die oben erwähnten gesetzgeberischen Aufgaben der Weg in sehr erwünschter Weise geebnet wird.

Diese eine Frage ist die der Branntweinbesteuerung. Der linke Flügel des Blocks legt entscheidendes Gewicht darauf, daß bei der Beschaffung weiterer Deckungsmittel für den Reichsaufwand die Branntweinsteuer in erster Linie in Betracht gezogen und insbesondere vor der sogenannten Liebesgabe nicht Halt gemacht wird. Die agrarische Rechte legt umgekehrt ebenso entschieden Wert darauf, daß bei einer Änderung der Branntweinbesteuerung die Interessen der Landwirtschaft gewahrt werden, insbesondere die Existenzfähigkeit der landwirtschaftlichen Brennereien und des Kartoffelbaues erhalten bleibt. Der Weg, bei voller Wahrung dieser Interessen einen höheren Ertrag aus der Branntweinsteuer zu gewinnen, ist nicht so schwer zu finden, als es auf den ersten Blick scheint. Die Spirituszentrale ist in dieser Hinsicht ein guter Wegweiser.

Ist der linke Flügel des Blocks sicher, daß ein angemessener Teil der zur Sanierung der Reichsfinanzen noch erforderlichen Deckungsmittel aus dem Branntwein gewonnen werden soll, der agrarische Flügel ebenso, daß dabei die Lebensinteressen der Landwirtschaft gebührend berücksichtigt werden, so wird sicher beiden Teilen das Entgegenkommen bei den auf der Tagesordnung stehenden gesetzgeberischen Fragen beträchtlich erleichtert. Dies gilt namentlich von dem rechten Flügel, dem weitaus die größten Konzessionen angesonnen werden. Solange über ihm das Damoklesschwert einer schweren Gefährdung der landwirtschaftlichen Interessen bei der Branntweinsteuer schwebt, wird es auch sehr schwer halten, die Agrarier vor der Versuchung eines Zusammengehens mit dem Zentrum zur Abwehr einer solchen zu bewahren.

Vorteilhaft für die Blockpolitik ist ohne Zweifel die Änderung in der Leitung der Sozialpolitik des Reiches. Die in weiten Kreisen der Arbeitgeber, namentlich auch der Großindustriellen gegen diese Politik herrschende Mißstimmung rührt weniger von dem her, was auf diesem Gebiete geschehen ist, sondern wie dies geschah. Weit davon entfernt, die Arbeitgeber zu fruchtbarer Mitarbeit an der Sozialgesetzgebung heranzuziehen, habe man sie geflissentlich unbeachtet gelassen und sie und ihre Interessen als quantité negligeable behandelt. Die Folge davon sei, daß öfter bei sozialpolitischen Vorschriften zum Wohle der Arbeiter, die von der großen Mehrzahl der Betriebe zwar ohne allzuschwere Unzuträglichkeiten durchgeführt werden konnten, einer Minderzahl und zwar gerade den schwächeren Betrieben aber die größten Schwierigkeiten bereiten, die Zulassung der im Interesse dieser Minderzahl erforderlichen Ausnahmen verabsäumt wurde. Vor allem aber sei das verbitternde Gefühl hervorgerufen, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht mit gleichem Maß gemessen, die Interessen dieser vielmehr einseitig ohne Rücksicht auf jene berücksichtigt würden. Hier wird der neue Leiter des Reichsamtes des Innern unschwer, ohne die Intensität der sozialreformatorischen Tätigkeit des Reiches zu beeinträchtigen, den Arbeitgebern entgegenkommen können. Die geplante Einführung von Arbeitskammern und des Zehnstundentages für Frauenarbeit in der Industrie bieten Gelegenheit, die Arbeitgeber zur Mitarbeit heranzuziehen. Eine solche Wendung kann der Blockpolitik nur förderlich sein.

Auch die an sich allein Preußen angehende Frage des preußischen Wahlrechts wird den Reichstag beschäftigen dank der Absicht der Sozialdemokraten, die zwangsweise Einführung des Reichswahlrechts in allen Bundesstaaten zu beantragen. Dieser Vorstoß wird, wie andere solche von dieser Seite, allein von taktischen Rücksichten diktiert. Selbst, wenn der Reichstag sich verleiten ließe, den Sozialdemokraten auf den Leim zu gehen, wäre ein praktischer Erfolg völlig ausgeschlossen. Das wissen die Sozialdemokraten natürlich selbst. Sie bezwecken aber entweder die Freisinnigen für ihren Antrag zu gewinnen und so in den schärfsten Gegensatz zur Regierung und den Konservativen zu bringen, um so den Block zu sprengen, oder aus einem ablehnenden Votum, wie es seitens der Freisinnigen Volkspartei nach den Äußerungen auf ihrem Parteitage sicher

zu erwarten ist, wirksame Agitationsmittel gegen Freisinn und Zentrum namentlich bei den diesen Parteien folgenden Arbeitern zu erlangen. Nach der Geschäftsordnung des Reichstages kann der sozialdemokratische Antrag schwerlich früher als bei der zweiten Lesung des Etats zur Verhandlung kommen, voraussichtlich also nach der Verhandlung der Wahlrechtsfrage im Abgeordnetenhause. Gelingt es durch sachgemäßes Zusammenwirken der Regierung und der Blockparteien, die bei dieser Verhandlung unfraglich mögliche Gefährdung der Blockpolitik zu verhüten, so wird auch der sozialdemokratische Vorstoß im Reichstag zu einer solchen nicht führen.

Wenn es so nicht allzuschwer ist, zu ergründen, wie bei den verschiedenen Aufgaben der nächsten Reichstagssession vom Standpunkte der Blockpolitik aus zu verfahren sein wird, so würde es doch verkehrt sein, es darauf ankommen zu lassen, von Fall zu Fall den richtigen Weg zu finden. Denn die Verständigung über die im einzelnen Fall einzuhaltende Linie hängt, wie die vorstehende Darlegung deutlich erkennen läßt, in vielen, ja in den meisten Fällen von der Vereinbarung der Lösung anderer Fragen ab. Überwiegend ist es im einzelnen Falle allein an dem einen der beiden Flügel des Blocks, dem andern entgegenzukommen, die Gegenleistung ist auf anderem Gebiete zu suchen und zu gewähren. Bei dieser Lage der Dinge erscheint es rätlich, wenn nicht gar notwendig, die nächste parlamentarische Kampagne nach einem festen zwischen der Regierung und den Führern der Blockparteien im voraus vereinbarten Feldzugsplane zu führen. Eine solche Vereinbarung ist der Natur der Sache nach eine recht schwierige Aufgabe, aber für einen Staatsmann von so oft bewährtem taktischen Geschick wie Fürst Bülow keineswegs unlösbar und zweifellos des Schweißes der Edlen wert.

---

# Japan und die Vereinigten Staaten — Bundesgenossen.

Von

Baron Dr. jur. Kentaro Kaneko,

Geheimer Staatsrat, ehemaliger japanischer Minister für Ackerbau, Handel und Justiz.

Die geographischen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten sind derart, daß die beiden niemals miteinander einen Zusammenstoß haben können. Alle Nationen Europas und Amerikas schauen nach neuen Absatzgebieten für ihre Industrien aus, und das einzige noch offene Feld, das mit Nutzen ausgebeutet werden kann, ist der asiatische Kontinent. Und welche Nationen sind in Asien, der Zukunft des internationalen Handels, wohl in der günstigsten Lage, hier die Früchte zu ernten? Sicherlich nur die Vereinigten Staaten und Japan.

Nun verfolge man die Küstenlinie der Vereinigten Staaten. Von Alaska angefangen mit seinem Küstenstreifen, der Britisch-Kolumbien vorgelagert ist, herunter durch Oregon und Südkalifornien, dann durch die Hawaiischen Inseln, Guam und die Philippinen besitzen die Vereinigten Staaten fast zwei Drittel der ganzen Küste des Stillen Ozeans; während das verbleibende Drittel in den Händen Japans ist, mit Formosa angefangen, das an die Philippinen anstößt bis einschließlich Loochoo, die Kurilen und das neuerworbene Territorium von Sachalin. Mit Ausnahme von Kamschatka, das russisch ist, bildet also der ganze Stille Ozean einen gemeinsamen Wasserweg für den internationalen Handel der Vereinigten Staaten und Japans. Deshalb brauchen diese beiden Nationen, wenn sie daran gehen, den asiatischen Handel auszubeuten, keine Furcht zu haben, daß irgend ein Rivale sich eindrängt. Japan steht dem asiatischen Markt am nächsten, und dann kommen gleich die Vereinigten Staaten.

Alle europäischen Nationen müssen ihre Waren entweder um das Kap der guten Hoffnung oder durch den Suezkanal über den Indischen Ozean senden — eine lange und teure Strecke. Die natürlichen Vorteile begünstigen Japan und die Vereinigten Staaten über die Maßen. Daher vermehrt sich der Tonnengehalt der amerikanischen und japanischen Schiffahrt im Stillen Ozean von Jahr zu Jahr, wie ein Blick auf die Statistik zeigt, und der Umfang des amerikanischen und japanischen Handels mit den asiatischen Ländern wächst ungeheuer. Diese Tatsachen sind offenkundig und leicht nachzuweisen.

Ferner ist ein wichtiger Faktor im internationalen Verkehr das unterseeische Kabel, das San Franzisco, Honolulu, Guam, die Philippinen und das asiatische Festland miteinander verbindet. Diese Linie ist amerikanisch. Auf dieser Linie können die Japaner ihre Handelstelegramme nach Asien mit der größten Schnelligkeit und zu den billigsten Preisen senden. So verbinden das Schiffahrtsinteresse und das Unterseekabel die Vereinigten Staaten, Japan und Asien so eng, daß irgend ein Mißverständnis, eine Reibung oder eine Erregung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan notwendigerweise sofort den Handel der drei beeinflussen muß.

Nun ist, wie wir alle wissen, die Hauptaufgabe unserer heutigen Diplomatie: unsern geschäftlichen Einfluß bei den andern Nationen zu vermehren und den Umfang unseres internationalen Handels zu vergrößern. Wenn nun Diplomaten diese Aufgabe vor Augen haben, wie können sie es gestatten, daß so wichtige Beziehungen dieser großen Völker gestört werden durch bloße Launen von Politikern und ehrgeizigen Staatsmännern, die gern eine anmaßende Politik in internationalen Fragen spielen möchten? Irgend eine übereilte Handlung seitens der Regierung würde sofort und sehr schwer den Wohlstand des Volkes treffen. Und hier haben wir das stärkste Mittel, um den Ehrgeiz der Politiker und Staatsmänner einzudämmen.

Im zwanzigsten Jahrhundert ist es die einzige Aufgabe der Diplomatie, nahe Nachbarn in herzlichen Beziehungen zu erhalten, so daß sie zum eigenen und gegenseitigen Nutzen ihre Waren miteinander austauschen.

Soviel im allgemeinen. Nun zu den augenblicklichen Handelsbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan! Was Japan nach den Vereinigten Staaten ausführt, kann niemals in diesem Lande erzeugt werden, besonders nicht Rohseide, Tee und kunstgewerbliche Gegenstände. Wenn man auch oft versucht hat, den Maulbeerbaum, die Seidenraupe und den Tee in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten zu züchten, so konnte man doch damit keinen Gewinn erzielen, und die Amerikaner haben, wie ich erfahre, die Idee aufgegeben. Die drei Artikel, die ich erwähnte, sind speziell japanische. Amtliche Zahlen zeigen, daß in dem Jahr, welches am 31. Dezember 1906 zu Ende ging, die aus Japan exportierte Rohseide einen Betrag von 120 000 000 Yen ausmachte, von denen 90 Prozent nach den Vereinigten Staaten gingen. Der Wert des Tees, den wir im letzten Jahre exportierten, betrug 40 000 000 Yen, und davon wurde der größte Teil nach den Vereinigten Staaten und nach Kanada gesandt.

Ebenso kann ich leicht darlegen, daß keine Dame in den Vereinigten Staaten ein seidenes Kleid tragen kann, wenn wir mit dem Export von Seide in dieses Land aufhören, und daß die Masse der amerikanischen Bürger keinen Tee trinken kann, wenn unser Tee aus Amerika ausgeschlossen wird. Soviel über die Abhängigkeit des amerikanischen Volkes von japanischen Erzeugnissen.

Aber wenn jemand gründlich das japanische Leben studieren will, so wird er einfach erstaunt sein, zu finden, wie sehr wir von amerikanischen Erzeugnissen abhängig sind. In den Familien der gewöhnlichen, obern oder mittlern Klassen in Japan erhebt man sich des Morgens von einem Bett, dessen Laken aus amerikanischer Baumwolle gemacht sind, zieht ein japanisches Kostüm an, das aus amerikanischer Baumwolle angefertigt ist, ißt Brot, dessen Mehl aus Minnesota kommt, und trinkt eine Tasse Tee mit kondensierter Milch aus Chicago und Zucker von den Philippinen, aus Hawaii oder aus dem Süden der Vereinigten Staaten. Nach dem Frühstück zünden wir eine Zigarette an oder machen ein paar Züge aus der Pfeife. In beiden Fällen kommt der Tabak, den wir rauchen, aus Virginia, Tennessee oder aus einem andern amerikanischen Staate. Wir nehmen unsere Morgenblätter in die Hand, deren Zeilen auf einem Papier gedruckt sind, das aus Milwaukee oder dem westlichen Connecticut importiert wird. So groß ist die japanische Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten. Wir können keine Rohbaumwolle ziehen. Von der Rohbaumwolle, die nach Japan eingeführt wird, kommen 75 % aus den Vereinigten Staaten. Kondensierte Milch, Tabakblätter, Mehl und Papier können wir in unserm Lande nicht zu Preisen producieren, die niedriger sind als die amerikanischen.

Bei Nacht sind alle unsere Straßen in jeder Stadt und in jedem Dorf vom äußersten Norden auf den Kurilen bis zum äußersten Süden auf Formosa mit Petroleum beleuchtet, das aus Westvirginien oder Pennsylvanien kommt. So geben uns die Vereinigten Staaten Nahrung, Kleidung und Licht. Der Japaner kann nicht eine Stunde leben ohne amerikanische Zufuhr.

Nunmehr wollen wir einen Blick auf die industriellen Verhältnisse werfen. Baldwinlokomotiven, Telephonanlagen, elektrische Apparate, Straßenbahnwagen und in der Praxis alle Maschinen in den kleineren Betrieben kommen aus den Vereinigten Staaten. Diese Einfuhr wächst von Jahr zu Jahr, während in derselben Zeit unsre Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sich mit gleicher Geschwindigkeit vermehrt. Seit die Regierung der Vereinigten Staaten die Politik der Ausdehnung nach dem Westen aufgenommen hat, wächst der Handel der beiden Nationen, weit entfernt gestört zu werden, ohne Zusammenstoß und ohne Schaden für beide Parteien. Politiker und Geschäftsleute kennen durch ihre täglichen Berichte und Handelsauskünfte die Tatsachen, die ich hier dargelegt habe. Darum fühlt auch das japanische Volk, daß unter diesen Umständen die beiden Nationen bestimmt sind, eine wichtige Rolle in der Verbreitung ihres Handels auf das asiatische Festland zu spielen, und daß es ihre natürliche Aufgabe ist, China dem internationalen Handel zu öffnen.

Weil nun der Handel der beiden Nationen so fest ineinander verwebt ist und zum Nutzen beider anwächst, wird es keinem ehrgeizigen Politiker gelingen, solch eine Verbindung durch politische Ränke zu zerstören, denn das Volk wird nicht dafür eintreten, es wird jede Aktion verhindern, die darauf ausgeht, dem gegenseitigen Vorteil ein Ende zu machen. In dem Moment, wo dieses geschrieben wird, möge, obgleich die Schulfrage unsicher ist, die amerikanisch-japanische Lage mit jener verglichen werden, die vor mehr als einem halben Jahrhundert zwischen den Vereinigten Staaten und England bestand, als die Handelsbeziehungen der beiden Länder es unmöglich machten, daß sie miteinander Krieg anfingen. Als ich vor einigen Jahren in London war, hörte ich eine Anekdote, die die Sache sehr klar macht. Zur Zeit einer brennenden Frage zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten saßen Lord Granville, der Minister des Äußern, und Mr. Motley, der amerikanische Gesandte, zusammen im Bureau des erstern. Die Luft war voll von Kriegsgerüchten.

„Mr. Motley," sagte Lord Granville, „es hat keinen Zweck, diese Sache diplomatisch zu besprechen. Ich bitte Sie daher um eine einfache Antwort auf eine Frage: ‚Soll Krieg oder Friede sein?' "

Hierdurch wurde Mr. Motley tatsächlich ein Ultimatum gestellt. Er saß ruhig einige Augenblicke da; dann antwortete er: „Wenn Eure Lordschaft denkt, daß Krieg die einzige Art ist, diese Frage zu regeln, so habe ich nur einen Rat zu geben."

„Und das ist?"

„Geben Sie den Befehl, Liverpool anzuzünden, und unsre Regierung wird die Stadt New York niederbrennen."

Diese Antwort brachte mit einemmal ein Lächeln auf das Gesicht des Lord Granville.

„Mr. Motley," sagte er, „ich verstehe Sie. Wir wollen nicht mehr über den Krieg reden."

Denn damals waren die Magazine Liverpools voll von amerikanischem Rohmaterial, während in New York ein großer Vorrat von britischen fertigen Waren lagerte. Diese engen Beziehungen des internationalen Handels bildeten die beste Friedensbürgschaft. Die heikle Frage wurde auf freundschaftlichem Wege erledigt.

Wir wollen nun sehen, wie weit jene Verhältnisse auch auf die gegenwärtigen Zustände passen. Japan sendet Rohmaterial nach den Vereinigten Staaten, und die Vereinigten Staaten senden fertige Ware nach Japan. Wenn wir unsre Beziehungen lösen und uns gegenseitig bekämpfen, würden die geschäftlichen Verbindungen zwischen den beiden Nationen zerrissen, und der chinesische Markt würde in die Hände der Engländer, Deutschen und Franzosen fallen. So würden die Vereinigten Staaten und Japan trotz der Begünstigung durch ihre geographische Lage am Stillen Ozean und trotz der Hilfsmittel für schnelle Benachrichtigung durch das submarine Kabel, jeden Vorteil vom asiatischen Handel verlieren. Ich brauche nicht bei der Auseinandersetzung zu verweilen, wie äußerst notwendig dieser Markt für beide Länder ist. Würde das eine weise diplomatische Politik sein, die unsre in Frieden vereinigten Nationen trennte? Kann das Volk für eine Politik eintreten, die so schädlich ist für den freundlichen internationalen Verkehr? Ich wiederhole: im zwanzigsten Jahrhundert sind es das Anwachsen und die Ausdehnung des internationalen Handels, die die Politik der Nationen bestimmen.

Abgesehen von den sachlichen Argumenten für den Frieden muß man sich erinnern, daß Amerika und Japan immer Freunde gewesen sind seit dem Besuch des Admirals Perry. Niemals ist zwischen ihnen eine beunruhigende Frage entstanden, ihre diplomatischen Beziehungen waren jederzeit herzliche, und der Handel der beiden Nationen ist in den letzten dreißig Jahren mit beispielloser Schnelligkeit gewachsen.

Und ich möchte prophezeien, daß der Handel zwischen den beiden Ländern sich verdreifachen wird, wenn der Panamakanal vollendet sein wird. Baumwolle und Tabak wird von Galveston und New Orleans durch den Kanal direkt nach Yokohama kommen, anstatt durch den Atlantischen Ozean nach Gibraltar zu gehen und den Weg durch den Indischen Ozean zu nehmen. Mit einem Wort, der Isthmuskanal wird die atlantische Küste Amerikas und den Golf von Mexiko viel näher an Yokohama heranbringen.

So sehen wir klar, daß Japan und die Vereinigten Staaten, die seit einem halben Jahrhundert freundliche Beziehungen unterhalten, noch immer aufeinander angewiesen sind, ganz abgesehen von der Aussicht auf einen großen gegenseitigen Nutzen durch gemeinsame Arbeit in Asien. Und der Vermutung, daß das amerikanische oder japanische Volk eine feindselige Politik von seiten ihrer Staatsmänner ertragen würden, sollte man nicht einen Augenblick Glauben schenken.

---

# Der österreichische Thronfolger.

Von

K. von B.

Wien, im September 1907.

Viele Augen sind schon jetzt auf den Erben des Habsburgerthrones, den Erzherzog Franz Ferdinand, gerichtet. Jüngst ging durch die Zeitungen die Nachricht, der ungarische Minister des Innern Graf Julius Andrassy sei beim Erzherzog Franz Ferdinand in Audienz erschienen, um auf Wunsch des Kaisers Franz Josef auch dem Thronfolger die Gesetzentwürfe über die Einführung neuer Verfassungsgarantien vorzulegen und des Erzherzogs Meinung darüber einzuholen. „Neue Verfassungsgarantien für Ungarn" — man wird leicht erraten, was das heißt. Als die nun regierende ungarische Koalition noch die oppositionelle Koalition war, und im Kampfe gegen die Krone und das Ministerium Fejervary stand, da hatte sie zu ihrer recht unangenehmen Überraschung erfahren müssen, daß die Krone trotz der „tausendjährigen ungarischen Verfassung" noch über Mittel verfüge, ihren Einfluß auf die Verwaltung, auf Munizipien und Komitate trotz der Autonomie der letzteren doch noch geltend zu machen; und zwar auch entgegen dem Willen einer oppositionellen Parlamentsmehrheit. Deshalb drang die Koalition dann beim Friedensschlusse mit der Krone darauf, daß gesetzliche Maßregeln geschaffen würden, um derlei für die Zukunft zu verhindern. Also: Neue Bollwerke für die Macht des Parlamentes, und daher Einschränkungen der Souveränitätsrechte der Krone. Da es sich bei diesen neuen Verfassungsgarantien darum handelte, allen kommenden Trägern der Krone in Ungarn mehr, als bisher, die Hände zu binden, schien es dem greisen Monarchen angemessen, auch den Thronfolger — tua res agitur — zum Wort kommen zu lassen. Deshalb war Graf Andrassy auch beim Thronfolger; ohne daß es, nebenbei gesagt, zu einer Einigung über das Ausmaß der neuen Bürgschaften gekommen wäre.

Die Nachricht von dieser Audienz erregte Aufsehen. Man fand des Kaisers Vorgehen begreiflich und billigte es. Aber man wunderte sich doch. Denn es war zum ersten Male, daß dem Thronfolger offizielle Gelegenheit geboten wurde, in die hohe Politik einzugreifen. Man wußte freilich, daß er, der General-Armeeinspektor, schon seit einigen Jahren bei den wichtigen Entscheidungen über militärische Fragen sein Wort in die Wagschale werfe und einen wesentlichen Einfluß ausübe. Manche näher Eingeweihte wußten ferner, daß der Kaiser schon seit einigen Jahren dem Erzherzog Franz Ferdinand die praktische Ausübung gewisser Hoheitsrechte der Krone übertragen habe; so z. B. die Entscheidung über Begnadigungen, über die Verleihung von Ordensauszeichnungen. Und auf Hintertreppen, in Salons und in politischen Konven-

tikeln raunte man allerlei Unkontrollierbares über die Einflüsse, die der Erzherzog auf verschiedene politische Angelegenheiten genommen hatte oder nehmen wollte. Aber man vernahm zum ersten Male, daß der Erzherzog offiziell aufgefordert worden war, sich über eine Frage, die freilich für die Politik Ungarns und die Stellung der Dynastie im Lande genug wichtig war, zu äußern. Mochte derlei auch früher vorgekommen sein, so war es doch nie in die Öffentlichkeit gedrungen. Noch niemals war die Person des Erzherzogs aus der korrekten Reserve der Thronfolgerstellung in das offene Licht des politischen Tages getreten. Da er nun offiziell in den Vordergrund gerückt wurde — was hatte das zu bedeuten? Sollte es nur auf den besonderen Anlaß zurückzuführen sein? Oder sollte dem Erzherzog fortan überhaupt stärkere Ingerenz auf die Politik eingeräumt werden?

Die Antwort auf diese Frage steht noch aus. Aber jedenfalls gab die Sache Anlaß dazu, daß man sich in der Öffentlichkeit wieder stark mit der Persönlichkeit des Thronfolgers beschäftigte. Wie ist er, wie wird er sein? Was hat dieser komplizierte, schwer zu regierende Staat von ihm zu erwarten, wessen hat man sich in bezug auf die Führung der Politik zu versehen? Alte Hoffnungen regten sich stärker, alte Besorgnisse tauchten wieder auf. Denn an beiden fehlte es nie. Hatten die einen, die Parteibrille auf der Nase, in allerhand kleinen mehr oder minder wichtigen Zügen an dem Bilde der Persönlichkeit des Erzherzogs eben so viele Gründe zu Besorgnissen vor reaktionären Anschauungen gefunden, so fanden die anderen in denselben Dingen Anlaß zu überschwänglichen Hoffnungen. Der Doktrinarismus und der Übereifer auf der einen wie auf der andern Seite halfen mit, daß so ziemlich alle Beurteilungen daneben schossen. Das konnte um so leichter passieren, als es an wirklich zuverlässigem Material zur Beurteilung der Persönlichkeit des Thronfolgers fehlte. Er liebt es nicht, seine Meinung auf den Markt zu tragen, und nichts war ihm unsympathischer, als wenn sich großes Geräusch über seine Person erhob. Und in seine Nähe zu kommen, d. h. so nahe, daß man deutlich sehen kann, ist nicht leicht. Das wußte man. Aber es hinderte nicht, daß man sich doch Bilder von ihm machte. Natürlich mußten sie zum größten Teile falsch ausfallen, schlecht oder unrichtig retouchiert sein. Was wiederum nicht hinderte, daß sie, von Mängeln voll, aus Österreich-Ungarn auch ins Ausland exportiert wurden.

Das ist bedauerlich. Denn es ist nicht gleichgültig, wie man im Ausland über den Thronerben des habsburgischen Reiches denkt. Deshalb soll hier der Versuch gemacht werden, einige der falsch gezeichneten Linien richtiger zu ziehen. Nicht um ein bis in die kleinsten Details ausgeführtes Bild kann es sich handeln. Dazu ist wohl die Stunde noch nicht gekommen. Nur einige Hauptsachen mögen erwähnt werden, die für die Charakteristik wichtig sind.

* * *

Zunächst ein paar Äußerlichkeiten. Der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, oder, wie er bei Hofe genannt wird: Erzherzog Franz, wird am 18. Dezember sein 44. Lebensjahr vollenden. Er steht also im besten Mannesalter, in voller geistiger und körperlicher Reife. Er ist gesund. Ein von seiner Mutter ererbtes Lungenleiden, das früher seine Gesundheit zu untergraben und seine Zukunft zu bedrohen schien, ist geheilt. Er hat seinerzeit, da noch niemand daran denken konnte, daß er für den Thron berufen sei, die übliche, sorgfältige Erziehung der Prinzen des kaiserlichen Hauses genossen. Ausgesprochene Vorliebe für alle militärischen Fächer, daneben für alle naturwissenschaftlichen Disziplinen. Großer Naturfreund, passionierter Jäger, meisterhafter Schütze. Seine Lehrer erkannten seine Gabe, leicht und klar aufzufassen, selbständig zu urteilen; so selbständig, daß er von einer einmal gefaßten Meinung schwer abzubringen war. Schwer zu beeinflussen und nicht leicht zu lenken. Hat dann bei verschiedenen Waffengattungen gedient, und ist derzeit, wie schon erwähnt, General-Armeeinspektor, d. h. er steht zur Disposition des kaiserlichen Oberbefehls. Als er nach der Tragödie von Mayerling zum Thronerben geworden war, wurde seine Ausbildung in verschiedenen Richtungen ergänzt. Hat dann vom Dezember 1892 bis Oktober 1893 eine Weltreise gemacht, von der er eine reiche Sammlung von allerhand ethnographischen und zoologischen Objekten heimgebracht hat.*) Ist Besitzer der ehemaligen Esteschen Güter in Italien, darunter auch der berühmten Villa Este in Tivoli. Doch werden die Erträgnisse dieser Güter in der Öffentlichkeit meist weit überschätzt. Sein Lieblingssitz ist Schloß Konopischt in Böhmen, das er vom Prinzen Lobkovitz gekauft und schön ausgestaltet hat. Er ist ein sehr genauer Rechner, und sparsamer Hausvater. Er gibt sich im Verkehr einfach, ist ein geschworener Gegner jeder Pose, liebt militärische Art, verkehrt gern mit Offizieren in kameradschaftlicher Weise. Bewohnt in Wien das herrliche, vom Prinzen Eugen von Savoyen erbaute Belvedere-Palais, das eigens für ihn neu eingerichtet wurde.

Erzherzog Franz Ferdinand ist mit Leidenschaft Soldat. Während seiner Krankheit, von der schon oben die Rede gewesen, hat es ihn am meisten geschmerzt, daß er sich Schonung auferlegen, nicht an den Manövern und sonstigen Übungen teilnehmen konnte. Er befaßt sich sehr gründlich mit allen militärischen Fragen, liest, prüft und zensuriert selbst alle ihm vorgelegten militärischen Berichte, wobei wieder sein selbständiges Wesen und Urteil zutage treten. Es wird mit Recht behauptet daß er in der Armee sehr beliebt ist. In den letzten Jahren hat er auf die Besetzung der obersten militärischen Stellen starken Einfluß genommen. Die Pensionierung des früheren Generalstabschefs Grafen Beck, die Ernennung des jetzigen Kriegsministers Schönaich und des neuen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf werden auf seinen Einfluß zurückgeführt. Für die Entfernung des Grafen Beck soll der Thronfolger so-

*) Über die Reise hat er ein Reisewerk geschrieben, das 1895 erschienen ist und seine Eindrücke und Erlebnisse schildert.

gar in einer wenig rücksichtsvollen Form eingetreten sein. Man erzählt eine Episode von den kombinierten Land- und Seemanövern an der dalmatischen Küste im Jahre 1906. Damals soll der Erzherzog dem Grafen Beck, der sich mit ihm am Bord des Flaggschiffes befand, in dürren Worten gesagt haben, daß der Graf Beck gut täte, auf seine hohen Jahre Rücksicht zu nehmen und einer jüngeren Kraft als Generalstabschef Platz zu machen. Graf Beck soll damals in einen Weinkrampf verfallen sein und hat die Konsequenzen aus diesem deutlichen Winke bald darauf gezogen.

Und nun zu den politischen Anschauungen des österreichischen Thronfolgers, zu seiner Stellung zu den Parteien und den treibenden Kräften dieses Staates. Daß der Erzherzog seiner Abstammung, seiner Erziehung und den Traditionen des Hauses nach, dank seiner ganzen Umgebung und den Eindrücken und Einflüssen, die von der Jugend an auf eingewirkt haben, konservative Neigungen besitzt, wird wohl niemanden wundernehmen können. Es kommt nur darauf an, ob diese konservative Gesinnung in so hohem Grade ausgeprägt ist, daß sie den freien Blick für das daneben oder dagegen Strebende trübt, und den Forderungen des neuen Tages, der neuen Verhältnisse, die in der Erscheinungen Flucht entstehen und sich durchzusetzen vermöchten oder gar durchsetzen müßten, so weit im Wege stehen, daß sich schwere Hemmungen oder Störungen im politischen Organismus des Reiches daraus ergeben würden. Nun ist der Thronfolger im politischen Leben, wie schon eingangs bemerkt wurde, noch viel zu wenig hervorgetreten, als daß darüber ein sicherer Schluß zulässig wäre. Die Missionen zu repräsentativen Zwecken zählen in dieser Beziehung nicht mit. Man muß sich daher darauf beschränken, vorläufig festzustellen, daß nichts vorliegt, was den Thronfolger zu einem Ultrakonservativen von solcher Art stempeln würde, daß wirklich notwendige und lebensfähige moderne Entwicklungen dadurch Schaden nehmen könnten.

Aber, höre ich einwerfen, ist denn der Thronfolger nicht klerikal? Nicht ein Werkzeug in den Händen des Klerikalismus und der Jesuiten? Horcht man auf die Urteile in gewissen liberalen Kreisen, so wird man häufig hören, daß der Erzherzog nicht nur ein Konservativer, sondern auch ein Ultraklerikaler sei. Man weiß, daß einer der Haupterzieher des Erzherzogs, der Weihbischof Dr. Godefried Marschall, noch im Hause des Thronfolgers ein wohl gelittener Mann ist. Man soll auch den Jesuitenpater Abel dort gesehen haben. Und wenn dies noch nicht genügt, so führt man dann die Beziehungen des Erzherzogs zu gewissen katholischen Vereinen, wie z. B. zu dem katholischen Schulverein ins Treffen, die nicht zu leugnen sind. Und als der Erzherzog eines Tages eine Abordnung des katholischen Schulvereines empfing und diesen Verein im Gegensatze zu der damals stark emporschnellenden alldeutschen Bewegung und der Los von Rom-Agitation als patriotischen Verein lobte, ihm seine Förderung zusagte, da stand das Urteil fest, daß er ein ausgesprochener Klerikaler sei.

Und doch ist's eigentlich nur eine fable convenue. Der Erzherzog ist ein gläubiger Katholik, er ist fromm, wie es fast alle Habsburger waren oder sind. Aber fromm und

klerikal ist zweierlei. Klerikal sein, heißt, sich auch in politischer Beziehung den Wünschen und Forderungen Roms gefügig und untertan zeigen. Nun glaube ich nicht, daß sich der Erzherzog jemals an Freidenkerkongressen beteiligen würde, und seine inneren Beziehungen zum Liberalismus — von den äußeren ist überhaupt nicht zu reden — sind gewiß nicht tief. Aber der Thronfolger wird ebenso wenig jemals ein blindes Werkzeug der Klerikalen werden, wie er sich etwa den Orders sozialdemokratischer Parteitage beugen würde. Wenn ihm zuzeiten auf dem Umwege über die erwähnten katholischen Vereine die christlich-soziale Partei näher zu treten suchte, und vielleicht nahe stand, so erklärt sich dies daraus, daß sich diese Partei — ganz abgesehen davon, daß sie große Anstrengungen machte, sich an seine Rockschöße zu heften — als „schwarz-gelbe" Partei pur sang gibt. Und es ist kaum verwunderlich, daß dem Erben der habsburgischen Kronen eine Partei, welche die österreichische Volkshymne singt, sympathischer sein muß, als jene, welche alle ihre Feste mit dem Rufe „Hoch Hohenzollern!" schließen. Wie der Erzherzog über die Versündigungen denkt, die das klerikal-konservative Regime in Österreich bis zum Jahre 1866 begangen hat, bezeugt ein Ausspruch, den er über Dr. Heinrich Friedjungs Werk: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" gemacht hat. Als einst im Manöverzelte des Erzherzogs über dieses Werk, in dem das klerikal-konservative Österreich wahrlich nicht zärtlich angefaßt ist, gesprochen wurde und es sich zeigte, daß etliche Herren das Buch nicht kannten, erklärte der Erzherzog es für durchaus wünschenswert, daß Friedjungs Werk die weiteste Verbreitung — auch in der Armee — finde. . . Es ist mit dem Klerikalismus der Wiener maßgebendsten Kreise überhaupt so eine Sache. Sie sind fromm. Aber dies hindert nicht, daß sie sich gegen politische Herrschgelüste der Kurie, die sich mit dem österreichischen Staatsinteresse nicht vertragen, sehr wohl zu wahren wissen. Das „klerikale" Österreich hat jahrelang keinen ärgeren Gegner gehabt, als den päpstlichen Staatssekretär Marchese Rampolla del Tindaro; wofür sich denn Wien auch revanchierte, indem es sein Veto gegen Rampollas Papstwahl einlegte. Und als die christlich-soziale Wiener Partei in ihren Bemühungen, den Erzherzog für ihre Zwecke zu benutzen, zu deutlich wurde, soll sie eine Ablehnung erfahren haben, die einem ihrer Führer, dem jetzigen Vizebürgermeister von Wien, Dr. Porzer, die Äußerung entlockte, mit dem Erzherzog sei „nichts zu machen".

Die persönliche Veranlagung des Erzherzogs tritt überdies hinzu, um die Gefahren seines „Klerikalismus" auf ein geringes Maß zu reduzieren. Es ist schon oben wiederholt auf des Thronfolgers Selbständigkeit im Urteilen und auf die Schärfe seines Urteils hingewiesen worden. Er hat in allen Dingen seinen eigenen Kopf und ist eine eigen- und starkwillige Natur. Schon dies schützt ihn davor, von einer Partei, sei es die klerikale oder eine andere, eingefangen zu werden. Was ist dann aber seine politische Meinung — abgesehen von den oben erwähnten konservativen Neigungen — und wie läßt sie sich kurz präzisieren? Er ist Österreicher, d. h. er trachtet danach, seinem zukünftigen Reiche in dem bekannten altösterreichischen Sinne zu nützen. Er hat ein

starkes persönliches und dynastisches Selbstgefühl, eine große Meinung von seinem zukünftigen Monarchenberuf, und seine politischen Anschauungen kommen vielleicht — mutatis mutandis — jenen am nächsten, die seinerzeit Alexander Bach gehabt hat. Daß er sich modernen Bedürfnissen nicht verschließt, bezeugt sein Verhalten der Wahlreform gegenüber; (es zeugt übrigens auch für seine scharfe Urteilskraft). Es mag richtig sein, daß er zuerst der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Österreich skeptisch gegenüberstand. Aber der Wert dieser Reform im Sinne der „konservativen Demokratie" hat ihm sehr bald eingeleuchtet. Und derjenige, der weiß, daß Ernst von Körber oder Baron Max Beck zu den Leuten gehören, die das Thronfolgers Vertrauen genießen, wird die Erzählungen über seine reaktionären Anschauungen leicht auf das richtige Maß zurückzuführen verstehen.

Er sei ein Gegner der Deutschen, ein Freund der Slawen, sogar ein Gegner des Dreibundes — hat es schon geheißen. Er ist weder das eine noch das andere. Er ist der Freund alles dessen, was ihm im Rahmen des österreichischen Staatsgedankens zu liegen scheint, was den dynastischen Interessen nicht widerspricht und alles dessen, was ihm im Sinne dieser seiner Auffassung politisch oder wirtschaftlich lebendig und erreichbar zu sein scheint.

Der Thronfolger und Ungarn. Das ist ein Kapitel, das seit langer Zeit in der öffentlichen Diskussion wiederkehrt und von Zeit zu Zeit immer wieder aufgetischt wird, ohne daß jede Wiederkehr wesentlich Neues bringen würde. Es ist immer: Tema con variazioni. Das Thema selbst zerfällt in zwei Absätze. Der erste handelt davon, daß der Thronfolger in Ungarn unpopulär sei. Und der zweite behauptet, daß der Erzherzog die Ungarn „nicht mag"; daß er ein Gegner Ungarns sei. Stützt sich die erste Behauptung auf tatsächlich vorgekommene oder vorkommende, oft die Grenze des Unehrerbietigen überschreitende Äußerungen in der ungarischen Presse, in so manchen politischen Kreisen oder in der Gesellschaft Ungarns, so führt die zweite zu ihrer Bekräftigung an, daß der Erzherzog fast nie — er kommt fast nur inkognito zu Jagdzwecken — in offizieller Eigenschaft nach Ungarn gehe; daß er, wenn sein Aufenthalt in Budapest einmal unvermeidlich geworden ist, ihn nach Tunlichkeit abzukürzen trachte, daß er bei solchen Gelegenheiten aus seinen geringen Sympathien gegen gewisse oberste, führende Kreise der ungarischen Gesellschaft kein Hehl mache; daß er nicht gerne ungarisch spreche, wohl auch nur unzureichend ungarisch könne; daß er für Land und Leute zu wenig Verständnis habe.

Man befürchtet in der Tat in Ungarn, daß der Thronfolger die ernste Absicht habe, jenes Maß von Selbständigkeit, das Ungarn im Jahre 1867 erworben hat, eines Tages, wenn er Herrscher sein wird, wieder einzuschränken. Möglich, daß diese Besorgnisse auf den Nachrichten fußen, die über die Verwandtschaft der Staatsideen des Thronfolgers mit jenen Bachs in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Als ich oben von jener Verwandtschaft gesprochen habe, haben auch die Werke „mutatis mutandis" ihren Platz gefunden.

Sie mögen nun wiederholt werden, um zu erfahren, daß der Thronfolger keinerlei Absicht hat, zwischen den Stammländern Österreichs und dem Königreiche Ungarn wieder jenes Verhältnis herzustellen, das in der Ära Bach keineswegs zum Vorteile beider Teile bestanden hat. Ich glaube mit Bestimmtheit versichern zu können, daß auch der Thronfolger nicht mehr hinter die 1867 geschaffene Basis zurückgehen will. Während des letzten Kampfes der ungarischen Koalition gegen die Krone wurde behauptet, der Thronfolger habe einmal gesagt: „Die Habsburger haben Ungarn noch in jedem Jahrhundert einmal mit den Waffen erobern müssen; ich sehe nicht ein, warum dies nicht auch in diesem Jahrhundert der Fall sein könnte.“ Es ist nie gesagt worden, zu wem der Thronfolger diese Worte gesprochen hat, und es ist zu bezweifeln, ob sie wirklich und ob sie gerade so gesprochen worden sind. War aber tatsächlich einmal von einer solchen „Eroberung“ die Rede, so sollte sicherlich nur die Herstellung oder Befestigung des 67er Zustandes „erobert“ werden.

Freilich, ein Hinausgehen über das 67er Verhältnis im ungarischen Sinne wird im Thronfolger kaum einen Anhänger oder Vertreter finden. Und hier liegt der Kern der zweifellos vorhandenen Verstimmungen zwischen dem Erzherzog und Ungarn, d. h. Ungarns gegenwärtigen Führern. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Erzherzog das Maß der Zugeständnisse, die seit 67 an die staatliche Selbständigkeit Ungarns gemacht worden sind, für erschöpft, vielleicht sogar für überschritten hält. Daß er in der weiteren Lockerung der Gemeinsamkeit, besonders der Gemeinsamkeit der Armee, an der er so sehr hängt, eine Gefahr für die Dynastie, für die Monarchie, für Ungarn selbst sieht. Daß also in dieser Richtung von ihm, wenn er einmal den Thron bestiegen haben wird, gewiß kein Entgegenkommen zu erwarten sein wird. Man war in Ungarn zuzeiten schon sehr offenherzig und hat in gewissen Kreisen aus den letzten Zielen der Selbständigkeitsträume wenig Hehl gemacht; recht Interessantes darüber war ja in den Äußerungen der Presse so mancher ungarischen Parteien in jenen Tagen zu finden, in denen sich die Trennung Norwegens von Schweden vollzog. Äußerungen Unverantwortlicher — könnte man einwerfen. Aber diese Unverantwortlichen und ihre Äußerungen machen die Stimmung. Und verderben sie.

Daß die Erkenntnis der letzten Ziele der magyarischen Unabhängigkeitsschwärmer nicht danach angetan war, die Sympathien des Thronfolgers für die herrschende, politische Clique Ungarns zu verstärken, wird man wiederum gar wohl begreifen. Und daß er in seiner selbständigen Herrenart dies ab und zu offen gezeigt hat, ist richtig. Daß er dabei aber kein Feind Ungarns ist, sondern nur gewisser Erscheinungen, die ihm nicht in den Rahmen der oben besprochenen staatspolitischen und dynastischen Ansichten zu passen scheinen, ist ebenfalls richtig. Darum wird es auch leicht verständlich sein, daß Graf Julius Andrassy, als er dem Thronfolger jüngst seine neuen Verfassungsgarantien vorlegte, bei aller Liebenswürdigkeit von seiten des Audienzgebers, in der Sache selbst kein Glück gehabt haben mag.

Nochmals: Von einer Gegnerschaft des Erzherzogs gegen Ungarn oder auch nur gegen das Magyarentum kann nicht ernsthaft gesprochen werden, sondern nur von der Gegnerschaft gegen gewisse, oben bezeichnete Strömungen. Aber freilich: Wer diesen Strömungen mit Energie entgegenzutreten droht, der ist in den Augen der herrschenden Clique, der Adelsoligarchie und der Geschäftspolitiker ein „Feind". Und man fürchtet die Energie des Erzherzogs. Deswegen hat man zuzeiten offen bekannt, man müsse noch vor seiner Thronbesteigung zu erreichen suchen, was zu erreichen sei. Denn später wäre es zu spät. Das konnte wiederum nicht dazu beitragen, im Wiener Belvederepalais größeres Vertrauen zu erwecken. So läßt sich denn nicht leugnen, daß das Verhältnis kein erquickliches geworden ist, und sich manches ändern müßte, ehe man es als gut bezeichnen könnte.

---

Neun Menschen unter zehn, mit denen man vom Erzherzog spricht, werfen nach etlichen Minuten sicherlich die Frage auf: Wie steht es mit seiner Gemahlin? wird er sie eines Tages zur Kaiserin machen? Werden die Kinder des Erzherzogs und der Fürstin Hohenberg Erzherzoge und Erzherzoginnen werden? Wird ein Sprößling aus dieser Ehe den Thron besteigen? . . . Erwidert man mit dem Hinweis auf das Hausgesetz, auf den feierlichen Eid, in dem der Thronfolger auf diese Fragen geantwortet hat, um die Dame seines Herzens heimführen zu können, so genügt das den Leuten noch immer nicht. Es ist, als genüge ihnen der Roman der Heirat des Erzherzogs noch nicht, um die sensationshungrige Phantasie zu befriedigen, als wäre es unmöglich, daß diese Geschichte, die so seltsam begonnen hat, mit einem friedlichen Eheglück ihren Ausklang nähme.

In diesen Fragen zittert noch die Sensation nach, die seinerzeit die Heirat des Erzherzogs mit der Gräfin Sophie Chotek erweckt hat. Es hat im Erzhause schon wiederholt morganatische Ehen gegeben. Aber noch niemals hat der Erbe der Krone eine Dame geheiratet, die zwar, wie es in der Ansprache hieß, die der Kaiser am 28. Juni 1900 vor der Verzichtleistung des Erzherzogs hielt, aus einem edlen Geschlechte stammt, aber den Angehörigen des Erzhauses doch nicht ebenbürtig ist; also, daß die Ehe nur morganatisch geschlossen werden konnte, daß die ihr entsprossenen Kinder nicht ebenbürtig anerkannt werden, nicht den Rang von Erzherzogen oder Erzherzoginnen annehmen können. Es war daher begreiflich, daß sich in den Kreisen des Hofes und der verantwortlichen Würdenträger anfangs starker Widerspruch gegen die Heiratspläne des Erzherzogs erhoben hat. Daß man im Hause des mit Töchtern gesegneten Erzherzogspaares Friedrich einigermaßen enttäuscht gewesen sein soll, als der Thronfolger die Hofdame der Erzherzogin Isabella freien wollte, schien glaubhaft. Daß sich der Minister des kaiserlichen Hauses, damals Graf Goluchowski, entschieden gegen die Heirat aussprach, war nicht minder begreiflich; denn er mochte in den ersten Zeiten noch Verwirrungen bezüglich der Thronfolge befürchten. Der Thronfolger soll ihm diesen Widerstand nie verziehen haben, und die Verstimmung, die er seit damals gegen den Grafen Goluchowski empfunden hat, ist nie mehr

gewichen. Aber auch daß der Kaiser zögerte, seine Einwilligung zu geben, ist erklärlich. Drohten doch anfangs die schwierigsten Probleme der Erbmonarchie aufgerollt zu werden. So dauerte es lange, bis endlich die Form gefunden war, die die Erfüllung des Wunsches des Thronfolgers gestattete; bis es zu jener denkwürdigen Szene in der Hofburg kam, da der Thronfolger sich vor versammeltem Hofe und seinen Würdenträgern feierlich mit Eid und Wort verpflichtete, die Hausgesetze anzuerkennen und nicht zu ändern, seiner Gattin und ihren Kindern niemals den Rang von Erzherzogen zuzugestehen, vielmehr anzuerkennen, daß seine Kinder von der Thronfolge ausgeschlossen bleiben müßten. Sich ferner verpflichtete, diesen Eid nie zu widerrufen und nie etwas zu tun, was zur Aufhebung des Verzichtes führen könnte. Erst dann wurde eine sympathische Lösung der Frage möglich, am 1. Juli 1900 fand im Schlosse zu Reichstadt die Vermählung statt. Die Stiefmutter des Erzherzogs, Erzherzogin Marie Therese, mit ihren beiden Töchtern war zugegen. Des Thronfolgers Brüder fehlten.

In Ungarn versuchte man, aus der Sache eine politische cause célèbre zu machen. Die Unabhängigkeitspartei bemühte sich, zu beweisen, daß nach ungarischem Rechte die Fürstin von Hohenberg Königin von Ungarn werden könne. Natürlich handelte es sich da nicht um die Sache selbst, sondern nur um den Versuch, Irrungen zu stiften oder für die Zukunft anzubahnen. Vergeblicher Versuch. Denn die Rechtslage war klar; überdies noch vor der Heirat durch eine Denkschrift des bedeutendsten Staatsrechtslehrers Ungarns, des Justizministers Desider von Szilagyi, klar gestellt worden. Nach der pragmatischen Sanktion Karls VI., die auch in Ungarn auf dem Preßburger Reichstage von 1723 als Gesetz inartikuliert worden ist, kann in Ungarn nur König werden, wer in Österreich thronberechtigt ist: Nur Mitglieder des Erzhauses. Da aber nach dem Hausgesetze und überdies auch dem Verzichte des Erzherzogs die Fürstin Hohenberg und ihre Kinder nicht Mitglieder des Erzhauses werden können, so war es klar, daß sie auch nie auf den Thron Ungarns kommen können. Als die Verzichtleistung des Erzherzogs in das ungarische Gesetz durch Reichstagsbeschluß inartikuliert werden sollte, hat dies der damalige Ministerpräsident Koloman von Szell deutlich auseinandergesetzt. Er zitierte eine Stelle des Hausgesetzes nach der Fassung und Sammlung von 1839, in der es u. a. hieß: „Mitglieder des Herrscherhauses sind die Erzherzoge und Erzherzoginnen, die aus ebenbürtigen Ehen von Erzherzogen und Erzherzoginnen stammen.“ Und er fügte hinzu, mit Bedauern konstatieren zu müssen, daß die Gemahlin des Thronfolgers niemals Königin in Ungarn werden könne. Dann wurde der Verzicht dem ungarischen Gesetze inkorporiert. Sollte also jemals daran gedacht werden, den Verzicht aufzuheben, so müßte auch das ungarische Gesetz umgestoßen werden.

Aus der Geschichte jener Zeit lassen sich wieder viele Züge sammeln, die für das Bild des Erzherzogs charakteristisch sind. Starke Beweise für die Selbständigkeit und Eigenwilligkeit seines Wesens. Besonnen und fest, hatte er den Kampf geführt, der zum Siege der Persönlichkeit oder der persönlichen Neigung über die Tradition geführt

hat. Als er dem Kaiser zum ersten Male den Wunsch offenbarte, die Gräfin Sophie Chotek heiraten zu dürfen, ward ihm der Bescheid, daß er nach Jahresfrist nochmals anfragen möge. Er wartete und kam wieder und setzte seinen Willen durch. Indessen waren staats- und privatrechtliche Hindernisse aus dem Wege geräumt worden. Nun lebt er in glücklicher Ehe mit einer feinen, guten und klugen Frau, die sich mit vollendetem Takt in ihre jetzige Stellung findet und ihm, dem schwer Lenkbaren, die Lebensgefährtin ist, wie er sie gewollt hat. Und diejenigen, die seinerzeit befürchtet hatten, daß der Einfluß des böhmischen Hochadels auf den Erzherzog durch die Fürstin Hohenberg zu groß werden könnte, wissen nichts anzuführen, was ihre Besorgnisse rechtfertigen würde.

Die Antwort auf die Thronfolgefrage ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Sie mag vervollständigt werden durch die Mitteilung einer Szene, die sich vor etwa Jahresfrist nach dem Tode des Erzherzogs Otto zugetragen haben soll. Damals soll Erzherzog Franz Ferdinand seinem jungen Neffen, dem Erzherzog Karl Franz Josef, in herzlichen Worten empfohlen haben, sich auf seinen zukünftigen Beruf vorzubereiten: Auf den Beruf des Monarchen.

---

# Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

Nach seinen Niederlagen im Jahre 1870—71 hat Frankreich den Wiederaufbau seiner Wehrmacht mit fieberhaftem Eifer, guter Einsicht und unübertroffener patriotischer Opferwilligkeit begonnen. — Dabei war der treibende Gedanke immer wieder die Revanche, die man nach Gambettas Ausspruch stets im Auge behalten solle, ohne von ihr zu sprechen. Es ist bekannt, daß diese Rüstungen, deren Zweck so klar vor Augen lag, Deutschland zwangen, auch seinerseits sein Heerwesen immer weiter auszubauen, denn wäre bei dem Wettlauf in der Heeresverstärkung beider Länder ein Augenblick gekommen, wo wir darin von Frankreich in erheblicher Weise überholt wurden, so war uns ein blutiger Krieg sicher.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß nur unser starkes Heer uns den Frieden erhalten hat, auch als wir uns noch auf einen Krieg nach zwei Fronten vorbereiten mußten.

Frankreich hat das Rennen endgültig verloren, es läßt die Flügel hängen, es ist erschöpft, sein Menschenmaterial reicht nicht mehr hin, die Kadres, die man fortwährend vermehrt hat, zu füllen. — Es wäre dies nur möglich gewesen, wenn die Geburten sich wenigstens nicht weiter wie bisher vermindert hätten.

| | | |
|---|---|---|
| Die Zahl der Geburten betrug | 1902 ....... | 845 378 |
| | 1903 ....... | 826 712 |
| | 1904 ....... | 818 229 |
| | 1905 ....... | 807 292 |

Der Überschuß von Geburten über die Sterbefälle, also die Zunahme der Bevölkerung betrug in dem letzteren Jahre nur noch 37 120. — Daß überhaupt noch eine Zunahme der Bevölkerung stattfand, lag nur darin, daß sich seit einer Reihe von Jahren infolge der verbesserten hygienischen Verhältnisse die Zahl der Sterbefälle im allgemeinen etwas vermindert hat.

Zum Vergleich mit den französischen mögen nach den Statistiken Bertillons für das Jahr 1904 hier die Geburtsziffern anderer Länder folgen. — Sie betrugen in England 1 181 770, Bevölkerungszunahme 474 512, in Deutschland 2 025 847, Bevölkerungszunahme 862 664. In Österreich-Ungarn betrug die Bevölkerungszunahme 562 964. Bertillon glaubt hiernach, daß Frankreich, das früher bevölkertste Land Westeuropas, hinsichtlich seiner Bevölkerung bald zu den Ländern dritter Klasse herabsinken wird.

| Es zählten z. B. | 1851 | 1906 |
|---|---|---|
| | (Millionen Einwohner) | |
| Frankreich ............. | 35 | 39 |
| Deutschland ............ | 35 | 60 |
| Österreich-Ungarn ...... | 30 | 47 |
| Großbritannien ......... | 27 | 43 |
| Italien ................ | 24 | 33 |

Im Jahre 1905 hob Frankreich zusammen zu den Fahnen aus: 259 930 Mann, Deutschland im gleichen Jahre 274 018, also nur 14 088 Mann mehr als Frankreich. Die Gesamtaushebung betrug jedoch in Frankreich 80,2, in Deutschland dagegen nur 54,8 v. H. von den Gemusterten der jüngsten militärpflichtig gewordenen Klasse.

Wenn es Frankreich möglich war, einen so hohen Prozentsatz seiner militärpflichtigen Mannschaft einzustellen, so war dies nur zu erreichen, indem wiederholt die Anforderungen an die körperliche Tauglichkeit herabgesetzt wurden. Dies hatte naturgemäß zur Folge, daß eine erhebliche Zahl Eingestellter nachträglich wegen Dienstuntauglichkeit entlassen werden mußte*) und daß die Kriegsfähigkeit der Truppen ungünstig beeinflußt wurde. Auch hat man im Jahre 1906 zu der Maßregel gegriffen, Halbtaugliche einzustellen, die als Arbeiter, Handwerker und Schreiber Verwendung finden. Jede Berechtigung zur Verkürzung der Dienstzeit ist beseitigt, auch die einzigen Ernährer der Familien sind nicht mehr von der Dienstpflicht entbunden.**)

*) Im Jahre 1902 waren es 6000 Mann.

**) Die Familien, deren Ernährer eingestellt wird, erhalten eine Entschädigung.

Alle diese Maßregeln haben es allein ermöglicht, für 1906 eine mittlere Friedenspräsenzstärke von 570 000 Mann (ohne das in Frankreich stehende Kolonialkorps) zu erreichen.

Auf die Dauer werden aber alle diese Maßregeln nicht ausreichen, die Friedenspräsenz, bei dem besonders seit 1887 beobachteten dauernden Rückgange der Geburten, aufrecht zu erhalten, denn schon jetzt entsprechen die Budgetzahlen der Mannschaften nicht der wirklichen Friedenspräsenzstärke, die hinter den Etats wesentlich zurückbleibt.

Die Loebellschen Jahresberichte berechnen die mittlere Friedenspräsenzstärke in Frankreich für 1906 auf 590 000 Mann, während die Etatsstärke 631 000 Mann beträgt, so daß etwa 41 000 Mann an dieser fehlen. Wenn dennoch bisher Frankreich unter Hinzurechnung seines Kolonialkorps ein fast gleich starkes Heer wie Deutschland zu erhalten vermochte, so geschieht es eben durch eine die Volkskraft schädigende Überlastung. Es ist ein ziemlich anerkannter Grundsatz, daß zur Vermeidung dieser Überlastung die Friedensstärke des Heeres 1 von 100 der Bevölkerung nicht übersteigen soll, Frankreich aber ist bei 1,5 von 100 angelangt.

---

Willig trägt das reiche Frankreich die pekuniäre Last, die eine so starke Armee ihm aufnötigt, wenn es auch nicht ohne merklichen Schaden an seinem Nationalvermögen geschieht, aber die Kadres seines Friedensstandes zu füllen, ist ihm nicht möglich.

Die Rage du nombre, die die französische Heeresverwaltung beherrscht, hatte zu dem Gesetz vom 4. März 1897 geführt, durch das die Aufstellung von vierten Bataillonen bei den 145 Subdivisionsregimentern, das heißt solchen mit eigenem Ergänzungsbezirk, angeordnet wurde. Diese Maßregel ist infolge mangelnden Rekrutenmaterials undurchführbar geblieben. Zurzeit zählen nämlich nur die Regimenter der Grenzkorps, des VI., VII., XX., XIV. und XV. Armeekorps sämtlich vier Bataillone; bei den andern Armeekorps ist dies nur zum Teil der Fall, so daß von den geplanten 145 Bataillonen überhaupt nur 87 zur Aufstellung gelangt sind, von denen 22 aber nur zwei Kompagnien stark sind.*)

Diese vierten Bataillone haben außerdem nie die vorgeschriebene Stärke erreicht. Während etatsmäßig die Friedenskompagnien 125 Mann zählen, die in den Grenzkorps — VI., VII., XX. Armeekorps — auf 165 bis 175 Mann verstärkt sind, die normalen Kompagnien im Innern zwischen 110 und 115 Mann zählen, erreichen die Kompagnien der vierten Bataillone im Innern nur die Stärke von 65, an der Grenze von 110 Mann.**)

Es hat sich gezeigt, daß es unmöglich ist, Truppenteilen auf so niederem Stande eine kriegsmäßige Ausbildung zuteil werden zu lassen. Sie stellen lediglich Skelette dar. Aber nicht nur an Mannschaften fehlt es, auch die unteren Kadres zeigen zahlreiche Lücken, fehlen doch 40 000 Kapitulanten, auf die man bei Einführung des Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit gerechnet hatte. Alle Vorteile, die man den Rengagierten geboten hat,

*) v. Loebells Jahresbericht über das Heer- und Kriegswesen.

**) Die deutsche Kompagnie auf hohem Etat zählt 160, auf niederem 142 Mann.

haben nicht genügenden Anreiz geübt. Manche Stimmen in der Presse wollen darin, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, ein Zeichen von Niedergang des militärischen Geistes in Frankreich erblicken.

Daß die Dinge so nicht bleiben konnten, hat man eingesehen, und so ist die Auflösung der vierten Bataillone zum Herbst beschlossen worden. Die Mannschaften werden auf die anderen Bataillone verteilt.

Wenn auch nach Lage der Dinge diese Maßregel eine gute und verständige ist, die eher als eine Stärkung denn als eine Schwächung der Heeresorganisation zu erachten ist, so bedeutet der Beschluß doch, daß die französischen Heeresvermehrungen ihren Höhepunkt überschritten haben. Es war für das Land eine harte Enttäuschung, die Maßregel kann nicht anders als ernüchternd, deprimierend wirken.

In neuester Zeit, als die Frage einer Artillerievermehrung erörtert wurde, ist Frankreich wieder einmal der Mangel an ausreichendem Rekrutenmaterial besonders vor die Augen getreten. Man hatte patriotische Beklemmungen, da nach der Vermehrung und Neubewaffnung der deutschen Artillerie dieser mit 144 Geschützen per Armeekorps gegen 92 französische die unbedingte Überlegenheit gesichert war. Besonders General Négrier verlangte unbedingt die Aufstellung von 120 neuen Batterien. Da es aber unmöglich schien, die dazu erforderlichen 10 000 Mann auf dem Wege der Rekrutierung aufzubringen, wurde von ihm vorgeschlagen, eine entsprechende Verminderung der Kavallerie eintreten zu lassen. In den öffentlichen Blättern, wie in der Fachpresse, entstand eine lebhafte Polemik über diese Frage. Schließlich hat man von der sehr bedenklichen Maßregel einer Kavallerieverminderung Abstand genommen und findet sich nun wohl oder übel mit der Überlegenheit der deutschen Artillerie ab. — Man kapituliert.

---

Wenn der Mangel an Rekrutenmaterial einen bedeutsamen Wendepunkt für die Entwicklung des französischen Heerwesens bedeutet, so kann die Einführung der zweijährigen Dienstzeit durch das Gesetz vom 21. März 1905 auch nicht anders als ungünstig auf das innere Gefüge des Heeres wirken.

Es ist gewiß, daß das abgeschaffte Wehrgesetz dadurch, daß die Wehrpflichtigen in Kategorien, die je 1, 2 oder 3 Jahre dienten, geteilt waren, manche Unzuträglichkeiten mit sich brachte, aber man besaß doch in den im dritten Jahre dienenden Leuten immerhin einen Stamm von Mannschaften, die in den unteren Stufen der Vorgesetzten und zur Rekrutenausbildung verwendbar waren. Das neue Wehrgesetz wurde beschlossen gegen die Stimme aller Offiziere von Erfahrung, die in der Presse sehr entschieden ihre Kassandrarufe ertönen ließen. Man versuchte den Widerspruch dadurch zu beschwichtigen, daß man Maßregeln traf, um eine größere Zahl von Kapitulanten zu gewinnen. Man rechnete auf die Einstellung von 14 000 Kapitulanten von Gemeinen und Korporalen — letztere eine Klasse zwischen unseren Gefreiten und Unteroffizieren — und 36 000 Unteroffizierkapitulanten, im ganzen also auf 50 000 Kapitulanten. Es ist aber vollkommen eingetroffen,

was Kenner der Verhältnisse vorhersagten, die Erwartung, so viel Kapitulanten zu erhalten, ist durchaus unerfüllt geblieben. Im Frühjahr 1906 besaß die Armee auf die Gesamtzahl von 41 517 Unteroffizieren nur 26 500 Kapitulanten, davon rund 4 500 commissionés, d. h. nicht im Truppendienst beschäftigte. Die Zahl der Korporale — bei der Kavallerie usw. Brigadiers — beträgt rund 46 000, von denen nur 3 200 Kapitulanten waren, dazu 2 300 Gemeinenkapitulanten — Schreiber, Musiker, Handwerker. Was ein solcher Mangel an erfahrenem Unterpersonal für die Heeresausbildung bei zweijähriger Dienstzeit bedeutet, wird jeder Kenner militärischer Verhältnisse zu würdigen wissen.

Die üblen Folgen des Gesetzes müssen sich in der ersten Zeit seines Inkrafttretens noch ganz besonders bemerklich machen, indem bis zur Einstellung der Rekruten im Oktober zwei Jahrgänge, die von 1903 und 1904, zur Entlassung gelangt sind, so daß gerade im Augenblick des Eintreffens der Rekruten zur Ergänzung der Chargen nur die Klasse von 1905 zur Verfügung steht. Daß durch jene Maßregel, die, wie die France militaire ausführt, nach dem Wehrgesetz durchaus nicht geboten war, eine Verminderung der unter der Fahne befindlichen Mannschaft im Sommer um 120 000, gegen Ende September bis zu der 14 Tage später erfolgten Rekruteneinstellung um 280 000 eingetreten ist, sei wegen der Erschwerung der Ausbildung der zurückbleibenden schwachen Etats erwähnt. Die französische Armee ist aber durch die geschilderten Umstände für mindestens ein halbes Jahr an jeder ernsten Aktion gehindert, auch rechnet die France militaire als Folge des Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit damit, daß die deutsche Armee auf dem Friedensstand um 100 000 Mann stärker sein wird als die französische, und daß sie die doppelte Zahl von Kapitulanten besitzen wird.

Wie bedenklich die höchsten Führer des französischen Heeres den hierdurch geschaffenen Zustand erachten, zeigt der Entschluß der Generale Hagron, Metzinger und Michal, Mitglieder des obersten Kriegsrates, um ihre Verabschiedung einzukommen, da sie die Verantwortung für eine Kommandoführung ferner zu übernehmen nicht imstande seien. General Hagron war bestimmt, die wichtige Nordwest-Armee zu führen, General Michal war zu seinem „alter ego“ ausersehen, General Metzinger sollte die Alpenarmee befehligen. Schon früher hatten die Generale Négrier und Famont aus ähnlichem Anlaß der Regierung ihre Degen zur Verfügung gestellt.*)

Von ganz besonders einschneidender Bedeutung aber wird jenes Wehrgesetz für die berittenen Waffen sein. Für diese bedeutet es nichts weniger als die Besiegelung eines starken Rückschrittes in der Ausbildung und die Festlegung der unbestreitbaren Überlegenheit der betreffenden deutschen Waffen über die französischen. Als man sich in Deutschland entschloß, die zweijährige Dienstzeit einzuführen, hütete man sich sehr wohl, die Maßregel auf die Kavallerie und die reitende Artillerie auszudehnen. In Frankreich konnte man natürlich nicht daran denken, solche Ausnahmen zu machen, man

*) General Prudhomme in der France militaire vom 30. Juli.

hätte ja gegen die „égalité" verstoßen, und so wurden auch diese Waffen von der zweijährigen Dienstzeit betroffen. In der Revue de Cavalerie und andern militärischen Blättern kann man sehr bewegliche Klagen darüber hören und begegnet trüben Ausblicken in die Zukunft dieser Waffen. Besonders richtet sich natürlich die Sorge dahin, wie nunmehr die Dressur der Pferde möglich sein soll, wo der dritte Jahrgang fehlt, und bei weitem nicht alle Unteroffizierstellen in den Eskadrons durch Kapitulanten besetzt sind. Zur Abhilfe sinnt man auf mechanische Dressurmittel, um durch solche in schnellerer Zeit als bisher die Pferde rittig zu machen. Es ist aber eine begründete Erfahrung, daß derartige Gewaltmittel, besonders in weniger kundigen Händen, nur auf Kosten der Pferdebeine zur Verwendung gelangen können. Außerdem erfordert die heutige Taktik der Reiterei eine so vielseitige Ausbildung, daß diese bei nur zweijähriger Dienstzeit unmöglich mit der nötigen Gründlichkeit erfolgen kann. Es sei nur an das in den Vordergrund getretene Fußgefecht erinnert, an den bedeutungsvollen Aufklärungsdienst, an die Herstellung von Mitteln zur Überschreitung von Wasserläufen, an die Ausbildung in der Eisenbahn- und Telegraphenzerstörung und an den so vielseitigen technischen Signaldienst, der Spezialisten erfordert. Dabei ist die Einzelausbildung, die volle Beherrschung des Pferdes, um auch schwierigstes Gelände zu überwinden, mehr denn je erforderlich, soll die Kavallerie den Anforderungen der Jetztzeit genügen.

Zudem klagt die France militaire schon gegenwärtig lebhaft über die mangelhaften Dienste, die besonders die Divisionskavallerie in der Aufklärung leistet. — Künftig aber wird, eine Mobilmachung im zeitigen Frühjahr vorausgesetzt, die Hälfte der französischen Kavallerie aus Mannschaften bestehen, die im Aufklärungsdienst noch fast unbewandert, im Geländereiten ungeübt sind, während der Rest, abgesehen von einigen Reservisten, eine Dienstzeit von $1^1/_2$ Jahren hinter sich hat.

Daß in Folge dieses Gesetzes die französische Reiterei und in entsprechender Weise deren Schwesterwaffe, die reitende Artillerie, an Tüchtigkeit und damit auch an Selbstvertrauen der deutschen Reiterei gegenüber, deren Überlegenheit sie schon jetzt fürchtet, wesentlich einbüßen wird, scheint zweifellos. Keine andere Waffe aber bedarf so des Wagemutes, wie die Reiterei; dieser aber ist ein Produkt des Selbstvertrauens und des Gefühls der Überlegenheit über den Gegner.

Ein weiterer organisatorischer Übelstand des französischen Heerwesens, der dessen Niedergang bewirken muß, liegt in der persönlichen Stellung des Kriegsministers und der Organisierung des Oberbefehls. Der Kriegsminister, ein Beamter, dessen Stellung ganz von dem Willen des Parlaments abhängt und dessen Amt daher schnellstem Wechsel unterworfen ist, ist in Frankreich bekanntlich Chef der Armee. Eine Zeitlang war dies ein Börsenmakler, Herr Berteaux. Es läßt sich ermessen, welches Maß von Autorität ein solcher Herr dem Heere gegenüber besitzt. Bei ernsten Ereignissen würde eine solche Persönlichkeit natürlich ausfallen. Es wird ein Oberbefehlshaber ernannt, der aber nie entfernt das Maß von Autorität genießen wird, als wenn dieser

Posten von einem Souverän bekleidet wird, oder auch nur von einem Feldherrn, der von diesem ernannt und gedeckt wird.

Aus dem Fehlen der monarchischen Spitze ist aber noch ein weiterer Mangel des französischen Heerwesens herzuleiten. Es fehlt dem Kriegsminister nach dem bestehenden Beförderungsgesetz die Macht, unfähige und überalterte Offiziere zu verabschieden. Die Nachteile, die dieser Umstand im Gefolge hat, zeigten sich höchst frappant, als man 1905 die Befürchtung eines Krieges mit Deutschland aus Anlaß der marokkanischen Frage hegte. Das führende französische Militärblatt kam in einem Alarmruf auf diesen Mangel zurück, indem es die Frage stellte: „Wenn heute der Krieg ausbrechen sollte, wie wäre es um die Befehlsführung bestellt?“ Das Blatt hob bei der Beantwortung dieser Frage hervor, daß man zu dem militärischen Können der Generale wohl Vertrauen haben könne, bei vielen aber nicht zu ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit, von der nicht allein die Ausdauer bei Anstrengungen, sondern auch die Entschlußkraft auf dem Schlachtfelde abhängt. In der plötzlichen Erkenntnis dieses Zustandes wurden unter dem 1. August umfangreiche Änderungen in der Generalität befohlen, begonnen vom Chef des Generalstabes und dem Oberbefehlshaber von Paris. Allein 13 Kavalleriegenerale wechselten ihre Stellungen, und erhielten teils andere völlig belanglose Posten oder wurden bei der Infanterie untergebracht, was, wohl mit Recht, von der France militaire scharf kritisiert wurde. Das Blatt hielt die getroffenen Veränderungen aber für völlig unzureichend, „da noch zahlreiche andere Befehlshaberstellen der Verjüngung bedürften.“ Der Kriegsminister aber besitzt bei dem bestehenden Beförderungsgesetz nicht die Macht, in durchgreifender Weise Abhilfe zu schaffen. In der Revue de Cavalerie wird auch jetzt noch ganz offen geklagt, daß viele Generale an ihrer Truppe kleben, da sie nicht imstande sind, vorauszugaloppieren. Der Übelstand überalterter und nicht mehr felddienstfähiger Generale, deren Lebensalter sich im Durchschnitt auf 62 bis 65 Jahre berechnet, gegenüber 54 Jahren in Deutschland, bleibt bestehen, solange nicht mit dem bisherigen System gebrochen wird.

Daß der französische Generalstab nicht die wünschenswerte Leistungsfähigkeit besitzt und seine Organisation mangelhaft ist, läßt die französische militärische Presse ebenfalls erkennen. Ganz allgemein ist der Vorwurf, daß die Generalstabsoffiziere zu wenig für den eigentlichen Generalstabsdienst erzogen werden, sich dagegen im schematischen Bureau- und Schreiberdienst abarbeiten. Es liegt mir eine Kritik über die Tätigkeit des Generalstabes während der großen Manöver an der Ostgrenze im Jahre 1905 in der Revue de Cavalerie vor, die sehr scharf ausfällt. Manöveranlage, Generalstab, Intendantur hätten hier versagt. Die Verpflegungstrains trafen oft erst nach Mitternacht in den vorher bestimmten, oft weit rückwärts liegenden Unterkunftorten ein, deren Aufsuchen wie die Märsche am Morgen zur Versammlung am andern Tage zwecklose Überanstrengungen der Truppen zur Folge hatten. Die Befehle trafen sehr spät, auch gar nicht ein, ihre Abfassung war mangelhaft, worunter selbstredend die Ausführung litt, es

fehlte eine sachgemäße Organisation des Dienstes, die zu zahlreichen Generalstabsoffiziere fanden nicht entsprechende Verwendung usw.

Ein weiterer Übelstand im französischen Heerwesen, der dessen Niedergang befördert, aber bei den bestehenden Zuständen unausrottbar scheint, ist die Protektionswirtschaft, die bei der Beförderung von Offizieren Platz gegriffen hat. Die Zustände sind schlimmer als sie in irgend einem monarchischen Staate, Rußland vielleicht ausgenommen, denkbar sind. Auch hierbei stütze ich mich, wie bei allen vorangegangenen Ausführungen, lediglich auf Stimmen, die sich in der loyalen französischen Presse vernehmen lassen, also wohl auf unantastbare Berichte. In Frankreich sind es die Abgeordneten, die auf die Beförderung der Offiziere den größten Einfluß ausüben. Es ist soweit gekommen, daß der bekannte Abgeordnete Humbert, früher Ordonnanzoffizier des Kriegsministers André, einen Alarmruf gegen diese Mißstände hat ertönen lassen, der sich bis zu einem scharfen Angriff gegen den Oberbefehl verdichtet. „L'armée n'est pas commandée,“ ruft Humbert aus und stellt fest, „daß die Beförderung völlig ungewiß und zugleich oft ungerecht ist.'' Die France militaire muß dem Abgeordneten recht geben. Man stelle sich vor, wie eine solche Tatsache auf den Geist der Offiziere wirken muß. Die Ursache sieht Humbert darin, daß gerissene Offiziere — officiers débrouillards — außerhalb des Dienstweges Unterstützung und Befürwortung finden. Diese Unterstützung leisten im wesentlichen die Abgeordneten. Zur Zeit, wenn die Beförderungsliste im Kriegsministerium gearbeitet wird, drängen sich die Abgeordneten im Vorzimmer, um ihre Gesuche anzubringen; einer derselben soll sich sogar gerühmt haben, in jener Zeit dreihundert Empfehlungsschreiben versandt zu haben. Einzelne besonders einflußreiche Abgeordnete sollen nach der France militaire sogar ein besonderes Bureau unterhalten, das parallel mit dem des Ministers arbeitet.

Es hat keinen Zweck, sich hier mit den verschiedenen Vorschlägen zu beschäftigen, die diesen Übelständen ein Ziel setzen sollen. Der Versuch des Kriegsministers Etienne, dem Unwesen ein Ende zu machen, ist an dem Widerstande der Abgeordneten gescheitert, die sich dieses Einflusses nicht begeben wollen, der ihnen einerseits das Mittel bietet, ihren Wählern Gefälligkeiten zu erweisen und sich bei Neuwahlen ihrer Stimmen zu versichern, andererseits eine Handhabe bildet, den Kriegsminister, der bezüglich seiner Stellung lediglich auf das Wohlwollen der Abgeordneten angewiesen ist, ihre Macht fühlen zu lassen.

Wie die Dinge liegen, scheint es ganz ausgeschlossen, daß dieser Krebsschaden, der den Geist des Offizierskorps arg schädigen muß, jemals ausgerottet werden wird.

Selbst in der France militaire hat man völlig die Hoffnung aufgegeben, daß diese Zustände sich ändern werden und sagt in einem Artikel vom 19. Juli, „daß mehr und mehr Gunst und Laune bei den Beförderungen vorherrschend werden.''

Es muß überhaupt hervorgehoben werden, wie sehr der französische Parlamentarismus den Niedergang des Heerwesens fördert. Wohl kargt man nicht in Bewilligung

der nötigen Geldmittel, ja, wir haben lebhaft den Patriotismus anerkannt, der nach dem großen Kriege die größten Opfer zur Wiederaufrichtung des Heeres zu bringen nicht gezögert hat. Seit einiger Zeit reicht der Patriotismus bei den Volksvertretern aber nur so weit, als ihr Egoismus, ihre persönlichen Interessen, ihre Eitelkeit davon nicht berührt werden. Man trifft Maßregeln, von deren Schädlichkeit man innerlich überzeugt ist, nur um der Masse seiner Wähler zu gefallen und sich möglichst die Wiederwahl zu sichern.*)

Es ist kein Wunder, daß darüber Erbitterung in den militärischen Kreisen herrscht, und diese in der bürgerlichen Presse, z. B. im Figaro, wie in der militärischen scharfen Ausdruck findet. Es wird dem Parlament direkt der Vorwurf gemacht, daß es die Interessen der Nation Wahlrücksichten geopfert hat. Diese Wahlrücksichten hätten ganz eklatant mitgesprochen bei dem Gesetz über die zweijährige Dienstzeit und dessen vorzeitiger Anwendung, bevor man sich der erforderlichen Kapitulanten versichert hatte, bei der vorzeitigen Entlassung der Jahresklassen von 1903 und 1904, bei der immer weiteren Einschränkung der Reservepflichtübungen, bei dem Gesetz über die Abschaffung der Militärgerichte und deren Ersetzung durch Zivilgerichte, dessen Abschluß mit Rücksicht auf die kürzlichen Meutereien im Heere nur verschoben wurde,**) bei der außerordentlich milden Beurteilung der Meuterei des 17. Infanterie-Regiments in der Kammer.

An diesen Dingen wird sich nicht ein Jota ändern, so lange das jetzige Regierungssystem in Frankreich besteht. (Schluß folgt.)

---

# Ein unveröffentlichtes Opernfragment Richard Wagners.

Mitgeteilt von

Dr. Richard Batka.

Es war im Herbst 1832. Inbrunst im Herzen, war der neunzehnjährige Richard Wagner nach Wien gewandert, hatte aber statt der gesuchten Stadt Mozarts und Beethovens die Stadt Herolds und Donizettis angetroffen. Enttäuscht kehrte er heim und hielt sich auf der Rückreise in Prag auf, wo, wenn auch verzopft und erstarrt, wenigstens die Traditionen Mozarts noch fortlebten. Dank seiner in Prag als sehr beliebte Schauspielerin wirkenden Schwester findet er Zutritt in den ersten musikalischen Kreisen.

---

*) In einem kürzlich im Echo de Paris veröffentlichten Briefe eines neugewählten Abgeordneten erklärt dieser ganz offen, die Abgeordneten seien verpflichtet, die Wünsche ihrer Wähler zu erfüllen.

**) Das Gesetz wird jedenfalls noch kommen und wäre bereits verabschiedet, wenn man den Eindruck nicht gefürchtet hätte, den der Erlaß des Gesetzes gerade im Augenblick machen mußte, als im Süden die Unruhen losbrachen.

Hocharistokratische Herren protegieren ihn und verschaffen ihm die seltene Gunst, daß das unter ihrem Einfluß stehende Konservatorium dem jungen Manne eine Sinfonie, die er mitgebracht hat, in einer Privataudition mit dem Schülerorchester vorführt. Künstler, die noch zu Mozart und Beethoven in persönlichen Beziehungen gestanden, teilen ihm vieles aus dem Schatz ihrer Erinnerungen mit. Und nicht ohne Befriedigung wird er Zeuge, wie Herolds in Wien verhimmelter „Zampa", dessen Melodien ihn dort geradezu verfolgten, das Publikum der Don Juanstadt ziemlich gleichgültig läßt. Bedurfte es da noch eines feurig geschlossenen Herzensbundes mit einem gleichstrebenden jungen Musiker (J. Fr. Kittl), um das Phantasieleben und die Schaffenslust Wagners mächtig anzuregen?

Als er Mitte November die alte Moldaustadt verließ, führte er in seinem Gepäck den Entwurf eines Operntextes mit sich, den er während dieses Prager Aufenthaltes gedichtet hatte. Das Stück sollte „Die Hochzeit" heißen und Wagner selbst skizziert in seiner Autobiographie den Inhalt folgendermaßen: Ein wahnsinnig Liebender ersteigt das Fenster zum Schlafgemach der Braut seines Freundes, worin diese der Ankunft des Bräutigams harrt. Die Braut ringt mit dem Rasenden und stürzt ihn in den Hof hinab, wo er zerschmettert seinen Geist aufgibt. Bei der Totenfeier sinkt die Braut mit einem Schrei entseelt über die Leiche hin.

Auch was weiter mit der „Hochzeit" wurde, teilt Wagner in seiner kleinen Autobiographie mit. „Nach Leipzig zurückgekommen, komponierte ich sogleich die erste Nummer dieser Oper, welche ein großes Sextett enthielt, worüber Weinlig sehr erfreut war. Meiner Schwester gefiel das Buch nicht; ich vernichtete es spurlos." Aber ein Bruchstück wenigstens hat sich erhalten mit der Skizze bezw. der ausgeführten Partitur jenes Ensembles, das die Oper nach einer kurzen Introduktion eröffnet. Beide Manuskripte sind Wagner abhanden gekommen. Das Konzept, das vor einigen Jahren im Autographenhandel auftauchte, wurde nach England entführt, doch waren einzelne Verse und Notenzeilen zuvor von Interessenten notiert worden und daher stammt unsere ganze bisherige Kenntnis von dem Werke. Die 36 Partiturseiten umfassende Reinschrift hatte Wagner als Chordirektor in Würzburg dem dortigen Musikverein geschenkt, und nach der bald darauf erfolgten Auflösung des Vereines war sie einem Musikalienhändler zugefallen. Dieser bot sie Wagner um 500 Mark zum Kaufe an, Wagner wollte nur 150 geben, klagte zuletzt auf Rückgabe seines Eigentums, verlor den Prozeß, mußte 600 Mark Kosten bezahlen und ließ aus Verdruß darüber die ganze Sache ruhen. Später kaufte das Manuskript die bekannte englische Wagnerverehrerin Mrs. Burrell in London, deren Tochter, Frau Sermonda Henniker Heaton, es bis heute behütet. Die Güte der Eigentümerin, die mir eine genaue Kopie zur Verfügung stellte, und die freundliche Erlaubnis vom Hause Wahnfried setzt mich in den Stand, den Text der ersten Oper Richard Wagners, soweit er sich erhalten hat, zum erstenmale vollständig aus der Sammlung der Hon^ble Mrs. Burrell mitzuteilen. Die in eckige Klammern gesetzten Stellen haben als erläuternde Zusätze von mir zu gelten. Die vorkommenden Personen sind H a d m a r, ein mittel-

alterlicher Herrscher, Arindal, sein Sohn, Ada, dessen Braut, Lora, ihre Vertraute, Harald, ein Hofmann; dann Cadold, Sohn Moralds, eines anderen Herrschers, nebst seinem Freunde und Begleiter Admund. Die Lesung einiger Namen ist nicht ganz sicher. In der Skizze liest man Cora, was mir bei Wagners Tendenz zu alliterierenden Namensbindungen (Arindal, Ada, Admund; Hadmar, Harald; Cadolt, Cora) wahrscheinlicher ist. Morar wird auch Morald gelesen, offenbar in Anlehnung an den aus dem „Tristan" bekannten Morold. Wer die Schrift des jungen Wagner kennt, wird die Möglichkeit von Zweifeln über die richtige Form begreifen.

[1. SCENE.

Der Hof in Hadmars Burg. Cadolt und Admund ziehen mit Gefolge ein und werden von dem festlich geschmückten Volke begrüßt.]

Die Männer.

Vereint ertönet jetzt aus unsrem Munde,
des Friedens freundlich hoher Gesang!
Denn Hadmar und Morar, nach langem Kampf,
Nach blut'gem Streit,
Sind ausgesöhnt, vereint zu dieser Stunde,
da wir, ein hohes Fest zu begeh'n,
die Hände froh uns reichen.

Chor der Frauen.

Willkommen ihr, von Morars fernem Lande,
Auf Hadmars froher Burg!
Wo Friede sich mit hoher Freude einet,
Beim heitern Hochzeitsfest.
Schon ist mit Arindal vermählet,
die schöne Ada, Hadmars Kind,
die Zierde aller Frauen!

(Cadolt kommt, vor sich hinbrütend, ihm folgt Admund.)

Cadolt.

Sie sind vermählt. — Vermählt — was kümmert's mich!
Vermählt!

Admund.

Du bist nicht froh, o Herr!

Cadolt.

Warum kam ich hierher, um alles dies zu sehn!

Admund.

Weich mir nicht aus! Vertrau mir, was dich quält.

Cadolt.

Ich weiß es nicht mein Freund! doch wollt' ich wohl,
wir wären nie hierher gezogen! Dies Fest —

Admund (hastig).

Du trauest Hadmar nicht?

Cadolt.

Warum doch, Freund?

Admund.

Dein Vater schloß nach langem Streite Frieden;
Den Bund der Freundschaft enger noch zu knüpfen,
Lädt Hadmar deinen Vater zum Hochzeitfest;
Doch der, vom Alter schon gedrückt,
Schickt dich statt seiner her; —
Und dir droht der Verrath,
Der deinem Vater bereitet ist!

Cadolt.

Verrath? den fürcht' ich nicht;
Von Haß ist leer mein Busen;
Doch etwas and'res, ach!
Hat ihn ersetzt!

[2. SCENE.]

(Hadmar tritt mit Ada, Arindal, Cora und Harald nebst Gefolge im festlichen Zuge auf Bewillkommnungen.)

[Chor.]

Seht, o seht, dort nahet schon
In Jugendfülle und hoher Pracht
Neuvermählt das edle Paar,
In Lieb' und ewiger Treu' vereint.

[Die Männer.]

Preis dir, der Schönsten aller Schönen!

[Die Frauen.]
Preis dir, dem Edelsten der Edlen!
Preis dir!

[Cadolts düsterer Blick ist magnetisch auf die angetraute Braut seines früheren Gegners geheftet und fesselt so den ihrigen, der, über die bunte Menge schweifend, unter plötzlichem Erschauern an der Gestalt des Unbekannten haften bleibt.]

Ada (erblickt Cadolt).
Mein Gatte, sprich! wer ist der fremde Mann?

Arindal.
Cadolt ist's, Morars Sohn, vor kurzem noch
Mein Feind, doch jetzt für Ewigkeit mein Freund!

Hadmar.
Willkommen sei mir Morars Sohn,
Gegrüßt du Bürge ewigen Friedens;
Dies Fest, der Liebe mir geweiht,
Sei auch des Streites Ziel und Ende.

Cadolt.
O wär ich nimmer hierher gezogen,
O hätt ich nimmer dies Fest gesehn!
Dieß Fest verspottet meine Schmerzen,
Der Jubel höhnt frech meine Qual.
Verhöhnet meine Qual.

Admund [zu Cadolt].
Trau' ihnen nicht, ich kanns nicht glauben,
Daß man es redlich mit uns meint;
Verrath seh ich wohin ich blicke,
Und Meineid höhnet unsrer Treu'.

Cora [für sich].
Vereint sind sie in Lieb und Treu',
Vereint im Schutz des ewigen Friedens;
Sei ewig ruhig denn, mein Herz,
Ihr hohes Glück sei stets dir heilig.

Arindal.
O hohes Glück, du bist erreicht,
Was ich ersehnte, was ich hoffte,
Der lang gepflegten Liebe Lohn
Ist Überglücklichem mir verliehn.

Ada [für sich].
Wie wunderbar und unbegreiflich
Erscheint mir seine Gegenwart;
Wie ahnungsvoll und, o, wie ängstlich
Erfaßt sein Wesen mich, sein Blick!

Harald [zu Hadmar].
Trau ihnen nicht, ich kann's nicht glauben,
Daß man es redlich mit uns meint;
Verrath seh ich wohin ich blicke,
Und Meineid höhnet unsrer Treu.

Chor.
Vereint ertöne jetzt aus unsrem Munde
Der Freude, des Friedens
Freundlich hoher Gesang.

Würzburg, den 1sten März 1833. Richard Wagner.

---

# Die Branzilla.

Von

Heinrich Mann.

## I.

Die junge Sängerin verließ das Klavier und ging der dahinten noch lauschenden Gesellschaft entgegen. Ganz allein ging sie zwischen den Säulen, den Büsten mit pomphaft zurückgeworfenen Perückenköpfen über den weiten, spiegelnden Steinboden. Sie streckte sich sehr gerade, sah senkrecht vor sich hin; und die Arme ausgebreitet, hielt sie zwei blasse Fingerspitzen an ihrem großen, runden Rock, der sich rings um sie her am Estrich zerdrückte, wie sie vor der Prinzessin das Knie bog. Die Prinzessin bot ihr gnädig die Bonbonniere. „Welch einen Engel diese Kleine in der Kehle hat!“ Die alten Frauen bewegten befriedigt die Fächer und lächelten ihren alten Galans zu, die sich räu-

sperten und von Erinnerungen anfingen. Die jungen Männer zogen die Köpfe in die hohen Kragen ihrer braunen Röcke, ließen ihre Lorgnons gesenkt und preßten bleich die Lippen aufeinander. Eins der jungen Mädchen, das begehrteste von Rom, stand plötzlich auf — die gestickten Kränze ihres Saumes schaukelten über ihren kleinen Schuhen — und warf die Arme um die Branzilla.

„Wie Ihr glücklich sein müßt!" flüsterte sie am Halse der Sängerin. „Alle Liebe gehört Euch. In Eurer Stimme ist alle Liebe der Welt."

Aber sie verwirrte sich unter dem harten und traurigen Blick aus den Augen der anderen. Sie trat zurück; die Branzilla stand wieder allein: ihr klares Vogelprofil gegen den Haufen gerichtet, den sie bewegt hatte.

Hinter ihr seufzte es. Einer ihres Alters, einer in schwarzer Seide, richtete Schwärmeraugen auf sie.

„Fräulein Adelaide!"

„Exzellenz, Eure Dienerin."

„Ihr dient niemandem," sagte seine bedeckte Stimme; „auch nicht der Kunst. Die Kunst dient Euch. Sie kniet vor Euch: sie, unser aller Mutter. Und auch ich, dem die Kunst doch alles war, will nur noch vor Euch knien."

„Das ist bequem."

Und sie ging an ihren Platz. Er folgte sanft.

„Mein Haus, Adelaide, erwartet Euch. Die Fenster blicken nach Euch aus, die alten Bilder sind erwacht und sind neugierig auf Euch. Meine Diener gehören Euch und wissen es. Die ersten Lehrer Italiens stehen bereit, Euch zu vollenden. Wann kommt Ihr? Die Hecken im Garten sind höher gewachsen, um vor den Weihelosen Euer Bild zu hüten. Die Mauern umtürmen eifersüchtig Eure einzigen Töne."

Sie tat kleine harte Fächerschläge. Mit kalter Unterwürfigkeit:

„Ich stehe zu Diensten, Exzellenz. Meine Tante und ich, wir nehmen Eure Einladung an."

---

Sie kamen; — und wie die Branzilla zwischen ihren neuen Atlaswänden aus zerrissenen Schachteln ihre Kleiderfetzen nahm, war Dario Rupa es, der sie ihr vom Arm hob.

„Wir sind so arm, Exzellenz, daß wir unsere Wohnung nicht länger bezahlen konnten. Hätten wir Euch sonst belästigt?"

„Ich werde Euch durch dies Haus führen, das Eures ist."

„Habt die Gnade, mich in das Musikzimmer zu führen . . . Habt die Gnade, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe und studiere . . . Ihr wollt mich schon hinausweisen? Nur mir zuhören? Das wäre Eurer Exzellenz nicht würdig. Ihr müßt Besseres zu tun haben . . . Nein, ich esse nicht; Eure Exzellenz möge mich entschuldigen. Ein rohes Ei, einen Fenchel, und es ist genug. Keinen Wein. Ich bin Eure Dienerin."

---

„Niemand sah Euch, Adelaide, auf dem Korso, unter den Müßigen ohne Schicksal. Wart Ihr nicht auch heute in geschlossener Karosse draußen bei den großen Ruinen? Allem Großen wißt Ihr Euch nahe; mühelos verkehrt Ihr mit der Größe und wachst an ihr. In den Denkmälern der Alten öffnet sich Euch die geisterhafte Pforte Eurer Kunst. Ihr selbst werdet groß werden.“

„Ich werde nichts lernen als heulen, wenn ich mit Euch schwatze.“

„Verzeiht mir! Ich gehe und lasse Euch Eurer Arbeit, die Euch so reich macht. Wie ich mich meiner ärmlichen Muße schäme!“

„Auch als er Eure Exzellenz erschuf, wird Gott gewußt haben, wozu.“

Sie dachte: „Zu meinem Nutzen.“

. . . „Da steht sie am Fenster, weiß umflossen. Ich habe im Dunkeln das Knie auf einen Stuhl gesetzt, recke den Hals nach ihrer Welt, atme ein wenig von ihrer Luft. Weiß sie von mir? Sie singt! Fünf Jahre schon höre ich sie singen, so nahe bei mir, und schweige. Schweige ich? Ist nicht ihr Gesang meine Seele, die endlich fliegen lernte und klingen? Ich breite die Arme aus; ich bin frei . . . Schwärmer! Sie singt: Du bist stumm. Nur sie hat die geklärte, gleichmäßige Flamme; deine wälzt sich plump zum Himmel auf und fällt zurück in düsteres Schwelen. Du weißt deine Leidenschaft nicht zu ordnen; du stammelst, machst dich trunken und versagst wieder. Sieh ihre nüchterne Begeisterung, nüchtern wie die Ewigen, Himmlischen! Und vergeh! Nein: leben in ihr! Wenn es sein könnte: sie immer im Schauer des Mondes, ich immer dunkel zu ihren Füßen; und unsere Seelen fliegen auf, meine in ihrer, getragen von ihrer! Sie darf nicht fort, ich kann nicht hier unten allein zurückbleiben! . . . Adelaide!“

„Was hat Eure Exzellenz?“

„Verzeiht meinem verwirrten Sinn! Ich sah Euch mit dem Mondlicht das Fenster hinaufschweben, in den blauen Garten, schon fort, schon fort . . .“

„Das Fenster ist geschlossen, Exzellenz. Auch kann ich nicht fliegen.“

„Ich bin ein wenig erregt, vielleicht ein wenig in Angst, ich gestehe es, denke ich daran, daß Ihr nur noch einen Monat in diesem Hause weilen werdet.“

„Allzu lange habe ich die Güte Eurer Exzellenz mißbraucht. Es wird Zeit, daß ich meine Schuld abtrage, indem ich durch meine Kunst, wenn es sein kann, den Ruhm Eurer Exzellenz erhöhe.“

„Adelaide! Verstehe mich! Wolle mich verstehen! Ich bin ein eifersüchtiger Narr; ich würde leiden, wenn die andern dich hörten. Ach, nicht das ist's, was hatte ich zu sagen? Ich werde ohne dich ins Elend fallen, Adelaide; ich werde sterben.“

„Ich bitte Eure Exzellenz, sich zu erheben. Vergeßt Ihr denn den großen Abstand zwischen Euch und Eurer Dienerin? Es ist unmöglich, daß Ihr noch länger Eure Arme um meine Knie preßt!“

„Was tun? Welche Worte finden, die bis an dein Herz dringen? Ich liebe dich, du darfst nur mir singen! Ich will es!“

„Eure Exzellenz ist hart und erschreckt mich.“

„Verzeih! O verzeih! Nimm die Hände von den Augen. Ich könnte es keine Minute länger ertragen, daß du deine Augen gegen mich schützest! . . . Was hast du vor? Sprich mir mein Urteil!“

„Ich werde nach einem Monat im Teatro Argentino auftreten, Eure Exzellenz hat es versprochen! und werde, wenn Gott mir hilft, Eurer Exzellenz Ehre machen. Wer weiß, vielleicht bald werde ich Eurer Exzellenz das an mich gewendete Geld zurückzahlen können und Eure nicht mehr ganz so unwürdige Dienerin sein. Befehlt Ihr, daß ich die Arie beende?“

Er wankte ins Dunkel zurück.

„Nun singt sie wieder, wie Liebe selbst singt — und sie hätte kein Herz? Dies wäre nur der Schein eines Herzens, nur sein Spiegelbild, seine erdachte Nachahmung? Oder ist, was sie singt, ein Gebet an sie selbst? Die einzige, zu der sie betet? Die sie liebt? . . . Das also muß man sein, um groß zu sein? O, jetzt ist es an mir, meine Augen zu verhüllen, sie auf immer zu verhüllen . . .“

II.

„Welch ein Lärm? Ich kann nicht mehr singen. Mir scheint es fast, man schießt im Garten . . . Auf der Straße, glaubst du, Tante Barbara? Aber was hat man vor diesem Hause zu schießen? Weiß man nicht, daß ich heute abend auftreten soll? Daß ich diese Nacht nicht geschlafen habe? Daß heute abend alles sich entscheidet? Wer darf da lärmen? Ich begreife nicht, daß Seine Exzellenz es duldet. Wo steckt er? Er, der immer an meinen Röcken hängt! Suche ihn!

„. . . Was kehrst du allein zurück, läufst und schreist? Und nun schießt man sogar im Hause, daß es hallt? Und Schritte, die durcheinander rennen, und wilde Stimmen? Sage ihnen, daß ich singen will! . . . Geh doch! — daß ich singen will! . . . Aber du versteckst dich wohl? Ich sehe, du bist ganz weiß. Was stammelst du? Ich verstehe nicht, deine Lippen zittern zu sehr . . . Wie? Sie machen Revolution? Sie verjagen den Heiligen Vater? Aber das ist unmöglich! Sage doch, daß es nicht wahr ist! Du hast Angst, und du liebst den Klatsch, du Alte. Sie schießen: was wird's sein? Irgend ein Mord. Dieser Palast steht in einer Straße voll übel Lebender. Auch begegne ich schon seit Wochen Fremden auf den Treppen. Sie drängen sich an Seine Exzellenz und machen sich Freund mit ihm. Ich habe ihnen mißtraut . . . Gleichviel: mögen sie hier schießen; drüben beim Theater werden sie's nicht wagen. Dort werden die Soldaten des Heiligen Vaters dafür sorgen, daß ich singen kann . . . Zwar, heute früh sind mir zwei Pfeile aus den Haaren gefallen und als Kreuz am Boden gelegen . . . Und du? Du bist einer Buckligen begegnet und hast nicht ausgespien? Weil du den Mund voll Brot hattest! Und heute abend soll ich singen! Möge jene Bucklige dir die ganze Hölle schicken! Dir: nicht mir! Ich muß singen!

. . . „Wie sie schießen, wie sie schreien! Auf dem Altan, vielleicht schon im ersten Vorzimmer! Und wo ist Seine Exzellenz, die mich schützen sollte? Hat er sich versteckt, wie du, Alte? Haben sie ihn gemordet? Ist er's, der hier gemordet wird? Aber ich brauche ihn noch! Noch bin ich nicht aufgetreten! Er soll zum Heiligen Vater, ihn bitten, daß er das Theater bewachen lasse. Ich selbst will ihn begleiten, der Heilige Vater wird mich segnen, und ich werde gut singen . . . Wo also steckt Seine Exzellenz? Dieser Hund muß hervor, ich will ihn suchen, bis in den Keller. Wie oft hast du denn den Schlüssel umgedreht, du Verdammte? Und schon schlagen sie gegen die Tür. Ich öffne! Ihr sollt sehen, daß ich öffne. Wo habt Ihr Seine Exzellenz? Ah! . . .“

---

Die Branzilla schrak zurück; sie erblickte Dario Rupa in den Armen zweier Sbirren, bleich und mit geschlossenen Lidern, über die Blut rann.

„Was habt ihr da um Gotteswillen getan? Dieser war der unschuldigste Mensch, der nichts weiter konnte als im Winkel hocken und meinem Singen zuhören! Nie hat er daran gedacht, unsern Herrn Papst zu verjagen.“

„Wir werden sehen, mein Liebchen, ob nicht du selbst ein wenig daran gedacht hast!“ — und der Hauptmann der Sbirren lächelte sie frech an aus seinen schmutzig gelben Falten, mit seinen schleichenden Augen, deren Klugheit einen entsetzte.

„Nicht umsonst ist dies Haus voll Waffen, voll Menschen . . .“

Klirren und Kolbenstöße. Junge Leute wurden hereingetrieben. Ihre Kleider waren aufgerissen, in ihre Haare hatten Fäuste gegriffen, ihre feinen Gelenke schnürten Ketten. Sie sahen niemand an. Einer spie dem Polizeisoldaten, der ihn herzerrte, ins Gesicht und bekam einen Säbelstreich über seins.

„Spielt nicht zu eifrig, Kinder,“ sagte der Hauptmann. „Bald werdet ihr vom Heiligen Vater zu Bett gebracht werden . . . Und was Euren Liebsten angeht, meine Schöne, so denke ich mir in meiner Einfalt, daß er Euch so viel hat singen lassen, damit man die Flinten nicht klappern höre. Wie, wenn Ihr aus Begeisterung für die Freiheit so laut gesungen hättet?“

Die Branzilla entwand sich einem Häscher.

„Ihr lügt! Wißt Ihr denn nicht? Heute abend trete ich im Argentino auf. Eure Sachen verstehe ich nicht. Ein paar von jenen da sah ich wohl auf den Treppen schleichen, ich leugne es nicht. Aber mir ist fremd, wozu sie kamen. Exzellenz, erwacht doch! Sagt ihm, daß ich nichts weiß!“

Der Ohnmächtige öffnete die Augen und suchte. „Ihre Stimme war's . . . Wie! Ihr schämt euch nicht, Schurken, an ihr euch zu vergreifen, an ihr? Erst jetzt seid ihr Schurken!“

„Eure Exzellenz,“ sagte der Hauptmann, „vergißt, daß Ihr Euch schonen müßt. Ihr verschwendetet Eure Kraft und zoget Euch nutzlose Wunden zu, da Ihr Euch der Gewalt der Regierung widersetztet. Ich heiße nicht Rupa, und komme von Natur Eurer

Exzellenz nicht gleich. Dennoch bin ich nun durch Gottes Fügung und die Macht unseres Herrn Eurer Exzellenz so sehr überlegen, daß ich Sie, als einen bei bewaffnetem Aufruhr Ergriffenen, an jeder Straßenecke, die mir beliebt, erschießen lassen kann.''

Der Hauptmann machte zu seinem schamlosen Lächeln eine demütige Handbewegung.

„Aber Eure Exzellenz wird uns gewiß nicht gleich zum Schlimmsten nötigen, sie wird sich in Güte von uns verhören lassen, gleichwie ihre schöne Freundin. Wie manches Interessante mögen wir durch Euer Wohlwollen erfahren, und durch das des Fräuleins! Kommt, ich bitte Euch, verweilen wir nicht länger!''

Die Sbirren packten zu. Die Branzilla arbeitete sich ab in ihren Armen. Aus den Gefangenen sprach eine zornige, klare Stimme:

„Wir haben sein Haus gebraucht, ohne daß er es wußte. Er glaubte, wir kämen, die Branzilla singen zu hören. Er war blind und taub vor Liebe, wie der Auerhahn. Er ist unschuldig.''

„Ich bin unschuldig!'' rief die Branzilla.

„Könnt Ihr nicht mehr reden, Exzellenz? Immer waret Ihr zu schönen Worten bereit. Ihr habt mir versprochen, daß ich singen soll; keine Stunde ist's bis dahin; und da laßt Ihr Euch und mich in die Hände dieser Schweine fallen! Ihr laßt zu, daß ich nicht singen soll! Ihr seid feige! Habt Ihr keine Diener mehr, diese davonzujagen? Was wollen sie? Sagt ihnen doch, daß ihr Papst und ihre Freiheit mich nicht schiert und daß ich singen muß!''

Die Polizisten lachten; ihr Hauptmann feixte verächtlich. Dario Rupa sah ihn an. Die Hand am Hals, in letzter Not und hastend:

„Ich biete Euch alles, was ich besitze, laßt Ihr sie los. Nehmt mich, tötet mich, ich bitte Euch, und laßt sie frei!''

„Was haltet ihr mich auf! Alles wartet auf mich. Die Zeit ist erfüllt. Alles wartet: Gott selbst wartet!''

Sie bekreuzte sich. Die Sbirren lachten roher. Sie begriff nicht und starrte wirr in die unheilvollen Gesichter. Der Geruch machte ihr bange: dieser Geruch von Pulver und schweißigem Leder, der ihr der jäh eingedrungene Geruch des Unglücks schien. Sie haßte diese Menschen, die Lachenden und die Wutbleichen, die Gefesselten wie ihre Häscher: Alle. Und jenes machtlose, blutende Gesicht, das sich ihr darbrachte, erbitterte sie wild. „Geh zum Teufel!'' sagte sie ihm mit den Augen. „Du bist mir zu nichts mehr nutz, auch du nicht!'' Sie fuhr auf.

„Aber hört, ihr alle! Ich werde euch zeigen, wer ich bin. Ihr werdet es bereuen, euch an mir vergriffen zu haben. Es gibt Mächtige, die mich heute abend zu hören wünschen. Seine Exzellenz hat einem Herrn Kämmerer von mir gesprochen, und Seine Heiligkeit weiß von mir. Der Kardinal Aldobrandini will ins Theater kommen. Hütet euch, einer Eminenz ihr Vergnügen wegzunehmen. Es könnte euch alle verderben!''

Der Hauptmann winkte den Soldaten, nicht zu lachen.

„Es ist wahr,“ und seinem Blick hielt ihre Scham nicht stand; „Ihr könnt noch vielen Vergnügen machen. Es wäre schade um Euer zartes Fleisch, käme es auf die Folter . . .“

Plötzlich befahl er, alle abzuführen. Dario Rupa, den sie stießen, wandte sich nach ihr um; sie sah auf seinen Lippen ein Lebewohl, in seinen Augen einen letzten sehnsüchtigen Zuruf: „Werde groß!“

Und allein stand sie vor dem Hauptmann.

„Gesteh mir ein, daß du sein Werkzeug warst, — und ich laß dich singen.“

„Was soll ich gestehen?“

„Er ist dein Liebhaber, und es ist peinlich, gegen einen Liebhaber auszusagen. Bedenke aber, daß er ohnedies verloren ist. Sein Haus hat Verschwörern gedient. Du schadest ihm kaum, und uns machst du dich beliebt. Anstatt daß ihr beide das Verhör erleidet, werde ich ihn sogleich erschießen lassen. Du aber bist frei . . . Sprichst du?“

Sie hatte es gewollt, nur war ihr der Ton versiegt; und sie haßte sich selbst, weil sie noch nicht hervorgebracht hatte, was sie frei machen sollte.

Der Hauptmann sagte:

„Du bist jung; auch heißt es, du seist eine Künstlerin. Wer weiß, zu welchen Triumphen du bestimmt bist. Der Amati haben sie neulich eine Pforte aus Rosen gebaut. Viele werden dich lieben. Halte dich nicht bei dem einen auf, der verloren ist. Ein Verlorener kann nicht länger dein Liebhaber sein.“

Es war sehr schattig geworden im Saal. Von den verschränkten Armen des Hauptmanns fiel sein Mantel in weiten, dunkeln Flügeln. Sie hatte seine Worte im Kopf, ohne daß seine Stimme darin nachklang. Es war, als sei sie reglos, ohne Laut mit sich allein. Da warf sie sich herum.

„Er ist nicht mein Liebhaber. Er wollte mich singen hören. Liebte er mich? Ich liebe ihn nicht. Was geht er mich an?“

Sie sprach hinter sich, als habe sie jemand zu beschwichtigen, der dort im Dunkeln versteckt läge: vielleicht ihre Tante Barbara, vielleicht etwas anderes, Namenloses.

„Er hat mich aus dem Elend gezogen, sagst du? Andere haben mich singen gehört und mich dennoch darin gelassen? — Aber, habe ich ihn darum gebeten? Versprach ich ihm Dank? Ich soll singen; Gott gab ihm den Befehl, es mich lehren zu lassen! . . . Was sagst du? Niemand lebe so mit meiner Stimme, gehöre ihr so? . . . Aber ich fürchte mich nicht, allein zu bleiben! . . . Er will mich groß? Daß er verschwinde, werde mir Unglück bringen? . . . Es gibt kein Unglück, fühle ich, das mich nicht nährt. Für mich sind Gott und Teufel nur eins.“

So oft von hinten eine neue Frage kam, schnellte sie herum nach dem Hauptmann, und in seinen Augen, die sie mitten im Schatten deutlich erkannte, war schon die Ant-

wort entschieden. Seine Klugheit gab ihr Grauen und Trost. Es tröstete sie schauerlich, daß sie sich auf ihn verlassen durfte.

„Und endlich verlangt er selbst nichts Besseres. Wie könnte ich ihn glücklicher machen, als wenn ich ihn sterben heiße! . . . Herr Hauptmann, ich will gestehen . . .“

Sie mußte hinunterschlucken. Aber hinter ihren zugedrückten Lidern erstand das hell wogende Festhaus; auf tausend Zetteln, tausend Zungen war ihr Name; auf der Bühne warteten ihrer die Abenteuer eines ganzen Himmels; schon gingen Geigen- und Harfenklänge ihrer Stimme voraus, als der Königin; und da sie ausblieb, erhob sich irgend ein Wirbeln und Tosen: nach ihr lärmte ein Volk . . . Sie riß die Augen auf.

„Er war mitverschworen. Ich hörte ihn mit den andern von Mord sprechen. Sie machten Kugeln, indes ich sang . . .“

Sogleich sprangen beide Türflügel auf. Der Wächter im Vorzimmer trat beiseite. Eine Fackel sprengte große Schatten durcheinander . . . Die Branzilla wagte sich hinaus; ihre Hände preßten ihr Herz. Sie eilte verzweifelt; ihr schien's, ihr Fuß bleibe stecken, der Hauptmann hinter ihr werde zufassen . . . Da überschritt sie die letzte Schwelle. Die Treppe war wirr von Lichtern und Menschen. Neugierige quollen herauf, zwischen die Soldaten, die Diener. Sie mußte Halt machen. Der Hauptmann hinter ihr sagte:

„Adelaide Branzilla, Ihr seid genötigt worden, in diesem Hause zu singen, damit man nicht merke, daß Staatsverbrechen darin geschehen. Gebt Ihr zu, im Dienste des Dario Rupa gestanden zu haben? . . . Sprecht laut!“

„Ja.“

Die Menge sah sich an und wich. Elegante Abbati verbeugten sich vor der Branzilla, sagten ihr, das Theater warte, und geleiteten sie hinab. Vor dem Tor stand, inmitten allen Volkes, ein Wagen. Wie sie den Fuß hineinhob, fuhr sie zusammen. Die Stimme des Hauptmannes hatte sich nochmals geregt.

„Dario Rupa hat sich gegen das Leben und die Regierung Seiner Heiligkeit verschworen? Ihr bezeugt es, Adelaide Branzilla?“

Sie stand inmitten alles Volkes und zitterte. Der Zweifel lähmte sie, wenn sie sich umwende, werde der Hauptmann verschwunden sein; alles werde nicht wahr und sie werde gerettet sein. Sie riß sich empor.

„Ich bezeuge es.“

Sie saß im Wagen, wild ging es von dannen. Die Gasse war schwarz; entsetzt klapperte das Echo von den Mauern; die Branzilla litt Furcht und Reue . . . Aber Lichter kamen, Wagen, Menschen: und sie richtete sich auf.

„Sollte ich denn sterben seinetwegen: sterben, bevor ich gesungen habe? Nicht sein Verdienst ist's, daß ich erwählt bin: es ist Gottes Sache. Seine Wege sind die eines Fremden; er muß sie sich selbst suchen; und sind sie schlimm, kann ich's nicht ändern. Nicht für ihn habe ich mich kasteit die vielen Jahre. Denn ich lebte fern von den Freuden der Welt, hatte keinen Teil an den flüchtigen Lüsten der Menschen und arbeitete in der

Zucht des Herrn für die Ewigkeit. Ich bin seine Nonne: nun will er mich in seine Gnade aufnehmen, ich soll seinen Glanz sehen. Der Himmel wartet, und ein Mensch will mich zurückhalten? Ich hasse ihn, mag er sterben! Jetzt weiß ich's, nicht der Hauptmann war der Teufel, der mich versuchte: der andere war's! Ich bin ihm entronnen, ich habe ihn besiegt; nun kommt die Seligkeit!"

Sie war gekommen. Die Branzilla sang. In ihr spielte die Kraft, die dem Himmel gleichkommt. Sie erreichte ihn, schwelgte in ihm und in der Herrschaft über all jene, die tief dort unten verstummt waren . . . Aber sie wagten zu atmen? Nicht für immer waren sie unterworfen? Sie murrten; sie riefen ihr einen Namen zu, einen schon vergessenen Namen, der nach Rache verlangte? Lärm verschlang ihre thronende Stimme? Ein Dolch flog auf die Bühne und blieb vor ihr in der Diele stecken? Der Vorhang fiel krachend zu?

. . . Sie stand, die Stirn gegen eine dunkle Kulisse, und betete. Als sie zurückkehrte, war ihre Stimme der Engel, der, vom Himmel entsandt, mit dem Ungeheuer ringt, mit den Sünden der Welt. Sie hielt es unter sich; es rauchte, spie und würgte. Es zuckte erlahmend, seine grausamen Augen sahen verschwimmend auf sie, die sich von neuem erhob und plante in Herrlichkeit. Von fern erlebte sie, wie schon Anbetung die Herzen weitete, in denen Haß kaum erst schmolz.

## III.

„Du siehst recht wohl, daß ich in diesem Kleide nicht auftreten kann. Die Ärmel sind zu lang, und am Rock sitzen die Falten schief. Aber wie sollte es anders sein, da du noch gestern abend dich mit deinem Liebhaber den Leuten zeigtest! Ich sah euch vom Fenster. Ich arbeitete an meiner Rolle, indes du dich vergnügtest."

„Mein Geliebter hat mich verlassen, Signora. Vor Verzweiflung lag ich krank, die Nacht und den ganzen Tag. Die Signora möge verzeihen, wenn ich nicht aufmerksam war."

„Ich verzeihe nichts. Würden sie mir verzeihen, wenn ich schlecht sänge? Niemand würde fragen, ob ich krank war. Ich singe nur die Tullia. Die Lucrezia gehört der Amati, die so viel größer ist als ich, so viel schöner, liebenswerter, kunstreicher. Ich bescheide mich und bin ihre Dienerin. Aber auch die Dienerin will ich ganz sein. Ich übe meine Kavatine Tag und Nacht, ich küsse hundertmal den Saum meiner Herrin, die mein Geist vor sich sieht. Meinst du, ich fürchtete jene, die pfeifen möchten? Arme Unwissende! Mich ängstigt nur der göttliche Wille in mir. Darf ich denn ruhen, solange irgend ein Mensch meine Rolle besser machen könnte? Sie müssen sich beugen: nicht vor mir, ich bin nichts; doch vor dem Vollkommenen. Sie widerstreben, ich weiß es wohl, dem Vollkommenen. Es ist stolz, es demütigt sie. Sie fühlen sich wohler bei den Hübschen, die es sich und ihnen leicht machen . . . Ah! Sturbanotte. Nur herein! Ihr könnt davon reden. Ihr seid ein Buckliger, und Ihr singt herrlich gut. Seid Ihr

schon einmal an einem Theater zum erstenmal aufgetreten, ohne daß sie Euch ausgelacht hätten? Immer mußtet Ihr Euch zuerst vor die Rampe stellen und ihnen versichern, Ihr seiet nicht gekommen, Euch sehen, sondern Euch hören zu lassen. Nun also: das Vollkommene erscheint ihnen immer bucklig. Es stößt sie ab und muß sie überwältigen . . . Ich spreche nur zu Euch, Sturbanotte, — da Ihr mir die Ehre erweist, in meine Garderobe zu kommen, die von Männern leer ist: nur zu Euch. Ihr allein versteht mich. Ihr denkt doch nicht, ich redete zu jenem albernen Mädchen, das aus unglücklicher Liebe krank wird? Sie hätte ein Kleid machen sollen. Ein vollkommen gemachtes Kleid würde ihr dummes kleines Dasein gerechtfertigt haben. Was tut sie? Sie ißt, trinkt, liebelt, sie zerstreut sich, — bis sie ganz verschwindet. So machen es alle. Hat Euch schon einer einen Schuh oder einen Bart gemacht, um anderes, als das bißchen Geld? Habt ihr schon einen singen gehört, dem's nicht bloß um den Beifall war? Wie wohlfeil alle sich nehmen! Wie ich alle verachte!"

„Ich verstehe: auch die Amati."

„Das könnt Ihr nicht glauben. Eine so große Künstlerin! Sie ist berühmt, und wie viele lieben sie! Ich bin ihre Dienerin."

„Ihr spielt ihre Dienerin, es ist wahr. Auch genießt sie noch große Anbetung. Nicht mehr lange, sagen die Ärzte. Der arme Ritter Rosaspina! Wie er sie liebt! Aus seinem Blute würde er ihr ein Elixier pressen! Sie schwindet dahin. Ihre Stimme war gestern so schwach, daß im Theater mehrere weinten. Ein Mittel gegen das böse Feuer, das sie verzehrt! Ein Gegengift!"

„Ein Gegengift? Signor Sturbanotte, Euer Grinsen ist entsetzlich. Nie sah ich so sehr, daß Ihr ein Buckliger seid, ein boshafter Buckliger. In Eurer roten Kappe, mit Eurem langen Schwert! Was für einen schrecklichen Schatten Ihr werft! Verlaßt mich! Was ängstigt Ihr mich! Kein guter Mensch wird glauben, eine so liebenswerte Künstlerin könne vergiftet werden."

„Ihr mißversteht mich, Signora. Ich sprach von einem bösen Feuer in ihr. Seht doch ihre Augen an! Ihr Blut verzehrt sich selbst. Es ist ein äußerst trauriger Anblick, wie sie daliegt und Schwäche und Angst erleidet und sich nicht begreift. Ihre Garderobe ist wie ein Sarg, worin die Liebhaber sich mit ihr verschlossen haben. Unterirdisch still ist's darin. Das Lachen derer, die zu lachen wagen, klingt ohne Widerhall und als drückten fünf Fuß Erde darauf. Das Schluchzen des Ritters Rosaspina bricht sich an den Füßen der Amati, die er küßt. Wollt Ihr das nicht sehen? Bliebet Ihr fern, man würde glauben, daß Ihr der Amati nicht wohl wollt . . ."

„Ich komme. Kein Wort mehr! Denkt Ihr denn, ich wäre nicht längst schon bei ihr, hätte nicht die ungeschickte Schneiderin mich aufgehalten?"

---

„O! Signora. Laßt zu, daß ich Eure Füße umfasse! Ritter, Ihr müßt mir diese Minute gönnen: ich bin die Dienerin Eurer Herrin. Wie wohl Ihr ausseht, Signora! Wie es hier lustig ist! Die Herren ersticken wohl ihr Gelächter in den Taschentüchern. Ihr seid wiederhergestellt, nicht wahr, Signora? Ihr werdet es keinen Tag hinausschieben, die Lucrezia zu singen? Eure Tullia bittet Euch.“

„Ihr selbst, Signora Branzilla, werdet vielleicht die Lucrezia singen. Vielleicht werde ich tot sein.“

„Was habt Ihr! Mein Gott! . . Sie antwortet nicht. Sie hat sich verfärbt und die Augen geschlossen. Welche Gesichter ringsum! Signora! Kommt zu Euch!“

„Ich weiß nicht, was mir geschieht . . . Ja, Ihr sollt die Lucrezia singen. Eine Stimme verlangt, daß ich sie Euch auftrage, sie Euch hinterlasse. Ihr seid größer als ich. Wehrt nicht ab! Ich liebe Euch nicht, verzeiht! Aber Ihr seid größer; und Festeres, Stolzeres werden sie Euch errichten, als eine Rosenpforte. Mich sahen sie gern. Mein Gesicht machte sie ein wenig glücklicher. Sie fühlten Wohllaut in meinen Wendungen. Wenn ich lächelte, verziehen sie mir meine Stimme, die so wenig vermochte. Ich hatte nichts gelernt, ich gestehe es Euch. Man ließ mich nie, und mein Herz ließ mich nie. Ihr seht, daß ich noch erröte. Und soll doch bald ganz erblassen. Ritter, Eure Hand? . . Ihr aber, Signora Branzilla, seid eine große Künstlerin. Ihr werdet herrschen, wo ich nur Vergnügen machte. Ich lasse Euch die Lucrezia. Hier habt Ihr die Rolle! Morgen sollte ich sie ihnen singen. Singt sie ihnen morgen! — damit Eure große Kunst sie rascher mich vergessen macht. Nicht den Ruhm ja liebte ich. Meinen Schatten tröstet das Gedächtnis eines Einzigen. Nehmt, Ritter!“

„Wollt Ihr Eure Hand nicht auch mir verstatten? Verzeiht, daß ich sie mit Tränen befeuchte! Ihr macht mir Schmerz und Scham. Ich habe Euch zu sehr bewundert: wie darf ich leiden, daß Ihr Euch vor mir demütigt! Laßt mich Euch bedienen! Wollt Ihr trinken? Ich muß Euch zuerst ins Ohr sagen: schickt von Eurem Lager den Buckligen fort! Er ist voll arger Gedanken und wird Euch Unglück bringen. Legt Eure Lippen an das Glas; das Kordiale ist hineingemischt . . . Ich durfte nicht zu Euch aufsehen, Ihr wurdet so viel geliebt. Ich selbst fand Euch liebenswert; — und ich habe es so schwer, zu gefallen. Mit ein wenig Gesang? Ein wenig klingender Luft? Sagt selbst, was das bedeutet, wenn man eckige Glieder und eine ungefällige Miene hat? Nein, Signora, ich bleibe Tullia, Eure Dienerin. Laßt mich immerhin für morgen die Lucrezia erlernen: darum weiß ich doch, daß ich sie, beschämt und erleichtert, Euch, der Genesenen, zurückgeben werde. Aber was ist Euch? Kommt Euch denn schon wieder Ohnmacht an? Helft doch, ihr Herren! Wie? Ihr Herz —? Signora! O Himmel!“

---

„Wir sind allein, Signora, denn die Tote zählt nicht. Für Euch zählen doch keine Toten? Den Ritter haben seine Freunde hinausgeschafft. Jetzt seid Ihr Lucrezia — und was immer Ihr wollt."

„Ich will ihr Gewand ordnen. Findet Ihr sie nicht noch schöner als im Leben?"

„Ich weiß nicht. Einen Buckligen kümmert das nicht."

„Sie wird doch einmal aufhören, zu gefallen? Sie muß doch werden, wie die andern Leichen?"

„Habt Ihr Furcht, sie möchte Euch noch mit geschlossenen Augen überstrahlen?"

„Ich fürchte niemand, Signor Sturbanotte. Seht, wie ich ihre Augen auf- und zuklappe! Mit diesen Wimpern wird sie keine Liebe mehr herbeiwinken."

„So furchtlos als geschickt! Wie Ihr zu spielen versteht, noch an einem Sterbebett! Wie trefflich Ihr ein Kordiale mischt! Ihr müßt Übung darin haben."

„Was tragt Ihr da im Ärmel, Signor Sturbanotte? Ei seht: ein kugelrundes, flaches Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit darin! Wäre das gar das übel berüchtigte Tofanawasser? Das müßt Ihr häufig angewendet haben, Sturbanotte. Seit Monaten hat sie's bekommen: jetzt begreife ich das seltsame Feuer, an dem sie starb, und das nur Ihr erkanntet! Aber welche furchtbare Rachsucht, buckliger Sturbanotte! Weil sie Euer Liebeswerben abwies! Ihr seid ein schrecklicher Mann, ich werde allen gegen Euch zur Vorsicht raten . . . Ach nein, ich scherzte: Ihr braucht nicht zu erbleichen. Das Wasser, sag ich Euch ins Ohr, trugt nicht Ihr im Ärmel. Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß ich noch geschickter bin, als Ihr meintet, — und Euch warnen . . . Und nun wißt, daß ich niemand zu scheuen habe. Denn ich tat recht. Gott selbst trug es mir auf. Er ließ mich träumen und zeigte mir die Amati in der Hölle und in der Pein. Sie hatte keine Nase mehr, und die Teufel zwickten ihr die Brustwarzen ab. Aber hoch darüber, gleich unter Gottes Thron, auf Wolken stand ich selbst und sang! . . Das ist Gerechtigkeit, Sturbanotte. Denn sie schändete die Kunst. Sie gab vor, eine Sängerin zu sein, und war eine Dirne. Mit ihrem Dirnengesicht, ihren Dirnengliedern betäubte sie das Volk, daß es nicht merkte, wie die Kunst verdarb. Die Kunst war in mir, und niemand hörte sie. Gott war verlassen, er schrie nach Rache. Ich folgte ihm und tötete sie und lernte, indes ich sie tötete, seit Monaten ihre Rolle. Wäre ich nicht Gott gefolgt, noch immer würde das Volk nur das Fleisch lieben. Jetzt hab' ich es erlöst. Jetzt kann ich ganz die Flügel ausbreiten, und zwischen Himmel und Erde hindert nichts mehr meinen schönen Flug. Sie werden sehen, daß ich schöner bin als die Amati. Sie werden mich nicht lieben, weil ich süß bin, mich zerflattern lasse und Mitleid verdiene. Sie werden mich lieben, weil ich stark bin, mit Leidenschaft bei mir bin und ihnen Reue über ihre verlorenen Leben mache! . . Was murmelt Ihr, Sturbanotte?"

„Daß ich alt bin und obendrein bucklig. Sonst bliebe ich keine Nacht mehr in Rom."

„Auch Ihr versteht mich nicht, Sturbanotte."

IV.

„Sind die Leute schon fort?“ fragte die Branzilla. „Laßt uns sehen! Zieht doch den Vorhang auf, ihr Kleinen! Wenn auch nur drei Personen im Saal geblieben sind, werde ich noch etwas singen: ihr sollt staunen. Nie war ich so in Stimmung: in Paris nicht, in London nicht.“

„Zu viel Ehre, Signora! Ihr habt uns sehr glücklich gemacht. Mindestens acht Tage lang werden wir alle zu essen haben.“

„Kein Mensch mehr da? Nun, gleichviel, ich bin zufrieden; es war ein guter Gedanke, daß ich die Postpferde abbestellte und in eure Schmiere zu Gast kam.“

„Ein sehr guter Gedanke;“ — und die armen Komödianten umdrängten sie gebückt. Die alte Königin wischte mit ihrem Purpur den einzigen Stuhl ab.

„Er war ein Baumstumpf,“ sagte die Branzilla. „Das grüne Tuch dort hinten will sagen, daß wir in einem Walde sind. Warum nicht? Die Leute haben es uns geglaubt. Welch gierige Gesichter aus den zerbrochenen Bänken zu uns herauf atmeten und funkelten! Ach! ihr Geruch ist noch da: Knoblauch und Rauch, der Geruch der Armen. Lange schmeckte ich ihn nicht mehr . . . Auch ich war arm. Auch ich saß, ganz jung, auf den Bänken wackliger Vorstadttheater und starrte durch den Tabakrauch, auf den Götterglanz hier oben: euren Götterglanz, liebe Freunde! Es war schön . . . Vielleicht saß auch heute abend solch ein junges Mädchen drunten? Eins, das einmal groß sein wird? O! sehr reizend sind, die noch alles vor sich haben! und sehr schrecklich!“

Die Branzilla sprang auf. In ihrem Samt und ihren Spitzen fuhr sie hin und her vor der elenden Schar. Plötzlich entschloß sie sich.

„Euer Tenor — wie nennt ihr ihn? — ist nicht übel. Ich möchte sagen, daß er etwas taugt. Ich kann sogar zugeben, daß er große Mittel hat. Was wollt ihr noch mehr von mir? Soll ich gestehen, ich erkennte ihn an? Schließlich hat er wenig Übung; und wer weiß von ihm, wo gilt er? Gleichviel: ich habe ihn gehört, und werde ihn nicht verleugnen. Sagt, wo steckt er? Er ist der einzige von euch, der davonläuft, wenn euch die Branzilla beehrt. Übrigens hat er auch vom Beifall vorhin zu viel für sich genommen . . . Nun, sagt ihm, daß ich ihm Glück wünsche, und lebt wohl!“

Aber in den Kulissen machte sie Kehrt.

„Ja: was tun? Die Nacht ist noch lang. Du bist ein hübsches Kind. Erstaunlich viele Kinder habt ihr hier; aber du bist das hübscheste. Soll ich dir etwas schenken? Willst du den Ring? Es heißt, die Branzilla sei geizig. Nicht immer ist sie's. Verlier ihn nicht! Deine Mutter bekommt hundertundsechzig Taler dafür. Wer ist deine Mutter?“

Mehrere grelle Frauenstimmen antworteten:

„Sie liegt schon wieder im Kindbett. Diesmal hat sie es von Ulisse.“

„Wer, Ulisse?“

„Cavazzaro, der Tenor."

„Ach du —" und die Branzilla stieß das Kind von sich. „Gib den Ring wieder her! Deine Mutter hat es mit jenem Ulisse gehalten. Welche Schamlose!"

Sie wandte sich ab, tief errötet.

„Nichts begreife ich so wenig, wie solche Frauen . . . Und er! Er ist bei ihr! Rasch! sagt mir, ob er nicht bei ihr ist. Was denn? Bei einem Liebchen in der Stadt soll er sein? Er soll viele Frauen haben, überall, und Kinder zu Haufen? Seid ihr verrückt? Er ist ein Künstler, ja, ihr sollt die Wahrheit wissen: ein großer Künstler. Wie könnte er sich also vergessen? Sich zu euch herablassen, ihr Weiber? Ihr verleumdet ihn! Ich kenne euch. Du lange Blonde, du bist eifersüchtig, du hast ihn vergebens begehrt. Nimm diesen Backenstreich! Und geht! Geht alle zum Teufel!"

---

In der staubigen Garderobe schrie sie ihre Kammerfrau an, stieß sie hinaus, schleuderte einen silbernen Schminknapf zu Boden und untersuchte, ernüchtert, ob er beschädigt sei. Es klopfte; sie schlich zur Tür.

„Ach: Ihr! Geht nur wieder fort! Ich mag keine Taugenichtse."

„Ihr habt von mir gesprochen, Signora, Ihr wünschtet mich zu sehen."

Er nahm, um zu reden, einen Nelkenstengel aus den Zähnen und lächelte, schmeichlerisch und lässig. Die Branzilla senkte die Lider und gab die Schwelle frei.

„Ihr seid ein Künstler, ich leugne es nicht. Aber glaubt mir: ein Leben wie das Eure führt kein der Größe Bestimmter. Haltet Ihr mich für eine große Sängerin?"

„Ihr seid die Einzige. Wer Euch hört, vergißt, daß es vor Euch eine Kunst des Gesanges gab. Ich liege zu Euren Füßen, Signora."

„Laßt die Redensarten!"

Aber ihrer bösen Miene entrang sich ein ungeschicktes Lächeln. Er sah sie an; er steckte, und wendete sich dabei halb in den Hüften, die Nelke wieder in den Mund.

„Wann seid Ihr zuerst aufgetreten? Siebenundvierzig? Das ist mein Jahr! Ihr habt mein Jahr! und seid der Einzige, der mir je —. Ihr erschreckt mich! Bringt Ihr mir Glück oder Unglück? . . Aber vergeßt nicht, daß Ihr noch nichts seid, noch gar nichts. Was schaden mir Eure Gaben, solange Ihr an armseligen Orten ein unordentliches Leben führt! Ihr habt wenig gelernt; und Ihr wagt, an Größe zu denken? Wollt Ihr meinen Rat? Geht in ein Kloster! Schließt Euch ein, acht Jahre lang, und lernt singen! Dann werden wir sehen, dann werden wir uns wieder sprechen. Vorher hofft nichts! Geht!"

Er prüfte sie aus den Winkeln und drehte sich zögernd von dannen. Sie atmete stockend. Plötzlich, auffahrend:

„Nein! Nein! Ich darf nicht, darf Euch nicht untergehen lassen. Ihr seid der Einzige, der mir je gleichkam. Und wie geschieht es, daß ich Euch auffand: ich, die

Branzilla, die nur an der Scala, an San Carlo, am Argentino singt und eines Abends sich herbeiläßt, auf euer Gerüst zu steigen? Als man mir im Gasthaus sagte, in diesem schwarzen Loch werden Opern gesungen: wie doch kam mir die Lust, allen Glanz meiner Kunst zwischen euch zu tragen, unberechenbar gnädig, wie Gott? War's nicht vielleicht Gott, der durch mich handelte? Seine Hand nach Euch ausstreckte, Cavazzaro? Es wäre besser, er hätte mich Euch nicht kennen lassen. Da ich aber nun weiß, daß Ihr lebt, darf ich Euch nicht verleugnen. Kommt mit mir! Ich will Euch groß machen."

„Signora! Eure Hand!"

„Berührt mich nicht! . . Ach, laßt, ich will Euch trotzdem wohl. Warum nennen wir uns nicht du, wie alle Komödianten? Sage also: kannst du Strenge üben gegen dich und dich frei machen? Von allem, was nicht du selbst bist? Niemand mehr lieben? Keine Frauen; denn sie schaden dir. Hörst du: Keine Frauen mehr!"

„Auch du bist eine Frau."

„Euer du ist schamlos. Vergeßt nicht, wer ich bin!"

Sie warf sich zurück, sie sah ihm mit Tränen des Zornes in die Augen. Er fragte weich:

„Habt Ihr nie geliebt, Signora Branzilla? Wie könntet Ihr sonst singen?"

„Ich habe alle Leidenschaften, und ich mache Kunst daraus. Nichts bleibt übrig, für euch alle nichts. Wer von euch wäre das Herz der Branzilla wert? Nur Gott verdient es."

„Ich, Signora, denke, indes ich singe, an schöne Frauen: an solche, die ich hatte, und an solche, die ich haben werde. Manchmal denke ich nur an die Kneipe."

„Es ist wahr, Ihr riecht nach Wein."

Er sah sie abgestoßen. Seine Augen baten, unschuldig und schmelzend. Zwei zaghafte Schritte: und er ließ sich sanft vor ihr auf ein Knie.

„Ich spreche zu Euch, Signora, wie ein Kind: wie ein Bettelkind, das Ihr in Euren Palast aufnehmen wollt, und das Euch noch von seinen Lumpen und seiner schlechten Kost erzählt. Verzeiht! Ihr wißt gleichwohl, daß ich künftig nur Euch zu Ehren singen werde. Wie wäre ich würdig, die Kunst zu üben, wenn ich, Eure Töne noch im Ohr, an andere Frauen zu denken vermöchte!"

„Hört, Cavazzaro! Ich rede im Ernst. Ich werde Euch neben mich stellen, weil ich muß: weil Ihr schon neben mir steht. Ihr sollt groß werden, Ruhm und Reichtum sollen Euch zufallen."

Er setzte auch das andere Knie auf den Boden.

„Ich werde mit Euch zusammen singen? Ich begehre nichts weiter, Signora. Ich liebe Euch."

Sie entriß ihm hastig, daß es zerriß, ihr Kleid.

„Belügt mich nicht! Ich bin nicht liebenswert. Die Masse der Schwachen, Schicksallosen liebte mich oft. Was ging mich's an. Ich liebte nur mich. Niemand

sonst, nie . . . Haltet Ihr mich für schlecht? Seht: ich fand noch nie meinesgleichen. Immer war es mein Los, zu verachten. Zu Zeiten, ich gestehe es, trug ich schwer daran. Heute besinne ich mich darauf, wie auf das größte Glück: als ich noch verachtete. Wollte Gott, ich könnte auch Euch verachten!"

„Signora, ich liebe Euch."

„Immer nur: ich liebe Euch. Ihr wißt nichts weiter. Kein Grauen schlägt Euch entgegen aus dem Unheimlichen, das hier geschieht. Ich bin allein. Ich möchte nicht länger allein sein!"

Ihre Schultern zuckten, ihr Atem schwoll an. Ihr Körper zitterte ganz, und ihre Blicke jagten umher, als ränge sie gegen hundert Fangarme, nach allen Seiten. Er sah hell und sicher darein, wie sie, böse und von Angst gebändigt, sich abarbeitete.

Auf einmal breitete er, staunend ergriffen, die Arme aus. Denn ein Glanz aus Tiefen besiegte in ihrem Gesicht alle Härte, alle Qual, und verwandelte sie. Die Branzilla ward schön. Den ganzen Himmel in ihrer Stimme, sagte sie:

„Ich liebe dich." (Schluß folgt.)

---

# Deutsche Kunst.

Von

Fritz Wolff.

Vor einigen Leuten ist es nötig, daß wir uns entschuldigen, weil wir ein künstlerisches Programm haben und es hier entwickeln. Keins zu haben, scheint ihnen so unvergleichlich geistreicher.

Und wir müssen uns gleich weiter entschuldigen, denn dieses Programm ist: † † † deutsch.

Ich weiß es, es ist die größte der Frechheiten, heute am hellen Tage der Internationalität, auf die wir eingebildet sind wie die Gockel, in einer deutschen Stadt nach deutscher Kunst zu rufen. Es ist nicht zu begreifen in einer Zeit, da es zu den kosmischen Anzeichen des Herbstbeginnes gehört, daß der Kunstmakler in sein Bodenmagazin klettert und aus dem Rauch herunterholt, was gut und teuer ist. Denn die über den Sommer etwa neugebackenen Millionäre sollen sich die nötigen Manets und Monets, Renoirs und Degas für den Winter einschaffen. Aber wir tun's, wir rufen nach deutscher Kunst und wir wollen sagen warum.

---

Der Naturalismus ist tot. Tot in der Literatur, tot in den bildenden Künsten. Und das seit geraumer Zeit. Darüber wenigstens wird zwischen verständigen Leuten

wohl kein Streit sein. War ja auch schon ein alter Herr, der es nur verstanden hatte, merkwürdig lang den Bonvivant zu spielen; mit der Pose des Revolutionärs aufzutreten und mit den Floskeln aus der Jugendzeit herumzuwerfen, zu einer Zeit, da es schicklicher für ihn gewesen wäre, den Enkel auf dem Knie zu schaukeln.

Nur ein paar komische Käuze versuchen seinen Tod zu leugnen, aus vielleicht nicht ganz uneigennützigen Gründen. Wie es dem Heer der Türken verheimlicht wurde, als der große Soliman gestorben war und sie seine geschmückte Leiche ins kaiserliche Zelt setzten.

Die große Zeit des deutschen Naturalismus haben Menzel und Leibl in aller Stille erledigt, als es das Wort noch nicht gab. Was dagegen im Lärm der letzten anderthalb Jahrzehnte das Erbe der großen Franzosen in die Breite und Länge zerrt, hat alles in der Sackgasse geendigt.

Die Sezessionen, die mit großen Worten in die Welt getreten waren, liegen heute am Boden. Darüber kann nicht täuschen, daß ein ansehnlicher Bruchteil ihrer Mitglieder Künstler von Rang sind, denn gerade diese bleiben im Hintergrund, weil sie den Lärm und das Rampenlicht begreiflicherweise vermeiden. Das von Anfang an rein technische Programm — was an Gesinnung sonst drum und dran hing, war ja bloß Inkonsequenz gegenüber der famosen Nichts - als - Form-Ästhetik — dieses Programm hat Leute in den Vordergrund gedrängt, die alles machen, was sie sehen, ein ödes Virtuosentum, im schlimmsten Sinne international. Nur in Deutschland ist es geschehen, daß man der Existenz dieser kalten Macher zuliebe ganze Theorien von der Internationalität der Kunst aufbaute, um ihnen zu einer scheinbaren Rechtfertigung zu verhelfen.

Schließlich haben noch die wenigen ehrlichen Gegner, die es drängte, gegen diese Klüngel aufzustehen, ihnen den Gefallen getan, sie mit den ungeschicktesten Argumenten zu bekämpfen. Was diese Zeitgrößen vom ernsten Schaffen trennt, ist weniger ihr beweglich beklagtes Manko an Sittlichkeit usw., als vielmehr ihre bedauernswerte Hilflosigkeit, ihr Herumtappen in aller Welt Manieren und ihre inkurable Leere.

Dem allem gegenüber steht das Publikum verwirrt. Auch hier eine nicht geringe Zahl klar und einfach Empfindender in den Hintergrund gedrängt und überschrien vom geschwätzigen Ästhetentum. Fexen der Kunst, die von ihrer Seite dem Künstlerischen so fern stehen wie auf der andern etwa der fanatisierte Sittlichkeitsvereinler.

---

Das Charakteristische des künstlerischen Wesens im neunzehnten Jahrhundert war die Vor- ja Alleinherrschaft der Malerei. Dieser Zustand, der ein wenig abgeschwächt auch ins zwanzigste noch übergegangen ist, scheint jetzt kurz vor seinem

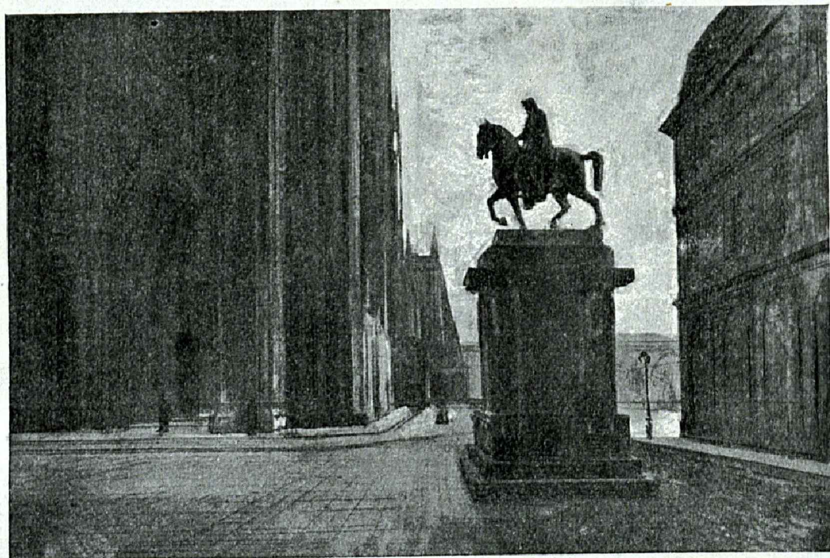


**St. Georg.**
**(Hugo Lederer-Berlin.)**



St. Georg.
(Hugo Lederer-Berlin.)

Ende zu stehen. Was sich vor Jahren als jugendliche Freude an völlig neuem Anfang, an technischer Voraussetzungslosigkeit, am Sichhinfindenwollen zur Natur äußerte, ist in planloser Experimentierwut auf den toten Punkt gelangt. Technisch im Kreise irrend, in steter Gefahr, von einer neuen Akademie eingesargt zu werden, sieht die Malerei wenige Jahre nach Böcklins, Menzels und Leibls Tod keinen freien, klaren Weg mehr vor sich. Es gewinnt den Anschein, als ob an ihre bevorzugte Stelle die Plastik und die Architektur, auch die technischen Künste treten wollten, in denen junge, dabei zielsichere Kräfte sich melden. Die Lähmung der Malerei muß dauern,



Situationsskizze zu einem Kaiser Wilhelm-Denkmal für Straßburg.
(Hugo Lederer-Berlin.)

solange die in der Stille schaffenden Naturen unter den Malern nicht hervortreten und offen die Führung übernehmen, so lange nicht die letzte der historischen Maskeraden, in deren langer Reihe das neunzehnte Jahrhundert sich gefallen hat, vorüber ist. Denn was ist heute das französische Virtuosentum anderes, fast fünfzig Jahre nach Manets Hervortreten.

---

Dem allem gegenüber ist folgendes der Standpunkt der Neuen Revue: Ob eine Zeit wie die unsrige große Kunst hervorbringen kann oder wird, weiß niemand. Ob sie bei dem intensiven Verbrauch der besten Kräfte im praktischen Leben noch andre übrig behält, ihren Inhalt zu formen, werden erst die beurteilen können, die auf sie zurückblicken werden. Daß politischer Aufschwung mit künstlerischem



**Entwurf eines Kaiser Wilhelm-Denkmals für Straßburg.**
(Hugo Lederer-Berlin.)

wesentlich nichts zu tun hat, lehrt die Geschichte wiederholt. Bleibt uns große Kunst vorenthalten, so werden wir nicht mittun, wenn kleine Leistungen dafür ausgegeben werden sollen. Die Neue Revue wird sich von nichts so fern halten, als von Ästhetentum, sie wird nichts so nachhaltig bekämpfen, als den Snobismus. Denn er entfremdet auch den höchstbegabten Künstler einem mannhaften Schaffen, und im




**Medaille für Kämmerer Maaß.** (Vorderansicht.)
(Hugo Lederer-Berlin.)

Publikum sich festsetzend, verhindert er, solche mannhafte Kunst unter erklügelten Finessen zu erkennen.

Wir werden das einseitige, heute noch herrschende Interesse zu ersetzen trachten durch einen freieren Blick auch auf Architektur, Plastik und das künstlerische Gewerbe.

Wir werden nicht danach fragen, wo einer ausstellt — heute bekanntlich eines der wichtigsten Kriterien seines Wertes. Wir werden bald nur durch

Illustrationen, wie diesmal auf Hugo Lederer, die stärkste bildhauerische Begabung im heutigen Deutschland, bald auch durchs Wort auf die Bedeutenden hinweisen, die sich schon durchgerungen haben. Immer wieder aber auch auf die andern, denen vielleicht ihr Wesen das Erringen äußerer Erfolge schwer macht.

Wir richten unser Augenmerk vor allem in die Nähe, auf die deutschen




(Rückansicht.) Medaille für Kämmerer Maaß.
(Hugo Lederer-Berlin.)

Künstler. Gegenüber dem Auslande Scheuklappen anzulegen, wird uns nicht einfallen. Aber es scheint uns zweierlei, die großen Leistungen der Fremden zu erkennen oder sich in blinde Abhängigkeit von ihnen zu begeben. Ein Volk wie das deutsche, das in der vordersten Reihe der aufsteigenden, die entscheidenden Taten der Zeit verrichtenden Nationen steht — soviel darf mit Bescheidenheit wohl gesagt werden — das wird sich nicht an ein Volapük der Kunst verlieren, die Sprache reiner eigener Form bewahren können.

# Loblied des heiligen Hieronymus auf die Arbeit wider die Melancholie.

Von

Hans Benzmann.

Und wenn mir nichts als meine Arbeit bliebe,
als diese Klause und dies ewige Meer
von Blätterrauschen, Blätterfallen um mich her, —
wenn ich hier bis ans Ende säß und schriebe,
und meine Seele keine Rosen triebe, —
ich lobte Gott den Herren noch viel mehr,
ihn, der mir alles, Teufel, Tod und Leben,
mich und sich selbst in meine Hand gegeben!

Und wenn mir nichts als diese Arbeit bliebe, —
wenn draußen auch der ewige Lebenssturm
und in mir dieser zähe Arbeitswurm
in dem unendlich sinnlosen Getriebe
zerriebe sich und sich zerriebe — —
Was schelt und lob ich Gott den Herrn — ich . . Wurm . .?
Bin i c h denn dieser Welt Beginn und Sinn? —
Melancholie, du nimmst mich nimmer hin! . .

Du kannst wohl meine Seele lieb umfangen,
die so tiefarm an sich geworden ist
und sich vor Platon und Virgil und Christ
verstecket mit demütiger List
und sich entselbstet und entleibt
und sich entmannet und entweibt, —
sich ganz am Tagewerk zerreibt, —
du kannst wohl einen Augenblick
umdunkeln meinen hellen Blick,
daß ich nichts seh als der Gewalten
sinnloses Spiel und böses Schalten —
doch laß ich mich von dir nicht fangen . . . . .

Wenn mir auch nichts als dieses Tagwerk bliebe,
nichts als Vernichtung wie dem Wurm —
Dich preise ich, du Lebenssturm:
du folgst mit Inbrunst jedem Triebe —
Gott selbst entsteigt dem Schoß der Liebe!
Das ist des Weltalls Zweck und Sinn! —
Melancholie, du nimmst mich nimmer hin!

Und wenn mir nichts als diese Arbeit bliebe,
als diese Klause und das ewige Meer
von Tod und Leben, dies Gestalten um mich her, —
wenn ich bis an mein Ende säß und schriebe
und mir ganz still dies Stündlein Zeit vertriebe —
ich lobte Gott den Herren immer mehr,
weil er mir diese stille Kraft gegeben:
das ist die Kraft zu sterben und zu leben!

---

# Henriette Jacoby.

## Die Ehegeschichte der Jettchen Gebert.

Von

Georg Hermann.

### Vorwort.

Es ist seltsam, wenn ich denke, daß sie nun wieder alle, auch alle um mich sein sollen, die schon weit draußen in der Welt leben, und die mancher kennt oder zu kennen wähnt, sie, die allein mir gehören und doch wieder mir nicht mehr gehören. Und es ist seltsam, wenn ich denke, daß ich es nun wieder bin, der — ein neuer Charon — sie ihrem Schicksal entgegenführt, unerbittlich wie jener; . . . . . einzig den Bord des Nachens darf ich mit Blumen umflechten.

Und wenn es fürder das Leben nicht gut mit ihnen meinte . . . . ich könnte ja die Karten anders mischen, aber — was würde es nützen? Über Glück und Unglück, über Behagen, Wunsch und Wehe ist ja schon lange der Pflug gegangen, der alles in den Boden reißt. Nehmen wir die Dinge nicht so ernst. Nehmen wir Gewesenes und Seiendes für das, was es ist: für ein Spiel; traurig oder schön . . . . immer nur für ein Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen.

* * *

I.

Onkel Jason war zuerst fortgefahren, als Allererster von Jettchen Geberts Hochzeit. Er hatte eine gute Entschuldigung, daß er doch noch krank wäre. Noch vor Jettchen hatte er das Fest verlassen. Noch ehe Jettchen in jener windklaren, sternenhellen Novembernacht des Jahres 1839, — ihrer eigenen Hochzeit in der „Gesellschaft der Freunde“, oben in der Neuen Friedrichstraße, entflohen war, ohne abzuwarten, daß Madame Spiro den Kaffee serviere; und, was noch merkwürdiger war, ohne sich zu gedulden, bis ihre schöne, mit weißem Atlas ausgeschlagene Chaise — die beste, die ihr Onkel Ferdinand überhaupt besaß — bis der Hochzeitswagen sie nach ihrer neuen Wohnung brächte.

Nicht eine Sekunde also hatte Jason den Wagen warten lassen. So pünktlich war er selbst nie zu einem Stelldichein gegangen, und doch konnte ihm hierin gewiß niemand Unpünktlichkeit vorwerfen. Die halbe Zeit hatte er unter dem Tisch mit seiner Uhr gespielt und die Zeiger verwünscht, die so langsam um das silberne Stundenblatt krochen. Und dann hatte er wieder stocksteif dagesessen, in die Lichter gesehen und sich mit der Hand unter die weiße Halsbinde gegriffen, weil es ihm schien, als ob er erdrosselt werden sollte, und als ob jemand immer wieder von hinten die Binde zuzöge, kaum daß er sie zurechtgerückt hatte. Jason Gebert begriff seinen Bruder Salomon nicht, der so breit und würdig dasaß, und Ferdinand — seinen Bruder Ferdinand — der über die eigenen Witze lachte, daß man es durch den ganzen Saal hörte, und der immer wieder den Lohndiener Pieper rief, er solle ihm noch einmal anbieten. Jason selbst bekam keinen Bissen herunter. Er hatte ja auch eine gute Entschuldigung, nichts zu nehmen; er wäre noch in der Genesung, sagte er, und der Rat Stosch hätte es ihm ganz streng verboten. Aber Tante Riekchen, die sich als Brautmutter fühlte und für jedes Couvert zahlen mußte, ob es nun gegessen wurde oder nicht, — seine Schwägerin Riekchen wollte das nicht gelten lassen. Und sie kam selbst mit einer Schüssel und tat Jason Fisch auf; — Fisch dürfe er doch nehmen, es gebe nichts Leichteres als Fisch. Auch Onkel Naphtali erinnerte sich, daß er hier als Senior aller Jacobys Standesperson wäre und sagte: „Aber der junge Mann scheint dem teuren Menu gar keine Ehre antun zu wollen“, während der alte Onkel Eli sich begnügte, seine brave Ehehälfte, die ihm schrägüber saß, nur mit dem einen Auge anzublinzeln. Die kleine Tante Minchen schüttelte darauf zwar unwillig ihren Marabutoc; aber sie verstand schon, was jener meinte. Und als nun Salomon Gebert endlich aufstand, um Mahlzeit zu wünschen, da war Jason auch schon aus der Tür. Und ehe nur einer sonst recht den Stuhl gerückt hatte, da hatte jener auch schon draußen seinen grauen Spencer umgenommen und hatte die Klinke in der Hand; — und sie mochten oben noch nicht einmal recht aufgestanden sein, — denn nach einer so reichen Hochzeitstafel läßt man sich damit Zeit — da hatte Jason sich mit geschlossenen Augen auch schon unten in die roten Polster des Wagens zurückgeworfen, und die Pferde zogen an.

Jason Gebert konnte keinem sagen, wie ihm zumute war. Jedes Rattern des Wagens, jeder Hufschlag der Gäule traf ihn ins Hirn und gab ihm zu der Empfindung trostloser Leere und dumpfer Starrheit, die sich in ihm breitete, noch unleidliche körperliche Schmerzen. Nun hatte er gekämpft und gekämpft, und die Schlacht endlich doch verloren. Stein für Stein hatte er in Jahrzehnten aufeinander geschichtet, und wie er dachte, nun bald den Schlußstein einfügen zu können, da war das alles krach in sich zusammengebrochen, und nie mehr würde er es wieder aufbauen können. Was war denn für ihn Jettchen bis heute gewesen? Jason Gebert wurden die Augen feucht, wenn er daran dachte. Und nun war sie die Frau dieses Julius Jacoby, dieses Vetters aus Benschen! Er hatte Jettchen als junges, fünfzehnjähriges Ding vor Augen hinten in ihrem Zimmer nach dem Hof mit dem Nußbaum vor der Galerie. Wie hatte er sie Schritt vor Schritt gegängelt, sie dahin gebracht, wo er sie hinhaben wollte. Von Woche zu Woche hatte er sich gefreut, sie wiederzusehen. Und nun war das alles hin. Denn dieser Löbel Groschenmacher würde es ganz und gar niedertreten. Das wußte Jason Gebert. Und das war heute sein Abschied gewesen. Ein trauriger Abschied — nicht einmal ein Rückzug, nein, vielmehr eine Flucht, eine wirre, haltlose Flucht war es gewesen.

Nun was denn? Er würde eben noch einsamer sein, das hätte eben auch ein Ende gefunden wie alles andere hier. Noch ein Jahrzehnt würde er sich so hinschleppen, vielleicht noch länger, dies und jenes beginnen, so ungefähr wie man nutzlos Steine in einen Brunnen wirft . . . . . Herrgott im Himmel, warum hätte er nicht schon jetzt wegtreten können, links in die Seitenkulissen hinein; — warum mußten diese lahmen alten Knochen schon wieder standhalten! Nun ja, nun wäre eben auch das zu Ende. Was scherte er sich eigentlich darum. Was ginge es ihn an. Er würde sich jetzt schlicht und friedlich oben in sein schönes, warmes Zimmer setzen, auf seine grüne Damastbergère, die Beine von sich strecken und würde auf seine Art Abschied feiern. Da war ja noch eine Flasche Sillery, des Theodor Amadeus Hoffmann Sillery, die ihm Onkel Eli gebracht hatte . . . der würde er den Hals brechen. Und dann würde er sich dazu die Dames galantes von Brantome vom Bücherbord herabholen, um, das halbgeleerte Glas in der einen Hand und das Buch in der anderen, den geheimen Sinn dieses schmerzhaften und närrischen Daseins zu ergründen. Bis zum Bett würde er wohl endlich immer noch herüberkommen. Wozu brauche er nach irgend jemandem in der Welt zu fragen. Nach ihm frage ja auch keiner. — Und damit kletterte Jason Gebert aus dem Wagen.

Aber Jason Gebert hatte noch nicht den Fuß auf dem Trittbrett, als etwas ganz Wunderbares und ganz Seltsames sich ereignete. Etwas, das Jason Gebert sich nicht erklären konnte, soviel er auch später darüber nachsann. Es war wie ein Aufblitzen in ihm, ein plötzlicher weißer Schein, so wie wir ihn zu sehen glauben, wenn wir von Explosionen oder Kanonaden träumen und dann, von Pulverblitz geblendet, auffahren, nur damit wir um uns alles grausig finster und knisternd still finden. Jason wußte gar

nicht, wie er dazu kam. Er hatte nicht mit einem Gedanken an diesen Menschen gedacht, wirklich, den ganzen Tag nicht. Und mit einemmal stand die greifbare Gewißheit vor ihm: Doktor Kößling da oben in seiner einsamen Stube hinten in der Neuen Friedrichstraße, der jetzt da herumirrt, hungrig und verzweifelt, wie ein Tier im Käfig — Dr. Kößling wird sich jetzt in dieser Stunde etwas antun. Und wie Jason das aussprach, zögernd, mit einem Fuß auf dem Trittbrett, da sagte er, daß es nicht wahr wäre, daß es nicht mehr als eine haltlose Idee von ihm wäre, eine Einbildung, — daß der andere nicht daran dächte. Aber kaum, daß er es sich zu widerlegen suchte, da befiel ihn eine solche plötzliche Angst, eine solche innere Unruhe, daß es ihm ganz eng um die Brust wurde, und der Hals ihm wie zugeschnürt war. Jason Gebert glaubte nicht an Fernwirkungen und Mesmerismus. Er war viel zu sehr Skeptiker, um an irgend etwas zu glauben. Aber er wollte Klarheit haben — Klarheit, was das war. Und so rief er dem Kutscher zu, er möchte ihn noch einmal die Königstraße hinauffahren, gleich oben hin nach der Neuen Friedrichstraße.

Und der Kutscher zog langsam, als wolle er dem Herrn Zeit lassen, sich anders zu entschließen, die Leine an, drehte langsam sein Handpferd und bog wieder schräg in die Königstraße ein. Jason Gebert aber saß da weit vorgebeugt, hatte das Wagenfenster niedergelassen und blickte in die graue Nacht, die vom flackernden Schein der hüpfenden Gasflammen — ganz weit standen sie voneinander entfernt — nur trübe und unregelmäßig unterbrochen wurde. Von einer unerklärlichen Unruhe gepackt, starrte er hinaus, verfolgte jeden, der auftauchte und verschwand, mit den Blicken, ob es nicht Kößling wäre. Er wußte nicht, was ihn in diese Lage hineinzwang. Er kam sich vor, wie ein Jäger auf dem Anstand — so spähte und lauschte er in die bewegte Dämmerung hinein, Erwartung in jedem Muskel. Da aber erblickte er ganz von ferne einen grauen Schatten, und er hörte den Klang der Schritte, und er fühlte am Rhythmus der Bewegung, daß das ein Gang war, den er kannte, und daß das ganz jemand anders war als der, den er hier suchte. Und plötzlich erschien Jason Gebert all das, was eben mit ihm geschehen, so unheimlich, daß es ihm vor sich selbst graute. Und er schrie dem Kutscher Halt! und er sprang mit beiden Füßen heraus — er vergaß ganz seine Schwäche und seine Unbehilflichkeit und hinkte über die krachenden Wasserlachen, den Hut im Genick und den Spencer weit offen.

„Jettchen! Um Himmelswillen Jettchen!“ rief er, „was ist —?“

Jettchen fuhr zurück und blieb stehen. Sie war noch eben mit ihren Gedanken weit fort gewesen.

„Ach Onkel Jason,“ sagte sie, sonst nichts, und lächelte, so wie ein Kind, das man beim Naschen ertappt. Sie war ganz rot von der Luft. Das sah Jason. Und sie lächelte — konnte noch lächeln.

„Du wolltest zu mir?!“ sagte Jason.

„Vielleicht,“ sagte Jettchen, „ich weiß nicht. Jedenfalls wollte ich fort.“

„Dir hat's da oben bei der Hochzeit wohl auch nicht gefallen,“ sagte Jason, und jetzt mußte er gleichfalls lächeln, „ebenso wie mir.“ Und damit griff er nach Jettchens Hand, die den Mantel zuhielt und streichelte sie leise, während durch die Tränen, die er im Auge hatte, die Gestalt vor ihm verschwamm. „Du wirst dich in deinen leichten Schuhen erkälten, du großes Kind du,“ meinte er dann. „Das ist kein Wetter zum Promenieren. So kannst du dich anziehen, wenn erst wieder im Charlottenburger Schloßgarten die Vögel singen. Komm, Jettchen, da drüben hält mein Wagen.“

Jettchen schüttelte traurig.

Jason Gebert nahm wieder ihre Hand. „Sage mal, Jettchen, bin ich nicht immer, so lange du denken kannst, auf deiner Seite gewesen? Und meinst du, ich bin nun mit einmal gegen dich? Komm, wir sprechen im Wagen. Wenn uns hier jemand sieht —“

Jettchen ließ sich ruhig und ohne Widerstand von Onkel Jason führen. Und sie stützte sich beim Einsteigen schwer auf seine Schulter, während Jason Gebert dem Kutscher sagte, er möchte hier auf und nieder fahren und dann zu seiner Wohnung zurückkehren.

Jason konnte nun Jettchens Gesicht nicht mehr sehen, denn sie hatte sich tief in den Fond des Wagens zurückgelehnt. Aber er spürte mit dem ganzen Körper ihre Nähe, und ihm kam mit einemmal zum Bewußtsein, was ihm dieses Mädchen war — viel mehr, als er sich gestehen konnte.

„Jettchen,“ — begann er endlich, „wollen wir nicht einmal als zwei vernünftige Menschen miteinander reden? Weißt du denn auch, Jettchen, was du getan hast, wenn du jetzt deinem Mann nach der Trauung davongehst?“

Jettchen nickte nur und dann sprach sie, und jedes Wort rang sich von ihr los: „Ich kann nicht, Onkel Jason — ich kann nicht. Ich habe die ganzen Tage gewartet und gewartet — irgend was, habe ich gedacht, muß geschehen. Ich habe gefiebert und gebebt, jede Minute. Ich habe immer gemeint, Onkel Salomon müsse es mir doch ansehen und zu mir sprechen. Und dann — dann hätte ich es gesagt, daß ich's nicht kann. Ich habe geglaubt von Minute zu Minute, es käme noch irgend etwas Unerwartetes, etwas, das man sich gar nicht ersinnen könnte. Aber plötzlich, da hatte man mir schon die Schlinge über den Hals geworfen, und ich habe schreien wollen, und ich habe nicht glauben wollen, daß es wahr ist. Und da bin ich — weißt du, Onkel . . .“

Jettchen beugte sich vor, und Jason sah Jettchens Gesicht, das vom Schein einer Laterne mit einer scharfen Lichtkante umzogen war, und wie ein rotblitzendes Juwel hing ihr eine Träne an der Wimper. Und Jason hatte das Gefühl, als müsse er diese Träne fortküssen. Denn in dem grenzenlosen Mitleid, das er für Jettchen empfand, flammte plötzlich etwas anderes auf, das er sich vordem nie eingestehen wollte und dessen er sich vordem nie bewußt war. Aber gerade deshalb griff er nur Jettchens Hand, und er hatte sie immer noch in der seinen, die schöne, fleischige Hand mit dem breiten Brillantring und dem Goldreif an dem schlanken Finger — er fühlte den neuen Goldreif — als er schon geendet und als der Wagen, der sich hinten jenseits des Alexanderplatzes in einem

Wirrnetz und einem Bergauf und Bergab halbdunkler, ausgestorbener Straßen verirrt und verfangen hatte, wieder neben den flammenden Kandelabern der Königsbrücke entlang ratterte.

Jason sprach lange, ruhig und klug. Zuerst von den Tatsachen, dann von den Aussichten. Jettchen wollte nicht zu ihrem Mann? Nein? Gut, damit müsse man sich abfinden. Zwingen könne sie niemand. Aber sie müsse auch wissen, daß das nun ihr Mann ist. Das Gericht habe nicht zum Scherz heute Mittag sein Siegel darunter gedrückt. Der Herr Staat sei eine Person, die keine Sentiments kenne und nicht mit sich spaßen lasse. Er könne davon ein Lied singen, und das wäre eben so schön wie der wackere Lagienka. Soweit er die Lage überschaue, wäre Jettchen völlig mittellos, und alles, was sie besäße, wäre von Salomon in die Hände ihres Mannes gelegt. Das würde Schwierigkeiten geben. Denn wenn er s i e auch wohl endlich losließe — er habe ja keine Macht, sie zu binden — so glaube er den neuen Vetter genug zu kennen — vom G e l d würde er sich nicht trennen ..... „Die Sache, liebes Jettchen, wird — das sehe ich jetzt schon — sehr schmutzig werden und viel Lärm geben. Wir m ü s s e n zusehen, daß wir in aller Güte und aller Stille auseinanderkommen. — — Du liebst Doktor Kößling.“

Jettchen nickte.

„Ich will dich nicht fragen, wie du mit ihm stehst. Du bist ja Herrin deiner Entschließungen und längst alt genug, um alles vom Leben zu erfahren.“

„Nein!“ rief Jettchen, fuhr auf und umklammerte wie flehend Jasons Hände, „glaube das doch nicht von mir, Onkel.“

Jason lächelte, denn nicht ohne Absicht hatte er diesen Seitensprung getan, und fuhr dann freier fort:

„In das Haus von Onkel Salomon kannst du nicht zurück, Jettchen, und selbst wenn man es dir freistellt, wirst du über kurz oder lang dort gerade d a s tun, was du nicht willst. Dafür kenne ich meine lieben Schwägerinnen viel zu gut. Überhaupt, das begreifst du wohl, hast du jetzt mit einemmal die ganze, aber auch die ganze brave Familie gegen dich. Da darfst du dich gar keinen Hoffnungen hingeben. Kein Mensch wird auf deiner Seite sein, und kein Mensch wird dich verstehen, vielleicht nicht einmal der, den's am nächsten angeht.“—

„Doch, doch,“ rief Jettchen.

„Und deshalb, meine Freundin,“ — Jason überhörte die Einwendung — „wirst du vorerst bei mir bleiben. Ich werde dich unter meine Fittiche nehmen, du armes, verirrtes Küken du. Wie eine Löwin ihr letztes Junges werde ich dich verteidigen. Aber — mache mir keine Dummheiten, Mädchen. Setze dich nicht damit etwa ins Unrecht. Du brauchst die Sympathie der Leute. Du hast einen Kampf angefangen, Jettchen, verstehst du, — einen Kampf — du konntest nicht anders. Ich sage nicht ein Wort dagegen. Ich will dir helfen. Aber — keine Dummheiten. Du bist jetzt nicht mehr Jettchen Gebert, sondern Frau Henriette Jacoby, die man überall unmöglich machen

kann. Und dann, Jettchen, mußt du dir ja selbst sagen, daß null und null erst hundert ergibt, wenn eine Eins davorsteht. So lange sind die zusammen nur ein kümmerliches Nichts, das eben nicht auf die Dauer bestehen kann. Und nun, mein altes Mädel, reden wir von etwas anderem. Fürs erste also wohnst du bei mir, und alles sonst findet sich. Paß auf, wie nett wir's uns machen werden, du mein kleines Hausmütterchen, du. Eigentlich freue ich mich doch recht, daß ich dich erwischt habe. Mir ist es nämlich eben ganz eigen gegangen, und wer weiß, was du sonst getan hättest — jedenfalls nichts Gutes. Denke nur, was du denen da oben allen, die doch nicht wissen, wo du hin bist — was du denen für einen Schreck eingejagt hast."

So sprach Jason, lang und bedächtig, klug, warm und doch sarkastisch, wie das so seine Art war. Jettchen saß ganz still dabei, und nach all der Angst und all der Unruhe, all der Kälte und Benommenheit der letzten Tage hatte sie hier in dem dunklen, weichen Wagen das erstemal wieder das Gefühl von Wärme und Geborgensein, und sie sah halb erstaunt nach den blinzelnden Laternen, die da draußen vorübertanzten, während der Wagen leise und langsam weiter schwankte. Für den Augenblick hatte sie die Empfindung, als ob all das, was sie erlebt, ganz fern läge, und als ob sie das gar nicht sei, die das getan, sondern irgendwer Fremder. Dann aber drang wieder die ganze Ungewißheit ihrer Lage auf sie ein, und Jettchen schmiegte sich an Jason und umfaßte ihn mit ihren Armen und begann zu weinen, von tief auf zu schluchzen. Und unter Tränen sagte sie ihm, wie gut er zu ihr wäre, daß er sie nicht verließe, wo doch keiner etwas von ihr wissen wolle. Aber Jason antwortete ihr, daß sie eine Närrin wäre und daß sie immer der Liebling von allen gewesen wäre, und daß sie das auch bleiben würde. Sie sollte nur sehen, sie würden es so nett zusammen haben. Und später würde sich alles für sie schon gut gestalten. Dafür wolle er sorgen — das verspreche er.

So redete Jason. In seinem Innern aber klangen ganz andere Stimmen, die Trauer und Besorgnis kündeten.

„Und ahnt denn Köẞling, was du getan hast?"

„Ich glaube nicht, Onkel, ich glaube es nicht."

„So so," sann Jason, und wiegte nachdenklich den Kopf. Er merkte gar nicht, daß der Wagen schon hielt.

Dann aber kletterte er langsam zur Chaise hinaus, denn seine Füße waren müde geworden, und er half auch Jettchen beim Aussteigen. Jason sah sie vor sich stehen in der Dunkelheit der Sternennacht. Er hörte in der Finsternis das Knistern ihres Atlaskleides und er spürte die Kühle ihrer freien Arme. Und im Augenblick kam ihm dabei die Erinnerung an so manches liebe Mal, da er hier einer Schönen aus dem Wagen geholfen, und lächeln mußte er über die seltsame Rolle, die er heute dabei spielte. Sie zeigte ihm, daß er doch nun alt und abgetan war, und irgendwie schoß ihm doch wieder dabei der Gedanke durch den Kopf an den Mann aus der Bibel, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen und ein Königreich gewann.

„So, nun führe ich meine Braut heim,“ sagte Jason fast spöttisch, in jenem Ton, den er so liebte und von dem er glaubte, daß er seine eigene Meinung und seine eigene Stimmung ganz verbarg. Und er küßte Jettchen dabei die Hand mit einer gesuchten, altmodischen Bewegung. Dann öffnete er das schwere Haustor, ließ Jettchen den Vortritt und hinkte schnell wieder zum Wagen zurück: der Kutscher solle warten, er bekäme auch nachher ein gutes Biergeld.

Einen Augenblick stand so Jettchen in der Dunkelheit allein in dem Vorflur, und sie war ihr lieb, die Stelle. Sie wunderte sich über den Kreislauf, daß sie nun wieder hier wäre. Alles andere, die letzten drei Tage, schienen verblaßt und verklungen, die Gedanken an Doktor Kößling, ihren Liebsten, kamen ihr zurück, und mit ihnen wieder die Tränen. Und sie lehnte sich an die Wand und schluchzte in sich hinein.

Jason fand sie so, und scherzend, als sähe er das gar nicht, bot er ihr den Arm und geleitete sie vorsichtig die spärlich erleuchteten Treppen hinauf. Sie erschienen so weit, unheimlich und spukhaft mit ihren geschweiften, geschnitzten Geländern, den breiten Stufen, den hohen, weißen Türen und dem schwarzen Nachthimmel, der mit vielen Sternen durch die riesigen, vielscheibigen Flurfenster hineinsah. Und wie Jason oben schloß, flatterte das alte Fräulein Hörtel in ihrem geblümten Kleid wie ein Käuzchen vorbei.

„Komm, Jettchen, du sollst hier vorne dein Reich bekommen, du altes Mädchen, du.“ Damit öffnete Jason die Tür zum grünen Zimmer und ging zum Tisch, wo die Moderateurlampe stand. Er schlug mit seinem Taschenfeuerzeug Licht, das das Zimmer zuckend und unruhig durchflammte und riesige, unbestimmte Schatten warf. Aber Onkel Jason hatte noch nicht die Lampenglocke gehoben, als er die Empfindung hatte, als fiele hinter seinem Rücken ein schwerer Gegenstand dumpf zur Erde, und ohne sich zu wenden, rief er schrill nach Fräulein Hörtel.

Als er sich umdrehte, lag Jettchen neben einem Stuhl auf der Erde. Sie hatte sich vielleicht noch setzen wollen, hatte sich vielleicht auch niedergesetzt, aber dann hatte ihre Willenskraft versagt, und sie war zusammengebrochen, war seitlich vom Stuhl geglitten.

Fräulein Hörtel steckte erschrocken ihren alten Kopf durch die Türspalte.

„Mein Salz!“ sagte Jason halblaut, „es steht auf der kleinen Spiegeltoilette.“ Und Jason kniete nieder, öffnete den schweren Mantel, daß Jettchen in ihrem weißen Atlaskleid auf der roten Innenseite des Mantels wie auf einem roten Teppich lag, und er hielt der Ohnmächtigen das geschnittene Kristallfläschchen vors Gesicht. Als Jason aber — Jettchen lag wie tot und war weiß wie ihr Brautkleid — keine Veränderung an ihr gewahrte, schob er vorsichtig den einen Arm unter ihren Rücken und den anderen unter ihre Kniee, und ganz langsam und zitternd erhob er sich mit der schweren weißen Last und trug sie — die weiße Schleppe schleifte dabei den Boden — zu seinem Bett.

„Wir müssen das Kleid öffnen, Fräulein,“ sagte er. Und während das alte Fräulein Hörtel, die noch nicht mit einem Wort ihr Erstaunen geäußert hatte, an Jettchens Taille herumbastelte, suchte Jason draußen unter den Weinflaschen nach dem Sillery, den er ja noch heute hatte trinken wollen. Da er aber die Schnur, die den Korken hielt, so schnell nicht lösen konnte, so schlug er der Flasche den Hals ab, daß ihm Wein und Schaum über die Hände sprudelte. Und er nahm einen silbernen Löffel und lief wieder vor in das grüne Zimmer.

Fräulein Hörtel hatte es Jettchen ein wenig frei gemacht, ihr auch das Haar gelockert, und Jettchens Brüste atmeten ganz leise unter den breiten weißen Spitzenbesätzen, und das goldene Medaillon bewegte sich ganz leise bei den Atemzügen. Die Augen aber waren noch immer geschlossen und der Mund fest zusammengepreßt. Und als Jason Jettchen den Kopf hob, um ihr — ihr Haupt in seinem Arm — mit dem Löffel den gelben sprühenden Wein einzuflößen, und als nun in dem Gesicht die dunklen Augen wieder langsam zu sprechen begannen, und als Jettchen, ganz von fern herkommend, Jason zuerst so fremd und scheu anblickte, bis sie mit langsamem Lächeln und dankbarem Staunen alles um sich wieder erkannte und sich ihre Lage wieder zurückrief, da spürte Jason zum erstenmal, heute an diesem Abend, wie schön doch dieses Mädchen sei, von welcher seltenen und erlesenen Schönheit, zart und unergründlich, fremd und rätselhaft wie das Leben selbst. Und eine ganze Weile saß er so vor ihr und blickte sie an, nachdenklich lächelnd, ohne zu sprechen. Und er fühlte den Reiz und die Fremdheit allen Frauenlebens, das neben uns ist und doch so unendlich fern bleibt, um das wir unser Lebtag kämpfen und das wir doch nie erringen, und das selbst nicht unser wird, wenn wir es in den Armen halten. Und in Jason quoll zugleich ein Mitleid mit dieser Schönheit auf, deren Schicksal es war, zu leiden, wie eben Schönheit leiden muß.

Und als Jettchens Augen wieder die alte Klarheit zurückgewonnen hatten, sprach Jason noch einmal zu ihr, daß alles gut werden würde und daß sie sich nur keine Gedanken machen solle, und daß sie fürs erste ruhig bei ihm bleiben solle und daß er für sie eintreten werde und für sie sorgen. Sie solle jetzt hier nur ruhig liegen, ganz ruhig und sich nicht regen. Fräulein Hörtel werde ihr Gesellschaft leisten. Da wäre noch Wein und da wären Biskuits, er wolle sich nun auch zurückziehen, denn er sei müde.

Jettchen hatte nichts dawider. Die Anspannung und Erregung der letzten Tage, welche ihre Kräfte gesteigert hatten, hatten plötzlich nachgegeben, und es war zu einer Erschöpfung und zu einem Zusammenbruch ihrer Seele und ihres Körpers gekommen, die keiner erneuten Erschließung mehr fähig waren und nur ein weichmütiges Sehnen nach Ruhe und Auflösung noch kannten. Und so sah Jettchen statt jeder Antwort Onkel Jason nur tief und dankbar in die Augen, wie er sich leise über sie neigte, um mit seinen Lippen ihre kühle weiße Stirn zu streifen.

Auf den Zehen zog sich Jason zurück und winkte dem alten Fräulein, sie dürfe nicht von Jettchens Seite, und sie solle ihr ab und zu noch einmal Champagner geben,

und die Tür solle sie hinter ihm schließen, ganz leise, damit Jettchen nicht merkte, daß er fortginge.

Sehr vorsichtig schlich Jason im Halbdunkel das dämmrige Treppenhaus hinab und weckte unten den Kutscher, der auf seinem Bock eingenickt war. Er solle ihn wieder zurückfahren zur Hochzeit. Der Kutscher aber, der ein galantes Abenteuer hinter alldem vermutete, sagte nur: „Uff mir können Se Häuser baun, ick schweig' Ihnen wie't Jrab.''

Als Jason vor der „Gesellschaft der Freunde'' ausstieg, hörte er es schon oben brausen wie von einem Bienenschwarm. Zuerst war Tante Minchen darauf aufmerksam geworden, daß Jettchen fehlte, und da mochte sie schon eine ganze Weile fort sein. Denn, wie das so bei Festen geht, jeder feiert nur sich selbst, und niemand kümmert sich um den, den man eigentlich ehren will.

„Wo ist doch Jettchen?'' fragte Tante Minchen, und sie zog mit ihrem langen Kometenschweif von Schleppkleid hier- und dorthin in den Saal und in die Nebenräume.

„Ich hab sie eben noch gesprochen,'' sagte das Fräulein mit den Pudellöckchen und verfestigte einen Faden an ihrer Näharbeit.

Jettchens Mann Julius saß bei Onkel Naphtali und entwickelte ihm seine Tendenzen der Geschäftsführung.

Riekchen war gegen irgendwelche Gäste liebenswürdig, die ihr gleichgültig waren, denn gerade gegen die muß man immer am liebenswürdigsten sein, — weil sie „draußen'' erzählen, und Riekchen hatte infolgedessen für Minchens Frage keine Zeit.

Aber Tante Minchen gab sich nicht zufrieden und trieb weiter den Zickzackkurs ihrer Kometenbahn. Diese und jene blickten auf und sahen dann einander fragend an. Wolfgang beteiligte sich am Suchen und steckte den Kopf hinter alle roten Vorhänge. Und die kleine Tante Minchen brachte so plötzlich eine seltsame Unruhe und Befangenheit in die Gesellschaft. Keiner wußte eigentlich recht, weshalb.

„Was suchst du, Minchen?'' fragte Salomon.

„Ich sehe Jettchen nicht. Wo ist sie d o c h?''

Salomon bekam einen Schreck. Er winkte Ferdinand, und die Bewegung, mit der er Ferdinand winkte, machte, daß der im Augenblick vollkommen nüchtern wurde.

„St, Ferdinand,'' sagte Salomon, faßte seinen Bruder beim obersten Knopf seines Gilets und zog ihn in eine Ecke des hohen Fensters. „St, Ferdinand!'' Salomon wiegte den Kopf im Genick und sah sehr ernst aus seinen beiden Augen. „Jettchen, — hm — sie ist weg!'' Er sagte kein Wort mehr, aber die beiden Brüder verstanden einander.

„Ich werde mal nach der Wassertür gehen,'' sagte Ferdinand, denn das Grundstück ging auch zu dem breiten, trägen Wasser der Spree hinaus. „Und Max soll den Türsteher fragen, ob jemand fortgegangen ist.''

Drinnen begann die Musik den Liebeszauber zu spielen. Aber man lief hinein — sie sollte aufhören.

Hannchen kam hinzu. „Wo willst du hin, Ferdinand?"

Aber in Ferdinand, dem rohen, derben Ferdinand quoll plötzlich eine wilde Wut auf, wie er seine kleine, breite Frau in ihrer ganzen behäbigen Selbstgefälligkeit so vor sich stehen sah. Und in seinem Hirn, das sich sonst nie mit Gedanken abgab, die über Tag und Stunde und über die gröbsten Bedürfnisse des Genusses und des Erwerbs hinausgingen, — dämmerte plötzlich, wenn auch unbestimmt und verschwommen, die Wahrheit und Möglichkeit der Zusammenhänge, und all das, was sich hier ereignet hatte, und sein ganzes wildes und verfehltes Leben dazu, — begriff er plötzlich, fühlte es in seinen Wurzeln, ohne daß er dem Worte geben konnte. Nur eine Wut, eine haltlose Wut kam über ihn, und ohne zu bedenken, wo er war, ohne auf Ort und Stunde zu achten, schrie er laut in den Saal hinein, daß Jettchen fort wäre und daß er seine Hände in Unschuld wasche. Sie hätten es gewollt, — nun hätten sie es ja.

Alles lief zusammen. Auch Julius, der ganz ernst und kleinlaut geworden war, kam hinzu.

„Nun, regt euch nicht auf," sagte er, „sie wird schon wiederkommen."

„Wenn sie auf mich gehört hätten," sagte Eli, den eigentlich nicht mehr so recht etwas aus der Ruhe brachte, „wär' das nicht passiert. Ich weiß nicht, früher sind sie immer alle zu mir gekommen; aber seitdem ich kein Geld mehr habe, meinen die Leute, ich hätt' auch keinen Verstand mehr. Aber jedenfalls werd' ich doch mal nach der Königstraße gehen zum Herrn Viertelswachmann, der kennt mich sogar sehr gut."

Onkel Naphtali aber mußte man mühsam erklären, was sich ereignet hatte. Als er es aber endlich begriffen, sagte er nur: „Achso . . . ich hab's kommen sehen. Sie hat mir gleich nicht gefallen. So ist keine Braut!"

Pinchen und Rosalie saßen umgefaßt in einer Ecke und weinten sich einander in die Augen und schluchzten einmal über das andere: „Die Schande! Die Schande! Unser armer Junge!"

Auch Hannchen, die stets Lachen und Weinen in einem Sack hatte, war nun sogleich aufgelöst in Tränen und fuhr sich die Kreuz und Quer mit dem Spitzentuch über ihr breites Kindergesicht. Das so etwas in ihrer Familie passieren würde! Solange wäre nun alles gut gewesen. Aber sie wisse schon, wo Jettchen hingelaufen wäre.

Riekchen, die ganz weiß geworden war, meinte, das könne sie doch von Jettchen nicht glauben.

Aber das Fräulein mit dem Pudellöckchen sah, völlig eingewickelt in einen alten bauschigen Flauschmantel, wieder zur Tür hinein: „Ich geh' mal nach den Obstkähnen, Herr Gebert," sagte sie. „Vielleicht hat sie da einer gesehen."

Julius Jacoby meinte, ob man seine Frau hier durch Soldaten suchen lassen könnte; bei ihnen könnte man das.

Aber Hannchen sagte immer bestimmter, sie wüßte schon, wo Jettchen zu finden sei, sie hätte das lange schon beobachtet, aber sie hätte nichts sagen wollen. Und wenn

man Hannchen jetzt gefoltert hätte, sie hätte ihre Aussage nicht widerrufen. Sie wüßte, was sie wüßte, sie wüßte es schon lange und hätte es vorher sagen können, wenn sie auch Jettchen für so niedrig und verderbt nicht gehalten hätte.

Die Gäste bildeten Gruppen, und alle steckten die Köpfe zusammen wie Schafe beim Gewitter.

Ferdinand kam zurück und rief Salomon zu sich. Die Wassertür sei Gottlob verschlossen gewesen. Der Türsteher hätte sich nicht vom Platze gerührt, und er hätte dabei nichts gesehen, gar nichts, sagte Max. Aber was er nicht sagte, weil er es nicht wußte, war, daß der Türsteher die ganze Zeit über oben bei den Dienstmädchen gewesen war, allwo er seinem kummervollen Leibe und Herzen neue Nahrung zugeführt hatte. Oder meint einer, daß man von Amt und Gehalt eines Türstehers diesen Körperumfang gewinnen könnte?

Ob man nicht alle Mädchen, die von Riekchen, Hannchen, Minchen, die Näherin, die Scheuerfrauen aus dem Geschäft, die im Hintergrund tafelten, ausschicken sollte, Jettchen zu suchen, — schlug Minchen vor.

„Man wäscht seine schmutzige Wäsche nicht vor fremden Leuten,“ schrie Ferdinand so laut, daß es alle Leute hören konnten. „Oder meinst du, sie werden nicht schon so genug reden?“

Julius hatte einen sehr roten Kopf bekommen und trippelte hin und her. „Wenn Jettchen nur nichts passiert ist,“ sagte er jetzt.

Einige rüsteten sich zum Gehen, denn sie verstanden eigentlich nicht, was sie hier noch sollten. Aber die Unruhe und Ungewißheit hielt sie noch am Ort. Ganz laut und ohne Rücksicht auf den Gastgeber besprachen sie den Vorfall.

Das arme Mädchen! Man hätte es sich sagen können, daß das kein gutes Ende nimmt. Sie hätten schon deswegen nicht kommen wollen, und nur um nicht zu beleidigen, hätten sie nicht abgesagt. Aber man hätte es ja Salomon Gebert auch so zu verstehen gegeben.

Eli kam wieder. Der Viertelswachmann wäre nicht zu Hause gewesen, aber er hätte bei ihm eine Botschaft hinterlassen. Das Fräulein mit den Pudellöckchen kam auch zurück, ganz außer Atem. Einer hätte jemand da lang gehen sehen, aber die Beschreibung hätte wohl nicht auf Jettchen gepaßt. Und Max kam zurück, und nach ihm Wolfgang, der ohne einem etwas zu sagen heruntergelaufen war, gleich so, wie er ging und stand, und der nun ganz durchgefroren war und nur so zitterte, wie ein geschorenes Windspiel. Hannchen sagte, der Junge wolle sich wohl mit Gewalt krank machen, er könne sich den Tod holen, und das wäre es nicht wert. Und sie gab ihm eins gegen den Hinterkopf. Aber Madame Spiro brachte ihm eine Tasse heißen Kaffee, er solle sich mal aufwärmen. Doch der Junge kriegte vor Tränen nicht einen Schluck hinunter. Und Salomon sagte, man müsse nun doch die Stadtwache benachrichtigen. Und er setzte sich in eine Fensternische und nahm den Kopf zwischen beide Hände. Aber

Ferdinand meinte, man solle noch etwas warten, denn man liefere sich ja damit einfach der Öffentlichkeit aus, und tun könnte sie ja doch heute nichts mehr. Vielleicht wüßte Jason Rat. Man sollte doch einmal zu ihm schicken.

Aber Salomon schüttelte nur traurig, mit müden Augen, den Kopf.

„Lieber Ferdinand, lassen wir Jason aus dem Spiel dabei. Was soll's ihm, er ist doch noch krank.“

In Wahrheit fürchtete Salomon, Jason jetzt wiederzusehen, denn jetzt wußte er, daß er trotz allem, was er getan, trotz der vielen Tausende von Talern, die er für Jettchen hingegeben, recht schlecht für Jettchen gesorgt hatte, daß er ein Gut vergeudet und vertan hatte, das in seine Hände gelegt worden war. Und er wußte nicht, was er antworten sollte, wenn jener kam und ihm wortlos Rechenschaft abverlangte. Und auch jedesmal, wenn Salomon Elis Stimme hörte — und der alte Onkel Eli sprach heute sehr laut, denn er hatte seinen tauben Tag und war deswegen der Meinung, daß alle Welt schwer hörte — so fuhr er zusammen, als ob gegen ihn eine Anklageschrift verlesen werden sollte.

Riekchen und Hannchen hatten Julius umzingelt und redeten auf ihn ein. Riekchen sagte, er solle sich nicht erregen, und Jettchen würde schon Vernunft annehmen, sie wisse das, sie kenne Jettchen und sie verstehe sie. Aber Hannchen sprach von ihrem Verdacht. So würde es schon sein. Auch Naphtali sagte, daß er sich genau erinnere, daß mal ‚eine ähnliche Geschichte vorgekommen sei mit der geborenen Reitzenstein‘. Minchen aber ging überall umher und sagte immer dasselbe: Jettchen würde schon wiederkommen, sie könne das nicht glauben! Ferdinand eilte wieder zu Salomon. Man müsse Jason holen. Man müsse zu erfahren suchen, wo der andere wohnte. Salomon sträubte sich. Er würde dazu nie und nimmer seine Zustimmung geben.

Von Minute zu Minute wuchs die Unruhe. Jeder schlug etwas anderes vor. Jeder wollte den andern überstimmen und überschreien. Und jeder dachte, je lauter er seiner Meinung Ausdruck gab, desto eher würde die Stimme in seinem Innern zur Ruhe gebracht werden, daß ja doch alles zwecklos wäre und daß sich Jettchen nur von der Tafel gestohlen hätte, um auch nie wieder in dieser Welt an ihr teilzunehmen. Denn so ist nun einmal der Mensch, daß er eine Gewißheit nie glauben will und sie nie sogleich in ihrer ganzen Bedeutung zu begreifen vermag. Immer wieder sträuben wir uns, unsere Hilflosigkeit den Tatsachen gegenüber einzugestehen. Und wir versuchen sie niederzureden wie einen überlegenen Gegner, der uns mit seinen Gründen in die Enge treibt. So sprach auch hier alles durcheinander. Jede Gruppe hatte ihren Sprecher, jede Meinung ihren Verteidiger; jeder Vorschlag wurde erwogen und bestritten, und keiner kam zur Ausführung.

Und mitten in diesen Lärm und in dieses Gewoge und in das Hin- und Herlaufen und in die Unruhe von den vielen knisternden Schleppen hinkte Jason in den Saal hinein. Ruhig und ernst, mit seinen harten Zügen, die noch schärfer als sonst erschienen nach

der Krankheit und nach der Erregung der letzten Stunde. Keiner achtete zuerst auf ihn, trotzdem Jason seinen grauen Spencer nicht abgelegt hatte und seinen hohen, gradkrempigen braunen Zylinder in der Hand hielt. Denn jeder war mit sich selbst beschäftigt; und wer Jason etwa sah, dachte eben, man hätte ihn geholt, oder er wäre nur fortgewesen und käme nun zurück.

Jason ging auf Salomon zu, der vor einem Tischchen saß und den Kopf in die Hände gestützt hatte.

„Nun, Salomon," sagte er und berührte seinen Bruder an der Schulter, „was gibt es?"

Salomon Gebert blickte auf und sah Jason fragend an.

„Weißt du: Jettchen ist fort, Jason."

Jason zuckte nur mit den Schultern. „Das war zu erwarten," meinte er.

„Ich habe nicht geahnt, daß es so kommen würde," sagte Salomon und zwei dicke Tränen liefen ihm über das Gesicht.

„Willst du einen Augenblick mit mir in das Zimmer gehen?" meinte Jason. „Bitte, ich hätte mit dir zu reden."

Und Salomon stand auf und folgte ihm in das kleine Zimmerchen, das am Flur lag. Alle blickten ihnen nach.

„Jason weiß was," meinte Minchen.

„Laß ihn nur, er wird schon machen," versetzte Eli, denn er hielt große Stücke auf seinen Neffen Jason Gebert.

„Du, jetzt spricht Jason mit Salomon," rief Hannchen.

„Pst, Jason Gebert spricht mit ihm," schwirrte es durch den Saal.

„Nun, ich werd' wohl auch noch dabei sein dürfen," rief Julius.

„Ich rate dir gut, bleib draußen," meinte Riekchen.

Und Jason sprach. Er sagte zuerst, daß Jettchen fort wäre. Man hätte sich hier wohl sehr um sie geängstigt.

‚Wo sie wäre,' meinte Salomon.

‚Bei ihm.'

Salomon stutzte. ‚Wie das käme?'

‚Ja, sie müsse hier fortgelaufen sein. Weiß Gott, wo sie hinwollte, kurz nachdem er gegangen. Durch einen Zufall, durch ein Glück hätte er sie aufgegriffen. Mit aller Mühe und aller Überredung hätte er Jettchen in seine Wohnung gebracht; da wäre sie ihm aber ohnmächtig geworden und er hätte sie in sein Bett gepackt. Ferdinand sollte doch ja noch zu Stosch schicken, vielleicht sieht er noch heute Nacht nach ihr.'

Salomon ging auf und ab. Er hatte den Kopf gesenkt und beide Hände an den Schläfen. „Ja, jetzt, jetzt läuft sie fort. Warum ist sie denn nicht eher gekommen? Bin ich denn ein Hund? Beiße ich denn? . . . . Was soll denn nun werden? Was soll denn nun werden? . . . *Kannst* du mir das vielleicht sagen, Jason?"

„Scheidung,“ sagte Jason ganz kurz und trocken.

Salomon hatte sich schnell erholt und er begann jetzt die Angelegenheit sogleich wie ein Geschäft zu behandeln, zu dem man klaren Kopf braucht, um nichts zu verprudeln.

„Ja,“ meinte er, „vielleicht ließe sich das so ordnen. Man muß zusehen.“ Aber im Innern hoffte er schon, man würde es doch des lieben Friedens willen umgehen können.

„Aber Jason, da kann man natürlich heute oder morgen nichts tun, und vor allem Julius muß da . . . .“

„Nun,“ meinte Jason, „jedenfalls ist sie doch in Sicherheit. Und das ist doch mir wie dir vorerst wohl die Hauptsache.“

„Ja, warum soll ich es nicht sagen, ich hab' mich wirklich sehr um Jettchen geängstigt, denn weißt du, sie ist doch gerade, als ob sie mein Kind wäre; und Riekchen — so hab' ich sie überhaupt noch nicht gesehen, solange wir verheiratet sind!“

„Na,“ unterbrach Jason, und dieses ‚Na' klang sehr eindeutig, „das hätte sie sich ersparen können, denn die Rechnung deiner Frau hätte doch um ein Haar ein sehr schlimmes Resultat ergeben. Darüber sind wir uns doch wohl beide, wie wir hier stehen, vollkommen einig. . . . Jedenfalls versprich mir nun das eine, Salomon, lassen wir den Dingen ruhig ihren Lauf. Vorerst ist und bleibt Jettchen bei mir und in ein paar Tagen reden wir einmal darüber.“

„Sie kann ruhig zu uns zurück. Wir werden ihr nichts in den Weg legen.“

„Das ist ja jetzt nicht so wichtig, lieber Salomon.“

„Gewiß nicht,“ sagte Salomon und er hatte seine ganze alte Festigkeit wiedergewonnen. „Und meinst du, daß Jettchen mit dem andern . . . .“

„Sie hat mir nichts davon gesagt, ich weiß nichts,“ versetzte Jason, und zwar in einem Ton, der hieß: gewiß mein Lieber, aber was geht es mich an?

Aber Salomon hörte nur das, was er hören wollte.

„Nun desto besser,“ sagte er und atmete auf.

„Ja, dann wollen wir hineingehen.“

Drinnen vor der Tür standen die Herren mit langen Hälsen . . . und die Damen mit ihren breiten schwarzen Atlasmiedern und den grauen Taffetkleidern, in ihren silbrigen und hellroten, mattblauen und apfelfarbenen Glockenröcken, in den streifigen Crêperoben . . . sie bildeten einen dichten Wall hinter ihnen. Das mochte vielleicht unhöflich sein, denn den Damen gebührt der Vortritt; — aber bei dem Ernst des Lebens pflegt gemeiniglich die Höflichkeit aufzuhören.

„Nun, was bringt Jason?“ rief Ferdinand ungeduldig.

„Es ist gut,“ entgegnete Salomon sehr würdig.

„Was hat er gesagt?“ fragte Eli und als man dem alten, heute gerade besonders tauben Onkel Eli in die Ohren schrie, daß es ‚gut' wäre, nickte er nachdenklich und meinte: „Nu scheen! . . . Aber wo is Jettchen doch?“

„Ja," sagte Salomon und er fühlte sich als Diplomat aus der Schule Metternichs. „Es ist ihr jedenfalls nichts Ernstliches zugestoßen. Trotzdem, lieber Ferdinand, gehst du wohl noch mal bei Stosch vorüber, er möchte nachher nach Jettchen sehen."

„Wo ist sie denn?" fragte Tante Riekchen ganz hoch und schnell.

„Jettchen ist bei mir," sagte Jason sehr ruhig und fast galant, aber doch in einem Ton, als ob er dabei einem Gegner den Fehdehandschuh hinwürfe. (Fortsetzung folgt.)

---

# Unser Theater.

Von

**Josef Adolf Bondy.**

Berlin hat im Reich des Theaters die Führung an sich gerissen. „Leider", sagen viele und knirschen mit den Zähnen. Aber wer hindert Dresden, München, Weimar und die übrigen Musen-Witwensitze alle, lebendige Werke zu vollbringen? Wer hindert Wien, das unter dem k. k. Hofgermanisten Doktor Paul Schlenther die ehrwürdige Krone verloren hat? Anderswo bummeln sie schlafselig auf rostigem Gleis oder hinken uns nach. In Berlin erlebt man wenigstens Irrtümer, mit denen man sich herumschlagen kann.

Wer etwa nach zwanzig Jahren daran gehen wird, die Geschichte unseres Theaters zu schreiben, wird sich vor allem mit Zweien abgeben müssen: mit dem spröden Brahm und dem umso geschmeidigeren Reinhardt, den der liebe Gott aus einer Rippe Brahms erschaffen hat, als ihm der Fuhrmanns-Geruch des „Deutschen Theaters" zu aufdringlich geworden war.

Der eigentliche Träger der Entwicklung bleibt noch immer Otto Brahm. Seitdem man die witzelnden Nachäffer der Franzosen ausgeräuchert hat, hat keiner so ehrliche, so gute Arbeit geleistet wie er. Er hat die einzige starke Leidenschaft, die die letzten anderthalb Jahrzehnte erregt hat, die soziale Leidenschaft, auf der Bühne entladen. „Die Weber" und „Florian Geyer", das waren Explosionen, die niemand vergessen wird, dem sie damals ins Ohr gedonnert haben. Brahm hat Henrik Jbsen dem Publikum mit unerhörter Zähigkeit aufgezwungen. Ein ganzes Geschlecht von Schauspielern hat dieser schweigsame Mann zur Schlichtheit und zur Frömmigkeit gegenüber dem Dichter erzogen. Eine Schulmeister-Natur, ein Presser und Driller ohne Kühnheit und Überschwang. Kleinlich in der Wahrung der einmal abgezirkelten Grenzen, aber groß durch seine Treue und Gewissenhaftigkeit.

* * *

Reinhardt, der Fuchs, hat ihm alles abgeguckt. Auch heute noch gedeiht er dadurch, daß er ihm das Blut aus den Adern saugt; ihm einen Schauspieler nach dem andern

ausmietet. (Und diese ziehen, nachdem Brahm sie aus Komödianten zu Künstlern erhoben hat, mit rührender Histrionendankbarkeit zum Rattenfänger hinüber.) Alles konnte Reinhardt von Brahm lernen, nur die charaktervolle Sicherheit nicht. Brahm hatte bestimmte Ziele, über die er sich heute nicht mehr hinausschwingen kann. Reinhardt hat mehr Phantasie und Mut und weniger Grundsätze. Ein Herumfrager ist er, der sich von jeder Tagesgröße beraten läßt, ein kluger Aufpasser. Er hat die schmiegsame Beweglichkeit der Leute, die im Grunde ihrer Seele keine eigne Meinung haben.

Drum kann er auch so vielerlei; sein Gewissen ist nicht eng. Heute gibt er Shakespeare in usum von Berlin W. (mit Kinderturnen und Tierstimmenimitation) und morgen ein dilettantisches Stück von Schalom Asch. Heute Heinrich Kleist mit einem zerknitterten brandenburgischen Feldmarschall und morgen Frank Wedekind. Daß er nicht sicher ist, hat er oft genug bewiesen: als er Schildkraut, diesen Chargenspieler von Mittelwuchs, für einen großen Menschendarsteller hielt, als Moissi uns den Romeo vorzappeln, als die schleierlose Durieux die Rhodope mimen durfte.

Reinhardt experimentiert in einem fort. Wir könnten uns damit zufrieden geben, denn wir haben auch Gewinn davon gehabt. Wenn nur endlich ein sinnvoller Plan zu erkennen wäre! Aber das Experimentieren geschieht schon nur um des Experimentierens willen, die Reinhardtbühnen sind dramaturgische Laboratorien geworden. Auch die Darsteller werden von derselben Versuchswut erfaßt. Sie züchten ihre Unarten zu Tugenden empor, und alle Naivität verflüchtigt sich in der Retorte. Selten hat das schauspielerische Spezialistentum so geblüht wie heute. Für Schauspieler mit Sprachfehlern, mit schartigen Stimmbändern, mit fremdartigen Jargonklängen hat ein goldnes Zeitalter begonnen. Man hat es zu einer früher, nie geahnten Virtuosität gebracht, Seltsamkeiten auf der Bühne darzustellen, und es finden sich immer wieder glückliche Entdecker, die das Absonderliche als göttliche Offenbarung preisen.

* * *

Man kann Reinhardt bisher noch nicht einen Bühnenreformator nennen, wohl aber einen Reformator der Kulisse. Er hat in Deutschland — und das war löblich — der Schablonenkulisse den Garaus gemacht und den Rahmen des Bühnenbildes künstlerisch veredelt. Allein auch hier hat er durch Übertreibung bewiesen, wie labil sein Geschmack ist. Sein höchster Triumph war die Anbetung der Kulisse durch das Publikum. Es war ein denkwürdiger Augenblick: Ein ganzes Parterre literarischer Feinschmecker, die gekommen waren, um Shakespeare zu hören, verfiel beim Aufgehen des Vorhangs — ehe noch ein Wort erklungen war — in Beifallsraserei. Nun wäre es nur konsequent, die Drehbühne so einzurichten, daß sich die Kulissen auch feierlich verneigen können, wenn das Publikum ihnen applaudiert. Überspitzter Kunstverstand wird eben Kunstunsinn.

Hebbel sagt: „Wenn das Volk in Deutschland ein Theater hätte, anstatt der ‚gebildeten Leute‘, so würde der dramatische Dichter auf Dank rechnen können, denn das Volk hat immer Phantasie, die ‚Gebildeten‘ haben bloß Langeweile“. Hier ist der psychologische Schlüssel zu vielem, was auf unserer Großstadtbühne geschieht. Man muß sich nur die Gesellschaft genauer ansehen, die sich zweimal wöchentlich im Smoking und Reformkleid versammelt, um über das Schicksal des Dramas und des Theaters zu entscheiden. Der deutschen Schaubühne ganzer Jammer faßt einen an. Auf diesen pergamentenen Gesichtern steht unerbittliche Langeweile.

Diese Langeweile durch immer neuen Kitzel zu verscheuchen, kann leicht der Ehrgeiz eines Bühnenleiters werden. Nun gilt es wachsam sein, daß die künstlerischen Absichten siegen und nicht die hochstaplerischen Neigungen; daß unserem Theater in einer Zeit kraftvoller politischer und wirtschaftlicher Entfaltung das Schicksal der modernen englischen Bühne erspart bleibe. Oder war der Ausstattungs-Humbug schon der erste Schritt ins Flachland hinab?

* * *

Eine wirkliche Renaissance der Schauspielkunst kann nur von einer Renaissance der Produktion ausgehen. Aber wer soll uns diese bringen? Der heute schon wegmüde, mühsalbeladene Weberenkel Hauptmann oder der zärtliche Novellist Schnitzler oder Wedekind, der bittere Clown? Oder Hoffmannsthal, der Dichter dunkler Adjektive, und sein redseliges Gefolge? Höret wieder Hebbel, er trifft sie ins Herz: „Ein weitläufiges lyrisches Talent hält sich gern für ein dramatisches. — Der Teufel hole das, was man heutzutage schöne Sprache nennt. Es ist dasselbe in der Dramatik, was die sogenannten schönen Redensarten im Leben sind. Kattun, Kattun und wieder Kattun. Es flimmert wohl, aber es wärmt nicht.“

Nichts ist erbaulicher als der Eifer der Zeitungskritiker, die alljährlich einen neuen Äschylos aus der Taufe heben wollen und von jedem für die Bühne schreibenden Zeitgenossen in jeder Saison ein unsterbliches Werk fordern. Alle Kulturvölker zusammen haben in Jahrtausenden nur ein paar ewige Dramen erzeugt; man kann sie an den Fingern herzählen. Nur gemach! Kommt der große Dichter, dann reißt er selbst die schönsten Kulissen nieder und erfüllt die Bühne mit gewaltigem Leben, das auch alle Faxen der Schauspieler hinwegbläst; vorausgesetzt, daß die Menschen heute noch fähig sind, ihn aus dem Schwarm herauszuerkennen. Vielleicht kommt er morgen, vielleicht nach hundert Jahren. Vorläufig müssen wir Geduld üben und dafür sorgen, daß wenigstens das Erbe der Vergangenheit anständig verwaltet werde. Im übrigen werden wir uns mit Surrogaten behelfen. Früheren Zeiten ist es meist auch nicht besser ergangen, oft noch viel schlechter. Wir haben wenigstens den gesunden Horror vor dem tausendmal Dagewesenen.

---

# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die bessere Stimmung an der Börse kommt diesmal nicht eigentlich in den Kursen zum Ausdruck, nachdem die Hausse in Hütten-Aktien zusammengefallen ist. Allein, es ist etwas weit Wichtigeres gewonnen worden — Beruhigung! Mochte die Aufwärtsbewegung an der Beendigung der Deckungskäufe oder an der Furcht vor der amerikanischen Eisenkonkurrenz ihre Grenze finden, so ist doch die Gesamthaltung des Publikums durchaus zum Guten verändert. Das hat zwei Ursachen: In dem Dahinschwinden der Geldsorge und in der Hoffnung, die aus dem Verlaufe des Hamburger Bankiertages erwächst. Jene pekuniäre Störung, die sämtliche Bankenkreise bedrückte — und je höher hinauf, desto stärker —, war am schlimmsten in der Idee vorhanden. D. h. alle Welt fürchtete sich, eines Tages Geld suchen zu müssen (was man doch nicht mit der Aufdringlichkeit eines Bettlers tun kann), und es alsdann nicht zu finden. Die Folgen dieser Vorangst führten zu einer ausgesprochenen Zurückhaltung und wie die Hochfinanz richtig vorausgesehen hatte, konnte diese Ablehnungspolitik der Kreditgeber die allgemeine Spannung binnen nicht zu langem lösen. In der Tat, wenn auch die Knappheit, keine neue Erscheinung zum Herbstbeginn, zurückblieb, so ist doch die Furcht vor einem Sprung ins Dunkle dahingeschwunden. Das andere Elixier, welches die Heilung des, nach Überzeugung der Interessierten, kranken Börsenkörpers betrifft, zielt natürlich auf eine Abänderung des famosen Reformgesetzes. Zwar glauben die großen Kommissionsfirmen, trotzdem sie es vielfach beteuern, keinen Augenblick an eine Aufhebung des Differenzeinwandes, allein sie zweifeln nicht mehr an einer vernünftigeren Auslegung dieses Paragraphen durch die Gerichte. Jener Differenzeinwand hat von jeher bestanden, nur daß früher die Richter nicht schroffer, unkaufmännischer und unwirklicher entschieden, als heute noch ganz allein das hanseatische Oberlandesgericht. — Diese Säule der Rechtsprechung in allen Streitigkeiten, wo es neben dem Buchstaben vor allem auf Treu und Glauben ankommt! Nur die leiseste Entwölkung nach dieser Richtung hin soll angeblich das ganze Kommissionsgeschäft neu beleben, und wie intensiv zahlreiche Häuser sich in diese Hoffnung hineingelebt haben, werden diejenigen, welche im Geiste bereits zu Kunden ausersehen sind, schwerlich schon jetzt gewahr werden.

---

Gelegentlich des Erntesegens, welcher jetzt auf Argentinien herniederströmt, bei Weizenpreisen, wie sie seit der Leiter-Krisis so hoch nicht da waren, wird der Welt unwillkürlich eine große wirtschaftliche Lehre vor Augen geführt. Diese Laplata-Republik, welche entweder durch eigenen Leichtsinn oder durch den stürmischen Wettlauf der deutschen Anleihe-Institute vor noch nicht allzu langer Zeit dem Bankrotte nahe war, — dieses Land ist jetzt in einer nahezu ununterbrochenen Prosperität begriffen. Das hängt in erster Linie mit der alten Möglichkeit zusammen, dort unten sichere europäische Exportfirmen zu haben, sodaß die Erfahrung: man könne in Buenos-Aires eher als in Jassy oder Braila Recht bekommen, viele Verhältnisse illustriert. Im Weizenhandel kommt es neben der guten Verpackung auch auf die Zuverlässigkeit der Lieferung an, und das uns zum Beispiel weit nähere Rumänien dürfte den deutschen Kaufleuten nur eine überaus geringe Zahl von Handelshäusern bieten, mit denen sich soliderweise arbeiten läßt. Man kann eben, wie Argentinien, fremde Elemente tolerieren, sogar heranziehen, ohne darum, wie das wahrscheinlich kleinlicherweise in den Donaustaaten gefürchtet wird, den Herrn im eigenen Hause aufzugeben. So haben die argentinischen Großen es durchaus verstanden, die Hand auf ihre Ländereien zu legen. Sie, die ihre Renten oder ihre Ernteerträgnisse

keineswegs in Paris vergeuden, haben Lust an der Bearbeitung ihrer Bodenschätze gewonnen, und es wird sich nur zu bald zeigen, in wie vielen wichtigen Rohprodukten Argentinien den Weltmarkt noch beherrschen könnte. Man darf nicht vergessen, daß die Union ihr Getreide in immer stärkerem Maße für sich absorbiert, so daß wir immer mehr auf Argentinien als wichtigsten Lieferanten angewiesen bleiben. Bis dann die wachsende Bevölkerung auch dieses Landes durch ihren Selbstverbrauch an Exportfähigkeit verliert, wird wohl bereits Sibirien an dessen Stelle zu treten vermögen. In der modernen Entwicklungsgeschichte ist kein Beispiel vorhanden, daß ein finanziell so heruntergekommener Staat, wie Argentinien dies war, in ähnlicher Raschheit zur vollen Entfaltung seiner inneren Kräfte kommen konnte. Der Reichtum des Bodens allein macht es nicht, das Volk selbst muß auch dabei einen tüchtigen Charakter zeigen. Es ist nicht unmöglich, daß die großen Verluste, welche deutsches Kapital einst an Argentinien erlitten hat, durch den Gewinn des deutschen Handels wieder eingeholt, ja überholt werden.

---

In den letzten Wochen hat der deutsche Aktienmarkt ein chemisches Papier auf 700 springen sehen, ein Kurs, der so hoch zu den allergrößten Seltenheiten bei uns zählt. Es betraf die Elberfelder Farbenfabriken, die nach Urteil der Fachkreise seit wenigen Jahren an der Spitze dieser Industrie marschieren, was aber nicht hindert, daß jener Kurssprung mehr mit einer spottbilligen Offerte an die alten Aktionäre für die neuen Aktien zusammenhängt, als mit einer ganz ungewöhnlich gesteigerten Dividende. Wer die Kapitalien unserer chemischen Gesellschaften mit denen etwa der Elektrotechnik vergleicht, wird sich über die verhältnismäßig nicht sehr großen Aktienbeträge wundern, durch die ein nach Wissenschaft und Rentabilität gewaltiges Geschäft nun schon seit langem betrieben wird. Indem aber die Ausschüttungen dann doppelt hohe sein müssen, gibt sich wiederholt bei diesen Gesellschaften die Neigung kund, ihr Kapital zu verwässern. Auf diese Weise brauchten wahrscheinlich die Dividenden nicht allzusehr gesteigert zu werden, die Arbeiter würden nicht zu erhöhten Forderungen gereizt (von den an sich bescheidenen Beamten gar nicht zu reden!) und auch die Steuerfrage ließe sich einigermaßen übersehen. Merkwürdig genug hat unsere erste Börse nur in dieser einen chemischen Aktie den ausschließlichen Verkehr, während Höchster Farbwerke sowie Badische Anilin fast nur an der Frankfurter Börse große Umsätze haben. Als an jenem ersten Überraschungstage die Berliner die Elberfelder Farbwerke lieber im Kurszettel strichen, als sie auf 700 zu setzen, konnte man mit Recht sagen, daß dies am süddeutschen Markt noch nie der Fall gewesen sei. Allein am letzteren dürften wieder andre Schwachheiten gang und gäbe sein, falls etwa Brauerei-Aktien zwei Prozent höher zu notieren wären. Immerhin ist die mangelnde Einheit für chemische Aktien an den deutschen Börsen kein Vorteil für das kaufende Publikum, wohl aber für die Großaktionäre in Gestalt von Vorbesitzern, Vettern, Basen und hochbezahlten Direktoren.

---

Die Kupfer-Baisse in Amerika ruft jetzt die romantischsten Schilderungen über die Gewaltherrschaft des Petroleum-Trust hervor, der, echt amerikanisch, auch das rote Metall in der Faust hatte. Wenn dies scheinbar jetzt nicht mehr der Fall ist, so soll man sich keineswegs der Täuschung hingeben, daß hierbei die unbedingte Zurückhaltung der Großverbraucher irgend ein Lob verdient. In Wahrheit sind alle diese Spitzbübereien der Herren Rockefeller, Rogers und deren Komplizen jahrelang auf nichts andres, als auf die Zwiespältigkeit, vor allem der deutschen Konsumenten, aufgebaut gewesen. Wären unsre so mächtigen Industrien, die dem eigenen Volke mutig genug hohe Preise machen, den Yankees ein für allemal als geschlossene Einkäufer gegenüber getreten, so hätte wohl niemals eine so ungemessene Preistreiberei stattfinden können. Eine Preistreiberei, die wahrscheinlich unter dem schadenfrohen Lächeln der Amerikaner, noch mit deutscher Gründlichkeit und Statistik als sachlich ganz gerechtfertigt ausgerechnet wurde. Ein Ende mit Schrecken hat diese Ausgeburt von Statistik nicht etwa genommen, als irgend ein gescheiter Theoretiker die New Yorker Unterlagen mit mißtrauischen Blicken ansah, sondern erst nach dem Zusammen-

bruch an der New Yorker Aktienbörse. Erst als in der Folge das teure Geld jenes heimliche Versteckspielen mit großen Kupfervorräten fernerhin unmöglich gemacht hatte, wurden unsere Käufer anspruchsvoller, indem sie auf noch weitere Rückgänge richtiger- oder unrichtigerweise warten. Jedenfalls gibt es noch andre wichtige Rohstoffe, in denen Deutschland, vielleicht in Verbindung mit anderen Bezugsrändern, endlich eine seiner Kaufkraft würdige Käuferhaltung einnehmen sollte.

---

Am 15. September, also bereits 14 Tage vor Verfall, haben unsre Hypothekenbanken ihre Pfandbriefzinsen wie gewöhnlich bezahlt. Da diese Summen Kapitalien von vielen Milliarden betreffen, so fällt gegenwärtig das völlige Darniederliegen unsres Hypothekenwesens doppelt auf. Die Hauptgeldgeber im Baufach — die Versicherungsgesellschaften haben ja nicht immer Anlagen zu machen — sind natürlich unsre Bodenkredit-Institute, und diese können bei der heutigen Zinseshöhe nur wenige Liegenschaften beleihen, da sie, trotz jener vielen Milliarden, keine andren Barmittel flüssig haben, als die sie durch Verkauf von neuen Pfandbriefen gewinnen. Auf diese Weise ist es bekanntlich bei uns, besonders in den Großstädten und deren Vororten, zu einer wahren Baukrisis gekommen, und dies Verhältnis würde in fast alle Tätigkeiten von Handel und Gewerbe einschneiden, wenn nicht der Fiskus und die Kommunen sich rechtzeitig Geld genug gesichert hätten, um ihre Bauten ungestört fortsetzen zu können. Ob die Finanz-Gebarung hinsichtlich der Unterlassung von höher verzinslichen Pfandbriefausgaben richtig ist, verdiente schon eine Untersuchung, denn der inzwischen bereits wieder flüssiger gewordene Geldstand nimmt noch immer keinen Anlauf, auch dem Baugebiete seine Wohltaten zu erweisen. Von diesen Mißverhältnissen, die in einer ganz anderen Weise die Volkskreise treffen als Hausse oder Baisse an der Börse, nimmt die tägliche Berichterstattung bei weitem zu wenig Notiz, weil man eben noch immer auf das äußerlich Große, im Gegensatz zu dem scheinbar Kleinen, eingerichtet ist. Indessen die Not wird es auch hierschon zu der wünschenswerten Veränderung kommen lassen.

---

# Wach- und Schließgesellschaften.

Von Leon Zeitlin.

In den letzten Jahren sind solche Institute allerorts entstanden. Mir geben sie einiges zu denken. Nicht wegen des Wirtschaftlich-Technischen: Der Organisation nach ähneln diese Gesellschaften den Betrieben, die Bedürfnisse nach bestimmten persönlichen Dienstleistungen zu befriedigen suchen, Dienstmannsinstituten oder dergleichen; als privatwirtschaftliche Unternehmungen können sie ebenso gut rentabel wie unrentabel sein, vom Standpunkte der Volkswirtschaft aus ebenso gut nützlich wie schädlich, je nachdem man es mit einem soliden oder unsoliden Geschäft zu tun hat. Was mir auffällt, ist, daß in unserem berühmten Rechts- und Kulturstaat die Befriedigung des Bedürfnisses nach verstärktem Schutz des Eigentums und wohl auch der Person der „Privatindustrie" überlassen wird.

In der Tat merkwürdig! Denn wenn man sich auch über den Umfang der Aufgaben staatlicher Tätigkeit ganz und gar nicht einig ist, die Mindestforderungen stehen doch ziemlich fest. Selbst jene, die für das freie Spiel der Kräfte schwärmen, erkennen doch die Existenzberechtigung des Staates an, weil man vom freien Spiel der Kräfte zwar alles mögliche, aber nicht genügende Garantien für Recht und Sicherheit erhofft. Der Anarchismus freilich denkt konsequenter, allein wer wird denn vom Anarchismus reden? Jede im staatlichen Verbande lebende Gesellschaft verlangt also, daß „ihr" Staat doch wenigstens Person und Eigentum schützt. Nachtwächterdienste hat der Staat auf jeden Fall zu leisten. Und die organische und gar die sozialistische Staatstheorie unterscheiden sich von der individualistischen nur dadurch, daß sie die Staatstätigkeit nicht bloß auf so niedere Funktionen beschränkt, sondern sie überdies noch höheren Zwecken — solchen der Kultur und Wohlfahrt — dienstbar gemacht wissen wollen. Da wirkt nun der Feuereifer recht belustigend, mit dem sich der Staat auf diese sich ihm neu eröffnenden Arbeitsgebiete stürzt, während ihn sein altes Pensum scheinbar nicht mehr sonderlich interessiert. Furchtbar ernst ist's ihm mit den

Kultur- und Wohlfahrtszwecken: er fördert und hebt, er regt an und gleicht aus, er stützt und er greift ein ... Ja, das tut er und alles für das Wohl der Gesamtheit. Soll ihm durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden, aber man wird doch wohl noch fragen dürfen, warum der Staat ursprüngliche Pflichten neuübernommenen gegenüber vernachlässigt. Denn offenbar hat überall dort, wo Wach- und Schließgesellschaften entstehen, das Vertrauen zum staatlichen oder auch zum kommunalen Sicherheitsdienst ein wenig gelitten. Und was vielleicht noch sonderbarer ist: Während sonst die öffentlich-rechtlichen Zwangsgemeinschaften hartnäckig zu leugnen pflegen, daß ein Betrieb, den sie einmal in die Hand genommen haben, mangelhaft funktioniere, und Korrekturen durch private Konkurrenz nicht dulden wollen, lassen sie auf dem Gebiete des Sicherheitsdienstes den privaten Unternehmungsgeist ruhig gewähren und gestehen so stillschweigend ihre Ohnmacht ein. Der Staat ist doch sonst nicht so: Er denkt z. B. gar nicht daran, Privatposten zu konzessionieren, die dort, wo die Reichspost versagt, vielleicht ganz Nützliches leisten könnten, im Gegenteil: er hat noch vor nicht allzulanger Zeit bewiesen, wie herrisch er auf dem Postregal besteht. Und wer glaubt auch nur einen Augenblick daran, der Staat würde die Erlaubnis zur Anlage konkurrierender Privateisenbahnlinien geben, auch wenn die tausend Zungen der öffentlichen Meinung ein dringendes Bedürfnis tagtäglich zu beweisen wüßten! ... Staatsverdrossene werden die plausibelste Erklärung dieser Unstimmigkeit wahrscheinlich in der geldgierigen Fiskalität des Staates finden wollen: Post und Eisenbahnen bringen Geld ein, aber der Sicherheitsdienst kostet viel. Doch ich habe eine bessere Meinung vom Staat und besonders vom preußisch-deutschen. Den gelüstet's zwar nach Allmacht, allein gewiß nur aus erzieherischen Gründen, denn aus berufenem Munde bekommen wir ja oft genug zu hören, daß wir ein Volk von Persönlichkeiten werden sollen — mit einem wohltemperierten Egoismus freilich — aber sind wir erst so weit, dann brauchen wir ja die staatliche Zuchtrute nicht mehr. Nun seht euch mal den verlästerten Polizeistaat Preußen-Deutschland an, er möchte wirklich nur Erzieher sein und wenn er seine Pflicht getan zu haben glaubt, tritt er bescheiden zurück. Die Wach- und Schließgesellschaften sind — praktischer Anarchismus ....

---

# Hofmannsthal der Denker.

Von Max Hochdorf.

Viele und nicht die Dümmsten haben schon erkannt, daß in der Dichtergabe des Hugo v. Hofmannsthal etwas Schädliches verborgen ist. Sie haben sich bedrückt gefunden bei der Aufnahme seiner Poesie. Der Rausch, zu dem sie einiges des Wiener Poeten fortriß, verflog, und sie entdeckten furchtbare Ohnmacht und überhitzte Gespreiztheit in einem Talente, dessen höchste Begabung das Lyrische sein sollte. Die derart Ernüchterten suchten sorgfältiger nach der Schwäche des Hugo v. Hofmannsthal, und sie wurden darüber aufgeklärt, daß hier ein junger Mann zu beklagenswertem Unrecht als ein Vollkommener ausgelobt wird. Aber sie faßten noch nicht die eigentlichsten, innerlichsten Gebrechen seiner Art. Sie sahen zwar die Kunst des Dichters oder das, was als solches in den Büchern stand und aufs Theater kam; doch sie wußten noch nichts von den heiligen Kunstsätzen, die sich der Künstler angeeignet hatte. Sie wußten noch nichts vom logischen Denken des Künstlers, von seinen Ideen über Welt und Wesen, über Schaffen und Schauen. Hofmannsthal ist zum Glück kein Mensch, der seine Freunde und Getreuen mit Rätseln quält. Er hat im Laufe der Jahre manchen Prosaaufsatz verfaßt. Derartige, am Erlebnis des Tages gewetzte Übungen der Feder verschwinden bei den bescheidenen Pflegern des Literatenruhmes sehr bald zu den Akten der Vergangenheit. Derartige nach kurzer Frist zu begrabende Übungen der Feder verdienen es nur dann, aufbewahrt zu werden, wenn sie von einem ganz vortrefflichen und wichtigen Manne kamen, wenn ihr Tagesgehalt gleichzeitig einen Ewigkeitsgehalt in sich schließt. Hugo v. Hofmannsthal glaubt daran, daß ihm solche Kraft innewohne. Er denkt daran, in vier Bänden seine

Prosaaufsätze zu sammeln. Der erste dieser Bände ist vor kurzem erschienen. *)

Wie er erschien, das ist zu beachten. Er wird nicht in dem gewöhnlichen Kleide dargeboten, das heutzutage Bücher an sich tragen. Er ist als ein monumentales Bibliothekswerk gebunden. Er ist im festen Karton aufzubewahren gleich der Bibel, gleich dem jahrhundertalten Stammbuch der Familie. Der Herausgeber war der Meinung, daß die gediegenste Hülle dem solidesten Inhalte nur angemessen sei: Und auch der Verfasser Hugo v. Hofmannsthal deutete mit den Überschriften seiner Abhandlungen an, daß man nach ihm nicht mehr zu grübeln haben werde, wie „der Dichter und diese Zeit“ sich zueinander verhielten, zu welchen Ergebnissen „das Gespräch über Gedichte“ führen müßte, wie „Shakespeares Könige und große Herren“ das Temperament ihres heroischen Schöpfers erklärten. Die Manier, in der Hofmannsthal seine Überschriften wählt, darf nicht unbemerkt bleiben, denn sie charakterisiert ihn in einem Zuge und zeigt, wie er geschätzt sein will. Er hütet sich wohl ein Gespräch über Gedichte niederzuschreiben, irgendwelche Spielerei der Gedanken, die nichts anderes wollen, als für Momente die Einbildungskraft erregen. Weit gefehlt! Er legt den dumpfesten Nachdruck auf die Feststellung, daß er sich seine Ansicht als letzte Wahrheit vom Herzen gerungen habe. Indem er vom Dichter und dieser Zeit zu künden verspricht, umgeht er das elastische Wort Gegenwart, das für die Oberflächlichen eine Schale geworden ist, in die sie ihre gleichgültigen, flüchtigen Zeiturteile hineinlegen. „Diese Zeit“, sagt er wie ein Astronom, und alle ihre Merkmale will er aufweisen. Solche Gewissenhaftigkeit, solch unermüdlicher Fleiß, jedem Begriffe seinen ehernsten und echtesten Wert nur zu leihen, machen dem Denker Hugo v. Hofmannsthal alle Ehre. Es bleibt nur die Prüfung übrig, ob der Denker seine Versprechungen erfüllt, ob er so Unumstößliches sagt, wie er es sich enthusiastisch vorgenommen hat.

Die Beantwortung dieser Frage ist in dem vorliegenden Bande mit verschiedenen Schwierigkeiten verknüpft. Vor allem hat der deutsche Dichter Hugo v. Hofmannsthal die Angewohnheit, etwas lässig mit der deutschen Sprache zu hantieren. Obwohl er sich mit seinen dreißig und ein wenig mehr Jahren die ästhetische Sprache des greisen Goethe zum belehrenden Vorbilde gewählt hat, verirrt er sich in ein oft sehr unklares Gestrüpp von Metaphern und überschwenglichen, kaum zu lösenden Satzgewirren. Es wäre keine erquickliche, aber eine nützliche Arbeit, diese Unart zu strafen oder zu verspotten. Man braucht für solches Wagnis kein schulmeisterlicher Campe oder engherziger Nicolai zu sein. Nun, hell und herrlich, wie es im Ästhetischen Goethe getan, wie es nach ihm Otto Ludwig und Friedrich Hebbel vermochten (unser Denker will nur an den Ersten gemessen sein), redet Hofmannsthal nicht. Er spricht dafür um so hitziger und fiebriger.

Er spricht von dem Suchen des Menschen, der am Dichterischen einen Halt packen will, und von dem Suchen des Poeten, der sich des Wiederschaffens würdige Welten eröffnen möchte. Da fällt er sogleich in die tiefe, tiefe Grube eines riesigen Irrtums hinein. Er ist nämlich, das steht ein für allemal unabänderlich fest, keiner, der mit sich eine Welt der Dichtung herumschleppt. Er ist das, was schwächliche Menschen sind, als Poet und Denker: Ein Schmiegsamer. Solche Naturen sind uns ja nichts Fremdes. Indem Hofmannsthal sie als den Typus darstellt, charakterisiert er sich selber. Es ist deshalb unser Recht, seine Erklärungen des poetischen Temperamentes als Bekenntnisse aufzufassen, in denen er sich selber spiegelt.

Ich nenne ihn einen Schmiegsamen. Weil er so ist, fesselt ihn mehr die Kunstform als die Kunst. Mit einem lächelnden, gelassenen Cavaliershochmut gibt er dem kleinen und primitiven Menschen gern seine Freude an den Erregungen, die das rein Stoffliche irgendwelches Kunstwerkes verursachen. Über solche seelischen Unstimmigkeiten ist er längst hinaus. Er ist nicht zu verblüffen und nicht fortzureißen. Er kennt die Regeln, im Gemüte Diät einzuhalten, und so kostbare Weisheit des poetischen Feinschmeckers führt ihn dazu, in ausgesuchten Stimmungen, bei erlesenen Kunstformen nur Freude zu fühlen. Er wurde nicht

*) Hugo von Hofmannsthal. Die Prosaschriften. Gesammelt. Erster Band. S. Fischer, Berlin 1907.

zum Dichter geboren. Er hat sich zum Dichter erzogen. Er ließ sich die schwere Mühe nicht verdrießen, durch alle Gebiete der Dichtkunst zu wandeln, aufhaschend, was ihm gefällig dünkte und Erquickung verheißend. Gleich einem beglückten Adepten kommt Hofmannsthal und erzählt davon, wie Dichter aller Welten und aller Zeiten selig seien wegen der großen, heißen Freundschaft, die alle Schaffenden seit Jahrhunderten miteinander verknüpfe. Bei dieser Behauptung ist Halt zu machen. Es ist festzustellen, daß im eigentlichen Sinne Hofmannsthal die Dichtkunst als ein Gesellschaftsspiel versteht, daß sie ihm als eine Salontätigkeit erscheint. Er mag es in Augenblicken, da er sich zum schärfsten Individualismus erhebt, leugnen, in Wirklichkeit ist es sein Urteil doch: die Ansicht nämlich, daß Dichten und Forschen, daß Wissenschaft und Kunst zwei Gebiete seien, die sich miteinander verschwistern. Wissen ist zu lernen, und auch Kunst ist zu lernen. Da er solches denkt, druckt er Prophetensätze von der Pracht des unvergänglichen Dichterstaates: wie die Poeten einer aus dem anderen schöpfen, wie die Poeten sich befruchten ließen und befruchten lassen bis zum heutigen Tage von dem, was einmal schon den Schwung zum Gipfel der Schönheit gegeben hat.

Und diese Meinung grade, die leicht einen für dekorative Ausdrücke schwärmenden Menschen zum Gefolge reizen könnte, ist gefährlich und sogar armselig. Denn sie füttert den Stolz eines Dichtenden, der L i t e r a t u r in sich hineinschöpft, um wieder Literatur von sich zu geben. Diese Ansicht erzieht uns Erben und keine Eigenen und Originalen. Es ist natürlich, daß solche epigonischen Dichter, wie sie Hofmannsthal als Lauterstes preist und von denen er einer der Erfolgreichsten ist, stets sehr glücklich sind. Sie kommen sich vor wie Kaufleute, die vom Gelingen ihrer Spekulationen genährt und gefördert werden. Die Poeten spekulieren mit den „Stoffen". Sie fühlen sich als begüterte Ansiedler auf einem alten, alten, immer wieder angebauten Grunde. Da sie sich die Gesellschaft ausgesucht haben, nicht gegen ihren Willen sich zu irgend etwas drängen ließen, so bleiben ihnen alle Kümmernisse des Herzens erspart. Sie sind lächelnde und zufriedene, wohl auch solide Kunsthandwerker. Nur ist das Handwerk in der Kunst der Mode unterworfen, also auch diese Filigrane und Ziselierungen der Poesie, deren zeitweise Überschätzung man nach kurzem schon garnicht mehr versteht.

Aber vieles, vieles, was der echteste Dichter stets gehabt hat und haben soll, das haben die Genossen Hofmannsthal nebst ihrem Lehrer nimmer und nie. Sie fühlen sich nie in einer grenzenlosen, wüsten Selbständigkeit. Sie fühlen sich darum niemals als die ganz Armen, als die rotzigsten und raudigsten Bettler, als die leersten und letzten Scheusale. Sie haben niemals in stürmender Verzweiflung gewimmert und geweint. Sie haben sich niemals verlieren müssen in eine ausdörrende, unendlich düstere Einsamkeit. Aber weil sie vor all dem Entsetzlichen bewahrt blieben, weil sie in Frieden und Ruhe hinleben durften, ist ihr Dichten auch nicht das Gewaltige geworden, das oft aus heimgesuchten Poeten erblüht. Hofmannsthal und seine Genossen weichen dem Elend aus mit ängstlicher, geschmeidiger Gebärde; den riesigsten Schmerz empfanden sie noch niemals, sie tändelten bloß mit ihm. Sie sind weich geworden, sie sind wabbelig geworden, sie sind Epigonen und werden von Freunden überredet, daß ihr Werk eine Protogenesis sei. Man würde das Wahre tun, wenn man solche Dichter nicht liebte und lobte, sondern schölte. Nicht nach einem Dichter, der alle Tausende v o r s i c h fühlt, schreien wir, sondern nach einem, der nur sich selber hört, sieht, spürt und singt, nur sich selber und immer wieder nur sich.

Aber, so würde ein Einwand lauten, Hofmannsthal und seine Freunde haben sich doch an das Böseste und Brenzligste gewagt. Sie haben das Mysterium der höchsten Sinnenglut oft dargestellt. Sie haben Urgefühle bedichtet, Mordsehnsucht, Blutrausch, das mächtigste und brausendste Verlangen nach Tod und nach Verwesung. Ja, sie haben es d a r g e s t e l l t. Aber nicht, weil ihre Seele stark genug war, derartiges sich restlos anzueignen. Der Denker Hofmannsthal spricht viel davon, wie es schön sei, aus alten Poesien den Brauch der Beschreibung und Herzensmalerei abzulesen und zu lernen. Als in Alexandrien die Dichtung ein Gesellschaftsspiel geworden war, da

hatte man die gleiche Neigung. Ekphrase (ἔκφρασος) taufte man die Methodik des Dichters, seine Form und Technik am Vorhandenen abzulesen. Weniger die Form übernimmt Hofmannsthal mit seinen Jüngern, mehr die Gefühlswelt. Zarte, kränkliche Menschen gehen mit der Feder, nicht mit der Erfahrung und der zündendsten Beseelungskraft dem Leidenschaftlichsten und Heißesten nach. Hofmannsthal heißt das gut. Aber wir denken an eine virtuose Novelle, die vom alten Dickens stammt. Da schildert er, wie sich ein müßiger Mensch das Schicksal einer ganzen Familie zurechtbaut, indem er Nacht für Nacht die Schattenbilder der Familienmitglieder von seinem Fenster aus studiert. Schatten und nicht Menschen, Stoffe und nicht Leben, Wahrscheinlichkeiten und nicht Wahrheiten haben wir vom Dichter Hofmannsthal erhalten, den der Denker umsonst zu rechtfertigen versucht.

Dennoch geht ihm die Ahnung auf, daß auf ihm das Auge der Zeit ruhe, daß der Poet sich, lautlos wandelnd, in alle Geheimnisse der Zeit einschleiche, um sie als freies, großes Werk gedeihen zu lassen. Aber diese Zeit, in der sich Dichter von Hofmannsthalschem Schlage gebannt fühlen, erfüllen sie mit ihrer kleinen, schmächtigen unwirklichen, aus der Tradition schöngeistigen Sehnsucht. Sie sehen Bilder, denen ihr Auge gar niemals gewachsen ist. Alte Leute werden oft übersichtig. Sie sehen an der Wirklichkeit vorbei. Diese Poeten sind astigmatische Jünglinge. Man muß ihnen die Brillen zuschleifen, damit sie wieder richtig sehen lernen. Hernach ist es vielleicht auch möglich, daß sie wieder das „Zutrauen lebendiger Menschen" gewinnen. — — — —

Vorläufig glaubt Hofmannsthal nicht an seinen Irrtum. Vorläufig sind er und seine Jünger noch nicht zu heilen. Vorläufig verwechseln sie weiter die Verrichtung ihres literarischen Geschäftleins mit der Dichtkunst. Vorläufig mißbrauchen sie — im besten Vertrauen natürlich — ein Zauberwort Hebbels, und vermeinen, daß man sich unter ihrer „Dichtkunst" wärmen könne, wie unter einem Mantel. Vorläufig schwören sie auf ihren denkenden Herren, der mit eleganter Unklugheit den Shakespeare zu einem harmonischen Zimmerpoeten entnervt. Solche Erscheinung ist beklagenswert. Aber sie wird hingehen. Auch die Poeten, die an ihr haften und von ihr geblendet sind, werden eingehen und ins Dunkel zurückfallen. — „Einer, ein Ganzer und nicht Zerstörbarer, wird sie leicht zerdrücken, die sich gegenseitig weihen mit Myrthenkränzen des Lobes und mit der Musik des Ruhmes. Ein einziger Großer nach den zehn, zwanzig, vierzig Knirpsen, denn „keine eleusinischen Weihen und keine sieben Sakramente helfen uns empor: in uns selber müssen wir uns in höheren Stand erheben, wo uns dies und jenes zu tun nicht mehr möglich, dafür aber dies und jenes sichtbar, verknüpfbar, möglich, ja greifbar, was allen anderen verborgen. Dies alles geht lautlos vor sich und wie zwischen den Dingen. Es fehlt in unserer Zeit den repräsentativen Dingen an Geist und den geistigen an Relief." — Diese in Parenthese angeführten, etwas verworren, aber nicht häßlich klingenden Sätze stammen von dem Denker Hugo v. Hofmannsthal. Er hat sich selber mit ihnen ein Epitaph geschrieben. Er und seine Gruppe repräsentieren leider viel, obwohl ihnen der Geist der Wahrheit fremd blieb. Es würde eine Tat der ausgleichenden Gerechtigkeit sein, wenn sich dieser Übelstand sehr bald veränderte.

---

## Die Bierkirche.

(Eine Berliner Szene.)

Von Christian Morgenstern.

Professor Steinhofer; Erich Kalkschmidt.
Empfangszimmer bei Steinhofer.

Kalkschmidt.

Guten Tag. Mein Name ist Kalkschmidt.

Prof. Steinhofer.

Mir ein großes Vergnügen. Was verschafft mir die Ehre?

Kalkschmidt.

Sie kennen mein Etablissemang ja woll, Herr Professor.

Prof. Steinhofer.

Versteht sich. Mein Sohn ist sogar Stammgast —

Kalkschmidt.

Stimmt. Also die Sache ist die. Jch will mir nämlich vergrößern.

Prof. Steinhofer.

Ja, ich hörte schon.

Kalkschmidt.

So.

Prof. Steinhofer.

Sie haben doch das Grundstück Ecke Motzstraße gekauft?

Kalkschmidt.

Jawoll. Und Sie, Herr Professer, Sie möcht ich mir jetz noch dazu kaufen, verzeihen die Ausdrucksart. Aber ich bin 'n Mann aus dem Volke — ich habe als Brauknecht angefangen — und geh immer gleich gern aufs Ganze.

Prof. Steinhofer.

Ich stehe Ihnen völlig zur Verfügung; Sie wollen also dort ein neues Restaurant —

Kalkschmidt.

Restaurang? Nee. Was ich jetz habe in der Jägerstraße is 'n Restaurang, aber das an der Motzstraße, das soll eins der großartigsten Gebäude von Berlin werden. Deswegen komm ich ja auch zu Ihnen, Herr Professor.

Prof. Steinhofer.

Sehr schmeichelhaft. Etwas Ähnliches demnach wie Altbayern, wie?

Kalkschmidt.

Sehn Se, Herr Professor, jetz haben wer's. Nur mit der einzigten Unterscheidung, daß an mein Projekt, so wie ich mir die Sache denke, Altbayern und Rheingold zusammen noch nich mal tippen können.

Prof. Steinhofer.

Sie machen mich ja höchst neugierig.

Kalkschmidt.

Also kurz —! Das Grundstück kennen Sie?

Prof. Steinhofer.

Ja.

Kalkschmidt.

Platz haben Sie also genug zum Bauen. Es muß aber auch so sein. Denn was ich will, das is, — — kurz und gut, Herr Professor, ich möcht' das Haus so haben wie 'ne Kirche!

Prof. Steinhofer.

Wie meinen Sie das, Herr Kalkschmidt?

Kalkschmidt.

Akkurat so wie ich's sage. Von außen wie von innerlich soll es 'ne Kirche sein und zwar 'ne schöne Kirche, nich bloß so wie die Kaiser Willem Gedächtnis, nee, so 'ne Kirche, wie se in Venedig sind mit prächtigen Bildern und alles vergoldet und gemalter Plafong und echter Carrara und alte Schnitzereien und Säulen und bunte Fenster mit Heiligen —

Prof. Steinhofer.

Ich verstehe Sie absolut nicht. Sie können doch einen Bierpalast nicht in Form einer Kirche bauen; Sie meinen offenbar einen Phantasiebau mit einem Saal darin oder einer Halle meinetwegen — kirchlichem Charakter sich nähernd — oder vielleicht so 'ner Art Klosterrefektorium — oder so was ähnlichem, nicht?

Kalkschmidt.

Nee, nee. Ick meine ganz richtig 'ne Kirche — 'ne richtige Kirche mit Schiff, oder wie man's nennt, und Seitenkapellen und Balkongs und Kanzel und Orgelorchestrion und, nich zu vergessen, 'n Turm mit 'ner Glocke drin, aber det alles zur Abwechslung mal nich für Leute, die beten wollen oder dergleichen, sondern für solche, die mein Bier trinken und meine Menüs essen.

Prof. Steinhofer.

Ja, aber das können Sie doch nicht, lieber Herr Kalkschmidt.

Kalkschmidt.

Warum kann ich nich? Geld spielt keine Rolle. Können nur Sie, Herr Professor; ich kann

alles. Sie können zwölf Millionen, Sie können auch vierundzwanzig Millionen verbauen. Das kommt bei meine Herrn modernen Berliner alles wieder 'rein. Das is 'ne Rasse, die wo mit sich leben läßt. Aber zu nehmen wissen muß man se. Bloß immer was Neues, was, wo er's Maul aufreißt. Is das erst offent, denn hat auch mein Bier 'n Abfluß, und det zweite, was er denn aufreißt, is sein Jeldbeutel. Aber solide, das versteht sich. Nich so, wie früher, Ramschbazar. Alles echt, Stoffe, Marmor, feine Hölzer, gute Arbeit, modernstes Kunstjewerbe, tadellose Küche, Extrajarderobe, betreßte Diener, dabei civile Preise, mit einem Wort: Dat Beste is gerade gut jenug. Un deswegen bleib ich nich erst beim Rittersaal und beim japanischen Jötzentempel, deswegen geh ich gleich lieber aufs Janze und sage: Baut Ihr Bierpaläste und Weinschatôs, so viel Ihr wollt, ich baue 'ne Bier*kirche*. Ob Se die nu romanisch machen, Herr Professor, oder jotisch oder maurisch oder was es sonst noch jiebt, das is mir — Sie verzeihen den Volksausdruck — Seefe. Hauptsache is die Pracht, die Se dabei herausspringen lassen. Sehen Se, ich dacht' ja zuerst was anderes. Ich dacht' mer so als Hauptzugstück 'nen sogenannten Talersaal, d. h. 'nen Saal, wo alle vier Wände mit außer Kurs gesetzten Talerstücken gepflastert sind, immer ein Taler neben dem andern. Se könn'n sich leicht ausrechnen, was das gekost' haben würde. Aber 'ne Kirche is noch besser; 'ne Kirche zieht noch ganz anders. Passen Se Achtung, da kommen se von Frankfurt bis Neustrelitz, ja wat sage ich, bis von Stettin und von Hamburg werd'n se am Sonntag rüberkommen und in meine Kirche laufen.

Prof. Steinhofer.

Sie haben mich vorhin mißverstanden, verehrter Herr. Ich meine, Sie können Ihr Projekt vor allem deshalb nicht durchführen, weil Sie zu so was nie und nimmer die behördliche Erlaubnis bekommen.

Kalkschmidt.

Nich! Was Sie sagen, Herr Professor. Aber verzeihen Sie, Sie sind 'n idealer Künstler und leben so, so — wie soll ich sagen — so 'n bischen in den Wolken; — vom richtigen Leben aber, so wie es wirklich is, da glaub' ich, versteh ich 'n ganz klein bischen mehr, ich, Erich Kalkschmidt, ehemaliger Braugeselle aus Schöneberg.

Prof. Steinhofer.

Na, wenn Sie meinen.

Kalkschmidt.

Denn sehn Se, Geld is 'ne Macht, die macht alles. Die Genehmigung die lassen Se *mir* man über. Vorderhand möcht' ich bloß erst mal Ihre Einwilligung in meinen Auftrag haben, Herr Professor.

Prof. Steinhofer.

Ja, es tut mir furchtbar leid, Herr Kalkschmidt. Ich will Ihnen jeden Bierpalast bauen, den Sie wollen und in welchem Stil Sie wollen, und wenn's 'ne getreue Nachbildung der Cheopspyramide sein soll — aber eine Kirche in der Art, wie Sie meinen, kann ich Ihnen nicht bauen.

Kalkschmidt.

Nich! — Na denn nich. Und das is Ihr letztes Wort?

Prof. Steinhofer.

Ja, es muß das sein. Ihre Idee ist unausführbar. Das wird Ihnen jeder sagen, und Sie werden es mit der Zeit wohl auch selbst einsehen.

Kalkschmidt.

Na, darauf wollen wir's mal ankommen lassen, Herr Professor. Es gibt, verzeihen Sie, noch viele Professoren.

Prof. Steinhofer.

Hm.

Kalkschmidt.

Na; denn empfehle ich mir erjebenst.

Prof. Steinhofer.

Hoffentlich — auf Wiedersehen, Herr Kalkschmidt!

Kalkschmidt.

Ich glaube schwerlich. Sie kennen det moderne Berlin nich, Herr Professor. — Ihr Diener! —

---

## Saisonbeginn.

Von Tzko.

Muß nicht jeden deutschen Busen
Hehres Hochgefühl durchziehn?
Welche Wonne! Alle Musen
Überwintern in Berlin.
Die da geigen, dichten, tanzen,
Alle schnüren ihren Ranzen;
Mächtig dröhnt das große Gong
Zur Eröffnung der Saisong.

Eilig zieht die Schar der „Merker"
Heimwärts aus Gebirg und Tal;
Tritt an Leib und Seele stärker
Kampfesmutig in den Saal.
Und gebläht von Geistesblitzen
Schwitzen sie auf ihren Sitzen,
Zitternd, daß der Konkurrent
Noch brillanter schreiben kennt!

Wieder kommt ein neuer Halbe
Und ein neuer Hirschfeld auch;
Und von neuem wird das Halbe
Ganz geschrien nach Freundesbrauch.
Reinhardt läßt auf allen Stufen
Die Eleven „Bravo!" rufen,
Abgestandnen Dichterrahm
Schöpft der konsequente Brahm.

Und die Schmieren fremder Länder
Bringen wieder ihren Quark,
Und erhalten Ordensbänder
Und pro Sitzplatz zwanzig Mark.
Selbst dem russischen Hebräer
Strahlt die Gunst der Medicäer.
Alle Abgebrannten ziehn
Zur Erholung nach Berlin.

Kurz und gut: es bleibt beim Alten,
Schalom Asch bleibt ein Genie;
Alles wird uns unterhalten,
Was nicht made in Germany.
Russen, Polen, Byzantiner,
Alle füttert der Berliner,
Aber Deutsche keines Falles ....
Deutschland, Deutschland über alles.

---

## Die klingende Schelle.

Von Eduard Goldbeck.

Der Schriftsteller, der bewußt und berufsmäßig dem Bedürfnis des Tages dient, hüte sich, zur klingenden Schelle zu werden. Er meide tönende Worte, wenn seine Seele nicht tönt.

Er spreche nicht von „Weltanschauung". Das Wort, ein Lieblingswort der Modernen, ist dennoch mittelalterlich und vom anthropozentrischen Irrtum erzeugt. Auch die Gelehrtesten unter uns wissen, so reich ihr Wissen sei, von der „Welt" unendlich wenig. Die Erfahrungstatsachen, die wir „Gesetze" nennen, sind nichts Endgültiges. Begnügen wir uns also mit dem bescheideneren, aufrichtigeren Worte „Lebensauffassung". Laßt uns nüchtern werden und pausbäckige Rede meiden!

Der Schriftsteller spreche nicht von „Volksseele". Nicht etwa, weil es keine „gäbe". Es gibt allerdings eine, aber jeder deutet ihre Emanationen anders und doch benutzt sie jeder als unwiderlegliches, als höchstes Argument. Dadurch wird der Schriftsteller unaufrichtig und infolgedessen unwirksam, denn das letzte Geheimnis schriftstellerischer Wirkung ist Aufrichtigkeit.

Der Schriftsteller spreche nicht von „Menschheit". Die Menschheit ist den meisten von uns gleichgültig. Wir empfinden uns, unsere Familie, vielleicht noch unser Volkstum (hier aber beginnt schon die Selbsttäuschung, die Phrase). Die Menschheit ist uns nichts, nichts als eine Valeur für Leitartikel.

Der Schriftsteller sage nicht: „Durch Nacht zum Licht!" oder: „Per aspera ad astra!" Wenn er citiert, so geschehe es, um seine Beweisführung zu verstärken oder weil das Citat einen Kunstwert besitzt. „Moralische" Citate sind verwerflich, denn die Moral, die der Schriftsteller gibt, muß erlebt und erlitten, Eigentum eines Einzigen sein. Moralische Citate überlasse er Festrednern und Ministern, die von ihrem Optimismus Zeugnis ablegen wollen.

Der Schriftsteller ringe um das Adjektivum. Die Wahl des Adjektivums ist der Prüfstein der literarischen Begabung. Er meide das Wort „groß". Es ist betrübend, daß der Begriff der „Größe"

zum Flickwort werden konnte. Bei diesem Wort sollte Mann und Volk ehrfürchtig erschauern.

Aber der Stil unserer Journalistik ist superlativisch, das heißt plebejisch. Auch unsere Politik ist es. Vornehm ist nur Sachlichkeit und sie allein gibt Persönlichkeit. Darum mühe sich der Schriftsteller, objektiv, zu deutsch, gerecht zu sein und sei sich doch bewußt, daß er es niemals ganz sein kann. Aber er kokettiere nicht mit der Überfülle seines „Temperaments", steigere es nicht geflissentlich. Er wird, wenn er ein tönendes Erz werden möchte, nur zu leicht zur klingenden Schelle.

---

# Revue der Revuen.

## Frankreich.

Schon im Augusthefte der „Nouvelle Revue" äußerte sich Armand Charpontier ironisch darüber, daß gegenwärtig bei vielen, nur oberflächlich dem Sozialismus gehörenden Politikern ein gewisser snobistischer Sozialismus groß geworden sei. Im Grunde seien die echten Sozialisten nicht so dicht gesät. Die snobistischen Sozialisten, wir würden sie Mitläufer nennen, rekrutierten sich aus den bürgerlichen Kreisen, die bei der Dreyfusaffäre den Anschluß an die radikale Politik gesucht hätten und jetzt in einer gewissen Trägheit und ohne Herzensbeteiligung zu den ehemaligen Freunden hielten. Diese Snobisten erscheinen dem Mitarbeiter der „Nouvelle Revue" ebenso seltsam wie Herrn Auguste Boucher, dem politischen Chronisten des „Correspondent". Er erblickt in den Manifestationen zu Essen, die er als patriotische beurteilt, eine Art von germanischem Atavismus. Und er gibt mit diesem Urteil dem Witzbolde des „Figaro" recht, der sogar einen nationalen Chauvinisten in Bebel erblickt hat. Nun sind aber die politischen Chronisten der französischen Revuen derartigen Meinungen durchaus feindlich. Sie wollen Ruhe und Frieden. Der politische Beobachter der „Revue des deux mondes" geht sogar so weit, daß er den französischen Krieg in Marokko als ein bloßes Abenteuer bezeichnet, daß er empfiehlt, diesem Abenteuer sehr bald ein Ende zu machen. (1. Septemberheft.) Aber so hurtig dürfte sich dieses Postulat doch wohl nicht erfüllen lassen; selbst dann nicht, wenn Frankreich wieder mit dem hierarchischen Frieden seinen politischen Geschäften nachgeht. Dies verlangte ein im August- und Septemberheft der französisch-schweizerischen „Bibliothèque Universelle" erscheinendes Essay, der einer Aussöhnung mit dem Kirchenregimente das Wort redet. Um dies Ziel zu fördern, werden vom Papste und seiner Schlichtheit die reizvollsten Charakterzüge erzählt. Einem Ausgleich aller sozialen und religiösen Spaltungen gilt endlich noch ein Aufsatz im ersten Septemberheft der „Revue des deux mondes". Die französische Regierung habe für die soziale Vervollkommnung der Schule Außerordentliches getan. Die Erziehung sei eine Angelegenheit der Öffentlichkeit im weitesten Sinne geworden. Sie müsse nun aber wiederum eine Sache der Familie werden, und die Eltern haben das zu verinnerlichen, was von außen her ihren Kindern zugeführt worden ist.

## England.

In der Augustnummer der „Fortnightly Review" bringt Sidney Whitmann einen bemerkenswerten Aufsatz: „England in Auflösung und Verfall". In der Septembernummer spricht Calchas über Marokko, die „Hexe des Atlas". — Ralph Durand legt in der „Westminster Review" vom September die Ursachen der Mißwirtschaft im Kongostaat dar und greift in schärfster Weise König Leopold an, den er persönlich für alle Greueltaten verantwortlich macht. — „Präsident Roosevelt und die Trusts" heißt ein Aufsatz von Prof. S. J. Mc Lean im Juliheft der „Quarterly Review". Der Verfasser sieht hier eine doppelte Aufgabe für Amerika: Regelung der Trusts und Regelung der großen Vermögen. — Einen alarmierenden Artikel über den englischen Handel in einem Seekriege veröffentlicht „Nineteenth Century" in ihrer Augustnummer aus der Feder Sir Robert Giffen's. Giffen sieht einen allgemeinen Ruin im Falle eines Krieges mit einer großen Macht voraus. Auch für den Sieger gäbe es keine Kompensation. — Lord Eversley warnt vor einer

„Teutophobia" und weist darauf hin, daß die Rüstungen der Deutschen doch nicht von heute auf morgen durchzuführen seien. In der Septembernummer derselben Zeitschrift antwortet ihm J. Ellis Barker in einem Aufsatz: „Die antibritische Politik Deutschlands".

## Amerika.

„Atlantic Monthly" bringt in ihrer Julinummer einen Aufsatz von Samuel P. Orth „Governement by Impulse". Amerika ist das Land der Redner. Nur der Impuls regiert, wer den erregen kann, hat die Herrschaft. — Die Augustnummer hat eine große Abhandlung von James Bryce, dem neuen englischen Botschafter in Amerika: „Was ist Fortschritt?" — In der „North American Review" vom Juli verlangt Leila Mechlin dringend die sofortige Errichtung einer großen staatlichen Nationalgalerie für Kunst. Bisher sind bekanntlich alle Museen in Amerika private Gründungen, die auch durch private Mittel unterhalten werden. Die Augustnummer bringt einen Aufsatz von Seumas Mac Manns über „Sinn Fein", die neue irländische Bewegung, und einen interessanten Artikel von A. Maurice Low über „Die gelbe Presse Japans". In „Mc Clure's Magazine" spricht der Nordpolfahrer Walter Wellmann über seine Pläne und Aussichten, mit seinem Luftschiff „America" den Pol zu erreichen, und im Augustheft von „Harper's Magazine" erzählt Sven Hedin von einer Audienz beim heiligen Lama.

## Italien.

In der „Rassegna Nazionale" bespricht Fovel die proletarische Genossenschaftsbewegung (aus Anlaß des jüngsten syndikalistischen Kongresses in Ferrara): Mit seinem Versuch, die Geschichte und Politik „more geometrico" zu konstruieren, hat der Marxismus Schiffbruch erleiden müssen; seine Idologie setzt sich (zurzeit) in dem ethischen Revisionismus fort, dessen Ruf ist: Zurück auf Kant und vorwärts mit Marx und Kant! Der eigentliche lebende Sozialismus ist der der Genossenschaften. — Die „Rivista Nazionale" und die „Nuova Antologia" enthalten interessante Aufsätze aus dem Gebiete der schönen Künste: Porena untersucht die Herkunft von Dantes ungeheurer Fabel von der Entdeckungsfahrt und dem Untergang des Ulysses im Ozeanus und findet ihre Elemente bei den römischen Klassikern und in dem Hinweise christlicher Schriftsteller auf die Vorbilder heidnischen Wissensdurstes. Chiappelli stellt als die wichtigste Kunst der mittelalterlichen Dominikaner ihre Architektur, als ihr bedeutsamstes künstlerisches Organ ihre Kunstschulen und als ihr vorzüglichstes künstlerisches Ausdrucksmittel die scholastische Allegorie hin. — In der „Rivista d'Arte" bespricht Wilh. Suida einige neuere Erwerbungen des Kaiser Friedrich Museums, darunter die dem frühen Sienesen Ugolino zugeschriebenen Apostel (aus Sta. Croce) und die 4 für Pisa gemalten prachtvollen Masacciofiguren.

## Spanien.

„Españ. modern." bringt einen lesenswerten Artikel des ehemaligen Ministers Alix über die Lebensmittelfrage in Spanien. Der Artikel will eigentlich nur die Unschuld der früheren Regierung an der beständigen Teuerung nachweisen, bringt aber darüber hinaus wertvolle (statistische) Daten zum Beweise der Unabhängigkeit der spanischen Nahrungsmittelpreise von Agio, Handelsbilanz und Besteuerung und der mangelnden Ertragsfähigkeit und vollständigen Rückständigkeit der spanischen Landwirtschaft.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Die Noten zu den heute veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

# NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES NOVEMBERHEFT






No 2

1907

(2 00)

# NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES NOVEMBERHEFT. 1907.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Ein deutscher Kaufmann in Südwest-Afrika.

**Wir veröffentlichen hier einen Brief, den uns ein Kaufmann aus Deutsch-Südwest-Afrika geschrieben hat, ein tatkräftiger Kolonist, der seit $2^1/_2$ Jahren in der Kolonie lebt und sich dort durch fleißige Arbeit auf gesunder Grundlage eine Existenz geschaffen hat. Er hat das Land lieb gewonnen und will jetzt auch seine Familie dort dauernd ansiedeln. Dieser Kaufmann, der oft Reisen in die einzelnen Orte und ins Innere des Landes unternehmen muß, der von früherem Aufenthalt auch das englische Südafrika kennt, und den sein Beruf in regelmäßigen Verkehr mit den Behörden, mit den anderen Kolonisten und mit den Eingeborenen bringt, hat in seiner schlichten Art manches Beachtenswerte zu sagen.**

Lüderitzbucht, Ende September 1907.

Wie ganz anders sieht es hier heute aus, als noch vor zwei Jahren! Als ich im April 1905 hier ankam, gab es hier etwa 50 Ansiedler, die in 10 Häusern lebten, heute gibt es hier mehrere tausend Ansiedler in wohl über 150 Häusern. Die Soldaten zähle ich dabei nicht mit. Auch die andern Siedlungen, Swakopmund, Windhuk, Ketmanshoop, sind während des Aufstandes außerordentlich gewachsen. Seitdem der Krieg beendet ist, finden sich auch auf dem Lande die Ansiedler nach und nach wieder ein. Interessant ist es zu beobachten, wie auf der neuen Bahnstrecke Lüderitzbucht—Aus (Kubub)—Ketmanshoop neue Orte entstehen, wo immer der Bahnbau die Ingenieure und Arbeiter längere Zeit in Anspruch nimmt und überall, wo Stationen errichtet werden. So ist z. B. Aus, die Endstation der zuerst vom Reichstag bewilligten Strecke, heute beinahe so groß und bevölkert wie Lüderitzbucht, wird aber wohl wieder sehr zusammenschmelzen, sobald die Baugesellschaft (Lenz & Co.) ihren Betrieb weiter verlegen wird.

Die Lebensweise der Kolonisten ist ihrer Beschäftigung und ihrem Berufe entsprechend eine sehr verschiedenartige. Nachdem an den meisten Orten bessere Verbindungen geschaffen und der Dampferverkehr nach Hamburg einerseits und nach der Kapkolonie anderseits viel lebhafter geworden ist, kann man an Lebensmitteln beinahe alles bekommen, was man will. Im Norden wächst ja alles — Gemüse, Früchte, Kartoffeln — der Süden wird ausgiebig von der Kapkolonie mit dem Nötigen versorgt. Während wir vor zwei Jahren noch fast ausschließlich und bis zum Überdruß von Konserven leben mußten, braucht man jetzt zu diesen nur noch in geringem Maße seine Zuflucht zu nehmen. Nichts steht im Wege, europäische Familien hier anzusiedeln. Natürlich müssen diese ihre Lebensweise den neuen Verhältnissen anpassen und auf manchen Komfort, leider auch fast gänzlich auf künstlerische Anregungen verzichten lernen. Man könnte ihnen nach vielen Richtungen den Aufenthalt behaglicher machen, durch Verbesserung der Wege, Straßenbeleuchtung, Errichtung von Schulen, Kranken-

häusern usw. Aber dazu gehört Geld, und dieses müßte vorderhand von drüben, von der Heimat gewährt werden.

Erst seit einiger Zeit sehen die Behörden darauf, daß möglichst massive Häuser gebaut werden und erteilen billige Ländereien, Lizenzen usw. nur unter dieser Bedingung; bisher hatte man bloß Wellblechhäuser, größtenteils innen mit Holz verschalt, die natürlich billiger und leichter transportabel sind. Bei den hier herrschenden noch unklaren Verhältnissen hatte bisher jeder die wohlfeilere Bauart vorgezogen. Hier in Lüderitzbucht hatten nur die Woermann-Linie, die Deutsche Afrika-Bank und vier bis fünf Privatleute massive Gebäude. Doch gewähren auch Wellblechhäuser genügenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung.

Der allgemeine Gesundheitszustand hat sich bedeutend gebessert, es wird im allgemeinen sehr auf Reinlichkeit — auch unter den Eingeborenen — gehalten. Um eine Vorstellung davon zu geben, welche Opfer das vom Einzelnen erheischt, führe ich an, daß mich z. B. bloß die Abfuhr jährlich ungefähr achthundert Mark kostet, und dabei ist mein Hausstand nur klein! In der englischen Kapkolonie hilft sich in sanitären Angelegenheiten jeder selbst und wartet nicht so zuversichtlich auf die Regierung. Der Deutsche ist nun einmal ein viel folgsamerer Untertan als der Engländer und verläßt sich darum auch mehr auf die Behörden.

Bisher gibt es, soviel ich weiß, noch keine kommunalen Einrichtungen; allerdings sind solche geplant. Vorläufig gebietet in jedem Bezirk ein sogenannter Bezirkschef, — Regierungsassessoren usw. — der oberste Polizeigewalt hat. Während des Aufstandes war das Militärkommando eine Art Nebenregierung, doch ist dieser Zustand glücklicherweise nun zu Ende. In größeren Plätzen existieren Bürgervereine, welche die Wünsche der Bevölkerung den Behörden gegenüber zum Ausdruck bringen und gleichzeitig die Begründung einer Kommune vorbereiten. Aus eigener Initiative könnten ja die Kolonisten viel tun. Aber es herrscht hier fast überall wenig Einigkeit und noch weniger Opferfreudigkeit, im wesentlichen lebt jeder nur für seine eigenen Interessen, und es gibt herzlich wenig Leute, die eine Mark zu einer Laterne beisteuern würden, damit der Nachbar etwas besser sehen kann und nachts nicht über eine Klippe stolpert. Das Einvernehmen unter den Kolonisten in den größeren Ansiedlungen läßt überhaupt viel zu wünschen übrig. Das erklärt sich schon aus dem Zusammenströmen zweifelhafter Elemente, das in den größeren Ortschaften kaum zu verhindern ist. Dagegen herrscht unter den Farmern nach meinen Beobachtungen große Einigkeit und ein lebhaftes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Sehr unangenehm empfindet man das Fehlen eines praktischen Arztes. Man ist hier nur auf Militärärzte angewiesen und muß zusehen, ob sie gerade für einen kranken Zivilisten Zeit haben. Die Bevölkerung ist ihnen zu Dank verpflichtet und hat im allgemeinen keinen Grund, sich über sie zu beklagen. Aber die Ärztenot hat traurige Zustände zur Folge gehabt. Gar mancher könnte noch leben, der keine rechtzeitige oder

keine genügende ärztliche Behandlung gefunden hat. Ich kann es gar nicht begreifen, daß z. B. nach Lüderitzbucht noch kein deutscher Arzt gezogen ist, der hier sicher ein nach europäischen Begriffen glänzendes Einkommen haben würde.

Das Entgegenkommen der Behörden gegenüber den Ansiedlern muß ich als gering bezeichnen. Dagegen sei es mit Dank hervorgehoben, daß die Behörden jetzt der deutschen Kolonialgesellschaft entgegenarbeiten, die nach meiner Überzeugung einen Nachteil für die Kolonie bedeutet. Die Tätigkeit dieser Gesellschaft bedürfte einer scharfen Beleuchtung. Die Rechtsverhältnisse sind jetzt befriedigend. Nur sind in einzelnen Fällen die Beamten sehr überlastet, wodurch Streitigkeiten oft ungebührlich in die Länge gezogen werden. Um die öffentliche Sicherheit ist es gut bestellt, natürlich darf man auf unsere afrikanischen Zustände nicht den Maßstab der Heimat anwenden. So sicher wie in einer wohlgeordneten deutschen Stadt kann man hier begreiflicherweise nicht leben. Während des Aufstands hat sich hier — wie immer in ähnlichen Fällen — ein buntes Gesindel zusammengefunden, dessen Treiben nicht eben sehr erfreulich war. Seitdem wieder normale Verhältnisse eingetreten sind, schwindet diese internationale Horde von Desperados, von Engländern, Italienern, Portugiesen und auch deutschen Landsleuten, die daheim gescheitert waren, immer mehr. Eine Beschwerde möchte ich nicht unterdrücken: Zu rügen ist der Leichtsinn, mit dem hier Dynamitsprengungen vorgenommen werden. In früherer Zeit wurden wenigstens die nächsten Anwohner rechtzeitig gewarnt. Jetzt aber sprengt man ohne vorherige Ankündigung immerwährend und überall drauf los, so daß Steine und ganze Klippen hin- und herfliegen. Es ist ein Wunder, daß nicht öfter ein schweres Unglück passiert.

Die Schiffsverbindungen sind entsprechend gut, und ich kann in das Geschimpfe gegen die Woermann-Linie nicht miteinstimmen. Hat sie in der Zeit, da sie ohne Konkurrenz war, wie jeder Kaufmann die Konjunktur ausgenützt und hohe Preise diktiert, so sucht sie jetzt Schritt zu halten und kommt den Kaufleuten entgegen. Auch die Leistungsfähigkeit der Post ist anzuerkennen, doch fehlt es auch hier wie beim Gericht an ausreichenden Arbeitskräften, und wir haben es so manches Mal erlebt, daß Postschluß für ausgehende Einschreibsendungen und Ähnliches zu einer Stunde angesagt war, wo das Postbureau wegen der Sortierung der neu angekommenen Post geschlossen war. Treu und Glauben im kaufmännischen Verkehr sind unter der deutschen Bevölkerung tadellos, dagegen sehr im argen bei den Buren und namentlich bei den eingewanderten r u s s i s c h e n Juden, die geradezu als ein Unheil für die geschäftliche Entwicklung der Kolonie zu bezeichnen sind. Ich unterstreiche das Wort „russisch", um dieser Bemerkung jedes konfessionelle Nebenmotiv zu nehmen. Nie wird einer der russischen Juden hier ansässig werden und dem Lande Nutzen bringen; sobald sie das gewünschte Quantum zusammengerafft oder erspart haben, ziehen sie weiter. Die Kapkolonie hat uns fast k e i n e e n g l i s c h e n Ansiedler geliefert, wohl aber einen ganzen Schwarm dieser lästigen russischen Emigranten.

Über die Eingeborenen kann man wohl erst nach langem, eingehendem Studium ein abschließendes Urteil abgeben, zumal die einzelnen Stämme an Intelligenz und Charakter sehr verschieden sind. Am intelligentesten sind entschieden die Capeboys aus der Kapkolonie, also Kaffern; am stumpfsten sind die Hereros. Sie sind aber fleißig, während die geistig etwas regeren Hottentotten erzfaul sind. Sehr verwendbar sind die Kruboys aus der Republik Liberia, denen man hier oft begegnet und die als Koch- und Waschjungen sehr begehrt sind. Von den Eingeborenen unserer Kolonie habe ich bisher im unmittelbaren Verkehr nur Hottentotten, Hereros, Klippkaffern und auch einige Ovambos kennen gelernt. Die Frage, wie man die Eingeborenen behandeln und erziehen soll, ist am schwersten zu lösen. Auf keinen Fall kann man ihr mit Hilfe irgendeines bureaukratischen Schemas beikommen. Der Europäer, der mit ihnen, sei es als Vorgesetzter, als Arbeitgeber oder im Handelsverkehr zu tun hat, muß jeden Einzelnen individuell behandeln. Gerade wie man ein Kind nicht erziehen kann wie das andere, so ist es auch mit den Eingeborenen. Dem einen ein gutes Wort, dem andern den Stock. Leider aber wird vielfach beides falsch angewendet, und namentlich der letztere. Ebensowenig wie ich glaube, daß ein Wilder irgendwelches Verständnis für den Psalm hat, den er auswendig lernt, oder für das Vaterunser — dazu werden noch viele weitere Generationen gehören — ebensowenig wird er fortgebildet durch Schläge. Nach meinen wenigen Erfahrungen kommt man mit ihm am besten aus, wenn man dem Eingeborenen stets den Beweis liefert, daß wir ihm überlegen sind, daß es andere Lebenszwecke gibt als essen, trinken und sich herauszuputzen, und daß ihm durch Annehmen unserer Sitten und Gebräuche große Vorteile erwachsen. Die besten Kolonisatoren sind die Eisenbahn, der Telegraph und das Telephon — viel wirksamer als der Stock oder die Mission.

Musikalisch veranlagt sind fast alle Eingeborenen. Es ist eine wahre Freude für den Musikfreund, zu sehen, wie ein Kaffer eine Harmonika, Konzertina, Gitarre usw. behandelt, wie ein Hottentott die Mundharmonika spielt, und wie er beim Einkauf seines Instrumentes ganz genau weiß, was er will, und es auch zu beurteilen versteht. Der Händler, der einem Eingeborenen eine Harmonika verkaufen könnte, an der auch nur eine Stimme unrichtig ist, oder eine Gitarre, an der auch nur eine falsche Saite ist, müßte erst geboren werden.

Ebenso ausgeprägt ist der Schönheitssinn der Neger, natürlich entsprechend ihrer besonderen Geschmacksrichtung! Man versuche es einmal, einer Hottentottin oder einer Hererodame ein Stück bedruckten Stoffs zu verkaufen, an dem auch nur ein Pünktchen anders ist als das ihr vorschwebende Muster, oder ein Kopftuch, das einen Schein heller oder dunkler in der Farbe ist, oder gar eine ganz andere Farbe hat, als sie will! Moi kack (schön, nein) sagt sie immer wieder, bis sie das Richtige gefunden hat — oder sie läuft weg! Das zeugt doch von einem überaus lebendigen Farbensinn — sie kauft und trägt eben nur, was sie wirklich für schön hält. Die Neger kaufen die Ware für bares Geld, dessen Wert sie genau kennen, und kommen zu mir oft auch

weither aus dem Innern des Landes. Tauschhandel gibt es hier in Südwestafrika fast gar nicht; nur Vieh kommt als Tauschobjekt in Betracht.

Was die wirtschaftliche Zukunft Südwestafrikas betrifft, so ist zunächst vom Norden und vom Süden der Kolonie Gutes zu erwarten. Besonders der Norden mit seinem allerdings sehr schlechten Hafeneingang — Swakopmund — eröffnet der Landwirtschaft und Viehzucht günstige Aussichten, während der Süden sich wohl nur dann als rentabel erweisen wird, wenn die dort wahrscheinlich vorhandenen Mineralschätze gehoben werden können. Der Hafen des Südens — Lüderitzbucht — ist unvergleichlich besser als Swakopmund und wird jedenfalls später eine große Rolle spielen, wenn die Bahn nach Ketmanshoop, beziehungsweise von dort nach Warmbad fertig ist, und somit die Verbindung mit Rhodesien, Transvaal usw. hergestellt sein wird; im übrigen dürfte der Süden nur an vereinzelten Stellen für Schafzucht geeignet sein. Straußenzucht wäre wohl auch mit Erfolg zu betreiben, aber dazu gehört mehr Kapital und Geduld als vorläufig hier zu erwarten ist. Zur wirtschaftlichen Hebung des Schutzgebietes ist in erster Reihe erforderlich, daß ein größerer Zuzug kapitalkräftiger Farmer kommt, und daß man ferner nicht durch zu große Lasten, durch Zölle, Steuern usw. gleich zu Beginn die Kolonisten an ihrem Emporkommen hindert und ihren Tatendrang lähmt.

Sonst aber sind wir hier nicht zimperlich, vertragen manchen Stoß und setzen uns gern über manches Ungemach hinweg, denn wir glauben fest an die Zukunft dieses jungen und an hoffnungsvollen Keimen reichen deutschen Bodens und sehen mit Freuden, wie hier jeder neue Tag neues Wachstum fördert.

---

# Die Jugend Kaiser Franz Josefs.

Von

Heinrich Friedjung.*)

Alle Güte der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiser Franz Josefs, ihr ganzer Ehrgeiz strahlte in ihrer Fürsorge für die Erziehung und die Zukunft ihrer vier Söhne aus; die Liebe, die sie dafür von ihren Kindern, nicht zum wenigsten von Kaiser Franz Josef, erntete, waren der wohlverdiente Lohn. Ihr Ältester, geboren am 18. August 1830, ihr geliebter Franzi, war der Erbe des österreichischen Thrones, aber auch für ihren

*) Dr. Heinrich Friedjung, der berühmte Verfasser des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland“, stellt uns folgenden Abschnitt aus seinem neuen Werke zur Verfügung, das die Geschichte der österreichischen Revolution und der ersten Regierungsjahre Kaiser Franz Josefs behandeln wird. Das Werk erscheint im Verlage von J. G. Cotta, Stuttgart.

Zweitgeborenen, Ferdinand Max, wünschte sie eine Krone, und sie stimmte lebhaft zu, als er sich zur Annahme der mexikanischen Kaiserkrone entschloß — trotz der Bedenken Kaiser Franz Josefs und entgegen den Ratschlägen des Ministers des Äußern, Grafen Rechberg. Seit dessen unglücklichem Ende lag der Schatten tiefer Trauer über dem Dasein seiner Mutter, die fünf Jahre später, 1872, aus dem Leben schied.

Die oberste Leitung der Erziehung des künftigen Kaisers von Österreich wie seiner zwei nächsten Brüder wurde dem Grafen Heinrich Bombelles anvertraut. Die Wahl des Ajo, so lautet sein altherkömmlicher Titel, ist aus mehreren Gründen auffallend; schon deshalb, weil er Franzose von Geburt war, wenn er auch schon in zarter Kindheit von seiner vor der Revolution flüchtenden Familie nach Österreich gebracht wurde. Sein Vater, der im königlichen Frankreich Gesandter in Lissabon und zuletzt in Venedig war, ging freiwillig in die Verbannung und war auch danach längere Zeit im Interesse der Bourbonen diplomatisch tätig, so in Petersburg. Dann lebte er mit seiner Familie in Österreich, wo seine treffliche Gattin 1800 starb, nachdem sie ihm fünf Söhne und eine Tochter geschenkt hatte. Darauf trat er in ein Kloster, wohin ihn nicht bloß sein inniger katholischer Sinn trieb, sondern auch die Sorge um das materielle Wohl seiner Familie; so konnte sein wenn auch geringes Vermögen ganz für die Erziehung seiner Kinder verwendet werden. Er erhielt bald darauf eine Pfarre in Preußisch-Schlesien; später kehrte er mit den Bourbonen nach Frankreich zurück, wurde zum Bischof von Amiens erhoben und starb als solcher im Jahre 1822. Seine Söhne traten alle in österreichische Dienste, der älteste, Louis Philipp, wurde Gesandter in Kopenhagen, der zweite fiel als Offizier im Kriege von 1805. Den beiden jüngeren wurden dank der Freundschaft der Familie mit dem Fürsten Metternich einflußreiche Stellungen am Hofe zuteil. Besonders merkwürdig war das Schicksal des Marquis Karl v. Bombelles, denn auf ihn fiel die Wahl Metternichs für eine der zartesten Missionen. Maria Louise hatte sich, wie man weiß, in zweiter Ehe mit dem Grafen Adam Neipperg vermählt, dem sie schon zu Lebzeiten Napoleons einen Sohn geboren hatte. Die zweite glückliche Ehe wurde 1829 durch den Tod des Gatten gelöst, der ihr ursprünglich als Obersthofmeister beigegeben worden war. Maria Louise war leicht bestimmbar, und am Hofe zu Wien mußte man dafür sorgen, daß die Witwe Napoleons wieder einen zuverlässigen Ratgeber und Lenker erhalte. Karl Bombelles schien dazu der richtige Mann, er wurde Obersthofmeister der Herzogin von Parma und damit der leitende Minister. Aber auch er gewann ihr Herz, und sie vermählte sich mit ihm 1834 in dritter geheimer Ehe. Er, der Sohn des Bischofs, gewann seine Gemahlin für den strengen Katholizismus, der auch ihn beseelte. Nach ihrem 1847 eingetretenen Tode lebte er bald zu Wien, bald zu Versailles und starb 1855.*)

*) Über die Familie Bombelles handeln die beiden Bücher des Grafen Fleury: „Angélique de Mackau et la cour de Madame Elisabeth“ (Paris 1905) und „Les dernières années du marquis et de la marquise de Bombelles“ (Paris 1906). Angélique von Mackau ist die spätere Marquise von Bombelles. Interessante Mitteilungen finden sich auch in dem Buche „Souvenirs de la baronne du Montet 1785—1866“ (Paris 1904).

Dieser Familie nun gehörte Heinrich v. Bombelles an, der das uneingeschränkte Vertrauen Metternichs genoß und diesem Umstande seine Ernennung zum Erzieher des künftigen Herrschers verdankte. Als Bombelles 1850 starb, glaubte der Staatskanzler außer vielem anderen Rühmlichen nichts Höheres zu seinem Lobe sagen zu können als den Satz: „Ich rechne den Grafen Bombelles zu jener kleinen Anzahl von Menschen, die infolge ihrer angeborenen Meinung dachten, was ich dachte, sahen, was ich sah, und wollten, was ich wollte.“ Wenn sich dies wirklich so verhielt, woran kaum zu zweifeln ist, so muß Bombelles bloß ein Schatten des Staatskanzlers und ohne selbständige Meinung gewesen sein. Ungünstig lautet das Urteil Wessenbergs über ihn, der von ihm sagt, er sei durch nichts bemerkenswert gewesen als durch seine zur Schau getragene Frömmigkeit und durch seine Leidenschaft für die Jesuiten. An seiner religiösen Gesinnung nahm Erzherzogin Sophie gewiß keinen Anstoß; aber da auch sie nach Wessenbergs Zeugnis der Ansicht war, Bombelles wäre geistig der Aufgabe eines Prinzenerziehers nicht gewachsen, so widersetzte sie sich der von Metternich getroffenen Wahl, konnte aber gegen den Staatskanzler nicht durchdringen. Angesichts dieser gewichtigen Urteile wird man dem Lobe gegenüber, das Bombelles mitunter gezollt wird, recht vorsichtig sein müssen. So nennt ihn Helfert einen Mann „von ebenso vornehmer Gesinnung als feinen Formen, von vielseitigen Kenntnissen, von gereifter Einsicht und Erfahrung“. Aber derselbe Historiker erzählt auch, daß bei der Auswahl der ersten Lehrer des Thronfolgers vielfach fehlgegriffen wurde; und hierfür war doch in erster Linie Bombelles verantwortlich. Bombelles begleitete die kaiserliche Familie auf ihrer Flucht nach Innsbruck und spielte hier eine wenig glückliche Rolle. Damals schrieb Metternich aus London an Kaiser Ferdinand einen Brief, in dem er ihm dringend empfahl, keine weiteren Konzessionen zu machen und sich ganz nach dem Rate des Grafen Bombelles zu richten. Dieser ging so vollständig auf die Ideen seines Meisters ein, daß er den Hof in bedenklichem Sinne beeinflußte; Wessenberg behauptet, er trage die Verantwortung für die leidenschaftliche Ansprache der Erzherzogin Sophie an die Wiener Deputation, durch die sie zu der sie verfolgenden Unpopularität den ersten Anstoß gab. Wessenberg, der um diese Zeit nach Innsbruck berufen wurde, um den Vorsitz in dem zu bildenden Ministerium zu übernehmen, setzte darauf auch die Entfernung des Grafen Bombelles vom Hofe durch, der seit dieser Zeit in den Hintergrund getreten ist.

Es ist das Verdienst der Erzherzogin Sophie, daß sie, allgemach bestimmter eingreifend, ihrerseits eine bessere Auswahl unter den zum Unterrichte des Thronfolgers berufenen Männern traf. Jeder ihrer Söhne hatte unter dem Ajo Grafen Bombelles einen Erzieher; der des Erzherzogs Franz Josef war Graf Coronini, ein ernster, pflichttreuer Offizier, der eher zur Strenge als zur Nachsicht neigte. Den Unterricht in den militärischen Fächern leitete Oberst v. Hauslab, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, wie er nicht würdiger für diesen Beruf ausgesucht werden konnte, ein gründlicher Kenner und Sammler auf dem Felde der Geschichte und der Geographie des Krieges. Der tüchtige, praktische

Unterricht in allen Waffengattungen, der dem Erzherzog vom 13. Jahre an zuteil wurde, legte den Grund zu seiner Sachkenntnis auf diesem Gebiete. Ebenso gediegen war die Unterweisung in den naturgeschichtlichen und technologischen Fächern, die drei Professoren der Wiener Technik anvertraut wurde; ihr Bemühen war, ihrem Zögling Einblick in die Entwicklung der Industrie zu eröffnen.

Mit dem 16. Jahre kam der Zeitpunkt, in dem für den philosophischen und staatswissenschaftlichen Unterricht des Thronfolgers Sorge getragen werden mußte. Die Philosophie übernahm Abt Rauscher, von der Erzherzogin hierzu berufen, damals Direktor der Wiener orientalischen Akademie, später Erzbischof von Wien, wohl der hervorragendste unter allen Lehrern des Kaisers. Seine Grundsätze waren streng kirchlich, aber seine tiefe Kenntnis der philosophischen und theologischen Literatur, seine eindrucksvolle Rednergabe befruchteten den Geist seines Zöglings, der seinem Lehrer bis an dessen Tod hohe Schätzung bewahrte.

Wichtiger noch für den künftigen Herrscher war der Lehrgang in den Rechts- und politischen Wissenschaften. Es entsprach dem Geiste des Freundespaares Metternich und Bombelles, daß sie für diese Fächer den Hofrat Jarcke heranzogen, der an Stelle Gentz' in die Staatskanzlei berufen worden war; der Geist und die politische Beredsamkeit Gentz' waren jedoch auf diesen Westpreußen nicht übergegangen, wohl aber war er ein streitbarer Kämpe für Absolutismus und für die Herrschaft der Kirche, zumal seit seinem Übertritte zum Katholizismus. Schon hatte Jarcke den Lehrplan entworfen und der Unterricht war begonnen, als sich Bedenken gegen ihn geltend machten; insbesondere scheint Graf Coronini Einspruch erhoben zu haben, dessen geradem soldatischen Sinne der ultramontane Eiferer unsympathisch sein mochte. An Stelle Jarckes wurde der Staatsrat Pilgram zu Rate gezogen, ein erfahrener Beamter aus altösterreichischer Schule, der den Unterrichtsplan entwarf und die Lehrer auswählte. Es war schon bezeichnend, daß nicht Rauscher zum Lehrer des Kirchenrechts berufen wurde, obwohl das sein eigentliches Gebiet war, sondern der gemäßigtere Domherr Josef Columbus; von Rauscher war eben zu erwarten, daß er die damals in Österreich geltenden kirchenpolitischen Gesetze als beklagenswerte Verirrung hinstellen werde. Dafür hielt Rauscher seinem Zögling noch im Herbste vor seiner Thronbesteigung Vorträge über englische Verfassungsgeschichte. Zivil- und Strafrecht übernahm Lichtenfels, später Präsident des Staatsrates, ein Mann von hohem Verdienste; Fränzl und Leopold Neumann teilten sich in die politischen Wissenschaften.

Überblickt man diese Verhältnisse, so erhält man den Eindruck, daß von zwei Weltanschauungen der Kampf um die Seele des künftigen Herrschers geführt wurde. Metternich, Bombelles, Rauscher suchten ihn für ihr politisch-kirchliches System zu gewinnen, während die Beamten und Soldaten Pilgram und Lichtenfels, Coronini und Hauslab ihn auf die Würdigung moderner Lebensverhältnisse verwiesen. Keiner dieser letzteren gab sich als Anhänger der liberalen Doktrin; sie standen auf dem Boden des

alten Österreich, teils wie Lichtenfels mehr zu Josef II., oder wie Pilgram zu Franz II. neigend, vor allem bemüht, den Thronfolger nicht in Widerspruch mit den herrschenden Ideen der Zeit zu bringen. Es sind dies die Gegensätze, die das ganze Leben Kaiser Franz Josefs durchzogen und beherrschten. In seiner frühen Jugend drängte der Einfluß Metternichs jeden anderen zurück; später kamen indessen freiere Auffassungen zur Geltung. Diese letzteren haben auch in dem Herrscher dauernd überwogen.

Ein Bild Amerlings zeigt uns den Erzherzog Franz als ungewöhnlich schönen, blonden Knaben von sechs Jahren; gewinnend sind auch die Bilder des schlanken Jüngling aus der Zeit seiner Thronbesteigung. Früh zeigten sich die vorwaltenden Züge seines Charakters. Er war über seine Jahre ernst und gemessen, voll Pflichtgefühl in der Erfüllung dessen, was Eltern und Lehrer von ihm verlangten; im ganzen nüchtern und auf praktische Tätigkeit gerichtet; ohne lebhaftere Neigungen für wissenschaftliche oder künstlerische Ziele, wenn er auch in der Jugend ein gewandter Zeichner war; verständig und mit guter Auffassung wie mit glücklichem Gedächtnis ausgestattet, doch ohne ausgesprochene stärkere Eigenart. Als Oberst v. Hauslab den Unterricht des 13-jährigen Knaben übernahm, erschien er ihm in sich gekehrt, schweigsam, verschlossen. Das stach von der phantasievollen Art seines jüngeren Bruders Ferdinand Max ab, eines lebhaften, begabten, doch etwas zerfahrenen Naturells. Bei Erzherzog Franz löste sich bald die Verschlossenheit, die vielleicht nur der Herbheit seines Erziehers Coronini entsprach. Zum Jüngling herangewachsen gewann er etwas Freies, Frisches, er saß vortrefflich zu Pferde und zeigte bald die Sicherheit im Verkehr, die ihn immer auszeichnen sollte. Zum ersten Male erwies sich das, als er, noch nicht 17 Jahre alt, bei der Einsetzung des Erzherzogs Stephan zum Obergespan des Preßburger Komitats, diese Versammlung zu begrüßen hatte; auch im Lager Radetzkys, in dem er einige Wochen weilte, wobei er im Kampfe von St. Lucia stand, machte er einen gewinnenden Eindruck. Er erreichte früh die ihm beschiedene Reife, ohne sich in seinem Wesen später wesentlich zu ändern. Der ihm angeborene ruhige Takt und eine mit den Jahren steigende Würde waren eine glückliche Mitgift für den ihm durch das Schicksal vorgezeichneten Beruf.

Seine frühzeitige Erhebung auf den Thron war ebenso das Werk seiner Mutter wie der Gemahlin Kaiser Ferdinands, denen der Verzicht auf den Thron leichter fiel als ihren Gatten. Fürst Schwarzenberg teilte zwar schon Mitte November seinen Ministerkollegen mit, Kaiser Ferdinand sei endgültig zur Abdankung entschlossen; aber selbst diesem gutmütigen und dürftigen Menschenkinde auf dem Throne wurde es schwer, sich von dem Schattenbild der Macht zu trennen; während einiger Wochen, selbst noch am Tage vor der förmlichen Entsagung, schwankte er und sprach den Wunsch aus, zu bleiben. Größere Schwierigkeiten noch machte sein Bruder, und diesmal schien selbst der sonst nie versagende Einfluß seiner Gattin eine Grenze zu haben; Erzherzog Franz

Karl behauptete, er hege das große Bedenken, daß sein Vater mit seinem Verzichte nicht einverstanden wäre; mehrere Tage lang dauerte in seinem Innern der Kampf, bis er einmal die Vision zu haben glaubte, Kaiser Franz lege die Hand segnend auf das Haupt seines Enkels — dann erst wich er den Vorstellungen seiner Umgebung.

---

# Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

(Schluß.)

Ich komme zu dem schwierigen Kapitel von dem moralischen Wert und der Disziplin im Heere. Da es sich hierbei um nicht meßbare Dinge handelt, so ist es schwer, das Fazit zu ziehen; immerhin liegen Tatsachen vor, an die man sich halten kann.

Daß der Franzose im allgemeinen vortreffliche militärische Eigenschaften besitzt, ist bekannt, dagegen muß entschieden der Legende von der höheren Intelligenz des französischen Soldaten entgegengetreten werden. Wer die französischen Bauern in den Norddepartements, in der Normandie und der Bretagne bei Gelegenheit des Feldzuges gesehen hat, wie sie in ihren Sabots stumpfsinnig vor den erkalteten Kaminen in ihren schlecht ausgestatteten oft unsauberen Häusern ohne Schmuck und Garten hinträumten, wird diesen Leuten, unter denen es noch jetzt nicht wenig Analphabeten gibt,*) eine besondere Intelligenz nicht zugestehen. Der Südfranzose ist lebhafter, gestikuliert und schwatzt viel. Wie in Frankreich, so gibt es auch in Deutschland Gegenden, deren Bevölkerung eine höhere Intelligenz besitzt und solche, wo der Gedankengang der Menschen schwerfälliger ist.

Daß die äußeren Formen der Unterordnung unter den Vorgesetzten in Frankreich weniger hervortreten als im deutschen Heere, soll als traditionelle Eigentümlichkeit nicht als ein die kriegerische Brauchbarkeit beeinträchtigender Mangel angesehen werden, aber die sich häufenden Vergehen gegen die Disziplin, ja die wiederholten Meutereien ganzer Truppenteile, von denen wir hören, können doch nicht, wie es der

---

*) Offiziell wird die Zahl der Analphabeten in Frankreich bei den Männern auf 4,3 %, bei den Frauen auf 6,8 % angegeben. — Dieser Feststellung liegt die Fähigkeit der Eheleute zugrunde, bei der Trauung ihren Namen zu schreiben, und der Rekruten, bei der Aushebung zu lesen. — Nach einer öffentlichen Erklärung des Ministers Briand beträgt aber die Zahl der „Unwissenden" 25—30 %. Das Gesetz über die allgemeine Schulpflicht steht, wie Georges Goyan in „L'École d'aujourdhui", Paris, Perrin nachweist, im wesentlichen auf dem Papier. — Nur in 14000 von 36000 Gemeinden bestehen die vorgeschriebenen Schulkommissionen. — Strafen wegen Schulversäumnissen wagt man — wieder aus Angst vor den Wählern — nicht zu verfügen. — Die Zahlen der fehlenden angemeldeten Schüler — zahlreiche Kinder werden nie angemeldet — schwankten bei einer Revision in den einzelnen Departements zwischen 16 und 40 %. (Nach der Kölnischen Volkszeitung.)

Verfasser des interessanten Buches „Frankreichs Schlachtschwert schartig zwar, doch scharf" tut, mit der Erklärung abgetan werden, daß es sich dabei nur um einige Wortführer handelt, denen sich in der leichten Erregbarkeit des französischen Temperaments hunderte von Soldaten anstandslos anschließen. Man kann doch auch nicht, wie wohl einzelne deutsche und auch französische Blätter es tun, ohne weiteres annehmen, daß, wenn es gegen den äußeren Feind ginge, derartige Dinge sich nicht ereignen würden, Rückschlüsse aus diesen Vorgängen auf die Kriegstüchtigkeit des Heeres also nicht ohne weiteres zu ziehen seien. Major Driant, der das Buch „Einem neuen Sedan entgegen" geschrieben hat und den Charakter seines Volkes doch kennen muß, kommt entgegengesetzt zu dem Schluß, daß die Verhetzungen des Heeres durch die Antimilitaristen, auf die die meisten Vergehen gegen die Disziplin zurückzuführen sind, unbedingt ihre Wirkung auf das Verhalten der Mannschaften, besonders in kritischen Lagen, üben werden. Die Achtung vor den Vorgesetzten wird systematisch untergraben, sie werden als Menschenschinder und Lumpen hingestellt, ja in dem Gesang der Internationale, den die meuternden Soldaten und häufig eingezogene Reservisten anstimmen, wird neben der Beschimpfung der französischen Fahne zur Ermordung der Vorgesetzten aufgefordert; mußte doch kürzlich selbst ein als Korporal zur Fahne berufener Lehrer wegen derartiger Beschimpfungen zur Rechenschaft gezogen werden, wobei er indessen seinen Rang behielt.

Wenn man schon im Feldzuge von 1870/71 nach unglücklichen Kämpfen in den Reihen des französischen Heeres sehr geneigt war, die Generale zu Verrätern zu stempeln, wie viel mehr wird nach Major Driant dies unter den jetzigen Verhältnissen zu erwarten sein, wo der Boden hierfür von der Internationale so sorgsam vorbereitet wurde.

In dem letzten Bande der Loebellschen Jahresberichte wurde die Bilanz der zahlreichen Fälle von Indisziplin und Meuterei des Jahres 1906 im französischen Heere gezogen. Das Spiegelbild, das dies sehr geachtete Werk unseren Nachbarn vorhielt, erregte natürlich in Frankreich peinliches Aufsehen. Der schon erwähnte Abgeordnete Humbert, der einen Artikel darüber zur Abschwächung des Eindrucks veröffentlichte, konnte die angeführten Tatsachen natürlich nicht ableugnen, meinte nur, die Sachen dürften nicht so schwer genommen werden. Wie aber hat sich im laufenden Jahre die Lage verschlimmert! Wir haben die Meuterei eines ganzen Regiments erlebt, wobei der Einfluß der Offiziere ganz ausgeschaltet war, diese beschimpft und tätlich angegriffen wurden. Daran, daß Gruppen von eingezogenen Reservisten die Internationale singen, hat man sich so zu sagen schon fast gewöhnt.

Bei diesen Vorgängen treten zwei Dinge in besonders übler Weise in die Erscheinung. Zunächst der Mangel an Fühlung, den die Offiziere mit den Mannschaften vielfach haben, daraus folgend Einflußlosigkeit, wie z. B. die gänzliche Abwesenheit von Offizieren in der Kaserne des 17. Infanterie-Regiments, als die Meuterei ausbrach, auffallen muß, so daß der Versuch, diese zu unterdrücken, Unteroffizieren zufiel. Ferner

der Mangel an Energie, ja an Mut, den die Offiziere bei solchen Eingriffen meist zeigten, wobei sie anstatt ihre Waffe zu gebrauchen, mit den Meuterern zu kapitulieren suchten. Und schließlich die aus der gleichen Ursache stammende, entweder gänzlich ausbleibende, oder unter Nichtachtung der bestehenden an sich sehr strengen Strafgesetze, ganz willkürlich milde Bestrafung. So hatte ein General, der mit den aufrührerischen Soldaten des 17. Regiments verhandelte, diesen, wenn sie nur in die Kasernen zurückkehren wollten, Straflosigkeit zugesichert, ein Versprechen, das die höhere Instanz achtete, so daß das Regiment nur einen kurzen Ausflug in eine angenehme afrikanische Oase zu machen hat.*)

Man wagt nicht zu strafen,**) zahlreich sind die Fälle, wo Strafen, die aus disziplinaren Gründen verfügt worden waren, von den höheren Vorgesetzten unter Bloßstellung desjenigen, der die Strafe verfügt hatte, aufgehoben wurden, teils sogar unter Ansprachen an die Bestraften, die den Eindruck eines Einschmeichelns bei diesen erwecken, und bei ihnen ein: „vive le général" auslösten. Driant erzählte einen besonders drastischen Fall, wo 300—400 Reservisten meuterten und den führenden Leutnant beschimpften. Der General, dem eine Liste der Hauptschuldigen übergeben wurde, zerriß sie vor den Augen der Leute, worauf diese brüllten: „Hoch der General! Nieder mit dem Leutnant, nieder mit dem Kamel!"***)

---

Und der Geist der Offiziere? Der „Deutsche Stabsoffizier", dessen Schrift wir schon erwähnten, urteilt über den Diensteifer, die Tüchtigkeit, die Intelligenz der Offiziere sehr günstig, und es wird ihm hierin durchaus zuzustimmen sein. Die Fortschritte, die das Offizierkorps, verglichen mit den Zeiten des III. Napoleon gemacht hat, sind unzweifelhaft sehr große. Aber andere Schäden sind erwachsen, die die Dienstfreudigkeit des französischen Offiziers herabstimmen, dessen moralischen Wert ungünstig beeinflussen müssen. Die Schäden der Protektionswirtschaft haben wir bereits hervorgehoben, wie sollten diese nicht Neid und Mißgunst der Zurückgesetzten gegen die ungerecht Bevorzugten auslösen. Dazu kommt das bekannte Spionagesystem, das unter General André gang und gäbe war und das, da man an der absoluten Demokratisierung des Offizierkorps aus politischen Gründen festhält, nie ganz aufgegeben werden kann. Da wurden Offiziere, die nach Ansicht von Mitgliedern des Freimaurerordens konservative oder gar monarchische Gesinnungen hegen sollten, ja auch nur religiöse Überzeugungen bekundeten oder es wagten, die Messe zu besuchen, grundsätzlich von der Beförderung aus-

*) So charakterisiert auch die France militaire diese Versetzung. —

**) Nach Driant sind verschiedene Regimentskommandeure vor Bestrafungen zurückgewichen, weil ihnen die Soldaten die Drohung ins Gesicht warfen: „Wenn Sie mich bestrafen, schreibe ich an meinen Deputierten." —

***) In dem Buche des „Deutschen Stabsoffiziers" wird der Vorgang nach Driant erwähnt, doch gewissermaßen als Gerücht — es „sollen". — Driant aber erzählt eine volle Tatsache, und ist bereit, den Namen des Generals zu nennen. —

geschlossen. Daß sich dabei Offiziere hergaben, Spiondienste gegen ihre Kameraden zu üben, ist offenkundig. Wo soll ein Gefühl der Solidarität und der Kameradschaft herkommen, wo solche Dinge möglich sind, ein Offizier den andern mit Mißtrauen betrachten muß. Es mag nicht in allen Regimentern so schlimm gewesen sein, die Vorgänge aber stehen fest.

---

Dazu kommt der Spalt, der durch das französische Offizierkorps wegen der Verschiedenheit des Ursprunges geht, ein Übelstand, den auch der im allgemeinen günstig über dasselbe urteilende „Deutsche Stabsoffizier" scharf hervorhebt. Der aus dem Unteroffizierstande und der Schule von St. Maixen hervorgegangene Offizier wird nicht nur in den besseren Gesellschaftskreisen, sondern auch von den aus höheren Schulen hervorgegangenen Kameraden mit Widerwillen betrachtet. Ihm steht aber im allgemeinen die größere Diensterfahrung zur Seite, er kennt seinen Wert für die Truppe und ein Gefühl des Neides wird sich auslösen, wenn er dennoch den aus höheren Schulen hervorgegangenen Kameraden bevorzugt sieht. Daß diese Dinge nicht geeignet sind, das einträchtige Zusammenwirken im französischen Offizierkorps zu fördern, liegt auf der Hand. Dazu kommen noch die diametral verschiedenen politischen Anschauungen, die sich im französischen Offizierkorps finden. Wie sollen die meist aus höheren Schulen hervorgegangenen, klerikal-monarchisch gesinnten Offiziere mit den meist niederen Ständen angehörigen, republikanischen oder — noch weiter links stehenden Kameraden sympatisieren? Der eine wird zum Märtyrer seiner religiösen Überzeugung und verletzt die Disziplin, indem er seine Mithilfe bei Unterdrückung von Kirchenunruhen weigert, ein anderer kann es, wie wir es erlebt haben, wagen, umstürzende internationale Lehren in einer Volksversammlung zu verkünden, ohne seinen Rang einzubüßen. Glaubt man wohl, daß zwei so verschieden geartete Männer im Ernstfall treu Schulter an Schulter kämpfen werden? Qu'il se débrouille! wird nicht selten wieder die Losung sein, wenn es sich darum handeln sollte, auf den Kanonendonner zu marschieren.*)

Daß man in Frankreich auch in bürgerlichen Kreisen nach den krassen Vorgängen von Indisziplin im Heere in Sorge ist, ob man noch mit dem alten Vertrauen auf dieses blicken kann, läßt die Presse erkennen. Da kam zur rechten Zeit Casablanca und nun heißt es „seht, unser herrliches Heer ist noch das alte".

Liegt in den dortigen Vorgängen ein Anlaß zu diesem Vertrauen? Ich glaube kaum. Man kämpft gegen einen tapferen fanatisierten Feind, dessen Taktik die reine Donquichoterie ist. Wie der Edle von La Mancha gegen Windmühlen, so stürzen sich diese tapferen Reiter auf befestigte Städte und die Geschütze verankerter Schiffe. Kann dieses wahnsinnige Unterfangen glücken, selbst wenn, wie der Figaro so schön schreibt, „der Himmel schwarz von Reitern" ist? Die Ärmsten werden aus sicherer Stellung nieder-

*) Vergl. die Vorgänge auf französischer Seite 1870 bei Spichern.

kartätscht, ein riesiger Munitionsaufwand ist das Mittel, man spricht von der glorreichen „bataille“, wo es sich, wie schon die minimalen Verluste, auf 7000 Mann höchstens ein Dutzend Tote und Verwundete, ersehen lassen, nur um Scharmützel handelt,*) aber General Drude bezeichnet der Korrespondent des Figaro bereits als „erstklassigen Strategen“, wahrscheinlich ohne von der Bedeutung dieses Wortes einen Begriff zu haben.

Was sind die Mauren und selbst der rote Kadi, dessen Mantel man sogar gefunden hat, gegen unsere Gegner in Südwestafrika unter einem Witboi, Morenga, Cornelius, wo deutsche Truppen Verluste von 33 bis 50 von 100 ertragen haben, ohne zu wanken?

Also als Probe militärischer Tüchtigkeit, an der ich übrigens nicht zweifle, können jene Schießereien von Casablanca nicht gelten. Wie steht es mit der Disziplin? Da haben die Ereignisse nur bestätigt, wie wenig gut es mit dieser bestellt ist. Authentische Nachrichten ergeben,**) daß bei dem Eindringen in Casablanca nicht nur marokkanisches Eigentum von französischen Soldaten verwüstet und geplündert worden ist, sondern auch Eigentum von Europäern, die man zu schützen gekommen war, darunter von Deutschen. Als ein Geschäftsinhaber einen Offizier aufforderte, dem Plündern der Soldaten Einhalt zu tun, weigerte sich dieser und wohnte dem Schauspiel bei. Ein Protest bei der Militärbehörde verlief ergebnislos. Wie bei den Meutereien in Frankreich hatte man auch hier keine Gewalt über die Leute, bzw. fehlte der Mut einzuschreiten. Die französischen Soldaten stahlen Waren aller Art, veräußerten Geschmeide und sogar aus dem deutschen Postamt geraubte Briefmarken. Einen Geschäftsmann, der alles eingebüßt hatte, zwangen französische Soldaten, die sein Magazin plünderten, zur Flucht, indem sie die Gewehre auf ihn anlegten.

Doch der Figaro vom 3. September schreibt, „plündern und brennen sei nicht französische Art“. Alle sind natürlich Helden und von unvergleichlichem Edelmut.***) Daß Melas die Pfalz verbrannte, ist so lange her, daß man es nicht zu wissen braucht.

Die Vorgänge in Casablanca bilden also den Beweis, wie schlecht es mit der Disziplin und der Autorität der Offiziere in Frankreich bestellt ist.

Mit der Marine haben sich die vorstehenden Ausführungen nicht befaßt, aber Vorgänge verschiedener Art und Äußerungen in der französischen Presse lassen erkennen, daß dort die Dinge nicht günstiger als im Heere liegen. Ich verweise nur auf den an den Senat nach der Untersuchung über die Katastrophe auf der „Jena“ durch M. Monis erstatteten Bericht, der ähnliche arge Schäden des Systems bloßlegt, wie solche in der Armee bestehen, und auf einen Artikel des „Standart“ vom 30. August

*) Die entscheidende „bataille“ von Taddert kostete den Franzosen 1 Toten und 6 Leichtverwundete, ein Beweis, daß die Mauren nach dem Überfall einfach davongelaufen sind.

**) Vgl. die Kreuz-Zeitung vom 4. September.

***) Anders denkt der doch gewiß nicht des Antimilitarismus verdächtige „Matin“, der in einem Artikel vom 11. September „Die Kolonialbanditen“ — Apaches coloniaux — die Kolonialtruppen, die man gegen Casablanca losgelassen hat, als den Schrecken ihrer Garnisonen Brest, Toulon, Cherbourg, Rochefort bezeichnet und auf die entsetzlichen Schandtaten hinweist, die diese Truppen in Frankreich wie in den Kolonien gewohnheitsmäßig verüben.

„Die Lage der französischen Flotte“, jenes englischen, Frankreich besonders wohlgesinnten Blattes, in dem nachgewiesen wird, daß die Übelstände in der französischen Marine noch viel tiefer gehende und schwerere sind als jener Bericht erkennen läßt. Auch hier Schwäche der Zentralgewalt, Schuld der Deputierten mit dem Hintergrund — Angst vor den Wählern. — Daß unter den Mannschaften der Marine die Opiumpest weite Verbreitung gefunden hat, beunruhigt die Öffentlichkeit schon längere Zeit.

---

Nach diesen Darlegungen muß ich zu einem ungünstigeren Urteil über das französische Heerwesen kommen, als der Verfasser der Schrift „Frankreichs Schlachtschwert schartig zwar, doch scharf“. Es ist mir allerdings nicht wie dem Verfasser der Vorzug geworden, persönliche Beobachtungen über das französische Heer zu machen, ich habe nicht afrikanische Garnisonen besucht, Truppenteile auf dem Marsch und bei Paraden beobachtet oder Unterhaltungen mit Offizieren gepflogen. Der Verfasser jener Schrift hat dabei stets günstige Eindrücke empfangen. Solche Beobachtungen sind gewiß wertvoll, sind aber nicht dazu angetan, die Bedeutung der von mir angeführten Tatsachen, die der Verfasser nur in beschränkter Weise in Rücksicht zieht, abzuschwächen. Einerseits haben sich jene Beobachtungen naturgemäß nur auf eine kleine Zahl von Truppenkörpern erstrecken können, andererseits liegt es auf der Hand, daß die zweifellos vorhandene innere Fäulnis des Heerkörpers noch nicht überall nach außen hin bemerklich wird.

Ich kann in Bezug auf den Ernst der Lage mich wiederum auf die Ansicht eines französischen Offiziers, des Obersten Septans, beziehen, der in einem Artikel „La Crise de l'armée, appréciations de la presse militaire anglaise“ die von der „Army and Navy Gazette“ geäußerten Ansichten in zustimmender Form wiedergibt, und schreibt: „Wenn nicht Maßregeln ergriffen werden, dem Einhalt zu tun, was sich vorbereitet, so ist der Niedergang des französischen Heeres mindestens in einigen Jahren besiegelt, und die Arbeit so vieler Jahre wird verloren sein.“

Ich komme daher zu dem Ergebnis, daß „Frankreichs Schlachtschwert nicht nur schartig ist, sondern auch stumpf zu werden beginnt“.

Es ist diese Erscheinung beruhigend zwar für den europäischen Frieden, aber enthebt uns durchaus nicht der Pflicht, unser Schwert schneidig zu erhalten, unser Heerwesen weiter auszubauen. Denn ohne Verbündeten uns mit Krieg zu überziehen, daran hat Frankreich nie gedacht, erst war es Rußland, das uns den Krieg nach zwei Fronten bringen sollte. Dies ist bis auf weiteres ausgefallen, da hatte man England, das den Köder seiner Unterstützung hinwarf. Gern hätte man darauf angebissen, wenn man auf eine wirksame Unterstützung durch ein englisches Landheer hätte rechnen können. Doch man überzeugte sich, daß dies hierzu auch nach der sogenannten Reorganisation durch

Minister Haldane durchaus nicht geeignet sei, und man die Lasten des Landkrieges so ziemlich allein zu tragen haben würde. So ließ man die Finger davon.

Aber findet man einen leistungsfähigen Alliierten, so kann der Revanchegedanke noch leicht Wirklichkeit werden, und das französische Heer, auch wenn es im Niedergange ist, repräsentiert noch immer eine respektable Macht, deren Schwächen sich vielleicht nicht einmal sehr bemerklich machen würden, wenn das Glück den Franzosen gleich anfangs einige Erfolge zuwenden wollte.

Darum heißt es nach wie vor für uns:

„Toujours en vedette".

---

# Was muß und was kann der Küstenschutz.

Von

Graf E. zu Reventlow.

Unter Küstenverteidigung verstand man vor noch gar nicht langer Zeit generell die direkte Verteidigung der Küste als solcher. Darin war begriffen die Abwehr feindlicher Landungen und das Unmöglichmachen für feindliche Schiffe, in Häfen oder Flußmündungen einzudringen. In Deutschland dachte man so noch zu den Zeiten, als Caprivi Chef der Admiralität war, an den maßgebenden Stellen, und in der breiteren Öffentlichkeit bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. Unzählige Male ist ausgesprochen worden, Deutschland, der Kontinentalstaat mit ausgedehnten Landgrenzen, mit der gewaltigen Armee, mit den kurzen Küstenlinien bedürfe zwar einer Marine, aber die Art und Größe der sich daraus ergebenden Flotte werde mit dem Attribut „Küstenverteidigung" ganz naturgemäß in einen bestimmten und engen Rahmen eingeschlossen. Allerdings: eine Blockade sollte durch diese Küstenverteidigungsflotte ausgeschlossen sein; diese Forderung war auch für die aus der Armee hervorgegangenen Leiter der Marine selbstverständlich. Im dänischen Kriege 1864 hatte man schmerzlich das Nichtvorhandensein entsprechender Seestreitkräfte empfunden, und im deutsch-französischen herrschte sogar eine allgemeine Enttäuschung über die Passivität der norddeutschen Bundesflotte, deren Panzergeschwader gezwungen tatenlos in der Jade lag. Diese Enttäuschung war in ursächlichem Zusammenhang mit einer Geringschätzung für den Wert einer Flotte für Deutschland überhaupt, die beiläufig ihre Entwicklung lange sehr nachteilig beeinflußt hat. —

Ging schon, rein militärisch betrachtet, die Forderung, eine Blockade deutscher

Häfen und Meerstraßen müsse durch die Flotte ausgeschlossen werden, über den eigentlichen Begriff der Küstenverteidigung hinaus, so war das noch viel mehr der Fall, als angesichts des schnell und gewaltig zunehmenden deutschen Überseehandels immer größere Schichten des deutschen Volks dessen Schutz und Erhaltung für eine selbstverständliche, ja die hauptsächliche Aufgabe der deutschen Flotte zu erachten begannen. „Die Kreuzer im Auslande müssen den Handel schützen," wurde für einige Zeit zum Schlagwort, und die Erkenntnis, daß Auslandskreuzer das nicht können, daß überhaupt alles nichts hilft, wenn nicht eine auf die heimischen Häfen gestützte starke Hochseeflotte die Häfen und Meereszugänge offen hält, bricht sich heute langsam Bahn, nachdem der Begriff der Seeherrschaft seinen Einzug in unsere Literatur, Presse und Sprache gehalten hat.

Was ist denn nun heute Küstenverteidigung? Die englische Admiralität stellte schon vor hundert Jahren den Grundsatz auf und führte ihn in der Praxis des Krieges mit Frankreich eisern konsequent durch: die britischen Küsten können nur wirksam verteidigt werden, wenn die Verteidigungslinie an die Küsten des Gegners gelegt wird. — Nur dann, und das ist vollkommen richtig, ist volle Beherrschung und damit die Freiheit der See für den eigenen Gebrauch gewährleistet. Notwendigerweise schließt dieser Gedankengang die militärische und die Handelsblockade dem Gegner gegenüber ein.

Wir wollen hier keine akademische Betrachtung „im reinen Äther unpersönlicher Betrachtung" — wie der Reichskanzler sagt — anstellen, sondern ausschließlich vom deutschen Standpunkt eine wichtige Frage unserer Wehrkraft behandeln. Es ist lediglich eine Konsequenz der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, daß heute unsere maritime Wehrfrage nur in Beziehung auf England geprüft werden kann, wenn sie realpolitisch geprüft werden soll. Von europäischen Marinen kommt als überlegener Feind einzig die englische in Betracht, sie ist bekanntlich überhaupt die stärkste der Welt; mit der der Vereinigten Staaten brauchen wir uns in diesem Zusammenhang nicht zu beschäftigen. Die Frage wäre also jetzt präzise so zu stellen: was bedeutet im Hinblick auf einen deutsch-englischen Krieg für uns der Begriff der Küstenverteidigung? Diese Frage hat die deutsche Regierung bezw. die Marineverwaltung zuerst im Jahre 1897/98, dann 1899/1900 aufgeworfen, in Gestalt der beiden kurz hintereinander eingebrachten und bewilligten Flottengesetze. Das erste verlangte eine Flotte von 17 Hochseeschlachtschiffen und einer Anzahl Küstenpanzern, das zweite verdoppelte die Zahl der Hochseeschlachtschiffe und strich den Küstenpanzer überhaupt aus den für einen von Deutschland zu führenden Seekrieg brauchbaren Schiffsklassen. Es hieß in der Begründung zum zweiten Flottengesetz: Deutschland müsse eine Flotte und zwar eine ausschließliche Hochseeflotte von solcher Stärke besitzen, daß auch die größte Seemacht uns nicht angreifen könne, ohne ihre Weltstellung aufs Spiel zu setzen. — Hatten innerhalb jener zwei Jahre die Anschauungen gewechselt, wollte man eine Flotte zu offensiven Zwecken bauen? Nein. Das erste Gesetz war eine erste Stufe der Entwicklung, sollte tatsächlich auch nichts andres sein, es stand unter dem Druck der Furcht vor dem Reichstag

und konnte deswegen die maßgebenden militärischen Anschauungen nicht annähernd rein verkörpern. Erst das zweite ließ sie mit einiger Deutlichkeit durchscheinen: als politische Auflehnung gegen den angeführten, heute mehr als je in Kraft stehenden englischen Grundsatz. Mit dem zweiten Flottengesetz sagte Deutschland: für uns bedeutet das Wort „Küstenverteidigung" nicht nur die Abwehr von Landungen, Eindringen in Flußmündungen und Häfen, nicht nur den Schutz von Hafen- und Küstenstädten, sondern den Schutz alles dessen, was von den deutschen Häfen ausgeht, in sie zurückkehrt und von ihnen abhängt, also des überseeischen Handels im weitesten Sinne. — Es kann und soll hier nicht erörtert werden, inwieweit dies Ziel durch die Durchführung des Flottengesetzes tatsächlich angebahnt worden ist und erreicht werden kann; der schöpfende Gedanke war ebendieser.

Für ein Land mit so großem Überseehandel — ganz abgesehen vom Kolonialbesitz — wie Deutschland, wo niedrig gerechnet 15—16 Millionen Menschen unmittelbar und mittelbar davon leben, wo Handel und Handelsflotte nach Milliarden Mark gezählt werden, da ist für den einfachen Menschenverstand nur natürlich, daß der „Küstenschutz" diese Güter einbegreift. Rückt auch im Falle, daß die genügende Waffe geschaffen wird, der Schauplatz der kriegerischen Operationen von der Küste ab und auf die hohe See hinaus, so bleibt es doch darum Küstenverteidigung. Ein seefahrendes Volk, welches Kraft und Geld besitzt, welches mit Erfolg nach oben strebt und eine Großmacht ist, begeht Selbstverstümmelung, wenn es sich kampflos und ergebungsvoll die Verteidigungslinie des Gegners an die eigene Küste legen läßt. Heute mehren sich die Stimmen, welche sagen, das sei fata morgana, nie könnte Deutschland soweit in der Verteidigungsfähigkeit kommen; man müsse trachten, den Weltfrieden zu erhalten, und sich für den Kriegsfall in die grausame Notwendigkeit fügen, dann die deutsche Flagge von den Weltmeeren verschwinden zu sehen. — Gewiß ist das Ziel hoch gesteckt und noch weit entfernt, aber es kann erreicht werden, wenn der Wille und die Furchtlosigkeit vorhanden sind. Das zu beweisen ist nicht schwer und mag einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben. Nur die Tatsache muß hier festgestellt werden, daß heute und, wenn der Ausbau der Hochseeflotte nicht energischer gefördert wird, in einem Kriege mit England von vornherein auf direkten wie indirekten Schutz des deutschen Seehandels und auf die Freiheit unserer Meere verzichtet werden muß. Dazu liegen die Dinge so, daß seit einem Jahrzehnt über dem Ausbau der Hochseeflotte der direkte Küstenschutz zu ihren Gunsten stark vernachlässigt worden ist. Das geschah mit Bewußtsein und Absicht, wäre auch bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen gewesen, wenn man mit der Hochseeflotte wenigstens ganze Arbeit gemacht hätte. Unter der Bedingung konnte man den parlamentarischen Verhältnissen die Konzession machen, bis die Zukunft der Flotte völlig unter Dach war, und darauf in beschleunigtem Tempo die Unterlassungssünden an den Küsten und Hafenzugängen wieder gut machen. Anstatt dessen wurde drüben halbe Arbeit gemacht, — wir stehen heute wieder vor der brennenden Notwendigkeit einer neuen Flottenvor-

lage — und hüben noch viel weniger. Die Kriegstechnik geht rastlos und schnell vorwärts und so sind heute Küstenwerke, die vor zehn Jahren schon den Anforderungen nach Zahl und Stärke nicht entsprachen, völlig unzureichend. Seit Jahren wächst im deutschen aktiven Seeoffizierkorps — das doch ganz naturgemäß von vornherein mehr für die Berücksichtigung der Hochseeflotte eingenommen sein muß — eine Strömung für schleunige Ausgestaltung der lokalen Küstenbefestigung. Ja, was in Deutschland wohl noch nie vorgekommen ist: die Bevölkerungen der Küstenstädte und ihrer Umgebungen verlangen in ihrer Lokalpresse nach Befestigungen oder Verstärkung und Modernisierung des Vorhandenen.

Wir sind in unserer Untersuchung vom Küstenschutz im engsten Sinne ausgehend auf das hohe Meer durch den Gedanken an alles, was wir schützen müßten, hinausgelangt, jetzt sehen wir uns wieder an die Küste zurückgeführt durch ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Schutzbedürfnis und tatsächlich vorhandenen Schutz. Was kann der lokale Küstenschutz leisten und wo sind seine Grenzen? Man rechnet unter diesen Begriff: feste Küstenwerke (Batterien, Panzertürme, Forts), schwimmende verankerte Minen, mechanische Sperren von Einfahrten und engen Passagen überhaupt; ferner Torpedobatterien, fest stationierte Torpedoboote, Unterseeboote. Der Küstenpanzer bildete nach früheren Anschauungen ebenfalls ein wichtiges Glied in der direkten Küstenverteidigung. Vom Hochseepanzerschiff unterscheidet er sich durch seine Kleinheit und deshalb minderwertigere Gefechtseigenschaften. Der große Rechenfehler in der Küstenpanzertheorie war, daß im Kriege diese Schiffe nicht mit ihresgleichen kämpfen werden, sondern mit den Hochseepanzerschiffen der feindlichen Flotte, die überlegen genug ist, um an unsre Küsten vorzudringen. Mit dieser einfachen Überlegung ist die Zwecklosigkeit des Küstenpanzers als solchen klar genug: er ist von vornherein verloren und kann auf irgend welche nennenswerte Erfolge nicht rechnen, da ihm nur weit überlegene Panzerschiffe entgegentreten und andrerseits ihn seine niedrige Geschwindigkeit und Kohlenausdauer außerstand läßt, schnellen, leichten Schiffen gegenüber seine vielleicht stärkeren Offensivwaffen zur Geltung zu bringen. Diese Fahrzeuge werden innerhalb eines Jahrzehnts spätestens aus den größeren Marinen verschwunden sein, denn neue baut man nicht mehr. Als sogenannte Küstentorpedoboote werden vielfach ältere Fahrzeuge verwandt, deren Eigenschaften nicht oder nicht mehr genügen, um den Anforderungen des Hochseedienstes gewachsen zu sein. Im Kriege beschränkte sich ihr Wirkungskreis auf die unmittelbare Nähe der Küste und ihrer Basisstationen. Man darf als sicher annehmen, daß, sobald die Zahl unserer neueren Boote entsprechend gesteigert ist — wir legen seit 1906 jährlich 12 Boote auf Stapel — im Kriege auch ein erheblicher Teil des wirklich guten Materials unabhängig von den Operationen einer etwa seegehenden Hochseeflotte der direkten Küstenverteidigung zugewiesen wird. Solange die Hochseeflotte darauf beschränkt ist, in den Flußmündungen liegend günstige Gelegenheiten zu Vorstößen abzuwarten, wird naturgemäß fast das ganze Torpedobootskontingent der

Küstenverteidigung dienen. Hinsichtlich der Unterseeboote können wir uns kurz fassen, denn das Deutsche Reich besitzt erst ein einziges dieser billigen und nützlichen Fahrzeuge. Das heutige Unterseeboot ist, wie zahlreiche englische und französische Übungen bewiesen haben, eine gute Defensiv- und Küstenwaffe; das „Hochsee-Unterseeboot" wird überall angestrebt, ist aber noch nicht vorhanden, und man kann kaum annehmen, daß es bald auf der Bildfläche erscheint. Die übrigen oben aufgezählten Mittel der Küstenverteidigung sind durchaus „lokal"; sie haben keine Bewegungsfähigkeit und ihre Wirkung reicht im besten Fall soweit wie die Tragweite der Küstenkanonen; über die Verwendung der Minen im Seekriege der Zukunft sollen nachher noch einige Worte gesagt werden.

Es bedarf keines ausführlichen Beweises, daß diese Verteidigungsmittel nicht fehlen dürfen. Die Japaner hätten ihrer gegen die Russen entraten können, weil sie von vornherein die Seeherrschaft in die Hand bekamen und mit leichter Mühe aufrecht hielten. Deutschland würde in einem Zukunftskriege mit Frankreich auch kaum in hohem Maße auf seine lokalen Küstenbefestigungen angewiesen sein, wenn nicht inzwischen die französische Flotte einen ganz unerwartet großen Aufschwung zu nehmen sich fähig zeigen sollte. Auf der andern Seite wird, wie das meerbeherrschende England trotz seiner unbestrittenen Überlegenheit jeder europäischen Kombination gegenüber, ständig und eifrig an der Ausgestaltung seines direkten Küstenverteidigung arbeiten. Großbritannien, die maritime Offensivmacht par excellence, ist aufs lebhafteste darum besorgt, den Defensivschutz auf der Höhe zu halten. In Deutschland verachtete noch vor wenigen Jahren die maßgebende Behörde das Unterseeboot aufs tiefste (tut es vielleicht noch heute), und man wies auf England hin, wo man solche kindische Spielereien dem der Experimente beflissenen Gallier überließe. Solange das Unterseeboot keine Hochseewaffe sei, käme es nicht in Betracht. — Nun es ist keine, und doch besitzen die Engländer heute solche Fahrzeuge und legen Jahr für Jahr eine neue vervollkommnete Serie auf Stapel. Warum? Weil die großbritannischen Inseln eine sehr große Küstenausdehnung haben, und auch eine Flotte, welche die See im wesentlichen beherrscht, nicht gewährleisten kann, daß sich kein Feind für kurze Zeit der Küste nähert. Die besonderen Verhältnisse des britischen Kolonialreiches spielen mit. Es hat auf allen Teilen des Erdballs Angriffsflächen und mögliche Zukunftsgefahren. The sea is all one and the fleet must be all one, sagte Lord Selborne; es kann der Fall eintreten, theoretisch jedenfalls, wo die Flotte auf dem Ozean, und die großbritannischen Küsten gefährdet sein können. Für die kurze Zeit, welche bis zum Eintreffen der Flotte vergeht, sollen die Küsten an sich nicht schutz- und wehrlos sein. Oder eine fernere theoretische Möglichkeit: die englischen Hochseeflotten sind vielleicht gerade durch eine Hauptaktion oder die Vorbereitungen zu dieser beschäftigt; es ist also denkbar, daß leichte feindliche Streitkräfte sie umgangen haben und einen Handstreich auf irgend welche Häfen etc. versuchen; das englische Agitationsmittel gegen Deutschland: die Invasion auf englischen Boden, ist zu grotesk, um ernsthaft erörtert zu werden.

So sieht also ein Land die Wichtigkeit der lokalen Küstenverteidigung an, welches im Hochseekriege weder einen einzelnen Feind noch irgend eine europäische Kombination mehrerer Mächte zu fürchten braucht, wenn man eben lediglich den maritimen Teil eines solchen Krieges betrachtet. Eine Kombination wäre denkbar, die bei schnellem Ausbau der deutschen Hochseeflotte England schon in absehbarer Zeit fürchten müßte: die amerikanisch-deutsche; einmal wegen der dadurch bedingten, ungeheuren räumlichen Ausdehnung des Krieges, ferner in Ansehung der weltpolitischen mittelbaren und unmittelbaren Folgen und Wirkungen; das sei beiläufig bemerkt. —

Betrachten wir nun die Lage Deutschlands. Wie gesagt, kann angesichts der politischen Verhältnisse nur der eine Krieg gegen jene weit stärkere Seemacht als Beispiel genommen werden, und das müßte auch dann geschehen, wenn die politische Lage eine andere, also günstigere wäre. Um Rüstungen zu bemessen, können, will man sachgemäß verfahren, nur die denkbar ungünstigsten Verhältnisse und Konstellationen in Betracht gezogen werden.

Führt England einen Krieg gegen Deutschland, so kann es ihm nicht genügen, in weiter Entfernung von den deutschen Küsten unsern Handel zu vernichten und unsere Kolonien an sich zu reißen. Endziel muß vielmehr sein, unsere militärischen schwimmenden Machtmittel zu vernichten und deren Kraftquellen zu verstopfen. Eine Blockade der deutschen Meere läßt unsere Flotte an und für sich unversehrt und kann Deutschland nicht hindern, selbst während des Krieges mit Aufgebot aller Kräfte neue Schiffe zu bauen, auszurüsten und Personal heranzubilden. Die Abschneidung unserer überseeischen Zufuhr kann Deutschland nicht auf die Knie, nicht zum Friedenschluß zwingen, wenn sie auch eine furchtbare Schädigung wirtschaftlich bedeuten würde. Soll also der Krieg nicht unendlich lange dauern und damit auch die Kräfte Englands progressiv in Anspruch nehmen, auch es den größten Gefahren hinsichtlich seines Kolonialbesitzes und überhaupt weltpolitisch aussetzen, so muß es alles daran setzen, um den Krieg, und sei es mit Aufbietung aller seiner Kräfte, rasch und gründlich bis zum Ende zu führen. Deutschland seinerseits muß natürlich — immer in Ansehung der für absehbare Zeit in Betracht kommenden Machtmittel — trachten, den Krieg in die Länge zu ziehen und alle denkbaren Schutz- und Hinderungsmittel anwenden, damit der Feind seine letzten Ziele nicht erreicht. —

Eine wegen ihrer Schwäche auf die Häfen und Flußmündungen angewiesene Flotte kann dort ihre Kräfte nicht zur Entfaltung bringen, dazu bedarf sie der freien Bewegung, der Möglichkeit des Manövrierens in geschlossenen Verbänden. Sie kann deshalb und aus andren Gründen nie annähernd Küstenbefestigungen ersetzen, wie vielleicht jemand auf den ersten Blick annehmen möchte. So örtlich und in ganz enge Gewässer gebundene Schiffe sind natürlich, der Zahl und Leistungsfähigkeit ihrer Geschütze entsprechend, imstande, den letzten Widerstand zu erhöhen und für einige Zeit zu verlängern, aber sie bedeuten kostenmäßig wie militärisch einen im Verhältnis zum Nutzen ganz riesigen

Einsatz. Einige an günstigen Plätzen aufgestellte moderne Panzertürme mit mächtigen Kanonen leisten da mehr als ein ganzes Geschwader. Es kommt die Erwägung hinzu, daß gerade in einem solchen Kriege des Hinhaltens man die eignen schwimmenden Streitkräfte möglichst nicht opfern, sondern bei g ü n s t i g e n Gelegenheiten e r f o l g r e i c h einsetzen will. Je länger der Krieg dauert, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit des Eintritts günstiger Gelegenheiten.

Tatsächlich liegen heute die Dinge so, daß unsere Küsten infolge der eingangs erwähnten Ursachen nicht den nötigen Schutz besitzen. Die Mündungen der Elbe, Jade, Weser und Ems enthalten die großen Hafenstädte, die Mündung des Nord-Ostseekanals und damit diesen selbst, ferner unsre Kriegsarsenale und große private Bauwerften. Was damit und sonst durch Eindringen des Feindes verloren geht oder aufs Spiel gesetzt wird, mag man sich im einzelnen ausmalen; alles in allem würde Deutschland wirtschaftliche Wunden erhalten, deren Heilung gar nicht abzusehen wäre, und als militärische Seemacht tot sein.

Man steht angesichts dieser recht einfachen und klaren Perspektive vor einem Rätsel, wenn leitende Stellen die Frage der Küstenverteidigung als nebensächlich behandeln und beiseite liegen lassen.

Selbst wenn — was ja nicht der Fall ist — in absehbarer Zeit eine deutsche Hochseeflotte auf dem Wasser schwämme, die unter Berücksichtigung aller, auch der weltpolitischen Momente unsern Verteidigungsnotwendigkeiten im weitern Sinne genügte, so liegt doch recht nahe, daß in den diesem Zeitpunkt vorhergehenden Jahren ein Krieg ausbrechen kann, ja daß für eine große See- und Handelsmacht, die in uns ihren gefährlichen Nebenbuhler sieht, der Gedanke eines Präventivkrieges geradezu etwas Verlockendes haben könnte, wenn im übrigen die Stunde für sie günstig ist. Es gibt viele in Deutschland, die sagen: man habe bis jetzt möglich gemacht, den Krieg zu vermeiden, es werde auch fernerhin gelingen; gerade die letzten Jahre hätten wie noch nie gezeigt, daß alle europäischen Staaten den Frieden wünschten, daß vor dem Kriege eine allgemeine Scheu bestände. — Gewiß, möglich ist es vielleicht, und auch in Zukunft. Aber um welchen Preis ist der Friede bis jetzt erhalten geblieben? Nur Deutschland hat ihn durch unaufhörliches Zurückweichen erkauft und erkauft ihn auch heute tagtäglich damit. Wir sind ein Volk, das vorwärts will und deshalb vorwärts muß, wir sind erst spät auf den Plan getreten und müssen die Ellbogen gebrauchen, um uns den Raum zu schaffen, dessen wir bedürfen; andre hatten das früher nicht nötig. — Jedes Manko an Wehrkraft, auch wenn es sich nur auf die strikte Verteidigung beschränkt, muß ganz naturgemäß eine gewisse Wirkung auf Diplomatie und Politik ausüben, wenn nicht letztere in sehr festen Händen liegt.

Die Anlage von Küstenbefestigungen ist verhältnismäßig billig, ihre Lebensdauer lang und die Wirkungfähigkeit moderner schwerer Geschütze in eben solchen Türmen eine außerordentlich große. Die Platz- und Gewichtfrage legt hier nicht wie an Bord

Beschränkungen auf; diese Panzertürme haben auch keine verwundbaren Stellen wie Kriegschiffe, sie können nicht sinken und sind in ihrer Wirkung nicht von der Intaktheit eines sie tragenden Schwimmkörpers abhängig. Wer sich für Einzelheiten dieses Gebiets interessiert, lese die ausgezeichnete kleine Broschüre des Vizeadmirals a. D. Galster „Genügt unser Küstenschutz?“ (Wilhelmshaven).

Die deutschen Küsten sind nur kurz, die wichtigen Nordseehäfen liegen in der tief einspringenden Deutschen Bucht zusammengedrängt, die deutsche Ostsee ist von der Nordsee her nur durch ganz schmale und navigatorisch schwierige Passagen zu erreichen; die gesamte Nordseeküste wird durch veränderliche Fahrwasser, starke Gezeitenströmung, vorgelagerte Watten und Inseln gleichfalls nicht ganz leicht zugänglich, nachdem die Seezeichen fortgenommen sind, und wenn überall die Gefahr in Gestalt von Minen, Untersee- und Torpedobooten lauert. Die Natur hat uns einen starken Schutz unserer Küsten sehr leicht gemacht, aber es ist ein Irrtum, zu glauben, wir brauchten sie überhaupt nicht zu schützen, sie „schützten sich selbst“, wie ein früherer Staatssekretär des Reichsmarineamts sagte. Die Engländer sind ausgezeichnete Seeleute, auch Verräter finden sich immer, also navigatorische Schwierigkeiten können wohl verzögern, aber nicht hindern, und auch Minensperren lassen sich wegräumen, wenn man Zeit und Ruhe dazu hat; dafür lieferte auch der russisch-japanische Krieg einen Beweis. Zur Wirksamkeit von Minensperren in Einfahrten usw. gehört aber eine kräftige Küstenartillerie, die dem andringenden Feinde den Aufenthalt vor und an der Sperre doppelt gefährlich macht und Fahrzeuge, die sie aufräumen wollen, verjagt oder vernichtet. Freilich gibt es noch eine Lösung, und sie würde in einem deutsch-englischen Kriege die ultima ratio für Deutschland darstellen: die Massenverwendung von Minen an der ganzen Küste entlang, ohne Rücksicht auf die völlig veraltete Dreiseemeilengrenze der sogenannten Küstenhoheit. Wendete man dazu tausende von Minen auf, so wäre wohl denkbar, daß eine Gefahrzone von solcher Breite entstände, daß dem Gegner das Risiko zu groß erschiene. In den Verhandlungen der Haager Konferenz hat Deutschland mit erfreulicher Festigkeit sich gegen die von England gewünschte Einschränkung des Minengebrauchs gewehrt und recht Erfreuliches erreicht. Für England bedeutet eine derartige Verwendung der Minen in Masse eine schwere Beeinträchtigung seiner Chancen, eine Beeinträchtigung ferner des Wertes der Seeherrschaft; außerdem wird es immer einigen schnellen deutschen Fahrzeugen gelingen, vor englischen Häfen Minen zu legen und damit den überseeischen Handel zu beunruhigen. Unserm Seehandel kann der Minengürtel der deutschen Küsten nichts mehr schaden, denn er hat ja schon kurz nach Beginnen des Krieges aufgehört zu existieren. Aber es ist trotzdem eine ultima ratio, eine Maßnahme nur der äußersten Not; allerdings wiederum: sie kann nicht von heute auf morgen ausgeführt werden, und der Feind kann, ist er erst an unseren Küsten, auch bis zu einem gewissen Grade die Ausführung beeinträchtigen; also rechtzeitig muß begonnen, und in Friedenszeiten alles vorbereitet werden. Zu bedenken ist andrerseits

nur, daß man durch die eignen Minen auch den eignen Seestreitkräften die Bewegungsfähigkeit beeinträchtigt, denn bei solcher Massenverwendung wird es schwer für die Schiffe sein, über die Lage der Minen und etwaige Durchfahrtlücken stets orientiert zu bleiben. Man wird also natürlich je nach dem Gesamtstande der Verhältnisse vor Beginn des Krieges sich zum einen oder andern zu entschließen haben, oder auch einen Zwischenweg wählen. Immerhin wissen wir, daß die neuzeitliche Entwicklung uns dies durch den Krieg im fernen Osten als wirksam erhärtete Mittel in die Hand gelegt hat, und haben alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Zu merken bleibt, daß wir in der Entscheidung um so freier sind, je vollkommener und stärker die Küstenverteidigung im übrigen (feste Werke, Untersee- und Torpedoboote) ausgestaltet ist.

Wir gelangen also zum Ergebnis, daß unbeschadet der Hochseeflottenidee, Deutschland starken Küstenschutzes bedarf.

Es hat ihn nicht, also schaffe man ihn tunlichst schnell.

Aber: unbeschadet d e r Hochseeflotte, welche die das Flottengesetz 1900 begründenden Worte für notwendig erklären, nicht des Gesetzes selbst, denn es ist durch die Entwicklung der Verhältnisse überholt worden. Beides zu betonen, ist gerade in dieser Verbindung besonders notwendig, da neuerdings sich Stimmen für eine Bevorzugung des Küstenschutzes und des Kleinkrieges a u f K o s t e n der Hochseeflotte erheben.

Der vollkommenste und stärkste Küstenschutz kann unsern Handel nicht vor Vernichtung, unsre Kolonien nicht vor Wegnahme bewahren. Selbst wenn wir über Massen von Unterseebooten verfügten, so könnten sie die Handelsblockade nicht verhindern. Es ist ja, um diese herzustellen und aufrechtzuhalten, keineswegs erforderlich, wie man heute noch vielfach glaubt, Ketten von Kreuzern etc. dicht vor die in Betracht kommenden Häfen oder Flußmündungen zu legen. Die Verbindungsstraßen der Nordsee mit dem Atlantischen Ozean zu sperren genügt vollkommen, und Kreuzer, die das patrouillierender Weise tun, sind weit außerhalb des Bereichs aller Mittel heimischer Küstenverteidigung. Die Kosten einer viel größeren Hochseeflotte, als die, deren wir bedürfen, sind immer noch eine Bagatelle im Vergleich zum Wert unsres Überseehandels und von allem, was an ihm hängt, von ihm geschaffen wird; und dieser Wert wächst, wie die Statistik beweist, mit jedem Jahre erheblich.

Die vorzüglichste Küstenverteidigung ferner bleibt stets eine nur lokal wirksame Waffe, die auch nicht in großem Maßstab zur taktischen Offensive fähig ist; kleinere wohl, soweit ihre schwimmenden Mittel in Frage kommen. Sie kann niemals als Mittel der Politik in die Wagschale geworfen werden, sie schafft keine Bundesgenossen, sie macht auch zeitweiliges Zusammengehen einer andern Macht nicht wünschenswert, denn der Schutz der eigenen Küsten kann dem andern keine Hilfe und nur in sehr unwahrscheinlichen Fällen Entlastung geben. Eine aktive Politik, sei es auch nur auf rein wirtschaftlichem Gebiete und ohne Aneignungswünsche, kann heute, wo überall die See dazwischen

liegt, ohne Hochseeflotte nicht getrieben werden, und Deutschland muß sie treiben. Je später es geschieht, desto vehementer wird die Entladung, auch wenn sie eine gewollt kriegerische keineswegs zu sein braucht.

In diesem Sinne möchte man sagen, daß die Flagge dem Handel folgen muß; tut sie es nicht, so werden furchtbare Rückschläge eintreten. — Die gern gebrauchte Behauptung, es hülfe uns doch nichts, England könne durch gesteigerte Bautätigkeit immer die unsrige paralysieren, beruht auf mehreren falschen Schlüssen, und heute wie gestern und morgen bleibt wahr, daß jedes vollwertige Schlachtschiff unsre Machtstellung militärisch nur hebt und unsern Einfluß im friedlichen Kampf um Wirtschaftsgebiete stärkt; denn auch dieser Kampf ist letzten Endes Machtfrage.

Küstenschutz und Hochseemacht können einander nicht ersetzen oder ablösen, wenn sie auch beide der Verteidigung nationalen Eigentums dienen. Wir müssen sie beide haben und wir können es, sowie der Wille da ist.

---

# Die Branzilla.

Von

Heinrich Mann.

(Schluß.)

## V.

„Du hast getrunken. Laß doch endlich das Trinken! Es ist deiner nicht würdig, und es wird dich zerstören."

„Höre auf, mich zu quälen! Ich trinke, weil es mir schmeckt."

„Weil es dir schmeckt. Und wenn es nun deiner Kunst nicht schmeckt? Wer ist wichtiger: deine Kunst oder du?"

„Ich . . . Und dann, meine Kunst tut, was ich will. Ich trinke, und sie läßt mich singen. Du hast eine andere Art, um gut zu singen. Du kasteist dich, du fliehst die Menschen, du bist schlechter Laune. Jeder treibt es, wie er mag."

„Nur eine Art gibt es, der Kunst zu dienen. Wählst du eine falsche, wird sie dich strafen. Ich werde dich noch gestraft sehen. Wehe dir!"

„Du sprichst, als wünschtest du es. Du bist eifersüchtig, weil ich genieße."

„Eifersüchtig auf Genüsse, die ich verachte?"

„Dir tut das Trinken nicht gut, mich aber begeistert es."

„Begeisterung aus einem Faß! Sich selbst einen Feind in den Leib zu gießen!"

„Zum Glück fühle ich mich gesund, meine Stimme ist größer geworden, ich bin sehr beliebt."

„Auch ich; und seit kurzem sind wir es beide noch mehr als sonst. Du, der du eine Geliebte in der großen Welt hattest, bist es so sehr wie ich, die in die Loge deiner Geliebten hinaufschoß. Wie wagst du, davon zu sprechen, im Augenblick, da wir von der Kunst reden?"

„Verzeih! — und entschuldige mich: ich gehe zu Freunden. Morgen abend bin ich Theseus — und du Ariadne. Lege dich also ins Dunkel und bete! Ich gehe zu Freunden."

„Nicht zu Freunden: zu Weibern! Ich will dir deine Schande ins Gesicht schreien. Morgen abend sollst du an Götter streifen, und heute nacht willst du bei Dirnen liegen. Du bist der Gatte der Branzilla, und hast nicht Stolz genug, ihr treu zu sein. Wie du mich herabgezerrt hast! In welchen Schmutz du mich gestürzt hast! Du bist verächtlich wie die andern, und kein Künstler. Blind war ich, als ich mich mit dir belud!"

„Ich verdanke dir viel, das ist wahr, und bin deiner wohl nicht würdig. Aber ein Künstler bin ich, und du weißt es. Vielleicht hab ich dich sogar überholt. Deine Clelia gestern war ein wenig matt. Und doch kam ich betrunken auf die Bühne, und du hattest gefastet. Rege dich nicht auf! Es würde dich ermatten. Ich wünsche von Herzen, daß du morgen eine sehr gute Ariadne seist. Ich bin nicht eifersüchtig, ich nicht."

„Du bist morgen ein kraftloser Theseus. Seine Kraft wird in Schenken und bei Weibern geblieben sein."

„Ich bin, noch wenn ich auf der Bühne stehe und singe, immer mitten im Leben: heraus aus den Brettern, in denen du dich einsargst."

„Einen Sarg nennst du die Bühne! Dies Heiligtum, worin wir uns selbst haben!"

„Mir ist es zu heilig. Deine Kunst scheint mir so heilig, wie der Tod. Ich singe den Leuten; mir ist, als sänge ich auf der Straße; meine Stimme sei eine unter vielen und verwehe in sonniger Luft."

„Du singst auf der Straße!"

„Ich singe, wo man will. Ich darf freigebig sein: was kostet's mich! Da, in meiner Kehle, nimmt das Kapital nie ab. Heute auf dem Pincio winkte mich der Fürst Torlonia an seinen Wagen und wünschte drei Takte aus „Ihr Sterne, ihr Tränen" zu hören. Drei Takte: dann wisse er selbst weiter. Ich sang, ihm gefällig zu sein, das Ganze vor allen Spaziergängern; — und hier ist der Beutel, den er mir dafür gab. Willst du ein freundliches Gesicht machen? Du bekommst die Hälfte."

„Gib her! Die Dukaten werden nicht vom Torlonia sein, sondern von einer Frau. Gib immerhin her! Ich will sie aufheben, für die Zeit, da du dich zugrunde gerichtet hast, und ich dich erhalten muß."

---

Sie hatte hinter ihm die Tür verriegelt, gierig das Geld gezählt und es in die Truhe gesenkt. Sie lag im Zimmer, worin kein Licht mehr brannte, und zog sich angestrengt ganz auf ihr Innerstes zusammen.

„Morgen bin ich Ariadne: welche Wichtigkeit hat alles andere? Morgen werde ich leben. Es wäre falsch, zu sagen, daß ich gut singen werde. Ich werde einfach aus diesem Tode aufwachen in meinem eigenen Himmel. Jetzt ist Dunkel und Tod: plötzlich entbrennen alle Lichter. Ich werde leben! . . Nun bin ich ruhig und gefeit. Nun will ich arbeiten. Ich will in meinem Geist das Gebäude von Tönen errichten; will lautlos singen . . .“

Aber sie fühlte alles mißlingen und eine geheime Zerstreuung ihrer Kraft.

„Es ist nichts: es ist nur der Körper. Er ist krank, er sträubt sich. Ich habe ihn noch immer besiegt. Ruhe! Ich bin eine Schülerin und habe singen zu lernen. Denn der Geist erwächst aus der Technik.“

Sie stand auf und machte sich an Übungen.

„Alle Kraft muß in der Lippe sein, der Hals ganz weich, wie tot . . .“

In der verstreichenden Nacht versteifte sie sich und hielt kaum noch Stand. Dieser Druck um die Mitte des Körpers begann, der sie niederzog; diese Angst des Herzens. Sie lag, das erschlaffte Gesicht in den Händen, über dem Flügel und betete. Draußen entstand Poltern; etwas Weiches fiel gegen die Tür. Sie öffnete und empfing den taumelnden Körper des Trunkenen schwer gegen ihre Brust. Heftig warf sie ihn hin. Nun stand sie über ihm, atmete kurz und schüttelte die Hände.

„Mich ekelt's, ihn anzufassen: und ich habe mit ihm geschlafen! und habe ein Kind von ihm! Rom weiß es. Jetzt kommt er von anderen Weibern: Rom weiß auch das. Unser beider Unehre ist der Welt geläufig, wie unser gemeinsames Vergnügen. Und ich bin die Branzilla! Wie ich ihnen fern war, einst! Wie ich bei mir selbst war, allein und rein! Das soll nie wieder kommen? Allein und rein sein! . . Du möchtest trinken, Lieber? Da, ich mische dir etwas: es wird dich ganz zufrieden stellen. Nimm! . . Nein! Gib her! Ich kann nicht. Gott will nicht, daß ich's tue. Ich verstehe Gott nicht.“

Das Glas, das sie hinsetzte, funkelte böse im Mondlicht. Sie raffte einen Vorhang über ihr Gesicht. Grabdunkel war's und still. Nur der sorglose Atem des Schläfers.

„Ihm ist wohl. Ihm war wohl, als er trank, als er Frauen umarmte; ihm wird wohl sein, wenn er morgen den Theseus singt, — den er nicht gelernt hat. Mich sprengt das Klopfen dieses Herzens, das der Kampf um Ariadne toll und ohnmächtig gemacht hat. Ich habe Martern gehabt, indes er Vergnügen hatte. Und er soll mich auch noch einholen, mir vorauskommen? Ich war matt als Clelia. Ich werde eine kranke Ariadne sein. Wer anders als er macht mich krank! Lauter Unwürdiges legt er mir auf, hundert weltliche Gedanken, die mich dem Heiligen entfremden und mich verbrauchen. Meine Ermüdungen nähren ihn. Er fühlt sich schwellen, je blasser ich neben ihm werde. Nach meinem Untergang wird er ins Unermeßliche wachsen. Das ist nicht zu ertragen! Er,

den ich zu mir heraufzog! In dessen Hände ich meine Einsamkeit abdankte! Dem ich meine erarbeiteten Schätze verriet! Er, mein Geschöpf! Nie ward einem menschlichen Wesen so schlimmes erdacht. Nicht von dir, mein Gott: von deinem Widersacher! Du wolltest mich groß; du befiehlst mir, zu verderben, was mich anficht!"

Sie legte das Glas an den Spalt in den Lippen des Schläfers.

„. . . Er ist ein Künstler. Ich töte einen Künstler! Nicht ein Geschöpf, das dem Vollkommenen Feind ist, wie jene Amati; keins, das Gott aufhält: nein, den Freund des Vollkommenen, den Gott höher vielleicht weihte als mich. Ich diene, töte ich ihn, nicht mehr Gott: nur einem Götzen, nur mir. Dann verwirft er mich, dann ist's aus mit mir, und nie mehr ersing' ich mir den Himmel."

Es dämmerte; schaudernd schob sie das erblindete Glas fort.

„Also nichts. Ich vermag gegen ihn nichts. Ich muß ansehen, daß er das Leben hat und die Kunst obendrein, — der ich mich opfere; daß er spielt, wo ich mich zerquäle, und dennoch groß wird. Wie ich ihn hasse! Wie ich ihn zerstören, ihn in mich hineinraffen möchte, daß ich all seins zu meinem hinzu hätte! Das wäre Reichtum: mein innerer Herd und das, was diesem die Welt gibt. Nun aber muß er vom Leben, dem ich nicht gewachsen bin, immer reicher werden, und ich muß in mir selbst verkohlen und langsam erkalten. Gott! ich beuge mich. Du! ich bitte dir ab. Ich bin nicht groß genug, dich zu verachten: ich beneide dich nur. Ich sehne mich aus meiner Heiligkeit nach deinem gemeinen Wandel, nach deiner Gutherzigkeit und Niedrigkeit, nach deinem Schmutz, nach deinem gewöhnlichen Schmutz. Ich liebe dich! Immer liebte ich dich aus Sehnsucht nach Erniedrigung! guter, warmer Erniedrigung."

Sie ließ, die Arme in die Luft gebreitet, ihr Gesicht auf seines sinken, vermischte ihre Lippen mit seinem Fleisch, — und in seinen Mund, der das Gift hatte empfangen sollen, flossen ihre Tränen.

„Ich liebe dich! Ich will dir dienen, ich danke ab, ich bin nicht mehr die Branzilla! Hörst du mich? Küsse mich! Ein Kuß von dir ist mehr, als alle Herrschaft, alle Himmel!"

Da gingen seine Lider auf; sie riß sich zurück. Sie wich, und bekreuzte sich, bis an die Wand, erwartete atemlos, daß er wieder schlafe, — und brach in die Knie und schlug die Stirn gegen den Fußboden.

„Nun verstehe ich dich, Herr. Du hast mich versucht und schwach gefunden. Ich war dir zu hoch gestiegen: da schicktest du mir diesen. Ich muß ihn lieben, er verdirbt mich und ist unantastbar. Dein Wille geschehe."

Aber sie schnellte auf aus dem Staube.

„Gib mir ein Zeichen, daß die Prüfung nicht immer dauern soll! Daß ich des Feindes Herr werden soll! Wo nicht, laß mich sterben! Auch du, Herr —"

Sie ging auf den Knien bis unter den Kruzifixus.

„Auch du ersehntest das Ende deiner Marter. Und von deinen Wunden hast du keine mehr vor mir voraus. Sage, daß du ihn zu deiner Zeit schlagen wirst und verderben, und mich erhöhen! Gib mir das Zeichen!"

Fahler Morgen traf sie in die Augen; sie schloß sie. Ihre Stirn war kalt von Schweiß. Ihr Mund krümmte sich zuckend nach unten. Ihre erhobenen Hände waren ineinander gekrampft und zitterten. Plötzlich ein Schrei: gellend, entsetzensvoll.

„Du hast mich geküßt! Mit meiner Stirn habe ich deine Leichenlippen gefühlt!" Und sie sank zusammen und weinte.

## VI.

„Neigt Euer Ohr, Vater! Ja, ich komme spät; dahinten im dämmerigen Schiff kniet höchstens noch ein Bettler; aber wir können nicht leise genug flüstern. Wißt Ihr, von welcher Sünde Ihr mich freisprechen sollt? Von derselben, die Sankt Petrus an unserm Herrn beging. An seinem Vertreter auf Erden begehe nun ich selbst sie: ja, ich will unsern Herrn Papst verraten! Ich will vor seinem Henker, dem König, die Aida singen . . . Ich dürfe es nicht, sagt Ihr; um meiner selbst willen nicht; denn alle Ehre in Rom komme mir von Seiner Heiligkeit, die mich so oft in ihrem Vorzimmer singen läßt, die mir Gnadengeschenke und Orden gibt, ja, die mit ihrer heiligen Person mein Haus beglückt? Das ist noch nicht alles, Vater; Ihr wißt nicht alles. Ehre habe ich auch draußen, wo nicht Seine Heiligkeit befiehlt. Ich bin die Branzilla, auch draußen. Aber ich habe einen Schwur auf mir, einen Glauben, eine Pflicht. Hört mich! Dies ist eine Sache um Leben und Tod.

Ihr seid nicht jünger als ich. Ihr werdet wissen, daß an dem Tage, als die Branzilla zum erstenmal vor Rom hintrat, Rom in Revolution war. Die Liberalen wollten mich hindern, zu singen. Ich glaube, daß Gott die Revolution nur darum zugelassen hat, daß mein Weg dorniger, meine Ankunft glänzender und ihm gefälliger sei. Sie hatten verbreitet, daß ich im Hause des Fürsten Rupa meine Stimme erhebe, um ihre Verschwörung zu übertönen. Ich war in höchster Gefahr, in den Kerker geworfen zu werden: an eben dem Abend, da ich zuerst mich hören lassen sollte! Aber ich entging ihren Netzen und ließ sie statt meiner den Rupa fangen. Wie sie dann im Theater gewütet haben! Wie ich kämpfen mußte, sie zu erobern, ihnen ihre Kraft zu nehmen: diesen tausend Geliebten! Denn ja: ich liebte sie, wie Dalila den Simson! . . Damals, Vater, während jenes Ringens, habe ich mich für immer der Partei des Papstes versprochen. Ihr seid wenige, und ihr liebt die Menschen nicht. Aber auch ich liebe sie nicht und will nicht ihre Gemeinschaft. Ich war euer, ich war des Papstes. Ich hatte das Glück, ihm nützen zu können. An den Höfen da und dort konnte ich einige Worte sprechen, die sein Geschäft besorgten; konnte mehrere schwärmerische Seelen zu

seinem Vorteil stimmen. Und jedesmal nachher sang ich besser. Immer, wenn Seine Heiligkeit oben war, fühlte auch ich mich oben. Ich zitterte, sang ich in London, um den Kirchenstaat, und daß die Italiener, noch ehe mein Gastspiel zu Ende sei, in Rom einbrächen . . . Nun sind sie eingebrochen. Ihr versteht mich kaum, so widerlich gellen draußen die Hörner ihrer Bersaglieri . . . Sie sind vorbeigelaufen, mit ihren Fahnen, mit dem dummen Jubel des Volkes. Was nun, Vater? Ich hatte alles auf die Sache des Papstes gesetzt, und er ist geschlagen. Ich werde also vor seinem Sieger singen. Sprecht mich frei!

Ihr wollt nicht? Ihr sagt, mein Verrat sei Todsünde? Unser Herr Papst habe die Seinen nie nötiger gehabt, als jetzt? Laßt! Ich weiß, wieviel ich wage, und wie leicht mich dies in die Hölle führen kann. Ihr waret nicht dabei, als ich kämpfte! Es ist furchtbar, daß diese Brut unsern Herrn überwältigen mußte. Aber ich habe — neigt Euer Ohr! — den Verdacht, daß Gott hiermit eine große Versuchung für mich plant . . . Hört: eine andere Versuchung, nicht weniger schrecklich, hat er soeben beendet. Ihr wißt, daß mein Mann, der Cavazzaro, die Stimme verloren hat. Endlich ist er bestraft dafür, daß er sich selbst und die Kunst verließ und unheilig lebte. Wildes Glück packte mich, als es offenbar ward. Aber ich bezwang es. Denn sorgsam mußte zuvor erprobt werden, ob Gott mir wirklich den Sieg bestimmte. Und ich schickte Ulisse nach Paris, daß sie ihm eine künstliche Stimme machten, wie sie's dort können. Nun ist er zurückgekehrt und krächzt. Gott hat's gewollt. Der, an den ich meine Kunst hätte abdanken wollen; der, den ich gern vergiftet hätte; der, den ich lieben mußte: nun liegt er darnieder. Ich aber singe, wie mit zwanzig Jahren. Alle Versuchungen, zu denen er mir geschickt war, sind gebrochen: ich habe sie überstanden. Jetzt muß ich singen, vor wem immer: ich muß singen und triumphieren. Wozu hätte ich gelebt, wenn ich jetzt nicht sänge? Soll ich's bezahlen, wie Ihr sagt, Vater: gut denn, ich bezahle. Mit dem ewigen Feuer, sagt Ihr? Es sei, mit dem ewigen Feuer. Immerhin: ich flüsterte Euch von meinem Verdacht, daß auch dies nur eine große Versuchung sei: die allergefährlichste; und daß Gott wissen wolle, ob ich so heilig sei, daß ich auch noch der Hölle und all ihren Ängsten trotze, wenn es zu singen gilt. Wer weiß: vielleicht werde ich vor Gottes und unseres Herrn Papstes Feind singen und dafür maßlos erhöht werden . . .

Ihr glaubt es nicht? Ich lästere, sagt Ihr? Ich sei verworfen? Ihr könnt mich nicht freimachen? So bitte ich Euch nur noch: betet für mich, denn ich werde singen. Ich werde vor dem Feinde Gottes, vor dem Schänder seiner Stadt singen und dabei wissen, daß ich auf meinen Tönen nicht mehr zum Himmel, sondern in die Hölle steige. Aber die Kunst, die Gott selbst ist, will es. Er will, daß ich die Verdammnis verdiene, und ich gehorche ihm. Ihr hört, wie mir die Zähne aufeinander schlagen. Ich bin in kalter Hitze. Die Gedanken verwirren sich mir. Gelbe Flammen schießen vor mir auf. Die Hölle! Die Hölle! Rettet mich! Ihr rettet mich nicht? Dann muß ich in den Flammen steh'n und singen!"

VII.

„Wer sagt, daß wir alt sind? Du: ja, du bist's! Da keine Frau dich mehr gebrauchen kann und du zum Wein kein Geld mehr hast! Ich bin noch immer die Branzilla; und sing' ich nicht mehr alle Abende, so sing' ich immer noch jeden Monat einmal, oder doch einmal die Saison. Niemand geht es an, wie ich inzwischen lebe. Du brauchst es mir nicht zu sagen: oft verwirrt sich mein Kopf. Mag sein, daß ich die Menschen oft gequält habe: meine Tochter und auch dich; daß ich mich mit den Wirtinnen herumzanke, nicht bezahlen mag, und daß es Städte gibt, in denen kein Haus mehr mich aufnimmt. Wo bleiben all diese Miseren, wenn ich singe: noch einmal singe. Ich habe vier Wochen lang im Dunkeln gelegen, habe gefastet, mich gereinigt und meine Kraft von Gott zurückerbeten. Nun aber trete ich hervor. Für eine Nacht, für drei Stunden: gleichviel, da stehe ich noch einmal im Glanz und höre das Volk zu meinen Füßen atmen. Ich singe; mein Herz hat wieder die Gewalt eines zwanzigjährigen Herzens; meine Glieder spannen sich; meine Lippen sind fest und jung. Fragt nicht, mit welchen Qualen ich meine Auferstehung bezahle. Klatscht! Schreit! Seht hier den Schatten größerer Zeiten durch eine eurer Nächte streichen! Ihr fühltet nie diese Leidenschaft. Keiner von euch erfuhr, wie das Leben heilig ist. Faßt, bevor euer Scheindasein schwindet, einmal doch Bewunderung für die, der von Gott die volle Wirklichkeit ward! Ja: eine Siebzigjährige, und noch immer die Branzilla!"

„Ich muß wohl gehen? Meine blinden Augen sehen dich nicht; aber deine Stimme klang sehr erregt. Du wirst nun für den Rest des Tages krank sein und nicht wollen, daß wir essen? . . Du antwortest mir nicht. Ich gestehe dir, daß ich Hunger habe."

„So geh' und mäste dich!"

„Ich habe kein Geld, um zu essen."

„Ach! kein Geld. Und die zehn Soldi, die ich dir am Dienstag gab? Wir haben erst Freitag."

„Ein wenig Tabak, einen kleinen Kuchen für die Kinder, die so gut zu mir sind und mich armen Blinden über die Straße führen."

„Ja, ja: Alle sind gut zu dir. Du bist so sympatisch: ein milder Greis mit einem bleichen, edeln Antlitz in ehrwürdiger Locken Zier, der das Augenlicht verlor. Dich bemitleiden sie und nahen dir gern, trösten und helfen gern. Mir sehen sie mißtrauisch und feindlich entgegen. Sie verstehen nicht, warum diese alte Frau so grade vorbeigeht und niemand anspricht. Mein Gesicht finden sie böse. Um mein Leiden sorgen sie sich nicht. Seine Herkunft ist freilich seltener und dunkler, als die Herkunft des deinen. Du hast leicht gelebt und wirst leicht sterben."

„Auch ich habe wohl manches tragen müssen. Meinst du, es sei eine Kleinigkeit gewesen, als ich die Stimme verlor? Vorher saß ich bei den Großen zu Tisch. Ohne dich kränken zu wollen, darf ich sagen, daß vornehme Damen mir ihre Gunst anboten. Wie

schön war's, wenn ich in einem Garten stand und den Frauen sang, die um mich her auf dem Rasen saßen. Wie viel Sonne auf ihnen! Weh mir! Die Sonne ging mir unter, noch vor dem Tode. Keine Stimme, keine Augen: mir ist nichts übrig.“

„Nichts. Denn du kannst dir nicht denken, wie jemand ohne Stimme, in ewigem Dunkel einen Palast aus Tönen bewohnt. So Großes ahnte dir in deinem Glanze nie: wie sollte es dir als verbrauchtem Lustigmacher noch einfallen! Alle Tage ward bei dir ein Heiliger gefeiert. Nun ist das deine verputzt: Narr, der du einst vom unerschöpflichen Kapital in deiner Kehle prahltest! Nun bekommst du bei mir ein wenig geringeres Essen, als ehedem von den Reichen. Und darum wagst du es, mir von deinem Leiden zu flennen? Mir? deren ganzes Leben einsame Marter war? Ach! laß dich von den Leuten lieb haben, jetzt wie früher. Behalte jeden deiner Freunde und die Erinnerung all deiner Genüsse, — aber mache mich nicht rasend, dadurch, daß du vom Leiden sprichst! Dein Mund ist des Wortes nicht würdig. Er ist zu edel und wohllautend, dein Mund. Ach! ach! du! Du hattest am Ende nur Wert, weil du zu meiner Qual beitragen solltest: zu meinem Schicksal.“

„Was habe ich dir getan?“

„Ja ja! Nichts. Du tatest nichts: du warst da. An dir erlebte ich, daß meine ganze qualvolle Größe vergeblich ward. Du hattest ja das Abbild davon. Nichts brauchtest du zu erarbeiten, nichts zu erleiden, und hattest doch das genaue Abbild. Kein Zweifel: du warst ein Künstler. Es war schrecklich. Zum Glück sind wir darüber hinaus. Es war so schrecklich, weil ich selbst dich habe ans Licht ziehen müssen, dich abrichten und herausstaffieren. Was hattest du je, Elender, das dir nicht von mir kam? Zeige mir ein Lorbeerblatt oder einen Dukaten, die nicht eigentlich mir gebührten!“

„Ich war doch ein Künstler! Du beleidigst mich alten Mann, du machst mich krank. Ich war doch ein Künstler! Millionen sind durch diese Hände geflossen. Ich möchte schwören, daß ich mehr verdient habe, als du.“

„Aber du ziehst mir mein Geld aus der Tasche!“

„Seit drei Tagen gabst du mir zehn Soldi.“

„Ich mäste dich; und anstatt zu sterben und mich von dir zu befreien, ehe mein Geld zu Ende ist, machst du mir Auftritte!“

„Ich bitte dich, ich bitte dich . . .“

„Ach! er weint. Tränen entquellen seinen blinden Augen. Wenn das die Leute sähen, wie sympathisch du ihnen wärest! Aber du hast wohl vergessen, daß du mich, als ich die Celimena sang im Pagliano zu Florenz, um den ganzen Erfolg betrogen hast? Nicht immer warst du so voll Güte und Sanftmut wie heute. Ich singe die Celimena, ich erschöpfe meine Kunst, diese faulen Bäuche zu bewegen: und auf einmal hör' ich sie lachen. Ja: sie lachen, weil hinter mir du stehst und deine Fratzen machst. Sie sehen deinem stummen Spiel zu, und ich singe vergebens.“

„Ich mußte spielen. Der Pandolfo, du weißt es wohl, trägt den Spiegel herbei. Er fängt den Nacken der Celimena darin auf und küßt ihn. Er hat sich mit anmutiger und etwas possierlicher Traurigkeit zu benehmen.“

„Auch wenn die Branzilla singt? Du bist neidisch und tückisch. Am Abend der Celimena hat man mich vor dir gewarnt. Ich würde dir sagen, wer, wenn ich nicht für ihn, der mir wohl will, deine Rache fürchtete. Du selbst warst als Pandolfo durch Trunk unfähig, zu singen.“

„Das ist nicht wahr. Du befleckst meine Vergangenheit. Ich war ein Pandolfo, von dem der Dichter Rasi sagte, er habe das göttliche Lächeln. Hörst du? das göttliche Lächeln!“

„Das göttliche Lächeln! Da hebst du die Arme und bist außer dir. Alle Milde des blinden Greises ist dahin, nun man an seine Eitelkeit rührt.“

„Ich habe nichts, als zehn Jahre der Erinnerungen: in siebzig Jahren weiter nichts. Ich lebte so rasch. Greifst du meine Erinnerungen an, dann bin ich verloren, dann weiß ich nicht, was geschieht!“

„Ich will nicht, daß du Erinnerungen habest! Wollten doch endlich auch deines Geistes Augen erlöschen! Du warst ein Intrigant, der mir den Weg verstellte. Warst du überhaupt ein Künstler? Ich zweifle, ob ich mich nicht narren ließ.“

„Du bist grauenhaft! Der Teufel erfindet nichts Schwärzeres! Wer rettet mich vor dir!“

---

Die Branzilla sah, knochig aufgereckt, aus Geieraugen ihrem blinden Gatten nach. Er stieß an die Möbel; seine Hände schwankten klagend über seinem Kopfe: da flog die Tür auf.

„Was schreit ihr schon wieder? Keiner der Tage, die ich hier bin, ist ohne Geschrei vergangen. Die Nachbarn treten auf die Treppen hinaus, so laut schreit ihr. Mama! hast du ihn wieder gequält?“

Die Branzilla sagte mit flötender Stimme:

„Beunruhige dich nicht, Töchterchen! Wir unterhielten uns von der Celimena. Dein Vater hat an dem Abend nicht gehandelt, wie er es mir schuldete.“

„Ich hatte das göttliche Lächeln, sagte der Dichter Rasi!“

„Er hat mir die Rolle verdorben: ich sagte ihm nichts als die Wahrheit.“

„Sie übertrifft den Teufel! Daß du es weißt, Kind, wenn ich nicht mehr leben werde: der Teufel kommt ihr nicht gleich.“

„Werdet ihr mir erklären, um was ihr euch streitet?“

„Um Celimena, Töchterchen: die berühmte Oper des Maestro Tiberini.“

„Ich hörte nie von ihr.“

„Ich war der erste Pandolfo ganz Italiens!“

„Wann war die Aufführung, von der ihr sprecht?"

„Laß mich denken! . . . Fünfundfünfzig."

„Das sind vierzig Jahre! Ihr streitet euch in eurem Alter; du bringst Papa von Sinnen; ihr schreit, daß draußen ein Auflauf steht: und alles um Dinge, die vor vierzig Jahren waren! Von denen keiner außer euch mehr weiß! Die Hände, die euch damals Beifall klatschten, sind bald alle vermodert: wollt ihr nun nicht Ruhe geben? Wahrhaftig: etwas Liebenswertes ist's um die Kunst!"

Die Tochter nahm den Alten am Arm.

„Draußen stehen deine alten Freunde, Papa. Sie getrauen sich nicht herein, aus Furcht vor Mama. Geh' mit ihnen ins Wirtshaus; da ist Geld; — und bleibe nur dort, bis ich dich zurückhole. Wenn ich dich zurückhole, armer Alter, wird der Wein dich lustig gemacht haben."

„Ich fürchte, Tochter, daß kein Wein mehr mich lustig macht."

---

Die Tochter kehrte zurück, die Hände auf den Hüften. Die Branzilla erwartete sie scheu.

„Schön hast du ihn zugerichtet! Hexe! Von deiner Bosheit wird man länger reden, als von deiner Kunst. Jetzt duckst du dich, denn ich bin breit und rot. Den schwachen Alten aber wirst du noch zu Tode quälen. O! Menschlichkeit hast du nie gekannt. Was tatest du mit mir, als ich jung war: wie verdarbst du elend mein Leben! Ich liebte, und ich ward geliebt. Heute könnte ich glücklich sein. Ich könnte Kinder haben. Nun aber lebe ich allein, in Gasthauszimmern, unter Fremden. Das ist dein Werk. Ich sollte nicht heiraten, du wolltest mich nicht wie die anderen Mädchen. Als ein Monstrum wolltest du mich: als ein singendes Monstrum. Ich hasse die Kunst, die du mich lehrtest!"

„Undankbares Töchterchen! Und sie ist die berühmteste Konzertsängerin Europas!"

„Mit vierzig Jahren bin ich's endlich geworden; und ich finde nicht, daß mir mit fünftausend Francs für den Abend meine Entbehrungen bezahlt sind."

„Mein Kind, ich sterbe zufrieden, da ich dich groß hinterlasse. Mein Name wird, mit deinem verschmolzen, länger dauern."

„Das ist's nicht; — sondern du mißgönntest mir das gute, einfache Leben. Hattest du selbst es verspielt, sollte auch ich es nicht kennen. Eifersüchtig warst du: das ist's."

„Ich habe große Laster," sagte die Branzilla und senkte schief den Kopf. „Ich werde wohl auch dieses haben. Aber glaubst du, Tochter, daß ich böse bin, weil es mir gut geht? Es geht mir nicht gut; es ist mir niemals gut gegangen; und auch mir sind meine Entbehrungen nicht bezahlt worden. Ich denke jetzt manchmal des Fürsten Dario Rupa, eines jungen Mannes, der, als ich selbst ganz jung war, für mich starb. Richtiger wär's vielleicht, zu sagen, daß ich ihn tötete. Soll ich dir etwas Schreckliches gestehen? Ich wünsche mir jetzt oft, ich hätte ihn damals nicht dem Hauptmann verraten, ich wäre

mit ihm in den Kerker gegangen . . . Glaubst du, daß ich ihm noch gefallen könnte? Ich habe noch meine Stimme. Nächsten Monat werde ich im Palazzo Doria die Gioconda singen. Wird nicht der Russe dort sein, der dich am Dienstag besuchte? Er gefiel mir; und er behandelte mich, als ob ich ihm gefiele. Wir wollen ausgehen, Töchterchen; ich möchte seidene Strümpfe kaufen.''

Da die Tochter ihr den Rücken gewandt hatte:

„Willst du nicht ‚Meine süße Liebe' üben, für dein Konzert? Niemand versteht es zu singen, wie du.''

„Gut! Gut!'' rief sie dazwischen; und nach der letzten Note:

„Wir mögen böse sein, darben und uns quälen, so haben wir doch die Kunst. Ich habe dafür gesorgt, daß du sie erwarbest, und ich tat wohl daran. Du wirst die letzte sein, die von der Kunst des bel canto weiß. Wir dienten um sie acht Jahre lang. Die Heutigen lernen zwei, — und nach anderen zwei sind sie kaputt. Du wirst, wie ich, noch mit siebzig singen . . . Gut! gut!'' rief sie wieder, mit falscher Stimme. Denn sie meinte die Tochter dabei zu überraschen, daß ihr die Töne in den Hals rutschten. Die Branzilla dachte:

„Sie ist nicht mehr wie früher. Auch mit ihr geht's also zu Ende. Ich aber habe noch meine Stimme: ich allein.''

. . . „Nimm mich mit! Auch ich will ausgehn.''

Aber die Tochter stürzte zurück ins Zimmer: bleich, nach vorn geworfen, mit schlotternden Fäusten. Sie erzwang sich Atem.

„Er hängt dort. Papa hängt dort. Er hat sich erhängt.''

Sie schlich über die Schwelle und nebenan die Wand entlang. Die Branzilla schloß die Tür. Sie begann im Zickzack umherzuhasten: aufgescheucht, in die Enge getrieben, mit Blicken, wie nach Verfolgern . . . Plötzlich hielt sie an, hob die Schultern und zog sie, ausatmend, heftig herunter. Sie horchte; dann holte sie einen metallenen Kasten heraus und setzte sich davor. . . Die Tochter fuhr ins Zimmer.

„Ich habe ihn abgeschnitten: er ist tot. Du hast ihn getötet! Ach! wäre das deine letzte Tat! Ich werde nicht zufrieden sein, bevor ich dich im Irrenhaus weiß. Zu allem Segen, den deine große Kunst uns allen gebracht hat, möchte sie dich nun noch ins Irrenhaus führen!''

Die Branzilla zählte das Geld in dem Kasten.

„Ich habe nicht genug, ihn zu begraben. Warum hat er sich erhängt? Es war ihm nur um ein neues Mittel, mir zur Last zu fallen.''

„Hexe! Mörderin! Ich werde dich in eine Anstalt sperren!''

„Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria. Ich werde in keine Anstalt gehen. Ich werde nicht durch Aufregung meiner Stimme schaden. Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria.''

---

# Das Menschenmaterial der Fremdenlegion.

Von
Wilhelm Cremer.

Eine Mobilmachung in Sidi Bel Abbes. Es ist Hochsommer, grell und heiß scheint die Sonne aus dem wolkenlosen Himmel auf die Stadt. Die schattenlosen Straßen liegen verlassen da, an allen Fenstern sind die grünen Läden herunter gelassen und schützen die Häuser vor dem Eindringen der Glut. Nur ein Araber in schmutzig weißem Burnus schreitet majestätisch über die staubige Straße, und ein Negerjunge, der Zeitungen verkauft, jagt vorüber. Sonst ist alles still und tot, die Stadt schläft.

Auch im Quartier der Fremdenlegion regt sich nichts. Die Soldaten liegen in ihren Stuben auf den Betten und halten die vorgeschriebene Siesta. Es ist kühl in den großen, luftigen Kasernen, und da träumt es sich schön von wilden Abenteuern, vielleicht auch von der Heimat. Plötzlich entsteht eine Unruhe in den Bureaux, ein amtliches Telegramm ist eingetroffen mit dem Befehl zur sofortigen Mobilmachung eines kriegsstarken Bataillons. Noch weiß es niemand von den Mannschaften, aber die Unteroffiziere rennen hin und her, Telegramme und Boten gehen fort, Schränke werden aufgerissen, atemlos keucht ein dicker Offizier, den man beim Mittagessen aufgestört hat, ins Regimentsbureau.

Und allmählich dringt die Nachricht auch in die Mannschaftsstuben. Zuerst hat ein Schreiber beim Durchgehen einem Freunde zugerufen, es würde mobil gemacht, Krieg mit Marokko. „Was — Krieg?“ fragen ein paar, die diese Worte gehört haben, und springen auf. „So ein Unsinn!“ ruft ein dicker Badenser. „Immer der alte Schwindel — laßt einen doch schlafen!“ Keiner glaubt es recht, die Legionäre phantasieren so viel, und der Krieg mit Marokko steht schon lange auf der Tagesordnung. „Herrgott, wenn es nur bloß wahr wäre!“ seufzt ein kleines, junges Kerlchen mit ein paar braunen Kinderaugen. „Aber ich erleb' es nicht!“ Und er legt sich wieder hin.

Doch sie sind alle unruhig geworden. Das einfache Wort Krieg hat sie alle in Fieber versetzt, phantastische Bilder und ausschweifende Wünsche jagen durch die Köpfe. Die Legion ist ein Kerker, den sie selbst gewählt haben, der sie festhält, und nun sehen sie plötzlich alle Türen weit offen. Der Krieg ist in solchen Augenblicken die Freiheit.

Jetzt geht ein Franzose hinaus, um sich zu erkundigen. Die andern aber machen Witze und lachen, weil er nicht wiederkommt. „Er ist schon abmarschiert!“ — „Er besetzt die Grenze!“ Aber innerlich lachen sie gar nicht. Wenn es nun aber doch jetzt losginge! Und einige können die Spannung eines solchen Gedankens gar nicht ertragen.

Bis die Tür auffliegt und ein langer Holländer hereinstapft. „Jungens, es ist Krieg — wir fahren morgen schon nach Oran!“ Der ganze Kerl lacht vor Vergnügen über

die Mobilmachung, und weil er zuerst die Nachricht melden kann. Er ist ein Prachtexemplar von einem Legionär.

Diesmal glauben sie es alle mit einem Schlag. Es ist, als ob man einen Stein in ein Wespennest geworfen habe. Alles springt auf, und die Törichtsten fangen an zu tanzen. Die meisten verlassen das Zimmer, um draußen Genaueres zu erfahren, und ein paar Praktiker gehen in die Kantine in dem ganz richtigen Gefühl, daß dort bald das Generalstabsquartier für alle Nachrichten und Gerüchte, für Begeisterungsausbrüche und trunkene Verbrüderung sein werde.

Die Legionäre sind im Fieber, in einem Glückstaumel, aber wenn man sie fragte, warum denn, was sie eigentlich erwarteten, sie wüßten keine Antwort zu geben. Sie haben keine patriotische Begeisterung. Was ist ihnen Frankreich, was kümmert sie es, daß die Araber ein paar Franzosen totgeschlagen? Gar nichts! Was ist ihnen sogar die Legion, der sie allesamt jeden Tag den Rücken kehren würden, wenn sie nur könnten? Ihr Vaterland war einmal die Landstraße, auf der sie gewandert; Glaube, Begeisterung, Hingabe, alles das hat ihnen im Grunde das Leben längst zerstört, und wo sie noch in einem Winkel ihres Herzens Glückshoffnungen und Zukunftsträume haben, da liegt das Land ihrer Sehnsucht weit ab von diesem Afrika, auf dessen Boden sie für die Franzosen ihr Blut hingeben sollen.

Und doch jubeln sie, weil es in einen Krieg geht, der vielleicht jahrelang dauert, der nicht einmal richtige Schlachten und Siege bringt, sondern unausgesetzte, aufreibende Märsche auf glühendem Sandboden in der würgenden Sonne. Sie werden gegen einen grausamen, fanatischen, listigen Feind kämpfen, der sich nie fassen läßt, der ihnen aber immer unsichtbar auf den Fersen sitzt, um ihre Nervenkräfte in tausend kleinen Scharmützeln zu erschöpfen. Sie werden kämpfen um einen Schluck schmutzigen, fauligen Wassers, sie werden viele Meilen wandern, und die Zusammenbrechenden werden wissen, daß es noch ein Glück ist, wenn sie nicht lebend in die Hände der lauernden Araber fallen, und das alles, um eine vergiftete Zisterne, eine verbrannte Oase zu erreichen. Dreißig Jahre hat Abdel Kader in der Algerie gegen die Franzosen gekämpft, und in Marokko liegen die Verhältnisse für die Franzosen noch viel ungünstiger.

Aber die Legionäre jubeln, trotzdem die Älteren von ihnen wissen, daß auch so ein Krieg ihnen nichts anderes bringen wird, als größere Anstrengungen und Elend, schlimmere Krankheiten und früheres Sterben. Freilich, der eigentliche Begeisterungsrausch wird bald vorüber sein. In wenigen Wochen sehen sie, daß es in Marokko nicht anders aussieht als in der Algerie, daß sie die Ketten der Sklaverei auch dort herumtragen. Wie Gefangene haben sie ihren Kerker gewechselt, aber die Gefangenschaft selbst bleibt.

Um die Legionäre zu verstehen, muß man zurückgehen in die Zeit der Landsknechte. Auch diese waren gewiß keine blutgierigen Mordbuben, die aus Freude an Kriegs- und Raubzügen sich den Fürsten verkauften. In ihnen stak nur die rastlose Wanderlust der germanischen Völker, die Freude an abenteuerlichen Dingen, die irgendwo in blauer

Ferne zu erobern sind. Das riß sie los aus der Armut der Dörfer, aus der Enge der Städte und führte sie über alle Straßen und durch alle Länder Europas.

Die Legionäre sind die modernen Landsknechte. Die fortschreitende Sozialisierung unserer Gesellschaft, die immer mehr den Einzelnen von großen Betrieben, Verbänden und Gruppen abhängig macht und ihn seiner besonderen Freiheit beraubt, stößt alle diejenigen aus, die sich ihren Gesetzen nicht fügen wollen oder können. Diese unsozialen Elemente werden je nach ihren Anlagen und dem Milieu, in dem sie sich befinden, Verbrecher aller Art, Bummler und Trunkenbolde, Bettler und Vagabunden. Was sie fast alle auszeichnet, ist eine innere Rastlosigkeit, ein großer Mangel an Energie und Ausdauer, eine Unfähigkeit, sich gegen äußere Eindrücke zu wehren. Sie sind fast alle Phantasten und Träumer ohne geistiges Rückgrat, die wie Papierfetzen von jedem Winde herumgewirbelt werden.

Die meisten ergeben sich auch bald ihrem Schicksal. Sie bleiben auf dem Kehrichthaufen liegen, auf den sie der Zufall hingeworfen hat. Aber in einem großen Teil steckt ein geheimnisvoller Trieb, der sie in die Ferne lockt und in andere Verhältnisse, die das Glück bringen können. Überall kommen sie hin und alles versuchen sie, aber sie warten keinen Erfolg ab, ihre Willenskraft arbeitet nur für den Augenblick, und schon reizt sie irgend eine neue Idee zu neuen unfruchtbaren Versuchen.

Die Zahl solcher Losgerissenen ist sehr groß. Sie durchwandern die Landstraßen und treiben sich in den Städten umher, sie liegen in den Hospitälern und bevölkern die Arbeitshäuser. Sie wissen kein Warum und kein Wohin, zeitlos schwimmt das Leben um sie herum. Oft machen sie große Reisen. Man findet deutsche Handwerksburschen in Ägypten sowohl wie in Ostasien, und die amerikanischen Tramps durchqueren den Kontinent von einem Ozean zum andern. Von der Poesie, wie sie in den Wanderliedern der Romantiker erklingt, zeigt sich allerdings in ihrem Leben keine Spur. Unterernährt und verfroren, in ewigem Kampf mit Gendarmen und Dorfhunden, ziehen sie ihre Straße, und kein Liebchen will von dem alten, zerlumpten, verlausten Kerl etwas wissen. Es ist die ewige, graue Not des Alltags, die sie vorwärts treibt, bis sie eines Tages irgendwo liegen bleiben, um noch im Sterben ihren alten Feinden, den Behörden, Arbeit und Schreibereien zu machen.

Aus solchen Leuten, wenn sie in jungen Jahren nach Frankreich kommen, rekrutiert sich in der Hauptsache die Fremdenlegion. Es sind die körperlich und seelisch noch am wenigsten verbrauchten Elemente der Straßenvaganten. Willensschwäche, Phantasie und Abenteuerlust sind ihr Wesen, Wandern und Umherschweifen ohne Ziel, ohne Bevormundung, war bisher ihre einzige Lust. Und nun kommen sie plötzlich, einer Laune folgend oder um eine augenblickliche Not zu überwinden, in die Legion. Gedankenlos unterschreiben sie den Schein, der sie auf fünf Jahre verpflichtet. Was geht sie diese Verpflichtung an? Sie wollen ja nur das auch einmal kennen lernen, und wenn es ihnen bei den Franzosen nicht gefällt, nun wofür haben sie ihre Beine — sie können ja immer

noch davonlaufen. Voll kindlicher Freude machen sie die Seereise von Marseille nach Oran, stolz laufen sie ein paar Tage in roten Hosen durch die Straßen von Sidi Bel Abbes oder Saida. Aber auf einmal haben sie es satt. Das Leben in der Kaserne und das ewige Exerzieren ist ja langweilig. Draußen ist der Himmel so blau, und am Horizont liegen Berge, über die man noch nie geklettert ist, so zieht nun der junge Legionär eines Tages ohne Abschied von dannen, er geht durch die Lumpen, wie er das nennt. So schön ist er noch nie gewandert. Er sieht keine Gendarmen weit und breit, und auf den spanischen Farmen gibt man ihm gerne zu essen. Aber über die Grenze kommt er doch nicht. Arabische Reiter, die sich ein paar Franken verdienen wollen, jagen ihn auf und bringen ihn zum nächsten Posten. Er muß wieder zurück zur Kaserne, sitzt seine kurze Strafe ab, und merkt nun erst, daß er, indem er Legionär geworden ist, sein letztes Gut verloren hat, seine Freiheit. Er macht vielleicht noch einen Fluchtversuch, aber dann resigniert er. Nur in seinen Träumen und Phantasien denkt er an das ungebundene Wandern, das er verloren hat, und das erst nach Jahren wiederkommt.

Aber wo ihm die Möglichkeit einer Veränderung winkt, da greift er zu. Er meldet sich auf jeden Posten, zu jeder kleinen Expedition, und wenn es gar einen wirklichen Feldzug gibt, dann gerät das ganze Bataillon in Ekstase. Ein Massenrausch kommt über diese Menschen, die so wenig Sinn für die reale Wirklichkeit des Lebens haben, deren Phantasie jetzt wieder die tollsten Möglichkeiten ausschöpft.

Und doch sind diese Legionäre, dieses Gemisch von Verkommenen und Verlorenen aller Art, dieser Abschaum aus allen Völkern Europas, ausgezeichnete Soldaten, die im Ertragen von Strapazen, in todesmutiger Hingabe wohl von keiner anderen Truppe erreicht werden. Sie sind, wenn es gilt, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, von einer Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, wie man sie sonst bei Europäern nicht kennt.

Freilich hat aber auch Frankreich mit diesen fremden Söldnern, um die sich keine Heimatsbehörde kümmert, niemals viele Umstände gemacht. Das Leben der Legionäre ist, wenn es galt ein Ziel zu erreichen, stets in rücksichtsloser Weise eingesetzt worden. Was lag der Regierung daran, wenn die Fiebersümpfe Tonkins, die todbringenden Niederungen Madagaskars, der heiße Sudan, der Sandboden der Algerie Tausende verschlangen — es kamen immer wieder genug neue Freiwillige, die sich anboten, für Frankreich zu sterben. Da machte es nichts aus, wenn, wie in den dreißiger Jahren in Spanien, von viertausend Legionären keine fünfhundert mehr in die Algerie zurückkehrten, wenn in Mexiko Zweitausend fielen, wenn man bei der Belagerung von Sebastopol die Gräben mit toten Legionären füllen mußte.

Die französische Regierung veröffentlicht keine Statistik der Todesfälle in der Legion, und sie weiß auch warum. Die Fremdenlegion verbraucht die Opfer, die sie in sich aufnimmt, fast vollständig. In ganzen Scharen kommen die jungen Menschen jede Woche in Oran an, und zurück kehren nur einzelne müde, fieberkranke Invaliden — Greise von fünfundzwanzig und dreißig Jahren.

Freilich haben sich die Verhältnisse in der Legion in den achtzig Jahren, die sie besteht, sehr geändert. Sie sind langsam besser geworden. Verschwunden sind die grausamen Strafen und Mißhandlungen, wie sie jetzt noch in französischen Strafregimentern herrschen. Man hat langsam den Wert des einzelnen Menschenlebens schätzen gelernt und spart kein Geld, um durch ausgezeichnete sanitäre Einrichtungen dem Fieber und anderen Krankheiten entgegenzutreten.

Aber ob damit für den einzelnen so sehr viel gewonnen ist, scheint doch fraglich. Es stirbt sich heute nicht mehr so schnell in der Legion wie früher, aber dafür bleibt auch der Legionär länger in den Tropen. Ausgenützt wird er auf jeden Fall, bis ihn das Lazarett oder das Grab aufnimmt.

Die Romantik des Legionärlebens ist auch verschwunden. Das Räubermäßige konnte sich früher einmal an einzelnen Stellen entwickeln, als es noch jungfräuliche Kolonien gab, als die Legion noch keine Friedenszeiten kannte. Heute ist sie eine reguläre, moderne Infanterietruppe geworden, die allerdings speziell in den Kolonien verwendet wird. Aber sonst ist alles wie in der französischen Linie.

Langsam verwandelt sich auch das Menschenmaterial. Es degeneriert, wenn man so sagen darf, ins Anständige. Längst ist die Legion kein Unterschlupf mehr für schwere Verbrecher, es sind heute nur noch harmlose Leichtverbrecher, die dumm genug sind, dorthin zu gehen. Ein Mörder, der sich in Europa nicht verbergen kann, findet auch dort kein Versteck.

Neben der Abenteuerlust sind es hauptsächlich soziale Gründe, die den einzelnen veranlassen, in die Legion zu gehen. Auch die vielen Deserteure, die aus der deutschen oder italienischen Kaserne direkt in die französische fliehen, würden diesen Schritt nicht tun, wenn sie nicht in Frankreich ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse dem Hunger preisgegeben wären. Dazu kommt, daß jetzt immer häufiger Franzosen selbst in die Fremdenlegion eintreten, um dort die Unteroffizierkarriere zu machen und sich nach fünfzehn Jahren pensionieren zu lassen.

Der Nationalität nach überwiegen wohl die Deutschen, die allein mehr als die Hälfte bilden. Es sind hauptsächlich Elsässer, Badenser, Württemberger, Schweizer, deren Dialekte man hört. Sie wandern noch am meisten und kommen auch am leichtesten über die Grenze. Aber auch die andern deutschen Sprachstämme fehlen durchaus nicht, es gibt auch in Norddeutschland keine Stadt und keinen Bezirk, der nicht verlorene Söhne in Afrika hätte.

Die Deutschen haben der ganzen Legion ihre Prägung gegeben, und die Italiener und Franzosen unterliegen diesem Einfluß vollständig. Ein Deutscher kann daher auch fünf Jahre dort zubringen, ohne mehr als ein paar Brocken Französisch zu lernen. Er wird auch sonst immer in Verbindung mit Deutschland bleiben, denn der Zustrom aus Deutschland hört nie auf, und die Ankömmlinge bringen immer neue Erzählungen und neue Lieder mit. Dazu kommt das Heimweh dieser seelisch schwachen Menschen.

Es ist interessant zu sehen, wie die Franzosen sich mit deutschem Menschenmaterial ein großes Kolonialreich erobert haben. Wo sie hingekommen sind, da haben sie Straßen angelegt und Eisenbahnen gebaut. Aber Deutsche mußten zuerst den Boden mit ihrem Blute düngen, und ungezählte Namenlose liegen an diesen Wegen begraben.

Auch an der Eroberung von Marokko — wenn es überhaupt erobert wird — werden die Deutschen ihren großen Anteil haben. Die schlimmsten und gefährlichsten Aufgaben fallen ja immer den Legionären zu, und da hat man denn das schöne Schauspiel, daß Deutschland eifersüchtig zusieht, während der Nachbar ihm mit Hilfe deutscher Landsknechte den Bissen wegschnappt.

Man hat die Verhältnisse in der Legion und den Charakter der Legionäre vielfach in einem zu üblen Licht dargestellt, hauptsächlich um junge Leute vor dem Eintritt zu warnen, und man wundert sich jetzt, wie die Franzosen solche Horden auf die armen Araber loslassen können. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß die Legionäre irgend wie wilder und brutaler sind als sonstige europäische Soldaten. Man hört Klagen über brutale Kriegsführung nach jedem Feldzug — wahrscheinlich sind die Klagen fast immer berechtigt, denn das Totschlagen löst schlimme Instinkte aus. Grade in der Geschichte der Fremdenlegion, die so reich ist an Kämpfen mit Feinden allertückischster Art, fehlen aber Beispiele von Grausamkeiten vollständig.

---

# Walpole.

Von

Paul Wiegler.

Horatio nannte ihn der ältere Schlegel, der einen kleinen Band „Historische, literarische und unterhaltende Schriften“ des Lord Oxford verdeutscht hat. Jedoch Horace Walpole, Sohn des Ministers und Inhaber von drei Sinekuren, wollte nicht Hamlets starker Gefährte sein: „Das schmeckt nach Theater und ist nicht englisch.“ Es paßt auch nicht zu seinem Antlitz. Lawrence gibt ihm einen femininen, langen, dünnen Kopf mit langer, dünner Nase und schmalem Mund. Wie Kohlen unter der Asche glimmen die Augen, die, als er noch blondgelockt war, dunkel leuchteten. Seine Füße waren schwach von der Gicht, die seine Hände krümmte. Er trank Eiswasser und Tee, niemals Wein; er war sehr bleich und lächelte delikat und gezwungen. Seine Rolle war, eine Konversation mit dem Zauber von „spanischem Flieder und Nachtigallen“ zu führen. Dieser Rolle hat er genügt, solange seine Gesundheit es zuließ.

Mit zehn Jahren wurde er in den Palast von Saint James gebracht und durfte die Hand eines alten Mannes küssen, der braune Kleider hatte und ein blaues Ordensband. Hinter dem Stuhl des Mannes stand ein hageres Weib. Es waren Georg der Erste, der grobe Hannoveraner, und die Herzogin von Kendal, die Schulenburg, seine beförderte Maitresse. Die „Kletterstange" im Gegensatz zu ihrer Amtsschwester, dem „Elefanten", der Kielmannsegge, die einen „Ozean von Busen" getragen hat. Vor dieser zweiten pflegte der Knabe zu erschrecken. Sir Robert Walpole, sein Vater, war der Ruhm der Whigs und der „Leviathan". Als der Hannoveraner starb und der Kendal in Gestalt eines schwarzen Raben erschien, ging Horace mit den Schülern von Eton in der Prozession und weinte. Er selbst ist im Zweifel, ob ihm nicht vor dem Ungemach bangte, das der Familie erst in der „großen Walpoleschlacht", von der Junius spricht, geschah. „Ich bin im Hause eines gestürzten Ministers", klagt des Staatsmanns jüngster, vernachlässigter Sproß, als er dessen Ruhesitz in Houghton besucht. Später, viel später grollte er den Fremden, die Sir Roberts Schlafkammer, die Farbe der Tapeten, einen Hummer in irgend einem Stilleben beschwatzten und dann zu der Herberge eilten, wo ihr Diner verbrannte. „Wo sind die hübschen Bosketts, die reizenden Pfade? Houghton ist nur noch ein Denkmal von Größe und Untergang." Die Galerie des Landhauses hat Walpoles Neffe Georg, nach dessen Tod er die Lordschaft bekam, zu seinem Gram der Zarin verkauft. Innig hing er an seiner Mutter. Es wurde behauptet, sie habe ihn von Lord Hervey, über dessen Sippe eine spitze Zunge sagte, die Welt bestehe aus Männern, Weibern und Herveys. Lady Walpole war schön. Sie strahlte, als die Königin Karoline beim Handkuß des Adels in die vierte Reihe rief: „Dort sehe ich eine Freundin", und die Neiderinnen vor der Frau des fast schon wankenden Premiers zurückwichen. In der Westminsterabtei ist sie begraben.

Belanglos ist, daß Horace Parlamentsmitglied für Carlington war, für Castle-Rising und Kings-Lynn. Sein einziges Erlebnis sind die Reisen nach dem Kontinent. Auf der ersten hielt er Gray frei, den künftigen Dichter der „Elegie auf ländlichem Kirchhof", einen seiner Freunde von Eton her, wie Georges Selwyn. Sie machten „le Grand Tour". „Gestern," schreibt Walpole, „war ich ein Schäfer aus dem Dauphiné; heute ein wilder Älpler; morgen ein Karthäusermönch und Freitag ein kalvinistischer Schweizer." Am Mont Cenis raubte ein Wolf den kleinen Tory, den schwarzen King Charles. Gray versäumte, diesen Schmerz so zu verherrlichen wie nachmals Walpoles Lieblingskatze, die in einem Goldfischbecken ertrank. In Reggio überwarfen sie sich. Von Italiens Städten gefielen den Touristen Bologna und Florenz. Rom war kleiner als ihre Träume. Und mehr als Herculanum hat Walpole die Viscontina, die in der Londoner Oper singen sollte, beachtet.

Frankreich zog ihn an. Er sah die Provinzen und die Kathedralen, die Comédie und Versailles, das ihm ein ärmliches Schloß schien mit einem Garten für ein großes Kind. Zweimal ist er nach Paris zurückgekehrt, „um seine Erziehung zu vollenden." „Alle

lachenden Gedanken" seiner Jugend wollte er in sich erneuern, auf die Gefahr hin, als Narr zu gelten. Vor ihm saßen Madame du Barry, wie eine Bürgerin, ohne Rot und ohne Puder, und Ludwig der Fünfzehnte, dieses „Gemisch von Frömmigkeit, Pracht und Wollust". Der Engländer erstickte im Gedräng der Antichambre, wo die schreckliche „Hyäne von Gévaudan" ausgestellt war. Er betrat das Damenkloster von Saint Cyr, die Gemächer der Maintenon, und war über jenes Fräulein von Mailly gerührt, das des Königs Gunst verlor und den Offizieren, die es laut eine Metze schmähten, erwiderte: „Da Sie mich kennen, so bitten Sie Gott für mich!" Er berauschte die blinde Marquise du Deffand, „la femme Voltaire", die mit dem Regenten und dem stumpfen Hénault Verhältnisse hatte und einsam blieb, als ihre Gesellschafterin, das unglückliche Fräulein von Lespinasse, von ihr ging. Schmarotzer umringten sie. Walpole heiterte sie auf. Sie wollte bis drei Uhr morgens wachen, um den Kometen zu sehen. Sie verliebte sich in den schmeichlerischen Ton seiner Stimme und offenbarte sich ihm durch die Feder ihres Sekretärs Wiart. Er verlangte von der blinden „Witzschwelgerin", der dringlichen Matrone, Schweigen über ihre Korrespondenz. Er beschuldigte sie der Indiskretion und der Albernheit: „Bin ich dazu geschaffen, der Held eines Briefromans zu werden?" Er spottete, daß er die Antworten auf die „Portugiesischen Briefe" abschreiben wolle. Sie entgegnete, er sei trocken und roh. Sie verwünschte ihre „Feigheit, Schwäche und Lächerlichkeit" und bedeutete ihm, daß sie doch einiges Ansehen in der Gesellschaft genieße. Zuletzt jammerte sie, er habe die Blumen ihres Gartens bis auf die traurige Immortelle zerpflückt. Gern hätte sie ihm alles vererbt; er drohte, daß er Paris nie mehr auszeichnen wolle, und nahm nur ihre Manuskripte und Bücher.

Wohl hat er auf englischem Boden Franzosen bewirtet: Madame de Boufflers, Duclos, den Herzog von Nivernais, Delille und die Genlis. Oder den Abbé Raynal, dem er in Paris Taubheit vorspiegelte, um nicht über die Kolonien mit ihm reden zu müssen. Indes, er vergißt nicht, daß, als der Urheber der „Geschichte der beiden Indien" äußerte, jedes Ding in England könne ihm Frankreich nur empfehlen, Churchill ihn mit den Worten abführte: „Gentlemen, wären die Irokesen hier, so würden sie nur Fischtran essen." Er verleugnete die Lehrmeister seiner Paradoxe. Sie hätten sich von den Briten die zwei langweiligsten Stücke angeeignet, nämlich Whist und Richardsons Romane. Das Lachen sei jetzt in Paris verpönt; die guten Leute müßten zunächst Gott und den König am Boden haben. Nach dem „Grand Tour" waren Albions Menschen für Walpole „Berge von Roastbeef". Dann mochte er sich den alten Göttern und Göttinnen Frankreichs nicht mehr beugen. „Was heiliges Dunkel war, ist jetzt Schmutz und Finsternis. Die Illusion ist weg, wie bei einem Trauerspiele, das von Lampenputzern aufgeführt wird." Der Zögling meint, daß der französische Charakter im einzelnen erträglich, als Gesamtheit verderbt sei. Die Keuschheit ausländischer Frauen taste er an: „Yes, I swear to you by the Sicilian vespers, they can never be of much duration." Er ist außer sich über den Herzog von Chartres, der beim ersten Diner einer Lady seine Knöpfe hinreicht, worauf Pferde

und Hunde in obszönen Stellungen eingraviert sind. Ihm rät er, sich durch das Feuer zu läutern.

Auch von Voltaire ist er abgerückt, zu dem Frau du Deffand wie zu einem Überirdischen betete. Zwar mit dem Behagen eines Neuigkeitsträgers der Aufklärung teilt er seinem Freunde Montagu die Geschichte von dem Beamten des Kantons Bern mit, der alle Exemplare des „Esprit" von Helvetius und der „Pucelle" konfiszieren sollte und dem Rat bestellte: „In der ganzen Stadt hat man sehr wenig Esprit und keine Pucelle gefunden." Doch in einem seiner Bücher strafte er die Unfreundlichkeiten des Schloßherrn von Ferney gegen Shakespeare. Arouet gebärdete sich harmlos, schrieb ihm und lobte seine „historischen Zweifel über Richard den Dritten": „Vous pesez toutes les probabilités." Der Baron Holbach ist nach Walpole ein Tropf. Gegen Friedrich den Zweiten richtete er das Epigramm: „Haben Sie die Werke des Philosophen von Sorgenfrei gesehen oder vielmehr des Mannes, der kein Philosoph ist und jetzt mehr Sorgen hat als irgend jemand in Europa? Wie erbärmlich sind sie! Elende Reimerei: kein neuer Gedanke, und kein alter neu ausgedrückt." Am unglimpflichsten verfuhr er mit Rousseau, dem „vice qui raisonne." Ihn opferte er durch eine gefälschte Epistel des preußischen Monarchen dem Hohn der Welt. Dem düstern Sendboten der Natur, der Paris in Armeniertracht durchschlich und in London die Zulassung seiner Haushälterin zu allen Tischen begehrte, verhieß er in Friedrichs Namen Verfolgungen nach Herzenslust. Er freute sich, hierbei d'Alembert seine Geringschätzung bekunden und über Hume's Rechtfertigung schreiben zu können, daß Europa „mit solchen müßigen Streitereien sich die Kehrseite wische."

Daheim wurde er ein selbstsüchtiger Grandseigneur, der seinen Besitz zusperrte. Einmal, als der zweite Jakobitenaufstand loderte und der Prätendent Karl Eduard dräute, fürchtete er bereits, er müsse mit dem König nach Herrenhausen fliehen oder den Prinzen in Kopenhagen Sprachstunden geben. Er war unfähig, den Küraß zu schleppen; doch als der Prinz von Wales im siebenjährigen Krieg einer amerikanischen Schule Bücher schickte, bemerkte er, nur Waffen, Pulver und Blei seien erlaubt. Er war glücklich, wenn der Herzog von York gnädige, zerknirscht, wenn die Prinzessin Emily ungnädige Laune hatte, diente als Kostümier und besichtigte würdevoll mit dem Prinzen Eduard das fromme Magdalenhouse, dessen verirrte Lämmer ohnmächtig niedersanken, weil die feinen Herrschaften sie zu lange prüften. Er hängte das Todesurteil gegen Karl den Ersten über sein Bett, als die „major charta", die wahre Befreiung Englands. Prahlte, seine Schüler würden den Herrschern ihre Entbehrlichkeit vorhalten, und amüsierte sich über den spanischen Gesandten, der die katholische Majestät gefragt hatte, was sie denn anders sei als eine Zeremonie. Er spielte den Kardinal Retz und wollte sich vom Geschrei der „Patrioten" den Schlaf nicht rauben lassen. Macaulay, sein Nachrichter, bemerkt, er habe es als „practical joke" betrachtet, politische Charaktere zusammenzuhetzen. Er ist der Stockbrite, der, seit der Lektüre Fontenelles ungläubig, der „servants" wegen zur

Kirche geht und empört ist, daß in Gegenwart eines Bedienten das Alte Testament kritisiert wird. Die „respectability“ ist ihm Dogma.

Zwar nicht ganz verlor er die Erinnerung an Mrs. Commyns, die gastliche Gevatterin, deren Bude in der Airstreet demoliert wurde, weil eine Lady in Eifersucht auf die Pensionärinnen dem Mob zehn Guineen schenkte. Er lustwandelte mit geschminkten Damen der Gesellschaft, die frei von Prüderie waren, und fuhr mit ihnen bei Musik auf einer Gondel über die Themse nach Vauxhall. Sie holten Betsy, das Obstmädchen, heran und durchlärmten den Garten bis zum Morgen. Zwölf Jahre drauf vergnügte er sich nur in Bedford House, wo die Tochter Georgs des Zweiten mitten unter jungen Leuten speiste, beim Schall von Jagdhörnern, Klarinetten und Tamburin, oder auf dem Lampionfest der Northumberland. Er vertauschte Arlingtonstreet, wo er in Winternächten gefroren hatte, die Stätte seiner Geburt, mit einem Domizil am Berkeley Square. Dürftig sind die Zwischenfälle. Etwa, daß im Hydepark der Räuber Maclean in seinen Wagen schoß und ihn plünderte, ein Ire, für den vor seiner Hinrichtung die schönsten Besucherinnen von Newgate Tränen hatten. Oder daß Walpole im Theater Drury Lane, wo der Pöbel gegen die Boxer des Direktors Fletwood kämpfte, diesen einen „unverschämten Schurken“ nannte und als Heros ausgeschrien ward. Oder sein pudeltreuer und doch befehlshaberischer Schweizer Colomb ist zu erwähnen und die feiste Hündin Rosette, die neben ihm im Sessel schlummerte, ein Geschenk der du Deffand. Walpoles Geliebte war Mrs. Clive, die kluge, rotwangige Schauspielerin, die ihm Anekdoten vom „greenroom“, der Garderobe, lieferte. Als „Mrs. Heidelberg“ figuriert sie nach ihrem Part in der „Heimlichen Ehe“.

Sie ist Walpoles Genossin auch in dem Ort seiner Wahl, im gotischen Landschloß bei Twickenham gewesen. „Strawberry-Hill“, „Erdbeerhügel“ taufte er es und Cliveden oder Little Strawberry die Villa der Clive, die nach ihrem Tode von der Schauspielerin Jane Pope abgelöst wurde. Da lebte er seinen Neigungen. Mit Hallen, Kammern, Bücherei und Galerie baute er Strawberry, das „Haus von Papier“, zu einem Kloster aus. Eine Presse für Amateurdrucke richtete er sich ein. Sein Drucker ist Robinson, der noch mehr als Garrick die Augen Richards des Dritten hatte. Walpoles Zeitvertreib war, für die Ladies süße, im Satz vorbereitete Gelegenheitsverse zu drucken. Er huldigte ihnen mit Narzissen, Tulpen, Lilien, Musik, Eis, Tee, Kaffee und Biskuit, mit Parkszenen nach Watteau, fühlte sich als Harun al Raschid und schmollte, als Strawberry eine Herberge wurde. Er widmete sich der Zucht von Hammeln und Goldfischen, pflanzte chinesische Lebensbäume und Fichten aus Neuengland und bildete die phantasiereiche Gartenkunst von Kent und Temple weiter. Als „connoisseur“ hat er über den englischen Garten einen Traktat geschrieben, der bis auf Nero zurückgeht. Er war ein Sammler von sehr verwöhnten Sinnen. Er pilgerte durch die Schlösser. Sein Blick glitt über die Holbeins, über Shakespeares Grab und Fotheringhay, den Kerker der Maria Stuart. In Woburn stöberte er Ahnenbilder auf, in Rowley verschollene, von den Ratten zerfressene Perga-

mente, in Hardwicke zerlumpte Goldvorhänge. Er ergötzte sich an Heraldik, Cäsarenmünzen, Gobelins, an Heinrichs des Achten Uhr für Anna Boleyn, an Wolseys rotem Hut, an der Wärmflasche für die Maitressen Karls des Zweiten. Die Altertümer waren ihm vertraut, nicht das Altertum, das er persifliert, nachdem er in Eeton-Neston eine Statue Ciceros in einem Haufen kopfloser Kaiser und Vestalinnen sah. Er hat die „Anekdoten von Malern" bearbeitet, worin er, zu Macaulays Bürgergrimm, sagt, die Malerei müsse verfallen, weil keine Modelle übrig seien, die gemalt zu werden verdienten. „Wie pittoresk", seufzt der Oscar Wilde des achtzehnten Jahrhunderts, „war die Gestalt eines Wiedertäufers!" Hogarth mochte der Genießer, in dessen Zimmer der Duft von Tuberosen, Heliotrop, Orangeblüten und Weihrauch schwebte, nicht leiden. Aber in Strawberry hing das Porträt der Magd Sarah Malcolm, der reinen Mörderin, deren Schicksal Gegenstand einer Novelle von Jakob Wassermann ist.

Vom Dichter Walpole schwärmt Byron in der Vorrede zu „Marino Faliero": „Abgesehen von seinen unvergleichlichen Briefen und vom ‚Schloß Otranto' ist er ‚der letzte Römer'; der Verfasser der ‚Geheimnisvollen Mutter', eines Trauerspiels ersten Ranges, keines empfindsamen Liebesstückes, er ist der Vater des ersten Romans und der letzten Tragödie in unserer Sprache." Im „Castle of Otranto" wird ein starker Ritter hingestellt, „dessen Schwert in einem Weltteil aus der Erde gegraben worden ist, dessen Helm von den Nebeldünsten eines zweiten Weltteils trieft, der lange durch den Roman klappert und rasselt und endlich damit schließt, daß er die Burg mit dem Fuße einstößt." Die Freunde Walpoles, der den Roman zuerst als Übersetzung aus dem Italienischen herausgab, rümpften über so viel Mittelalter und über die sprechenden Wandgemälde die Nasen. Zierlicher ist der Dilettant von Strawberry in seinen burlesken Märchen, einer arabischen Parodie der Schehersad, im Abenteuer der Pissimissi und einem chinesischen „conte de fées." Wildes „Gespenst von Canterville" hat hier seinen Ursprung. Auf Montesquieu weist der „Brief des chinesischen Philosophen Xoho in London an seinen Freund Lien Chi in Peking". Manche Verse Walpoles sind Dryden ähnlich. Er sog Honig aus allen Blumen, drehte Grammatik und Sentenzen nach seinem Geschmack und stickte auf fremde Gewebe eigenen Flitter. Von den „Insekten" besorgte er nichts. Er resignierte sich, daß er im Mumiensaal der Bibliotheken vermorschen würde. Aber der Stil ist ein „Parfüm gegen die Verwesung".

Die „Autoren" sind für Walpole Tagelöhner oder die Brechwurzel Ipecacuanha. Fielding ist ein Plebejer, der mit einem Blinden, drei Iren und einer Dirne auf unsauberem Leinen kaltes Hammelfleisch und einen Schinkenknochen verzehrt. Swift, der bei Sir William Temple am zweiten Tisch saß und mit einer schwarzäugigen Kammerjungfer, seiner Stella, liebäugelte, ist ein undankbarer Streber; bei Sir Robert Walpole selbst gibt er zu, er sei wie Efeu. Richardson schildert die Welt nach den Ideen eines Buchhändlers. Sterne, der seine Mutter verhungern läßt, hat „too much sentiment to have any feeling". Goldsmith, der den vornehmen Albemarle-Club angriff, wird zum Idioten. Ungerecht

ist, daß man die Schuld am Selbstmord des jungen Chatterton Walpole zuteilte. Ihn hatte schon der „Fingal“ verdrossen: „Ich bin es müde, zu sehen, auf wieviel Arten ein Held der Sonne, dem Mond, einem Felsen, einem Löwen oder dem Meere gleicht.“ Er ahnte die Ossiankrankheit. Chatterton wollte ihn mit einem Epos täuschen, dessen Dichter ein Mönch Rowley wäre, und gab sich den Tod, als Walpole einer Reise wegen ihm nicht mehr schrieb. Ein Mäcen war der Lord Oxford nie. Er wollte nicht dreiste Gesellen protegieren und vermachte der Wissenschaft nur 100 000 Pfund, nach der Gewohnheit. „Ich bitte Sie, lesen Sie keine Magazine,“ ist seine hochmütige Lektion an Sir H. Mann, den Gesandten in Florenz, seinen ständigen Hörer neben Montagu. Sein Sport war der „Katalog der königlichen und noblen Verfasser“, worin er die literarischen Taten sämtlicher Könige und Grafen aufreiht, die Schriften des prachtvollen Essex und die Schriften der bärtigen Herzogin von Newcastle, die ein Schwein hegte und nachts, wenn sie inspiriert war, ihren schlafenden Kämmerer weckte: „John, ich empfange!“ Der „fashionable cabal“ entzog Walpole sich nur für die Dauer flüchtiger Sarkasmen. Mit der Seele war er bei Leuten wie dem modischen Denker Lord Chesterfield, zu dessen Episteln an Philipp Stanhope, des Lords natürlichen Sohn, er ein weibliches Pendant ersonnen hat. Den Grazien war er holder als der Dummheit Johnsons.

Die Großmutter seiner Briefkunst ist Unsere liebe Frau von Sévigné. Auf seiner zweiten französischen Reise wallfahrtete er nach Livry, spähte nach ihren alten Bäumen und betrat die kleine Holzbrücke, wo sie den Kurier und die Botschaften ihrer Tochter erwartete. Die du Deffand spendete ihm eine Schnupfdose mit dem Kopf der unermüdlichen Frau. Wie sie plagte er sich nicht mit der Form, wie sie schwärzte er so viel Papier, als er gerade hatte. Von ungefähr begann er. Er plauderte. Wenn er melden wollte, daß das Laub noch winterlich sei, kritzelte er mit Anmut: „Wir haben noch kein Blatt, das breit genug wäre, um einer Eva von zwei Jahren als Schürze zu dienen;“ und wenn der Schneesturm das Dach der Lady Raymond abgedeckt hatte: „Lord Robert Bertie, der die Dame heiraten will, kann nun zu ihr niederfliegen wie Jupiter zu Danaë.“ Seine Berichte sind eine „Chronique de l'oeil-de-boeuf.“

Dieselbe Eigenschaft geht durch die Memoiren, die er für zwei Fräulein Berry, den Trost seines Alters, entworfen hat. „Belagerungsmünze“ sind sie, vom ersten besten Metall geschlagen, um die Garnison für den Augenblick zu beschwichtigen. Er bucht die Wandlungen unter drei Monarchen. Vom Grafen Königsmarck erzählt er, der zur Gemahlin des nachmaligen Georg des Ersten in die Schlafstube sich stiehlt, und dessen Leiche man nach Jahren unter dem Fußboden findet. Von Georg dem Zweiten, dem feindlichen Sohn, der das Testament seines Vorgängers brutal dem Erzbischof wegreißt und es verbirgt, weshalb Friedrich der Große ihm Zuchthaus wünscht. Von der Königin Karoline, die einen Bruch hat und ihr Hemd wechselt, indes der Kaplan im Vorzimmer unter dem Bild der nackten Venus steht und ihr das Wort Gottes durchs Schlüsselloch pfeift. Von ihren Rivalinnen, der Lady Suffolk, die als Frau Howard im Exil ihr Haar feilgab und dem

nachts im Wachraum von Saint James polternden Gatten hoch bezahlt wird. Auf daß sie nicht ganz taub werde, erbittet der Hofwundarzt Gnade für einen Gefangenen, der sich zur Probe einer Operation des Trommelfells unterziehen will. Er wird begnadigt, aber die Sache ist ein Gaunerstreich. Der königliche Liebhaber beehrt die Suffolk, die Uhr in der Hand. Denn er ist genau, und noch gegen Ende dünkt er sich, wenn er mit Lady Yarmouth, der letzten deutschen Kebse, von Richmond durch den Staub kutschiert, der gefährlichste Fürst Europas. Doch ist er Karoline, solange sie lebt, gehorsam, duldet, daß die Howard bei der Frisur gepeinigt wird, und fährt sie an: „Weil Sie selbst einen häßlichen Hals haben, wollen Sie den Hals der Königin verstecken." Alle Fitz der Welt, alle Bastarde, scharen sich um den Hof, in dessen Getriebe bald „Tanzlehrer die Minister ersetzen". Eine trügerische Hoffnung ist der Herzog von Cumberland, der Prinz und Feldherr, der im Jugendtrotz seiner Mutter den Spruch Jesu zitiert: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Da ist der entfernte Schatten von Sir Robert Walpoles erbittertem Feind, dem blühenden, dem eitlen, dem „Satan" Bolingbroke. Da ist der Herzog von Newcastle, Smollets Zerrbild, der stotternde, ekle Minister, der glaubt, Hannover liege im Norden, weinerlich die Pflaster des Herzogs von Grafton küssen will, auf den Mantel des Cumberländers trippelt, um sich in der Grabkapelle nicht zu erkälten, und feig in das wärmende Bett von Frau Pitt schlüpft. Da ist Popes „Atossa", die verrückte Sarah Marlborough, die Witwe des Siegers von Blenheim und Hüterin seines Leichenwagens, die tyrannisch die Königin Anna ihre Handschuhe tragen läßt, sich von ihr abwendet, als ob sie übel röche, und dem „Nachbar Georg" verbietet, durch eine Galerie Marlboroughhouse zu verdunkeln; ein Feldwebel in Unterröcken, der sogar mit dem Tode rauft. Da ist die Tochter der frechen „Königsmetze" Dorchester, die Herzogin von Buckingham, die in Paris über dem Sarg Jakobs des Zweiten, ihres Erzeugers, schluchzt, doch eine Samtdecke zu bezahlen aus Geiz ablehnt; persönlich ordnet sie ihre Bestattung. Da ist die Herzogin von Queensbury, die mit Weibern im Parlament herumtobt. Da ist der Blaustrumpf Lady Mary Wortley Montagu, Popes Freundin, die in Florenz den Palast beschmutzt, aber den Epiktet verdolmetscht. Ihr Sohn hat eine eiserne Perücke, fällt dem Islam zu und stirbt, bevor er seine Verwandten durch die Ehe mit einem vom Maler Romney geworbenen, bereits schwangeren Mädchen foppen kann. Da ist die Abenteurerin Chudleigh, Herzogin von Kingston, die wegen Bigamie schimpflich verdammt wird und die Zarin wie den Patriarchen von Jerusalem durch ihre Reize besticht. Da ist die zügellose Lady Vane, ist Lady Worseley mit ihren vierunddreißig Ehebrechern, die sie, um den fünfunddreißigsten zu retten, selbst vor Gericht lädt, und das Fräulein Strafford, das zu Crébillon entläuft. Da sind, während ein Stanhope noch prahlt, die ersten Menschen hätten Adam und Eva Stanhope geheißen, die Bündnisse mit Lakaien und Kutschern. Da ist die von Junius verabscheute Nany Parsons, die der Herzog von Grafton durch die Oper führt, und das Glück der armen Schwestern Gunning. Die ältere wird mit einem Ring vom Bettvorhang Herzogin von Hamilton, die jüngere, Lady Coventry, vergiftet

sich durch das Bleiweiß der Schminke. Da ist eine britische Manon Lescaut, die Tochter der Butterfrau, die im Park den schönen Tracy fischt und auf entliehenen Tüchern Hochzeit macht.

Es wandern die tollen Pembrokes vorüber, die adligen Filze, Verschwender, Selbstmörder, Duellanten wie der berüchtigte Lord Byron, die Beutelschneider der Spielklubs, die Nabobs aus Indien. Die Führer der Stuartpartei werden hingerichtet. Der alte Lord Balmerino redet durchs Gitter mit dem Volk, setzt auf dem Schafott eine Brille auf und zuckt mit keiner Wimper. Lord Kilmanrock bricht zusammen. Dawsons Herz wird vor seiner Braut ins Feuer geworfen. Lord Cromartie wird geschont; aber seine Frau gebiert ein Kind, das im Nacken ein Beil als Mal zeigt. Walpole sitzt beim Prozeß auf der Galerie neben dem jüdischen Wirt Norsa, dem Vater der Konkubine seines Bruders. Der greise Lovat wird aus einem hohlen Baume Schottlands hervorgezogen. Die protestantischen Katilinarier wüten. Ihr Haupt, der bleiche Lord Gordon, maskiert sich als bärtiger Israelit und verschwindet im Gefängnis. Wilkes taucht auf, der Zeitungsschreiber und Demagog, Wesley, der Erzspitzbube und Apostel der Methodisten, Theodor, der König von Korsika. In Cock-Lane spukt ein Gespenst, die Erde bebt, die Trompete des jüngsten Tages schmettert, Lafayette eilt nach Amerika, während sein Weib im vierten Monat ist, Charles Fox spielt trotz seinen Gläubigern Faro und mit Pitt um die Macht, Lunardi hebt sich mit Katze, Hund und Taube im Ballon zu den Wolken. Und Walpole schauert, als in Paris die Revolution gellt, die er haßt wie die Sünde.

Er überlebte sich. Sein Geist hatte „das Gedächtnis von wenigstens zwei Körpern". Die eine der beiden Berry, seiner „Strawberries", liebte er tief; doch sie liebte den General Ohara. Einmal faselte er von einem Dolch, dann wieder pries er Rabelais. Wie jener Irländer auf brennendem Schiff beruhigte er sich: „Ich bin ja nur Passagier." Seine Haltlosigkeit war ihm bewußt: „Die Vergangenheit ist Irrtum und Wahn, die Zukunft Alter und Tod." Philosophisch erkannte er: „Die Welt ist eine Komödie für die, welche denken, eine Tragödie für die, welche fühlen." Und 1797 erlosch sein flackerndes Licht.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

„Sie ist bei Jason! Das hab' ich gewußt," schrie Tante Hannchen und brach in Tränen aus. „Solche Schande, immer Jason!"

„Hat man so etwas schon erlebt? Sie heult wie ein Schloßhund," polterte Ferdinand und schlug, da er keinen Tisch in seiner näheren Umgebung sah, an dem er seinen Unmut auslassen konnte, mit der Faust aufs Fensterbrett, daß die gewölbten Scheiben klirrten.

Julius fühlte sich unbehaglich, denn er sah, man nahm nicht seine Partei.

„Jettchen ist krank?" sagte er endlich. „Aber da werd' ich doch gleich zu ihr müssen."

„Es ist für Jettchen besser, Sie lassen es," sagte Salomon sehr förmlich, und Riekchen hörte nur das eine, daß ihr Mann jetzt wieder ‚Sie' zu Julius sagte.

„Gewiß," sagte sie freundlich und drängte sich mit ihrer ganzen Fülle vor Julius, „laß nur Jettchen heute ganz ruhig machen, was sie will. Sie wird schon wieder zur Vernunft kommen."

Naphtali hatte bisher ganz ruhig zugehört und nur gesummt, wie das wohl so seine Art war, wenn er etwas überlegte.

„Weißt du, Joel," begann er endlich und packte Julius an der Krawattennadel. „Da ist mir ein sehr ähnlicher Fall bekannt, von der Familie Goldstein bei uns in Posen, und sie ist nachher doch zu ihm gegangen, und sie haben sogar sehr gut gelebt miteinander. . . . Sowas kann immer mal vorkommen."

„Die gemeine Person kommt mir nicht mehr über die Schwelle," zeterte Hannchen. „So wahr ich hier stehe, für mich existiert sie nicht mehr."

„Ich verstehe Jettchen auch nicht," wagte sich Jenny hervor, die sich bisher ganz verschüchtert in einen Winkel geduckt hatte, „Julius ist doch so nett."

Pinchen und Rosalie aber weinten immer noch „die Schande, die Schande." Sie erklärten sich mit Julius solidarisch und sagten, daß Jettchen damit ihre ganze Familie beschimpft und beleidigt hätte.

„Na Gott sei Dank," sagte Eli ganz vergnügt, „nun wären wir doch endlich so weit. Ich geh' nach Hause."

Das kleine Tante Minchen aber zupfte und puffte ihren alten Ehegemahl, er solle um Himmels willen nicht so was reden. Aber da kam sie schön an.

„Warum nicht?“ rief Eli, der fühlte, daß er, seine Leute und seine Meinung jetzt das Oberwasser hatten. „Warum nicht? Meinst du, ich werde mich hier genieren? Recht, ganz recht hat sie. Sie hätt' es nur eher tun müssen. Das ist der Fehler.“

Und dann ging Eli hinaus und kam gleich darauf mit seinem großen blauen Schirm in der Faust wieder herein, als Zeichen, daß er sich unweigerlich entschlossen habe, seine Zelte hier abzubrechen.

„Nun, Minchen,“ sagte er, „woran liegt's noch?“

Salomon hatte jetzt auch ganz die Würde des Gastgebers wiederbekommen und versicherte jedem, daß er den Zwischenfall von Herzen bedauere. Jettchen hätte wohl in der letzten Zeit durch alle die Vorbereitungen ihren Nerven zu viel zugemutet, und so wäre das zu erklären. Aber es hätte wohl nichts auf sich. . . Und Riekchen unterstützte ihren Gatten darin und gab zugleich einen heimlichen Wink, noch etwas Brötchen herumzureichen, und bat die Leute, doch noch etwas zu verweilen. Sie würde schon morgen alles ins Lot bringen. Aber niemand wollte mehr etwas nehmen, niemand mehr bleiben. Sie sagten, sie wären ja auch so wie so jetzt gegangen. Nur das Fräulein mit den Pudellöckchen huschte noch umher und sah, wo sie sich Kuchen und Näschereien in den perlgeschmückten Strickbeutel — er war so groß wie ein kleiner Fußsack — stecken könnte. Denn sie hatte den Kindern, die bei ihr im Hause wohnten, fest versprochen, ihnen etwas von der Hochzeit mitzubringen.

Julius stand bei alledem mitten zwischen diesen Verabschiedungen und Komplimenten ganz hilf- und ratlos umher; und eigentlich kümmerte sich auch so keiner recht um ihn. Was sollte man ihm auch sagen? Davon hatte nämlich für den guten Vetter Julius aus Benschen nichts im Buch gestanden, und das war für ihn derart überraschend gekommen, daß er noch gar nicht recht fassen konnte, was denn eigentlich geschehen war. Bisher war ihm alles in diesem Leben immer geglückt, alles nach Wunsch und Willen gegangen, stets wenn er sich mit dem einen Chef entzweit hatte, hatte er wieder eine bessere Stelle gefunden. Und jetzt, — kaum daß er nach Berlin gekommen war, so hatte er ein Geschäft, Geld, ein warmes Nest und eine schöne Frau . . . . und was für eine, eine berühmt schöne Frau bekommen. Er war fest davon überzeugt, daß er all das nur seinen ungewöhnlichen Gaben als Mensch und Kaufmann verdanke, und diese Erkenntnis hatte dem guten Vetter Julius seinen felsenfesten Glauben an sich selbst noch gestärkt und gefestigt, so daß dieser ‚Glaube an sich selbst‘ jetzt gleichsam sein ganzes Wesen durchtränkte und ihm, wenn man es so sagen darf, wieder aus allen Poren drang. In jeder Bewegung seiner kurzen, dicken Finger sprach er sich aus; er ließ sein Haar noch starrer und lustiger emporweisen, denn ehedem; er gab seinem Hals und seinem Gesicht die lachende Röte von beleidigender Gesundheit; und seine kleinen, schwarzen Jetknöpfe von Augen machte er endlich blitzen und blinkern, als ob sie jeden Morgen frisch geputzt würden. Ja, dieser Glaube . . . er gab dem Vetter Julius sogar die Überzeugung von der bestechenden Anmut seiner Manieren, — die ihm vordem

doch nicht so ganz einwandsfrei erschienen waren — und er pflanzte in ihn die Erkenntnis von der Überlegenheit seiner Bildung und seines Geistes.

Nun hielt er sich für liebenswürdig und gefällig genug, um jedes Erfolges bei den Frauen sicher zu sein; und er pries in seinem Innern eigentlich die, die so glücklich wäre, ihre Gunst an solch einen, wie er es war, auf die Dauer zu verschenken, und sich dadurch zur beneideten Rivalin aller derer zu machen, die sich nur begnügen durften, ihn von fern anzuschauen. Und all das, was er zu bieten hatte, — und war er vielleicht nicht der Mann, eine Frau glücklich zu machen? — das war mißachtet worden, einfach weggeworfen worden, mit Füßen getreten worden. Und zwar war das so plötzlich gekommen, so überraschend, so ganz aus heiler Haut, daß es dem guten Vetter Julius beinahe den Atem versetzt hatte und daß er ordentlich nach Luft schnappen mußte, wie ein Karpfen, den man aus dem Wasser nimmt. Nur das eine sah er bis jetzt ganz deutlich vor sich: E r müßte verzeihen. Auch sagte er sich in ruhigen Augenblicken — und er hatte als gewitzter Kaufmann Erfahrung darin, — es käme ja oft vor, daß ein Käufer oder ein Verkäufer noch im letzten Moment zurückschnappt, und daß dabei das Geschäft trotzdem zustande käme.

Aber selbst diese Gedanken benahmen ihm nicht seine Zweifel und ernstlichen Bedenken; und besonders war da noch das dumpfe Gefühl, daß es sich doch eigentlich für ihn um mehr und um Höheres drehte, nämlich um sein ‚Geschäft'. Und um das würde er kämpfen. — Denn, wenn ihm das Glück endlich einmal einen Schimmel zwischen die Kniee gespielt hätte, dann würde er auch im Sattel bleiben und reiten, und wenn darüber das Vieh an Gurgelschwindsucht verrecken sollte.

Jason sprach noch ein paar Worte mit Salomon und hinkte dann aus dem Saal; er meinte, er wäre müde und hier wäre ja auch seine Mission erledigt.

Von den Gästen hatte eigentlich keiner recht das Wort an Jason gerichtet, denn die Art, wie er auftrat, machte, daß man eine geheime Scheu vor ihm empfand. Und einer nach dem anderen bedankte sich nun bei Salomon und Riekchen und sagte, daß es sehr hübsch gewesen wäre, — was man ja auch, abgesehen von dem einen kleinen Zwischenfall, wohl behaupten konnte. Julius lief dabei auf und ab, wie der große Löwe beim Tierbändiger Martin, und Hannchen ließ keinen Menschen zu Worte kommen, sie überschwemmte alles mit ihrem Reden: sie fand das unerhört; für sie existierte die Person nicht mehr; und für ihren Mann und für ihre Kinder auch nicht. Sie wisse schon, wie das zusammenhinge, wolle aber schweigen, weil ihre Kinder da wären; sonst würde sie mehr sagen.

Riekchen war auch sehr mißgestimmt, ließ sich aber nichts merken, sondern plinkte ihrer Schwester nur zu, sie solle doch stille sein, sie gösse ja Öl ins Feuer. Aber das brave Hannchen ließ sich das nicht anfechten, denn sie hätte eben nicht sie selbst sein sollen, wenn sie diese Gelegenheit, ihre besten Gaben zu zeigen und gleichsam in bengalischer Beleuchtung dazustehen, unbenutzt hätte vorübergehen lassen. Riekchen

wußte schon, weswegen sie still war. Sie kannte diese Geberts; — nur nicht aufputschen! Morgen würde das ja alles von selbst anders aussehen.

Und Minchen und Onkel Eli waren gegangen, und Eli hatte Minchen noch ein Shawltuch umgebunden über die schwere graue Enveloppe, „denn Minchen hätte sich echauffiert und könne sich sonst leicht verkühlen.''

Der alte Onkel Naphtali ging mimmelnd auf die letzten Gäste zu, die zwecklos umherstanden und sich nicht so recht klar darüber werden konnten, warum sie eigentlich noch hier waren.

„Weißt du, Julius," sagte Naphtali bedächtig, „ich hab mir die Sach' reiflich überlegt. Ich hab doch nu schon die teure Reise gemacht, und das Gasthaus kost't auch e Stange Gold . . . . jetzt hast du doch de große Wohnung für dich ganz solo, mit e Masse Platz drin . . . . allein wirste auch sein . . . . weißte was: da könnt ich doch eigentlich so lange bei dir wohnen."

Salomon Gebert, der sich ermüdet für einen Augenblick hingesetzt hatte, sprang auf. „Ich geh' nach Hause, Riekchen,'' sagte er ganz kurz und kniff dabei die Lippen zusammen, und dann schlug er die Tür der Garderobe hinter sich zu, daß es wie ein Böllerschuß durch den Saal knallte.

Tante Riekchen eilte ihm nach, so schnell es ihre fette Umfänglichkeit und ihr schweres, taubengraues Moiréekleid, das lang hinschleppte, nur zuließ.

Eine ganze Weile stand der alte Onkel Naphtali, der Senior aller Jacobys, mit offenem Munde da. „Verstehst d u, Joel, was der Mann will?'' meinte er endlich kopfschüttelnd, „ich nicht.''

Hannchen sagte auch, daß man Gäste so nicht behandeln dürfe, und es war niemand da, ihr darin zu widersprechen; — denn ihr Gemahl war auch schon gegangen, wer weiß, wohin. . . Die Jacobys waren also ganz unter sich, keine fremde Nase. Pinchen und Rosalie machten sich um Julius zu schaffen, ihren Bruder, der ihnen eins und alles war, und drangen in ihn, er möchte, er solle, er müsse notwendig noch etwas zu sich nehmen, er könnte sonst Gott behüte krank werden bei all der Aufregung, die er gehabt hätte.

* * *

Auf der Treppe war Jason eingefallen, daß er nun noch einen Weg hätte, aber den wollte er sich auf morgen versparen. Dann jedoch dachte er wieder, es wäre vielleicht richtig und besser, er täte ihn gleich, täte ihn noch heute. Und Jason Gebert lehnte sich wieder in den Wagen zurück und schloß die Augen und folgte den roten und tiefblauen, feuergelben und schwefligen Mustern und Sternen, die ihm das erregte Blut auf den schwarzen Grund seiner Nacht malte, gleich bunten wechselnden Vorhängen, die vor zwei dunkle Höhlen gespannt sind. Gewiß — er hatte ja durchgesetzt, was er wollte; aber wie war er müde, zum Umsinken müde! Und wie war er hoffnungslos!

Denn ob das, was er verteidigte und zu seiner Sache gemacht hatte, das Spiel verlöre oder gewänne, er selbst, Jason Gebert, hatte dabei immer verloren. Das fühlte er und das war es, was ihn so traurig stimmte. — Ob er Kößling treffen würde? Spät war's noch nicht; es war kaum neun Uhr. Zu Hause würde er sein. Denn heute wäre ein Tag, wo man zu Hause bliebe, so einer wie er — auch solch Einsamer und Eigenbrödler, ganz allein und knurrig zu Haus, wie ein Hamster in seinem Bau.

* * *

Das waren seltsame Tage für Doktor Kößling gewesen, die drei letzten Tage. Alle Stunden hatten ihre Bedeutung verloren, Lichtzeit und Nachtzeit verkehrte sich, das Wachen war Schlaf, und das Schlafen Wachen geworden. Denn der Tag war Träumen und die Träume waren taghell. Kößling war auf die Bibliothek gegangen, ohne zu wissen, wie er hingelangte, und er hatte dort seine Arbeit getan, ohne daß er ein Buch recht vor Augen gesehen. Er war zurück über die Plätze geirrt, am Wasser entlang, den Blick auf den Schloßbau, über dem die Wolken wie Gespenster jagten, und dann hatte er sich hineinverloren in die Straßen, zweck- und ziellos ihrem Netzwerk folgend. Er ertappte sich, wie er in der Post durch die langen, grauen Labyrinthe der Gänge irrte, ohne daß er sich sagen konnte, was er dort wollte; und er fand sich immer wieder an jenem Ausgang nach der Spandauerstraße, wie er auch seine Wege geführt hatte. Und dann blieb er eine Weile aufatmend stehen, als müßte er Mut sammeln, ehe er in diesem Wirbel von engen Straßen untertauchte, ehe er die alten steinernen Brücken wieder zu sehen wagte, die engen, dampfenden Kanäle, die sich zwischen Häuserzügen plötzlich und rätselhaft verloren. Da irrte er so dahin. — Er wußte es gar nicht, welche Kirche es war, deren Turm in den Wolkendunst ragte, oder ob jener Orgelton, den er empfand, nun von den Baumzweigen herrührte, die in irgend einem Fleck Garten der Wind gegen eine Mauer peitschte, ob er oben aus dem offenen Dach der Gerbereien durch die Luft klang; oder . . . ob es ihm nur so im Blut brauste. Vor irgend einem Fenster stand er dann wieder, bis das Gesicht, das er dort hinter den Scheiben erblühen sah, verschwamm und sich in nichts löste. Und dann sagte er sich, daß es doch unmöglich wäre, daß er mit wachen Augen träumen müsse, da Jettchen sicher nicht hier sei und auch hier nicht wohne. Aber er hätte sie doch soeben deutlich, ganz deutlich erkannt. Denn das, was nur noch über seinem Sein gelegen hatte, so wie der Abendwind im Frühling immer über den Seen liegt, kaum sichtbar, nur daß die blanke Fläche leise zittert und die Helligkeit des Himmels heller spiegelt . . dieses Frühlingserlebnis: Jettchen Gebert, das ihn einmal ganz durchleuchtet und durchglüht hatte, das ihn dann geschmerzt hatte, und das ihn endlich wieder und wieder mit den weichen Händen der Erinnerung gestreichelt hatte, so daß auch der verklingende Schmerz anfing ihm wohlzutun . . . dieses Frühlingserlebnis: ‚Jettchen Gebert' war

für ihn nun wiedergekehrt; aber nicht als umschmeichelnder Abendwind, sondern als Herbststurm, der die Wasser aufrührt und brausen macht und die Strudel umherjagt, der keinen Nachen eines Gedankens, einer klaren Empfindung auf ihrem Rücken duldet, sondern ihn sofort mit seinen Wellen überschüttet, überschlägt, anfüllt und zum Sinken bringt. . . . — Nichts ist mehr da, kein Bild des Himmels, kein Ziel, kein Ufer, nur die Seele und der Sturm.

Er wollte — ach, was wollte er nicht! — aber jeder Plan zerrann ihm sofort, quoll auf, wurde zur Wahrheit, zum Erleben, ging ins Unmögliche über. — Und Kößling zitterte dabei vor Hitze und innerer Erregung, während sich doch der Wind in seinen Mantel setzte und die nasse Kälte des Novembers ihm bis auf die Haut drang. Einmal hatte er sich sogar vor Jettchens Haustür gefunden, und er hatte die harte eiserne Klinke in der Hand gefühlt, aber dann rasselte im Hause irgend etwas, als ob eine Kiste umgelegt würde, und er war fortgestürzt, immer weiter — sinnlos und ziellos, so wie Kinder laufen, wenn sie heimlich an einer Klingel gezogen haben.

Und eine Nacht brauste heran, mit schwarzen Flügelschlägen, und sie hob erst spät ihre Schatten von den Straßen und von den Häusern; und ein kurzer Tag folgte, so kurz, so trübe, daß es schien, als ob durch den Tag sich die beiden Nächte, die ihn umschlossen, die Arme entgegenstreckten und einander suchten. Dann aber kam ein Wirbel, ein Taumel über ihn, er wußte nicht, ob er lief, ob er lag oder stand, es war ihm, als ob die Zeit aufgehört hatte, Zeit zu sein. Sie stand fest, als wäre sie gefroren.

Kößling war in die Bibliothek gelaufen, und er war, ohne sich zu entschuldigen, wieder fortgestürzt, mitten aus der Arbeit heraus. Und wie er wieder daheim war, da hat es ihn emporgezwungen und er hatte auf und ab gehen müssen — immer auf und ab, es war ihm, als ob ein Toter irgendwo im Zimmer läge; und er hatte ab und zu ganz heimlich nach seinem Bett herübergeblickt, zu dieser alten, feindlichen Burg von Bett, die da so trotzig und unheimlich mit ihren grünen Gardinen im Zimmer stand und sich seit Jahrzehnten scheinbar nicht gerückt und gerührt hatte. So unbehaglich und trotzig war Kößling all das noch nie erschienen, und doch zwang ihn eine innere Angst, immer wieder in das Zimmer hinein, und jedesmal, wenn er fortstürzen wollte, war es ihm, als ob er heute, gerade heute hier bleiben müsse. Er schmiedete an Plänen für die Zukunft. Wie er sich Jettchen nähern könnte. Und gleich danach beschloß er, sie nie wiederzusehen. Er hatte die Empfindung, als ob eine Riesenhand sich langsam, ganz langsam nach ihm ausstreckte, und sein Herz schlug, wie das eines verängstigten Vogels, der schon den eisernen Griff spürt, und ihm doch nicht entfliehen kann. Die Süße seines Traums hatte sich in Bitterkeit verwandelt; und während ihn erst gegen Jettchen eine nie gekannte Dankbarkeit erfüllte, die ihn warm werden ließ und Tränen in die Augen trieb, wenn er nur ihren Namen vor sich hinsprach, so veränderte sie sich, während er so rastlos einherging, in Zorn, Ungerechtigkeit und Haß. Wofür sollte er Jettchen auch dankbar sein? In seinem Leben hatte noch nie eine Frau eine Rolle gespielt, nicht einmal

Mutter und Schwester. Nie hatte eine Frau ihn gefördert. Nie ihn eine vom Ziel abgebracht. Seine ganzen Jahre waren hart und männlich — und einsam gewesen, und er hatte diese Härte und Einsamkeit geliebt, trotz aller Qualen, die sie ihm bereiteten. Und nun zitterte es in ihm von Haß und Ungerechtigkeit gegen die, welche sie gefährdete, und seine Gedanken zu sich zwang. Aber dann kamen doch immer wieder mit Tränen die heißen Wellen seiner Zuneigung und überschütteten und begruben die harten Gedanken.

Und der Tag schwand; die kahlen Wipfel der Rüstern und Pappeln hinten am Graben klagten in der Dämmerung, wenn sie der Wind schüttelte, bis zu Kößling herüber. Heimlich und vorsichtig streckte die Nacht ihre schwarzen Hände nach den Dächern und Schornsteinen, nach den Figuren auf der Kolonnade und wischte alles, eines nach dem anderen aus. Und sie griff zugleich hinein in das Zimmer und breitete schwarze Gazeschleier in den Winkeln aus und hüllte sie um das Bett und den Lehnstuhl, nagelte sie über die paar Bilder, die Lithographie der Sonntag, als Rezia, und über die paar Silhouetten von den längst verschollenen Studienfreunden.... diese schwarzen, dicht gewebten, freudlosen Gazetücher. Und nur jenen Flecken auf der Diele ließ die Nacht noch unberührt, das kurze Stück, auf dem Kößling auf und ab schritt, immer wieder rastlos hin und her. Aber auch hiervon nahm die Nacht Zoll für Zoll und breitete darauf ihre dumpfen Teppiche. — Und mit der Dunkelheit kam über Kößling doch durch das Frösteln im kalten Zimmer die Schwüle sinnlicher Vorstellungen, und der Haß und Ekel gegen den, den er nicht kannte, diesen kleinen, feisten Menschen, an dem er nur einmal auf der Straße vorübergegangen, und der nun das ganz besaß, was ihm das Einzige auf dieser Welt erschien, und der sich den Besitz erzwungen hatte, den er sich nicht einmal in seinen Träumen gönnte. Und das erste Mal tauchten vor Kößling wie rote feurige Kugeln in der Dunkelheit die Gedanken der Selbstvernichtung auf, die gierige Sehnsucht, ein Ende zu machen, Gedanken, die ihn nicht mehr völlig verlassen wollten, die er erst haßte, und mit denen er sich dann aussöhnte, um sie endlich fast lieb zu gewinnen. — Noch waren sie ganz fern, aber schon leuchteten sie grell und schreckhaft, so daß Kößling vor ihrem Glanz sein Gesicht gegen das schwarze, kalte Wachstuch des Lehnstuhls pressen mußte.

Und die Stunden tropften hin, eine zur anderen, müde und nutzlos in frostiger Dunkelheit, schwankend zwischen Klagen, Sehnsucht, Beteuerungen und Vorwürfen; bis Kößling endlich von seinem Stuhl sich hochriß, weil er draußen jemanden sprechen hörte. Jason Geberts Stimme! — Der Schrecken packte Kößling, daß er die Tür aufriß und ihm entgegenschrie, was es gäbe. Denn Jason Gebert, das wußte Doktor Kößling, war nicht der Mann, der ohne Grund zu jemandem ging, und vor allem noch jetzt, nach seiner Krankheit und an einem Tage wie dem heutigen.

Aber Jason Gebert beachtete die Frage nicht.

„Nun," sagte er, „Sie sind im Dunkeln, Doktor."

„Ja," meinte Kößling, „was soll man? Wünschen Sie, daß ich Licht mache?"

„Wie Sie wollen, Doktor," das hieß: ‚Ich bitte'.

Kößling tastete an seinem Bett herum und entzündete die Kerze, auf dem hohen glatten Zinnleuchter, die knisterte und sprühte und unruhige Lichter und große Schatten im Zimmer umherjagte.

„Die Lampe kommt gleich,“ meinte Kößling und seufzte.

„Das ist nicht nötig,“ sagte Jason. Er war an den Tisch gehinkt, der am Fenster stand und blätterte, wie das seine Art war, in einem der Bücher, aber er konnte den Titel nicht entziffern. Wie kalt das hier war und wie ungemütlich. War denn überhaupt ein Ofen im Zimmer? —

Eine ganze Weile blickte Jason Gebert in das Buch.

„Es sind wohl die Unterhaltungen mit einer Heiligen?“ sagte Kößling.

„Ach ja,“ sagte Jason, als besänne er sich, wo er war und blickte Kößling über den Rand des Buches scharf an mit seinen grauen Augen, die so hart und ernst sein konnten. „Ach ja, aber Sie wollten den Christian Garve für mich suchen, wissen Sie, ‚Gesellschaft und Einsamkeit‘.“

„Ich bin in diesen Tagen wirklich nicht dazu gekommen,“ meinte Kößling müde.

„Ja,“ sagte Jason, „ich verstehe. Meine Nichte Jettchen hat heute geheiratet.“

Kößling biß sich auf die Lippen, senkte den Kopf und wiegte ihn ein paarmal. „Ich weiß,“ sagte er und kämpfte mit Tränen.

Jason war auf Kößling zugehinkt, der da an der kahlen Wand beim flackernden Licht auf einem der dünnbeinigen Stühle saß, ganz weit vorgebeugt und die Hände auf den Knien.

„Mann,“ schrie er, und schlug Kößling auf die Schulter, „Doktor“, schrie er und er schüttelte ihn, „wenn ich Sie wäre — ich wüßte ja nicht, was ich täte!“

Kößling blickte ihn verständnislos an.

„Ich wüßte schon,“ sagte er. Aber Jason ließ ihn nicht los.

„Mann, wenn ich Sie wäre,“ schrie er wieder, „so alles noch vor sich haben, aber Sie sind das ja nicht wert! Kein Mensch ist das wert! Wer sind Sie denn, daß man Ihretwegen so etwas tut? Oder wenn es nicht Ihretwegen geschehen ist, auch dann? Wer sind Sie? Doch nur ein ganz netter Junge, wie es Hunderte gibt!“

Kößling sah Jason Gebert an, ohne sich zu rühren. Was hatte Jason Gebert nur, daß er so alles vergaß, sogar seine spöttische Überlegenheit?

„Und seit Stunden bin ich in einer Erregung, ich spiele mit den Fäden wie der Puppenspieler Richter; Herrgott, was habe ich alles getan und für wen?“

Durch Kößlings Gesicht ging ein fragendes Leuchten: „Was ist's?“

„Meine Nichte hat geheiratet.“

Kößling sank zusammen.

„Das weiß ich,“ sagte er.

Aber da schüttelte ihn Jason Gebert, er kam ihm ganz nahe.

„Was, Sie wissen, Doktor? — Gar nichts, gar nichts wissen Sie! Wissen Sie,

daß meine Nichte fortgelaufen ist, von der Hochzeitstafel fort? — Ja? — Wissen Sie, daß ich sie gefunden habe? Wissen Sie, daß sie jetzt bei mir ist, in meinem Hause? Oben in meinem Zimmer? Und daß sie nicht zu ihrem Mann gehen wird, nie und nimmer? — Ja? — wissen Sie das?"

Kößling war aufgesprungen, er hätte beinahe Jason Gebert umgerissen. Er wollte das nicht glauben, es wäre nicht wahr! Es wäre unmöglich! Er könnte es gar nicht fassen. Jason Gebert ahnte ja gar nicht, was das für ihn bedeute, er hatte plötzlich das Gefühl von ungeheuren Weiten, so hell, daß das Licht ihn taumeln machte, so hell, daß er fast lichtblind wurde! Er wollte zu ihr, sie sofort sprechen, ihr alles sagen.

„Sie irren, Doktor," sagte Jason und richtete sich steil auf. Jetzt war er wieder ganz er selbst und er mußte lächeln. „Sie irren, Doktor, meine Nichte empfängt jetzt nicht. Ich bitte Sie, wie es in der Diplomatensprache heißt, all diese Mitteilungen diskret zu behandeln. Ich wollte Sie nur ganz vertraulich von den Ereignissen in Kenntnis setzen. Was Sie daraus folgern wollen, ist Ihre Sache. Ich vertrete Ihre Interessen nicht, sondern nur die meiner Nichte, und — doch das können Sie nicht verstehen — auch in gewissem Sinne die der Geberts. Ich kann auch deshalb nicht Ihre Partei ergreifen; ich nehme nur die Partei meiner Nichte. Und, wenn ich Ihnen damit endlich auch nützen sollte, nun gut, mein Freund, so kann ich es eben nicht hindern. Aber, aber, Kößling, das eine sage ich Ihnen schon jetzt, es wird schwer halten, schwer, sehr schwer!"

Und Jason erzählte von allen seinen Zweifeln und Bedenken, wie er alles daran setzen wollte, daß Jettchen nicht zu ihrem Manne ginge, und daß sie, wie sie gerichtlich getraut waren, nun auch gerichtlich getrennt würden, und wie das heute so einfach und klar erscheine und so sicher und so aussichtsreich, wie er aber glaube, daß schon morgen alles ein ganz anderes Gesicht hätte. Jettchen sei dem nicht gewachsen, und er fürchte weiter schlimme Zeiten für sie. Es kämen noch materielle Dinge hinzu, über die er hier nicht reden wollte.

Jason war indessen wieder an den Tisch an das Fenster getreten und sprach und sprach in die Dunkelheit hinaus. Hinten in den Straßenzügen flackerten die Lichtscheine zwischen den Dächern unbestimmt in die Nacht hinein. Die kahlen Baumwipfel drüben hatten sich noch nicht ganz verloren, schwarz hoben sie sich vom schwarzen Himmel. Ein paar tiefe Sterne blinkten durch das Netzwerk ihrer Äste, und über ihnen stieg die ganze, hohe Nacht empor, blank ausgestirnt, kalt und unerbittlich herzlos. Und Jason preßte die Stirn gegen die Scheiben, während er weiter sprach und all seine Bekümmernis in die frostige Dunkelheit hinausredete. Hinter ihm im halberleuchteten Zimmer knisterte und zuckte dabei das Licht der gelben Kerze und zitterte über die kahlen Wände hin, und durch den stillen Raum vernahm Jason Kößlings lange Schritte auf den knarrenden Dielen.

Kößling achtete in seiner Erregung kaum auf das, was Jason Gebert zu ihm sprach. Er wiederholte sich nur immer wieder das eine, daß nun doch nichts, noch gar nichts

verloren sei, und daß er sich umsonst abgeängstigt habe, und daß er zu Jettchen müsse, um all das Unrecht, das er ihr in Gedanken angetan, vor ihr wieder gut zu machen. Er war stolz auf sie, aber zugleich peinigte ihn die Furcht, daß sie nun krank sei. Doch was wog diese Furcht gegen die tiefe Lust am Leben, die ihn plötzlich durchflammte, so unerhört und berauschend, daß es ihm in allen Muskeln zuckte, sich auszurasen, bis er vor Müdigkeit niedersänke.

„Nun,'' wandte sich Jason, — und ergriff seinen Hut — den breiten Spenzer hatte er nicht abgelegt, — „nun, lieber Freund, mein Wagen wartet unten. Vielleicht sehe ich Sie bald einmal bei Drucker, oder treffen wir uns lieber bei Stehely in der Nachmittagsstunde?''

Kößling erschrak. „Und den Christian Garve?''

„Ich hole ihn mir einmal von Ihnen, Doktor,'' sagte Jason und ging grüßend an Kößling vorüber.

Kößling nahm das Licht, um dem anderen zu leuchten, und schritt hinter ihm her die schmale Stiege hinab. Noch an der Haustür trug er Jason Grüße auf. Morgen früh würde er selbst kommen.

„Lieber Doktor,'' sagte Jason, während er schon den Wagenschlag in der Hand hielt, „die Grüße werde ich gern ausrichten. Ich vergesse es nicht. Wissen Sie, Doktor, die beiden zartesten Worte, die die Menschheit je ersonnen hat, meine ich immer, sind grüßen und sehnen. Aber — hm — darf ich Sie bitten, mich nicht zu besuchen.''

Kößling wurde rot bis in die Haarwurzeln und zitterte, daß das Licht fast verlöschte.

„Nicht, lieber Doktor, daß ich Sie nicht bei mir haben will, aber Sie wissen nicht, wie die Dinge liegen. Frau Jacoby durfte ich bei mir aufnehmen; ihren Liebhaber darf ich nicht bei mir empfangen. Verstehen Sie, . . . wenigstens nicht jetzt; aber wir sehen uns ja so . . .''

Damit lehnte sich Jason in die Polster seines Wagens zurück und schloß müde die Augen. War das ein Tag gewesen! Und langsam und wie verschlafen zogen die Pferde wieder an.

Kößling aber stand einen Augenblick wie betäubt, dann lief er ganz schnell nach oben, seinen Hut und Mantel holen. Er mußte noch Luft haben, sich ausrasen, und wenn er bis zum Morgengrauen durch die Straßen laufen sollte.

. . . Und während nun Jasons Wagen gemächlich die kurze Strecke bis zu seinem Hause weiter schwankte, da ratterte noch ein anderer Wagen durch die Straßen Berlins, von Haus zu Haus; ratterte die Königstraße herauf und die Spandauerstraße vom Molkenmarkt bis zur Garnisonkirche hinab, die Poststraße und die Burgstraße entlang, ja, er vergaß nicht einmal den Hohen Steinweg und den Neuen Markt. Er schwankte um die Marienkirche und kam bis nach der Münzstraße, selbst in der Neuen Roßstraße hatte er zu tun. Und dieser Wagen war nicht aus dem Fuhr- und Wagengeschäft Onkel Ferdinands, war auch kein Break und keine Brischka, war auch kein Char a banc und kein

Tandem, sondern ein ganz altmodischer Wagen mit schönen geschweiften Federn war es und mit einem himmelhohen Bock und mit einem Tritt für betreßte Lakaien in Dreimastern und weißen Perücken. Vier schwere, reich behangene Gäule zogen ihn und mit Trompeten ritten Vorreiter voran; und Tuben und Hörner bliesen vom Kutschbock — und kleine bösartige Piccolos und Flageoletts zwitscherten vom Trittbrett. Und drinnen in dem Wagen faul und lügnerisch, in den alten zerschlissenen Seidenpolstern, saß sie selbst, sie, die alte Vettel, Frau Fama. Und von Haus zu Haus wurde sie fetter, breiter, wohlgenährter, runder und lachender. Ihre kleinen Augen verschwanden beinahe in dem feisten Gesicht; immer mehr wuchs sie, und die Fugen ihrer alten Karosse krachten ordentlich unter ihrer Fülle. Und in alle Häuser, bis in die letzten Winkel, bis in die Himmelbetten mit den Mullvorhängen drangen die Tuben und Hörner, die kleinen bösartigen Flöten und Flageoletts unerschöpflich in ihrer zwitschernden Fülle, und immer neue, ungehörte und unerhörte Weisen raunten, zischelten, bliesen und flüsterten sie . . .

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte. Man freute sich auf Frost und klare Tage, aber das Wetter hielt nicht. Am nächsten Morgen, da war schon wieder der Himmel umzogen, und der weiße Reif auf den Dächern der Remisen, auf dem hölzernen Gartenzaun am Lagerhaus, in dem Winkel unter der Königsbrücke, dort, wo im Frühjahr die paar Veilchen standen, und wo jetzt der Wind das welke Laub zusammengetrieben hatte . . . der weiße Reif mit seinen kleinen, weißen, blitzenden Zinken und Zacken, der verging, gerade als wäre er zu fein und zu stolz dazu, sich allen Blicken preiszugeben. Nur ein paar Jungen, die Milch trugen, nur ein paar Bauernwagen, die von draußen zum Gänsemarkt kamen, nur der Barbier, der mit fliegenden Rockschößen beim ersten Morgengrauen von Tür zu Tür lief, der durfte ihn sehen, und er durfte die Nachricht weiter tragen, daß es draußen jetzt wirklich Winter würde. Aber bloß bei den ersten Kunden kam er dazu, hiervon zu sprechen. Nachher gab es Wichtigeres für ihn mitzuteilen. Und die Jungen mit den Milchkannen, die durften sogar mit den Stiefelhacken noch versuchen, ob das Eis auf den Pfützen, das mit seinen langen, blanken Kristallnadeln so schön glatt aussah, sich etwa schon zu einer Schlitterbahn hergebe. Doch ehe sie es noch recht bedauern konnten, daß es das noch nicht tat, ehe sie noch von ihren Stulpenstiefeln die letzten Spuren ihrer vergeblichen Versuche getilgt hatten, da war an Reif und Eis und Winter gar nicht mehr zu denken. Wie ein grauer Rauch zog es von draußen in die Straßen hinein und wandelte den Tag in eine weißliche Dämmerung. Es wischte den Reif fort von den niederen Dächern, Zäunen und stillen Winkeln und überzog dafür alles mit einer glitschigen Nässe. Und nicht ein Bröckelchen Eis duldete es mehr auf den Pfützen, sondern es sorgte dafür, daß sie ihren zähen Schlamm bis an den Bürgersteig schoben, und daß die Kopfsteine und Platten, die sich so schmal dahinzogen, ganz wie in klebriger Feuchtigkeit gebadet waren.

Und aus dem Nebel wurde ein Triefen und Sprühen, und aus dem Triefen und Sprühen langsam ein zäher, gleichmäßiger Regen, der aus dem grauen Rauch herabsank und alles überzog mit seiner blanken Feuchtigkeit; der bis in die Häuser und Nischen und Torbogen drang und auf den alten Höfen nicht einmal die Ecken vergaß, an denen — nach Möglichkeit geschützt — die leeren Geschäftskisten zu Pyramiden aufgeschichtet standen.

Aber dieser Regen und die Unfreundlichkeit des Tages machte es gerade heute doch nicht, daß die Straßen deswegen weniger belebt waren . . . die Postwagen natürlich, die mußten kommen mit ihren ganz bespritzten Ledern und über und über grau vom Schmutz der Landstraßen, und die Lastwagen, die hinausgingen nach Frankfurt an der Oder, hochbepackt und von schweren, dampfenden Gäulen mit klirrenden Geschirren gezogen — für die gab es kein schlechtes Wetter, und wenn der Schnee zehn Zoll hoch gelegen hätte. Aber warum dieser oder jener, und mehr noch diese oder jene, die gewiß kein Geschäft auf dieser Welt hatten, nichts versäumten und ruhig auf angenehmere und stillere Tage warten konnten, auf der Straße sein mußten und Besuche machen mußten, bei denen man den Leuten doch nur die gebohnten Stuben vertrat — das, ja das konnte einen schon in Staunen setzen. Soviel Kunden hatte der Tischler Löwenberg noch nie gesehen. Und das Haus, in dem das alte Fräulein mit den Pudellöckchen wohnte, in der Poststraße — es war beinahe so klein und schief wie sie selbst — das wurde rein zur Wallfahrtskapelle. Betagte Damen, die jahrelang nicht mehr aus der Tür gegangen waren, in großen gestickten Umschlagetüchern, erkannten plötzlich, daß sie schon lange sehr ungezogen gewesen wären und Frau Minchen Gebert auf dem Hohen Steinweg nicht ein Mal besucht hätten, und sie meinten, daß Tag und Stunde gerade günstig wären, um das nachzuholen. Und alte Herren, die sich wegen des Reißens vor jedem Windzug und vor jedem Regentropfen hüteten, und vormittags nie weiter gingen als bis zur nächsten Tabagie, zeigten plötzlich hippologisches Interesse und wandelten bedächtig unter ihren großen Regenschirmen die Königstraße hinauf und hinab und betrachteten aufmerksam die ostpreußischen Wallache vor den Prenzlauer Wagen, als müßte diese Anteilnahme den alten Elias Gebert herbeilocken. Vielleicht konnte man von dem etwas erfahren.

Aber sei es, daß der alte Onkel Eli wirklich sein Reißen in der Schulter hatte, sei es, daß ihm ausnahmsweise das Wetter zu schlecht war — die alten Grauköpfe mochten straßauf, straßab gehen, — Onkel Eli war nicht anzutreffen. Und ebensowenig kamen die betagten Damen bei Tante Minchen auf ihre Rechnung, denn wenn Minchens Minna auch ein bißchen taub war, soviel verstand sie doch, daß die alten Herrschaften gerade h e u t e keinen Besuch wünschten. Hannchen hingegen fühlte sich geehrt durch all die Leute, die zu ihr kamen, — es war doch ein Zeichen von Teilnahme, daß sie in diesen schweren Tagen an sie dachten; und Tante Hannchen hatte deshalb, gerade wie zu einem Trauerfall, ein schwarzes Taffetkleid angezogen, und in dem saß sie nun breit in der Mitte vom Sofa, eine Fußbank unter den gestickten Morgenschuhen und ein Kissen im Rücken. Und in einer Stunde sprach sie mehr, als sie in einer Woche verantworten konnte. Wenn

Ferdinand dagewesen wäre, so hätte er das wohl nicht geduldet. Aber Ferdinand war nicht da.

Doch während sonst Tante Hannchen klüglich von den Gängen ihres Mannes schwieg und dem Besuch stets sagte, daß ihr Mann in den Remisen oder in der Lackiererei beschäftigt wäre, nahm sie heute kein Blatt vor den Mund darüber, wo er hingegangen war. Ganz früh, sie sei noch gar nicht aufgewesen, sei schon der Lakai vom Prinzen Karl gekommen. Ihr Mann möchte um zehn Uhr ins Palais kommen und Muster vorlegen. Und es sei gut gewesen, daß ihr Mann gerade in dieser Woche die Neuheiten aus Paris bekommen hätte, göttliche Wagen, von einer Eleganz und einem Pli, wie sie das hier gar nicht machen könnten.

Aber trotz Hannchens Beredsamkeit erfuhr doch keiner etwas Rechtes und Befriedigendes über den Fall. Immer wieder hörte man nur die paar Dinge, die man schon längst wußte. Gar keine pikanten Einzelheiten waren in Erfahrung zu bringen. W i e das nun zusammenhing, w i e es sich eigentlich ereignet hatte, — darüber bekam keiner Klarheit. Nichts Derartiges war vorher von ihr geäußert worden, keine Silbe; keiner hatte etwas Ähnliches erwartet, alles war beim Schönsten und Besten, und plötzlich hieß es, die junge Frau sei fort. Herrgott, gab das einen Schrecken! Daß der alte Junggeselle Jason Gebert, dem überhaupt nicht recht zu trauen war, dabei seine Hand im Spiele hatte, und sicherlich in ganz anderer Weise, als er es darstelle, — das sehe jedes Kind.

Und die, die ganz kühn waren und zu Salomon Gebert ins Geschäft gingen, um ihn an irgendwelche Lieferungen zu erinnern, oder um ihm mitzuteilen, daß das offerierte Packpapier um einen Dreier billiger zu beschaffen sei, und die dabei so nebenher und linksherum etwas zu hören hofften, die erfuhren nun schon gar nichts. Denn der Chef, hieß es, wäre nicht da, und der alte Demcke nahm zwar von der Notierung des Packpapiers freudig Kenntnis, knurrte aber, daß ihn die andere Sache nichts anginge, und er nichts davon wüßte.

Und Salomon war wirklich nicht ins Geschäft gekommen, den ganzen lieben langen Tag nicht, trotzdem Weihnachten vor der Tür, und man noch mit der Lieferung und mit dem Versand im Rückstand war. Solange das Geschäft bestand, war Salomon noch nie ohne Grund auch nur eine Stunde fortgeblieben, ganz gleich, was gestern gewesen, ganz gleich, was heute war; immer und allezeit war Salomon Gebert in seinem Geschäft der Erste, der kam, und der Letzte, der ging. Er war dabei, wenn der Hausdiener Gustav aufschloß, und er nahm die Schlüssel ihm beim Weggehen aus der Hand. Er hatte es so getan, als es nötig war, und er tat es noch jetzt, als es schon längst nicht mehr nötig war, gleichsam aus einer abergläubischen Gewöhnung ... Gerade, als ob daran das Geschick seines Hauses hinge. Und heute hatte er das erstemal seit Jahrzehnten diese Gewöhnung durchbrochen; aber hätte er es auch nicht getan, es hätte wohl keiner eine Antwort von ihm erhalten, und vielleicht hätte auch keiner, der ihn gesehen, ihn zu fragen gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

# Der lustige Mozart.

Von

Richard Batka.
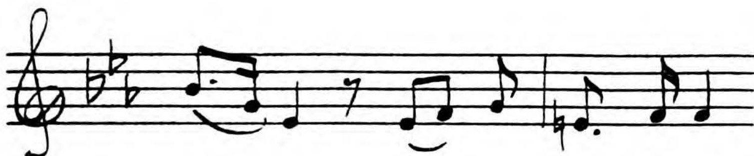
„Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen.“ So schrieb Mozart vier Jahre vor seinem Tode an den Vater. Allein dieser Pessimismus war ihm nicht angeboren, er war ihm aufgezwungen worden durch ein mißliches Geschick, das diese kindliche Frohnatur zeitweise zum Fatalisten verdüstern konnte. Aber immer wieder brach die Sonne durchs Gewölke. Man kennt Mozarts Humor und seine Freude an derben Scherzen aus seinen Briefen wie aus seinen Opern. Aber wenig oder gar nicht bekannt sind jene seiner Kompositionen, die er zum Spaß für seine Familie bezw. für die fröhlichen Gesellschaften des befreundeten Jacquinschen Hauses schuf. Es sind vokale Ensembles für drei oder vier Stimmen, rasch hingeworfen, aber con amore komponiert, und in ihrer sprühenden Laune und genialen Narrheit spüren wir Mozarts heiteren Geist unmittelbarer, sozusagen menschlicher und persönlicher, als in seinen für ein Publikum geschriebenen Schöpfungen.

Aus der ganzen Gruppe dieser Kompositionen dürfte den Musikliebhabern kaum mehr als das „Bandlterzett“ (Wien 1783) bekannt sein. Mozarts Frau konnte einmal vor einem Spaziergang ein neues Band, das sie geschenkt bekommen hatte, nicht finden und rief ihrem Manne zu: „Liebes Manndl, wo ist's Bandl?“ Mozart half ihr suchen, auch Freund Jacquin, der sie abzuholen kam, suchte mit, fand das Band, wollte es aber nicht hergeben, so daß sich ein fröhlicher Kampf darum entspann, während auch der Hund dem Jacquin bellend zwischen die Beine fuhr. Zum Andenken an diese Szene schrieb Mozart dann sein Bandlterzett, das dann auch außerhalb seines Kreises populär wurde und später sogar in die Oper „Der Schauspieldirektor“ Aufnahme fand.

Den Text hat sich Mozart hier wie bei allen seinen humoristischen Sachen selbst verfaßt. Und selten hat er sein Behagen an starken Ausdrücken, welches die gelehrten Herausgeber seiner sämtlichen Werke sonst jeden Augenblick zu punktierten Auslassungen nötigt, so sehr gezügelt wie hier.

Von einem zweiten lustigen Gesangsensemble mit Klavierbegleitung sind uns nur die Singstimmen erhalten. Es war offenbar nur zum Privatvergnügen komponiert, und er pflegte den Klavierpart stets erst am Flügel zu improvisieren. Seine Witwe, als sie eine Veröffentlichung der Notenblätter ins Auge faßte, bat 1799 Beethoven, ihr für diesen Zweck die fehlende Begleitung zu setzen, aber bei näherem Zusehen ergab sich, daß es zur Not auch ohne den Klavierpart gehe. Das Quartett behandelt wieder einen kleinen Vorgang aus dem Leben des Tondichters. Man könnte es fast einen dramatischen Scherz

nennen. Personen: Mozart, Constanze, und zwei Freunde F. und H. Schauplatz: Mozarts Wohnung. Die Gatten nehmen vor einer Kunstreise des Familienoberhauptes Abschied. Zunächst klagt Constanze ihr Leid in einer echt italienischen, übertrieben gefühlvollen Kantilene:



| | | |
|---|---|---|
| Ca - ro | mi - o | Druck und Schluck |
| Caro | mi - o | Schluck und Druck |
| ti lascio, | oh Dio! | kugelrund! |
| che auffani! | a Loth | is ka Pfund. |

Mozart antwortet in derselben Melodie mit einem ähnlichen makkaronischen Sprachmischmasch:

:,: Cara mia, Bagatellerl :,:
io parto, tu resti, Spitzignas,
che pena, che tormento! wenn's regn't is naß.

Da kommen mit einem feurigen Allegro die beiden, vermutlich von der Reise nicht gebührend verständigten fidelen Freunde herzu und beginnen ein komisches Schelten:

Perfidi! Barbari! Belui! Mostri! Tiranni usw.

H. versucht ihn zu beruhigen, das Ehepaar bittet um Pardon:

Quello l'adira
Wir können nix dafüra.

Eine Prise Schnupftabak stellt den Frieden schließlich wieder her. Das ganze, mit seinen Kraftworten ziemlich salonunfähige Ensemble ist voll echt mozartischer, sogar schon Zauberflötenklänge („Mir klingt der Mutter Name süßer") vorweg nehmender Melodik. Denn wir können aus den Anspielungen in einem Briefe Mozarts an seine Frau (Dresden, 13. April 1789) wenigstens das mit Sicherheit ersehen, daß die Komposition in diesem Jahre im Mozartschen Hause schon geläufig war. „Wenn ich dir alles erzählen wollte", plaudert Mozart in jenem Schreiben, „was ich mit deinem Porträt anfange, würdest du wohl oft lachen. Zum Beispiel, wenn ich es herausnehme, so sage ich: „Grüß dich Gott, Stanzerl! grüß dich Gott, Spitzbub, Krallerballer, Spitzignas, Bagatellerl, Schluck und Druck." Das ist ja geradezu ein Zitat.

Im Nachlaß des 1855 zu Wien verstorbenen Michael Bartenschlag haben sich ferner die Stimmen eines gemischten Quartetts (2 Soprane, Tenor, Baß) vorgefunden und werden jetzt in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt. Als Tondichter ist Mozart angegeben. Da jedoch von dieser Arbeit sonst gar nichts weiter bekannt ist, hat sie der vorsichtige Röchel in seinem thematischen Mozartkatalog unter die „Zweifelhaften Werke" eingereiht, ohne innere Gründe gegen Mozarts Autorschaft ins Treffen führen zu können. Darum sei das noch ungedruckte, allerliebste Stück in der Notenbeilage*) hier mitgeteilt, und zwar nach einer alten, in meinem Besitz befindlichen Kopie Röchels.

Um 1795 erschien im Verlag J. A. Böhme zu Hamburg ein „Terzett für drei Singstimmen" (2 Tenöre, ein Baß) von Mozart. Die Tenöre wiederholen immerfort die Melodie einer schmachtenden Serenade („Liebes Mädchen, hör mir zu"); nach der ersten Strophe meldet sich im Fenster des Vaters Baß und schilt heftig auf die unentwegten Ständchenbringer ein. Die Musik gemahnt an die dramatischen Finali Mozarts. Wie der Vater nach den ersten kurzen Ausrufen des Unmuts immer mehr in Ärger und Aufregung gerät, bis sich seine höchste Empörung in unaufhaltsamen Sechzehnteln ergießt, das ist nicht nur überaus ulkig, sondern auch psychologisch ganz famos entwickelt. An dieser Kralle erkennt man den Löwen der Oper, und es spricht kein innerer Grund dafür, an der Überlieferung zu zweifeln, welche diese Komposition auf das bestimmteste Mozart zuweist.

Jahn führt unter den unterschobenen Werken noch eine dreistimmige „Schulmeistermesse" an, welche auch Haydn zugeschrieben wird, aber nach Carpani von dem Augustinermönch Aumann in St. Florian herrühren soll. Sie ist noch nicht veröffentlicht und nur in Abschriften verbreitet. Hätten die Mozartforscher das Werk selbst in der Hand gehabt, so hätten sie es gleich als eine Travestie des eben erörterten Mozartschen Ständchenterzetts erkennen müssen. Die Musiken stimmen Note für Note überein, nur ein anderer Text steht darunter, und auch die Szene ist eine andere. Zwei Chorknaben singen bei einer feierlichen Messe das Kyrie, der Schulmeister (Baß) rüffelt sie wegen begangener Fehler, hilft ihnen hinein, souffliert ihnen den lateinischen Text usw. Die ursprüngliche Fassung kann diese unmöglich sein: denn in der andern, weltlichen, fügt sich die Musik viel besser und natürlicher dem Texte. Vielleicht will die Überlieferung in Aumann nur denjenigen festhalten, der den musikalischen Serenadenschatz ins kirchliche Milieu verpflanzte.

Jenes Ständchenterzett hat übrigens noch ein Seitenstück, das gleichfalls unter Mozarts Namen umgeht. Die Situation ist ganz ähnlich. Zwei Tenöre singen zu den Fenstern der Schönen hinauf („Mädchen, ich komm mit der Zither"), der Alte aber kehrt diesmal betrunken aus dem Wirtshaus heim, zankt mit seiner ihm öffnenden Frau und mischt seine grobe Stimme mit dem fidelen Wiener Gassenhauer vom Lieben Augustin

*) Siehe Seite 169.

in das sanfte Liebeslied . . . Das ist recht lustig mit breitem Österreicher-Humor durchgeführt, zeigt aber doch nicht jene dramatische Meisterschaft wie sein Prototyp. Ich möchte es folglich um so eher als eine Nachbildung von fremder Hand bezeichnen, als sich Ausgaben dieser Burleske aus dem 18. Jahrhundert noch nicht haben nachweisen lassen.

Nicht vergessen sei schließlich eine Anzahl von komischen Kanons, die auch dem geselligen Vergnügen Mozarts dienen sollten. An einem einzigen Tage (2. Sept. 1788) hat er deren nicht weniger als vier zu Papier gebracht. Offenbar gab es damals eine fidele Gesellschaft. Die Texte sind stellenweise von einer kaum zu überbietenden Unanständigkeit und als Zeugnisse für den Ton, der in einem Wiener Bürgerhause am Ende des 18. Jahrhunderts möglich war, kulturhistorisch interessant. Auch hier liebt Mozart die Fiktion, wenn nicht eines dramatischen Vorgangs, so doch eines Dialogs, z. B.:

Grechtelt's eng,*) grechtelt's eng, wir gehn in Prater. In Prater? iatzt laß nach, i laß mi nit stimma. Ei beileib. Ei ja wohl. Mi bringst nit außi. Was plauscht der? iatzt halt's Maul! i gib dir a Tetschen.**)

Und ein anderer dieser Kanons wird von der Tradition geradezu als „Mozart und sein Diener" betitelt.

O du eselhafter Martin,
O du martinischer Esel,
Du bist so faul
Als wie ein Gaul,
Der weder Kopf noch Haxen hat.

Aus dem Weiteren, das sich übrigens der Wiedergabe entzieht, geht noch hervor, daß es sich hier um die Weckung eines Langschläfers handelt.

Der Versuch, die Kanons durch Unterlegung decenter Texte für die deutsche Hausmusik zu retten, mußte leider scheitern, da sie insofern auch „Gesamtkunstwerke" sind, als Wort und Ton aufs engste zusammenhängen. Aber die andern lustigen Singensembles verdienten es, gekannt und mit kleinen Milderungen des Textes zur Unterhaltung daheim gesungen zu werden. Denn selbst aus dem Allzumenschlichen darin können wir noch immer das „heilige Lachen" eines wahrhaft göttlichen Genius hören.

*) Wenn's euch recht ist.
**) Kopfstück.

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Erhöhung des Reichsbank-Diskontos auf den noch nie erlebten Satz von $7^1/_2$ Proz. wird Ruhigdenkende kaum erschrecken, da diese Maßnahme, genau wie die bei der Bank von England, nicht die heimischen, sondern nur die amerikanischen Zustände illustriert. Augenblicklich, wo von New-York aus mit gierigen Händen nach unserm gelben Metall gelangt wird, haben die leitenden Notenbanken Europas als vornehmste Aufgabe den Schutz ihrer Währung anzusehen, so daß der Diskonto statt einer Geldpolitik eine Goldpolitik zum Ausdruck bringt. Natürlich wird unser Kreditwesen hierunter eine Zeitlang leiden, aber gewiß nicht allzu lange, da die Herren in Berlin sicher die erste Gelegenheit ergreifen werden, um Handel und Gewerbe von einem so starken Drucke wieder zu befreien.

Man sollte nicht glauben, daß trotz der starken Erschütterungen der Märkte und der Weltmärkte, die deutsche Industrie fast noch ihre alte Höhe einhalten könnte. Und dennoch ist dies der Fall, wie ein einziger Umstand erweist, daß nämlich Kohle nicht genügend zu haben ist. Damit gewinnen auch die Bemühungen mancher Rheinischen Montangrößen, unsere Konjunktur bereits als sinkend hinzustellen, eine charakteristische Beleuchtung. Vielleicht, daß es im Frühjahr einmal so weit kommt, wenn die bisherigen Aufträge zu Ende gegangen sind und neue dafür nicht einliefen. Einstweilen gibt es aber wichtige Industrien bei uns, welche auch später für eine weitere starke Belebung unserer Hüttenbetriebe schon im eigenen Interesse tätig sein müssen. Das Publikum, besonders in jenen so gewerbreichen Provinzen, würde daher Kohlen- und Eisenaktien wohl kaufen, resp. hinzukaufen, wenn es Geld hätte. Nun kann man zwar, trotz all der Klagen über Knappheit, gerade an der Börse tägliches Geld ziemlich leicht haben, allein solche Aufträge haben doch durch die Hände der Kommissionsbanken zu gehen, die nicht einmal zu den gegenwärtigen teuren Zinsbedingungen einer Erweiterung der bestehenden Engagements irgendwie hilfreich entgegen kommen. Jedenfalls ist es auch aus sozialpolitischen Gründen erfreulich, zu konstatieren, daß der Druck, der auf unserer Börse liegt, — und dies nicht zum wenigsten wegen der Handels-Fallimente — einen Druck auf unserer Industrie alles eher als gleichzeitig darstellt. Es scheint, als ob in dieser Beziehung seit mehreren Monaten sogar in unserer Hochfinanz irrige Voraussetzungen vorgewaltet haben.

* * * *

Gute Beobachter wollen neuerdings beim deutschen Publikum eine Bevorzugung der ungarischen Goldrente gegenüber der österreichischen erblicken, und zwar keineswegs nur wegen des billigeren Kurses, sondern auch aus einem größeren politischen Vertrauen zu dem ungarischen Staate. Mag dies nun richtig oder falsch sein, jedenfalls haben die Cisleithanier kein Recht, über die unbegrenzten Möglichkeiten innerhalb der Verwaltung Transleithaniens zu spotten, solange in ihre eigenen Verhältnisse ab und zu ein grelles Licht fällt. Die jüngste derartige Aufhellung betrifft eine Verhandlung beim Oberlandesgericht in Wien, die eines der ersten Montan-Unternehmen des Landes resp. dessen mächtigen Zentraldirektor in einer mehr als merkwürdigen Situation findet. Bei dem Zentraldirektor Kestranek von der Prager Eisenindustrie (Dividende $42\,^1/_2$ Prozent, Kurs ca. 2700 Kronen) war vor längerem ein „Fleischkommissionshändler" erschienen, dessen Anerbieten jedoch nicht von Fleisch, sondern von Eisen handelte. Nach seiner Mitteilung beabsichtigte die bosnisch-herzegowinische Landesregierung ihren Besitz an Aktien der Vareser Eisenindustrie zu verkaufen, und er sei in der Lage, durch seine Beziehungen bei der genannten Regierung solches zu vermitteln. Nun sollte die Prager Eisenindustrie

der bosnischen Landesregierung einen Kaufpreis von nur drei Millionen Kronen anbieten und weitere vier (!) Millionen Kronen ihm, dem Vermittler, als Provision sofort nach Übernahme der Aktien auszahlen. Wir folgen hier nicht etwa irgend einem kapitalfeindlichen Hetzblatt, sondern dem vornehmsten und gewiß kapitalsmilden Organe der Monarchie, aus dessen Berichte zu entnehmen ist, daß nach mehrfachen Unterhandlungen ein Geschäftsmann ersten Ranges, eben jener Zentraldirektor, dem Fleischkommissionshändler den von diesem gewünschten Provisionsbrief ausstellte, der dann bei einem Prager Notar hinterlegt wurde. Der Tragödie voll Ehrlichkeit und Unbefangenheit folgt jetzt das Satyrspiel, indem die bosnische Regierung mit der Prager Eisenindustrie direkt, vielleicht auch indirekt, gar nicht abgeschlossen hat, während die Gläubiger des Vermittlers auf die Viermillionen-Provision Beschlag gelegt haben. Wer weiß, ob Herr Kestranek, wären es nur 40 000 Kronen, diese lästige Sache nicht lieber der Öffentlichkeit entzogen hätte. Aber bei vier Millionen hört auch eine solche Montangröße auf, das Inkognito zu bewahren. Es mußte eine Feststellungsklage eingereicht werden, wonach jene Transaktion unerfüllt geblieben sei, und dieser Klage verdankt Österreich die dort vielleicht nicht einmal überraschende Enthüllung. Man denke! Ein Mann von dieser Stellung war damit einverstanden, seinem Staate ein Objekt für nur drei Millionen abzukaufen, dessen Provisionsgebühr allein noch vier Millionen für ihn wert war. Welche exzessiven Gewinne müssen da ausgerechnet, aber der Regierung verschwiegen worden sein. Mit Selbstkosten für teure bergmännische Untersuchungen kann doch ein Fleischkommissionshändler sich unmöglich ausreden, und falls derselbe Herr etwa von teuren Sektions-Chefs gesprochen hätte, so durfte ihm dies der Zentraldirektor so einfach gar nicht glauben. Gesetzt aber, der Streich wäre gelungen, in welchen Ziffern würde dann die Prager Gesellschaft ihren Aktionären die neue Erwerbung mitgeteilt haben? — Mit den nach Bosnien wirklich gezahlten drei Millionen konnte sich der betreffende Passus nicht anders denn als eine Bilanzverschleierung darstellen, und dies doppelt, weil doch die weiteren, nach einer anderen Seite abgeschwenkten, vier Millionen eine falsche Buchung dann erfordert hätten. Indessen eine noch ärgere Verwirrung würde die wahre Angabe mit sieben Millionen angerichtet haben, weil doch das dortige Reichsfinanzministerium innerhalb einer parlamentarischen Kontrolle steht, und man sicher in der ersten besten Sitzung nach dem Verbleib jener vier Millionen gefragt hätte, welche der Geschäftsbericht der Verkäuferin mehr aufführt. All diese Für und Wider wird sich einer der gewiegtesten Praktiker unter den Direktoren des Landes notwendig vorher überlegt haben; nur dürfte auch die öffentliche Meinung, und sogar bei uns, an seiner aufrichtigen Mitteilung darüber interessiert sein. Denn bekanntlich hat unter den großen Bergwerks-Gesellschaften beider Länder ein Austausch stattgefunden, derart, daß die Österreicher bei uns, und die Deutschen wiederum in Österreich in Aufsichtsratstellen eingerückt sind.

* * *

In der Gläubigerzusammenkunft der Firma Haller, Söhle in Hamburg hat die Reichsbank wegen ihrer eigenen Forderungen nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Keiner der Anwesenden kam aber auf die Idee, dem Vertreter dieser Bank seinen Weg mit der Frage abzuschneiden, weshalb ein solcher Zusammenbruch eines in sich schon lange morschen Hauses selbst den maßgebendsten Bankkreisen überraschend kommen konnte. Die Diskontierungstätigkeit unseres leitenden Noteninstituts hat nicht nur den Zweck, Handel und Gewerbe mit Geld zu versehen, sondern auch dadurch eine solche Übersicht des Marktes zu gewinnen, daß ungünstige Entwicklungen noch zur rechten Zeit aufzuhalten wären. In Wahrheit ist jedoch die Reichsbank schon in einer ganzen Reihe von Fällen durch schwere Zahlungseinstellungen genau so überrascht worden, wie der letzte kleine Kaufmann. Es sei hier an die Leipziger Bank erinnert, deren Geschäftsgang der öffentlichen Kritik damals schon lange unterworfen war. Ferner wurde erst vor kurzem in dem Städtchen Kreuznach die Bankfirma Gebrüder Sahler mit vielen Millionen bankerott, und die Reichsbank hatte für ebenfalls mehrere Millionen

Wechselforderungen. Nun kommt ein bislang so allererstes Haus wie Haller, Söhle hinzu, dessen überaus zahlreiche Akzepte bei genauerer Durchsicht und etwas mehr Skepsis schon auffallen mußten. Indem unsere Großinstitute in ihren Wechsel-Portefeuilles zusammen wohl ebensogroße Summen liegen haben, wie die Reichsbank selbst, wird ja eine Zentralisierung des Diskontmarktes recht erschwert. Dies hindert aber keineswegs, ernsthaft darüber nachzudenken, wie endlich eine wirksame Kontrolle über das deutsche Akzeptwesen hergestellt werden könnte. Vielleicht müßte die Reichsbank in dieser Beziehung mit unseren Großbanken zusammengehen, damit wieder eine mehr einheitliche Handhabung wirksam werden könnte. Wenn die Bank von England den Privatsatz allzu tief unter der offiziellen Rate sieht, so ermäßigt sie möglichst schnell ihren eigenen Zinsfuß, aber nicht, um Wechselgeschäfte zu machen, sondern in erster Linie, um den Markt nicht aus ihrer Hand gleiten zu lassen. Und im allgemeinen hat die Bank von England einen weit sichereren Überblick über die Diskonten ihres Landes, als das bisher bei uns der Fall ist. Möglicherweise trägt zu diesem Mißverhältnis bei der Reichsbank auch die ziemlich persönliche Leitung der Einzeldirektoren bei, die in allen Städten das Geschäft als ihre erste Aufgabe ansehen, während ihnen von der Zentralstelle aus doch auch diejenigen Aufgaben immer wieder vorgehalten werden sollten, welche die Reichsbank gegen die Allgemeinheit hat.

* * *

Gewisse statistische Kreise, die sich erst vor kurzem mit ihrer Rechtfertigung der abnorm hohen Kupferpreise eine so unsterbliche Blamage erworben haben, sind jetzt schon wieder mit andern ebenso völlig wertlosen Darlegungen bei der Hand. In diesen letztern kann nämlich der erstaunte Leser die Ursachen der amerikanischen Krisis mit gründlichster Unwissenheit, aber unter trockener Aufzählung von Warenpreisen aus den verschiedensten Jahrgängen, einfach als eine gewaltige Überspekulation bewiesen sehen. An sich wären diese Dummheiten weniger gefährlich als die damalige Begründung der Kupferhausse, die unsere Großverbraucher ungezählte Millionen gekostet hat, allein es wird dabei wie zufällig etwas Wichtiges verborgen, das auch uns nicht genug vorgeführt werden kann. Es sind dies die Trusts, welche die Union, man kann ruhig sagen, durchseuchten, und mit ihrer Konzentration über alle Gebiete, seien es nun Eisenbahnen, Petroleum oder Kupfer, eine unbedingt betrügerische Geldkrisis schließlich verursacht haben. Es ist zwar auffallend, wie besonders deutsche Montankreise und deren Organe dieses Trustunwesen drüben von dem jetzigen Débacle fern gehalten wissen wollen, aber zwischen den Zeilen hindurch liest man doch die Furcht, daß gewisse deutsche Trusts, welche ihre Tyrannei erst begonnen haben, von nun an seitens der preußischen Behörden schärfer beobachtet werden. Hier an dieser Stelle soll aber immer wieder auf diese Gefahren auch bei uns hingewiesen werden. Bei ihnen handelt es sich nicht nur um die bekannte Unterdrückung der persönlichen Intelligenz, sondern in ungleich drohenderem Maße um die Zusammenballung ungeheurer Geldmittel, die mit dem Aktienmarkte so lange Fangball spielen, bis es wie in New York zum Platzen der Eiterbeule kommt. Es ist auch nicht wahr, daß das Vorhandensein einer staatlichen oder halbstaatlichen Zentralnotenbank jene Krisis verhindert haben würde. Unter der amerikanischen Korruption, die sich höchstens dem schließlichen Volkswillen, aber sonst keiner anderen Macht fügt, wären dann die Wechsel einer solchen Bank fast lauter Schwindeloperationen jener Trustgewaltigen.

* * *

Vor kurzem ging eine seltsame Nachricht ohne Widerspruch durch die Presse, nämlich daß das Kohlensyndikat in Essen M. 200 000 — nicht etwa für einen Arbeiterfonds — sondern: man höre! für die Wiederaufrichtung der Burg bei Altena gespendet habe. Wenigstens hier soll dieser Fall nicht sang- und klanglos begraben werden. Unser Kohlensyndikat, ursprünglich und auch noch später einer der besten Regulatoren unseres größten Arbeitsmarktes, wurde seinerzeit mit einem Aktienkapital von M. 900 000 gegründet. Diese Summe erhöhte sich durch die

Aufnahme des Kokskontors, von Reedereien usw. § 2 der Statuten bezeichnet nun ausdrücklich den Zweck der Gesellschaft mit dem An- und Verkauf von Kohlen und Koks, Aufbereitung von Kohle, sowie Beteiligung an allen Unternehmungen, die mit dem Vertriebe jener Produkte zusammenhängen. Wiederaufrichtungen von Burgen sind also, wie ersichtlich, in diesen Statuten nicht vorgesehen. Man darf daher sagen, daß das Syndikat mit solchen Investierungen nur einem Einzigen gefällig zu sein hat — sich selbst. Sollte also die Ansicht vorherrschend geworden sein, daß jene Burg bei Altena die praktischste Lokalität für die Bureaux des Kohlensyndikats abgeben würde, so bliebe natürlich gegen eine geschäftliche Ausgabe solcher Art nichts einzuwenden. Andernfalls aber müßte diese Spende als ein ganz neues Beispiel für die Verwendung von Gesellschaftsgeldern gelten. Eine Aktiengesellschaft hat weder künstlerische, noch antiquarische Neigungen, nicht einmal Liebesdienste außerhalb ihres Rahmens zu betätigen, und die sehr reichen Aufsichtsräte und Direktoren jenes Syndikates würden ebenso wohlgefällig betrachtet worden sein, wenn sie die M. 200 000 aus der eigenen Tasche anstatt aus der Gesellschaftskasse gewährt hätten. Wenn wir dahin kommen, daß unsere großen und übergroßen Geldansammlungen bei den Aktienunternehmen zu allen möglichen Zwecken verwendet werden, so wird damit nicht nur den betreffenden Faktoren allmählich eine schrankenlose Macht verliehen, sondern es dürfte auch schließlich in politischer Beziehung den größten Mißbräuchen Tür und Tor geöffnet werden.

---

## Zwei Briefe des Freiherrn vom Stein.

**Als Nachklang** zur Gedenkfeier für den Freiherrn **vom** Stein teilt uns Herr Dr. Adolf Kohut **aus der Handschriften**-Abteilung der Berliner Königlichen **Bibliothek**, deren Verwaltung ihm die Abschrift **freundlich** gewährt hat, folgende bemerkenswerte **Briefe** des Freiherrn vom Stein mit, die nach **der Versicherung** des Herrn Einsenders bisher noch **nicht abgedruckt** worden sind.

Cappenberg, 21. Februar 1828.

Euer Hochwohlgeboren

danke ich auf das Verbindlichste für die Mitteilung Ihrer gehaltreichen Abhandlung über die Städteordnung.

Eine 20 jährige Erfahrung spricht sich nun aus über den Wert der durch jenes Gesetz eingeführten Municipalverfassung und im ganzen auf eine günstige Art. Dieselben Erfahrungen machen aber auch ihr Fehlerhaftes kund, und die verschiedenen Landtagsverhandlungen enthalten sehr gründliche Äußerungen, sowohl des Beyfalls als jener Klagen des Fehlerhaften. Diese Erfahrungen, diese Vorteile sind also eine Quelle, woraus man, jedoch prüfend, die Verbesserungen schöpfen kann. Aber auch ein anderes sollte man benutzen: die Verfassungen der Reichsstädte und die Geschichte derer Bildung. Sie genossen keine unbedingte Freiheit, sondern bewegten und entwickelten sich unter Aufsicht des Kaisers und Reiches und zunächst des Reichs-Hofrates. Ich fand mich daher veranlaßt, mich näher mit der Verfassung der noch jetzt bestehenden freyen Städte bekannt zu machen und hier fand ich die Ergebnisse und Schwierigkeiten des Bürgerrechts, der Zünfte, Verhältnisze zwischen Magistrat und Bürgerschaft, ihre besonderen Befugnisse und Einrichtungen, um die zwischen beiden entstehenden Uneinigkeiten zu beseitigen. Die Hamburger Verfassung, die sich langsam unter 100 jährigem Kampfe entwickelte, besitzt große Vorzüge; sie ward daher 1814 unbedingt und einstimmig von der Bürgerschaft wieder angenommen . .

In der an einen höheren Staatsbeamten vom 9. Dezember vorigen Jahres gerichteten Anlage sprach ich meine Meynung aus über die Grenzen der Rechte des Magistrats und der Stadtverordneten und über eine Anstalt zur Ausgleichung der unter beyden entstandenen Meynungsverschiedenheiten. Ich erlaube mir, mich darauf zu beziehen.

Die Freunde der abstrakten Prinzipien sollten sich ihres Obwalters, des Abbé Sieyès*), des großen

*) Emanuel Joseph Sieyès, geb. 3. Mai 1784 zu Fréjus und gest. 20. Juni 1836 zu Paris, das bekannte Mitglied der Nationalversammlung, des Convents, der 500 und des Direktoriums, der in der großen französischen Revolution für den „dritten Stand" eintrat und die erste Fassung der Erklärung der „Menschenrechte" gab.

politischen Maschinenbauers, erinnern, der, ein praktischer Soldat, ein Gut zur Abfütterung und einen Orden zur Regierung anwies, und überhaupt bedenken, daß der Staat nicht ein Aggregat von mathematischen Figuren ist, sondern ein Verein von Menschen, daß ein Hauptelement, so bey solchen in Betracht komme, der Nationalcharakter sei, daß für Menschen, so mit denen qualités éminement françaises begabt sind, andere Einrichtungen erfordert worden, als für uns Deutsche, die gesunden Verstand, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Frömmigkeit besitzen, freylich mit Neigung zum Schlendrian und zur Philisterey versetzt.

Ich wünschte, Euer Hochwohlgeboren unterwürfen unser ständisches Institut einer ernsten Prüfung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharre ich
Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
H. K. Fr. vom Stein.

An Herrn Friedrich von Raumer*), Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in Berlin.

Cappenberg, den 3. Dezember 1827.

Mit großer Teilnahme erfahre ich, meine verehrteste Freundin, daß Ihr Herr Gemahl zum Gesandten nach Neapel ernannt ist. Werden Sie mit Ihren liebenswürdigen Töchtern die Ufer der Spree mit denen des Parthenopischen Meeres vertauschen, werden Sie sich von uns Nordländern trennen? Ich besorge es, daß die Reize des Landes, wo die Orangen blühn, Sie verleiten, uns zu verlassen.

Ich werde diesen Winter vermutlich nicht nach Berlin kommen, da mancherlei Hindernisse, auch vermindertes Einkommen durch Abgaben an meine Töchter, zur Ermäßigung der Ausgaben nötigen. — Überdies erwartet uns Ende 1828 der Landtag und dann eine dringende Veranlassung zur Berliner Reise.

Meine Einsamkeit wird ausgefüllt durch mancherlei Verwaltungsgeschäfte, die sich wegen vielfacher Veränderungen im Innern des Landes vervielfältigen, durch einige ständische Geschäfte, durch Benutzen der mitgebrachten Bücher, durch Besuche.

In meinem Alter verengert sich täglich der Kreiss, biss er zuletzt ganz verschwindet. Gleim sagt mit Recht: „Der Jungen Zimmer ist die Welt, das Zimmer ist die Welt der Alten."

Ich empfehle Ihrer Aufmerksamkeit Bottos „Histoire de l'Italie depuis 1809—1814". Die Tatsachen, richtig aufgefaßt, in einem bekannten Sinn und Styl vorgetragen. Scotts „Geschichte Napoleons" ist voll lächerlicher, grober Irrtümer, der Stil schleppend und langweilig — hier und da zeigt sich in seinen politischen Ansichten der gesunde mit praktischen Werten genährte Menschenverstand des Engländers. Hat Sie die Schlacht von Navarin nicht gefreut? Nun darf man an die Befreiung von Griechenland glauben. Möchten doch die rohen Osmanen wieder nach Asien geworfen und unser Europa von dieser fremdartigen Nation befreit werden! Verzeihen Sie diese unumwundene Äußerung. Ich vergaß, daß mein Brief an eine Dame des Corps diplomatique gerichtet ist.

Von meinen Töchtern sage ich Ihnen nichts, da sie unmittelbar mit Ihnen in Verbindung stehen.

Ich vernehme die Verbindung des Grafen Fritz von Brühl mit der jungen Gräfin G. und freue mich sehr darüber, daß diese Verbindung zur Zufriedenheit der sehr würdigen Eltern gereichen wird.

Ich bitte, diesen meine sehr lebhafte Teilnahme und fortdauernde Verehrung zu versichern.

Ehrfurchtsvoll,
Gnädige Frau,
Ihr untertänigster
H. K. Fr. v. Stein.

An die Frau Gräfin von Voß, geb. Fräulein von Berg, zu Berlin.

# Politische Glossen.

Von Eduard Goldbeck.

Bei dem Diner im Elysée hat Präsident Fallières zu König Alfons gesagt: „Spanien und Frankreich seien durch ein Werk des Friedens und der Zivilisation vereint." Die weiseste Sibylle könnte nicht enträtseln, daß das Bombardement von

*) Friedrich von Raumer, geb. 14. Mai 1781 zu Wörlitz und gest. 14. Juni 1873, der bekannte Historiker, u. a. Verfasser der „Geschichte der Hohenstaufen" und der „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts."

Casablanca gemeint war, aber jeder Concierge in Paris verstand den Präsidenten. Nichts erlernt sich so leicht, wie die offizielle Heuchelei.

* * *

Ob Roosevelt ein Cicero oder ein Katilina sei, diese Frage wird in den Vereinigten Staaten unermüdlich erörtert. Schon die Fragestellung ist in ihrem naiven Reinlichkeitsbedürfnis verfehlt. Roosevelt ist ein großer Massenführer, und ein solcher ist nur als Mischung ciceronischer und katilinarischer Elemente möglich.

* * *

Die Engländer nennen Eduard den Siebenten neuerdings den „Friedenskönig“. Möchte er nur in so löblichen Bestrebungen nicht allzu weit gehen! Qui veut faire l'ange, fait la bête, sagt Pascal.

## „Das Büchlein von Goethe.“

Von Hans Landsberg.

In der Bibliothek Varnhagen (Berlin) befindet sich ein sehr seltenes und merkwürdiges Buch, das die vorstehende Überschrift trägt und als „herausgegeben von Mehreren, Penig 1832,“ bezeichnet wird. Das Buch ist unmittelbar nach Goethes Tode erschienen und scheint aus dem Kreise einer ziemlich gehässigen Goethe-Kritik zu stammen. Die diversen Kapitel werden durch eine Kanzone eingeleitet, in der über Goethes mangelnden patriotischen Sinn abfällig geurteilt wird:

„Denn er hat nimmer für sein Volk gefühlt . . .
Und wehmutsvoll wird einst der Deutsche klagen:
Er, den das Glück so wunderbar begabt,
Den selber wir zum Thron des Ruhmes tragen,
Er hat für unser Volk kein Herz gehabt.“

Die ersten Kapitel, die von seiner Kleidung und von dem Urbild seines Gretchen handeln, können wir mit Stillschweigen übergehen. Einiges interessante Material wird vielmehr erst bei dem Thema Christiane Vulpius beigebracht. Wenn man bedenkt, daß gerade die jüngste Goethe-Forschung, vor allem Bielschowsky in seiner bekannten Goethebiographie, zu einem sehr ungerechten Urteil über Goethes Lebensgefährtin gelangt, — in allerletzter Zeit macht sich eine Reaktion gegen dieses Urteil bemerkbar — so ist gerade „Das Büchlein von Goethe“ mit seiner gewiß nicht für den Dichter eintretenden Haltung für eine gerechte Auffassung von Christianes Wesen bemerkenswert. Die Gerüchte über ihre Trunksucht und über ihr indecentes Wesen, die von einer ihr feindlichen weimarischen Gesellschaftsclique, zu der Frau von Stein, Schillers Gattin und Bettina von Arnim gehörten, genährt wurden, sind schlechthin ins Reich der Fabel zu verweisen. Ebenso ist Wielands mehrfach zitiertes Wort über August von Goethe: „Er ist der Sohn der Magd“ zum mindesten anzuzweifeln. Im „Büchlein von Goethe“ heißt es nun mit Worten, die zugleich ein Schlaglicht auf den Stand des Hauptverfassers unserer Schrift werfen, der jedenfalls in akademischen Kreisen zu suchen ist, von Christiane von Goethe: „Mancher, der wie ich selbst in den Jahren 1809 und ferner zur ‚hoffnungsvollen akademischen Plebs‘ in Jena gehörte, wird sich seiner Mutter, die damals schon nach allen Rechten, natürlichen wie bürgerlichen, Frau von Goethe war — denn Goethe hatte sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit ihr trauen lassen — noch wohl erinnern. Sie glänzte wie eine Päonie im weiblichen Kranze auf unseren Bällen und war der poetisch gestimmten akademischen Jugend eigentlich ein fatales Rätsel, obgleich die Periode der sogenannten galanten Frauen, durch Tradition fortgepflanzt, in der Erinnerung der Musensöhne noch nicht ganz erloschen war.“ Ist es Dichtung oder Wahrheit, wenn erzählt wird, daß eine Anzahl von Studenten, über ihr freies Verhalten geärgert, sich einst verabredete, ihr bei der Heimfahrt auf Eseln vorzureiten? In jedem Falle ist aus derartigen Dummenjungenstreichen nichts Ungünstiges auf Christianes Charakter zu schließen. Weiter wird von dem Zerwürfnis Christianes und Bettinas, die im Herbst 1811 in Begleitung ihres Gatten nach Weimar kam, berichtet. Bettina habe sich in einem Streit, in dem Christiane die Ansichten ihres „Geheimerats“, wie sie Goethe stets zu nennen pflegte, vertrat, dazu hinreißen lassen, Christiane eine „wahnsinnige Blutwurst“ zu schelten. Goethe hat ihr darauf sein Haus verboten, und alle Ver-

söhnungsversuche blieben erfolglos. „In ihrer Sprache“, heißt es dann weiter von Christiane, „ihrem Wesen war sie ganz thüringisch und blieb es bis an ihr Ende; den Vater ihrer Kinder (die bekanntlich, bis auf August, früh starben) zu pflegen und ihm das körperliche Leben behaglich zu machen, ward die Hauptaufgabe ihres Daseins, die sie mit Eifer zu lösen suchte. In allem übrigen ließ sie sich aber nichts anfechten und verharrte unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem „Treiben“. „Sollte man wohl glauben“, sagte Goethe einst mit seiner antiken Ruhe zu Freunden, „daß diese Person (?) schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war.“ Zum Schlusse sei als charakteristisch für das Urteil, das man unmittelbar nach Goethes Tode über den Faustdichter zu fällen wagte, folgende Äußerung zitiert: „Goethe ist eigentlich kein Genie, nicht allein nicht zu nennen, (sic), sondern er ist es wirklich nicht, aber das ausgebildetste Talent, welches die Geschichte der geistigen Fortbildung unter den Menschen aufzuweisen hat. Eine neue Bahn hat er nirgends gebrochen, weder für ganz Neues, noch für schon Bestehendes, das durch ihn eine durchaus und gänzlich neue Richtung erhalten hätte.“

## Was man unter populärer Naturwissenschaft versteht.

### Eine Bölschiade.

Von Egon Friedell.

(Die Welt des Kleinsehers. — Der Casanova im Wassertropfen. — Der widerlegte Misthüpfer. — Von der Moosassel. — Im Boudoir der Königsameise. — Der Roman des Zitterolms. — Von Äonen und Stäubchen. — Die verbotenen Promenaden des Sirius. — Die Missetaten des Schlupflurchs. — Der Kalkschwamm als Charcutier.)

Lieber Leser! Den Vorhang lüfte ich dir vor einem seltsamen Märchenreich. Drachen gibt's da und allerlei grauliche Ungeheuer, zierliche, feenhafte Wesen, wie aus superbstem venetianischem Glas geschnitzt, kühne Raubritter und Schnapphähne mit glitzerndem Stachelgepanzer und friedsame Gewerkschaften tätiger Bürgersleute, wo einer mit dem andern Seit' an Seite schafft, zu gemeinsamem Nutz und Frommen. Und Kämpfe wirst du sehen, Geburt und Tod, Ehebruchstragödien, Liebesromane und wundersame Verwandlungen. Und über all dem, in Blut und Wunden das ewige Wunder, uralt und stets in strahlender Jugend, herrlich wie am ersten Tag: Natur! Ja! Wunder sollst du sehen, neben denen die spukigsten Ammenmärchen deiner Kindheit verblassen werden wie nüchternster Alltag. Und all dies siehst du — aber nun erschrick nicht! — im Wassertropfen.

Du schüttelst den Kopf. Aber fasse nur Zutrauen: es ist nicht etwa ein übermütiger Scherz, den ich mir mit dir erlaube. Fasse meine Hand und folge mir an meinen Arbeitstisch. Vor dir steht ein mächtiger Apparat, recht gewichtig und nachdenklich mit seinen vielen Schrauben, Achsen und Röhren, als ob er sagen wollte: ich bin mehr als du! Denn ich kann Dinge sehen, von denen du dir bis heute nichts hast träumen lassen! Dieses schwarze geheimnisvolle Ungetüm ist — vielleicht hast du's schon erraten — ein Mikroskop oder wie wir es lieber mit einem gut deutschen Wort nennen wollen: ein Kleinseher.

Du willst hineinblicken? Gemach! Du würdest nur eine Enttäuschung erleben. Noch bist du ja erst ein armer Laienbruder in unserem Orden der neuen Gläubigen. Drum laß dir zunächst von mir die ersten Weihen geben, auf daß du das Heiligtum mit wissendem Auge betretest. Aber fürchte nichts: Keine Bußen und Meßopfer verlange ich von dir, auf keine Sakramente und Glaubensformeln mußt du mir schwören; nur eines sollst du mir geloben: von nun an nur deinem Auge zu trauen, deinem köstlichsten Besitz.

Und nun, nach diesem frommen Gewerkspruch, an die Arbeit! Ich will dich zunächst nicht mit Begriffen plagen; von dieser trockenen Speise hast du ja in der Schule genugsam zu schmecken bekommen. Drum wollen wir gleich einen herzhaften Griff ins Lebendige tun. Später mögen wir dann sehen, ob etwa Frau Theorie mit ihren scharfen, kalten Augen auch etwas darüber zu sagen hat. Ich hoffe, du bist doch ein Freund von Geschichten?

Denke dir ein Wesen, viel viel kleiner als ein Pünktchen. Aber nein: darunter kannst du dir nichts vorstellen. Also denke dir einen Stecknadelkopf, einen von den recht kleinen, feinen. Nun, wenn das Geschöpf, von dem ich dir erzählen will, einen solchen Stecknadelkopf sähe, würde es baß erschrecken. Denn es würde ihn für eine ungeheure Kugel halten, mit einem Durchmesser, höher als der Eiffelturm. Nun darfst du aber ja nicht glauben, daß dieses Wesen, weil es so klein ist, etwa besonders schüchtern und bescheiden sei. Im Gegenteil: es ist ein sehr energisches Bürschchen, das mit dem Leben schon fertig zu werden versteht. Amöben, Wechseltierchen nennt der trockene Forscher diese winzigen Dinger. Zunächst kreucht nun Herr Amöberich in seinem Weltmeer, das du bequem in einem Zug austrinken kannst, recht tüchtig herum. Und da Bewegung Appetit macht, läßt er sich auch bei Tisch nicht spotten. Das Essen ist bei ihm freilich ein einfacherer Vorgang als bei dir. Kommt er an etwas, was ihm schmeckt, so umfließt er es einfach und — hast du nicht gesehen? — ist es schon drin in seinem Leib. Nun beginnt die Verdauung, und in wenigen Sekunden hat er auch schon seine Notdurft verrichtet: das Unverdauliche ist ausgestoßen, an irgend einer beliebigen Stelle seines Leibchens. Damit ist das Diner beendet, und bald siehst du ihn schon wieder auf der Jagd nach neuen Tafelfreuden.

Aber unser Freund ist kein bloßer Freßsack. Bald drängt es ihn nach den geistigeren Freuden der Liebe.

Nun denkst du wohl, er werde auf die Brautschau gehen? Weit gefehlt! Da hast du eine viel zu gute Meinung von ihm. Er ist nämlich ein rechter Wüstling, und eine wäre ihm lange nicht genug. Auch braucht er nicht lange zu suchen, denn — so sonderbar dir dies klingen mag — er macht sich seine Braut selber. Das kommt so: eines Tages fühlt er ein seltsames Liebesdrängen. Seine meist kugelige Gestalt wird plötzlich länglich und beginnt sich in der Mitte zu verdünnen, bis sie ganz die Form jenes süßen Biskuits angenommen hat, das du so gern in den Kaffee stippst. Aber weiter! Die Taille wird immer enger, immer sylphidenhafter, so daß jedes Dämchen vor Neid platzen müßte, wenn sie es sähe. Und nun — oh Wunder —! unser Freund platzt auch, und perdautz! — es sind zweie! So kommt Adam zu seiner Eva. Du siehst, das Märchen von der Rippe ist gar nicht so unwissenschaftlich, wie man denkt.

Nun ist aber einmal der Bann gebrochen, und die Teilungen gehen munter weiter. Oft so zahlreich, daß in wenigen Wochen mehrere Millionen vor sich gehen! Lauter Bräute, die sich unser liebestoller Freund selber gemacht hat! Dir schwindelt? Solche Unmoral macht selbst dir bange? Fasse dich, wir wollen ernsthaft sprechen. Was ich dir hier erzählt habe, ist ein Vorgang, der sich in der ganzen Natur findet. Auch in deinem eigenen Leibe! Dein ganzes Blut ist von solchen kleinen Casanovas erfüllt, und täglich spielen sich in dir selber solche Adamsgeschichten ab. Eine greuliche Vorstellung — nicht wahr?

Darum will ich dir nächstens ein zweites Märlein berichten, das lieblicher und vertrauter ist, das Märlein vom widerlegten Misthüpfer. . . .

---

## Generalmajor C. v. Zepelin über Kentaro Kaneko.

In der „Kreuzzeitung" bespricht Generalmajor C. v. Zepelin den in der ersten Nummer der „Neuen Revue" veröffentlichten Artikel „Japan und die Vereinigten Staaten — Bundesgenossen" von Baron Kentaro Kaneko und sagt u. a.:

So sehr wir die humane Tendenz des früheren japanischen Ministers anerkennen möchten, so glauben wir, daß seine Ausführungen nicht durchweg für die Unmöglichkeit des Krieges sprechen. Im Gegenteil, die Konkurrenz, das Begegnen in Asien und im Stillen Ozean kann leicht zu einer Quelle des Wettkampfes oder des Wettbewerbes werden. Wir entsinnen uns in dieser Hinsicht namentlich der Klage über das Eindringen der japanischen Waren in Gegenden Chinas, die bisher nur dem amerikanischen oder europäischen Handel zugänglich waren, über die Verdrängung europäischer und amerikanischer Lehrer und Angestellter aus ihren Stellungen in China durch Japaner.

Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu. Die Bevölkerung Japans ist seit der Restauration des Jahres 1868 um mehr als 10 Millionen gestiegen. Hierdurch wird das in großen Teilen gebirgige Land, in dem schon früher jede irgendwie freie Fläche angebaut wurde, in gewissem Sinne übervölkert. Korea und das russische Küstengebiet wurde bereits von Japanern überschwemmt, jedenfalls wächst die Auswanderung dorthin stetig. Neuerdings wendet sich diese Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und Australien, sowie nach den Ländern der polynesischen Inselwelt.

Korea ist heute unbestrittenes Kolonisationsland Japans geworden, die Verträge mit Rußland erleichtern ihm die Wege in dem asiatischen fernen Osten. Erst bei dem Vordringen in die Vereinigten Staaten stieß es auf Widerstand, während es in China bisher ungestört — wenn auch freilich nicht zur Freude der europäischen Handelskreise — seinen Einfluß und seinen Handel vermehrte. Nun wäre es wohl eine Täuschung, anzunehmen, als wenn nur die leidige kalifornische Schulfrage, und die hierdurch gereizte nationale Empfindlichkeit der Japaner die Ursache des jetzigen Konfliktes sei. Wir glauben vielmehr, daß es das Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Interessen der beiden Nationen ist, das Reibungen herbeiführen muß, welche, wenn man diese nicht mildern oder auf diplomatischem Wege aus der Welt schaffen kann, leicht zu der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, d. h. zum Kriege führen kann.

---

# Revue der Revuen.

## Frankreich.

Marokko, der Hardenprozeß und die Zustände innerhalb der französischen Armee, das sind die Fragen, mit denen sich die Zeitschriften hauptsächlich beschäftigen. Es ist merkwürdig, daß die französisch denkenden Literaten, die nur in einer gallischen Enklave leben, am schärfsten ihre Geisteseigenheit betonen wollen. So kommt es, daß die französisch-schweizerische „Bibliothèque universelle“ wegen der Skandale des Moltke-Hardenprozesses, die sie nur nach den unvollendeten Verhandlungen zu kennen vermochte, tüchtig auf Deutschland hechelt. Dem diplomatischen Beobachter dieser Revue erscheint unser Vaterland überhaupt in trübem Lichte. Er spricht in den Heften des Oktober und November über den Lauf der Welt, und er glaubt, mit einigem Grauen feststellen zu müssen, daß der deutsche Kaiser sich zu eifrig an allen Welthändeln beteilige, daß er mit seiner moralischen Unterstützung der russischen Reaktion den Fortschritt des Zarenreiches indirekt behindere. In der „Revue des deux mondes“ hatte der sonst in Tageszeitungen auch viel gehörte General Langlaise die französische Armee gegen ihre Angreifer in Schutz genommen. Er hatte sich insbesondere heftig gegen den ehemaligen Kapitän Humbert gewandt, der in seinem Buche „Sommes nous défendus?“ die vollständige Wehrlosigkeit Frankreichs laut ausgeschrien hatte. Die französische Armee ist moralisch zerrüttet, das Menschenmaterial ist ganz unbrauchbar, die Festungen sind aus „Pappe“. Als Humbert im Parlament, ohne großen Eindruck zu machen, seine Anklagen erneute, da zieh ihn Langlaise der wildesten Übertreibung, indem er an anderer Stelle ebenfalls die Schwarzseherei zurückwies, die das Urteil unseres militärischen Mitarbeiters, des Generals v. Pélet-Narbonne, über die Dekadenz der französischen Wehrmacht bestimmt hätte. Auch die von dem hochgelehrten Eugène Fournière geleitete Revue Socialiste beschäftigt sich mit militärischen Fragen. Seitdem die französischen Sozialisten durch den revolutionären Fieberkopf Hervé in Streitigkeiten geraten sind, suchen die Gemäßigten unter ihnen, die man bei uns Revisionisten tauft, engeren Anschluß an ihre deutschen Gesinnungsfreunde. Sie betonen in der Revue durch Henri Guerant, daß sie, patriotisch bewegt, jederzeit die Verteidigung des Vaterlandes auf sich nehmen würden; und obwohl der Parteiblock aller Sozialisten noch künstlich zusammengehalten wird, rücken die Prediger der Revue ihren militärfeindlichen Genossen energisch in den Weg. Erwähnenswert werden die Beiträge der Revuen zur Marokkofrage erst nach dem 15. November werden. Denn dann wird die parla-

mentarische Aussprache der Kammer über diese Lebensfrage bereits stattgefunden haben. Nach so viel politischer Strenge stimmt ein milder Artikel den Eingeweihten zu ironischer Fröhlichkeit, den Henri Chervet in der „Nouvelle Revue" über den letzten Pariser Herbstsalon geschrieben hat. Da dieser Salon gar nichts bot, der Verfasser der Rundschau aber alles lobt, so ist man erstaunt über so viel absichtliche oder unfreiwillige Blindheit.

## England.

Im Vordergrunde des englischen Interesses stehen noch immer Deutschlands Politik und die deutschen Flottenpläne. Doch ist die kriegerische Stimmung der letzten Zeit einer ruhigeren Auffassung der Verhältnisse gewichen, und in den Oktobernummern der Revuen bemüht man sich, den Nachbar gerechter zu beurteilen. Die „Edinburgh Review" bespricht eine Reihe von Büchern und Aufsätzen, die in der letzten Zeit über die Bagdad-Eisenbahn erscheinen sind. Sie findet das Mißtrauen, mit dem man von französischer und englischer Seite Deutschlands Pläne im Orient verfolgt hat, unberechtigt. England arbeitet am Nil, Frankreich in der Sahara. Deutschland hat am Tigris vielleicht die schwierigste Aufgabe, und man darf nicht vergessen, daß es dort nicht nur deutsche, sondern vor allem europäische Interessen verficht. Ein Aufsatz von Calchas in der „Fortnightly Review" beschäftigt sich mit dem anglo-russischen Abkommen. Deutschland hat einen falschen Start in der Konstruktion seiner Schiffe gemacht und beginnt jetzt Dreadnoughts zu bauen. Es besitzt 50 000 ausgebildete Seesoldaten und wird in der nächsten Dekade die zweitstärkste Seemacht werden. Das Abkommen mit Rußland stellt nur das diplomatische Gleichgewicht wieder her, auf eine Isolierung Deutschlands sei es durchaus nicht abgesehen. Rußland und England brauchen sich vor allen Dingen in Asien. Rußland kann nie in Indien regieren, es kann dort nur ein Chaos anrichten. Ist aber erst England aus Asien herausgeworfen, dann werden auch die Japaner und Chinesen Sibirien überfluten. Auch der Aufsatz von Dr. E. J. Dillon in der „Contemporary Review" über auswärtige Angelegenheiten beschäftigt sich in der Hauptsache nur mit deutscher Politik und mit der Person des deutschen Kaisers, den er im Mittelpunkt aller Ereignisse der letzten Jahre sieht. In derselben Zeitschrift untersucht der russische Professor Paul Milyucow den Fall der zweiten Duma. Er sagt, daß Rußland im Augenblick nur von einer kleinen Schar großer Landeigentümer regiert wird, die jede wirkliche parlamentarische Arbeit verhindern. In „Nineteenth Century" bespricht das Parlamentsmitglied Harold Cox die Schweizer Milizverhältnisse, die eine englische Kommission kürzlich studiert hat. Er kommt zu dem Resultat, daß England ein Volksheer nicht gebrauchen kann. Es braucht eine immer stärkere Flotte und schlagfertige Berufssoldaten zum Schutz wichtiger Küstenpunkte. In der „Westminster Review" sind zwei Aufsätze über Frauen- und Eheprobleme, die ja jetzt die öffentliche Meinung in England stark erregen. E. C. Wolstenholme Elmy spricht über „die Frauen und das Recht", H. Mc Ilquham über „Einige notwendige Ehereformen."

## Amerika.

Die europäische Literatur über Amerika schwillt immer mehr an. In „Atlantic Monthly" vom Oktober bespricht James F. Muirhead einige neuere Bücher von europäischen Besuchern. Er zählt 280 solcher Bände, die seit 1880 erschienen sind, und findet, daß die Franzosen die naivsten Beobachter sind, denen die gröbsten Irrtümer unterlaufen. Die Deutschen und die Engländer haben immer die Verhältnisse schon vorher gründlich studiert. Muirhead wünscht, es möchte einmal ein Humorist vom Schlage eines Shaw einen satirischen Angriff auf amerikanische Sitten und Gewohnheiten unternehmen. Für das beste neue Buch über Amerika hält er „The Future in America" von H. G. Wells. In derselben Zeitschrift beschäftigt sich Eduard Alsworth Roß mit der Syndikatsfrage. Man darf einer Gesellschaft keinen Vorwurf daraus machen, daß sie unmoralisch, gefühllos ist, daß sie die Gesetze übertritt. Die Gesellschaften, die Trusts sind ganz unpersönlich geworden, sie haben darum auch keine menschlichen, sozialen Gefühle, sie wollen nur Geld verdienen.

Das einzige Mittel dagegen ist, die Direktoren persönlich verantwortlich zu machen für jede Gesetzesübertretung, die die Trusts begehen. Die „North American Review“ bringt einen Aufsatz von J. L. Bashford „Ist Deutschlands Flotte eine Gefahr?“ Bashford nennt es einen Nonsens, wenn man im Ernst glaubt, Deutschland wolle eine so große Flotte bauen, daß sie von keiner anderen geschlagen werden könne. Es sei auch nicht der Kaiser, der das Volk in Flottenabenteuer hineintreibe. Heute baue jede Nation Dreadnoughts, das liege eben in der Zeit. Wie die Verhältnisse heute sind, bedroht selbst eine viel stärkere deutsche Flotte weder den englischen noch den Weltfrieden.

## Italien.

„La Rassegna Nazionale“ druckt einen auf dem umbrischen Kongreß für Kirchenmusik gehaltenen Vortrag A. Ghignonis über das kirchliche Volkslied ab. Italien besitzt keine außergottesdienstlichen, volkstümlichen Weisen mehr, die letzten Reste seines Volksgesanges, auch des weltlichen, lassen im Gegensatze zu dem deutschen Lied jede musikalische Charakteristik vermissen. In derselben Zeitschrift behandelt Silvio Gori die für den deutschen Durchzugsverkehr wichtige Frage eines Splügen-Durchstiches. Der Gedanke dieser Verbindung zwischen West- und Ostalpen reicht bereits Jahrzehnte zurück. Durch die Gotthardbahn und den nun fast vollendeten Ausbau der Simplonstrecke ist die Achse des lombardischen Handelsverkehrs für die Lombardei zweimal in ungünstiger Weise verschoben worden. Frankreich sucht Italien für eine Untertunnelung des Mont-Blanc zu gewinnen, die aber mit der Zeit ohnehin kommen muß; im Gegensatz zu der von der Eidgenossenschaft geplanten innerschweizerischen Greina-Verbindung würde die nicht allzu kostspielige Splügenlinie die beiden Entfernungen zwischen Berlin und München und dem lombardischen Handelszentrum um mehr als ein Zehntel (die beiden Entfernungen: zwischen Berlin und Mailand von gegenwärtig 1285 auf 1150 km und zwischen München und Mailand von gegenwärtig 646 auf 554 km) verringern. In der „Rivista di Sociologia“ plaudert Raoul de la Grasserie in recht geistvoller Weise über den Formalismus als einen Grundzug in der menschlichen Gesellschaft. Seine Entwicklung ist nach rückwärts von der „freien“ Gesellschaft über Staat und Kirche bis zum Gottesdienst der Naturvölker zu verfolgen; sein Ursprung liegt in der Schwierigkeit jeder Begriffsbildung: der einfache Mann ahmt bei der Wiederkehr äußerer oder innerer Ereignisse sich selbst in seinen früheren Gemütsäußerungen oder andere durch gesprochene oder gestikulierte Formeln nach. Dazu kommt der Wille zur Magie, zur Umzauberung, die man so manchen gesellschaftlichen Formeln noch heute anmerken kann.

## Spanien.

Der P. Juvencio Hospital macht in „España y America“ interessante Mitteilungen über die religiösen — und naturwissenschaftlichen — Vorstellungen der (ostasiatischen) tao-istischen Einsiedlersekten: durch das Anhalten des Atems bei einer, gleichfalls zur Formel erstarrten, ruhigen Körperhaltung suchen sie die Außenwelt der Luft in alle von dem reinigenden Lebensprinzip des Hauches durchströmten Körperteile zu treiben. In España moderna untersucht Angel Guerra in einem lesenswerten Aufsatz die „Ironie des Figaro“, das heißt des in Spanien unter diesem Pseudonym sehr angesehenen Satirikers Larra, eines Dichters aus den Tagen Lord Byrons und Mussets.

# Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Oskar Klein-Hattingen: Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. Erster Band von 1767—1806. Verlag Ferdinand Dümmler, Berlin. Preis geh. M. 12.

Hippolyte Taine: Napoleon. Deutsch von Luise Wolf. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Landsberg. Pan-Verlag, Berlin.

Dr. Erich Leo: Wahlrecht und Berufsstände. Ein Beitrag zur Reform des preußischen Landtagswahlrechts. Verlag Herm. Walther, Berlin 1907. Preis 60 Pf.

K. Galster: Welche Seekriegsrüstung braucht Deutschland? Verlag Boll & Pickardt, Berlin.

Graf E. Reventlow: Gefahr im Verzug! Betrachtungen über die Beschleunigung des Flottenbaus, ihren Nutzen und ihre Möglichkeit. Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. 60 Pf.

Rowland Thirlmere: Der Zusammenprall der Weltmächte (The Clash of Empires). Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. M. 2,50.

Graf E. Reventlow: Englische Sorgen. Deutsche Gefahr. Betrachtungen zu Rowland Thirlmere's „The Clash of Empires". Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. 50 Pf.

Unser letzter Kampf. Das Vermächtnis eines alten Kaiserlichen Soldaten. Verlag C. W. Stern, Wien und Leipzig. Preis geh. M. 2,50.

G. Lenotre: Das Drama von Varennes (Juni 1791). Nach unveröffentlichten Dokumenten und den Berichten von Augenzeugen. Einzig berechtigte Übersetzung von Alfred Baderle. Verlag A. Hartleben, Wien und Leipzig 1908. Preis geh. M. 5, geb. M. 6.

E. Kalowski und Ed. Fuchs: Richard Wagner in der Karikatur. Mit sieben Beilagen und 223 Text-Illustrationen. Verlag B. Behr, Berlin. Preis geh. M. 7, geb. M. 10.

Dr. Richard Oertel: Francisco de Goya. 89. Band der Sammlung der Künstler-Monographien, herausgegeben von H. Knackfuß. Verlag Velhagen & Klasing, Leipzig. Preis M. 4.

Henning Berger: Ysail. Roman. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Wilhelm Hegeler: Das Ärgernis. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

Gabriele Reuter: Der Amerikaner. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

Jacob Schaffner: Die Laterne. Novellen. Verlag S. Fischer, Berlin 1907. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Georg Hirschfeld: Der Wirt von Veladuz. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 5, geb. M. 6.

Otto Julius Bierbaum: Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. In einem Zeitroman. Zwei Bände. Verlag Georg Müller, München. Preis geh. M. 10.

Max Brod. Experimente. Vier Geschichten. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Max Treu: Bis in das Elend. Ein Kampf um das Deutschtum. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Peter Rosegger: Die Abelsberger Chronik. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Preis M. 3.

Max Geißler: Inseln im Wind. Ein Halligroman. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage von „Jochen Klähn". Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Heinrich Hansjakob: Ausgewählte Erzählungen. 5 Bände. Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart. Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2,40. 1. Band: Waldleute, 2. Band: Erzbauern, 3. Band: Der steinerne Mann von Hasle, 4. Band: Meine Madonna, 5. Band: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.

Robert Saudek: Dämon Berlin. Roman. Verlag Concordia Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock, Berlin.

Otto Grautoff: Exzentrische Liebes- und Künstlergeschichten. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Arthur Achleitner: Mein Herz ist im Hochland. Alpenerzählungen. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Richard Voss: Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Preis geh. M. 4, geb. M. 5.

R. Francke: Der eiserne Landgraf. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem 14. Jahrhundert. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Ph. Buxbaum: Der Moosbauer. Roman aus dem Odenwälder Volksleben. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 2, geb. M. 3.

Ph. Buxbaum: Hauswirken. Bilder aus dem Odenwälder Volksleben. Verlag Emil Roth, Gießen. Preis geh. M. 1,50, geb. M. 2.

Ph. Buxbaum: Von Jägern und Wildschützen. Bilder aus dem Odenwälder Volksleben. Bd. I: Heckenrose, Bd. II: Der Goldvogel. Verlag von Emil Roth, Gießen. Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2.

Kurd Laßwitz: Traumkristalle. Neue Märchen. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

Kurd Laßwitz: Homchen. Ein Tiermärchen aus der oberen Kreide. Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis geh. M. 3, geb. M. 4.

August Strindberg: Historische Miniaturen. Verdeutscht von Emil Schering. Zweite Auflage. Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 4,50.

Wilhelm von Scholz: Hebbels Dramaturgie. Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze, Bemerkungen Hebbels gesammelt und ausgewählt. (Erster Band der von Wilhelm v. Scholz herausgegebenen Sammlung „Deutsche Dramaturgie".) Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 4,50.

Hanns Floerke: Hygia Hybris. Ein Buch des Zorns und der Weltliebe. Verlag Georg Müller, München und Leipzig. Preis geh. M. 5.

Otto Ernst: Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1907. Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Worte Tolstois, gesammelt von Edgar Alfred Regener. (Bd. V. der Breviere ausländischer Denker und Dichter, herausgegeben von Carl Hagemann und Edgar Alfred Regener.) Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. Westf. Preis geb. M. 2,50.

Worte Carlyles, gesammelt von Georg Jacob Wolf (Bd. VI der Breviere ausländ. Denker und Dichter.) Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. Westf. Preis geb. M. 2,50.

Wenn die Sonne scheint. Ernste Gedanken eines Lebensflüchtlings. Die Entwicklung einer Seele. Verlag Karl Curtius, Berlin. Preis geh. M. 3, geb. M. 4,50.

Johannes Zerr: Der Jenseitslüge Ende! Verlag Hermann Walther, Berlin. Preis M. 1.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, herausgegeb. von R. H. Francé, München. Verlag des Kosmos in Stuttgart. Heft 1—7. Jährlich 12 Hefte à M. 1,20.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

# Ein unbekanntes Quartett von W. A. Mozart.

„D'BÄURIN HAT D'KATZ VERLOR'N“
(Gemischtes Quartett)

SOPRAN
D'Bäu-rin hat d'Katz ver - lor'n, weiß nit wo's ist.

ALT
D'Bäu - rin hat d'Katz ver - lor'n,

TENOR
D'Bäu - rin hat d'Katz ver - lor'n,

BASS
D'Bäu - rin hat d'Katz ver - lor'n,

Lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo bist, Mut - zerl wo

lauft rings um und schreit: wo bist? lauft und schreit: wo

lauft rings um und schreit: wo bist? lauft und schreit: wo

lauft rings um und schreit: wo bist? Mut - -

bist, Mut-zerl wo bist? lauft und schreit im Haus, d'Bäu-rin hat

bist? lauft und schreit; d'Bäu-rin hat d'Katz ver-lor'n, weiß nit wo's

bist? lauft und schreit: wo bist? weiß nit wo's

zerl, Mut - zerl,

d'Katz ver-lor'n, lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo
ist, lauft im Haus um und um und schreit: Mut-zerl wo
ist, sie lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo
d'Bäu-rin lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo

bist? Mut-zerl, Mut-zerl, lie-bes Mut-zerl, d'Bäu-rin hat
bist, wo bist, wo bist, wo bist? lauft und
bist, wo bist, wo bist, wo bist, — wo
bist, wo bist, wo bist, wo bist?

d'Katz ver-lor'n, d'Bäu-rin hat d'Katz ver-lor'n, weiß nit wo's ist, lauft und
schreit, lauft und schreit, lauft und schreit: lie-bes
bist, wo bist? lauft im Haus rings her-
und schreit: wo bist, lie-bes Mut-zerl wo

schreit: lie-bes Mut-zerl wo bist? lie-bes
Mut-zerl, schreit: Mut-zerl wo bist? lie-bes Mut-zerl,
um und schreit: Mut-zerl wo bist? sie lauft und schreit, sie
bist? lie-bes Mut-zerl! D'Bäu-rin hat d'Katz ver-lor'n, d'Bäu-rin hat

Mut-zerl, lie-bes Mut-zerl! lauft rings um im Haus, lauft im
lie-bes Mut-zerl wo bist? D'Bäu-rin lauft und schreit, lauft rings im
lauft und schreit, wo bist? D'Bäu-rin lauft um und um, lauft im
d'Katz ver-lor'n, weiß nit wo's ist, lauft im Haus um und um, lauft im

Haus um und um, schreit und lauft und schreit: Mut-zerl wo bist?
*cresc.*
Haus um und um, schreit und lauft und schreit: Mut-zerl wo bist?
Haus um und um, schreit und lauft und schreit: Mut-zerl wo bist?
Haus um und um, schreit und lauft und schreit: Mut-zerl wo bist?

*p calando*
lie-bes Mut - zerl, lie-bes Mut - zerl,
*p calando*
lie-bes Mut-zerl, lie-bes Mut - zerl,
lie-bes Mut-zerl, lie-bes Mut - zerl,
lie-bes Mut-zerl, lie-bes Mut - zerl,

sag' lie - bes Mut - zerl wo bist?
lauft und schreit: lieb's Mut - zerl wo bist? lauft um und
lauft und schreit: lieb's Mut - zerl wo bist? lauft um und
lauft und schreit: lieb's Mut - zerl wo bist? und

sag' lie - bes Mut - zerl wo bist, lie-bes Mut-zerl wo
um, schreit: lie - bes Mut-zerl wo bist, lie-bes
um, schreit: lie - bes Mut-zerl wo bist,
schreit: lieb's Mut - zerl wo bist?

bist, wo, wo? D'Bäu-rin
Mut-zerl wo bist, wo, wo, wo,
lie-bes Mut-zerl wo bist, lie-bes Mut-zerl wo bist,
lie-bes Mut-zerl wo bist denn, wo bist,

lauft im Haus um und schreit: bist d'rin ver - lo - ren?
wo bist, wo?
wo bist, wo?
wo bist, wo?

's Mut - zerl ist g'fan - gen worn, liegt im Ar - rest,
liegt im Ar - rest,
liegt im Ar - rest,
liegt im Ar - rest,

d'Bäu - rin hat gar kein Geld, daß sie's aus - löst. 's Mut - zerl ist
daß sie's aus - löst. 's Mut - zerl ist
daß sie's aus - löst. 's Mut - zerl ist
daß sie's aus - löst. 's Mut - zerl ist

g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, 's Mut - zerl ist g'fan - gen wor'n,
g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, 's Mut - zerl ist g'fan - gen wor'n,
g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, 's Mut - zerl ist g'fan - gen wor'n,
g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, 's Mut - zerl ist g'fan - gen wor'n,

p
liegt im Ar - rest, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat
liegt im Ar - rest, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat
liegt im Ar - rest, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat
liegt im Ar - rest, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat

pp
gar kein Geld, gar keins,
f
gar kein Geld, gar keins, d'Bäu - rin hat d'Katz ver - lor'n,
gar kein Geld, gar keins, d'Bäu-rin hat
gar kein Geld, gar keins, hat

lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo bist, Mut-zerl, Mut-zerl!
lauft im Haus um und schreit: Mut-zerl wo bist, wo bist, wo
d'Katz ver-lor'n, lauft und schreit: Mut-zerl wo bist, wo bist, wo
d'Katz ver-lor'n und schreit: Mut-zerl wo bist, wo bist, wo

lie-bes Mut-zerl, 's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n, 's Mut-zerl ist
bist, wo bist? 's Mut-zerl ist
bist, wo bist?
bist, wo bist?

g'fan-gen wor'n, 's Mut-zerl liegt im Ar-rest, 's Mut-zerl liegt im Ar-
g'fan-gen wor'n, 's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n, liegt im Ar-rest und
's Mut-zerl liegt im Ar-rest, 's Mut-zerl liegt im Ar-
's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n, 's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n,

rest und die Bäu-rin hat kein Geld, kein Geld, hat kein Geld, daß sie's
liegt im Ar-rest, d'Bäurin hat kein Geld, hat kein Geld, daß sie's arm's
rest, d'Bäurin hat kein Geld, gar kein Geld, hat kein Geld, daß sie's arm's
liegt im Ar-rest, d'Bäurin hat kein Geld, hat kein Geld, daß sie's arm's

Mut - zerl aus - löst Ar - mes Mut - zerl, ar - mes Mut - zerl,
Mut - zerl aus - löst. Im Ar - rest, im Ar -
Mut - zerl aus - löst. Im Ar - rest, im Ar -
Mut - zerl aus - löst.

lie - bes, ar - mes, lie - bes, ar - mes Mut - zerl,
rest, im fin - stern Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,
rest, im fin - stern Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,
Mut - zerl, bist im Ar - rest, ar - mes Mut - zerl,

ar - - - - - - - mes
ar - mes, ar - mes Mut - -
ar - mes, ar - mes Mut - zerl
ar - mes, ar - mes Mut - zerl,

Ding, lie - bes Mut - zerl, lie - bes Mut-zerl,
zerl, 's Mut-zerl ist g'fan - gen worn, liegt im Ar - rest, o
du! 's Mut-zerl ist g'fan-gen worn, liegt im Ar - rest, o
's Mut-zerl ist g'fan-gen worn, 's Mut-zerl ist g'fan - gen worn, lie - bes,

p

ach lie - bes Mut - zerl, bist g'fan - gen?

p

du ar - mes Mut - zerl, g'fan - gen?

p

du ar - mes Mut - zerl, g'fan - gen wor'n?

p

du ar - mes Mut - zerl, g'fan - gen?

p

's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat

p

's Mut-zerl ist g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat

p

's Mut-zerl ist g'fan - gen wor'n, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat

p

's Mut-zerl ist g'fan-gen wor'n, liegt im Ar - rest, d'Bäu - rin hat

*calando*

gar kein Geld, daß sie's aus - löst. Ar-mes Mut-zerl, bist

*calando*

gar kein Geld, daß sie's aus - löst. Ar-mes Mut-zerl,

*calando*

gar kein Geld, daß sie's aus - löst. Ar-mes Mut - zerl,

p

gar kein Geld, daß sie's aus - löst. Ar - mes

g'fan - gen, lie - bes, ar - mes Mut - zerl!

ar-mes Mut - zerl, lie - bes, ar - mes Mut - zerl!

ar-mes Mut - zerl, lie - bes, ar - mes Mut - zerl!

Mut - zerl, bist ge - fan - gen, ar - mes Mut - zerl!

# · NEUE · REVUE

ERSTER JAHRGANG



N° 3

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES DEZEMBERHEFT



1907

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES DEZEMBERHEFT. 1907.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung.

Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange.

London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Aus dem Leben des Grafen Ferdinand von Zeppelin.

Von

Generalmajor a. D. C. von Zepelin.

Sie haben mir den Wunsch ausgesprochen, Ihnen aus meiner persönlichen Erinnerung über den Grafen Ferdinand von Zeppelin zu berichten. Da ich die selbstlose, allem Heraustreten mit seiner Person abgeneigte Natur des von mir so hoch verehrten Grafen kenne, würde ich bei den nahen Beziehungen, in denen ich zu ihm stehe, hierauf verzichtet haben, wenn nicht die Öffentlichkeit sich schon so lange und so allgemein mit ihm beschäftigt hätte und wenn nicht zuweilen über ihn und seine Verhältnisse, vielleicht in bester Absicht und gutem Glauben, manches nicht Zutreffende geschrieben und gesprochen worden wäre. Habe ich die Stimmen, welche sich in der deutschen Presse aller Parteirichtungen und Lebensanschauungen hören ließen, als im September der Draht in alle Teile unseres Vaterlandes die Kunde trug, daß der Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes über alles Erwarten glänzend gelungen war, richtig verstanden, so war es nicht nur der Stolz und die Freude über den Erfolg deutschen Erfindungsgeistes, die aus ihnen sprachen, sondern auch eine lebhafte Sympathie mit dem Menschen, nicht nur mit dem Erfinder. Woher diese Erscheinung? Persönlich kannten doch wohl nur wenige, die so schrieben, den Grafen. Aber die Kunde seines schweren Ringens, seiner wahrhaft vornehmen Bescheidenheit, seiner ruhigen Haltung denen gegenüber, die in Verkennung seiner Leistungen ihn einen uferlosen Schwärmer nannten, seiner Opferwilligkeit, die nie an sich, nur an die große Sache dachte, der willigen Anerkennung jedes fremden Verdienstes — sie war wohl im Laufe der Jahre in weite Kreise unseres Volkes gedrungen. Und hierzu kam der unerschütterliche Mut, auch in Lagen, da alles verloren schien, ein Mut fast noch höher, als der, welchen der Graf vor dem Feinde bewiesen, und der ihn schon lange, ehe er an sein großes Werk ging, zu einem der volkstümlichsten Soldaten des großen Krieges für Deutschlands Einheit gemacht hatte. Wie der wahre Wert des Mannes sich erst im Unglücke zeigt, so auch der des Feldherrn, des Soldaten auf schier verzweifeltem Posten. Und wie ein solcher Feldherr steht mir der Graf vor Augen in der Schilderung eines Augenzeugen in der „Frankfurter Zeitung", der dem unglücklichen Ausgang der Fahrt vom Januar 1906 beigewohnt hatte und keineswegs für die Zukunft seines Erfolges eintrat. Es hieß da u. a.: „Die Landung war, wenn auch schwierig, so doch ganz glücklich gewesen. Nur das Hinterteil war in einem Baume hängen geblieben und stärker beschädigt worden. Aber am Abend hatte sich ein Wind erhoben und das Luftschiff ein paarmal heftig auf den Boden gestoßen. Da waren die Rippen gebrochen, und es war jetzt unmöglich, das etwa 9000 kg wiegende Schiff vom Flecke zu bringen. So beschloß man, es auseinanderzuschlagen. Es ging schnell: Ge-

nau vierundzwanzig Stunden, nachdem das Luftschiff sich stolz und prächtig über den See erhoben hatte, fiel das letzte Rippenpaar unter Hammerschlägen in sich zusammen, und nur Ballen von zerfetztem Ballontuch und Haufen von Aluminium lagen umher auf dem Felde, ein wehmütiger Anblick für jeden, der jahrelang fleißige, hoffnungsvolle Menschen an dem Baue hatte arbeiten sehen. Und inmitten des Werkes der Zerstörung stand der alte Graf Zeppelin selber, aufrecht und ruhig, und erteilte hin und wieder Anordnungen. Wer kann nachfühlen, was dem Erfinder in einer schlaflosen Nacht der Entschluß gekostet haben mag, den Befehl zum Zertrümmern des Werkes zu geben, über das er ein Menschenalter nachgegrübelt, an dem er volle sieben Jahre gebaut hat! Wer ahnt, was jetzt in ihm vorgeht, wo er es rings um sich in Trümmer sinken sieht! Aber, obgleich jeder Axtschlag ihn ins innerste Mark treffen, jedes Knirschen der Sägen ihm das Herz zerreißen muß, steht er in vollkommener Beherrschung gelassen und tapfer da unter den Augen der fremden Menge. Wie groß und stark ist doch das menschliche Herz, das allen Mächten auf Erden Trotz bietet, und wie schwach ist daneben das Menschenwerk, das ein Windhauch vernichten konnte!“

Nicht lange Zeit nach diesem, die Hoffnung für den glücklichen Ausgang seines Werkes in dem großen Publikum auf den Gefriergrad herabdrückenden Ereignis saß ich mit dem Grafen in seinem gewöhnlichen Absteigequartier, dem Palasthotel in Berlin, im Kreise naher Bekannter zusammen. Es war mir schmerzlich, zuerst das Gespräch auf jenen Unglückstag zu bringen. Da ergriff der Graf mit der heitersten Miene von der Welt selbst das Wort und sagte etwa Folgendes: „Es ist mir lieb, daß man so absprechend über meinen Versuch urteilt. Das Ausland wird nun sicher nicht auf den Gedanken kommen, mein Prinzip für das richtige zu halten und es durchzuführen, wenn mir die Mittel fehlen sollten. Und für das Vaterland möchte ich es doch wahren!“

Die Mittel aber, die notwendig, waren sehr bedeutend. Lange bestritt sie der Graf allein. Aber auf die Dauer war dies für ihn nicht möglich, namentlich da der herrliche Besitz seiner Gattin*) in Livland unter den Verwüstungen der lettischen Mordbrenner litt, die auch das schöne väterliche Schloß der Barone Wolff in Alt-Schwaneburg durch Feuer vernichteten. Er wandte sich damals, irre ich nicht, mit einer Lotterie an das deutsche Volk, so schwer ihm dieser Schritt auch werden mochte.

Das Kriegsministerium in Berlin, das heute in so weitsehender Weise sich der Unterstützung der Erfindung annimmt, zeigte sich unter dem Vorgänger des Herrn von Einem sehr skeptisch. Seine Majestät der Kaiser aber hatte persönlich dem Grafen schon früher sein Interesse dadurch bezeugt, daß er ihm nach einem Vortrage in der Philharmonie in Berlin durch den General von Hahnke mit einer äußerst anerkennenden Kabinettsorder den Roten Adlerorden 1. Klasse überreichen ließ. Unwillkürlich sagte Schreiber dieser

*) Freiin Isabella von Wolff aus dem Hause Alt-Schwaneburg, seit 1869 seine Gattin, stand und steht ihm ebenso treu zur Seite wie seine einzige Tochter Hella, meine liebe Pathe.

Zeilen bei dieser Gelegenheit dem General: „Ach, wäre nur mit dem Orden eine Anweisung auf einige Hunderttausend Mark verbunden gewesen!“ Doch über die verfügte ja nur der Staat, und dieser konnte kaum auf ihre Bewilligung rechnen, ehe man im Volke nicht zur Erfindung Vertrauen gewonnen hatte.

Doch, ich breche hier ab, Sie wollen ja persönliche Erinnerungen hören, über das wissenschaftliche Prinzip ist ja so viel geschrieben worden. Man hat sich in liebenswürdiger Weise mit der Herkunft und dem Namen des Grafen beschäftigt, ja sogar mit der Aussprache des Namens. In einem sehr launigen Artikel der „Täglichen Rundschau“: „Zéppelin oder Zeppelin?“ war der Streit zwischen den „Breisgauern“ und den „Vorder- und Hinterspreewäldlern“ um die schwäbische oder nicht schwäbische Betonung der Silben des Namens geschildert. Es mußte sogar der Schatten des ‚Meisters‘ Böcklin aus seiner Gruft als Zeuge heraufsteigen, bis endlich jemand auf den allein richtigen Gedanken kam, im „Taschenbuch des deutschen Uradels“ beim sicher zuverlässigen Perthes einzusehen und dort zu finden, daß die Zeppeline gar keine Schwaben sind und im alten Stammlande sich stets Zepelin genannt haben, seitdem sie im dreizehnten Jahrhundert mit andern niedersächsischen Edlen in das damals wendische Mecklenburg einwanderten, um dort vom Orte Zepelin nahe bei Bützow, mit welchem Geschlechte sie eines Wappens*) und Stammes waren, ihren Namen anzunehmen. Wenn aber eine Zuschrift in der „Täglichen Rundschau“, die sich sonst sehr richtig über Aussprache der vielen auf „in“ endenden Namen slavischen Ursprungs in Mecklenburg ausspricht, u. a. sagt: „Die noch in Mecklenburg lebenden Mitglieder der Familie, ebenso wie die der mehrfach vorkommende Ortsname „Zeppelin“ werden in Mecklenburg etwa wie „Zepplihn“ ausgesprochen. Die slavische Endung —in ist immer lang, und trägt den Ton, wie in den Ortsnamen Malchin, Tessin, Fehrbellin, Kröpelin usw.,“ so ist hierzu vor allem zu bemerken, daß der Name „Z e p p e l i n“ in Mecklenburg überhaupt nicht vorkommt, sondern daß es nur e i n e n Ort „Z e p e l i n“ unweit Bützow gibt und daß sich auch keiner der in Mecklenburg lebenden Mitglieder der Familie „Z e p p e l i n“ schreibt, sondern „Zepelin“. Ich würde nicht so ausführlich auf diese Frage eingehen, wenn diese nicht in der Presse mit einer so anerkennenswerten Gründlichkeit behandelt wäre, und es infolgedessen vielleicht erwünscht ist, sie zum richtigen Abschluß zu bringen. Die Verschiedenheit der Schreibweise des Namens seitens der drei Brüder meines Großvaters, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach Württemberg kamen, von der der andern im Stammlande gebliebenen oder in dänische und preußische Kriegsdienste getretenen erklärt sich wohl einzig und allein aus dem geringen Werte, den man zu jener Zeit auf die Schreibweise der Namen legte. Unsere Zeit behandelt — nicht immer zum Segen — den Menschen so statistisch und bureaukratisch, daß eine falsche Schreibweise des Namens einem die „größten polizeilichen Unannehmlichkeiten“, wenn nicht gar eine Klage wegen Urkundenfälschung zuziehen kann. In der preußischen

*) Der in der Heraldik seltene „Eselskopf“ im blauen Felde.

Rangliste des Jahres 1806 finde ich aber, daß mein Großvater wie seine beiden Brüder sich — ein jeder mit anderer Orthographie schrieben und erst später zur „richtigen“ zurückkehrten. Alle drei haben ihr Blut als gute Mecklenburgische Junker für ihr neues Vaterland in den Kriegen vergossen, ohne daß sie sich um die „p“ und „e“ kümmerten. Und so ist es wohl auch dem Großvater des Grafen Ferdinand ergangen, der in Kaiserlichen Diensten als Rittmeister des Regiments Württemberg-Dragoner bei Marengo schwer verwundet wurde, ehe ihn der spätere König Friedrich von Württemberg als Kommandeur seiner Gardes du Corps in seine Dienste zog, nachdem der ältere Bruder, sein hochbedeutender Minister, gestorben war. Es würde zu weit führen, hier näher auf die Geschichte unserer Vorfahren einzugehen, so interessant sie auch ist. Nur soviel sei gesagt, daß, seitdem unser Ältervater Melchior Dietrich 1704 als dänischer Oberstleutnant von der Kavallerie in der Schlacht bei Höchstädt gefallen, seine Nachkommen, auch wenn sie später andere Laufbahnen einschlugen, fast alle Soldaten gewesen sind, daß aber das im Kampfe erprobte Blut der Mecklenburger Junker sie nicht hinderte, sich auch auf anderen Gebieten zu bewähren, wie auch Graf Ferdinand als Diplomat und als „Doktor-Ingenieur“, sein Großvater aber als Minister und späterer Gesandter in Wien.

So gehört Graf Ferdinand seinem Geschlechte nach dem Norden, seiner Geburt nach dem Süden unseres deutschen Vaterlandes an. Seitdem er sich aber aus dem Kriegsdienste zurückzog, verlebte er einen großen Teil des Jahres am Bodensee im Kanton Thurgau auf seinem idyllischen Schlößchen Giersberg, das ihm nach dem Tode seines würdigen Vaters aus der Erbschaft seiner Mutter, die der französischen Réfugiéfamilie der Macaire d'Hogguer angehörte, zugefallen war. Hierdurch ist der Graf und seine Familie eng mit dem herrlichen See verbunden, dessen Geschichts-Verein vor kurzem mit dem heimgegangenen einzigen Bruder des Grafen, Ehrendoktor der Universität Tübingen und Württembergischen Kammerherrn, seinen langjährigen, hochbegabten Vorsitzenden betrauerte. So wurde der Bodensee mit dem stillen Manzell die Geburtsstätte des lenkbaren Luftschiffes! Aber auch mit den Schweizerbergen ist der Graf vertraut wie selten einer. Sein hohes Alter hat ihm weder die körperliche, noch die seelische Kraft — und diese war bei seinem dornenvollen, aufreibenden Lebenswege am meisten gefährdet —, noch die geistige gebrochen. Ich entsinne mich, daß, als ich vor einigen Jahren in dem traulichen Giersberg weilte, eines Tages Professor Hergesell, der bekannte mit der Erforschung des Luftmeeres beschäftigte Gelehrte, dort eintraf. Wie groß war mein Erstaunen, als der Hausherr ihn aufforderte, am andern Morgen den Säntis zu besteigen, um dort Beobachtungen zu machen, als wenn es sich nur um einen Spaziergang handelte.

Nun noch einige Worte von dem Soldaten Zeppelin! Mit 21 Jahren, im Jahre 1859, war er, in seiner Tüchtigkeit früh erkannt, Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab der Württembergischen Armee. Um sich vor dem Feinde zu erproben, wurde er von seinem Könige 1863 zur Teilnahme am Nordamerikanischen Sonderbundskriege beur-

laubt. Präsident Lincoln erteilte ihm die Erlaubnis zu freier Bewegung innerhalb der Heere der Vereinigten Staaten, die der Graf in so umfangreicher Weise ausnutzte, daß er beinahe, als er ganz allein einen Angriff gegen Stuarts Reiter in der Flanke begleitete, nur wie durch ein Wunder der todbringenden Kugel oder der Gefangenschaft entging. In jenem Kriege hat der Graf seinen ersten Aufstieg im Fesselballon gemacht und die Anregung empfangen, über dessen Verwendung zu militärischen Zwecken nachzudenken. Im Jahre 1866 Flügeladjutant geworden, hatte er in demselben Jahre Gelegenheit, seine hervorragende kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen, als er am Tage des Gefechtes bei Aschaffenburg durch eine schwimmend über den Main gebrachte Meldung die Württembergische Division aus einer schwierigen Lage rettete. Die nun folgenden Friedensjahre brachten ihn in enge Beziehungen zur preußischen Armee, nicht nur durch sein Kommando nach Berlin, sondern auch als Begleiter des damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen regierenden Königs von Württemberg, während dessen Kommandierung nach Potsdam zu den Leibgardehusaren. In dieser Zeit war es, wo wir Vettern im Stabe des Generals v. d. Tann bei den bayerischen Manövern im Lechfeld 1867 zusammentrafen. Ich entsinne mich hierbei noch eines gemeinsamen Rittes vom Manöverfelde, auf dem wir an ein sehr breites, tief sumpfiges Gewässer kamen, das der Graf trotz der Warnung eines auf der Wiese beschäftigten Bauern nicht umritt, sondern zu überspringen suchte. Sein Pferd erreichte nur mit den Vorderfüßen den jenseitigen Rand, sein Reiter wäre unfehlbar unter ihm in den Sumpf gedrückt worden, wenn er sich nicht über den Kopf des Pferdes hinweg auf die andere Seite geworfen hätte, die Zügel mit sich gezogen und an ihm das Pferd so lange gehalten, bis Hilfe kam, es herauszuretten, was wunderbarerweise gelang. Als wenn er nicht eben in höchster Gefahr gewesen, ritt er scherzend weiter.

Sein kühner Ritt im Jahre 1870 als Generalstabsoffizier der Württembergischen Kavalleriebrigade hat ihn ja zu einer der volkstümlichsten Gestalten dieser Zeit gemacht. Mit seltener Verwegenheit war er mit den ihm beigegebenen Offizieren und einigen Ordonnanzen am 24. Juli durch Lauterburg bis nach Wörth weit hinter die französischen Vorposten geritten, sein Pferd war beim Zusammentreffen mit einem französischen, von Lanciers begleiteten Gendarmen verwundet, den er gefangen nahm, während er den Lancier, der sein Pferd verwundete, durch einen Hieb außer Gefecht setzte. Auf dem Lancierpferde setzte er, nachdem er eine Meldung zurückgesandt, mit seinen Begleitern den Ritt fort. Ganz erschöpft, haben sie die Nacht schlaflos im Schonenburger Holz zugebracht. „Die Reiter lagen“ — so erzählt der Graf — „dicht zusammengeschart am Boden, ihre gesattelten und aufkandarten Pferde am Zügel haltend. Selten nur unterbrach eine leise Rede die Stille der Sommernacht, so als der Leutnant Winsloe der 3. Badischen Dragoner einem Kameraden sein Herz erschloß und ihm flüsternd die Hoffnungen seines Lebens anvertraute. Wie nahe war er seinem Ziel, aber nicht dem geträumten!“ — Am andern Tage wurde er bei dem Überfall auf dem Scheuerlenhofe tödlich verwundet. Am Morgen des 25. Juli machte die starke Hitze und die Ermattung der Pferde dringend ein Tränken

und Futtern derselben erforderlich. Da kein Wasser zu entdecken war, entschloß man sich, auf dem abgelegenen Scheuerlenhofe zu tränken. Der Graf hatte berechnet, daß eine größere Reiterabteilung, die von der Anwesenheit der Patrouille auch durch einen reitenden Boten benachrichtigt wurde, nicht vor einer Stunde eintreffen konnte. Gegen die bisher beobachteten kleineren Patrouillen war man aber stark genug, und die Rollen verteilt. Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Franzosen hatten mehrere Eskadrons Chasseurs à cheval nach ihnen ausgesandt, gegen die ein Widerstand nicht möglich war. Was nicht tot oder verwundet war, wurde gefangen. Nur dem Grafen gelang es, zu Fuß zu entkommen, sein Pferd war erschossen, aber er riß einer französischen Bauernfrau ein von ihr gehaltenes Pferd eines Chasseurs aus der Hand, schwang sich in den Sattel und gewann durch eine Hinterpforte das Freie, einen Schwarm Franzosen hinter sich. Zum Glück war das Pferd gut. Dem Grafen, der um das Leben ritt, gelang es, ein kleines Dickicht zu erreichen, an dem soeben ein Zug Chasseurs vorbeisprengte. Schnell erkennend, daß jetzt der letzte Einsatz für sein Entkommen das Preisgeben des Pferdes und der Versuch sein müsse, die Grenze zu Fuß zu gewinnen, band er dieses in dem Dickicht fest, lief tiefer in das Holz und erkletterte dort mit seinen letzten Kräften einen hohen Baum, in dessen Krone er sich verbarg. Bald erschienen auch zwei weitere Chasseurs-Züge, umstellten das Gehölz, durchritten es auch nach allen Richtungen, aber fanden weder ihn noch das sich wunderbarerweise still verhaltende Pferd. Der Graf erzählt, daß er dort oben vor Aufregung und Ermattung mehrfach dem Einschlafen nahe war, er hätte sich dann aber immer an das Astholz geklammert, um nicht herunterzustürzen. So verbrachte er drei lange Stunden, bis alles stille war. Dann stieg er herunter, schlich sich in die Umgebung des Gehölzes, oft kriechend umherspähend, ob er nicht noch auf einen Entkommenen seiner Begleitung träfe. Erst, als nichts zu bemerken war, kehrte er in das Holz zurück, das Pferd zu besteigen, nachdem er vorher von einem alten Bauern, der dort mit zwei mageren Kühen vor einem Wägelchen trockenes Laub sammelte, durch Melken dieser Kühe einen halben Schoppen Milch zur Löschung seines Durstes erhalten hatte. Ohne Karten, auf denen er sich über den Rückweg orientieren konnte — sie waren auf dem Tische im Hofe während des Kampfes liegen geblieben, — ohne Menschen nach dem Wege fragen zu dürfen, mußte er sich durch Waldberge hindurchfinden. Dazu kam, daß in der Nacht ein Wolkenbruch herniederging. Am nächsten Morgen war er gezwungen, da die Steilhänge des Lautertales ihn hierzu nötigten, durch Niedersteinbach und dann auf der von feindlichen Patrouillen beobachteten Straße Weißenburg-Bitsch zu reiten, wobei anscheinend der Umstand, daß er ein Pferd mit französischer Ausrüstung ritt und er sehr zuversichtlich auftrat, die Franzosen täuschte. Endlich, nachmittags 5 Uhr, erreichte er bei Schönau die Grenze und bayerische Vorposten. Der damalige badische Generalstabsoffizier von Friedeburg erzählte dem Schreiber dieser Zeilen später, er habe ihn zu sich auf einen Wagen genommen, der Graf sei aber in seinen Armen so fest eingeschlafen, daß er ihn in stundenlanger Fahrt nicht erweckt hätte.

Nach dem Feldzuge durchlief der Graf schnell die Chargen bis zum Kommandeur des Ulanenregiments König Karl. Schon in dieser Zeit beschäftigte ihn der Gedanke der Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes. Irre ich mich nicht, betonte er mir gegenüber, als ich ihn im November 1870 in seinem Quartier vor Villièrs im Zernierungsgürtel vor Paris aufsuchte, welche Vorzüge Paris durch die stete Verbindung mit der Provinz durch die oft über unsere Köpfe schwebenden Ballons habe, daß aber der volle Nutzen dieser Verbindung erst durch lenkbare Ballons erreicht werden könne, die auch Nachrichten von außen in die belagerte Hauptstadt bringen könnten.

Das Jahr 1885 brachte dem Grafen eine Verwendung, zu der seine geistig rege, gesellschaftlich so gewinnende Persönlichkeit ihn besonders geeignet erscheinen ließ. Er wurde Militärbevollmächtigter in Berlin. Hier blieb er, mit kurzer Unterbrechung durch seine Ernennung zum Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade, bis zum Jahre 1890, nachdem er 1887 in den diplomatischen Dienst als Württembergischer Außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe und Bevollmächtigter zum Bundesrat übergetreten war. Ungern gehorchte er dem Rufe seines Königs, den Sattel mit dem Diplomatenstuhl zu vertauschen. Ließ er sich doch an maßgebendster Stelle die Zusicherung geben, daß er, sobald es zum Kriege käme, eine Reiterbrigade übernehmen würde. Sein gastliches Haus in der Voßstraße wurde durch die natürliche Liebenswürdigkeit seiner Bewohner und ihre vornehme Geselligkeit vielen der ersten Kreise Berlins zu einem der beliebtesten des diplomatischen Korps. In die Zeit seines diplomatischen Dienstes fielen die ereignisreichen Tage der beiden Thronwechsel. Noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, trat er in den Reiterdienst zurück, um 1890 das Kommando der 30. Kavalleriebrigade zu übernehmen. Im November dieses Jahres zum Generalleutnant befördert, nahm er schon einen Monat später den Abschied, um sich nun ganz dem großen Werke zu widmen, an dem er unter schweren Kämpfen unentwegt und unermüdlich siebenzehn Jahre arbeitete. In der Keplerstraße in Stuttgart errichtete er sich ein Heim, der größte Teil des Jahres sah ihn aber am Bodensee in seinem Giersberg, wenn er auch freilich immer mehr und mehr in Friedrichshafen weilte, je weiter die Arbeiten in der schwimmenden Werkstatt bei Manzell fortschritten. Hier wohnte er und trieb er seine Studien, hier führte er seine Korrespondenz mit Gelehrten und Technikern aller Völker. Von hier trug ihn die Bahn bald hier, bald dort hin, um in steter Verbindung mit den für sein Fahrzeug wichtigen Industrien und ihren Vertretern, sich jeden Fortschritt der Technik sofort zu eigen zu machen. Es ist nicht meine Aufgabe, hier auf seine wissenschaftlichen Arbeiten und Kämpfe dieser Zeit oder gar auf sein Luftschiff und dessen Geschichte näher einzugehen. Das ist in der letzten Zeit so vielfach von fachmännischer und nichtfachmännischer Seite geschehen.

Nur einer kleinen Episode möchte ich zum Schlusse Erwähnung tun, die so recht die Energie kennzeichnet, ohne die Zeppelin trotz aller Kraft des Geistes nie sein Ziel erreicht hätte. Es war im Jahre 1894, also kurze Zeit nach Beginn seiner ersten Arbeiten,

als wir uns in Berlin trafen. Der Graf wohnte mit seinem Ingenieur einige Zeit im Kaiserhofe und verhandelte mit einigen Gelehrten. Man hatte mir schon früher im Generalstabe als ein Kuriosum erzählt, daß er in seiner Muße sich mit dem „phantastischen Gedanken eines lenkbaren Luftschiffes“ zu beschäftigen anfange. Daß man hiermit den Ausdruck eines gewissen Mitleids verband, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Nun hatte ich in jener Zeit gerade die hochinteressanten „Lebenserinnerungen“ von Ernst von Siemens gelesen. In diesen kommt der große Techniker bekanntlich auch auf das Problem des lenkbaren Luftschiffes zu sprechen, und weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß im Laufe der Geschichte der Wunsch, das Luftmeer zu beherrschen, die Köpfe vieler hochbedeutender Männer in Anspruch genommen hätte, die Geld und Nerven diesem Gedanken fruchtlos geopfert. Nun schien ihm die ganze Sache deshalb aussichtslos, weil die Technik nicht die Mittel besäße, welche die Konstruktion des Luftschiffes verlange. Ich sagte dies bei unserm Zusammentreffen in möglichst zarter, aber bestimmter Weise meinem Vetter. Lächelnd erwiderte er mir: „Das habe ich auch gelesen, wie wohl alles, was sich auf mein Problem bezieht und in neuerer Zeit geschrieben ist. Es darf mich dies aber nicht stutzig machen, denn für mich tritt naturgemäß niemand ein, weil keiner den Sprung ins Dunkle wagen will. Aber mein Ziel ist mir klar, und meine Berechnungen sind richtig!“ Mich überraschte diese kühne Sicherheit. Vielleicht war er aber doch mit bezug auf seine wissenschaftlichen Kämpfe noch zu pessimistisch gestimmt, denn schon damals hatte er einen ganz hervorragenden Mann der Wissenschaft für sich gewonnen — irre ich nicht — Helmholtz? Aber die Zahl derer, die gegen ihn waren, namentlich auch in den Kreisen des Kriegsministeriums und der Luftschifferabteilung, mag doch recht groß gewesen sein, und auch nicht unberechtigt, denn wer von den Dezernenten konnte seine Berechnungen beurteilen, zumal sie noch nicht der Probe der praktischen Brauchbarkeit unterzogen waren. Und als diese Erprobung gemacht wurde, und meist an kleinen Materialfehlern oder doch mit dem Prinzip seiner Erfindung in keinem Zusammenhang stehenden Hemmungen scheiterte, wie schnell war die Kritik bei der Hand, den Stab über die Erfindung zu brechen. Aber auch dies ließ den Mut des Grafen unerschüttert. Er bemerkte nur auf eine hierauf bezügliche Frage, daß man Dampfschiffe bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert in größerer Zahl baue. Danach mache man mit jedem neugebauten eine Probefahrt, auf der das Schiff von in der Bedienung der Maschinen und des Steuers erprobter Mannschaft geführt würde. Keinem Menschen fiele es ein, die ganze Konstruktion zu verdammen, wenn, was doch häufig vorkäme, kleine Fehler entdeckt würden. Sein Luftschiff hätte aber bei den ersten Probefahrten, und teilweise auch später, ganz unerfahrenes Personal, und nicht Tausende von Vorgängern in der Luft gehabt, wie das die Probefahrt machende Dampfschiff auf dem Meere. Und da verlange man, es solle alles tadellos funktionieren. Hierin, in der Unterschätzung dieses Umstandes, lag aber meines Erachtens die schwerwiegendste Ursache zu dem Mangel an Vertrauen, die man seinen ersten praktischen Versuchen entgegenbrachte.

**Doch diese schwere Zeit liegt, Gott sei Dank, dahinter. Es war ihm beschieden, ungleich manchem andern bahnbrechenden Genie, den Erfolg zu erleben, statt, daß andere, auf seinen Schultern stehend, den Preis errangen. Die ungeteilte Freude und Anerkennung seines Volkes, ja der Welt, ist der wohlverdiente Lohn des so selbstlosen, wahrhaft vornehmen Mannes. Und weil das deutsche Volk so reges Interesse an der Person des Grafen hat, deshalb glaubte ich mich nicht dem Wunsche der Leitung dieser Zeitschrift entziehen zu dürfen, einiges von dem mir so teuren Menschen, nicht von dem Erfinder, sondern von dem deutschen Edelmann und Soldaten zu berichten, dem auch heute noch als „jugendlichem Siebenziger" wie einst Arbeit — Freude und Erholung ist.**

---

# Die deutsche Armee.

Von

General Bonnal-Paris.*)

Die deutschen Streitkräfte, die im August 1871 das französische Gebiet mit Krieg überzogen hatten, waren in drei Armeen von sehr ungleicher Zusammensetzung geteilt. Aber jedem einzelnen Korps war seine Rolle für die große Anfangsschlacht zugewiesen worden, als deren Schauplatz Moltke die Ufer der Saar vorausgesehen hatte.

Nach dem Frankfurter Frieden wurde die Zahl der Armeekorps auf achtzehn erhöht. Das Gesetz vom 2. Mai 1874 gab dieser Organisation nur die endgültige Bestätigung. Es sicherte einen Effektivbestand der Friedenstruppen von 402 000 Mann, bei welcher Ziffer Offiziere und Einjährigfreiwillige nicht mitgerechnet wurden. Man beschloß eine siebenjährige Gültigkeit des Gesetzes, das die Organisation und die Truppenziffern der Armee sicherte. Daher stammt der Name des Septennats. Das folgende Gesetz vom Mai 1880 brachte den Effektivbestand von 402 000 Mann auf 427 000 Mann. Ein Ausnahmegesetz vom 11. Februar 1888 erhöhte die Dauer der Militärdienstzeit von 12 auf 19 Jahre: 3 Jahre Aktivität, 4 Jahre Reserve, 5 Jahre Landwehr ersten Aufgebots, 7 Jahre Landwehr zweiten Aufgebots.

Es würde zu weit führen, all die Verstärkungen der Heeresmassen hier einzeln anzuführen, die eine Folge des Septennats und des seit 1883 gültigen Quinquennats gewesen

*) Nachdem Herr Generalleutnant a. D. von Pélet-Narbonne in der „Neuen Revue" einen Artikel über den Niedergang der französischen Wehrmacht veröffentlicht hat, der in der französischen Presse sehr beachtet worden ist, stellt uns Herr General Bonnal diese Darstellung des deutschen Heerwesens zur Verfügung. In Frankreich gilt er als einer der besten Kenner des deutschen Heeres. Und wenn man auch hinter manches seiner Urteile ein Fragezeichen setzen wird, so ist es doch interessant zu wissen, mit welchen Augen dieser bekannte französische General die deutsche Armee betrachtet; um so mehr als Herr General Bonnal den deutschen Manövern mehrmals als Gast des deutschen Kaisers beigewohnt hat. D. Red.

sind. Immerhin verdient eines dieser Gesetze, nämlich das vom 15. Juli 1893 datierte, besondere Aufmerksamkeit. Es setzt die Dienstzeit aller Truppen auf zwei Jahre herab, und nur die Kavallerie und reitende Artillerie sind hiervon ausgenommen.

Die Regierung hat aber die ihr gewährte Freiheit, über die gesamte Dienstzeit der Soldaten bestimmen zu können, derart ausgenutzt, daß die nach zweijähriger aktiver Dienstzeit in die Reserve entlassenen Fußtruppen jederzeit zur Verfügung der Militärmacht stehen. Die Motive zum Gesetze von 1893 drücken das so aus: „Der Staat, der über die stärksten Altersklassen verfügt, hat für den Fall des entscheidenden Kampfes die jüngste Armee."*) Zur Verjüngung seiner Feldtruppen, anders ausgedrückt zur Verjüngung seines Reservistenmaterials hat Deutschland also die zweijährige Dienstzeit für alle nicht zum berittenen Heere gehörenden Mannschaften angenommen. Und warum ist nun bei zwei feindlich gegenüberstehenden Armeen die aus jüngerem Menschenmaterial bestehende der andern überlegen? General von der Goltz soll hierauf die Antwort geben: „Die Jugend trennt sich leicht vom Leben. — Das Unbekannte zieht sie an und gibt ihr Freude zum Kriegsgewerbe. Das Verlangen nach Ruhe und die Liebe zur Behaglichkeit, diese beiden Wünsche des reifen Alters, sind der Jugend kein Ansporn. Fröhlich marschiert sie in den Kampf und mit leichtem Herzen. Sie ist drum doppelt geeignet zum blutigen Handwerk. „In der Jugend ruht die Macht eines Volkes."

Ein anderer deutscher Autor hat die Mängel, die bei der Landwehr während des Krieges 1870 festgestellt worden sind, folgendermaßen bezeichnet: „Ungenügende Widerstandskraft gegen Strapazen, eine beträchtliche Anzahl wirklicher und simulierender Kranker, nicht ausreichende Wucht in Angriff und Verteidigung, deprimierter Gemütszustand bei den um ihre Familie besorgten Leuten, die nicht unbestrittene Autorität zahlreicher Offiziere." Man hat darum sehr richtig die deutsche Armee, wie sie das Oberkommando schuf, mit einer Lanze verglichen. Die jüngsten, in der Aktivität stehenden Jahresklassen würden die scharfe Eisenspitze bilden, die Reservisten den lenkenden Schaft. In der eben skizzierten Organisation bildet die deutsche Friedensarmee also heute einen Heereskörper von insgesamt 635 000 Mann, Offiziere und Unteroffiziere mit eingerechnet. Um 200 000 Mann hat sich Deutschlands Wehrmacht demnach seit dem Jahre 1871 vermehrt.

Die Anstrengung ist ungeheuer. Sie erklärt sich aus dem Bestreben der Regierenden, nicht hinter der französischen Armee zurückzubleiben. Denn auch sie wurde nach und nach von 1873 bis 1897 vermehrt; sie wurde in ihrer Entwicklung dann nur aufgehalten durch den Antimilitarismus des Cliquenregiments, das mit Hilfe der Dreyfusagitation zur Macht gelangte.

---

*) General Bonnal hat seine Zitate nach französischen Büchern gegeben, da ihm die deutschen Werke nicht zur Verfügung standen.

Aber diese Anstrengung wäre nie möglich gewesen ohne den Reichtum und die unaufhörliche Vermehrung des deutschen Volkes, das eifersüchtig darüber wacht, seine Wehrkraft auf der Höhe zu erhalten, das dem Reich gern die Mittel und die Menschen bewilligt, die nach seinem Urteil notwendig sind, um den Frieden zu stützen, den Frieden dort gewaltsam zu stützen, wo er gebrochen worden ist. — — —

Der deutsche Kaiser und König von Preußen ist der oberste Chef der Armee. Das innere Getriebe der Armee funktioniert nach seinem Willen. Ihm helfen die drei Organe: der Kriegsminister, das Militärkabinett und der Chef des Generalstabs. Dem Militärkabinett des Kaisers ist die Erledigung aller Personalfragen innerhalb des Offizierskorps vorbehalten. So schwebt der „blaue Brief" ständig über vielen hohen Offizieren und Generalen wie das Schwert des Damokles. Und weil nun Deutschland ein monarchisches Land ist, so mischen sich die dynastischen Interessen eng mit denjenigen des Volkes. Der Kaiser gehorcht keinen anderen Eingebungen als denjenigen, die die Macht seines Volkes angehen. Die Folge von alledem ist eine große Strenge bei der Auswahl der höheren Offiziere und Generale, von denen Erfolg und Nichterfolg im Falle des Krieges abhängt. Man ist oft erstaunt, wie Generale zur Disposition gestellt werden, die sich noch bei voller Gesundheit des Geistes und Körpers befinden. Nehmen wir an, daß man es im Militärkabinett für nötig erachtet, im Interesse der Armee während des Jahres 1907 dreißig auserlesene Oberste, die weder zu alt noch zu jung sind, zu Generälen zu befördern. Dann müßte man aber diesen Offizieren die Generalsposten erschließen, indem man die weniger tüchtigen Generale verabschiedet. Man tut es, damit Tod und Krankheit unter den Oberstkommandierenden nicht zu stark Ernte halten.

Solch System kann aber nur dann günstige Resultate liefern, wenn der Herrscher eine vollkommene Kenntnis von all seinen Obersten und Generalen besitzt, wenn er sich bei seiner Wahl allein durch die Rücksicht auf das Gedeihen der Dienstarbeit bestimmen läßt. Diese Bedingungen scheinen bis zum heutigen Tage dank den guten Traditionen der Hohenzollern erfüllt zu sein. — —

Es gibt nicht bloß einen Kriegsminister in Deutschland, es gibt deren vier; d. h. einen preußischen, einen bayerischen, einen sächsischen und einen württembergischen. Aber der preußische hat ein starkes Übergewicht den drei andern gegenüber. Er läßt sie seine Autorität als Abgesandter des Kaisers sogar manchmal empfinden.

Der große preußische Generalstab in seiner jetzigen Gestaltung geht in seinen Anfängen bis auf das Jahr 1829 zurück; einige Autoren sollen diesen Anfang sogar bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückverlegen. Vor der Schöpfung des Großen Generalstabes besaß Preußen als Mittelpunkt der hohen Studien die Militärakademie in Berlin, die heutige Kriegsakademie. Die übrigen Militärbildungsanstalten sind zahlreicher als in allen übrigen Staaten. Aber nicht alle Offiziere gehen aus der gleichen Bildungsschicht hervor.

Die meisten wählen den Weg zu ihrer Karriere über den sogenannten „Fahnenjunker". Das ist ein siebzehn- bis achtzehnjähriger Jüngling aus ehrenwerter Familie, der bis zur Sekunda die Schule besucht und sich dann zum Examen meldet. Hat er das Examen bestanden, dann tritt er auf sechs Monate mindestens mit der Einwilligung des Regimentsobersten in dessen Regiment. Hierauf besucht er eine Kriegsschule, deren Kurse acht Monate dauern. Er besteht ein neues Examen und kehrt in sein altes Regiment zurück, um dort einige Monate lang seine Ernennung zum Leutnant abzuwarten. Die Offiziere des Regiments haben aber über die Wahl des Aspiranten abzustimmen. Die letzte Verfügung ist von einschneidender Bedeutung. Denn sie sichert die Einheit des Offizierskorps viel besser als jedes Examen vor dem grünen Tische.

Die Abiturienten der Kadettenanstalten und der dem Gymnasium gleichwertigen Schulen genießen ferner das Recht, weniger lange auf ihre Ernennung zum Leutnant warten zu müssen. Nun ist aber die Allgemeinbildung des jungen Leutnants durchschnittlich sehr schwach. Dagegen sind die Dienstforderungen so groß, daß es ihnen wenigstens in den ersten fünf bis zehn Jahren unmöglich ist, sich weiter zu entwickeln. Später verfügt der Offizier denn wohl als Oberleutnant über einige Muße, sich den Studien zu widmen, und einige bereiten sich dann auf die Kriegsakademie vor in der Hoffnung, nach dreijähriger Arbeit in den Großen Generalstab aufgenommen zu werden.

Seiner ganzen Art nach hegt der junge deutsche Offizier eine sehr hohe Meinung von sich. Er ist von Leidenschaft für seinen Beruf erfüllt, und er trägt dem Zivilisten gegenüber eine schlecht verhüllte Verachtung zur Schau. Aber man soll ihm daraus keinen Vorwurf machen in einem Lande, wo bei öffentlichen Feierlichkeiten der Hauptmann vor dem Abgeordneten rangiert, während in Frankreich der Unterpräfekt*) im Range höher steht als der Oberst.

Die soziale Stellung des deutschen Leutnants ist außerordentlich hoch, aber ihr entspricht durchaus nicht sein materielles Einkommen. Die Familie muß ihm monatliche Zuschüsse zukommen lassen, deren Mindestsätze vom Kaiser festgesetzt worden sind. Aber diese Summen genügen meist nicht, und der junge Offizier, der gezwungen ist, sich an Festen und Empfängen zu beteiligen, muß sich in Schulden stürzen. Wieviel junge, hochbegabte Offiziere haben in der letzten Zeit schuldenhalber den Dienst verlassen müssen! Es ist das ein wunder Punkt, dieser Luxus in der deutschen Armee. Und die finanziellen Hilfskräfte der Familien, denen Deutschland bisher seine besten Offiziere verdankte, nehmen infolge der allgemeinen Lebensverteuerung allmählich ab.

So kommt es, daß die Söhne der durch Handel und Industrie reichgewordenen Familien nach und nach die Stelle derjenigen jungen Leute einnehmen, die aus alten, ruhmreichen, aber geldarmen Familien hervorgegangen sind.

Ein Oberleutnant wird durchschnittlich im Alter von 35 Jahren zum Hauptmann

*) Anm. d. Redaktion: Der Unterpräfekt entspricht etwa unserem Landrat.

befördert; vorausgesetzt natürlich, daß er nicht für unfähig befunden wird, eine Schwadron oder eine Batterie zu kommandieren, daß er nicht mit einer ihm gebührenden Pension den Dienst hat verlassen müssen.

Die Arbeit des deutschen Hauptmanns ist sehr aufreibend, und so bietet ein Offizier, der sieben oder acht Jahre hintereinander ohne Ermüdung und zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten diesen Dienst hat erfüllen können, die besten Garantien, wenn er in ein höheres Kommando aufrückt. Majore, Oberstleutnants, Oberste und Generale erreichen also ihren Rang nach der Anciennität, sie werden aber aus den Rangältesten sorgfältig ausgewählt. Daher sollten sie alle tüchtige und fähige Offiziere sein. Dennoch sind manche unter ihnen von den Jahren stark mitgenommen, und sie scheinen nicht die Forderungen zu erfüllen, die man an einen höheren Offizier stellen kann. Hat nun die Neigung zum Wohlleben, die im reichgewordenen deutschen Volke so schnelle Fortschritte machen durfte, angefangen, in die hohen Kreise des Heeres zerstörend zu dringen?

Die deutschen Unteroffiziere, die alle kapituliert haben, waren bis vor zwanzig Jahren sehr ausgezeichnete Hilfskräfte, die infolge ihrer soliden Fachkenntnisse den Offizieren ihre Aufgabe außerordentlich erleichterten. Das ist heute nicht mehr in gleichem Maße der Fall. Denn die Entwickelung des deutschen Handels und der deutschen Industrie hat folgerichtig die Armee der tüchtigsten Personen beraubt, die die guten Unteroffiziere abgegeben hatten. Fragt man die eben entlassenen Mannschaften nach ihrem Unteroffizier aus, dann ist die Antwort sehr streng. Man kann wohl mit allem Nachdruck behaupten, daß augenblicklich die deutschen Unteroffiziere zum größten Teil ihrem Dienste nicht gewachsen sind. Aber grad in Deutschland muß man den Satz betonen: Dem Werte der Offiziere entspricht auch der Wert der gemeinen Soldaten.

Der unparteische Beobachter unterscheidet jedoch zwischen einzelnen Armeekorps, indem er zusieht, aus welcher Landesgegend die einzelnen Mannschaften kommen. Die sechs ersten Korps, die vor 1815 schon in Preußen rekrutiert worden sind, wurden ehemals und sind heute noch mustergültig für die jüngeren Truppenkörper. Im allgemeinen glänzt das deutsche Truppenmaterial ja nicht gerade durch Lebhaftigkeit und Initiative, aber es ist gefügig, anstellig, kernig, dauerhaft, und bei Strapazen energisch; die Truppen sind wenig nervös, sie zeigen einen guten Appetit und mäkeln nicht sehr bei der Auswahl des Essens. Sie achten den Offizier, obwohl sie ihn auch manchmal kritisieren. Sie setzen ihr ganzes Vertrauen in ihn. Hat eine deutsche Truppe auf dem Schlachtfeld den Führer verloren, dann sinkt sie sehr unter ihren normalen Wert, bis sie wieder ein neues Oberhaupt gefunden hat.

Die preußische Disziplin, die seit vierzig Jahren auf alle deutschen Truppenkörper ausgedehnt ist, wird während des Dienstes auf die Spitze getrieben; dagegen ist sie außerhalb des Dienstes eher tolerant. Wer hat es nicht mit eigenen Augen gesehen oder wenigstens davon erzählen hören, daß an gewissen Abenden in den Garnisonstädten förm-

liche Schlachten zwischen den Soldaten stattgefunden haben? Die Militärbehörden heben sich kaum hiergegen auf, die Bürger noch weniger.

Infolge eines Atavismus, auch infolge des Einflusses seiner Erziehung, besitzt der deutsche Soldat eine innere Disziplin, die ihn treibt, seine Pflicht auch dann zu tun, wenn er sich nicht unter den Augen des Vorgesetzten befindet. Diese für jeglichen Soldaten wesentliche Eigenschaft wird von allen Offizieren mit Sorgfalt gepflegt, besonders von den Hauptleuten. Sie übertragen manchmal unzuverlässigen Soldaten die Erledigung bestimmter, verantwortungsreicher Aufgaben, indem sie die Beauftragten von höheren und genug sicheren Soldaten bewachen lassen. Um alles zusammenzufassen: Der deutsche Soldat ist ein sehr gutes Kriegswerkzeug in den Händen des Offiziers, der für ihn denkt, der imstande ist, ihn in allem und überall zu lenken.

Die deutsche Infanterie, die im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts so kompakt und schwerfällig gewesen war, verdankte dem späteren Kaiser Wilhelm I. ihre Reformierung. Die zerstreuten Kontingente wurden beweglicher und leichter in den Kriegsmanövern. Nach dem Erfolg des Feldzuges von 1866 durfte man das laut feststellen. Bis 1904 hat Deutschland die erste Stelle durch die Vorzüglichkeit seines Reglements behauptet. Erst seit den Infanteriemanövern der drei letzten Jahre kann man die Überlegenheit des deutschen Infanteriereglements über das französische bestreiten, obwohl die deutsche Infanterie im Laufe des letzten Jahres mit einem Reglement versehen worden ist, das den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges Rechnung trägt. Durch dieses Reglement hat die deutsche Armee unter dem Namen des Dienstschrittes den alten „Parade-schritt“ beibehalten. Dieser Schritt, den einige Physiologen verurteilt haben, ist der Disziplin aber so günstig, daß seine Beibehaltung als eine sehr kluge Idee angesehen werden muß.

Die deutsche Artillerie, die auf den Schlachtfeldern von 1866 ziemlich mittelmäßig gewesen war, und die sich 1870-71 glänzend bewährt hatte, durfte an ihre Überlegenheit glauben bis zum Jahre 1898, da Frankreich ihr durch die Einführung der Schnellfeuergeschütze den Rang streitig machte. Die Rückständigkeit scheint jetzt aber an Bedeutung verloren zu haben, seitdem die deutschen Batterien mit einem Frankreich gleichwertigen Material ausgestattet worden sind. Deutschland hat letzthin sogar wieder einen Vorteil dadurch errungen, daß es seine Batterien mit sechs Schnellfeuergeschützen versah, während in Frankreich deren Zahl auf vier herabgesetzt worden ist.

Jedes der 23 deutschen Armeekorps umfaßt zwei Divisionen zu zwei oder drei Infanteriebrigaden und einer Artilleriedivision. Die Minderwertigkeit der französischen Artillerie in bezug auf die geringere Zahl seiner Geschütze soll aus der Welt geschafft werden. Es ist das eine Frage des Geldes. Andererseits darf man, ohne in ein Extrem zu verfallen, über die Frage streiten, ob es besser ist, wie Deutschland mehr Geschütze und weniger Munition zu haben oder umgekehrt, wie Frankreich, weniger Kanonen, aber eine größere Menge von Schießmaterial.

Über die deutsche Kavallerie kann man nur sagen, daß sie zahlreicher, besser beritten und besser ausgebildet ist als jede andere, und man muß nur bemerken, daß die preußische Kavallerie schon vor Jena und Auerstädt die gleiche Überlegenheit wie heute bewährt hat.

Im Gegensatz zu den meisten Nationen, die durch eine lange Reihe von Erfolgen verweichlicht worden sind, hat Deutschland sich seit dem Kriege von 1870-71 an eine ständige Vervollkommnung seiner Armee gemacht, und seit nunmehr 36 Jahren sind diese Anstrengungen andauernd gesteigert worden. In den einzelnen Truppenkörpern herrschen Tätigkeit und nutzbringende Arbeit. Der Generalstab erfüllt seine Aufgabe nach Wunsch, und die Generale sind mit geringen Ausnahmen ihren hohen Stellungen gewachsen. Bei den Herbstmanövern, und besonders bei den unter den Augen des Kaisers stattfindenden, wetteifern Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten in Ausdauer und Energie. Die Divisionen und die Armeekorps wollen ihre Tüchtigkeit während des Manövers zeigen, sie wollen zeigen, daß sie imstande sind, auch im Ernstfalle die Strapazen des Krieges mit Bravour zu ertragen. An den bedrohten Grenzen sind riesige Festungsarbeiten vorgenommen worden. Andere werden bald vollendet sein. Gegen Angriff und Verteidigung hat man sich gleich stark geschützt. Man hat die gesamten Hilfsmittel des Krieges bis ins äußerste vervollkommnet. Verbindungswege zu Wasser und zu Lande, Telegraphen, Telephon, Ballons, Brieftauben usw. usw. Andererseits garantieren die Menge und die Vortrefflichkeit der mobilisationsfähigen Streitkräfte, soweit man das natürlich voraussehen kann, die Überlegenheit über den vielleicht erstehenden Gegner.

Aber ist ein derartiger Organismus, der furchtbar ist durch die Zahl und die Kraft seiner Glieder, seiner Muskeln, seiner Eingeweide und Nerven, mit dem Hirne ausgestattet, das ihn zur besten Ausnutzung des Kriegsglückes zu bewegen vermag?

Es liegt mir fern, die Person des Oberstkommandierenden der deutschen Armee in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen. Immerhin ein Herrscher, mag er geistig noch so hoch stehen, kann nicht den Anspruch erheben, selbst, wenn er ein Friedrich II. oder Napoleon I. wäre, allein die Operationen während eines Feldzuges zu leiten. Er muß einen Kriegsrat allererster Ordnung haben, wie es der Generalfeldmarschall Hellmuth von Moltke für Kaiser Wilhelm I. gewesen war. Man darf nicht vergessen, daß dieser erlauchte Generalstabschef die Pläne der großen Kriege nicht nur entworfen hat; er hat auch sehr viele Fehler vermieden oder wieder gut gemacht, die im Laufe der Feldzüge begangen worden sind.

Wenn die Deutschen das Recht haben, auf ihre Armee stolz zu sein, so würden sie doch unrecht tun, sich in den Glauben zu wiegen, daß diese Armee nicht geschlagen werden könnte. Die gewaltige Armada von 1588 und die große Armee von 1812 wähnten sich unbesiegbar. Sie sind dennoch unterlegen; die eine wie die andere, trotz ihrer Allmacht. Sie sind unterlegen der Wucht der Fehler, die eine Folge eines großartigen Planes waren; eines Planes, der nicht der gültigen Gegenwart insofern entsprach, als er die materiellen Möglichkeiten seiner Zeit außer acht gelassen hatte.

---

# Richard Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller.

Von

Dr. Georg Göhler,

Großherzoglich badischer Hofkapellmeister.

„Die öffentliche Meinung in Deutschland scheint es fast zu verbieten, von den schlimmen und gefährlichen Folgen künstlerischer Moden, zumal der jetzigen Richard Strauß-Mode, zu reden: um so williger werden aber diejenigen Schriftsteller angehört, welche keine wichtigere Meinung als jene öffentliche kennen und deshalb wetteifernd beflissen sind, Richard Strauß zu preisen und den mächtigen Phänomenen seiner Einwirkung auf Sittlichkeit, Kultur und Kunst jubilierend nachzugeben." Noch vor kurzer Zeit wäre mit dieser Variante des ersten Satzes aus dem ersten Stück der Unzeitgemäßen Betrachtungen Nietzsches das Verhältnis der deutschen Kritik zu Richard Strauß ziemlich richtig bezeichnet worden. Da man das eigentliche Wesen dieses Komponisten verkannte und mit dem Eintreten für ihn dem von Wagner und Liszt aufgestellten Zukunfts-Programm zu dienen glaubte, war kein Wort des Preises für diesen sogenannten Fortschrittler zu viel, und den vereinten Anstrengungen einer Menge von Parteigängern gelang es, ihn nicht nur durchzudrücken, sondern mit Unmengen von Reklame-Notizen sogar als „den größten Musiker der Gegenwart" populär zu machen.

Seit einiger Zeit ist der Kurs der Aktien aber gesunken. Die Hauptmakler Straußschen Ruhms notieren zwar noch den alten, aber selbst an den großen Musikbörsen ist man sich dessen bewußt, daß es nur ein künstliches Preisehalten ist und daß die Verleger, die hier viel Kapital angelegt haben, bei neuen Anlagen voraussichtlich vorsichtiger sein werden, da man nicht wissen kann, ob das einmal eingetretene Sinken des Kurses nicht anhalten oder gar zu einem kleinen Sturze ausarten wird. Bis dahin hat's nach meiner Meinung noch Zeit. Strauß ist unbestritten der mächtigste unter denen, die auf dem Musikmarkte Einfluß haben. Trotz der vielen Angriffe, die seinen Freunden Sorge machen, ist er der „bestgehende" Komponist, ist als Vorsitzender des Allgemeinen deutschen Musik-Vereins und der Tantiemen-Genossenschaft die offizielle Spitze der deutschen Musik und hat besonders unter den Kleinen, die nur im Gefolge eines „Großen" leben können, um sich auch etwas zu dünken, viele gutmütige Getreue. Immerhin aber scheint Strauß selbst es für ratsam zu halten, für die Sicherung seiner Richtung gegen feindliche Angriffe zu sorgen und selbst einzugreifen, wo früher seine Anhänger die Hauptarbeit taten.

Bei dem außerordentlichen Sinn, mit dem er für die geschäftliche Ausnutzung künstlerischer Werte begabt ist, darf es nicht Wunder nehmen, daß er als die wichtigste Stütze seiner Stellung die Presse erkannte. Obwohl absolut nicht dazu geboren und befähigt, schriftstellerisch tätig zu sein, stellte er sich in das Getriebe der musikschrift-

stellerischen Produktion, erst als Herausgeber einer Monographien-Sammlung, und in jüngster Zeit als Mitherausgeber einer Wochenschrift. Die Art, wie er seine Tätigkeit als Zeitungherausgeber begonnen hat, zwingt zu einer näheren Auseinandersetzung mit Richard Strauß, dem Bekenner und Schriftsteller. Denn obwohl einzelne Männer ihm bereits ihre Meinung gesagt haben, scheint mir das Wesentliche des ganzen Falles in der Öffentlichkeit noch unerörtert zu sein.

Vorausgeschickt seien ein paar kurze Bemerkungen über die Monographien-Sammlung „Die Musik“. Herausgeber Richard Strauß. Die Herausgebertätigkeit von Strauß wird darin bestehen, daß er seine reichen Beziehungen zur Gewinnung von Mitarbeitern verwertet. Von irgendwelcher Leitung kann schon deshalb keine Rede sein, weil Strauß weder die Zeit noch die Bildung zur gewissenhaften Prüfung der einzelnen Monographien hat, von einem einheitlichen Plane ebensowenig. Es ist eine Sammlung halb wissenschaftlicher, halb feuilletonistischer Schreibereien über dies und das, mit der Überschrift: Herausgeber Richard Strauß signiert. Da die Heidelberger Fakultät Herrn Richard Strauß zum Doktor promoviert hat, so könnte man eigentlich wenigstens etwas wissenschaftlichen Anstrich verlangen. Der fehlt aber durchaus und damit die tiefere Bedeutung dieses reinen Geschäftsunternehmens, in dem sich einzelne gute Leistungen finden, für das als Ganzes aber ein literarisch und künstlerisch anspruchsvoller Herausgeber nicht zeichnen würde. Wie wenig nicht etwa wissenschaftlichen, sondern nur allgemein literarischen Wert die ganze Publikation hat, beweisen ja übrigens zur Genüge die nichtssagenden Sätze der Vorrede, mit der Strauß die ganze Sammlung tönereich und gedankenarm einleitete. Mit ein paar Redensarten von Kultur und ästhetischem Formalismus ist's heutzutage nicht mehr getan!

Mit Redensarten aber kann Strauß auch als Zeitungsherausgeber nur aufwarten. Und die Redensarten sind derartig, daß es notwendig erscheint, einmal diese Art modernsten Betriebes zu beleuchten. Wenn der große Name von jetzt ab genügen sollte, als Reklameschild zu dienen, dann wäre ja kein Wort über die Sache zu verlieren. Aber es handelt sich offenbar nach Straußens Einleitungsworten darum, ein Organ zur Verteidigung zu gewinnen, da, wie ich in den Einleitungsworten bemerkte, die Stellung der maßgebenden Presse zu Strauß sich sehr geändert hat. Es gibt noch ein paar kleine Musik- und große Tageszeitungen, die sich auf Strauß eingeschworen haben, aber die Hauptpositionen sind bereits verloren.

Um dieser Bedrohung des „Fortschritts“ vorzubeugen, war die aktive Beteiligung an einer Zeitschrift das beste Mittel. Kein Mensch kann das einem Musiker verdenken. Wenn Robert Schumann — allerdings mit einem F a c h blatt, an dem Kampfe der Geister um ästhetische Werte sich beteiligte, warum sollte Richard Strauß das nicht tun, wenn auch nur mit Feuilletons, in einer Zeitschrift? Erlaubt aber sein Programm den Vergleich mit der Arbeit Schumanns, mit dem, was Wagner, Liszt, Bülow, Cornelius, Draeseke und jüngere mit ihrer Schriftstellerei beabsichtigten? Er betitelt

seinen Aufsatz, der die Tendenz des musikalischen Teils der neugegründeten Zeitschrift kennzeichnen soll: „Gibt es für die Musik eine Fortschrittspartei?“ und antwortet auf diese Frage: Nein.

Seltsam die Antwort, seltsam die Begründung. Von Logik und Sachlichkeit keine Spur. Das Wichtigste gleich vergessen. Was hat es für Sinn, zu fragen: Gibt es eine Fortschrittspartei?, wenn man nicht erst fragt: „Was ist Fortschritt?“ und darauf antwortet.

Strauß sagt nach einleitendem Feuilletongeplauder, das später noch zu kennzeichnen sein wird, ungefähr folgendes: „Träger jeglichen Fortschrittsgedankens ist neben den Schöpfern, von denen er ausgeht, nicht die kleine Zahl von Zunftgenossen, die als Parteigänger dem Führer folgen, sondern die große Masse des Publikums. Diese erkennt instinktmäßig die wirkliche Größe und verschafft ihr Erfolg. Zwar bejubelt das Publikum auch das Banale und Triviale. Aber das schadet nichts. Es hat eben zwei Seelen in seiner Brust. Nur für das Althergebrachte, das Durchschnittsgemäße fehlt ihm das Interesse. Nicht die Parteigenossen, sondern das große Publikum hat Wagner schon 1876 ‚zum endgültigen Siege‘ verholfen. — Es gibt keine Fortschrittspartei und wir brauchen keine. Die Großen siegen selbst mit Hilfe der ihnen zujubelnden Massen! Aber da es immer Reaktionäre gibt, Zopfmenschen, die den großen Neuen das Leben sauer machen, so ist ganz brauchbar eine Partei nicht zur Förderung des Fortschritts — der fördert sich selbst durch die Massen hinter ihm — sondern zur Abwehr der kleinlichen Angriffe der Reaktionäre, zur Bekämpfung der ‚Petrefakt Gewordenen‘. Und diesem Schutze des Fortschritts der großen Neuen gegen die kleinen Alten diene die neue ‚Zeitschrift‘.“

Man sieht, die Sache ist auf den Herausgeber selbst zugeschnitten. Damit sie stimmt, wird drauf los behauptet, alles Tatsächliche ignoriert, alles Unbequeme negiert, und mit einem „fröhlichen Pereat der Reaktionspartei!“ klingt dieses Programm burschikos aus. Der „tiefe, unerschütterliche Ernst“, den Goethe vom Künstler fordert, fehlt ja schon dem Musiker Strauß; wie soll man ihn da vom Schriftsteller verlangen? Aber tiefer hängen muß man einmal alle die Redensarten in diesem Manifest von Fontainebleau, die der deutschen Kritik gewissermaßen vorschreiben wollen, was sie als Sicherheitspolizei des sogenannten Fortschritts zu leisten hat.

Was ist Fortschritt in der Kunst? Für Strauß, der sich nicht zu sachlicher Klarheit verpflichtet glaubt, war's einst das, was Wagner und Liszt wollten, jetzt das, was Richard Strauß und die Modernsten tun. Alles, was über das Vorhergehende hinausschreitet, ist ja Fortschritt. Äußerlich genommen gewiß. Aber wir verbinden mit dem Worte Fortschritt sofort das Werturteil des „Besserseins“ und dies ergibt sich nicht ohne weiteres aus der Tatsache des Weitergehens. Daß Strauß den Fortschritt zurzeit in sich verkörpert sieht, zeigen die Worte: „Zünftige Fachgenossen ‚wagen sich‘ als festgeschlossene ‚Reaktionspartei‘ mehr und mehr wieder an die Öffentlichkeit und sind eifriger denn je am Werke, den weiter Strebenden das Leben sauer zu machen.“ Das geht auf den Wandel

der Anschauung, der sich Strauß gegenüber zurzeit vollzieht. Ihm, dem vom Glück fast maßlos Verwöhnten, klingt's natürlich fremd vorm Ohr, daß sich immer lauter und zahlreicher und entschiedener die Stimmen gegen seine Moderichtung erheben, und schnell bereit brandmarkt er, der bisher der Herr im öffentlichen Musikleben war, diese seine Feinde als „zünftige Fachgenossen, die ängstlich besorgt um ihre eigene Wertschätzung, ohne schöpferische Potenz, eigensinnig und ängstlich sich gegen jede Ausdehnung künstlerischer Formgebiete sträuben".

Also: was Strauß ist und in seinem Fahrwasser schwimmt, ist Fortschritt. Was gegen ihn auftritt, ist Reaktion. Es wäre schlimm, wenn's so wäre! Dann wären alle, die nicht mehr mittun, die gegen Strauß kämpfen oder schweigend zur Seite stehen, Reaktionäre? Mottl, Muck, d'Albert, Weingartner, Brecher, alle ernsten Freunde Wagners, Liszts, Wolfs, Bruckners, alle auf einmal Reaktionäre? Nein! So was dekretiert man weder von Fontainebleau noch von Berlin oder aus der Stadt des Herodes! Ich habe am 20. Juli in der „Zukunft" einen Aufsatz über „Richard Strauß" veröffentlicht, und wenn ich mir einbilde, irgend etwas für den Fortschritt in der Kunst getan zu haben, so ist's mit diesem Angriff auf den mächtigsten Mann im öffentlichen Musikleben unserer Zeit.

Nein, Herr Strauß, so durch ein allerhöchstes Dekret lassen wir alle, die wir nach unseren Kräften in ernster Arbeit dem Fortschritt in der Kunst dienen wollen, uns nicht zu „zünftigen Reaktionären" stempeln. Wir sind die Fortschrittlichen! Und Ihre Meyerbeer-Kunst ist das, was überwunden werden muß, damit es auf der Bahn Beethovens, Wagners, Liszts, Brahms' und Bruckners weiter gehen kann. Denn Fortschritt ist für uns „Reaktionäre" untrennbar von jenem jetzt so wenig modernem „tiefen, unerschütterlichen Ernst", von der Achtung vor der Kunst. Fortschritt ist uns die immer größere Durchdringung alles Künstlerischen mit metaphysischen Elementen, die immer reifere und energischere Selbstzucht des Künstlers, die Betätigung großer schöpferischer Phantasie — die fehlt Ihnen auch! — in eroberter Freiheit, nicht in zügelloser Willkür. Fortschritt ist uns die immer peinlichere Übereinstimmung von Inhalt und Form, die immer strengere Besonnenheit in der Wahl künstlerischer Ausdrucksmittel, die immer gewissenhaftere Einhaltung der Grenzen jeder Kunst! Und dieser Fortschritt wird siegen!

Ist man sich nicht jetzt schon klar darüber, daß das, was dem Publikum in den letzten Jahren als neueste, herrlichste Errungenschaft, als Überwindung Wagners angepriesen wurde, in Wahrheit die Zeichen des Verfalls, des Niedergangs trug? Können die technischen Errungenschaften in der Instrumentation darüber hinwegtäuschen, daß die Sinfonia domestica einen Rückschritt weit hinter Liszt bedeutet, daß der klaffende Widerspruch zwischen Inhalt und Formgebung dem Werk alle Berechtigung nimmt, für modern zu gelten? Bedeuten die Äußerlichkeiten und Instrumentationsspielereien des „Don Quixote" einen Fortschritt hinaus über so und so viele sinfonische Werke, die 40, 50 Jahre älter sind? Sind die herausfordernd sein sollenden Kühnheiten oder die

seichten Schmachtmelodien in den Straußschen Liedern fortschrittlich gegenüber Liszt, Brahms, Hugo Wolf? Sind nicht die größten Errungenschaften dieser gerade gar nicht vorhanden? Sind Guntram und Feuersnot und Salome — ganz abgesehen von dem zwar modernen, aber doch nicht etwa fortschrittlichen sexuellen Element der beiden letzten — Werke, in denen das von Wagner für die musikalische Bühnenkunst Geforderte auch nur beachtet wäre? Sind's nicht biedere Opern, die, wenn man die musikalische Mache in Abzug bringt, recht ärmliche, rückständige Kunstwerke sind?

Strauß hätte erst mal untersuchen sollen, was denn künstlerischer Fortschritt ist, ehe er seine Frage stellte. Daß er den Fortschrittsgedanken so selbstverständlich auf seiner Seite glaubte und alles, was gegen ihn ist, reaktionär nennt, ist die erste große Ungenauigkeit des Bekenners und Schriftstellers. Die Musikgeschichte wird sie ihm korrigieren.

Die andere hat sie schon so oft korrigiert, daß eigentlich die ganze fröhliche Pereat-Stimmung eines von vielen Willigen umjubelten Beherrschers der Mode dazu gehört, um sie trotzdem in einem Parteiprogramm auszusprechen. Denn — zart ausgedrückt — ungenau ist's doch, wenn man sagt, aller Fortschritt in der Kunst werde nicht durch eine kleine Zahl von Anhängern, sondern durch die große Masse getragen.

Es gehört eine ganz außerordentlich oberflächliche Auffassung vom Wesen der Kunst und sehr geringe Kenntnis ihrer Entwicklung dazu, um solche Behauptungen aufzustellen. Nicht einmal auf den Fall Strauß, für den sie gemacht sind, passen sie. Ich übergehe Bach, der selbst heutzutage noch lediglich von einer kleinen Anzahl Parteigängern gewürdigt wird, erinnere nur rasch an Mozart und Beethoven, die doch nicht etwa von den Massen sofort verstanden und als Fortschrittler anerkannt wurden. Beethoven brauchte noch zwanzig Jahre nach seinem Tode einen Wagner, um als Komponist der IX. Sinfonie, und brauchte viele andere Interpreten, um noch viel später als Komponist der Missa und der Quartette und Sonaten begriffen zu werden. Richard Wagner hat nach Strauß angeblich 1876 durch den „Enthusiasmus des großen Publikums" gesiegt und ist nur durch die Reaktionäre in der Kritik aufgehalten worden! Was Liszt und Bülow und alle die anderen jahrzehntelang für ihn getan, ist belanglos. Es gab keine Fortschrittspartei, es brauchte keine zu geben! Kann man leichtsinniger mit den Tatsachen der Geschichte umspringen? Ist nicht gerade Wagner bis auf unsere Tage das glänzendste Beispiel dafür, was eine Partei, was überzeugte Anhänger ausmachen? Ist's nicht bodenlos, alles, was die Getreuen seit 1849 für Wagner getan haben — nicht äußerlich mit Unterstützungen, sondern für die Sache als künstlerische Vorkämpfer! —, das alles als bedeutunglos, als nicht vorhanden ableugnen zu wollen und die große Masse als den Träger jeglichen künstlerischen Fortschrittsgedankens hinzustellen?

Ist's bei dem Kreis um Liszt anders? Ist's anders gewesen bei Bruckner, an den ein paar Schüler und Künstler glaubten und für den ein Apostel wie Ferd. Löwe doch gewiß mehr bedeutet als die „große Masse"? War's anders bei Wolf? Ist's anders bei

der kleinen Schar Überzeugter, die sich um Hans Pfitzner scharen? Aber Richard Strauß kann solche Tatsachen nicht brauchen. Die Masse ist's, die ihn seit ein paar Jahren trägt. Er will nur sich und der Masse seinen Erfolg danken, also muß die Bedeutung von Fortschrittsparteien bei allen Großen, bei allen Erfolgen geleugnet werden, und der derzeitige Beherrscher des deutschen Musiklebens bietet den Zuschauern das amüsante Schauspiel einer Verbeugung vor der rudis indigestaque moles des Publikums. Da dieses nun aber leider gerade jetzt gleichzeitig um zwei goldene Altäre jauchzt, nämlich um den, auf dem Salome und um den noch goldeneren, auf dem die Lustige Witwe ihre Tanzposen einnimmt, wird ein entschuldigendes: „Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust“ hinzugefügt. Denn nur das ganz Große — Strauß — und nur das ganz Banale — Lehar — zwingt die Gefühle der Menschen. Alles Mittelmäßige nur — dazu hätten noch vor wenigen Jahren Hugo Wolf, Brahms und d'Albert gehört, dazu gehören jetzt noch Draeseke, Bruckner, Urspruch, Peter Cornelius, Hans Pfitzner usw. — erweckt keine Teilnahme.

Es ist ungemein charakteristisch für die Proletarisierung der einst so aristokratischen Musik, daß der Herrscher des deutschen Musikmarktes den Erfolg bei den Massen als Anerkennung künstlerischen Fortschritts hinstellt, daß das Verständnis für die naturnotwendige Vereinsamung aller neuen großen Kunst, für die Kluft, die das Genie von der Welt trennt, so völlig abhanden gekommen ist. Alle höchste Kunst — und die muß der von Strauß gepriesene Fortschritt sein, weil er die höchste Kunst der Vorgänger entweder zu überbieten hat oder aber die großmündigen Redensarten von kraftvoller Weiterentwicklung gefälligst unterlassen solle! — alle höchste Kunst und die große zu Sensationen laufende Masse sind Dinge, die sich ausschließen! Wenn man dafür das Gefühl schon verloren hat, sollte man doch wenigstens so viel Beobachtungsgabe haben, um zu begreifen, daß alles Wirken eines Genies zunächst nur einigen verwandten Naturen faßlich sein kann, durch die es dann der großen Menge nach und nach vermittelt wird. Der ins Wasser geworfene Stein zieht anfangs kleine, dann erst große Kreise über die Fläche des Sees.

Das ist aber das Komischste bei der Sache: Auch Strauß, der die Fortschrittspartei leugnet und gern aus eigener Kraft und von plebis Gnaden Haupt und Herr der deutschen Musik geworden sein möchte, ist nur durch „einen engeren fachmännischen Kreis“, durch Parteigänger in die Höhe gekommen. Daß sich erst Bülow und Ritter, das Haus Wagner und seine Getreuen seiner annahmen, lasse man meinetwegen außer Spiel. Denn damals war er noch nicht so sehr Fortschrittsmann (in seinem Sinne) aus Prinzip. Aber den geschickten Neuerer in der Orchestertechnik, den sachkundigen, verwegen erscheinenden Experimentierer hat der mit Wort und Tat für ihn eintretende Enthusiasmus einer zunächst beschränkten Anzahl befreundeter Schriftsteller und Künstler beim Publikum durchgesetzt. Die besseren traten für ihn ein in dem guten Glauben, damit dem künstlerischen Fortschritt zu dienen — sie sind fast ausnahmslos inzwischen scharfsichtiger geworden und umgekehrt —, die unbedeutenderen in dem freudigen Gefühl mit dabei zu sein, wo's am lebhaftesten zuging. Weil sich bald eine so zahlreiche Partei

unter den Fachgenossen für Strauß bildete, weil Dirigenten und Sänger und Schriftsteller in der nachdrücklichsten Weise für ihn eintraten, kamen dann die großen Massen zu ihm, die obendrein bald immer mehr das fanden, was sie überall suchen, Sensationen, die die „eine" Seele, die in ihrer Brust wohnt, braucht. Denn das Märchen von den zwei Seelen in der Brust des Publikums ist ein Märchen!

Es muß auf das allerentschiedenste betont werden, daß auch der Werdegang des Straußschen Erfolgs die ausschlaggebende Wichtigkeit einer Partei überzeugter Anhänger erweist, seien das nun Schriftsteller oder ausübende Künstler. Was wären z. B. die Opern von Strauß, der mit Unrecht als ausgezeichneter Dirigent gilt, vielmehr eigene und fremde Werke sehr oft wenig gut leitet, ohne die Initiative des Dresdener Generalmusikdirektors von Schuch, dem die meisten Salome-Dirigenten Salome nachzudirigieren versuchen! Wie hätte sich ein Werk von der Schwäche der Sinfonia domestica einführen und jahrelang halten können, wie hätten die schwachen Lieder von Strauß neben denen von Brahms und Wolf sich behaupten können, wenn nicht die gesamte deutsche Kritik eigentlich jahrelang eine einzige große Strauß-Partei gebildet hätte! Alle die Herren, die so jahrelang für Strauß gewirkt haben, merken jetzt wohl mit eigentümlicher Beschämung, daß sie eigentlich ganz überflüssig waren, daß Richard Strauß keine Freunde nötig hatte, keine Dirigenten à la Schuch, keine Broschürenschreiber à la Seidl, Brecher usw., keine Kritiker à la Ludwig Hartmann, keine Sänger wie Gießen und Wüllner, keinen Allgemeinen deutschen Musik-Verein. Er und die große fortschrittfreudige Masse allein haben's gemacht. Aber nun, da auf einmal eine sehr starke Gegnerschaft den Kampf gegen den so groß Gewordenen aufnimmt, sind die Anhänger gut dazu, die Fliegen abzuwehren und „Pereat die Reaktion" zu rufen.

Ich glaube, es wird nicht allzu viel Musiker und Kritiker geben, die sich mit dieser ihnen von allerhöchster Stelle angewiesenen Beschäftigung begnügen werden. Und ich denke, es gibt Besseres zu tun. Wir brauchen eine Fortschrittspartei, allerdings eine andere als die der letzten Jahre! Wir brauchen eine Fortschrittspartei, die nicht bloß im Eintreten für ein paar neue Komponisten ihre Aufgabe sieht, sondern in der rastlosen Arbeit für die Vertiefung der musikalischen Kultur, in dem Kampfe gegen Mode und Geschäftsgeist, der ja gerade unter der Aera Strauß kräftig geworden ist; eine Fortschrittspartei, die sich nicht in einer Sackgasse verrennt, in der Orchesterwitze und Jongleurkunststücke vorgemacht und von der schaulustigen Menge bejubelt werden, sondern die vorwärts schreitet auf Straßen, die in immer reinere Luft und auf immer freiere Höhen führen. Eine solche Fortschrittspartei brauchen wir. Und wenn sich alle die zusammentäten, die den Gipfel der Kunst nicht in der mit Trivialitäten und Raffinements für die große Menge zurecht gemachten Salome oder in der Kindergeschrei-Sinfonie sehen, dann wäre wohl zu hoffen, daß wir rascher aus dem gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Musiklebens herauskämen, der für ein Volk, das Beethoven und Wagner gehabt hat, gewiß bedauerlich genug ist.

Es hat zu allen Zeiten Fortschrittsparteien gegeben und alles Echte hat sich stets dadurch Bahn gebrochen, daß sich eine Anzahl begeisterter Vorkämpfer dafür fanden. Daß der Fortschritt in der deutschen Kunst nicht mit dem Namen Richard Strauß verbunden ist, darüber hat er selbst nun die meisten seiner Anhänger in der deutlichsten Weise aufgeklärt, und wenn er jetzt den Sammelruf zum Kampfe gegen die bläst, die in seiner Überwindung den ersten Schritt auf dem Wege zu neuem, wirklich künstlerischen Fortschritt sehen, so wird dieser Ruf wohl etwas zu spät ertönen.

Ich habe schon gesagt, daß es ein Zeichen der Zeit ist, daß er überhaupt den Ruf ertönen ließ. Solange die Schar seiner Anhänger stark genug war, ihn durchzusetzen, hielt er sich von aller schriftstellerischen Tätigkeit fern, solange es kaum eine Zeitung wagte, gegen ihn aufzutreten, brauchte er kein besonderes Organ zum Kampfe gegen die ihn bedrohende Reaktion. Wenn er jetzt jede Woche auf einer neuen Nummer der Zeitschrift „Morgen" als Herausgeber seine Firma hat, sollte man allerdings wenigstens erwarten, daß „Deutschlands erster Musiker" sich nicht auf den Abdruck von ein paar Wagner-Briefen beschränkt und hie und da ein kleines Artikelchen aufnimmt. Für das, was bisher in der Zeitschrift für die musikalische Kultur getan worden ist, scheint mir die Herausgeber-Firma mehr äußerliche Reklame. Und wenn Strauß bereits im zweiten Heft, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, einen Aufsatz über Salome abdrucken läßt, der in begeisterten Tönen hymnischen Überschwangs sich eine Güte tut und u. a. den Satz enthält: „Die Klarheit allein, mit der Strauß dieses Ziel verfolgt, trägt schon das Zeichen des Genies", so macht sich's sehr gut, daß er, der als Herausgeber auf dem Umschlag zeichnet, drin im Heft als Genie hingestellt wird.

Aber noch etwas fordert zu einer deutlichen Anmerkung heraus. In seinem Manifest spricht Strauß in wegwerfendstem Tone von den papiernen Kundgebungen, in denen man mit Worten gegen Werke kämpfe, sagt stolz: „Mein Grundsatz ist nun einmal, daß man für sich selbst nur Taten und Werke, aber nicht Worte reden lassen soll" und sieht mit Mitleid auf die herab, die ohne Schlagworte nicht leben können. Also z. B. auf Wagner, Liszt, Schumann, Peter Cornelius, Bülow, eigentlich auf alle, die in dem letzten Halbjahrhundert für den Fortschritt in der Kunst etwas getan haben!

Wenn man nicht die Begabung hat, soll man sich aber nicht betun wie der Fuchs mit den Trauben. Und wenn man eine große Schar Anhänger hat, die Broschüren und Artikel schreiben, braucht man's nicht selbst zu tun. Und wenn man nur gangbare Lieder und dankbare Orchesterwerke und zugkräftige Opern schreibt, keine großen neuen Prinzipien bringt wie Wagner und Liszt, überhaupt nicht im Dienste einer künstlerischen Idee lebt und kämpft, sondern mit der Mode bald dies, bald das aufgreift, dann hat man allerdings nicht nötig, ernsthafte, tiefe Untersuchungen über Grund- und Lebensfragen der Kunst zu schreiben, wie dies Schumann und Wagner und ihre Anhänger taten.

Aber wenn man so eine Verachtung für alle schriftstellerische Tätigkeit, für alles Wirken durchs Wort hat, wenn man seinen eigenen Taten und Werken — und der großen

„fortschrittlichen“, d. h. sensationslustigen, unkultivierten Masse — alles aus eigener Kraft zutraut, dann soll man auch nicht als Zeitungsherausgeber tätig sein. Denn einerseits über die Fruchtlosigkeit der Musikschriftstellerei und das Unheil, das sie anrichte, zetern, von seiner eigenen unüberwindlichen Abneigung gegen alle derartigen Kundgebungen reden, erklären: „Ich überlasse daher solche Kundgebungen fernerhin allen denen, die ohne Schlagworte nicht leben können“, und doch selbst so schöne Schlagworte fabrizieren: „Fort mit allen Gesetzestafeln, die längst schon von großen Meistern zerbrochen worden sind; fort mit allem Hohepriestertum, das sich einer kraftvollen Weiterentwicklung hindernd entgegenstellen will!“ und doch allwöchentlich als Herausgeber zu alledem sein Placet geben, was andere im Sinne des aufgestellten Programms schreiben, und doch sich schon in No. 2 seines eigenen Blattes „Genie“ nennen lassen, — das stimmt nicht ganz.

Ich habe bereits betont, daß niemand es einem im öffentlichen Leben stehenden Manne verdenken wird, wenn er die große Macht der Presse zur Stütze seiner Stellung benutzt. Wie große Politiker ihre bestimmten Organe in der Presse brauchen, wie Schumann, Wagner, Cornelius, Bülow, Draeseke und andere sich der Zeitungen bedienten und bedienen, so kann ruhig Richard Strauß sein eigenes Blatt haben. Es hat sich nur gezeigt, daß sich dabei recht viele „Unstimmigkeiten“ ergaben. Und auf die hinzuweisen schien mir im Interesse des musikalischen Fortschrittes zeitgemäß. Denn auch im öffentlichen Musikleben darf nicht mehr als „unzeitgemäß gelten, was immer an der Zeit war und jetzt mehr als je an der Zeit ist und nottut — die Wahrheit zu sagen!“

---

# Das Erstarken Japans und die Stellung Deutschlands im fernen Osten.*)

Von

Vizeadmiral z. D. v. Valois.

„Ganz Europa wundert sich nicht wenig, welch ein neues Reich entstanden ist,“ so konnte man nach Mukden und Tsusima mit einiger Berechtigung singen, — denn Europa hatte in seiner Allgemeinheit sich so wenig mit japanischen Verhältnissen beschäftigt, daß die gewaltigen Erfolge der Japaner zu Wasser wie zu Lande der Mehrzahl aller Völker ziemlich unerwartet kamen.

Zunächst äußerte sich das Erstaunen darin, daß man den Japanern aggressive Absichten nach allen Seiten zuschrieb und sich mündlich wie schriftlich mit dem Thema

*) Dieser Artikel ist ein Teil einer eingehenden Untersuchung des Verfassers über „Deutschland als Seemacht“.

der gelben Gefahr beschäftigte. Als ob Japan, nachdem es durch den Krieg fast an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt war — wie aus dem Verzicht auf eine Kriegsentschädigung angenommen werden darf — nichts Besseres zu tun hätte, als wie an anderer Stelle neue Verwicklungen heraufzubeschwören.

Solchen Vorhaltungen wurde dann erwidert, daß es sich nicht allein um Japan handle, sondern daß China unter Japans Führung sich dereinst vernichtend auf die alte Welt stürzen würde.

Wenn nun auch die Idee einer Völkerwanderung nach dem Vorbilde von Dschengis-Chan in das Gebiet der Hirngespinste zu verweisen ist, so sind wir doch seit etwa 10 Jahren durch Kiautschau an der Entwickelung der Machtverhältnisse im Osten interessiert.

Bei der Einschätzung politischer Faktoren und Machtverhältnisse kann nur vorurteilslose Beurteilung zur richtigen Würdigung der Lage führen. Es wird stets verhängnisvolle Irrtümer zur Folge haben, wenn dem Gefühl oder der Phantasie dabei zu viel Spielraum eingeräumt wird. Im Falle Japan contra Rußland war es vielen sonst klar denkenden Diplomaten durchaus gegen den Strich, daß ein Volk mongolischer Abstammung, gelber Hautfarbe und nichtchristlicher Religion, die Söhne des heiligen Rurik gründlich geschlagen hatte. Diese sentimentalen Anschauungen unterdrückten an manchen Stellen alle politischen Erwägungen darüber, ob die Folgen dieser Umwälzung für uns Vor- oder Nachteile haben könnten. Vielfach war man sich nicht darüber klar, daß — wenn der Bildungsstand der beiden Nationen verglichen werden sollte — sich die Wage ganz entschieden nach der Seite der gelben Heiden senken würde. Daß die auf der Landkarte so klein aussehenden Inseln eine fast ebenso zahlreiche Bevölkerung hatten wie das Deutsche Reich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, war nicht in weiteren Kreisen bekannt, ebensowenig wie die Geschichte der tapferen, ritterlichen japanischen Nation.

Als wir im September 1860 mit Arkona und Thetis (Frauenlob war kurz vorher mit Mann und Maus im Taifun untergegangen) in Japan ankamen, um dort einen Handelsvertrag abzuschließen, wollte unser Staunen über alles, was wir sehen und kennen lernten, kein Ende nehmen. Das Land von wunderbarer Schönheit, imponierend durch den überall sichtbaren Schneegipfel des Fusi Yama. Stadt und Land, Weg und Steg in größter Ordnung und Sauberkeit, die Felder wie Gärten angelegt, die Bevölkerung in den oberen Klassen ernst, aber verbindlich, in den unteren heiter und entgegenkommend, dabei reinlich und sorgfältig gekleidet. Kunst und Gewerbe waren in gewissen Richtungen derartig entwickelt, daß die europäische Industrie neue Anregungen von ihnen erhielt.

Die politischen und sozialen Verhältnisse erinnerten an die Zustände im lieben Vaterlande zu den Zeiten des Rittertums. Panzer, Schwerter, mächtige Bogen und Lanzen waren die Hauptwaffen, Luntenflinten gab es zwar, sie waren aber augen-

scheinlich nicht sehr geschätzt. Jeder Fürst hatte ein zahlreiches Gefolge von Vasallen, deren Subordinationsverhältnis vom Vater auf den Sohn überging; die Bevölkerung war in verschiedene soziale Klassen eingeteilt. Das Land zerfiel in mehrere hundert kleinere und größere Staaten, deren Herrscher zwar dem Namen nach einem Kaiser untergeordnet waren, die in Wirklichkeit aber selbständig oder jedenfalls oft unbotmäßig waren.

Wir hatten den Eindruck, in ein Land zu kommen, dessen Verhältnisse sich in guter Ordnung befanden, das in politisch-sozialer Hinsicht aber auf dem Standpunkte des Mittelalters stehen geblieben war. Die Abgeschlossenheit des Landes in früherer Zeit gegen die ganze übrige Welt ist bekannt. Portugiesen hatten kurze Zeit Eingang gefunden und waren durch die Holländer verdrängt worden, die seitdem in Nagasaki auf der kleinen Insel Desima ein Dasein fristeten, wie dereinst die Juden bei uns in den Ghettos. Alle Versuche der Europäer, sich des Handels wegen Eingang zu verschaffen, begegneten unverhohlener Abneigung seitens der Japaner, denn die herrschenden Klassen, — die Daimions und Yakunins — schätzten die Pfeffersäcke nicht höher ein, als es seiner Zeit unsere Ritter getan hatten.

Zwischen China und Japan hatten Perioden des Verkehrs mit solchen der bittersten Feindschaft abgewechselt, denn seit vielen Jahrhunderten hatte die Frage der Vorherrschaft in Korea Veranlassung zu gespannten Beziehungen und schweren Kämpfen gegeben. Als Tributärstaat von China hatte Korea gegen die Raubzüge der Japaner um chinesische Hilfe gebeten, so daß im Jahre 1275 der Kaiser Kublai Chan — ein Nachkomme von Dschengis-Chan — einen Rachezug gegen Japan anordnete. Ein Heer von angeblich 100 000 Mann landete auf Kiusin, doch wurde dasselbe fast völlig vernichtet. Der größte Heereszug von seiten Japans nach Westen wurde im Jahre 1592 unternommen. Unter der Regierung des Regenten Tojotomi Hideyoshi landete ein großes japanisches Heer bei Fusan. Während siebenjähriger Kämpfe wurde ein großer Teil Koreas in eine Wüste verwandelt, so daß die Erinnerung daran in Korea noch nicht erloschen ist. Schließlich mußten die Japaner aber alle Eroberungen aufgeben und sich zurückziehen. In Kioto ruft der Mimizuka (Ohrenhügel) — woselbst die Nasen und Ohren von 185 738 Koreanern und 29 104 Chinesen beigesetzt sein sollen, den Japanern die Erinnerung an die Vergangenheit ins Gedächtnis. Diese äußerlichen Verzierungen des menschlichen Körpers wurden damals als Siegesbeweis in die Heimat gesendet, wie z. B. gegenwärtig in Abessinien andere Körperteile des Feindes; merkwürdig erscheint die Genauigkeit der Buchführung.

Seitdem hatte sich Japan derartig gegen die ganze Welt abgeschlossen, daß sogar durch Sturm ins Ausland vertriebene Japaner nicht mehr in die Heimat zurückkehren durften. Die Holländer kamen in der Abgeschlossenheit auf Desima gar nicht in Betracht. Man schien instinktiv zu fühlen, daß ein Eindringen fremden Einflusses und fremder Anschauungen zum Umsturze der althergebrachten Einrichtungen führen

könnte. Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden alle Versuche fremder Nationen kurzerhand abgewiesen und erst 1854/55 gelang es dem amerikanischen Commodore Perry mit einem amerikanischen Geschwader, nachdem Japan eingesehen hatte, daß eine fernere Weigerung zu Feindseligkeiten führen würde, einen Handelsvertrag abzuschließen oder vielmehr zu erzwingen. Damit war Bresche in die Abgeschlossenheit gelegt und andere Nationen erreichten in den nächsten Jahren dieselben Rechte.

Als wir unter Graf Fritz Eulenburgs Leitung im Herbste 1860 mit Japan in Verhandlung traten, waren die ältesten dort angesessenen Diplomaten über die tatsächlichen politischen Verhältnisse nur sehr ungenau orientiert. Man sprach vom Mikado als dem geistlichen Oberhaupte und hielt den Taikun für den Vertreter des japanischen Reiches in politischer Beziehung; für den weltlichen Kaiser. Da die Selbständigkeit zahlreicher anderer japanischer Fürsten bekannt war, glaubte man das ganze Land in ähnlicher Weise organisiert (oder desorganisiert), wie seinerzeit das heilige römische Reich deutscher Nation. Nur daß die Japaner den Vorteil hatten, einen nationalen Papst zu besitzen, der innerhalb des eigenen Landes residierte. Diese Auffassung schien berechtigt, weil die Verträge mit den fremden Mächten stets vom Taikun abgeschlossen wurden. Nach Jahren erklärte sich das dadurch, daß der Taikun die Genehmigung nur für solche Plätze erteilen konnte, welche direkt unter seiner Oberhoheit standen.

Der Taikun oder Shiogun hatte ursprünglich nur die Würde als Reichsfeldherr innegehabt, und diese wurde vom Mikado stets einem der mächtigsten Fürsten verliehen. Als der Umschwung in Japan sich vorbereitete, bekleidete Prinz Hitotsbashi (Stotsbaschi gesprochen) diese Würde. Yeddo war in Wirklichkeit nur die Hauptstadt des Taikun-Besitzes, wurde aber von den ersten Fremden — den Amerikanern unter Commodore Perry — für die Hauptstadt des ganzen Reiches gehalten. Alle anderen Nationen akzeptierten diese Auffassung und der Taikun wurde demzufolge als der wirkliche Herrscher von ganz Japan betrachtet. Die andern Fürsten schlossen ihre Besitzung trotzig gegen jeden Verkehr mit den Ausländern ab, und der Taikun war außerstande, etwas dagegen zu tun. Versuche, in Verkehr mit den andern Fürsten zu treten, führten zu ernsten Kämpfen, die zwar ungünstig für die betreffenden Fürsten ausfielen, aber das Ziel größerer Handelsausdehnung nicht erreichten.

Gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts merkten einige der südlichen Fürsten, daß sich die Hausmacht des Taikuns durch den Handel mit Europa und die Organisation seines Heeres und der Flotte nach europäischen Vorbildern in bedenklicher Weise für ihre Unabhängigkeit verstärkte. Dieselben stellten daher dem Taikun die Alternative: Öffnung aller Häfen Japans für den Handel aller Nationen oder Rückkehr zu der früheren Abgeschlossenheit und Vertreibung aller Fremden. Beides verweigerte der Taikun, in erster Linie wohl, weil er Herr der Lage zu sein glaubte, dann

auch, weil der erste Vorschlag eine unabsehbare Kette von Verwicklungen voraussehen ließ und der zweite unausführbar war, da dies zu einem Konflikt mit allen fremden Nationen führen mußte, dem Japan in seiner damaligen Zersplitterung nicht gewachsen war. So kam es denn 1868 zum Kampfe, und da die Hauptgegner des Taikuns ihren Besitz im Süden hatten — Satzuma, Nagato, Tosa und Hizen — so war es ein Kampf des Südens gegen den Norden, denn zahlreiche Fürsten des Nordens schlossen sich der Partei des Taikuns an.

Der Mikado, dessen ursprünglicher Besitz — die als Gokinai benannten fünf Provinzen um Kioto — längst in fremde Hände gefallen war, dessen Macht dementsprechend im wahren Sinne des Wortes nicht von dieser Welt war, schien aber doch in der Gedankenwelt des Volkes eine große Rolle zu spielen. Denn als die südlichen Fürsten sich des Mikados als Panier bemächtigten und erklärten, der Krieg gegen den Taikun würde zur Wiederherstellung der alten Kaisermacht und für die Einheit des Reiches geführt, neigte sich der Erfolg auf die Seite des Südens. Verschiedene Fürsten verließen das Heer des Taikuns und in der blutigen Schlacht bei Fushimi siegte der Süden über den Norden. Der Taikun legte seine Würde nieder und der Kampf war dadurch nahezu beendet, ohne die vielen sonst einen Bürgerkrieg begleitenden häßlichen Folgen. Das Ende des Kampfes spielte sich im hohen Norden unfern Hakodate ab, wohin sich die Schiffe des Taikuns zurückgezogen hatten.

Für uns ist diese Episode deshalb interessant, weil das einst bedeutendste Schiff der preußischen Flotte — die Radkorvette Danzig — unter dem Kommando von Enamotto Kamadiro (später Gesandter in Petersburg) im Kampfe gegen den Stonewall Jackson (ein von Armand gekauftes Schwesterschiff unseres ersten Prinz Adalbert) dort auf den Strand gesetzt und in die Luft gesprengt wurde.

Nachdem ich als Seekadett auf der alten Segelfregatte Thetis (1859—1862) das alte feudale Japan kennen gelernt hatte, war es mir doppelt interessant, als Offizier auf der Vineta (1865—68) das Heranziehen dieses neuen Zeitabschnittes beobachten zu können.

War auch der Taikun gestürzt, so wurde durch die Erhebung des machtlosen Mikado zu seiner früheren Stellung die Lage des Reiches den Fremden gegenüber in keiner Weise gebessert. Viele Fürsten, denen das Schicksal anderer Nationen nicht unbekannt war, hielten eine Zerreißung des Landes durch die Fremden nicht für unmöglich, denn die Existenz der vielen selbständigen Fürsten und der Mangel eines Einverständnisses zwischen Süd und Nord ließen eine einheitliche Leitung ohne starke Zentralgewalt aussichtslos erscheinen. In Erkenntnis dieser Lage einigten sich vier der mächtigsten Fürsten Japans zu einem Entschlusse, der denselben für alle Zeiten ein ehrenvolles Gedächtnis in der Geschichte Japans sogar in derjenigen der ganzen Welt — sichern wird.

Mit dem Manifeste, von dem ein Teil wörtlich lautet: „Nur ein Wille und ein Gesetz darf fortan in Japan gelten. Wenn dann die inneren Angelegenheiten des Reiches auf

der richtigen Grundlage geregelt werden, wird dasselbe imstande sein, den ihm gebührenden Platz neben den andern Ländern der Welt einzunehmen" — legten die Fürsten von Satzuma, Choshin (Nagato), Hizen und Tosa die Souveränität ihrer Länder zugunsten des Mikados nieder. Keinem Zwange gaben sie nach, das Motiv dieser Handlung war nur in reinster Vaterlandsliebe und klarer Erkenntnis der politischen Lage zu suchen. Niemals vorher hat die Weltgeschichte einen solchen Akt verzeichnen können, und die stolzen Vertreter der christlichen Nationen (wir Deutsche in erster Linie) mögen sich erinnern, daß ihre Einigkeit zum großen Teil durch Gewalt und harte Kämpfe erreicht worden ist. Dort ist der Beweis erbracht worden, daß vornehme Denkweise und Tapferkeit unabhängig sind von Religion und Abstammung.

Von 276 Fürsten folgten 241 sofort diesem Beispiele, die andern schlossen sich bald an, und die Einheit eines Reiches von damals ca. 35 Millionen war ohne Blutvergießen in der Zeit von einigen Monaten eine vollendete Tatsache. So trat Japan in die Reihe der Mächte ein, und jedes Volk der Erde wird mit ihm als Faktor von Bedeutung zu rechnen haben.

Mit dem durch die Einigkeit gesteigerten Gefühle der Macht erwachte auch die alte Ambition vergangener Zeiten betreffs der blutigen Kämpfe um die Vorherrschaft über Korea. Das führte zu dem Kriege mit China 1894—95, in welchem zwar nicht das erstrebte Ziel — Korea — erreicht wurde, Japan immerhin aber den Besitz von Formosa, der strategisch wichtigen Pescadores, die Liu Chin-Inseln und eine Kriegsentschädigung einbrachte. Die Beschränkungen im Frieden von Simonoseki sowie das spätere Verhalten Rußlands in der Mandschurei und Korea veranlaßten den letzten blutigen Krieg mit den Kulminationspunkten Mukden und Tsusima, und sicherten Japan endlich die seit mehr als 1000 Jahren angestrebte Stellung in Korea.

Das Kaisertum der erwachenden Morgenröte blieb zwar noch bestehen, doch besteht nicht der leiseste Zweifel darüber, daß alle Verhältnisse dort genau nach japanischen Anordnungen geregelt werden und auch der leiseste Widerstand dagegen beseitigt werden wird. Mit diesem Zustand der Dinge im fernen Osten werden wir uns nunmehr zu beschäftigen haben.

Es ist erklärlich, daß man in Peking die Niederlagen der Russen mit Schadenfreude begrüßt hat, der Friede von Portsmouth wird diese Freude sehr beeinträchtigt haben, denn er hat den Chinesen keine Besserung ihrer Lage gebracht. Korea scheint unwiederbringlich verloren, und wie es mit der Mandschurei werden wird, dürfte schwierig sein vorauszusehen. Einstweilen herrscht im Süden noch der japanische Einfluß, und leicht kann dort ein japanisches Ägypten entstehen.

Scheint auch einstweilen die alte Gegnerschaft zwischen Japan und China begraben zu sein, so ist die Genugtuung, daß die gelben Brüder (?) eine Nation der rothaarigen Teufel geschlagen haben, doch recht teuer mit Korea - Liangtung bezahlt. Japan — der uralte Nationalfeind der Chinesen und von denselben bisher mehr verachtet als ge-

fürchtet — sendet nun Offiziere und Beamte hinüber, um die militärische Ausbildung zu leiten, hauptsächlich aber, um die Hilfsquellen Chinas dem japanischen Handel zugänglich zu machen. Die Chinesen lassen dies ruhig über sich ergehen, wie schon manche andere Welle ausländischen Einflusses. Nacheinander — ja sogar nebeneinander, da die Provinzen Chinas darin ganz selbständig handeln konnten — haben dort Instrukteure mehrerer Nationen an der Beseitigung des chinesischen Zopfes vergeblich gearbeitet. Die am Jalu von den Japanern besiegte und nachher in Weiheiwei vernichtete chinesische Flotte war von englischen Seeoffizieren organisiert worden. Es muß abgewartet werden, wie lange die japanische Periode anhalten und welche Wirkung dieselbe hinterlassen wird. Vermutlich wird dieselbe nicht viel tiefer eindringen als wie ein leichter Sommerregen in einen guten Regenrock.

Zweifellos ist das Reformbedürfnis in gewissen Kreisen Chinas ernstlich gemeint, obgleich im allgemeinen der gebildete Chinese eine Überlegenheit des Abendlandes in zivilisatorischer Beziehung nicht anerkennen will. Diese Frage mag bezweifelt werden. Bei der ungeheuren Größe des Reiches und der Tatsache seines mehr-tausendjährigen Bestandes (nach chinesischen Angaben) kann eine philosophische Anschauung sich gewöhnt haben, Siege und Niederlagen, Erwerb und Verlust von Territorien nur als vorübergehende Erscheinungen im Wechsel der Zeiten zu betrachten. Es ist daher möglich, daß nach dem Verblassen der durch die letzten Kriege hervorgerufenen Eindrücke, der alte konservative Hochmut der Mandarinen wieder zur Herrschaft kommt und alles wieder in den alten Schlendrian verfällt. Es müßte den Chinesen an gesundem Menschenverstande fehlen, wenn sie glauben sollten, daß Japan im Interesse der gelben Rasse den Krieg geführt hätte. Die einfachste Überlegung wird ihnen sagen, daß Korea, Port Arthur, Formosa und die Pescadores in den Händen einer in unmittelbarer Nachbarschaft liegenden mächtigen Nation für Chinas Unabhängigkeit sehr viel gefährlicher ist, als die unbedeutenden Enklaven von Kiautschau, Hongkong und Makao, deren Besitzer in unendlicher Entfernung von Chinas Küste wohnen.

Vielen chinesischen Patrioten wird es schmerzlich sein, daß Teile des Reiches sich in fremden Händen befinden, ob diese Hände aber gelb oder weiß sind, dürfte dabei nicht ins Gewicht fallen. Einen durch das ganze Land gehenden Patriotismus im Sinne europäischer Nationen kennt der Chinese überhaupt nicht, denn es ist wiederholt vorgekommen, daß, während ein Teil des Landes Krieg führte, in andern Teilen die beiden streitenden Parteien in alter Weise verkehrten. Selbst nicht die zweimalige Eroberung Pekings vermochte die Bevölkerung von Shanghai in lebhafte Erregung zu versetzen, obgleich die örtliche Trennung beider Städte keine sehr bedeutende war. (Wenn man chinesische Verhältnisse in Betracht zieht.) Japan wird schwerlich annehmen, daß China die uralte Gegnerschaft und den Verlust von Korea, Liaotung usw. vergessen wird, und es wäre daher recht unüberlegt, eine Nation, die 7- oder 8mal so zahlreich ist wie das eigene Volk, zur Kriegstüchtigkeit zu erziehen, um dieselbe später bekämpfen zu müssen. Man wird

vermutlich in Tokio annehmen, daß die erzieherische Tätigkeit keine andern Erfolge haben wird, als diejenige der Vorgänger, und man wird den Schwerpunkt mehr auf die Erreichung von Einfluß als auf Erziehungsresultate legen. Es ist erklärlich, daß Europäer wie Japaner den Chinesen als Eindringlinge verhaßt sind, den letzteren gegenüber kommt aber noch die Bitterkeit hinzu, von einem bisher als minderwertig betrachteten, verwandten Volksstamm besiegt worden zu sein.

Einer der besten Kenner ostasiatischer Verhältnisse, der — wie sein Vater vor ihm — sein ganzes Leben dort in offiziellen hohen Stellungen zugebracht hat, vertritt die Ansicht, daß ein dereinstiges Erwachen des chinesischen Nationalgefühls sich in erster Linie gegen Japan richten wird. Dann würde die Zukunft in Ostasien die Signatur des Krieges um die Oberherrschaft zwischen China und Japan erhalten und voraussichtlich zur Verdrängung der Japaner aus Korea — wenn auch nicht aus Port Arthur — führen. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß China sobald aus der alten Lethargie erwachen und in einen Zustand kommen wird, um zu Wasser wie zu Lande als respektabler Gegner Japans in die Schranken treten zu können, wird, soweit die erwähnten Verhältnisse in Betracht kommen, in absehbarer Zeit alles so bleiben, wie es gewesen ist. Es ist nur ein Konkurrent mehr zur Ausbeutung und Aufschließung des chinesischen Reiches aufgetreten, in Wirklichkeit von dem Streben beseelt, so viele Vorteile wie möglich zu erreichen und durch zivilisatorisch instruktive Tätigkeit dem eigenen Lande gewinnbringende Aufträge und Unternehmungen zu sichern.

Auf Grund meiner Eindrücke, die ich im Laufe einer langen Seedienstzeit gewonnen habe — viermal hatte ich Gelegenheit, längere Zeit im Osten zu verleben — halte ich eine Vereinigung Japans und Chinas gegen die alte Welt nicht für wahrscheinlich. Rußlands Pläne sind für lange Zeit nicht zu fürchten und würden auch durch Japan paralysiert werden. Alle andern in Ostasien interessierten Nationen haben keine Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß sie weitere Erwerbungen auf Chinas Kosten anstreben.

Es scheint daher wahrscheinlicher, daß China eher gegen den überhandnehmenden Einfluß Japans bei den europäischen Mächten Anlehnung suchen*), als sich mit japanischer Hilfe der kleinen europäischen Enklaven entledigen wird, um dann gänzlich der Vormundschaft seiner gelben Brüder anheimzufallen.

Einige Mächte Europas beeilten sich, nach den großen Erfolgen gegen Rußland mit der aufsteigenden neuen Großmacht Verträge abzuschließen, für welche keine zwingende Notwendigkeit vorlag und die schwerlich dazu beigetragen haben werden, die Achtung vor denselben in Japan zu steigern: England versicherte sich japanischer Hilfe zur Verteidigung seiner indischen Besitzungen, Frankreich läßt sich seinen Besitz in Hinterindien von Japan garantieren. Die beiden andern wegen ihrer Beziehungen zu Ostasien noch in Betracht kommenden Großmächte sind Amerika und Deutschland.

*) Es sind inzwischen bekanntlich schon Differenzen zwischen den Japanern und Chinesen entstanden. —

Die Differenzen mit Nordamerika wegen der Verweigerung verschiedener Rechte an japanische Untertanen durch die Kalifornischen Behörden füllen seit Monaten die Zeitungen und haben Gerüchten über Kriegsmöglichkeiten Nahrung gegeben. Inwiefern eine Nation zurzeit berechtigt ist, sich gegen Einwanderung unliebsamer Elemente abzuschließen, wird von den Machtverhältnissen der in Frage stehenden Völker abhängen. Wie lange die Frage darüber zwischen Amerika und Japan in der Schwebe bleiben wird, ist nicht vorauszusehen. Mit absoluter Sicherheit steht zu erwarten, daß Japan auf die Dauer eine solche Behandlung nicht ruhig hinnehmen wird, — welche für sein Selbstgefühl verletzend und mit den berechtigten Ansprüchen einer Großmacht nicht in Einklang zu bringen ist. Auch die Freundschaft mit England kann leicht wegen ähnlicher Vorkommnisse auf die Probe gestellt werden, denn Columbien (Vancouver), Australien und Neuseeland verhalten sich zur Frage der farbigen Einwanderung nicht wesentlich anders als wie Kalifornien.

Die Erwerbung von Kiautschau wird merkwürdigerweise auch von solchen bemängelt, welche anderseits den Erwerb von Flottenstützpunkten für notwendig halten. Einen solchen Punkt in Ostasien zu besitzen, war für uns von größter Wichtigkeit, und daß derselbe zu einem Eingangshafen von Bedeutung geworden ist und gute Aussichten hat, ein Handelszentrum ersten Ranges zu werden, beweist, daß wir mit Glück und Verstand zugegriffen haben. Wo in dortiger Gegend ein anderer, ähnlich günstiger Platz zu haben gewesen wäre, der nicht ebenso wie Kiautschau nach Ansicht einiger Weisen des Abendlandes von der Gnade Englands und Japans abhängig sein würde, haben diese Weisen vergessen, anzuführen. Derartige Besorgnisse entspringen denselben Quellen, aus denen auch die Klagen über unsere Isoliertheit und die Zerfahrenheit unserer Politik herrühren, und bekunden mehr Zweifel an der eigenen Kraft und Mangel an Selbstbewußtsein als richtige Beurteilung der Verhältnisse. Wenn unsere Politik sich von derartigen Zukunftsmöglichkeiten bestimmen lassen sollte, so hätten wir uns die Mühe sparen können, Weltpolitik zu treiben und die Schaffung einer starken Flotte anzustreben.

Japan hat für lange Jahre Aufgaben von höchster Wichtigkeit im eigenen Lande sowie in der Mandschurei und in Korea zu erfüllen. Korea, halb so groß wie ganz Japan, mit nur ca. 6 Millionen Einwohnern gegenüber den 52 Millionen der japanischen Inseln, bietet ein weites Gebiet für Einwanderung und industrielle Betätigung mannigfachster Art. Zieht man die bereits bestehende, und schwerlich leicht zu beseitigende Spannung mit Nordamerika in Betracht, so bedarf es keiner besonderen Voraussicht, um zu behaupten, daß Japans politische Leiter sich nicht unnötigerweise neue Schwierigkeiten schaffen werden.

Wenn die japanische Politik nach Motiven von Max und Moritz geleitet würden, wäre es ja möglich den Versuch zu machen, uns aus Kiautschau herauszugraulen: aus Größenwahn, Don Quixoterie oder Freude am Unfug. Da das Gebiet im Falle des Erfolgs

doch wohl an China zurückgegeben werden müßte — unserseits zu anderer Zeit und an anderer Stelle eine Gegenrechnung präsentiert werden könnte — und Japans bisherige Politik nicht die Annahme rechtfertigt, daß es sich zu zwecklosen Torheiten hinreißen lassen wird, besteht zurzeit keine Aussicht, daß unser ostasiatischer Stützpunkt gefährdet werden wird. Für England dürfte die Frage, ob Kiautschau deutsch bleibt oder chinesisch wird, auch nicht so wichtig sein, um die aus einer feindlichen Haltung gegen uns erwachsenden Folgen an andern Stellen der Welt dafür in den Kauf zu nehmen.

Von allen in Ostasien interessierten Großmächten der alten und neuen Welt ist Deutschland diejenige, für welche die geringste Chance einer Kollision, ja selbst nur eines Interessengegensatzes mit Japan vorliegt. Deutschland ist frei von Vorurteilen, wie sie in Kalifornien zum Ausdrucke gekommen sind und in vielen englischen Kolonien vorherrschen. Hüten wir uns, in unsern Kolonien einen ähnlichen Standpunkt in betreff Einwanderung und Gleichberechtigung einzunehmen, und begrüßen wir das Aufblühen des japanischen Reiches mit aufrichtigem Wohlwollen in der Erwartung, daß uns dadurch keine Schwierigkeiten erwachsen können. Wir haben anderen Nationen erfolgreiche Konkurrenz gemacht. Sollte es uns in Ostasien ebenso ergehen, so wird uns dies nur zu erhöhten Anstrengungen, nicht aber zu einer unfreundlichen Haltung gegen Japan veranlassen.

Bei der großen Küstenausdehnung, den vielen ausgezeichneten Häfen und der zahlreichen Küstenbevölkerung erscheint es möglich, daß Japan dereinst im Osten das Dominium Maris anstreben und in bezug auf die Stärke der Flotte mit England konkurrieren wird. Daraus kann eine Rivalität mit England entstehen, und das würde sowohl für die Allgemeinheit als auch für Deutschland vorteilhaft sein.

Japans Erstarkung muß als ein für uns günstiges Ereignis betrachtet werden, welches unserer Politik schon förderlich gewesen ist und fernerhin noch förderlich sein kann. Es erscheint fraglich, ob wir ohne Mukden die Konferenz von Algeciras hätten erzwingen können, und was die Zukunft betrifft, so wird Nordamerika seine Noten in den Fragen der Monroe-Doctrin nicht mehr in der früher beliebten Dur-Tonart abfassen.

Demgegenüber kommt die e i n g e b i l d e t e Gefährdung von Kiautschau nicht in Betracht.

Einer geschickten Politik dürfte es gelingen, durch ein aufrichtiges Do ut Des-Verhältnis nicht nur jede Möglichkeit der Spannung auszuschließen, sondern auch ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit Japan zu erreichen.

---

# Kolonialpolitik.

Von

Staatsanwalt Dr. Victor Fuchs.

## I.

Politik ist die Kunst, das Bedürfnis der Nation als Gesamtheit zu erkennen und seiner Befriedigung die Wege zu ebnen. Erstreckt das Bedürfnis sich auf die Ausnutzung, Angleichung, Beherrschung wesensfremder Völker und Gebiete, so spricht man von Kolonialpolitik.

Kolonialpolitik ist Weltpolitik, Weltgeschichte ist Kolonialgeschichte. Die Geschichte des europäischen Kulturkreises einschließlich Amerikas und Australiens ist durchweg nichts als die Geschichte eines grandiosen Kolonialkampfes: des Kampfes germanischer und romanischer Kolonisation, ausgefochten von den jeweiligen Vormächten, ein Kulturkampf im wahrsten Sinne des Wortes. Rom und sein Erbe, die römische Kirche, deren Schwert, abgesehen von der kurzen von Spanien verschafften Erholungspause, Frankreich führte, fochten auf der einen Seite für die kolonialen Güter und Weltinteressen ihres Völkerzweiges, auf der anderen stritt das alte deutsche Reich und sein politischer Erbe England; das nur eine kurze Zeitspanne hindurch von Holland und Schweden abgelöst wurde. Caesar und Gregor VII. führten für $1^1/_2$ Jahrtausend die romanische Kolonisation zum Sieg und rückten ihre Kulturgrenzen vor bis zum Eismeer. Canossa war die Kapitulation Germaniens. Luther, Elisabeth von England und Bismarck stellten das Gleichgewicht wieder her, entrissen Nordeuropa bis zum Rhein und zur Donau, Nordamerika und Australien sowie das Weltmeer dem Romanentum und gaben dem Germanen sein Erbe zurück. Ein Canossa aber hat das Romanentum bisher nicht erlebt. Mag sein, daß das 20. oder 21. Jahrhundert es ihm bringen und für die ferneren $1^1/_2$ Jahrtausend die Weltkolonisation dem Germanentum ausliefern wird.

Verschwindend gegen jenen weltkolonialen Gegensatz ist der Widerstreit der einzelnen Staaten desselben Völkerzweiges untereinander. Aber auch er ist kolonialer Natur. Er dreht sich um die Hegemonie ihrer Gruppe in jenem Weltenkampfe — immerhin ein Streit des Preises wert! Denn demjenigen, der im Augenblicke der Niederwerfung des gemeinsamen Gegners die Hegemonie innehat, dem fällt auch der Hauptanteil der Beute zu: politischer Welteinfluß, territoriale Errungenschaften, Reichtum und reichliche Versorgung seiner Bürger, Mehrung und Verbreitung aller eignen Kulturwerte. Und weil der Preis danach ist, deshalb ist auch der Kampf um die Hegemonie so unerbittlich und herb. Unter den romanischen Nationen zwar ist er kaum merkbar: hier

hält Frankreich nach wie vor den Feldherrnstab, seit Rom ihn an Chlodwig gab. Um so schärfer ist er in der germanischen Welt: England — Deutschland — Nordamerika!

England hatte zuletzt die Oberhand, Deutschland ringt um sie und auch Amerika tritt begehrlich auf den Plan. Zwar das amerikanische Angelsachsentum kann nicht ernsthaft konkurrieren. Eingekeilt zwischen die hochstehenden Kulturwelten des buddhistischen Mongolentums und des südamerikanischen Romanentums, im bitteren Kampf ums Dasein zu nichts geschult als zum Erwerb, ein Volk ohne kriegerische Stoßkraft und ohne überlegene sittliche und ideale Güter, wird es zwischen jenen gleichwertigen und nicht minder starken Welten sich immer behaupten, nie aber sie oder gar die europäische Welt sich in irgend einer geistigen oder körperlichen Form untertan machen können. Zum Weltherrscher ist Nordamerika nicht geboren, solange diese Stellung nicht zu kaufen ist.

Um so ebenbürtiger ist der Kampf um die germanische Hegemonie, die die Weltherrschaft bedeutet, zwischen England und Deutschland. In diesem Wettstreit — nicht in kümmerlicher Handelsrivalität, die nur ein Symptom ist — ist der langsam aber stetig wachsende Gesamtgegensatz dieser beiden Staaten zu suchen. Karthago und Rom! Und Rom hat schließlich Karthago, der Bauer den Händler besiegt! Das ist es, was England schüttelt und den Gegensatz beider Staaten unaufhaltsam schärft, je mehr die Romanengefahr sich mindert, das Kolonisationsgebiet des Germanentums in allen Weltteilen sich ausdehnt und die große Weltbeute näher rückt, die England um die Mitte des 19. Jahrhunderts schon zu halten meinte und die es seit Sedan wieder in Frage gestellt sieht.

Auch Slawentum und Mongolentum melden sich neuerdings zum Wort. Sie sind aber in mehrtausendjähriger Geschichte trotz Attila, Mohammed und Tschengiskhan den Nachweis schuldig geblieben, daß sie Europa geistig etwas zu geben, körperlich ihm etwas zu nehmen vermögen. Ihr Anspruch gleicht auf ein Haar demjenigen des frühmittelalterlichen Arabertums: im Orient überlegen, endet er an den Toren Europas und ist daher von vornherein in seiner Aussicht begrenzt. —

Weltgeschichte ist Kolonialgeschichte. Die Verneinung des kolonialen Gedankens ist der Verzicht auf die fernere Anteilnahme an dem romanisch-germanischen Schicksalskampfe. Sie ist Stillstand, und Stillstand ist Rückschritt. Dem Rückschritt folgt der Zusammenbruch und diesem die Auflösung. Die Verneinung des kolonialen Gedankens ist daher für ein großes Volk nicht mehr und nicht minder als die Verneinung des Willens zum Leben. Sie ist politisches Siechtum und schließlich politischer Tod.

Kolonialmacht ist Weltmacht. Rom und England, Spanien und Holland gewannen und verloren ihre Weltstellung mit dem Steigen und Fallen ihrer Kolonialgeltung. Griechenland, zu schwach zur politischen Weltkolonisation, schuf sich in seinem Lebensdrange wenigstens ein geistiges Weltkolonialreich und die römische Kirche, in ähnlicher Lage, folgte seinem Beispiel. Will Deutschland — geistig und

körperlich wohl das stärkste, weil systematischste und organisierteste, aller Völker — seine welthistorische Mission damit beschließen, daß es das Wald- und Sumpfland zwischen Rhein und Weichsel urbar gemacht hat? — „Deutschland versteht nicht zu kolonisieren,“ sagen die Rivalen — mit so viel Objektivität, als den Qualifikationen von Rivalen stets beizumessen ist. Die Furcht vor Deutschlands Kolonialkraft, die Furcht vor seinem Wettbewerbe im Weltgetriebe dort draußen außerhalb seiner Landesgrenzen, die Hoffnung, ihm durch Lähmung seines Selbstvertrauens den Wettbewerb zu verleiden, ist es, die — mehr oder weniger bewußt — jenes Urteil erzeugt haben und es in allen Welten erschallen lassen. In der Geschichte findet es keine Bestätigung. Deutschlands Werk ist die Kolonisation zwischen Elbe und Weichsel, Donau und Leitha. Holland und England haben nur farbige Völker ohne oder mit weit nachstehender Kultur kolonisiert und ihre Kolonisation war zumeist Vernichtung. An Irland und Frankreich, von dem es einst weite Strecken besaß, ist das kolonialgewaltige England gescheitert und von allen weißen Völkern hat es nur das kleine Schottland sich anzugliedern vermocht. Deutschland aber hat in seinem Osten und Süden Millionen und Abermillionen gleichstehender weißer Menschen sich so angeglichen, daß sie nicht nur untrennbar mit ihm verbunden, sondern nicht einmal mehr zu unterscheiden sind. Und einst gab es sogar eine Zeit, da reichten Deutschlands Grenzen bis zur Theiß und bis zum Atlantischen Ozean, bis zum Sund und bis nach Palermo. Unauslöschliche Erinnerungsmale dieses deutschen Weltalters sind jenen Länderstrecken noch heute aufgeprägt. Ein Volk, das solches geleistet hat, kann nicht unfähig sein, auch unter fremdem Himmelsstrich und unter farbigen Völkern zu kolonisieren. Wo sich Fehler zeigen, da berechtigt die Vergangenheit wohl zu dem Schluß, daß dies Fehler der M e t h o d e, nicht der B e g a b u n g sind. Es war sicherlich kurzsichtig, zu glauben, man könne Suaheli und Haussa, Herero und Kanaken auf demselben Wege kolonisieren, wie einstmals Litauer und Polen, Wenden und Böhmen. Die Folge dieser Kurzsichtigkeit war denn auch der unausbleibliche Mißerfolg. Wenn der Deutsche aber erst erkannt hat, daß die Welt des Orients und der Tropen mit anderen Mitteln und unter anderen Bedingungen dienstbar gemacht werden muß, als dereinst das östliche und südöstliche Europa, was berechtigt dann noch anzunehmen, daß ihm geringerer Erfolg beschieden sein werde als den anderen germanischen Völkern, den Goten und Franken, Normannen, Holländern und Angelsachsen? Und das Ringen um den Orient und die Tropen ist — nach dem in Europa selbst vorerst eingetretenen Waffenstillstand — der nächste Inhalt des großen europäischen Kolonialkampfes. D o r t wird der Boden für die große europäische Entscheidung bereitet, dort die politische, ökonomische und kulturelle Waffe geschmiedet und geschliffen, mit der dereinst in Europa gefochten werden soll. Ägypten, Kongo und Senegal, China, Korea, Persien, Marokko: discite moniti! Die Welt ist n i e m a l s verteilt für den, der Teil an ihr haben w i l l.

---

# Notizen eines Schauspielers.

Von

Friedrich Kayßler.

## Grenzen einer Rolle.

Der nachdenkende Schauspieler begeht leicht den Fehler, daß er sich in jedem Augenblick allzusehr das ganze Stück oder auch die ganze Rolle des Gegenspielenden vor Augen hält und dadurch seinen Ausdruck unwillkürlich über die Grenzen des Bewußtseins hin erweitert, das er als einzelne Gestalt im Stück haben darf. Immer darf er nur das auf sich und seinen Ausdruck wirken lassen, was er in der betreffenden Szene oder in der voraufgehenden vor den Augen des Zuschauers selbst erlebt hat, es sei denn, daß etwas Bestimmtes von ihm erzählt worden ist, das er nun auch mit zu beobachten hat. Beispiel: Szene zwischen zwei Liebenden. Die Liebe des Mannes ist im Verlöschen, ohne daß er es noch weiß. Der drohende Verlust dieser Liebe ist die Tragik des Mädchens im Drama. Hier läuft der Schauspieler Gefahr, daß das Rührende der vereinsamenden Mädchenseele (desto mehr, je besser sie gespielt wird) Gewalt über ihn bekommt und er, entgegen der Richtung seiner Rolle, von diesem Rührenden, das nur für den Zuschauer existieren soll, selbst gerührt wird, wodurch natürlich die Tragik des Mädchens an Glaubwürdigkeit verliert. — Das klingt sehr selbstverständlich, und doch sind vor diesem Fehler gerade die Besten nicht sicher.

---

## Dramatische Spannung.

Ich konnte mir lange nicht erklären, warum Maeterlinck für den Schauspieler so schwer zu spielen ist. Seine Gestalten nennen ihre Gefühle fast immer rückhaltlos bei Namen, und zwar bei ihrem richtigen Namen, was noch viel mehr heißen will. Es ist fast immer restlos das ausgesprochen, was im Innern der Menschen vorgehen soll. Damit ist dem Schauspieler sein inneres unsichtbares Spiel genommen; sein Gefühl, das von innen heraus als eine geheime Lichtquelle seine Gebärde, seinen Ton, seine Worte durchleuchten soll, erübrigt sich, weil die Worte alles sagen. Gerade bei den größten dramatischen Dichtern kontrastieren die gesprochenen Worte meistens mit den Gefühlen, die im Innern der Personen vorgehen; es ist, als wäre das innere Gefühl ein Element, das Wort ein zweites Element, und als entstünde aus dem Kampf oder der Vereinigung beider etwas drittes Stärkeres: die dramatische Spannung. Damit ich mich als Zuschauer für eine Gestalt auf der Bühne interessiere, muß mir hinter den Worten der Gestalt immer etwas verborgen bleiben, ein Gefühl, dessen verschleierte

Gegenwart ich fühlen und das ich enträtseln möchte. Hin und wieder tut sich in der Rede des Schauspielers ein verräterisches Wort auf wie ein kleines Fenster, durch das ich die Wesenheit des geheimen Gefühls zu erkennen glaube, aber schon flattern andere unklare oder gleichgültige Worte darüber hin und verwischen das Gesehene, und ich versuche von neuem den auf- und niederwallenden Nebel der Worte zu durchdringen, um der Wahrheit dahinter auf die Spur zu kommen. Dies ist dramatische Spannung. Bei Maeterlinck ist diese Spannung nicht vorhanden, weil nichts verborgen, sondern alles ausgesprochen wird.

---

## Unklare Gestalten.

Der dramatische Dichter muß seine Gestalten gleichsam aus der mit Seelenmaterial geschwängerten Gefühlsdimension herausarbeiten, wie der Bildhauer die Gestalt aus der Gebirgsmasse hervorbildet. Weil die starken Dichter so arbeiten, bleiben oft ihre tiefsten Gestalten „unklar“, weil sie noch halb im Block, im ganzen, in der Gefühlssphäre — stecken geblieben sind.

---

## Leontes.

(Versuch einer Rollenskizze.)

Ein riesiger Vorhang wird jäh zurückgeschlagen; eine Musikwelle schwemmt eine Gesellschaft königlicher Gäste in tafelfroher Stimmung herein, von der eine dunkle Gestalt fast widerwillig mitgerissen wird: der Wirt des Hauses, Leontes, König von Sizilien. Alle strahlen vom Widerschein eines klaren Himmels, nur auf seiner Stirn segelt eine kleine schwarze Wolke, von unenträtselbarem Ursprung; man sieht sie wohl, doch keiner beachtet sie; denn wer dächte an einem so klaren Tage an Gewitter — wer dächte angesichts dieser Königin an eheliches Unheil. So ist Leontes' ganze Eifersucht: ein Gewitter aus klarem Himmel, das allen widersinnig und unerwartet ist, höchstens dem Astronomen erklärlich — eine plötzliche unerklärliche Umnachtung einer vom Lichte reinsten Familienglücks erfüllten Seele, die nur ein Arzt beim Namen nennen könnte. Während alles harmlos in vielen reichen Worten sich ergeht, liegt Leontes' Seele zum Sprunge geduckt. Seine mühsam hervorgestoßenen kargen Worte ersticken in verkrampfter Höflichkeit. Seine Augen wandern unablässig zwischen seinem Weib und dem Freunde hin und her; alles an ihm scheint Augen zu bekommen, aus jedem Wort schielt ein Seitenblick nach der Wirkung des zweideutig Gesprochenen. Wenn nicht die Gesellschaft schnell sich löste, würde er offen ausbrechen. Die Gesellschaft verschwindet, er bleibt allein. Seine finsteren Gedanken schleichen auf den Spuren der Gattin und des Freundes davon. — Ein Märchenkönig. Aber darum

ein weniger menschlicher König? Märchen heißt nicht Mangel an seelischer Logik, Märchen heißt nur bis ans Äußerste dehnbare Menschlichkeit, es kann heißen bis ins Übersinnliche gesteigerte seelische Möglichkeiten, aber es heißt niemals glatte, schmucklose Unwahrscheinlichkeit. Das aber wäre es, wenn Leontes fröhlich und unbefangen wie alle hereinträte und plötzlich ohne Grund vor den Augen der Zuschauer von Eifersucht befallen würde. Viele verlangen das; man müsse die Eifersucht entstehen sehen, sonst glaube man sie nicht. Glaubt man sie darum eher, wenn sie einem mit lügenhafter Plötzlichkeit vorgestellt wird? Das erste Gebot des Märchens heißt: Glaube mir oder mach, daß du fortkommst. So spricht Shakespeare zwischen den ersten Zeilen und so spricht er aus der Zwischenrede der „Zeit" mit seinem über und über köstlichen Lächeln unbekümmerter Simplizität, die Manna ist für die Gläubigen der Phantasie und tödliche Langeweile für die armen Zweifler und Wahrscheinlichkeitsjäger.

---

## Pianissimo.

Der Schauspieler versäume nicht, auch bei starken Erkältungen zu spielen, wo das Organ Schleichwege gehen muß, um sich zu schonen. Auf diesen erzwungenen Schleichwegen finden die meisten ihr persönlichstes Pianissimo, das sie bei gesunder Stimme viel schwerer oder nie finden, weil sie im Vollgefühl ihrer Stimmkraft es dann, auch gegen besseren Willen, verschmähen, sich einen ganzen Abend ausschließlich mit der Modulation leiser Stimmlagen zu beschäftigen.

---

## Genealogie des Wortes.

Der Schauspieler überspringt beim Lernen der Rolle meistens die Genealogie des einzelnen Wortes. Jedes Wort hat seine kleine Historie in der Werkstatt des Gehirns erlebt, ehe es auf die Lippen kam. Aber der Mensch ist aus Gewohnheit geneigt, das Sprechen der Worte zu selbstverständlich zu nehmen. Das darf der Schauspieler nicht. Er muß die natürlichen Vorgänge im eigenen Körper gewissermaßen zum Stehen bringen und sie rückwärts bis zum Ursprung verfolgen können. Wie könnte er sonst die richtigen Intervalle einhalten zwischen der Entstehung eines Wortes im Gehirn und seinem Ausgesprochenwerden? Erfahrung aus dem eigenen Leben nützt ihm in dieser Hinsicht für seine Gestaltungen gar nichts. Denn wie jeder Mensch verschieden von allen andern ist, so ist auch jede dichterische Gestalt immer wieder eine neue Aufgabe: ein unbekannter Mensch mit neuen Wortkombinationen und eigenen natürlichen Gesetzen.

---

## Gesprochene Worte.

Die Worte eines gut gesprochenen Satzes sollen sich zu einander verhalten wie ebensoviele klare Kristallkugeln in einer Ebenholzschale: so heftig man sie auch durcheinanderschüttelt, jede bleibt für sich, aber jede berührt die andere in einem einzigen Punkt; alle sind durchsichtig und lassen die Grundfarbe der Schale erkennen, welche sie hält.

---

# Akademie.

Von

Fritz Wolff.

Noch vor vier oder fünf Jahren wäre niemandem die Äußerung zu raten gewesen, daß die Berliner königliche Akademie der Künste imstande sei, eine passable Ausstellung zuwege zu bringen. Solch schwarze „Reaktion“ hätte getötet. Heute kann man's ganz ungeniert sagen und sogar noch mehr, nämlich daß die Veranstaltungen dieses künstlerischen Seniorenkonvents alle Aussicht haben, bei ruhigem Innehalten der jetzt eingeschlagenen Richtung in ein paar Jahren zu den besten ihrer Art in Deutschland zu zählen. Für diesen Augenblick läßt sich das allerdings noch nicht behaupten. Aber schon jetzt kann vor Andersgläubigen der Beweis als erbracht gelten, daß Kunstübung und Spektakelmachen nicht unbedingt dasselbe sind. Heute, zu einer Zeit, da der Letzte Bekenner ist, ist eine Ausstellung ohne agitatorisches Drum und Dran eine wahre Wohltat. Es gehört seit fünfzehn Jahren zum Glaubensbekenntnis einer Generation, daß der bloße Begriff der Akademie ein Greuel sei. Die Regisseure der großen Kunstkrawalle dürfen sich ruhig sagen, daß an einer etwaigen Zunahme der Bedeutung dieser in ihrem Wesen unjugendlichen, schwerfälligen Institute nichts so starken Anteil hat, als das nun endlich unerträglich gewordene, großtuerische Treiben und Gerede der ewigen Revolutionäre. Oder vielmehr derer, die sich dafür halten.

Einstweilen ist die Ausstellung der Akademie noch lange nicht das, was aus ihr werden könnte. Der größte Nachteil der Veranstaltungen in so ruhiger Atmosphäre gegenüber denen freier Vereinigungen ist das hier unter allen Umständen feststehende und berechtigte Prinzip: Niemanden vor den Kopf stoßen. An Köpfen, vor die man stoßen möchte, wäre kein Mangel. Aber man bezwingt hier den Hang sezessionistischer Kanadier, ihre Greise zu töten und läßt auch diese ans Feuer rücken. Und so wenig angebracht oder erwünscht diese Respektierung des Alters und der oft sehr stockig gewordenen Meinungen an anderer Stelle oder im allgemeinen wäre: hier macht es einmal nichts aus. Schließlich

muß ja die bald ein halbes Jahrzehnt betriebene Kunsterziehung das Publikum auf die höchste Stufe der Geschmacksvollkommenheit geführt haben, so daß ihm das Unterscheiden nachgerade kinderleicht werden muß. Man lasse es also unterscheiden.

Ein äußerst anständiges Mittelmaß ist das einstweilige Ergebnis. Unter den diese Linie überragenden Arbeiten behaupten sich die von den Akademiemitgliedern, an Zahl zwar nicht gleich, neben denen der geladenen Gäste. Aber der Eindruck einer eigentlichen Konkurrenz zwischen diesen beiden Gruppen ist sehr glücklich vermieden.

Um mit den Fremden zu beginnen: Es ist allein schon ein Verdienst der Akademie, daß sie die Möglichkeit gibt, John S. Sargent in acht sonst unzugänglichen Werken kennen zu lernen. Wie ich gleich sagen will: Eine Illustrierung seines künstlerischen Wesens, die in Hinsicht auf seine wundervolle Technik bedeutender ist, als für die Einschätzung seiner geistigen Potenz als Porträtist. Eine Unterscheidung, die auch für den bestehen bleibt, der die vier Männerporträts, das des Generalleutnants Sir Jan Hamilton, des früheren Präsidenten des Royal Institute of British Architects, Francis Cramer Penrose, des Lord Ribblesdale und das Josef Joachims hoch über die ausgestellten Frauenporträts stellt.

Man möchte es nicht für möglich halten, daß derselbe Mensch, der in seinen Damenkonterfeis — von der britisch-aristokratischen Vornehmheit der Modelle abgesehen — der äußerlichen Schmeichelhaftigkeit solche Konzessionen macht und gelegentlich bis nahe an den Geschmack des landläufigen photographischen Ateliers geht, noch die ruhige Kraft besitzt, um solche Männerporträts zu schaffen. Der Vergleich des Porträts des englischen Architekten, das es vertrüge, neben Whistlers Carlyle zu hängen, mit dem zwei Zimmer weiter zu findenden des Geheimrats Raschdorff von Scheurenberg sagt es kürzer, als man es mit Worten vermöchte, in welchem Zustand sich das repräsentative Porträt in Deutschland auch heute noch befindet. Man hätte die beiden nebeneinander hängen sollen. Aber das nur nebenbei. Das Wort, das Sargent in diesem Saale ausspricht, lautet: Auch heute noch ist Kunst und subtile, eindringliche Technik, sorgfältige Behandlung der Farbe, Freude an der Mannigfaltigkeit des dargestellten Materials vereinbar. Auch heute noch ist Ruppigkeit nicht untrennbar von ihr, wenn auch eine ganze Ästhetik zum Nachweis dieser Wesenseinheit aufgestellt worden ist. Und es ist ein Programm, das hier ausgesprochen wird: Alle diese von einer zu Ende gehenden Bewegung allzu lange vernachlässigten Dinge, den Reiz des Materials, das Streben über die Skizze hinaus gilt es auch in Deutschland wieder in ihr Recht zu setzen. Immer wieder muß ich hier auf Kalckreuth verweisen, der mit seinem Selbstporträt, das in der Berliner Sezession 1907 ausgestellt war, einen Anfang gemacht hat, der über den Naturalismus und Impressionismus weit hinausführen kann und hoffentlich wird.

Wie wenig damit zu erreichen wäre, solche neuen Ziele auf rein technischer Bahn zu suchen, zeigt etwa Kampfs Frauenporträt, das, bei aller beabsichtigten Diskretion, in den Farben ohne Geschmack, starr und temperamentlos ist, und Lepsius' Gruppenbild der Gräfin York von Wartenburg mit ihren Kindern. Was Kampf an Farbensinn abgeht,

fehlt ihm nicht nur an zeichnerischem Können, sondern auch an der Fähigkeit, sein Modell zu beleben. Bei Sargent ist ja vieles Theater, aber doch wenigstens nichts von dieser ehrbaren unausstehlichen Langeweile. Sargents Schwächstes ist wohl das Riesenbild der Schwestern Acheson. Aber wenn der Künstler das Bild einmal zerschnitte, wie Leibl seine Bäuerin, würde man gern ein Stück vom weißen Seidenkleid der Schwester besitzen, die die Orangen pflückt.

Wirkliche Freude hat man an Liebermanns „Straße in Haarlem“. Ein Bild, das zeigt, wie er zu seiner besten alten Art immer wieder zurückkann. Eine Art, die die Zeitgenossen ebenso zu respektieren haben, wie das die Späteren sicher tun werden.

Manche von den Gästen waren zu zurückhaltend. Bantzer allerdings mit seinen zwei lebensgroßen Bildern war nicht schüchtern. Das eine, ein Erntearbeiter in prallem, gelbem Sonnenlicht, ganz en face im vordersten Vordergrund stehend, das andere, eine etwas leere Gruppe hessischer Bauern in der schwarzen Sonntagstracht mit dem Dreispitz, ein Motiv, das sich mit einem Zehntel des Aufwands an Leinwand hätte abmachen lassen, und das, wie so vieles, kontrastierend zeigt, wer Leibl war.

Neben Bantzer war Leistikow mit seinen „Alten Lootsenbooten“ zu bescheiden. So sehr trocken und temperamentlos ist seine Art sonst doch nicht, und wem er unbekannt ist, der wird ihn zu niedrig einschätzen. Da ist der alte Kuehl anders. Zwar sein Horizont ist nicht größer, aber in dem Zimmer mit dem „Mädchen am grünen Koffer“ steckt alles voll Leben, voll Humor in Farbe und Licht.

Ludwig Dettmann ist zu einem ruhigen, einfachen Künstler geworden, der in seinem Porträt der Mutter mit dem Kind zwar kein technisches Feuerwerk abbrennt, aber dafür eine stille Wirkung sucht und erreicht.

An guten Bildern wäre also kein Mangel. Um so trauriger sieht es bei den Bildhauern aus. Es war wohl noch keine Ausstellung da wie diese, auf der sich das Gute einzig aus Tierplastiken rekrutiert — aus dem prachtvollen, riesigen Hirsch von Tuaillon, einer aufgerichteten Fischotter in stumpfer Bronze, die einen goldig schimmernden Fisch im Maul hält und ein paar ruhig weidenden Schafen von Gaul. Taschners Schiller ist nur ein Beweis dafür, daß er seine Grenzen kennt, wenn er sich hauptsächlich auf die dekorative Bildhauerei beschränkt. Bei einem Schillerdenkmal gibt's weder für den Humor, noch für das Groteske einen Anlaß, derlei liegt also außerhalb seiner eigentlichen Begabung. Daß ihm das Vergnügte besser liegt als das Monumentale, zeigt sein fideler Handwerksbursch aus Holz, dem die Verwandtschaft mit älteren Kollegen nichts schadet. Die Verdrießlichkeit der Juryfreiheit kommt aber zu Bewußtsein, wenn man die „Plastiken“ von Eberlein, Manzel und Herter sieht. Eberleins Pallas Athene und sein „Großer Pan“ sind, rund heraus gesagt, eine Provokation.

In der kleinen Architekturabteilung bilden Reproduktionen und Entwürfe von Ludwig Hoffmann, Christoph Hehl, Theodor Fischer, Karl Hofmann, Johannes Otzen, Otto March und Franz Schwechten, eine sehr gemischte Gruppe. Ist Otzens Evangelische

Zentralkirche in Mannheim nur Entwurf oder ausgeführt? Ich gestehe, daß ich es nicht weiß und wage nicht zu fragen, denn ich fürchte die Antwort. Und die beiden kölnischen Rheinbrücken von Schwechten, den sie den Regenerator der romanischen Bauweise nennen? Man liest solche Titulaturen staunend, und es ist nicht leicht, so krumme Behauptungen gerade sein zu lassen.

---

# Monte Testaccio.

Von

Christian Morgenstern.

Auf der Römer Scherbenberg
bin ich stumm gestiegen;
sah Natur und Menschenwerk
weit im Kreise liegen.

Eine Blume pflückt' ich rot
wie im reichsten Garten;
und die weichste Wiese bot
Stätte meinem Warten.

Luft so klar und Licht so mild —
Ferne duftumwoben —:
Ewigjungen Lebens Bild
grüßte mich auch droben.

Und doch, seltsam! unter mir
Scherben, nichts als Scherben.
Und ein Kreuz als rechte Zier
über all dem Sterben.

Schaudernd griff's mich selbst wie Tod
überm Graus der Krüge:
Auge hell und Lippen rot,
wärt auch ihr nur Lüge?

Wär' auch ich nur Scherbenbrast,
glänzend nur verkleidet,
der dem Spaten, der ihn faßt,
bald den Stich verleidet?

Gierig sog ich Luft und Licht.
Nein, Dämonenwerben!
Nein, noch sind wir Scherben nicht,
ging auch viel in Scherben.

Noch ist vieles ganzer Stein,
Urgestein voll Stärke.
Und was blüht auf meinem Rain,
sind nicht Lügenwerke. —

Saß dann lang noch, sank in mich. —
Wär' selbst Schutt dein Leben — —
selbst auf Schutt noch kannst du dich
über die Welt erheben.

---

# Drei Theaterabende.

Von Josef Adolf Bondy.

## 1. Der Aufruhr der Kulissen.

„Was ihr wollt."

Nein, es hat uns nicht gefallen, lieber Narr, und wird uns künftig noch viel weniger behagen. Hop heisa, bei Regen und Wind! Wer Max Reinhardt — schon um seiner Anfänge willen — lieb hat, der warne ihn, so laut er kann. Reinhardts Begabung ist auf dem besten Wege, sich selbst zu zerstören. Man rede ihm nur jetzt nicht wieder ein, er sei ein genialer Bühnen-Reformator. Genial ist der Künstler, der mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel erreicht. Reinhardt aber tut gerade das Umgekehrte. Er zaubert nach allen himmlischen und höllischen Rezepten, und das Resultat ist ein Abgrund von Geistlosigkeit.

Reinhardt als Erzieher des deutschen Theaterpublikums zur Verblödung: das ist die Rolle, die er heute spielt; hoffentlich gegen seinen Willen spielt. Und wenn die Premierengäste und auch einige kindliche Kritiker ganz entzückt davon sind, die Bühne in einen Orbis pictus verwandelt zu sehen, dann muß es ihm erst recht mit aller Klarheit gesagt werden: Schamlos war dieses Zur-Schau-Stellen der Paralyse des Regisseurs. Schamlos war es, Shakespeare zum Vorwand zu nehmen, um den Cäsarenwahnsinn des Dramaturgen austoben zu lassen.

Diese Vorstellung von „Was ihr wollt" im Deutschen Theater sollte sich jeder ansehen. Sie ist zum Erbarmen lehrreich. In jeder Kunst ist es ein Kennzeichen des Verfalls, wenn die dienenden Hilfen die Herrschaft usurpieren und das Virtuosentum mit Schwierigkeiten zu jonglieren beginnt. Haben die Lyriker nichts zu sagen, dann verlieren sie sich in gewundenen Strophenlabyrinthen und in Glöckchenspielen des Reims. Ist das Theater entseelt und entgöttert, dann werden die Prospekte und Maschinen lebendig.

Wir haben hier das Schlimmste mit angesehen; einen Aufstand der sonst so stummen Sklaven, der Kulissen. Sie erdreisteten sich, die Schauspieler zu überschreien, auf der Bühne Quadrille zu tanzen, hintereinander herzulaufen und allerlei Unfug zu treiben. Nicht genug daran, daß man gleichzeitig drei Gemächer und zwei Gärten sah, waren mit erhabener Geschmacklosigkeit noch in alle Ecken und Zwischenräume kleine, lebende Bilder hineinkomponiert. Und in den Gemächern und Gärten, die sich wie bei einem Erdbeben drehten und ineinanderbogen, sah man ängstlich agierende Menschen, die sich in acht nehmen mußten, um von den irrsinnig gewordenen Kulissen nicht erdrückt zu werden. (Nur diesen ordinären Malvolio hätten sie ruhig erschlagen können!)

Das war ein wunderlicher Anblick: die Schauspieler in heller Flucht vor den rebellischen Kulissen! Vertrieben von Götzen aus Leinwand und Pappe! Ein trauriges Symbol am Wege Reinhardts, und eine dringende Mahnung zur Umkehr. Und was blieb vom holden Spiele Shakespeares übrig? Wasmanns erschütternd komischer Junker Christof von Bleichenschwang und — die donnernde Drehbühne.

## 2. Der ewig Unzulängliche.

„Die Getreuen".

Georg Hirschfeld ist wieder einmal aufgetaucht. Diesmal hat er seine Fleißarbeit dem Kleinen Theater geliefert. Er ist noch immer so sympathisch und noch immer so ehrlich, noch immer so flaumweich wie vor elf Jahren, als er mit gut beobachteten Szenen aus dem jüdischen Familienleben sich einfand und verschämt den überlauten Beifall vernahm, der ihm entgegenscholl. Er hat sich seither nicht entwickelt. Nur seine schon damals gut ausgebildeten Tränendrüsen sind noch vollkommener geworden. Man freute sich bei seinem ersten Auftreten seiner feinen, bescheidenen Art, seiner warmen Empfindung und hoffte, die gestaltende Hand werde allmählich stärker werden. Aber sie blieb schwach. Er ist Dichter genug, um zu wittern, wo ein Problem stecken mag; wenn er aber danach tastet, zerrinnt es ihm wie Nebelhauch.

Dieser Georg erlegt aus purer Schüchternheit niemals den Drachen zu seinen Füßen. Will sich das Ungetüm schnaubend erheben, dann reitet er langsam und mit Anstand wieder davon. Seine Tragik ist immer weinerlich, seine Fröhlichkeit immer zaghaft. Und so hat man sich daran gewöhnt, anstatt ihm zu sagen: Hirschfeld, bleib bei deinen Novellen, seine dramatische Unzulänglichkeit mit Geduld hinzunehmen. Er ist der sittsame Waisenknabe unter den neuen Dramatikern, dem jeder wohlwollend die Schulter klopft und ein Almosen an Lob und Liebe spendet.

Ein Unzulänglicher bleibt er auch in diesen neuen drei Einaktern, die er unter dem Namen „Die Getreuen" zusammengefaßt hat. Da ist zunächst „Das tote Leben": In weltabgeschiedener Einsamkeit, die alle Laute dämpft, sprechen zwei vom Sterben, von den Lockungen des Daseins und von den erlösenden Schauern der Kunst. Manchesmal streift Hirschfeld die heiligen Glocken, daß sie leise erbeben, aber gleich darauf verirren sich die Worte wieder in einer tauben Leere.

Kräftigeres Leben — freilich von alten Volks- und Vorstadtstücken erborgt — steckt in dem Drama „Die Aufrechte". Wir kennen das brave Mädchen, das sich aus der Schande wieder hinaufgearbeitet hat und jetzt das Glück genießen könnte, einen bornierten, kleinen Beamten zu heiraten, wenn, ja wenn nur der Vater nicht aus dem Zuchthaus zurückkäme und die Luft des reinen Mansardenstübchens wieder verpestete. Und

wir haben sie und ihre kleine, sieche Schwester schon so oft Gift nehmen sehen, daß wir beiden nur einen recht langen, seligen Frieden wünschen können.

Hirschfeld hat fast nichts aus eigener Kraft hinzugetan. Nur den Bräutigam, diesen standesstolzen Sozialdemokraten, der sich einredet, frei von Vorurteilen zu sein, hat er mit einer Sicherheit hingestellt, die er sonst selten erreicht.

Es wurde an diesem Abend im Kleinen Theater nicht übel gespielt, und auch die Regie tat ihre Pflicht. Herr Jensen war als Bräutigam von einer putzigen Naivität und neben Frau Sorma, die die „Aufrechte“ gab, fiel als die kleine Schwester Fräulein Sommary durch ihre treuherzige Stimme auf.

Von dem dritten Einakter „Gewißheit“ wäre es das Beste, ganz zu schweigen. Diese Frau des Nordpolfahrers, die, solange sie nicht weiß, ob ihr Mann tot ist, nach einem andern schielt, und von dem Augenblicke an, da sie seinen Untergang bestätigt erhält, eine Heldin der Treue wird, ist mit so phrasenhafter Abgeschmacktheit umkleidet, daß Frau Sorma ein gutes Recht dazu hatte, ihren verführerischen Augenaufschlag und andere falsche Posen öfter anzuwenden, als sie sonst für notwendig hält.

## 3. Ein neues Theater.

### „Frau Warrens Gewerbe.“

Das war ein guter Anfang. Die Schauspieler des neuen Hebbeltheaters — dessen Bau noch nicht fertig ist — haben sich vorläufig ins Zentraltheater geflüchtet. Und mit einem Schlage haben sie die Ungemütlichkeit dieses alten Kastens, das schon leise keimende Mißtrauen gegen den neuen Wettbewerber und die verworrenen Instinkte eines zusammengewürfelten Publikums überwunden. Sie haben uns Shaws Drama „Frau Warrens Gewerbe“*) mit phantasievoller Lebendigkeit vorgespielt. Über die „Gewagtheit“ des künstlerischen Vorwurfs zu streiten, sei den alten Literaturweibern überlassen.

Shaw hat den Kampf dieser reichgewordenen Bordellwirtin um die Liebe ihrer Tochter, die ihr in vornehmen Erziehungsinstituten entfremdet worden ist, mit letztem Ernst und mit ganzer Menschlichkeit erfaßt. Seine klare Begrenztheit ist hier seine Stärke. Die Blendlichter seiner Ironie fallen freilich nur auf das Allzuirdische. Kein Sternenhimmel wölbt sich je über seiner Welt. Die Überzeugung von der Relativität aller Dinge ist die äußerste Höhe, zu der sich dieser skeptische, witzige und im innersten Wesen nüchterne Geist aufschwingen kann, und er besteigt sie immer wieder, um sich als Künster über den Moralisten und Kritiker zu erheben und nicht in Unfruchtbarkeit zu verdorren.

*) Buchausgabe, übersetzt von Siegfried Trebitsch, 2. Auflage bei S. Fischer in Berlin.

Dafür hat er — wenn er nicht gerade über sein Fabiertum stolpert — die ganze Kraft der Voraussetzungslosigkeit. Die Schemen vererbter Romantik, die noch durch seine Seele geistern, sind ihm nur gut zu ergötzlichem Spiel. Und während er mit ihnen Zwiesprach zu halten scheint, späht sein Auge umher, und mit einem plötzlichen Griff entwurzelt er ein holdes Vorurteil, dessen betörendem Zauber er eben erst zu unterliegen vorgab. Drum höhnt er die Gefühlsseligen, die aus ihm nicht klug werden können, trotzdem seine Neckereien alle denselben Kreis umschreiben, und wirft den Lesern seiner Dramen so gern das Gerank seiner spöttischen Glossen zwischen die Beine.

Aber er ist ein ehrlicherer Feind, als viele zugestehen wollen. Im Kampf gegen gesellschaftliche Lügen und Sentimentalitäten kennt er keine Schonung. Wenn er dann doch immer wieder die Kehrseite des Problems zeigt und auch die Brille kleinbürgerlicher Ängstlichkeit aufsetzt, ja sogar die lieben Vorurteile mit ihren zarten Fasern wieder einpflanzt und ausblumen läßt, so entspringt das wieder jenem künstlerischen Gerechtigkeitstrieb, der früher in ihm stärker war als heute („Frau Warrens Gewerbe“ ist im Jahre 1893 entstanden).

Selten hat Shaw, der gern den unergründlich Geistreichen spielt, so gerade und feste Linien gezogen wie hier, selten Licht und Schatten so brav verteilt. Und die Darsteller des Hebbeltheaters haben die Konturen mit aller Schärfe nachgezeichnet. Es war einer der vergnügtesten Abende seit langer Zeit. Es war ein Genuß, dort die vier nebeneinander zu sehen: Rosa Bertens, die die Kupplerin mit meisterhafter Selbstverständlichkeit erfaßt hat, Maria Mayer als Vivie, Hermann Nissen als der wurmstichige Gentleman mit der „Bulldoggschnauze“ und Paul Otto, der den Taugenichts Frank mit Kainzscher Schärfe und doch mit einem ganz eigenen, frischen Ton gab. Besonders plastisch kamen die Auseinandersetzungen zwischen Frau Warren und ihrer Tochter heraus. Hier war eine gesunde Regie am Werk: Man sah, daß es doch keine Hexerei ist, mit guten Schauspielern auch eine gute Vorstellung zu geben. Man darf nur nicht zu genial sein.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

So also war das Neuigkeitsbedürfnis aller näheren und weiteren Freunde und lieben Bekannten der Geberts — und wer zählte sich plötzlich nicht dazu! — keineswegs gestillt worden. Und als gut eine Stunde früher denn sonst der Tag verdämmerte, und gut eine Stunde früher denn sonst in Salomons Kontor der Hausdiener Gustav die hohen Lichte auf den hohen Stehpulten anzündete, vor denen sich die Buchhalter auf den Füßen wiegten wie Pferde vor der Krippe, — da, ja da war zwar die Nachricht von dem Geschehnis wohl sechsmal um die Mauern der Stadt geflogen, hatte jedes Ohr gestreift, gestreift und wieder getroffen, man hatte die vagesten Vermutungen ausgetauscht und für wahr ausgegeben, aber klüger war eigentlich niemand geworden. Niemand wußte mehr als gestern abend, da zuerst die Flageoletts und Piccolos zwitscherten, und die Tubenstöße der Frau Fama bis unter der Himmelbetten Mullvorhänge drangen und diese schwanken und flattern machten. Nun wartete man auf die Zeitungen, ob die etwas geben würden. Der „Beobachter" würde sich das sicher nicht entgehen lassen — und Krauses „Berlin" wohl auch nicht . . . oder Sommerfeld? — Irgendwo würde man schon Sicheres erfahren.

Und während nun so das Geschehnis alle Welt erregte und immer weitere Wellen schlug — denn alle erinnerten sich mit einmal, daß die Geberts doch eigentlich einst recht angesehen waren, und man gönnte es ihnen und freute sich innerlich, ihren Namen und ihren Ruf so recht durch den Mund zu ziehen, vor allem, da ja, — wie man meinte — die Sache eines lustigen Beigeschmacks nicht entbehrte . . . währenddessen waren eigentlich die, die am nächsten betroffen wurden, ziemlich ruhig.

Nun, peinlich war es ja für Julius Jacoby gewesen, denn er hatte etwas anderes erwartet. Aber da sich für ihn ein gutes Gewissen mit manchem Glase guten Weins — vom Champagner ganz zu schweigen — und mit einem guten, neuen Bett vereinten, so konnte er doch am nächsten Morgen von sich sagen, daß er eigentlich nicht gerade schlecht geschlafen hatte. Und als er gar in der Frühe sich in seiner neuen Wohnung — warum hätte er etwa da nicht hingehen sollen, auch ohne Frau? — etwas umtat und sah, wie alles aus dem Vollen geschöpft war und mit Liebe bereitet, gleich einem guten, hausbackenen Butterkuchen, da wurde ihm, bei aller pflichtschuldigen Bekümmernis, auch ohne Frau — ganz warm ums Herz. Doch als nun erst Tante Hannchens Mädchen ihm den Kaffee brachte, der sich an Güte und Ausgiebigkeit — denn sie hatte für zwei Personen

gekocht — merklich von dem seiner letzten Zimmerwirtin unterschied, und als sie ihn da so mitten hinein packte in ein ganzes Feldlager von frischen Brötchen, von Butter, Honig, Marmeladen und von silbernen Sahnenkännchen, von bauchigen Zuckerdosen und durchbrochenen Zuckerzangen, da konnte sich der Vetter Julius doch nicht enthalten, das Liedchen zu pfeifen, das man gestern in so vielen Versen bei seiner Hochzeit gesungen hatte, das Liedchen von dem „Ei, was braucht man, um glücklich zu sein". Und er pfiff es immer noch, als er schon aus der Tür trat, um ins Geschäft zu gehen. Denn jetzt, sagte er sich, müsse er im Ernst der Arbeit Vergessenheit suchen.

Tante Riekchen hingegen hatte den ganzen Tag die Tränen in den Augen und ging unruhig von einem Zimmer ins andere, aber gewiß hätte sie auch die Tränen in den Augen gehabt und wäre durch alle Räume gependelt, wenn alles gut und glatt gegangen wäre. Denn ohne davon zu reden, was ihr Jettchen angetan hatte — sie fehlte ihr, und ihre Abwesenheit schmerzte sie. Auf ihre Art nämlich hatte die Tante Riekchen ihre Nichte Jettchen, die solange wie das Kind im Hause gewesen war, ganz lieb gewonnen, und nichts lag ihr ferner, als ihr Böses zu wollen. Eigentlich war Tante Riekchen nur traurig, daß das Gute, das sie bereitet hatte, von Jettchen so mißachtet worden war. Nun, sie würde sich schon fügen. An ihren Mann aber richtete Tante Riekchen heute kaum das Wort, und nicht mit einer Silbe erwähnte sie das Vorgefallene. Und auch er sprach nicht davon. Sie gingen beide umeinander herum wie zwei Räder in einem Uhrwerk, die eng beieinander sich drehen und sich doch nicht berühren und sich doch nicht begegnen. Salomon war matt, hatte gerötete Augen; in Morgenschuhen schlürfte er umher, setzte sich vom Lehnstuhl auf den Korbstuhl, und von da auf das schwarze Ledersofa, und vom Sofa wieder an seinen Fensterplatz, die Ellbogen auf den Knieen und den Kopf zwischen den Händen. Wie war die Wohnung ihm leer und öde! Ihm war es gerade, als ob Jettchen gestorben wäre. Und mehr als einmal war er drauf und dran, zu Jason zu gehen und Jettchen sich zurückzuholen. So sehr fehlte ihm ihre Gegenwart, ihre stille Nähe und die feine, kluge Sorgfalt, mit der sie ihn umgeben hatte. Warum wollte sie denn nicht wiederkommen, hier gehörte sie doch her? Und er würde doch gewiß nicht darauf bestehen, daß sie zu ihrem Manne gehe. Wo hatte er nur die ganze Zeit seine Augen gehabt? Und wie hatte er nur je glauben können, daß das gut würde?! Hin und wieder kam ihm der Gedanke an die Leute draußen, und daß sein Name und der gute und ehrliche Name seiner Familie jetzt schon sicherlich in aller Munde sei, und daß man lächle und tuschle und klatsche und Lügen über sie alle verbreite. Und dann packte ihn ein solcher Zorn, daß er beinahe die roten geschliffenen Gläser vom Büfett herabgerissen und sie auf die Erde geschleudert hätte, nur um an irgendetwas seine Erregung auszulassen. Und als er nach dem Essen, das er, ohne ein Wort zu reden, in sich hineingewürgt hatte, sich nicht zu Tante Riekchen aufs Sofa setzte, um in seiner Ecke mit dem Papagei auf der Schlummerrolle sein Schläfchen zu machen, sondern, noch mit dem letzten Bissen im Mund, aufstand und in sein Zimmer ging, da konnte Tante Riekchen nicht anders, und sie mußte sich in den Lehnstuhl setzen

und ihre beiden dicken Hände in die Augen bohren und weinen. Wenn er noch mit ihr geschimpft hätte, wenn er ihr noch Vorwürfe gemacht hätte!

Ferdinand nun hatte die Angelegenheit mit Jettchen, als seine erste Erregung geschwunden war, sich nicht gerade sehr zu Herzen gehen lassen, und das Kopfweh und die Migräne, mit denen er erwacht war, kamen durchaus nicht aus den Gebieten des Seelischen, sondern waren etwas tiefer begründet und beheimatet — ein wenig rechts unter dem Herzen. Aber als der Lakai erschien, und Ferdinand die freudige Botschaft vernahm, da war dieses Mißbefinden wie weggeblasen. So schnell schwand es selbst nicht, wenn Ferdinand Gurkenscheiben auf den Kopf legte, und hiervon hielt er viel. Wie weggepustet war es, dieses Mißbefinden, und aus dem grauen, katzenjämmerlichen Morgen wurde Ferdinand ein Himmel voller Geigen. Richtig, er bekam die Bestellung: Einen Jagdwagen, eine Briska und ein Tandem. Drei Wagen auf einmal — und in allerbester Ausführung. Und dazu noch vom Hofe. Das würden natürlich nicht die einzigen bleiben, und irgendwelche Auszeichnung würde für ihn auch noch abfallen. Wie hatte er immer wieder und wieder seine Angel ausgeworfen danach, seit Jahren! Und jetzt, als er es am wenigsten vermutete, hatte plötzlich der Fisch angebissen. Er hatte ja schwere Zeiten durchgemacht. Denn als das mit der Eisenbahn kam, vor ein paar Jahren, da hatte er fest geglaubt, daß bald niemand mehr einen Reisewagen oder überhaupt eine Chaise sich kaufen oder leihen würde. Und alle hatten das Gleiche prophezeit. Und nun —? Dieser oder jener mochte schon kaputtgegangen sein. Aber er, er stand jetzt größer da als je. Denn der Hof, der preußische Hof — was das bedeutete: der preußische Hof! — Die andern würden dann schon von selbst kommen. Und ganze Marställe sah Ferdinand vor sich, mit endlosen Reihen von rotlackierten Prunkwagen und von himmelblauen Kaleschen, die alle aus seinen Werkstätten gekommen waren. Daß an einem solchen Tag ihn das Ereignis mit seiner Nichte Jettchen nicht allzu sehr beschäftigte, kann man ihm nicht verargen. Und wenn es sich wirklich einmal in seinen Gedanken etwas zu weit nach vorn schob, dann kamen wieder der Hof, der kleine, hochrädrige Jagdwagen, der Prinz selbst, der sogar „Lieber Gebert" gesagt hatte — er war ein Mann ganz nach dem Geschmack Ferdinands — und all das versetzte dem armen Jettchen einen solchen Stoß, daß sie in seinem Kopf, in seinen Gedanken ganz weit nach hinten flog, alldahin, wo sie gut aufgehoben war und sich in keiner Weise unangenehm bemerkbar machte.

Eli und Minchen sprachen viel darüber, und sie hatten Meinungsverschiedenheiten. Dabei saßen jedoch die beiden Alten einträchtig nebeneinander, wie zwei Vögel auf einer Stange. Minchen war mit Jettchen nicht zufrieden. Sie hatte noch nie gehört, daß eine so etwas gewagt hätte, und deshalb mißbilligte sie es. Das heißt recht betrachtet: innerlich mißbilligte sie es gar nicht. Sie wußte nur noch nicht, wie sich die andern dazu stellen würden, und wie man sich, ohne anzustoßen, Jettchen gegenüber zu verhalten habe. Eli hingegen sagte, seit langer Zeit hätte ihn nichts mehr so gefreut wie gerade das. Jetzt, eben jetzt müsse man zeigen, daß man auf Jettchens Seite stehe und sie nicht etwa im

Stich lasse. Ja auch für alle etwaigen Nebenseiten des Problems — denn mit ihnen rechneten jetzt auch die Nächsten — zeigte der alte Onkel ein tiefgehendes, zustimmendes und verzeihendes Verständnis. Er verstieg sich sogar dahin, es ganz natürlich zu finden. Aber soweit konnte ihm die kleine Tante Minchen nicht folgen. Ihr weibliches Gemüt, sagte sie, sträubte sich gegen alles Unmoralische. Aber das wollte Onkel Eli nicht gelten lassen, und er versuchte ihr zu erklären, daß es unmöglich wäre, da Unterschiede herauszufinden, wo in der Natur gar keine beständen. Und als seine Argumente nicht überzeugten — denn man kann fünfzig Jahre und über fünfzig Jahre mit einer Frau verheiratet sein, und sie wird den Feinheiten und der Folgerichtigkeit der männlichen Logik ebenso ungläubig und verständnislos gegenüberstehen wie am ersten Tage — da begann er zu poltern und auf die Frauensleute — die Seinige inbegriffen — zu schimpfen; während er doch sonst bei seinen Anwürfen diese auszuschließen beliebte. Und einmal über das andere schrie er mit ganz rotem Kopf: „Kann man so etwas wohl in so ein Frauensmensch reinbringen!" Minchen schwieg natürlich auch nicht, und es gab das schönste doppelseitige Ärgernis. Bis Minchen doch endlich klein beigab und damit bewirkte, daß der Himmel sich klärte.

Und Minchen tat recht daran. Denn, wie so oft in diesem Leben, Minchen und Eli stritten sich einfach um Worte — im Grunde stimmten sie beide in allem, was sie dachten und sagten, ganz und gar überein.

Also waren — während alle Welt sich in Erregung befand — die, die am nächsten betroffen wurden, ziemlich ruhig.

Ach so, ich vergaß von Jettchen zu erzählen, von Onkel Jason und von Doktor Kößling.

Stosch war am Abend noch dagewesen, aber da Jettchen schlief, sagte er, das wäre besser für sie, er wolle nicht stören. Und als er früh wiederkam, beklopfte und behorchte er sie, und als Jason ihn fragte, sagte er, es fehle der jungen Frau wohl gerade nichts, aber sie sei mit dem Herzen nicht recht in Ordnung.

„Zu dieser Diagnose, Herr Rat," sagte Jason, „hätte ich Sie nicht gebraucht".

Aber der alte Herr war in seinem Beruf nicht für Scherze, und er meinte nur etwas von Schonen, Pflege, keine Aufregungen und etwas Ruhe. Dabei solle sie aber nicht liegen, sondern tun, als ob ihr gar nichts fehle. Darüber, daß er Jettchen bei Jason traf und über alles, was sonst geschehen war, verlor er kein Wort.

Jettchen war früh erwacht, und es hatte eine Weile gedauert, bis ihr alles wiederkam, was sie erlebt hatte. Und jetzt erschien es ihr in ganz anderm Licht. Nicht, daß sie etwa ihre Tat bereut hätte; aber sie wußte nicht ein noch aus und war ganz hoffnungslos. Zu alldem kam auch noch das Lächerliche, daß sie nun einzig ihr weißes Brautkleid besaß und nichts sonst. Keinen von ihren vielen Morgenröcken in allen Farben, für jeden Monat einen, und keins von ihren Gesellschafts- und Straßenkleidern, nicht das von grünem englischen Tuch und nicht das neue fliederfarbene Seidenkleid, ja nicht einmal

das alte, silbergraue Taffetkleid oder das mit den goldenen Kornähren, das sie nun für alle Tage auftrug.

Und Onkel Jason machte Jettchen einen Morgenbesuch, nachdem er Fräulein Hörtel zum Parlamentieren vorausgeschickt hatte, ob er auch angenommen würde. „Die Damen des vorigen Jahrhunderts", sagte Jason, „pflegten vor dem Lever ihre Empfänge zu halten, und er für seine Person finde diese Sitte im äußersten Maße nachahmenswert, ja er bedaure aufrichtig, daß sie bei der honorigen Damenwelt leider mehr und mehr im Schwinden begriffen sei." Jason hatte vollkommen seinen alten Ton wiedergefunden, und er plauderte mit Jettchen von hundert Dingen — nur nicht von dem, was gestern gewesen war; nicht einmal von dem, was morgen sein könnte, sprach er. Das schien für ihn nicht zu bestehen. Aber er war Feuer und Flamme für die Einstellung der Jahrbücher; das wäre recht, da zeigte man einmal Mannesmut. Was man wohl oben dazu sagen würde? Das hätte man sicherlich gerade jetzt nicht erwartet; und die besten Leute wären mit dabei. Dann bat er Jettchen, sie sollte morgen mitkommen; er habe einen Platz bei einem Freund in der Breiten Straße, von dem aus sie den Fackelzug der Studenten sehen könnten. Sie solle es nur tun, damit sie wenigstens etwas vom Reformationsfest hätte. Ganz Berlin werde ja auf den Beinen sein. Aber Jettchen sagte, sie werde vorerst nicht ausgehen. Dagegen eiferte Jason. Sie müsse gerade hinaus unter Menschen; sie solle nur nicht glauben, daß sie sich einzuspinnen brauche; sie könne ihren Kopf ebenso hoch tragen wie andere Leute, und sie hätte ihn ja sonst immer so hübsch hoch getragen. Sie würden zusammen ins Theater gehen, und er würde ihr peu à peu alle siebzehn Hohenstaufen-Dramen Raupachs zeigen, die man im Winter geben wollte oder das neue Drama von Herrn Barth aus Neustrelitz, das sie angenommen hätten. Ob sie Herrn Barth aus Neustrelitz kenne? Schon Name und Vaterstadt bürgen für Genialität.

Und während noch Jason vor Jettchens Bett saß, das noch vorgestern sein eigenes gewesen war, ein respektvolles Stück davon, auf einer Ecke der Mahagonibergère mit den großen Bronzerosetten — und nun von da aus eine leichte und etwas gezwungen graziöse Konversation führte, altmodisch und blumenreich, gleichsam als spiele er die Rolle eines galanten Abbé . . . und während Jettchen in all ihrem Kummer doch darüber lächeln mußte, und lächelnd das erstemal die neue Umgebung betrachtete, die ihr jetzt so ganz anders dünkte als früher, in der plötzlich alles ein neues Gesicht hatte, und in der jede Lithographie an der Wand, auf der mattgrünen Seide, jedes Porzellanfigürchen in den Servanten etwas von dem Wesen seines Besitzers angenommen zu haben schien . . . und während also Jettchen so ganz erstaunt und träumerisch in die weiße Helligkeit blickte, die trotz des grauen Tages draußen durch die tiefen Fenster hereinflutete und alles so blank und peinlich sauber machte, den Tisch, die grünen Sessel, die braunen Schränke mit den goldenen Säulenköpfen und den vielen weißen und bunten Porzellanen, alles, alles, bis in den letzten Winkel hinein — da, ja da mochte es vielleicht an der Tür gepocht haben, und Jason mochte vielleicht „herein" gesagt haben,

denn plötzlich sah Jettchen das Mädchen von Tante Riekchen, ihr Mädchen von zu Haus vor sich stehen, mit einem ganz verquollenen Gesicht und rotgeweinten Augen. Und daneben das kleine Fräulein Hörtel mit Augen wie eine Fledermaus. Und sie sah den großen Wäschekorb zwischen ihnen, der ganz voll lag von Röcken und Matinées, roten, grünen, weißen, blauen und ganz zart pastellfarbigen.

Und das Mädchen schluckte und schluchzte und sagte: Eine schöne Empfehlung von der Madame Gebert, und hier schicke sie der jungen Madame Jacoby ihre Sachen; und die andern Sachen würden auch noch kommen.

Und Jettchen schluckte und schluchzte und sagte: sie ließe sich vielmals bedanken. Ja selbst Jason meinte, daß das doch rührend liebenswürdig von der Tante sei. So viel Takt hätte er ihr gar nicht zugetraut. Aber er vergaß, daß die Tante es nicht mehr selbstlos tat, sondern wohl wußte, daß man mit Speck Mäuse fängt.

Aber nun, sagte Jason nach einer Pause allgemeiner Rührung, nun wolle er sich zurückziehen, da Jettchen für die nächsten Stunden ja hinlänglich Beschäftigung habe. Und er trete ihr noch die Hälfte seines Reiches ab. Dort in dem großen Schrank dürfe sie allen Raum besetzen, der frei wäre. Ihre Sachen würden sich schon miteinander vertragen. Und mit dem andern sonst solle sie sich an Fräulein Hörtel wenden.

Und nach einer Weile schellte draußen Kößling. Er müsse sogleich Herrn Gebert sprechen. Früh am Morgen war er schon einmal dagewesen, um sich zu erkundigen, wie es Jettchen gehe. Aber da schlief noch alles. Und jetzt kam er wieder. Er müsse Herrn Gebert sprechen.

Und Jason ließ ihn bitten, ganz leise hinter zu kommen in das Arbeitszimmer, trotzdem er eigentlich innerlich starke Bedenken gegen diesen Besuch hegte.

Aber ehe noch Jason dazu kam, irgendwie sein Mißfallen zu äußern, da streckte ihm Kößling einen Oktavband mit breitem Lederrücken und schöner Goldpressung entgegen, sowie man dem Cerberus einen Honigkuchen zuwirft, und sagte, jetzt habe er's. Und wie billig er es gekauft habe: kaum zur Hälfte des Preises; nur achtzehn und einen halben Silbergroschen habe er dafür gegeben, und dann sei es noch die erste Ausgabe, und ein purer Zufall habe sie ihm in die Hände gespielt. Was er aber nicht sagte, das war, daß er den ganzen Vormittag umhergelaufen war, von einem Büchertrödler zum andern, bis in die kleinsten und entlegensten Keller in der Neuen Jägerstraße, und daß er endlich nicht achtzehn und einen halben Silbergroschen, sondern einen Taler und fünf gute Groschen gezahlt hatte. Aber das war Kößling der Christian Garwe heute wert. Und dann war es ja auch die beste Ausgabe, und wie neu. Zu teuer, nein zu teuer war es eigentlich nicht.

„Nun," sagte Jason, „da haben Sie ja zufällig, Herr Doktor, einen sehr guten Griff getan. Einen Taler ist das Buch schon unter Brüdern wert."

Aber Kößling versicherte, daß er es so billig erstanden habe, und er hoffe bei dem Mann noch mehr zu finden. Denn er wollte sich doch seinen Vorwand nicht nehmen

lassen. Und von allerlei Büchern und seltenen Ausgaben erzählte er, als hätte er die Absicht, ja zu verhüten, daß irgend ein anderes Gesprächsthema aufgenommen würde.

Und trotzdem Jason diese kleine List durchschaute und sich innerlich darüber belustigte, daß die Liebe selbst einen ungelenken Menschen erfinderisch machen kann, so brachte es das Gespräch doch mit sich, daß er bald vergaß, daß es eigentlich doch nur ein Fintenspiel war. Und trotzdem Kößlings Sinn und Herz eigentlich auch ganz wo anders hinstand, so machte es doch der Stoff, daß auch er ganz und gar mitgezogen wurde, und das andere fast aus dem Sinn verlor . . . und daß also bald die beiden miteinander lustwandelten in ihren gemeinsamen Reichen, in die gottlob das Lärmen, die Wirrnis und die Nöte, die das arge Weibervolk den Männern bereitet, nicht hindringen kann.

Und Jason ging auf und nieder an seinen braunen Regalen, zwischen den blanken Lederrücken mit den eingepreßten goldenen Sternchen und den roten und grünen Saffianschildchen. Und einmal bückte er sich, und ein anderes Mal mußte er mit dem anderen Arm ganz hoch hinauflangen, um dies oder jenes vorzuzeigen.

Und gerade war er dabei, seine Goethe-Ausgabe von 1775 Kößling zu zeigen, die von Himburg, und ihn auf die Kupfer aufmerksam zu machen, die er den Rambergschen in der Ausgabe letzter Hand weit vorzöge — trotzdem jene ihnen ja heute viel näher ständen, — als die Tür aufging und ganz leise Jettchen hereintrat. Ganz leise. Denn sie hatte ein paar neue Hausschuhe aus rotem, weichen Leder an, die eigens für ihren Fuß gefertigt waren. Einen von den Morgenröcken trug sie, den man ihr eben gebracht hatte, einen ganz neuen silbergrauen. Den Hals ließ er frei, und auch die weißen Arme bis über die Ellbogen. Und das schwere Haar hatte Jettchen nur aufgesteckt. Eigentlich war sie hintergegangen, um sich Jason zu zeigen und vor allem, um ihm ein freundliches Gesicht zu weisen und ein paar Worte mit ihm zu sprechen, damit er sehe, daß sie nun ganz wieder die Alte sei und sich etwa keine Sorgen um sie mache. Daß Kößling bei ihm war, hatte sie nicht vermutet. Und für ihn war diese neue Morgentracht auch nicht bestimmt.

Und so erschrak sie, und Kößling erschrak gleichfalls. Kößling fühlte, daß er jetzt irgendetwas sagen müsse, ihr danken müsse für das, was sie um ihrer beider willen getan hatte. Aber er brachte kein Wort hervor. Und Jettchen fühlte sich plötzlich beengt und verschüchtert und wußte nicht, wie sie sich verantworten sollte. Hier im Licht des Tages lag die gestrige Nacht so fern, daß Jettchen sie in ihrer Kühnheit kaum noch verstand.

„Nun,“ sagte Jason und steckte vorsichtig dabei das Buch wieder zwischen die andern an seinen Platz, „den Besuch hast du wohl hier nicht erwartet?“

„Gerade deswegen ist er mir nur desto lieber,“ meinte Jettchen und hob Kößling langsam die Hand entgegen.

Der war ganz verwirrt und stammelte etwas von Dank, als er sich auf die Hand niederbeugte.

Jason aber bemerkte plötzlich etwas Wunderbares an seinen Büchern, das ihm

noch nie vordem aufgefallen war, und das er sich mit höchster Anteilnahme von aller Nähe betrachten mußte, eine ganze Weile lang.

Als er sich aber umwandte, standen die beiden noch an der alten Stelle, und Jason hatte auch nicht gehört, daß sie zueinander gesprochen hätten, und doch war es ihm, als fühlte er deutlich in seiner Hand die beiden Schicksalsfäden, die miteinander verknüpft und verknotet waren, und es war ihm, als wäre es seine Pflicht, sie nur noch fester miteinander zu verschlingen und zu verbinden.

Aber wie so Menschenhände sind — gerade als er glaubte, daß er sie noch dichter und inniger ineinander flechten würde, lockerte er nur ihre Schleifen und Maschen. Denn er selbst fühlte, wie die beiden sich während seiner Worte voneinander entfernten.

„Wissen Sie, Doktor," sagte er und drohte Jettchen lachend mit dem Finger, „sie gefällt mir. Ich liebe solche Menschen, die auf eigenen Wegen wandeln. Und wenn sie auch jetzt alle draußen schreien: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schlimmen Gang, — passen Sie auf, es ist für das Diesseits wie für das Jenseits nun einmal so eingerichtet, daß die guten Wege zu einem schlechten Ende führen, und die schlechten Wege zu einem guten.

Aber Jettchen schüttelte den Kopf, und Kößling lachte gezwungen.

„Ich habe Ihrem Onkel nur ein Buch gebracht," sagte er, als müsse er seine Anwesenheit entschuldigen.

Und Jason zeigte es, und pries den guten Kauf, während Kößling, froh über seine List, Jettchen zublinzelte, und Jason tat, als merke er es nicht. „Ja," meinte er, „jetzt mache ich es wie Ritter Blaubart und führe dich hier umher durch mein Schloß. Zu allen Zimmern wirst du den Schlüssel bekommen; alle darfst du betreten, soviel und so oft du willst, nur, siehst du, diese eine Kammer hier" — und er wies auf eine Reihe seiner Regale — „hier dieses eine Zimmer meines Schlosses ist dir verboten."

Kößling überflog die Reihe mit einem kurzen Blick, und als er „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" sah, wußte er, warum Jason wünschte, daß dies Zimmer für Jettchen verschlossen bleiben sollte.

Jettchen aber lachte. „Nun," sagte sie, „die andern Zimmer in deinem Schloß, Onkel, sind ja geräumig genug. Aber eigentlich wollte ich dir nur einen kurzen Gegenbesuch für vorhin machen." Und damit hatte Jettchen die Klinke in der Hand.

„Ich muß auch zur Bibliothek," meinte Kößling und griff schnell nach seinem grauen Schlapphut, den er in der Eile auf einen Stuhl gelegt hatte.

„Haben Sie etwas Neues über die Jahrbücher gehört?" fragte Jason im Hinaustreten.

Kößling wußte nichts.

„Nun schade, ich hätte gern einmal etwas darüber aus Universitätskreisen erfahren," sagte Jason. „Also ja, dann kommen Sie nur bald wieder einmal auf einen Augenblick zu mir herauf. Ich werde mich immer über Ihren Besuch freuen. Und jemand anders vielleicht ebenso sehr. — Aber entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe ja dem Garwe —

ich danke Ihnen noch, Herr Doktor, — ja richtig, dem Garwe noch nicht seinen Platz gegeben."

Und damit hinkte Jason wieder ganz schnell zurück, zog die Tür seines Arbeitszimmers hinter sich zu und ließ die beiden allein auf dem halbhellen Korridor, der sein kümmerliches Licht nur durch ein paar Türfenster bekam, und dämmerig und grau mit seinen paar kleinen goldenen Hockern und seinen paar kleinen goldgerahmten Spiegeln vor den beiden lag.

Eine ganze Weile standen sie einander gegenüber, scheu und verwirrt. Denn das, was bisher ihr beider Geheimgut gewesen war, das war plötzlich eine öffentliche Angelegenheit geworden, und Sehnsucht und Leiden hatten sich über Nacht in Trotz und Kampf gewandelt; und noch hatten sie sich beide nicht dazu gefunden, und wie etwas Fremdes, Trennendes stand es zwischen ihnen.

„Jettchen," sagte Kößling endlich, „du liebes Mädchen du, was hast du alles inzwischen ausgestanden um unsertwillen!"

„Ja," sagte Jettchen, „das habe ich wirklich. Und am Ende da wird doch alles vergeblich sein. Gestern war es noch möglich und klar, aber heute? — Wenn Onkel Jason nicht noch wäre, ich wüßte ja überhaupt nicht, was ich täte."

Kößling sprach ihr Trost zu. Es werde schon alles nach ihrem Wunsch gehen, und zwingen, mit Gewalt zwingen könne sie doch kein Mensch. Sie seien doch auch nicht schlecht zu ihr, und er werde schon zu etwas kommen. Zu alt seien sie ja beide nicht, um nicht auf ihr Glück warten zu können.

Dann nahmen sie Abschied zwischen Tür und Angel und umschlangen sich mit langen Küssen, die die Unersättlichkeit des Feuers in sich trugen, und die immer mit neuem Sehnen aus den Tiefen ihrer Wünsche stiegen. Und kaum, daß sich die Arme voneinander gelöst, so verschlangen sie sich wieder, als ob sie wie Kettenglieder miteinander verschmiedet werden sollten. Erst als Jason hinten laut nach Fräulein Hörtel rief, da huschten sie auseinander, und Jettchen lehnte sich weit übers Geländer draußen und warf Kußhände hinab und lauschte, bis unten die letzten Schritte klangen. Dann schlich sie hinein, müde und zerschlagen. Ihre Füße trugen sie kaum.

Und das Leben zog weiter, dieser unversiegbare Strom, dessen Wellen nie zurückpulsen, trieb weiter, und auf die Erregung kurzer Tage kam Ruhe und stetes Dahingleiten, kam das ermüdende Ineinandergreifen von Stunde in Stunde, von Abend in Morgen, von Morgen in Abend. Und keiner trug etwas in Händen, keiner brachte etwas, und jeder machte, ohne daß man es wußte, nur älter und müder.

Wenn Onkel Salomon nur versucht hätte, Jettchen zurückzuholen, — sie wäre ja gegangen. Denn das fühlte sie: dort war ihr Platz und dort gehörte sie hin. Sie war gewohnt, zu schaffen und in der Wirtschaft Anordnungen zu treffen. Sie liebte ihre kleinen Sorgen, und hier gab es nichts für sie, und sie sehnte sich tagelang nach ihrem einfachen Zimmerchen mit den Birkenmöbeln und nach ihren Büchern, die sie kannte und wieder-

las, von dem „Immergrün der Gefühle“ bis hinab zu dem „Vogelbuch“ mit dem marmorierten Deckel und den vielen, vielen Sprachfehlern. Hier hatte sie eine ganze Bibliothek, aber es waren doch nicht ihre Bücher. Sie war nur bei ihnen zu Gast geladen.

Und wenn noch die Tante Riekchen gekommen wäre und ihr Vorwürfe gemacht hätte, sie hätte schon Worte gefunden, sich zu verteidigen. Und Jettchen legte sich in langen Stunden eine wohlklingende Rede zurecht, in der sie von ihren Herzensrechten sprach und von Liebe und Dankbarkeit, und daß sie durchaus alle menschlichen Vorzüge des Vetters Julius anerkenne und gar keinen Haß gegen ihn hege, aber sie könne und könne ihm nun einmal nicht angehören. Und Jettchen war fest der Meinung, daß es ihr gelingen werde, Tante Riekchen auf ihre Seite herüberzuziehen.

Aber Tante Riekchen — sie hatte zwar die Sachen geschickt und freundliche Grüße dazu — aber sie selbst kam nicht und ließ vorerst nichts weiter von sich hören und verlauten. Sie war nämlich nicht dafür, die Speisen allzu warm zu genießen, da die Erfahrung sie gelehrt hatte, daß es besser war, bei allen heißen Dingen abzuwarten.

Und auch Tante Hannchen kam nicht, und keines von den Kindern. Nicht Jenny, die das Brautgedicht gesagt hatte, oder Wolfgang, der in Charlottenburg Wochen bei ihr gewohnt hatte — keine Seele ließ sich blicken. Jeder mied sie.

Nein, das entspricht doch nicht ganz der Wahrheit. Gleich am dritten oder vierten Tage erschien Tante Minchen; wenn auch der Nebel bis auf die Dächer hing und der Regen nicht aufhören wollte. — Es war ja gewiß nicht weit vom Hohen Steinweg nach der Klosterstraße — aber da kam sie gar nicht her, sie war erst noch bei Madame Fournier gewesen. „Unter der Stechbahn“, trotz Wind und Wetter. Und da hatte sie drei schöne, mattgelbe Apfelsinen gekauft, für Jettchen zur Stärkung. Und Apfelsinen waren jetzt nicht billig. Sie hatte lange geschwankt, ob sie ihr nicht statt dessen ein Glas von ihrem Eingemachten mitbringen sollte — vielleicht Quitten oder Hagebutten. Aber das sah so alltäglich aus; Apfelsinen hingegen konnte man nicht alle Tage haben. Und wenn, wie man sagt, sauer lustig macht, so hätte Jettchen nach den Apfelsinen eine Woche lang die lustigste Person von ganz Berlin sein müssen.

Ja, die kleine gute Tante Minchen, die so verschrumpelt wie eine Backbirne war und einen Mund hatte wie ein ausgerissenes Knopfloch, sie hatte sogar eigens zu diesem Besuch ein schwarzes Seidenkleid angezogen, damit Jettchen nicht meinen solle, sie halte nichts auf sie. Leicht fiel ihr dieser Besuch gewiß nicht, denn sie wußte noch gar nicht, wie er bei den andern ausgelegt werden würde — aber sie hatte sich trotz alledem dazu entschlossen. Und es war das nicht allein der Wunsch ihres alten Ehegatten — dem hätte sie wohl ihren eigenen Willen entgegengestellt — es war auch *ihr* Wunsch. Nur wußte sie nicht recht, was sie mit Jettchen reden sollte. Beschönigen wollte sie nichts, tadeln wollte sie nichts, und umgehen wollte sie die Angelegenheit schon gar nicht.

„Nun, Jettchen,“ sagte Tante Minchen, bevor sie sich noch gesetzt hatte, „ich komm eben ein bißchen hier vorbei. Jason hat neulich auf der Hochzeit gesagt, du wärst nicht ganz wohl, und da wollt ich doch mal zusehn, wie's dir geht.“

Jettchen dankte. Es gehe ihr schon besser.

„Nun," meinte Tante Minchen feierlich und wickelte jede der Apfelsinen mit ihren kleinen welken Fingern aus dem Seidenpapier und legte sie fein säuberlich auf die blanke Tischplatte, „nun, Jettchen, da hab ich dir drei Apfelsinen mitgebracht, für deine Gesundheit. Iß sie mit Verstand, was dir ja nicht schwer fallen kann. Sie sind nämlich von der Fournier und kosten fünfzehn Silbergroschen."

Jettchen sagte, daß diese Ausgabe für sie aber wirklich unnötig gewesen sei.

„Nein," meinte Minchen, „ich wollte dir, liebes Jettchen gerade damit zeigen, daß mir für dich nichts teuer und gut genug ist. Nach wie vor. Und wenn sie auch in den Zeitungen über dich schreiben."

Jettchen erschrak.

„Nun, hat dir Jason nichts gesagt?" schwabbelte Minchen ohne böse Absicht. „Im ‚Beobachter an der Spree' stand doch die ganze Sache, das heißt nicht mit richtigen Namen, aber es war ganz deutlich deine Geschichte, weißt du, von Herrn Gimpel, Herrn Schlau und Fräulein Pfiffig hieß es da."

Das hatte Jettchen nicht erwartet, und sie brach in Tränen aus.

Minchen beschwichtigte. „Was brauchst du dir daraus etwas zu machen," sagte sie. „Weißt du, was Eli gesagt hat? — Wenn er noch jünger wäre, als er ist, hat er gesagt, würde er einfach hingegangen sein auf die Zeitung und hätte, ohne ein Wort dabei zu sprechen, dem Mann rechts und links ein paar hinter die Ohren gegeben. . . . Wenn Ferdinand jedoch nur noch etwas auf die Familie hielte, dann müßte er's tun. Und ihr Eli der würde es auch Ferdinand sagen."

Aber selbst dieses Versprechen der Blutrache vermochte nicht Jettchens Tränen zum Versiegen zu bringen, und deshalb beschloß Tante Minchen geschickt, das Gespräch auf ein anderes Thema hinüberzuspielen.

„Lächerlich," sagte sie, „du wirst dich ärgern! Die Meinungen sind doch sehr verschieden darüber. Ich muß ja in Wahrheit dir eingestehen, ich bin eigentlich nicht deiner Ansicht. Man muß sich aneinander zu gewöhnen suchen. Wenn die Angelegenheit mit der Scheidung so leicht wäre, wie die Hochzeit, würde keine Ehe länger wie ein Jahr dauern. Und wir — Eli und ich — sind nächsten Herbst, so Gott will, siebenundvierzig Jahre verheiratet. Aber Eli sagt wieder, du hättest ganz recht gehabt. Und viele andre — weißt du, man spricht ja von nichts weiter — sagen auch, sie begriffen nicht, wie Salomon dich an Julius Jacoby hätte geben können. Aber wirklich, mein Kind, trotzdem und trotzdem — ich versteh dich nicht. Was hast du an den Männern? Sie sind doch alle gleich. Meinst du, du merkst nachher 'n Unterschied?"

„Sage, liebe Tante, kann ich dir irgend etwas anbieten? Ein Glas Wein vielleicht?"

Aber Minchen war nicht abzubringen. Sie schüttelte nur den Kopf und blieb beim Thema. Und um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, beleuchtete sie es einmal von rechts und einmal von links.

„Mir," sagte sie, „hat er eigentlich nicht so schlecht gefallen wie Eli. Der nennt'n immer nur 's littauische Pferdchen. Aber das Eine muß er doch zugeben — daß Leder immer noch eine aussichtsreiche Branche ist. Und ein guter Geschäftsmann soll er ja auch sein. Und der andere? Nun ja, hätt er vielleicht damals die Stelle gehabt, die er heute hat, hätt man drüber reden können. Aber damals war er doch garnichts wie ein Doktor. Aber endlich, Jettchen, was geht's mich an? Das ist doch deine Sache. Tu, was du willst. Uns solls gleich sein. Bei uns wirst du nach wie vor immer ein offnes Haus finden. Und Eli fragt schon jeden Tag, warum du nicht eigentlich mal auf ein Viertelstündchen zu uns 'rüberkommst. Er freut sich doch immer so mit dir."

So sprach Tante Minchen. In schöner Regelmäßigkeit des Redeflusses. Und doch wäre es falsch, wenn man annehmen wollte, daß sie es etwa böse meinte. Sie meinte es gut und war Jettchen wirklich zugetan. Aber das hinderte eben nicht, daß sie Jettchen mit ihren Worten das Herz abstieß; wie wir ja auch gemeiniglich denen am meisten wehzutun pflegen, die wir am liebsten haben.

Als Onkel Jason kam, sah er auf den ersten Blick, daß Jettchen traurig und mutlos, noch trauriger und mutloser als sonst war. Aber er tat, als bemerke er es nicht.

„Ach," sagte er, „Jettchen, da ist mir heute vormittag eine merkwürdige Geschichte passiert. Weißt du, hier an der Ecke am Kölnischen Fischmarkt sitzt doch die dicke Bücklingsfrau. Und wie ich vorbeikomme, zählt sie gerade ihre Bücklinge ab. Eine, zweie, dreie, viere — das eine Dutzend stimmt nicht. Sie zählt noch mal. Wieder dreizehn. Na, mich interessiert das, und ich stell mich zu der Frau hin. Mit einmal ruft sie: Herrgott, richtig, richtig, da is mir doch wirklich die olle Tante Minchen mang die Bücklinge mang jekommen."

Jettchen mußte lachen. Und Jason nahm ihre Hand. „Mädel, du mußt nicht immer zu Hause hocken. Du verklöhnst mir dabei ganz. Witz und Schönheit sind gesellige Kräfte. Denn, heißt es, was gewänne ein witziger Einsiedler und eine schöne Einsiedlerin? Wenn du rätst, wer das sagt, nehme ich dich morgen mit ins Schauspielhaus. Oder wollen wir übermorgen in die ‚Schuld' gehen?"

‚Dort ist, oder nirgends Heil,
Dort versöhnt das Henkerbeil
Mich mit mir — vielleicht mit Gott.'

Willst du das hören, Jettchen?"

Aber Jettchen wollte doch lieber noch nicht ins Theater gehen, weil sie dort so viele Leute sehen könnten.

„Dann, Jettchen, wollen wir wenigstens einmal des Abends musizieren. Früher hast du noch manchmal gesagt: ‚Jason, ich weiß ein Lied.' Aber jetzt bist du ganz still geworden."

Für das Musizieren war Jettchen eher zu haben.

„Ja, schön," meinte Jason, „dann lade ich dir deinen Freund ein, und er soll uns auf dem alten Tafelklavier eins vorspielen. Wer weiß, wie lange da keiner drauf gespielt hat. Denn mein bißchen Geklimper kann ich ja nicht spielen nennen. Und wenn ihr ganz brav seid, dann zeige ich euch auch Sibirien."

Was Sibirien sei!

Das dürfe er nicht sagen.

Jettchen bat ihn, und Jason freute sich, sie aus ihrer Reserve zu locken.

„Siehst du," sagt er, „Sibirien ist die kleine Zierkommode da" — und Jason zeigte auf ein ganz niedriges, geschweiftes Schränklein, das mit vielen Fächern bescheiden in der Ecke am Fenster stand. Es machte gar nichts von sich her, neben den hohen Servanten mit den vielen bunten und weißen Porzellanen. Aber wenn man es näher ansah, so mußte man eine ganze Zeit bei seiner Betrachtung verweilen. Denn es war über und über eingelegt mit Elfenbein, Buxbaum, Kirschholz und Rosenholz, und jedes Schubfach zeigte eine andere Szene aus dem alten Testament; fein säuberlich in den Raum hineingeschrieben, zwischen die beiden schweifigen Bronzegriffe. Da war die stolze Lea am Brunnen; und Josua und Kaleb, die die große Traube trugen; und Absalom, der mit den Haaren am Ast sich verfangen hatte und nun elendiglich sich verzappelte. Auch Josua als Reitergeneral war da, der der Sonne Vorschriften machte, wie sie sich zu benehmen hätte.

„Du wunderst dich, warum das Schränkchen Sibirien heißt. Das hat noch dein Vater so getauft. Weißt du, es gehörte eigentlich dem alten Onkel Simon. Und wenn der von der Leipziger Messe kam, dann brachte er immer Lebkuchen mit und Bonbons und alles erdenkliche Schöne. Und alles wanderte vor unsern Augen in das Schränkchen hinein. Und nie ist wieder was herausgekommen. Und deswegen hat dein Vater das Schränkchen Sibirien genannt. Und als es nachher keiner haben wollte, habe ich es mir genommen; nun bewahre ich eben meine Heiligtümer darin auf." Und Jason zog ein Fach nach dem andern und wies Jettchen Briefe, Locken und goldene Chatelaines; Büchlein und Bänder; Blumen aus Haar gebastelt; einen Fetzen roter Seide mit den Lilien der Bourbonen aus dem zerstörten Thronzimmer der Tuilerien; eine kleine Alabasterbüste der Sonntag und ein Täßchen mit dem Bild des Studenten Sand; ein Papiermaché-Figürchen mit Saphirs Wollkopf und ein paar Verse von ihm dazu; Uhren und Medaillons aus dem väterlichen Geschäft; silberne Riechbüchslein in Form von Schnecken mit beweglichen Hörnern oder solche wie Muskatnüsse mit vielem Geäder. Und all das lag nicht wirr durcheinander, sondern jedes hatte sein Plätzchen, sein Schächtelchen, sein Zettelchen mit der Lebensgeschichte. Doch Jettchen bemerkte da auch — daran hatte Jason vielleicht nicht gedacht — einen kleinen Fingerhut mit einer roten Granatplatte, der ihr einmal gehört hatte, und den sie wähnte verloren zu haben. Auf dem Blättchen aber standen — das sah sie — ein paar Verszeilen von Jasons steiler und zierlicher Hand. — Und Jettchen wurde über und über rot.

* * *

Und der Regen schwand, und es gab wieder sternklare, frische Nächte, und Reif am Morgen auf niedern Dächern, auf Remisen, auf den Holzfassungen der Abwässer. Und es gab klare, mattblaue Winterfrühen, an denen die Sonne so ganz tief stand und die gewölbten Scheiben von Jettchens Zimmer mit roten Strahlen streifte. Das sonderliche Paar, es lebte doch bald besser zusammen, als es sich selbst zugestand. Jettchen lernte sich in die kleinen Eigenheiten Onkel Jasons fügen, kleine Eigenheiten, die Jason außer dem Hause nie zeigte. Wer wußte zum Beispiel, daß er heimlich schnupfte; wer, daß er selbst seine Porzellane und Gläser abstaubte und ihren Platz nach einer geschriebenen Vorlage mit dem Zollstock bestimmte? Wer hätte geglaubt, daß er manchmal den alten, hohen Jägertschako aufstülpte und aus einem abgegriffenen Bändlein alte Lieder sang, mit deren Inhalt seine Anschauungen von heute so gar nicht mehr übereinstimmen wollten; oder daß er einen geheimen Kult mit einer hohen Frau trieb, von der er alles an Bildern und Stichen und Plaketten sammelte, dessen er nur habhaft werden konnte.

An diesen kleinen Eigenheiten lernte Jettchen still vorübergehen, und es war gar nicht nötig, daß Jason sich hin und wieder mit der Sentenz des kleinen buckligen Physikers verteidigte: „Jeder ist in seinen vier Pfählen ein Sonderling", und dann nach einer geheimnisvollen Pause hinzufügte, „das wissen am besten die Eheweiber".

Nein, Jettchen spann sich auch so langsam in die gleichen Kreise wie Jason ein, in denen man die Caprice liebte und dem einfachsten Ding im Leben Bedeutung beimaß, in denen man vom Schnitt eines neuen Rockes sprach, als ob es eine Sache von hochpolitischer Bedeutung wäre, und über eine hochpolitische Tat, wie die Amnestie, witzelte, als ob es sich nur um den Schnitt eines neuen Rockes handelte.

Jason war viel daheim. Nun ja, jeden Nachmittag von vier bis fünf ging er zu Stehely, und alle vierzehn Tage einmal stahl er sich heimlich zur Theerbusch'schen Ressource. Seine alte Gepflogenheit, auf Tage für alle Welt verschollen zu sein, — und man vermutete geheime Wege — schien er jetzt ganz abgelegt zu haben. Ja, ob überhaupt in seinem Leben irgend ein weibliches Wesen Figurantin oder Statistin spielte, oder ob gar mehrere der leicht beschwingten Grazien ihre flatternden Schleier um seine geheimen Stunden woben, davon bemerkte Jettchen nichts. Jason schien jede Stunde in und außer dem Hause nur für Jettchen zu leben. Er brachte ihr immer etwas von seinen Ausgängen heim, und wenn es nur Neuigkeiten waren. Ohne daß Jettchen es äußerte, hatte er herausgefunden, daß man vergessen hatte, Jettchen einen Muff mitzugeben, und er kaufte ihr nun einen ganz kostbaren von Courtin, einen aus grünem Sammet und mit einem breiten Nerzbesatz, lang und groß wie eine Ziehharmonika. Den sollte sie nehmen, wenn sie mit ihm ausginge. Des Abends einmal ins Theater.

Aber Jettchen ging nicht viel vor die Tür. Und des Abends schon gar nicht. Höchstens, daß sie manchmal mit Fräulein Hörtel Einkäufe für den Haushalt machte. Aber dann eilte sie immer wieder, heimzukommen, denn sie fürchtete, Bekannte zu treffen. Und wenn sie wirklich irgend jemand sah, mit dem sie früher wohl ein paar Worte gesprochen

hatte, dann beschleunigte sie ihre Schritte und bog hastig in eine Nebenstraße ein. Oder wenn das nicht ging und sie doch an ihm vorüber mußte, dann klopfte ihr das Herz bis in den Hals, während sie leise den Kopf zum Gruß senkte, mit Mienen reglos wie eine Statue.

Kößling kam nicht gar oft. Er brachte eine Nachricht oder ein Buch für Jason, blieb am Nachmittag eine Stunde und ging. Und immer wieder war es das Gleiche. Man sprach, man plauderte, Jason zeigte Bücher, Stiche, ja er las auch einmal einen Abschnitt vor, schritt mit langen, klappenden Schritten auf und nieder an seinen Bücherreihen, die ausgerichtet standen wie preußische Soldaten. Und er deklamierte, während er sein Gedächtnis nur manchmal mit einem Blick auf das Büchlein in seiner Rechten stützte, den Schlußchor des Helena-Aktes. Wie schön das sei! Wie griechische Verse. Die ganze Braut von Messina gäbe er dafür, gäbe sie für ein paar Worte, für diese letzten Worte des Euphorion:

Laß mich im finstern Reich,
Mutter, mich nicht allein.

Das seien Worte, über die man Stunden weinen könnte, alle Schauer der ewigen Nacht seien da in einen Schrei gepreßt. So einfach sei es, daß es ein sterbendes Kind lallen könnte, und so gewaltig, daß der markerschütternde Klageruf des Prometheus uns nicht tiefer in den Ohren gellen könnte. Die tiefsten Nöte des Menschen, sie klängen darin wieder. Das angstvolle Sichhineinschmiegen-wollen in zwei weiche Arme, und alle Jubel des Lichts klängen darin wieder, doppelt leuchtend im Augenblick des Abschieds. Schiller, Herrgott, Schiller, alle Welt käme jetzt mit Schiller! Man sollte ihm ein ähnliches Wort bei ihm zeigen. Ob Kößling das könnte?! Er sage Reichtum, er sage Fülle. Ob er das Gastmahl des Trimalchio kenne?! Ob er Heinse kenne?! Das wäre Reichtum, das wäre Gold und Purpur. Im Faß müßte es gären, nicht in den Flaschen.

Und Jettchen fühlte während dieser Gespräche, wie sie beide, Kößling und sie, sich langsam und trotzig voneinander entfernten. Und nur in den Dämmerstunden, wenn Kößling sich an das Spinett setzte, und die Töne der Mozartschen Sonaten über die Bücherreihen hinzogen und zu den Fenstern flüchteten, durch die der wilde, rote Abendhimmel über graublauen Dachrücken hineinsah, — nur dann strebten sie sich entgegen und suchten einander. Dann gingen ihre Blicke nicht aneinander vorüber, sondern sagten sich Schmeichelworte.

Und stets war es dasselbe Spiel. Jason fiel es ein, daß er irgend etwas noch zu tun hätte. Und Kößling erhob sich, er wolle nicht länger stören. Und Jettchen und Jason begleiteten den Besuch bis auf den dämmrigen Flur hinaus. Aber dann mußte Jason zu seinem Bedauern gerade irgendetwas vergessen haben und mußte die beiden gerade jetzt sich selbst überlassen. Und es folgte der Abschied zwischen Tür und Angel, wortlos und stürmisch, ein Aneinanderpressen in dem kaum gelichteten Dunkel, als müsse

dem Augenblick die Kraft und die Tiefe von Stunden gegeben werden. Und ein kurzes und schmerzvolles Auseinanderreißen folgte, ein Zusammenstürzen von neuem und ein Sichtrennen mit brennenden Lippen . . . Immer dasselbe unbefriedigte, zerrissene Spiel der Sehnsucht.

Über ihre Lage sprachen sie nicht, und nicht über ihre Aussichten. Sie nahmen nur ohne Besinnung die flüchtigen Sekunden des Beieinanderseins.

Was hätten sie auch groß davon sprechen sollen. Sie standen auf dem alten Punkt, nicht einen Zoll waren sie weiter gekommen die ganzen Wochen. Nicht um einen preußischen Zoll, wenn auch draußen die Frau Fama, die immer noch mit vier Rossen und zwei Vorreitern ihretwegen durch die Stadt kutschierte, sich jeden Tag Neues zu erzählen wußte über sie und ihre Lage.

Was war denn daran wunderbar? Die Anteilnahme der Menge war eben einmal erregt und konnte nicht zur Ruhe kommen. Und da die Wirklichkeit keinen Anhalt bot und allzu langsam dahinfloß, so waren viele Köpfe und Sinne damit beschäftigt, etwas mehr Strömung dem trägen Fluß der Ereignisse zu verleihen, und täglich — je nach Partei — die baldige Rückkehr und Aussöhnung oder die sofortige gerichtliche Scheidung zu proklamieren; oder gar noch andere, lebhafte und freudige Ereignisse in Aussicht zu stellen.

Und was blieb von alldem? Jettchen wußte, daß Onkel Jason ihretwegen Gänge machte, daß er Advokaten aufsuchte. Sie hörte zu, ruhig und widerspruchslos, wenn er ihr Gesetzesparagraphen vorlas, die sie nicht verstand, und die ihr wie eine Verhöhnung der Vernunft und jedes natürlichen Empfindens vorkamen. Ja, Jettchen erfuhr, daß Jason selbst mit dem Onkel Naphtali, dem Senior aller Jacobys, der nun doch den teueren Gasthof mit der billigeren Wohnung seines eheverlassenen Neffen vertauscht hatte, bei Stehely konferiert hatte; . . . daß Onkel Jason zweimal vergeblich versucht hatte, den Vetter Julius in höchsteigener Person im Geschäft zu stellen . . . daß Onkel Jason mit seinem Bruder Salomon ganze Stunden im Kontor hin und her gesprochen hatte, und daß Ferdinand wichtige Wege ihrethalben machte . . . über all das war Jettchen wohl und genau unterrichtet. Aber was eigentlich hinter den Kulissen sich abspielte, auf welchem Punkte man stand, davon hatte sie doch nur ganz vage Vorstellungen.

Soviel erfaßte sie immerhin, daß es nicht um sie allein mehr ging, und daß die ganze Ehesache sich außerordentlich verwickelt und verknotet hatte, daß alles Erdenkliche mit daran hing: Familiendinge, Geldsachen.

Jettchen hörte von großen Summen, die dabei auf dem Spiel standen, und sie sollten von dem braven Vetter Julius mit einer Schnelligkeit ins Treffen geführt worden sein, die selbst der Kriegskunst eines Napoleon alle Ehre gemacht hätte und sofern sie sich nicht in duftende Lederballen gelöst hätten, sollten sie nun bei allen möglichen Unternehmungen mittun, von denen Kaufleute alten Schlages fein säuberlich die Finger ließen . . . Von ganz großen Summen hörte Jettchen, die im Spiel standen, ohne daß sie sich einen rechten

Begriff machen konnte, was sie eigentlich zu bedeuten hätten. Denn was Geld war, hatte Jettchen im Hause Onkel Salomons nie erfahren. Man bezahlte das, was man kaufte, und kaufte das, was man brauchte. Und wenn es wirklich mehr war als bei anderen Leuten, so machte man sich auch keine Gedanken; — man hatte den lieben Gott so gewöhnt, und es gehörte nun einmal zum Leben.

Und eines Vormittags kam Jason heim mit nassen Sachen, denn es war draußen ein unfreundlicher Tag. Er bringe eine wichtige Neuigkeit für Jettchen; ob sie es schon wisse, das rate sie gewiß nicht. Und Jettchen wurde es ganz heiß bei Jasons Worten, da sie glaubte, daß das eine Wendung in ihrem Geschick beträfe.

„Ja," meinte Jason, und ließ plötzlich hinter dem Rücken eine Knarre kreisen, „er sei eben da entlang gegangen. Auf dem Schloßplatz schlügen sie schon die Buden auf; und die ganze Breite Straße herunter sei man auch schon an der Arbeit; und auf der Schloßbrücke säßen nun wieder die Kinder mit ihren Dreierschäfchen und riefen: ,'N Sechser der Bock, 'n Dreier das Schaf!' Vor den Walddeibeljungen aber wüßte man sich gar nicht zu retten. Wenn erst alles im Gange wäre, morgen oder übermorgen oder nächste Woche, da müßten sie einmal beide nachmittags auf den Weihnachtsmarkt gehen. So zwischen vier und fünf, wenn gerade das Licht angezündet würde, und man doch noch etwas sehen könnte. Dann wär's am schönsten: Unten die langen erleuchteten Budenreihen und das Schloß darüber und der farbige Winterhimmel dazu; — — oder, wenn es vielleicht Schnee gäbe, — dann müßten sie hingehen."

Und es gab Schnee — schon am nächsten Tag.

Des Abends hörte Jettchen noch den Ostwind durch die Straßen heulen, wie einen herrenlosen Hund, und als sie an das Fenster trat, sah sie oben auf einem tiefschwarzen Himmel weiße, ganz helle Wolken dahingleiten, wie mächtige weiße Bettücher mit zerschlissenen Rändern. Und wenn für einen Augenblick ein Stern zwischen ihnen in den schwarzen Rissen aufblinkte — schon war er verschwommen, schon war er verschleiert; und kaum, daß er wieder aufzuckte, verlosch er von neuem. Zur Nacht aber ließ der Wind nach und ächzte nur noch manchmal auf in der Ferne; und dann schlief er endlich ganz ein. Und ein jedes Schwarz am Himmel schwand dahin, daß er nur so ganz stumm herniederhing, wie in grauen Wattelasten.

Als jedoch Jettchen in der Frühe erwachte, fand sie das grüne Zimmer so seltsam hell und ruhig. — Kein Laut von der Straße drang herauf. So war es die ganze Zeit über nicht gewesen. Und wie Jettchen darob erstaunt sich umwandte, sah sie durch das Fenster in ein Stück trübgrauen Himmels hinein, und daraus tanzten immerzu kleine, weiße Plättchen und Federchen herab, langsam und sorglos. Und als sie nun aufsprang und an das Fenster eilte, da sah sie, daß drüben schon ganz dicke, weiße Sammetpolster auf allen Dächern lagen und daß drüben schon jeder Vorsprung und schon jede Kante an Fenstern und Giebeln mit einem breiten Streifen von weißem Pelz besetzt war. Ein paar heidnisch nackte Götterfiguren, die sonst drüben auf dem Gesims froren und fröstelten,

daß Jettchen oft fast glaubte, sie mit den Zähnen klappern zu hören, hatten schnell aus weißem Zobel dicke Mäntel umgebunden und schienen nun ganz glücklich und zufrieden. Der ganze Straßenzug aber unten war blank und licht, wie ein Leinentuch; . . . kaum daß auf dem Bürgersteig ein paar erste, frische Tapfen durch den lockeren Schnee führten; kaum, daß eine erste breite Wagenspur auf dem Damm ihn niedergepreßt hatte. Doch jeder Zaunpfahl beim Lagerhaus hatte schon eine Großmutterhaube sich umgebunden, und auf das Laubendach war über Nacht ein schweres damastenes Tischtuch gedeckt worden, — so rein, so neu gewebt, wie das keine Bleicherin von der Bleiche bringt. Auch die schweren Äste der Bäume hinten jenseits der Mauer hatte der Schnee weiß nachgezogen und mit jeder Krümmung in Silber nachgezeichnet. Und in die feinsten schwarzen Netze der Zweige und Zweiglein der Büsche und Hecken hatte er noch vorerst wenigstens flockige, lockere Watteballen gesteckt und geheftet. Die Brunnen aber . . . die strohumwickelten Holzbrunnen standen nun ganz und gar eingemummelt da — wie Schneemänner.

Und wenn eine Schneelast sich löste und von dem Gesimse oder den Zweigen herabschwebte, so vermählte sie sich mit dem weißen Boden, und man sah schon im Augenblick nachher nicht mehr die Stelle, wo sie niedergesunken war. Und immer von neuem glitt und flatterte das vom Himmel herab, — leise, müde und gleichmäßig, ohne Aufhören und ohne einen Windhauch, so daß die Fernen vor den weißen rieselnden Schleiern licht verdämmerten. Und dazu diese Stille . . . diese wundervolle Ruhe, die wie mit Katzenpfoten durch die Straßen schlich! Jeder Laut . . . das Zwitschern eines Spatzen, das Knarren einer Wagenachse, der Ruf eines Fuhrmanns, der von unten heraufdrang, verlor sich sofort wieder und machte die weiche Einsamkeit des Schneetages nur noch müder und träumerischer.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Zuerst hielt man die amerikanische Krisis mit dem Eingreifen des Schatzamtes für einigermaßen erledigt. Dann hoffte man auf das französische Golddarlehen, für das an Stelle der Banque de France die Banque de Paris mitzuwirken hatte. Schließlich bleibt aber noch immer das Unkengeschrei der rechnenden Pessimisten vernehmbar, die den weiteren Goldbedarf für drüben mindestens noch so hoch wie die bisherige Deckung einschätzen. Woher nehmen und nicht stehlen? — „Amerika frißt uns auf!“ so rufen jene Erfahrenen aus, die hier ausdrücklich als Pessimisten bezeichnet werden sollen. Diese Geschäftsleute, die Einfluß und Macht genug besitzen, glauben den Geldpreis (allerdings nicht unseren Banksatz) im Januar auch auf 10 % zu sehen. Sicher sei, daß die Finanzwechsel von Bank auf Bank nicht mehr erneuert würden, ebenso die Tratten unserer großen Fabriken auf ihre Banken. In Frankreich und der Schweiz ist es umgekehrt; dort ziehen die Banken auf die Kunden, um auf diese Weise für ihre Vorschüsse Akzeptsicherheit zu haben. In Deutschland jedoch würde ein

Reichsbankdirektor sehr ungnädig werden, falls ihm Wechsel von einer Bank auf Waren- oder Fabrikfirmen durch die Hände gingen. Auch unserer Industrie wird von jenen Propheten nichts Gutes vorausgesagt, indem trotz innerer Gesundheit das zu teure Geld die Geschäfte außerordentlich vermindern müßte. Indessen am raschesten würde unser Handel unter all diesen Mißständen leiden, denn die Basis seiner Ausdehnung beruhe auf dem Kredit, und nach den bisherigen Fallimenten sei Mißtrauen unausbleiblich, so daß weitere Zahlungseinstellungen in ziemlich sicherer Aussicht ständen. — Der letztere Punkt bezüglich unseres Handels ist vielleicht der einzige, dem auch ein Nichtpessimist zustimmen könnte. In der Tat! Wir haben bereits so alte und angesehene Häuser neuerdings fallen sehen, daß ein Mißtrauen der großen Kreditgeber nur zu begreiflich wäre. Deshalb sollten es heute unsere Großbanken als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, eine Art von Kontrolle, statt wie bisher mit scharf konkurrierenden Kräften, eine Zeitlang mit friedlich geeinten Kräften auszuüben. Werden die Zeiten einmal wieder ruhiger, so bietet sich ja reichlich Gelegenheit dar, daß das eine große Institut dem andern die Kunden zu billigeren Bedingungen wegnimmt. Vorläufig ist aber die Lage zu ernst, als daß die deutsche Finanz es versäumen sollte, mit ganzer Kraft dem immer mehr um sich greifenden Unheil entgegenzutreten. Hier handelt es sich vor allem um ein rücksichtsvolles Eingehen auf die allgemeine Unruhe, die unser Geschäftsleben ergriffen hat und die nicht noch vermehrt werden darf durch ein brüskes Versagen der Kredite aus rein prinzipiellen, anstatt, in jedem einzelnen Falle, aus rein sachlichen Gründen. Nach dieser Richtung hin sind schon recht störende Maßnahmen zutage getreten, und wenn, wie gesagt, weitere Kreditablehnungen jeder einzelnen Firma nur wegen der Allgemeinlage aufoktroyiert werden, so sind die Folgen nicht abzusehen. Selbst der solideste Kaufmann kann modernerweise ohne Geldborgen und Warenverborgen keinen Schritt vorwärts kommen. Dieses ganze System nun, das sich vollkommen organisch entwickelt hat, würde durch allzustrenge Restriktionen einfach durchschnitten werden, und wir würden dann recht gute Firmen in der Mitte aufgehalten und zusammenbrechen sehen. Im Geschäftsleben bedeutet die Gelddisposition alles, und so können, wie die Dinge heute liegen, bloße Tagesverlegenheiten über Ruf und Schicksal fleißiger, bewährter Geschäftsleute entscheiden. Unter Kredit ist aber zunächst Wechselkredit zu verstehen, dessen Versagen nicht nur den einen Kaufmann umwirft, sondern im Falle einer Krisis auch solche, die mit irgend einer plötzlich schärfer kontrollierten Firma auch nur in loser Verbindung stehen. Unsere Bankleiter täten gut, die Geschichte der hamburger Krisis aus dem Jahre 1857 zu studieren, die ebenfalls aus amerikanischen Mißverhältnissen hervorging. Denn in so hochgehenden Tagen wie den gegenwärtigen haben Deutschlands Großinstitute, die unser gesamtes Bankwesen in ganz übertriebenem Maße an sich gerissen haben, nicht nur auf ihre Dividendenfähigkeit und ihre stillen Reserven zu achten, sondern in erster Linie auf das Wohl und Wehe der Allgemeinheit. Sie haben sich einmal selbst zu Vormündern unserer gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit bestellt, und in diesem Sinne müssen sie jetzt auch ihre Pflicht erfüllen.

* * *

Die Angst vor einem unaufhaltsamen Sinken unserer industriellen Konjunktur ist an dieser Stelle bereits kritisch beurteilt worden. Seitdem hat sich, abgesehen von Sensationsnachrichten, kaum etwas ereignet, was jene Angst rechtfertigen könnte. Tatsächlich erklären die wichtigen Persönlichkeiten in unserer Eisenindustrie, daß nach ihrer maßvollen Produktionseinschränkung ihre geschäftlichen Hoffnungen die besten seien. Auch der Geldstand scheint ihnen bisher keine Sorgen zu machen, wobei freilich in Betracht kommt, daß viele Werke und Fabriken schon seit Jahr und Tag, wie ihre Bilanzen zeigen, sehr große Guthaben bei Banken angesammelt hatten. Ob solche Ansammlungen heute noch bestehen, bleibt eine andere Frage. Jedenfalls ist es interessant, zu beobachten, mit welchem gegenseitigen Mißtrauen augenblicklich Industrielle und Bankdirektoren einander ihre Aufwartung machen. — Der Finanzmann lächelt ungläubig, wenn man ihm von dem guten Fort-

gang der Konjunktur berichtet, und wiederum der Industrielle, der ja von jeher übertriebene Begriffe vom Reichtum hatte, bezweifelt die Versicherungen seines Geldgebers von der undurchdringlichen Knappheit an Barmitteln aller Art. Der Wahrheit gemäß muß aber doch bei vielen Gebieten die Andauer des bisherigen flotten Geschäftes begründet werden! Da haben wir vor allem die Elektrotechnik! Im Jahre der höchsten Kupferpreise hat die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft mindestens 20 Prozent netto an ihrem Betriebe verdient, da sie 12 Prozent ausschüttet. Auch Siemens-Schuckert, der allerdings nicht so streng wie die erstgenannte Gesellschaft bilanziert, kann diesmal 11 Prozent verteilen. Um wieviel günstiger stellt sich aber vielleicht das laufende Jahr, bei Kupferpreisen von so erstaunlicher Billigkeit wie heute. Die vielen Konsumenten, denen Anlagen angesichts der Geldteuerung zu kostspielig werden, haben doch fürderhin ungleich weniger zu zahlen. Wenigstens läßt es sich annehmen, daß unsere großen Elektrizitätsunternehmen jene außerordentlichen Preisstürze zu reichlichen Versorgungen benützt haben. Die Kupferlieferungen sind ziemlich einfach zu übersehen, da man es zumeist mit der Amalgamated Co., mit dem Zwischenhändler Phelps Dodge und allenfalls noch mit der Hecla-Mine zu tun hat. Es kommt weniger darauf an, daß diese amerikanischen Faktoren vor der Hand nicht mehr um jeden Preis auszuverkaufen brauchen, als daß sie unfähig geworden sind, durch weitere Produktionseinschließungen, oder auch schwindelhafte Einschließungen den Kupferpreis auf die frühere Höhe emporzuzwingen. Allein innerhalb unserer Bergwerke steht unsere Elektrotechnik vor sehr großen und umfangreichen Aufgaben. — Eine andere Industrie, die durch die Einschränkung unserer Bautätigkeit scheinbar gelitten hatte, steht ebenfalls wieder auf ihrer vollen Höhe — Zement. Die Fernstehenden wissen gar nicht, daß wir in diesem so wichtigen Artikel das größte Exportland der Welt geworden sind, und daß unser Betoneisen sich bei den letzten großen Erdbeben inmitten all der Zerstörung glänzend bewährt hat. Man kann sich denken, wie schwer dies unter anderm bei dem Wiederaufbau St. Franciscos in die Wagschale fällt; wie denn auch die Unionsregierung selbst viel deutschen Zement verwendet, da die von ihr beanspruchte Qualität bei dem amerikanischen Produkt nur selten zu finden ist. Da wo es übrigens bei uns an neuen Bauten fehlt, wird der Zementverbrauch durch anderweitige Verwendung, vor allem neuerdings bei Reparaturen der verschiedensten Art, schadlos gehalten. Eine Überproduktion scheint einstweilen noch nicht gefürchtet zu werden, da die Provinzialkartelle wieder gut funktionieren. Jenes Verhängnis würde aber unfehlbar eintreten, falls mit der Errichtung weiterer Fabriken in gleichem Maße wie bisher fortgefahren wird. Denn jene neuen Etablissements vermögen zweifellos unvergleichlich rationellere Betriebe als die alte Konkurrenz herzustellen. — Am ungestörtesten setzt unsere chemische Industrie ihren Hochgang fort, deren einzelne Zweige sogar in den betreffenden russischen Niederlassungen so glänzend rentieren, als hätten Mord und Totschlag im Zarenreiche längst aufgehört. Es kommt nicht einmal darauf an, daß einzelne deutsche Fabriken in wichtigen Versuchen Millionen verlieren, das alles konnte bisher aus den laufenden Betriebseinnahmen gedeckt werden und war, wie die Fachleute versichern, notwendig zu riskieren. Im ganzen haben chemische Papiere ihr hohes Kursniveau recht gut behaupten können, obgleich vorsichtigere Köpfe unter den Kapitalisten Aktien, die zwischen 300 und 500 Prozent stehen, grundsätzlich mit bedenklichen Blicken ansehen. Gegenüber solchen Gesichtspunkten verlieren sogar die Käufe der den chemischen Unternehmen Näherstehenden oder richtiger von Familienangehörigen doch an Wert. — Selbst unsere Brauereiindustrie, obgleich neuerdings unsere Hopfenhändler recht beweglich klagen, muß sich in gutem Geschäftsgange befinden. Vielfach würden für das abgelaufene Jahr die betreffenden Dividenden noch größer geworden sein, hätten nicht die Direktoren den Aufsichtsräten bestimmt erklärt, daß dies wegen der Wirte (!) unvorsichtig sei. Mit letzteren war man nämlich nach vieler Mühe wegen der Preiserhöhung einig geworden, weshalb man ihnen jetzt keine allzu glänzenden Erträgnisse zeigen wollte. Das Publikum — ob mit Recht oder Un-

recht? — hätte heute schon Lust, alle diese ihm als gut erscheinenden Industrieaktien zu kaufen — wenn Geld da wäre.

* * *

Für den deutschen Markt bleibt es ein Glück, daß einstweilen unsere Kapitalskonzentrationen noch nebeneinander- anstatt, wie etwa in Amerika, in einem Punkt zusammen laufen. Geld an der Börse ist nicht Geld in unserem Hypothekenwesen, und somit werden Aufmerksame es schon herausfinden, wie trotz allen Berichten über das völlige Darniederliegen unseres Hypothekenverkehrs die Pfandbriefinstitute dennoch in aller Stille fortfahren, an erster Stelle Beleihungen zu gewähren. Wenn dabei nur $4^1/_2$ Prozent verlangt werden, freilich mit einer Provision von 1 bis 2 Prozent, so haben jene Darleiher den Vorteil, solche Hypotheken, und zwar für beide Teile bindend, selbst auf 10 Jahre abzuschließen. Und es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß die heutigen hohen Zinssätze noch mehrere Jahre anhalten können. Wie sich aus der gegenwärtigen Baukrisis ergibt, werden natürlich fast alle neueren Hypotheken auf Gebäude in der inneren Stadt gegeben, anstatt auf Bauten in den Vorstädten, wo der Schwindel in der Tat sehr weit gediehen war. Im übrigen wird gewöhnlich übersehen, daß unsere mündelsicheren Pfandbriefbanken eng begrenzte Statuten haben und demgemäß Fabriken, Sanatorien, Hotels etc. etc. keineswegs beleihen. Wenn ihnen das bei Warenhäusern gestattet bleibt, und zwar in allergrößtem Maßstabe, so ist die solide Basis solcher Transaktionen durch die vorzügliche Straßenlage solcher Häuser wie von selbst gegeben. Indessen lassen sich die Zeiten schon voraussehen, wo auch Warenhäuser auf dem betreffenden Index erscheinen werden. Aus diesem Grunde dürfte vielleicht bald die Gründung einer Hypothekenbank an der Zeit sein, die sich gerade mit der Beleihung jener oben erwähnten und von den Pfandbriefbanken exkludierten Unternehmen befassen müßte. Für den Grad der Beleihung gibt es doch bereits jetzt Erfahrungen, indem unsere Kreditbanken seit langem auf diesem Gebiete tätig sind. Die Sünden, welche diese Kreditbanken darin infolge ihrer übertrieben hohen Aktienkapitalien begangen haben, könnten schon allein als Lehre für eine anderweitige, wirklich solide Geschäftsgebarung dienen.

* * *

Wenn in irgend welchen Aktien eine große Abwärtsspekulation börsenfähig wäre, so sind es unsere Bankpapiere. Der Terminhandel darin ist nicht aufgehoben, wie seinerzeit dank der Minierarbeit der rheinischen Zentrumsmitglieder bei unseren Montanaktien. Sodann kann man schon bei einiger Schwarzseherei die Vorteile des hohen Zinsfußes mehr als ausgeglichen ansehen. Von Amerika noch gar nicht zu reden, wo die Verluste vielleicht (?) durch frühere stille Reserven ersetzbar sind. Allein die Verluste an Zahlungseinstellungen sowie solche, die mit dem Schleier der Klugheit bedeckt werden, ferner die Unverkäuflichkeit ganzer Serien von Anlagepapieren, die Kursrückgänge zahlreicher Aktienpakete, die sich zum 31. Dezember sicher nicht gebessert haben werden; all dieses könnte auch außerhalb des Wannsee-Klubs Baissespekulanten aller Art hervorlocken. Demgegenüber ist aber doch daran zu erinnern, daß ebenso wie der Kaufmann beweglicher als der Fabrikant sein kann, wiederum der Bankier der Allerbeweglichste bleibt. Er, falls nicht etwa eine arge Mißwirtschaft eingerissen, vermag sich am leichtesten von dem Wechsel der Konjunktur zu befreien, da seine Ware — Geld, die beliebteste, ja notwendigste ist und immerfort in Nachfrage steht. Wären unsere Großinstitute nur einiger, so hätten sie sich alsdann auch nicht in rücksichtsloser Rivalität mit Kreditgewährungen überholt, die recht oft (s. u. a. Admiralsgartenbad!) eine nur zu ungeschickte Verwendung fanden. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß, wenn unsere Großbanken heute ihren alten reichen Spekulationskunden große Engagements weiter reportieren, sie ihnen nicht mehr als 6 Prozent zu rechnen pflegen, obgleich sie selbst Geld auch mit über 7 Prozent bezahlen.

* * *

Viele, viele Wochen hat das Kohlensyndikat gebraucht, um den ärgsten Mißbrauch von Geldern, der einer Aktiengesellschaft nachgesagt werden kann, als unrichtig zu erklären. Die Nachricht von jener 200 000 Mk.-Spende war lange durch die Presse gegangen und sogar im „Kladderadatsch“ behandelt worden, bis endlich hier in der „Neuen Revue“ auch eine — Kritik dazu erschien. Erst diese letztere scheint die Herren in Essen zu einer Erwiderung aufgerüttelt zu haben, die freilich sofort nach Erscheinen der ersten Nachricht mit dem ganzen Zorne ehrlicher Direktoren hätte kommen müssen.

---

## Blockpolitik in Österreich.

Von Nemo.

Auch in Österreich wird jetzt Blockpolitik gemacht, nach deutschem Muster. Mit dem kleinen Unterschied freilich, daß es nicht gegen das Zentrum geht, sondern daß die seit den letzten Wahlen des allgemeinen Stimmrechts zu einer großen Machtgruppe geeinigten Alt- und Jungklerikalen den Kristallisationsfaden darstellen. Ein neues Ministerium ist gebildet worden, das in der Geschichte die Vignette „Ausgleichsministerium“ erhalten wird. Denn die Durchbringung des mit Ungarn geschlossenen Ausgleichs im österreichischen Abgeordnetenhaus ist seine Bestimmung. Darum muß es so kunterbunt sein, damit jeder Partei der Ring durch die Nase gezogen werden kann. Nur die Sozialdemokraten — auch sie gehören zu den großen Parteien — stehen beiseite. Sie sind zwar „Hofgänger“ geworden, aber noch nicht ministerreif im Habsburgerstaate, doch werden sie als Aftermieter industrieller Interessenpolitik lammfromm gegenüber dem Ausgleich sein, an dessen Erhaltung vor allem der Industrie und somit auch der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gelegen sein muß. Auch hat ihnen die Regierung manchen Gefallen getan, zu manchem Triumph verholfen, wofür sie mit einiger moralischer Berechtigung Revanche verlangen kann: der Landesverteidigungsminister Latscher wurde — ein in Österreich und wohl erst recht anderwärts unerhörtes Ereignis — geopfert, weil er eine von Schuhmeier eingebrachte Interpellation nicht zu dessen Zufriedenheit beantwortet hatte; der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta gehorcht bei seinem Vorgehen gegen die Staatseisenbahngesellschaft dem Willen Ellenbogens. Die Revanche besteht darin, daß sie ganz zahm — ohne Obstruktion, ohne Verschleppung — gegen den Ausgleich stimmen werden. Eine dekorative Minorität!

Die anderen großen Parteien hängen an den Frackschößen des Ministerpräsidenten, der das Zauberstück vollbracht hat, aus einem ausgleichsfeindlichen Hause in wenigen Tagen ein ausgleichsfreundliches zu machen. Während der Generaldebatte sah es noch übel aus. Die Agrarier erklärten die Abmachungen mit Ungarn für unannehmbar, die Christlich-Sozialen wollten nicht Farbe bekennen, die Tschechen verlangten nationale Konzessionen, und die Deutschen langten nach dem Schwertgriff, um die tschechischen Aspirationen zurückzuweisen. Heute ist blauer Himmel, und müßte nicht das Zeremoniell der Detailberatung und dritten Lesung eingehalten werden, der Ausgleich wäre in fünf Minuten erledigt.

Eine öffentliche Lizitation von Ministerportefeuilles hat das Wunder bewirkt. Der Führer der tschechischen Agrarier, Prašek, wurde eingeladen, als Ackerbauminister, der der deutschen Agrarier Peschka, als deutscher Landsmannminister im Kabinett Platz zu nehmen. Aber so ging's nicht. Die deutschen Agrarier zeterten, daß ein Tscheche nicht ihr Ressortminister werden dürfe und wollten entweder Auersperg, den bisherigen Ackerbauminister — der, um dem Jungtschechen Fořt Platz zu machen, vordem aus dem Handelsministerium ins Ackerbauministerium übersiedelt war und mit der nur einem Beamtenminister eigenen erstaunlichen Wandlungsfähigkeit aus einem Industrieförderer ein krasser Agrarier geworden war — die deutschen Agrarier also wollten entweder diesen Auersperg erhalten oder ihren Führer Peschka als Ackerbauminister sehen. Prašek aber erklärte, daß er nur als Fachminister auf dem ihm durch Erfahrung vertrauten Gebiete für sein Volk wirken und entweder nur als Ackerbauminister oder überhaupt nicht der Regierung angehören könne. Tagelang war die Politik Österreichs von diesem Wider-

streit, von der Schicksalsfrage: „Wird Prašek Ackerbauminister?" beherrscht. Die Lösung war: Prašek verzichtet auf das Ackerbauministerium und nimmt mit dem tschechischen Landsmann-Portefeuille vorlieb. Dafür aber — „und weil keiner wollte leiden . . ." — wird es auch Peschka nicht, auch der muß sich, um die Parität zwischen deutschen und tschechischen Agrariern nicht zu stören, mit einem Landsmannministerium, dem deutschen, begnügen. So waren die Agrarier eingefangen, und das noch verfügbare Portefeuille des Ackerbaues konnte zur Gewinnung der Klerikalen verwendet werden. Dr. Ebenhoch nimmt es ein, der Führer der altklerikalen Gruppe in der christlichsozialen Partei. Um auch dem Lueger-Flügel der Partei Platz zu schaffen, wird in der Eile ein Arbeitsministerium zusammengezimmert werden, an dessen Spitze der jungklerikale Heißsporn Dr. Geßmann treten wird. Der gute Mann soll aber nicht erst warten müssen; er ist als Minister ohne Portefeuille im Rate der Krone, mit der Anwartschaft auf das Arbeitsministerium. So sind denn auch die Christlich-Sozialen in die Laube gegangen, dieselben Christlich-Sozialen, deren Kampfruf „Los von Ungarn!" kaum verklungen ist. Dr. Lueger, der Schöpfer und eigentliche Chef der Partei, mußte, widerwillig genug, dieser Schwenkung zustimmen, um die Führung nicht zu verlieren, um die Portefeuillegierigen Ebenhochs und Geßmanns nicht in die Fronde zu treiben. Polen, Jungtschechen und Deutschfreiheitliche waren und bleiben im Kabinett vertreten und sind durch die den Ausgleich deckenden Unterschriften ihrer Minister auf Ja und Amen verpflichtet.

Es wird in Österreich viel Entrüstung zur Schau getragen über diese Art, den Ausgleich durchzupressen. In dieser Entrüstung liegt aber viel Unaufrichtigkeit, zum Teil bewußte und zum Teil unbewußte. Die seit so vielen Jahren ersehnte endliche Regelung unseres Verhältnisses zu Ungarn ist nun einmal die wichtigste Staatsfrage, die es bei uns zu lösen, zu entscheiden gab und gibt, und es versteht sich förmlich von selbst, daß ein Ministerpräsident, der sich bewußt ist, das Erreichbare gegenüber Ungarn durchgesetzt zu haben, alle gesetzlich und moralisch erlaubten Mittel anwendet, um diese Staatsnotwendigkeit den Parteien mundgerecht zu machen. Sieht er nun ein, daß nur eine Parlamentarisierung des Kabinetts ihm den nötigen Rückhalt gibt, so kann ihm nicht verdacht werden, wenn er dieser Konsequenz nicht aus dem Wege geht. Und gerade die streng konstitutionell Gesinnten sollten sich freuen, daß der Ausgleich nicht durch den in Österreich bisher beliebt gewesenen Kuhhandel mit Konzessionen, sondern klipp und klar unter Heranziehung der maßgebenden Parteien und unter deren Verantwortlichkeit gemacht wird. Aber der Portefeuille-Schacher! Du lieber Gott! Es war gewiß kein erbauliches Bild, das tagelange Feilschen und Schnappen. Aber war's früher besser? War's besser, als die Minister aus der Kameraderie der adeligen Schulkollegenschaft, aus dem Freundeskreis der aristokratischen Salons geholt wurden? Vornehmer vielleicht. Es gab auch früher in Österreich Minister, die von ihrem Ressort — und auch sonst — nichts verstanden, die aber nicht einmal eine Partei, sondern nur eine Ahnenreihe hinter sich hatten. Herr Prašek ist ein Bauer, hat nur die Volks- und Bürgerschule besucht und es in seiner militärischen Laufbahn nur bis zum Korporal gebracht. Das ist ihm heftig übelgenommen worden von jenen Liberalen und Demokraten, für die der Mensch erst beim „Doktor" anfängt. Prašek ist gewiß nicht das Ideal eines Ministers, aber daß er ein selfmade man ist, daß er Lebensklugheit und Welterfahrung nicht auf der Schulbank gelernt hat, sollte ihm gerade in Österreich nicht übelgenommen werden, wo allzu viele Würden und Ämter noch immer nicht nach Fähigkeit und Würdigkeit, sondern nach Abstammung und Zeugnissen vergeben werden.

Regierungskunst und Regierungskünste in Österreich wie in Ungarn arbeiten jetzt nur auf den Ausgleich hin, auf den Augenblick, wo beide Ministerpräsidenten vor den Herrscher treten können: „Majestät, der Ausgleich ist verfassungsmäßig erledigt." Nachher wird vieles abfallen. Vielleicht auch manches vom „Ausgleichsministerium". Schon einmal hatten wir eine ähnliche Blockpolitik in Österreich. „Koalitionsregierung" hieß sie damals, und das Gymnasium in Cilli bildet ihren Leichenstein. Auch das Ausgleichsministerium wird seinen Ausgleich wohl kaum lange überleben. Ein Fünk-

chen in das Pulverfaß des Nationalitätenstreits, und das ganze mühsam konstruierte Kabinett geht in Trümmer. Das Dauernde im Wechsel werden nur die Klerikalen bleiben, die sich in emsiger Agitationsarbeit zur Majorität erst im Wiener Rathaus, dann im niederösterreichischen Landtag und nun zur größten Partei im Abgeordnetenhaus hinaufgearbeitet haben. Wen's verdrießt, der mag am allgemeinen Wahlrecht irre werden!

---

## Langsam-Schnellzüge in Österreich.

Von Ignotus.

Wien, im November 1907.

Das ist eine neue Art des Eisenbahnverkehrs: fahrplanmäßige Schnellzüge, die langsam zu fahren haben und infolgedessen alle Anschlüsse versäumen. Seit einigen Wochen ist diese neue Verkehrsart auf den Linien der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft eingeführt, von Amts wegen, nämlich auf Anordnung der Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen. Die Verhältnisse auf den einzelnen Strecken der Staatseisenbahngesellschaft gleichen — so erklärt eine an die Regierung gerichtete dringliche Eingabe der Prager Handelskammer — einer vollständigen Anarchie. Die Staatsbahnpassagiere versäumen die Anschlüsse, die Postbeförderung durch die Staatsbahn erfährt Verspätungen von ganzen Tagen, und die Wagennot wird durch die Desorganisation des Fahrplanes in bedauerlichster Weise verschärft; auf gewissen Anschlußbahnen wurden in den letzten Tagen überhaupt keine Wagen beigestellt, so daß sich einzelne Kohlenwerke in Nordböhmen genötigt sahen, den Betrieb einzustellen.

Wie entstand diese von Amts wegen herbeigeführte Verkehrsanarchie? Die Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen hat auf den Linien der Staatsbahngesellschaft an 120 Langsamfahrtsignale aufstellen lassen. Die ersten dieser Signale galten nur den Schnellzügen. So wurde eine neue Art Langsam-Schnellzüge geschaffen. Dann ging der löbliche Eifer der zur Untersuchung des Bauzustandes der Staatsbahngesellschaft entsendeten Beamten der Generalinspektion weiter. Mit der Zahl der konstatierten Oberbaumängel wuchs die Zahl der aufgestellten Langsamfahrt-Signale, und schließlich steckte man solche Signale auch auf Seitenlinien auf, die noch nie von einem Schnellzug befahren worden sind, und gebot auch Personen- und Lastzügen langsamere Fahrt.

Jede Bahn ist stets in gutem, fahrbarem Zustande zu erhalten, so daß sie mit der höchst zulässigen Geschwindigkeit ohne Gefahr befahren werden kann; das Ausmaß der Geschwindigkeit ist zu verringern, wenn es die Verhältnisse der Bahn oder einer Bahnstrecke notwendig machen. Das schreibt die österreichische Betriebsordnung vor. Und Aufgabe der Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen ist es, durch ständige Überwachung sich zu überzeugen, ob der Bauzustand der Bahnen und ihrer Betriebsmittel die Sicherheit und Ordnung des Betriebes gewährleisten, und die Unternehmungen zu zwingen, alle wahrgenommenen, die Sicherheit des Betriebes gefährdenden Mängel schleunig zu beheben; nötigenfalls können die Herstellungsarbeiten auf Kosten der Bahn durch den Staat besorgt werden; und wenn eine Eisenbahnunternehmung ungeachtet wiederholter Ermahnungen die Anordnungen der vorgesetzten Behörde nicht befolgen sollte, kann nach dem österreichischen Eisenbahnkonzessionsgesetz die Regierung die Sequestration der Eisenbahn anordnen.

Man sieht, die Behörde hat ausreichende Befugnisse, die Unternehmungen zur Erhaltung der Bahn in gutem Zustande zu verhalten, und schon der Umstand, daß das abschließende Urteil über die Beschaffenheit des Bauzustandes einer Bahn im freien Ermessen der überwachenden Behörde liegt, muß jede Bahnunternehmung veranlassen, die behördlichen Anordnungen, die den Bauzustand der Bahn betreffen, ohne Verzug zu befolgen. Um so mehr mußte die Öffentlichkeit überrascht sein, als das Abgeordnetenhaus vor kurzem einstimmig einen Dringlichkeitsantrag annahm, mit welchem die Regierung aufgefordert wurde, die Bestimmungen des Eisenbahnkonzessionsgesetzes gegen die Staatsbahngesellschaft anzuwenden, falls

sie sich weigern sollte, den Aufträgen der Generalinspektion Folge zu leisten. Der Inhalt und noch mehr die Dringlichkeit des Antrages mußten die Vermutung wecken, daß die Gesellschaft mit der Ausführung behördlicher Anordnungen verschuldeter Weise im Rückstande sei. Tatsächlich hatte aber die Gesellschaft nichts anderes getan, als von dem ihr zustehenden Rechte des Rekurses gegen die Aufträge der Generalinspektion Gebrauch gemacht. Der Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta erklärte denn auch in der über den Antrag geführten Debatte, daß der Umfang der der Gesellschaft aufgetragenen Arbeiten eine sofortige Durchführung ausschließe, daß die Gesellschaft trotz der Überreichung der Rekurse, die seither vom Eisenbahnministerium abgewiesen worden sind, das Programm für die Ausführung der Arbeiten vorgelegt habe, und daß, solange die erteilte Frist zur Wiedervorlage des zur Ergänzung zurückgestellten Programmes nicht abgelaufen sei, nicht behauptet werden könne, daß die Gesellschaft die Aufträge der Regierung zu erfüllen nicht gewillt sei. Lag somit keine tatsächliche Veranlassung vor, das schwere Geschütz des Dringlichkeitsantrages auffahren zu lassen, so mußte die Öffentlichkeit noch mehr von der Nachricht überrascht werden, daß die Generalinspektion, die mit der ständigen Überwachung des Bauzustandes der Bahnen betraut ist, auf einmal derartige Mängel der Staatsbahn konstatieren konnte, daß sie die Aufstellung von Langsamfahrtsignalen für notwendig erachtete. Die der Staatsbahn von der Generalinspektion aufgetragenen Arbeiten betreffen im wesentlichen die Erneuerung von Schienen und Schwellen, Verbesserung und Verstärkung des Ober- und Unterbaues, Ersatz des Grubenschotters durch Schlegelschotter, Erweiterung von Gleisanlagen, Arbeiten, deren Kosten teils die Betriebsrechnung belasten, teils auf Anlagerechnung zu buchen sein werden. Bis Oktober 1908 sind Schienenauswechslungen insgesamt auf einer Strecke von 70 km durchzuführen, für andere Arbeiten ist eine Frist bis 1909 gegeben, die Schotterauswechslung in einer Länge von 500 km muß bis Ende 1910 durchgeführt sein.

Zwei Fragen: Die Mängel, deren Behebung der Staatsbahn aufgetragen wird, sind unmöglich von heute; wie kommt es, daß die Generalinspektion erst jetzt zur Wahrnehmung dieser Mängel kam? Und wenn die Generalinspektion 120 Langsamfahrtsignale aufstellte und damit zum Ausdruck brachte, daß vor Behebung der Mängel größere Geschwindigkeiten mit der Betriebssicherheit unvereinbar sind, wie konnte sie die von der Prager Handelskammer dringend verlangte, sofortige Entfernung der meisten dieser Signale rechtfertigen, da für die Behebung aller Mängel eine Frist von Monaten und Jahren gegeben ist? Aus der Entfernung der Langsamfahrtsignale vor Behebung der gerügten Mängel würde man schließen müssen, daß der Bauzustand der Staatsbahn denn doch nicht so ist, daß er die Betriebssicherheit gefährdet; und daß die Generalinspektion mit der Aufstellung der Langsamfahrtsignale ein wenig zu rasch vorgegangen ist. Die Staatsbahn macht für sich geltend, daß sie zu den best ausgerüsteten österreichischen Bahnen gehört, daß Unfälle durch Mängel des Oberbaues und Schienenbruch sich auf ihren Linien relativ und absolut in weit geringerer Zahl ereignen, als auf anderen österreichischen Bahnen, und daß die Generalinspektion nie vorher Veranlassung zu irgend welchen einschneidenden Bemängelungen des Bauzustandes gefunden habe. Mit einem Male, förmlich über Nacht, findet die Generalinspektion, daß der Bauzustand wesentliche Gebrechen aufweist, deren völlige Behebung Jahre und Millionen erfordern wird. Das läßt nur den Schluß zu: daß die Generalinspektion die Jahre her ihrer Überprüfungspflicht in unzureichender Weise nachgekommen ist, oder daß man sich entschlossen hat, an den Bauzustand einer Bahn einen strengeren Maßstab anzulegen, als es bisher der Fall war.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man letzteres annimmt. Geht wohl auch nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Staatsbahn das Lehrgeld zu ersetzen hat, das die Regierung bei der Verstaatlichung der Ferdinands-Nordbahn zahlen mußte. Man erinnert sich noch, daß der Verkehr auf der Nordbahn, deren Einlösung ein politisches Postulat der Polen war, unmittelbar nach der Verstaatlichung förmlich versagte; erst nach der Übernahme durch den Staat fand man, daß die Bahn ganz unzulänglich ausgerüstet war; vielleicht hätte man es schon früher, vor den Verstaatlichungsverhandlungen oder während derselben, gefunden, wenn

eben die Einlösung der Nordbahn nicht ein Politikum gewesen wäre. Der Fall der Nordbahn soll sich bei der Verstaatlichung anderer Bahnen nicht wiederholen, und die Staatsbahn ist längst verstaatlichungsreif.

Sie ist es schon seit September 1902. Und für den Staatssäckel wäre es gut gewesen, wenn sie schon damals verstaatlicht worden wäre. Im Falle der Einlösung hat der Staat das Durchschnittserträgnis der besten 5 von den letzten 7 Jahren als Einlösungsrente zu bezahlen, jedoch mindestens den Reinertrag des letzten Jahres. Die Erträge des gesamten Bahnunternehmens (vor der Amortisation und Verzinsung der Anleihe) betrugen 1902: 27,26 Mill. K., 1903: 27,86 Mill. K., 1904: 28,39 Mill. K., 1905: 30,56 Mill. K., 1906: 33,34 Mill. K. Das ist eine sehr steil aufsteigende Ertragslinie. Im Jahre 1902 war aber Herr Dr. v. Wittek Eisenbahnminister, und dieser hatte die Überzeugung, daß die Verkehrskonjunktur der österreichischen Eisenbahnen den Höhepunkt überschritten habe. Der Staat werde also eine niedrigere Einlösungsrente zu zahlen haben, wenn er mit der Verstaatlichung warte. Es fanden zwischen Herrn v. Wittek und dem Staatsbahnpräsidenten v. Taussig Besprechungen über die Verstaatlichung der Staatsbahn statt, deren Ergebnis den für den Herbst 1902 in Aussicht genommenen Verstaatlichungsverhandlungen zur Grundlage dienen sollte. Zu diesen Verhandlungen ist es aber nicht gekommen. Im Jahre 1905 kündigte der damalige Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch die Fortsetzung der Eisenbahnverstaatlichung im Abgeordnetenhause an, und der Leiter des Eisenbahnministeriums forderte die Staatsbahn (und die Nordwestbahn) zur Nominierung gesellschaftlicher Vertreter für im Herbst durchzuführende Verhandlungen auf. Die Verhandlungen sollten den Zweck haben, prinzipielle Differenzen sachlich und ziffermäßig festzustellen und womöglich die Fixierung des Einlösungspreises anzustreben; von dem Ergebnis der Verhandlungen werde es, wie die Regierung damals erklären ließ, abhängen, ob der in Aussicht genommene Weg der Vereinbarung sich als gangbar erweist oder ob, wenn dies nicht der Fall sein sollte, die Regierung genötigt sein werde, die ihr konzessions- und vertragsmäßig zustehenden Ansprüche im Rechtswege geltend zu machen. Die Staatsbahn machte ihre Vertreter sofort namhaft, aber diese warten bis heute vergebens auf eine Einladung zu diesen für den Herbst 1905 in Aussicht genommenen Verhandlungen, trotzdem seither in zahllosen Resolutionen öffentlicher Vertretungskörper die Fortsetzung der Verstaatlichung urgiert und in wiederholten Regierungserklärungen in Aussicht gestellt wurde. Als im Staatseisenbahnrate über die Erlassung eines Einweisungsgesetzes (das den Staat ermächtigen soll, den Besitz einer zu verstaatlichenden Bahn sofort nach bindender Mitteilung des Einlösungspreises an die Gesellschaft anzutreten, und die Gesellschaft mit eventuellen Mehransprüchen auf den Rechtsweg verweisen soll) beraten wurde, da führte der Referent aus, daß die Besitzeinweisung des Staates allen Versuchen ein Ende mache, die Verhandlungen ungebührlich zu verschleppen und die Lage dadurch fortwährend zu ändern; und niemand fiel es ein, zu sagen, daß, bisher wenigstens, von keiner einzigen verstaatlichungsreifen Bahn der Versuch gemacht worden ist, eingeleitete Verhandlungen ungebührlich zu verschleppen.

Auch der jetzige Eisenbahnminister hat wiederholt erklärt, daß die Regierung „nach wie vor“ gewillt sei, mit der Verstaatlichung weiter fortzuschreiten, und daß sich die Verstaatlichungsaktion in erster Linie auf die Nordwestbahn und Staatsbahngesellschaft beziehen werde. Und man kann vielleicht das vor der Einbringung stehende Einweisungsgesetz, die Investitionsaufträge und die Langsamfahrtsignale der Generalinspektion der Anlegung der Rüstung vor Beginn der Verhandlungskämpfe vergleichen. Eine eingehende Erörterung der bestehenden Einlösungsdifferenzen würde hier zu weit führen. Es genügt schon, darauf hinzuweisen, daß die Staatsbahn den Standpunkt vertritt, ihr Fahrpark müsse besonders abgelöst werden, während die Regierung der Ansicht ist, daß die Einlösungsrente auch den Fahrpark erfaßt; das allein ist eine Differenz von mehr als 60 Mill. K. Und wenn das vom Eisenbahnministerium aufgestellte Investitionsprogramm sich auf drei Jahre erstreckt und zum großen Teil nicht Mehrausrüstungen, sondern Ausrüstungserneuerungen enthält, so entsteht die Frage: Soll mit der Verstaatlichung ge-

wartet werden, bis die Gesellschaft diese Investitionen durchgeführt haben wird? Schon die nächste Betriebsrechnung wird nicht nur mit den Kosten der aufgetragenen Bahnerhaltungsarbeiten, die nächstes Jahr an 4 Mill. K. erfordern werden, sondern auch mit der seit der letzten Resistenzbewegung eingetretenen Erhöhung der Personalausgaben im Betrage von 3—4 Mill. K. belastet sein. Wenn die Einlösung vor der Durchführung der aufgetragenen Arbeiten erfolgt, gehen die Kosten derselben dann auf Rechnung des neuen Besitzers oder hat der Staat ein Recht zu verlangen, daß sie, soweit es sich um Ersatzarbeiten handelt, von der Gesellschaft getragen werden, weil sie verpflichtet war, die Bahn in gutem und fahrbarem Zustande zu erhalten, und die Bahn ohne diese Arbeiten nicht in diesem Zustand ist? Würde die Gesellschaft dem gegenüber nicht erklären können, daß eine solche Rückwirkung schon deshalb unzulässig sei, weil alle Investitionsaufträge der Generalinspektion immer ohne Verzug durchgeführt wurden, und die Generalinspektion die ganzen Jahre her den Bauzustand der Bahn nie bemängelt hatte?

Es gibt der Staatsbahnfragen genug und sie drängen nach dem Versuche einer Lösung im Verhandlungswege. Die Langsamfahrtsignale sind vor kurzem für den Zugsverkehr der Staatsbahn aufgestellt worden. Für Verstaatlichungsverhandlungen scheinen Langsamfahrtsignale von den wechselnden österreichischen Regierungen schon seit langem aufgestellt zu sein; wird sie der jetzige Eisenbahnminister Dr. v. Derschatta entfernen?

---

## „Man kapituliert."

### Ein gesuchtes Mißverständnis.*)

Der Artikel des Generalleutnant von Pelet-Narbonne „Der Niedergang von Frankreichs Wehrmacht" in Heft 1 und 2 der „Neuen Revue" ist in der ganzen französischen Presse beachtet und meist ohne besonderen Kommentar im Auszuge wiedergegeben worden.

*) S. die France militaire vom 12. November.

Der Aufsatz hatte sich zum Ziel gesetzt, den französischen Kriegshetzern aus den eigenen Darlegungen der französischen militärischen Presse und sonstigen patriotischen Veröffentlichungen ein Spiegelbild des französischen Heeres zusammenzustellen, das dazu dienen sollte, diesen Leuten die Gefährlichkeit ihres Treibens vor die Augen zu führen. — Der Verfasser ist dabei lange nicht so weit gegangen wie z. B. Major Driand in seiner Schrift „Einem neuen Sedan entgegen" oder der Hauptmann und Abgeordnete Humbert in seiner Schrift „Sind wir verteidigt"? An derartige Schlußfolgerungen denkt er gar nicht, und hält sie für falsch. Er hat auch bei weitem nicht eine so scharfe Kritik an dem französischen Heerwesen geübt, als unter dem 30. August das englische Blatt der „Standard" an der französischen Marine, welchen Artikel der Oberst Septans mit zustimmenden Bemerkungen in der France militaire wiedergegeben hat. — Hat doch auch die France militaire in dieser Form aus einem Artikel der „Army and Navy Gazette" den Satz gebracht: „Wenn nicht Maßregeln ergriffen werden, dem Einhalt zu tun, was sich vorbereitet, so ist der Niedergang des französischen Heeres mindestens in einigen Jahren besiegelt, und die Arbeit so vieler Jahre wird verloren sein."

Es ist hiernach natürlich, daß die bürgerliche französische Presse sich über den Artikel nicht besonders erregt hat, namentlich da er in durchaus sachlichem Tone gehalten ist, und sich nirgends eine Animosität des Verfassers gegen das französische Heer oder Volk zeigt, die ihm durchaus fern liegt. So erkennt er auch die guten militärischen Eigenschaften des französischen Soldaten sowie den Diensteifer, die Tüchtigkeit, die Intelligenz der Offiziere ausdrücklich an und hebt die unzweifelhaft großen Fortschritte hervor, die das Offizierkorps verglichen mit den Zeiten Napoleon III. gemacht hat.

Es war dem H.-Korrespondenten der France militaire vorbehalten, den Aufsatz der „Neuen Revue" durch einen wutschnaubenden Artikel „Man kapituliert" zu quittieren, bei dem ihm der gesunde Menschenverstand völlig abhanden gekommen zu sein scheint. — Dies Wort war, wie schon die „Tägliche Rundschau" hervorgehoben hat, in dem Sinne gebraucht worden, daß der be-

stehende Mangel an Menschenmaterial einer weiteren Heeresvermehrung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt, vor denen man kapituliert. — Herr H. konstruiert sich aber gleich ein neues Sedan und schlägt nun derartige Purzelbäume, daß man ihm nicht folgen kann, und das oben genannte Blatt ihn würdig hält, im Kladderadatsch verarbeitet zu werden.

Aus dem Wust von Unsinn, der den Artikel füllt, soll nur auf den Vorwurf eingegangen werden, General von Pelet habe kritiklos das ihm zugegangene Material verwertet. Da ist denn festzustellen, daß bei der Schilderung der Volksbewegung in Frankreich der französische anerkannte Statistiker Bertillon die Quelle gebildet hat, bei Besprechung der Organisationsfragen Veltzes Armee-Almanach und v. Loebells Jahresberichte, bei der Bemerkung über die Analphabeten im Lande eine öffentliche Erklärung des Ministers Briand zugrunde gelegt wurde, von Tagesblättern Anführungen aus dem Figaro, dem Matin, dem Echo de Paris, anerkannt patriotische Journale, während von der Schrift des Major Driand nur unbestrittene Tatsachen Verwertung fanden, nicht aber seine Schlußfolgerungen. — Am ausgiebigsten aber wurde das Blatt des Herrn H., die France militaire, mit Artikeln vom General v. Prudhomme, Oberst Septans und anderen hervorragenden Offizieren und auch die Revue de la Cavalerie, ein ausgezeichnet redigiertes Blatt, benutzt. — An diesen Quellen kann im Ernste auch Herr H. nichts auszusetzen haben.

Nun aber eine Charakteristik der Tendenzen dieses Herrn, dem die France militaire monatlich mehrere Male ihre Spalten öffnet. — Die klardurchsichtige Absicht eines jeden Artikels des Herrn H. ist das Hetzen zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich und zu dem Zweck soll in Frankreich Stimmung gemacht werden durch Verleumdung und Beschimpfung Deutschlands. Man hat noch nie einen Artikel H. gezeichnet in der „France militaire" gefunden, dem eine andere Absicht zugrunde gelegen hätte, oder der von irgend welchem militärischen Werte gewesen wäre. Als Beweis kann u. a. ein Artikel vom 9. November dienen: „Choses Franco-Allemandes. Le Coupe-Gorge", in dem Deutschland mit einem Wegelagerer verglichen wird, der dem friedlichen Wanderer an die Kehle springt mit dem Rufe: „La bourse ou la vie!" Ja, die Außerachtlassung jedes internationalen Anstandes ging bei der France militaire so weit, daß sie einem H. gezeichneten Artikel Aufnahme gewährte, der bei Gelegenheit der letzten Zusammenkunft König Eduard VII. mit Kaiser Wilhelm II. in Deutschland die gröbsten Beschimpfungen und Beleidigungen auf den deutschen Kaiser häufte.

Man muß sich fragen, wie ein Blatt, das sich zu den anständigen zählt, und das Organ des von vornehmem Geiste erfüllten französischen Heeres sein will, derartige Schandartikel, die die Absicht pöbelhafter Provokation an der Stirn tragen, bringen kann.

---

# Revue der Revuen.

## Frankreich.

Während im zweiten Novemberhefte der „Revue" der Schwarmgeist M. F. Passy einen Hymnus auf den Frieden singt, während er Bauern, Kaufleute, Denker und Dichter einstimmig des Friedens Segnungen feiern läßt, während er hitzig ausruft: „Es lebe der Frieden, dem Kriege den Krieg!" sind die französischen Politiker weniger versöhnlich. Mit etwas grimmiger Gründlichkeit weist der Diplomat der gleichen Zeitschrift, Francis Delaisi, darauf hin, daß Deutschland durch den Bau der Bagdadbahn den Hauptteil dieser asiatischen Interessen an sich gebracht hat. Seine Wanderung „um die Achse der europäischen Politik" setzt im ersten Novemberheft des „Mercure de France", Paul Louis, mit einseitigem Interesse fort. Er redet von dem internationalen Sozialismus und glaubt, daß jetzt wieder die Zeiten eines enger verbrüderten Weltproletariats anbrechen, daß die nationalen Abzweigungen innerhalb des Sozialismus an Bedeutung verloren haben. Nach ihrem Programm nimmt zu „diplomatischen und kolonialen Fragen" die „Revue der auswärtigen Politik" das Wort. Sie stellt durch Robert de Caise fest, daß das neue Marokko-Gelbbuch nichts Neues und Entwirrendes in die traurige Kriegsaffäre gebracht hat.

Sie gibt Charles David das Wort, der mit bestechenden Zahlen und Daten den Rückgang von Guadeloupe vorrechnet. Seit 1882 hat sich der Export der Kolonie um 63,8 % vermindert. Von unpolitischen Artikeln ist ein Aufsatz Paul Brulats im zweiten Novemberheft des „Censeur“ bemerkenswert. Er spricht von Zolas Persönlichkeit, die Brulat im intimen Verkehr kennen gelernt hatte. Zola war im Grund seiner Seele ein trauriger, schwerer Mensch, der das Unglück der Erde qualvoll empfand. Im ersten Novemberheft des „Mercure de France“ wird bisher Unbekanntes von Edgar Ellen Poe mitgeteilt. Der schreibt einmal ganz ernst: „Gott, das ist die Materie. Alles ist Materie. Aber die Materie Gottes besitzt alle Eigenschaften, die wir dem Geist zuerteilen. Das ist alles nur ein Unterschied in Worten.“

## England.

Das Problem Shaw beschäftigt in England längst nicht mehr ausschließlich literarische Kreise. In der „Contemporary Review“ nennt ihn W. F. Alexander einen Oberspaßmacher (a Lord of Misrule), dem man es nicht übel nehmen darf, wenn er immer unsere Vorurteile verletzt. In „Nineteenth Century“ schreibt J. A. Spender über Mr. Shaws Vorworte. Das ernsthafte Publikum, das ihn für einen gefährlichen Mann hielt, als er fabische Pamphlete schrieb, behandelt ihn jetzt, da er satirische Stücke veröffentlicht, in nachsichtiger Weise als unterhaltsame Person. Es ist auch eine verzweifelte Sache, mit Shaw in Streit zu geraten, denn ob er recht hat oder unrecht, er ist immer zehnmal so gerieben wie sein Gegner. Die „Fortnightly Review“ bringt einen Aufsatz von Archibald R. Colquhoun über den Kaiser Franz Josef. Franz Josef begann als Absolutist und endet als Reformer, während der russische Kaiser, der zuerst für so liberal gehalten wurde, nun aus allen Kräften für seine Autokratie kämpft, und Wilhelm II., der modernste aller Monarchen, der erklärte Champion des Konservativismus und des göttlichen Rechts der Könige ist. In derselben Zeitschrift schreibt auch Dr. Louis Elkind über den Fürsten Bülow, dem er ein großes Verdienst zuschreibt, wenn in den zehn Jahren seiner Kanzlerschaft Deutschland keinen Krieg gehabt hat. Ein Aufsatz von W. M. Lightbody in der „Westminster Review“ über den Kapitalismus in der Presse beschäftigt sich mit dem langsamen Verschwinden aller politischen Ideale oder uneigennützigen Motive aus dem englischen Journalismus und mit der drohenden, nackten Herrschaft der Geschäftspolitik in ihrer widerlichsten und anstößigsten Form. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis auch hier der Amerikanismus gesiegt hat.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

**Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.**

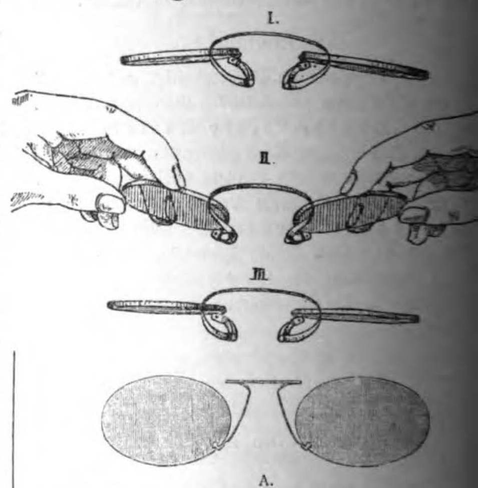
Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

## Zur Hygiene des Auges.

Hat das moderne Kulturleben einerseits eine allgemeine Verschlechterung des Sehvermögens herbeigeführt und dadurch naturgemäß das Bedürfnis nach immer besseren künstlichen Mitteln zur Unterstützung des Sehens, Schonung der Augen, Erhaltung der Sehkraft hervorgerufen, so ist andererseits die noch immer ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, jedes Auge, das ein Glas benötigt, sei krank, ebenso unrichtig, wie die oft zu hörende Meinung, man schädige oder verwöhne das Auge durch ein Augenglas, und je länger man die Benutzung eines Augenglases hinausschiebe, um so besser sei es. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Auch gesunde Augen bedürfen früher oder später eines Augenglases, und je eher der richtige Zeitpunkt erkannt wird, wann Augengläser zweckmäßig zu tragen sind, um so besser ist es für das betreffende Auge. Häufig müssen schon in der Jugend Augengläser benutzt werden, fast immer aber in späteren Jahren. Nun genügt aber das richtige Glas nicht allein zur Unterstützung und Schonung der Augen, sondern es müssen unbedingt die künstlichen Glaslinsen richtig zentriert und senkrecht zur Blicklinie der Augen stehen, wenn anders nicht die künstlichen Linsen ihren Zweck und Nutzen teilweis einbüßen oder unter Umständen gar schädlich auf das Auge einwirken sollen. Die dauernd richtige Stellung der künstlichen Linsen vor den Augen ist daher nicht minder wichtig, wie das richtige künstliche Augenglas selbst. Eine der wichtigsten Erfindungen auf dem optischen Gebiet zur Hygiene des Auges ist nun der von dem amerikanischen Augenarzt Dr. Brinkhaus erfundene und in fast allen Kulturstaaten patentierte orthozentrische Brinkhaus-Kneifer, welcher bereits von vielen deutschen Ärzten getragen und verordnet wird, und eine ganze Reihe für die Schonung der Augen höchst bedeutsamer Eigenschaften aufweist, so daß dieses **Augenglas in Kneiferform** von allen Gläsertragenden als eine Wohltat im wahren Sinne des Wortes empfunden werden wird. Die folgenden Abbildungen zeigen die überaus einfache Konstruktion dieses Klemmers deutlich.

Abbildung I zeigt den orthozentrischen Kneifer von oben gesehen in seiner Ruhelage. Abbildung II zeigt ihn geöffnet zum Aufsetzen. Aus Abbildung III ersieht man die korrekte Stellung des aufgesetzten Kneifers, und die Abbildung A bringt den orthozentrischen Kneifer in Vorderansicht.

Diese außerordentlich einfache Konstruktion des orthozentrischen rinkhaus-Kneifers bedingt natürlich eine sehr genaue und sorgfältige individuelle Anpassung. Ein und derselbe wird daher im allgemeinen nur seinem Besitzer, nicht auch anderen Personen passen. Die gewöhnlichen Kneifer, sowohl die Bandfeder- als auch die Spiralfederkneifer, sind sozusagen Massenfabrikat und Schablonenarbeit; der orthozentrische Brinkhaus-Kneifer ist eine genau nach der Pupillendistanz, der Nasenbreite und Gesichtsform der betreffenden Personen hergestellte Maßanfertigung. Bei dem korrekt angepaßten orthozentrischen Brinkhaus-Kneifer stehen die Gläserflächen stets senkrecht zu den Blicklinien der Augen und verharren infolge ihrer fast starren Verbindung durch den hochkantig gestellten Federbügel auch **dauernd** in dieser für das Wohl der Augen so wichtigen, korrekten Stellung. Man hat daher diesen Brinkhaus-Kneifer mit Recht als **„orthozentrischen"** Kneifer bezeichnet, d. h. als Kneifer mit korrekter Zentrierung oder Pupillendistanz. Wie sich stets bei wirklich guten, praktischen



A.

und einschlagenden Neuerungen wenig skrupulöse Leute
die geistige Arbeit anderer sich anzueignen suchen, so
der im Ausland bereits vielfach patentierte und in Deutschl
Patent ausliegende orthozentrische Kneifer nachgeahmt, und
die **Orthozentrische Kneifer - Gesellschaft** bekannt geworden
„orthozentrischer Kneifer" wird vielfach benutzt, um unter
Bezeichnung Klemmer an das Publikum abzusetzen, welche
**Original-Orthozentrischen Klemmer** höchstens äußerlich die
kantig gestellte Feder, manchmal selbst diese nicht gemeinsam
aber die patentamtlich geschützten wertvollen Eigenschaften
ginal-Orthozentrischen Klemmers überhaupt nicht besitzen.
diesen Umstand hinzuweisen ist um so mehr nötig, als der
**Orthozentrische Klemmer** der **Orthozentrischen Kneifer-Ges**
bei individueller Anpassung eine wirklich korrekte, wissensch
einwandfreie, praktisch erprobte und bewährte Augenglas
abgibt, während die unter der Flagge „Orthozentrische K
segelnden vielfachen Nachahmungen aus obigen Gründen
eignet sind, den Original-Klemmer zu diskreditieren und
ärztlichen Standpunkt sehr wünschenswerte Allgemeinverbr
dieses wertvollen Hilfsmittels zur Unterstützung und Schon
Augen zu hindern.

# · NEUE · REVUE

ERSTER JAHRGANG



No. 4

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES DEZEMBERHEFT




1907

# NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN
HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES DEZEMBERHEFT. 1907.

## INHALT:



---

Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

---

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16 John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Die Lebensdauer des Blocks.

Von

* * *

Der Block hat soeben das ehrwürdige Alter von einem Jahr erreicht. Am Tage der Zersprengung der alten Reichstagsmehrheit, am 13. Dezember 1906 wurde die Idee der konservativ-liberalen Paarung geboren. Schon damals prophezeiten ihr fast alle einen frühen Tod. Und auch als die Wahlen vom 25. Januar 1907 dieser Idee zum Siege verhalfen und das Zentrum zwar nicht niederwerfen konnten, aber seine Hegemonie im Reichstag, die auf der Möglichkeit einer doppelten Majoritätsbildung aufgebaut war, durch die Schwächung der mit dem Zentrum oft verbündeten Sozialdemokratie brachen, gab es noch immer ein ganzes Heer von Spöttern, die einen kläglichen Zerfall der neuen Mehrheit schon nach wenigen Monaten voraussagten. Welche Unnatur, Konservative und Liberale, Freihändler und Agrarier vor denselben Karren zu spannen! Aber je länger die neue Ordnung der Dinge dauerte, um so mehr verlor sie von ihrer Unwahrscheinlichkeit.

Es wurde dem Fürsten Bülow zunächst nicht leicht, das Mißtrauen rechts und links zu überwinden und die Konservativen sowohl wie die Freisinnigen davon zu überzeugen, daß er niemanden übertölpeln, sondern den Weg ehrlicher Kompromisse betreten wolle. Namentlich in den Reihen der Freisinnigen war lange die von der klerikalen und sozialdemokratischen Presse geschickt genährte Suggestion wirksam, daß Fürst Bülow mit ihnen nur experimentiere, um über eine augenblickliche Schwierigkeit hinwegzukommen, und daß er bei der ersten besten Gelegenheit reuig zum Zentrum zurückkehren werde. Sie fühlten erst festeren Boden unter den Füßen, als der Reichskanzler alle Anbiederungsversuche der „Germania" und der „Kölnischen Volkszeitung" schroff zurückwies, und als es endlich deutlich wurde, daß er selbst mit dem Block stehe oder falle. Bald gab man sich auch im Zentrum keiner Täuschung mehr hin, daß mit dem Fürsten Bülow kein Pakt mehr möglich sei; die versöhnlichen Klänge verstummten in den klerikalen Blättern, und man hört nur noch einen einzigen Chorus erbitterter Feindschaft.

Den letzten Versuch, die Unentbehrlichkeit des Zentrums für die Regierung zu erweisen, unternahm der immer wachsame und kluge Zentrumsführer Spahn in dem Augenblicke, als durch den Ruf Naumanns: „Entweder das allgemeine Wahlrecht in Preußen oder keine Blockpolitik" die Reihen der Freisinnigen ins Wanken zu kommen und die Paarungspläne des Reichskanzlers zu scheitern schienen. Damals trat Herr Spahn in einer Versammlung von Zentrumswählern zur allgemeinen Verblüffung mit Emphase für die neuen Flottenforderungen des Staatssekretärs Tirpitz ein. Seht, wir

vom Zentrum sind doch bessere Leute! Aber auch dieser schlau ersonnene Coup mißlang und hatte für die Regierung nur die angenehme Folge, daß sich auch das Zentrum auf die neue Flottenvorlage festgelegt hatte. Naumann lenkte wieder ein, und die Freisinnigen hatten nun die Gewißheit, daß es dem Fürsten Bülow ernst ist mit dem Gedanken einer konservativ-liberalen Orientierung der Reichspolitik und daß es für ihn kein Zurück mehr gibt. Man kann sagen, daß die Freisinnigen, insbesondere die Freisinnige Volkspartei, sobald sie dies erkannt hatten, die zuverlässigsten Freunde des Blockgedankens wurden.

Aber auch die Konservativen verlernten — abgesehen von den extremen Agrariern — die Sehnsucht nach dem alten und bequemen Bündnis mit dem Zentrum, denn ihnen war die wachsende Macht nicht entgangen, die der linke Flügel des Zentrums und seine demagogischen Führer im Reichstag seit der Einführung der Diäten an sich gerissen hatten. Nachdem die Frühlingsession des Reichstags ohne ernste Verstimmungen verlaufen war, hatten die zahlreichen Konferenzen des Reichskanzlers mit den Parteihäuptern des Blocks auch für die Herbstcampagne das freundlichste Wetter vorbereitet. Und als die neue Mehrheit nach den langen Ferien wieder in den Reichstagssaal einzog, da hörte man fast nur zuversichtliche Urteile über die Zukunft des Blocks. Vollends nach der großen Rede des Reichskanzlers am 30. November über die Fragen der inneren Politik überboten sich die Konservativen und Liberalen in optimistischen Betrachtungen.

Fürst Bülow war klug genug, die Rede so allgemein zu halten, daß die Kritik der beiden eifersüchtigen Zeitgenossen sich nirgends festbeißen konnte. Die Konservativen, welche die Bemerkung schlucken mußten, daß sie „auf etwaige reaktionäre Anwandlungen“ endgültig zu verzichten hätten, erhielten dafür die Versicherung, daß die Regierung an der bisher vertretenen agrarischen Wirtschaftspolitik festhalten werde. Und die Freisinnigen, die vor den in sozialdemokratischer Sonne gedeihenden „Blüten des Asphaltliberalismus“ gewarnt wurden, sollten wieder durch das beliebte Zitat von dem „Tropfen demokratischen Öls“ beschwichtigt werden. Auch der Grundton dieser Rede war sehr hoffnungsvoll. „Die Blockparteien können lange nebeneinander marschieren, wenn Zweckbewußtsein und Selbstbeherrschung die Oberhand gewinnen. — Wenn die Parteien verständig sind, wenn sie verträglich sind, wenn sie, statt Sonderwege einzuschlagen, die in den Sumpf führen, zum Ganzen streben, dann wird uns in Deutschland eine Zeit ruhiger Entwicklung und fruchtbarer Arbeit bevorstehen. — Nur die Verbindung von altpreußisch-konservativer Tatkraft und Zucht mit deutschem weitherzigen und liberalen Geiste kann die Zukunft der Nation zu einer glücklichen machen.“

Das waren hohe Töne, und sie fanden innerhalb des Blocks rechts und links freundlichen Widerhall. Aber schon in dieser Kanzlerrede deuteten warnende Winke auf ganz bestimmte Gefahren hin. Die Mahnung, Fragen zurückzustellen, bei denen eine Verständigung in absehbarer Zeit nicht möglich erscheint, galt vor allem dem Eifer,

mit dem die Nationalliberalen die Forderung direkter Reichssteuern erhoben. Fürst Bülow selbst steht dieser Forderung nicht so ablehnend gegenüber wie der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben, der seine Erwiderung auf die Bassermannsche Rede schärfer formuliert hat, als es in diesem Moment notwendig war. Fürst Bülow hatte schon mit einem vielsagenden Augenzwinkern gezeigt, wie man sich in dieser Angelegenheit helfen könnte, da die Theoretiker auch heute noch nicht darüber einig seien, ob die Erbschaftssteuer eine direkte oder indirekte Steuer sei. Allein den Widerstand, den die verbündeten Regierungen der Einführung direkter Steuern im Reiche entgegensetzen, vermag Fürst Bülow heute nicht zu überwinden. Auch ein Wechsel auf dem Posten des preußischen Finanzministers würde hierin kaum eine wesentliche Änderung herbeiführen. Von Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Erklärungen, die der sächsische Finanzminister Dr. von Rüger am 3. Dezember dieses Jahres in der ersten sächsischen Kammer abgegeben hat. Er bezeichnet direkte Reichssteuern als unvereinbar mit den verfassungsmäßigen Grundlagen des Reiches, da diesem durch die Verfassung alle irgendwie ergiebigen indirekten Steuern in die Hand gegeben worden seien, während die direkten Steuern den jetzt gleichfalls unter schweren Finanznöten leidenden Einzelstaaten vorbehalten blieben. Werde dieses Prinzip jetzt durchbrochen, so sei der Fortbestand der deutschen Bundesstaaten in Frage gestellt.

Wenn es wahr ist, was man seit einiger Zeit trotz aller offiziösen Ableugnungsversuche behauptet, daß zwischen dem Reichskanzler und dem Freiherrn von Rheinbaben gewisse Verstimmungen herrschen und daß Rheinbabens Stellung durch die bisherigen Mißerfolge der von ihm in der Kommission des Abgeordnetenhauses mit drohendem Nachdruck verteidigten Polenvorlage erschüttert ist — manche behaupten, er sehne sich schon seit einiger Zeit nach einem ruhigen Oberpräsidentenposten, nur wisse man noch keinen geeigneten Nachfolger für diesen geschickten Verwalter des Miquelschen Erbes — wenn all das wahr ist, dann war der Vorstoß des nationalliberalen Vizepräsidenten Paasche wahrhaftig kein staatsmännisches Meisterstück. Wenn irgend etwas geeignet war, den Sturz Rheinbabens in diesem Augenblicke zu verhindern, so war es dieser Angriff. Denn die Konservativen, die es noch heute nicht ganz verwunden haben, daß Herr von Studt in einer Zeit ging, in der die liberale Presse gegen ihn Tag für Tag wetterte, würden sicher erbittert von einer nationalliberalen Nebenregierung sprechen, wenn nun auch Herr von Rheinbaben dem Zorn Bassermanns und Paasches geopfert würde.

Die Heftigkeit, mit der Herr Paasche seine Beschwerden gegen Herrn v. Einem und gegen den preußischen Finanzminister vorbrachte und die offenbar dem Drängen der Jungliberalen nach einer schneidigeren Politik im Reichstag entsprechen sollte, war auch sonst ein schwerer, taktischer Mißgriff. Gerade von seiten der Nationalliberalen, die sich nicht mit Unrecht für den Kern des Blockes halten, hatte sich die Regierung einer Durchkreuzung des verabredeten parlamentarischen Programms nicht versehen, und da auch der Konservative Kreth einen leidenschaftlichen, polemischen Ton gegen Mitglieder des

Blockes anschlug, so mußte Fürst Bülow eingreifen, ehe die Gegensätze unüberbrückbar geworden waren. Man kann im Zweifel darüber sein, ob es notwendig war, gleich das äußerste Mittel zu wählen und mit dem Rücktritt zu drohen, aber der Erfolg hat dem Fürsten Bülow Recht gegeben. Die Energie, mit der er sein Ultimatum gestellt hat, überzeugte alle von dem Ernst des Augenblickes, und die Erklärungen, welche die Parteiführer aller Fraktionen des Blocks im Reichstag abgaben, lauteten so klar und bestimmt, daß die Blockpolitik jetzt fester gegründet zu sein scheint als je.

Natürlich hat diese recht leichtfertig heraufbeschworene Störung die Hoffnungen der Blockgegner auf ein baldiges Ende der konservativ-liberalen Paarung aufs neue geweckt, und wenn sie auch durch die schnelle Wiederherstellung des Friedens enttäuscht sind, so erwarten sie doch mit Bestimmtheit, daß der jetzt geleimte Block schon bei der nächsten Gelegenheit wieder aus den Fugen gehen wird. Die Blockparteien selbst aber sind jetzt zuversichtlicher als zuvor. So schreibt z. B. die „Kreuzzeitung" nach der Beendigung der Krise: „Allen Blockparteien würde das Scheiden des Fürsten Bülow gleich unerwünscht sein. Konservative und Freisinnige halten trotz eines ihnen ebenfalls gemeinsamen Zweifels an der Beständigkeit des Blockes eine leidenschaftslose, nichts überstürzende Behandlung der vorliegenden Aufgaben zurzeit für die einzig richtige Politik, und ihre Reden gaben das deutlich zu erkennen. Wir stehen nicht an auszusprechen, daß uns bei den Freisinnigen diese Mäßigung nach den aufgeregten Debatten in ihren Vereinen und nach den intransigenten Artikeln mancher ihrer Zeitungen überrascht, und daß uns nach dieser Erfahrung ein Zusammenarbeiten der Blockparteien auf einer mittleren Linie aussichtsvoller erscheint, als zuvor." Und zu derselben Zeit erklärte der nationalliberale Führer Bassermann, daß er an die Dauerhaftigkeit des Blockes glaube.

Noch nie hat ein deutscher Reichskanzler in aller Form ein so unbedingtes Vertrauensvotum der Mehrheit des Parlamentes erhalten. Und wenn man die Chancen der weiteren Lebensfähigkeit des Blocks erwägt, so ist gewiß der jetzt offenkundig gewordene Wunsch aller seiner Mitglieder, ihn zu erhalten, wohl der wichtigste Anhaltspunkt. Die zweite Garantie für sein Fortbestehen ist die jetzt nicht mehr zu leugnende Tatsache, daß für den Fürsten Bülow das Scheitern der Blockpolitik das Ende seiner Kanzlerschaft bedeuten würde. Und das diplomatische Geschick des Fürsten Bülow, zwischen gegensätzlichen Bestrebungen zu vermitteln und gefährliche Verwicklungen zu lösen, wird kaum jemand bestreiten. Es ist für die beteiligten Parteien an sich kein behagliches Gefühl, daß ihre gegenwärtige Politik ganz abhängig ist von der glücklichen Hand eines einzigen Staatsmannes, andrerseits aber hat noch selten ein Kanzler sich selbst so mit dem Gelingen oder Mißlingen einer parlamentarischen Aktion identifiziert, wie jetzt Fürst Bülow. Die Bedenken, die darüber geäußert worden sind, ob die Gesundheit Bülows den schwierigen Aufgaben des Blockexperiments standhalten werde, sind geringer geworden, seitdem man ihn in der Etatdebatte dreimal mit gleicher Frische sprechen hörte.

Eine andere Frage ist, ob auch der Kaiser noch immer mit dem Reichskanzler eines Sinnes ist. Besonders Bedenkliche wollten aus der Tatsache, daß Kaiser Wilhelm den Fürsten Fürstenberg zu längerem Besuche nach Highcliffe beschieden hat, Gefahren für das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und dem Kanzler ableiten, und die Klerikalen haben kein Mittel unversucht gelassen, um den Kaiser gegen den Fürsten Bülow mißtrauisch zu machen. Hatten sie schon früher den Kaiser an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen gesucht und behauptet, Fürst Bülow sei im Begriffe, mit Hilfe des Blocks den Kaiser an der Selbständigkeit seiner Entschlüsse zu hindern, so deuteten sie die letzte Kanzlerkrise als den gewaltsamen Versuch des Fürsten Bülow, über den Kopf des Kaisers hinweg im Deutschen Reiche eine parlamentarische Regierung einzuleiten, indem er sein Stehen oder Fallen nicht von der Entscheidung des Monarchen, sondern von einer parlamentarischen Kundgebung abhängig mache. Aber dieses hämische Manöver hat seine Wirkung verfehlt.

Nicht ein Zeichen deutet bis jetzt darauf hin, daß Fürst Bülow das Vertrauen des deutschen Kaisers nicht mehr in vollem Maße besitzt. Die entschiedene Besserung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, deren freundliche Folgen der Kaiser eben erst in London erlebt hat, wird ihm den Wunsch, sich von seinem Berater zu trennen, jetzt erst recht nicht nahelegen. Man darf nicht vergessen, daß auch der Kaiser, der in der Nacht nach den Wahlen die Einleitung der Blockpolitik mit begeisterten Worten begrüßt hat, sich nicht leichten Herzens zu einem Widerruf und zu dem Bekenntnis verstehen könnte, daß die Auflösung des Reichstags am 13. Dezember 1906 bei weitem nicht die große, befreiende Tat war, für die er sie damals hielt. Die im Block vereinigten Fraktionen, die ihren Wählern die Blockpolitik als den besten Ausweg aus dem früheren parlamentarischen Elend darzustellen suchten, könnten jetzt nicht ohne ein Gefühl tiefer Beschämung vor dieselben Wähler mit dem Geständnis hintreten, daß ihre Voraussage sich nicht erfüllt hat. Das gilt insbesondere von den Freisinnigen, die ihre Blockfreundlichkeit mit allen rhetorischen Künsten gegen ihre politischen Feinde ebenso wie gegen die vielen Zweifler im eigenen Lager verteidigen mußten. Also: die Mehrheitsparteien haben auch heute noch ein lebhaftes Interesse an der Fortführung der Paarungspolitik. Der Reichskanzler, der keineswegs amtsmüde ist, will den Block, dessen Zerfall für ihn gleichbedeutend mit dem Rücktritt wäre. Und auch der Kaiser kann kein Verlangen danach tragen, daß ein Weg, den er mit stolzen Hoffnungen betreten hat, sich als ein Irrweg erwies.

Es sind also genug Kräfte wirksam, um die Lebensdauer des Blocks nicht zu verringern, sondern zu erhöhen. Und darum werden die lauernden Erben sich wohl noch eine Weile gedulden müssen.

---

# Zur Frage der Sanierung unseres Geldmarktes.

Von

Freiherrn von Zedlitz und Neukirch,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Staatssekretär von Bethmann hat bei der Generaldebatte über den Reichshaushaltsetat die unmittelbar bevorstehende Inangriffnahme der Enquete über die Lage des Geldmarktes, die Ursachen der ungünstigen Gestaltung desselben und die Mittel zur Milderung der Krise und zur Verhütung künftiger Heimsuchungen ähnlicher Art angekündigt. Er hat zugleich die Bereitwilligkeit erklärt, solchen Maßnahmen näherzutreten, die sich bei der Untersuchung als zweckdienlich erweisen würden. Vorschläge für solche Maßnahmen sind schon in Hülle und Fülle gemacht worden. Es mag daher am Platze sein, sie im Zusammenhange Revue passieren zu lassen.

Die einen erblicken den Hauptgrund der in der andauernden starken und der derzeitigen ganz außergewöhnlichen Höhe des Reichsbankdiskonts sich widerspiegelnden Schwäche des heimischen Geldmarktes, in der Rückständigkeit unserer Zahlungsgewohnheiten und -einrichtungen, infolge deren ein allzu großer Teil unseres Geldvorrats sich im Umlauf befindet und sich den großen Reservoirs des Geldverkehrs, insbesondere der Reichsbank entzieht. Diese Auffassung wird durch die Tatsache unterstützt, daß nach den Ermittelungen des Münzdirektors der Vereinigten Staaten Ende 1905 bei einem Goldstock Deutschlands von beinahe 4 Milliarden Mark in seinen Banken sich nur 713 Millionen Mark befanden, während Frankreich bei einem nur um 300 Millionen höheren Goldvorrat mehr als 2,3 Milliarden in seinen Banken besaß. Man ist denn auch schon eifrig am Werke, die bessernde Hand anzulegen. In Verbindung mit der Reichsbank ist eine Hypothekenausgleichstelle ins Leben gerufen, durch welche sicher Zahlungen in beträchtlicher Höhe, die früher in bar zu leisten waren, im Wege der Verrechnung sich vollziehen lassen werden. Der Entwurf eines Scheckgesetzes, über den im allgemeinen recht günstig geurteilt wird, liegt dem Bundesrate bereits vor; die Einrichtung eines Postüberweisungsverkehrs wird ernstlich erwogen. Pläne, welche darauf abzielen, solche Kreise der Bevölkerung, welche zu ängstlich sind, ihre verfügbaren Gelder den Banken anzuvertrauen, zum Depositen- und Scheckverkehr heranzuziehen, haben zwar noch keine greifbare Gestalt gewonnen, sind aber doch bereits in den Gesichtskreis getreten.

Mit Recht warnt der erfahrene ehemalige Leiter des Schaaffhausenschen Bankvereins, Geh. Ober-Finanzrat Hartung, vor Überschätzung der Bedeutung und Wirkung dieser Maßnahmen. Wie die Unvollkommenheiten unserer Zahlungsgewohnheiten nur eine der mannigfachen Ursachen unserer Geldklemme ist, sind die Maßnahmen zu deren

Verbesserung auch keineswegs Allheilmittel. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Einrichtungen zur Verbesserung unseres Zahlungswesens sehr langsam einbürgern werden. Unser Volk ist an Hartgeld als Zahlungsmittel so gewöhnt, daß es selbst das unterwertige und unbequeme Silbergeld den papiernen Zahlungsmitteln vorzieht. Das hat der Mißerfolg des Versuchs klar erwiesen, durch die Ausgabe kleiner Banknoten Gold aus dem Verkehr in die Reichsbank zu ziehen. Ungleich wirksamer wird sich daher voraussichtlich die geplante Vermehrung der Silbermünzen erweisen; bei ausreichender Höhe der Vermehrung sowie bequemer Form und Stückelung dieser Münzen wird namentlich der jetzt in weitem Umfange stattfindende Gebrauch der Goldmünzen, insbesondere der Zehnmarkstücke zu Lohnzahlungen sich erübrigen. Eine sehr erwünschte Nebenwirkung einer erheblichen Vermehrung der Silbermünzen wird die andernfalls bei der Finanzschwäche des Reichs unmögliche Bildung eines ausreichenden Betriebsfonds der Reichshauptkasse sein. Bei der Unterwertigkeit der Scheidemünzen und dem niedrigen Silberpreise bleibt dem Reiche ein Münzgewinn von mehr als die Hälfte des Nennwerts. Was das bedeutet, springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß eine Vermehrung des Silberumlaufs um 5 Mark auf den Kopf, also um 300 Millionen Mark, wenn auch nicht vorgeschlagen, aber doch sicher beschlossen werden wird. Mit der Auffüllung eines beträchtlichen Betriebsfonds der Reichskasse entfällt die leidige Notwendigkeit, die Reichsbank in so hohem Maße, wie bisher, ohne Rücksicht auf ihre sonstige Anspannung mit Reichsschatzscheinen zu belasten. Geht man ferner dazu über, die für die Berufsgenossenschaften und sonstigen Träger der Unfallversicherung geleisteten Vorschüsse rascher als bisher, etwa vierteljährlich, abzurechnen, so wird von einer für das Erwerbsleben schädlichen Überlastung der Reichsbank durch die Reichsfinanzverwaltung nicht mehr die Rede sein.

An die Vermehrung der Reichssilbermünzen knüpfen Verbesserungsvorschläge gänzlich verschiedener Art an. Sie gehen davon aus, daß wir es nicht mit einer Wirtschafts-, ja selbst nicht mit einer Geldkrisis im weiteren Sinne, sondern mit einer Bankkrisis zu tun haben. Man weist zur Begründung dieser Auffassung darauf hin, daß allein die Länder des Goldfreihandels, England und Deutschland, die Kosten des amerikanischen Goldfischzuges in Form abnorm hoher Bankdiskonte zu tragen haben, während Frankreich dank der Goldprämienpolitik der Bank von Frankreich davon beinahe ganz unberührt blieb. Einführung von Goldprämien erscheint dieser Richtung, deren eifrigster Vertreter Dr. Arendt ist und zu der sich ein großer Teil unserer Agrarier bekennt, als das sicherste Heilmittel für unseren kranken Geldmarkt. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles wird die Heraufsetzung des Betrages, in dem Reichsscheidemünzen in Zahlung genommen werden müssen, von 20 auf 1000 oder doch wenigstens auf 100 Mark empfohlen. Die Reichsbank werde dann in der Lage sein, nach Bedarf statt in Gold in Silber Zahlungen zu leisten und Noten einzulösen. Bei Erhöhung der Annahmepflicht auf 100 Mark allerdings nur hundert Marknoten, aber auch das werde genügen, um ohne

so starkes Anziehen der Diskontschraube, wie bisher, den Abfluß für uns schwer entbehrlichen Goldes ins Ausland zu verhüten. Der Hinweis auf die Wirkungen der Goldpolitik der Bank von Frankreich hat ohne Zweifel etwas Bestechendes. Die Tatsache, daß bei unserem Diskontsatze von 7½ und dem der englischen Bank von 7% die Bank von Frankreich an dem Satze von 4% festzuhalten vermochte, spricht Bände. Auch ist nicht zu verkennen, daß die eingangs erwähnten Bestrebungen, den Goldvorrat Deutschlands mehr als bisher in der Reichsbank anzusammeln, ihre beträchtliche Schattenseite haben, so lange diese zur Verteidigung ihres Goldschatzes gegen das Ausland nur das eine Mittel des Anziehens der Diskontschraube besitzt.

Aber das jüngste Ansteigen des Kurses des Scheck London zu so exorbitanter Höhe, daß er tatsächlich als Goldagio wirkte, läßt deutlich die Kehrseite der Medaille erkennen. Wäre durch die empfohlene Goldprämienpolitik das Gold in den Kellern der Reichsbank zurückgehalten, so würde nach menschlichem Ermessen der erwähnte Vorgang sich noch in weit stärkerem Maße vollzogen und uns tatsächlich eine vorübergehende Valutastörung gebracht haben. Aufgabe der Enquete wird es sein, Gründe und Gegengründe sorgfältig gegeneinander abzuwägen und so für die Richtung unserer künftigen Bankpolitik sichere Grundlagen zu schaffen.

Umgekehrt erklärt der Präsident der Preußenkasse Heiligenstadt in einem Aufsatze in den Schmollerschen Jahrbüchern, daß die Politik der Reichsbank keine Schuld an der schwierigen Lage des Geldmarktes treffe. Er erblickt die Ursache dieser Lage vornehmlich in der Unzulänglichkeit unseres nationalen Betriebskapitals und hält vor allem unsere Kreditorganisation für reformbedürftig. Er geht dabei von der Annahme aus, daß unsere Privatbanken von den ihnen anvertrauten fremden Geldern einen viel zu hohen Betrag zu festen Anlagen verwenden, statt sie flüssig zu erhalten, und will demgegenüber der Reichsbank zu ihren jetzigen Aufgaben auch noch die der Hüterin unseres nationalen Betriebskapitals übertragen, weil die Privatbanken in dieser Hinsicht unter dem Drucke des Konkurrenzkampfes ihrer Natur nach versagen. Um die Reichsbank zur Übernahme dieser Aufgabe zu befähigen, empfiehlt er eine Reihe von Maßnahmen, die sämtlich den Zweck verfolgen, die Betriebsmittel der Reichsbank zu verstärken.

Außer der bereits oben berührten Beseitigung der Inanspruchnahme der Reichsbank für Kreditzwecke des Reichs werden empfohlen die Erhöhung des Kapitals und der Reserven der Reichsbank, die Erhöhung des ständigen Mindestguthabens auf Girokonto und die Verpflichtung aller Banken und sonstigen Institute, welche fremde Gelder annehmen und damit wirtschaften, bei der Reichsbank eine nach dem Umfange des Depositenverkehrs bemessene zinsfreie Liquiditätsreserve zu unterhalten. Präsident Heiligenstadt schätzt die von seinen Vorschlägen zu erwartende Vermehrung der Betriebsmittel der Reichsbank auf 100—120 Millionen Mark aus der Erhöhung des Grundkapitals und der Reserven, auf weitere 100—120 Millionen aus der Erhöhung des Mindestguthabens auf

Girokonto und auf 250 Millionen an Liquiditätsreserven für den Depositenverkehr bei Annahme einer solchen von 2% des Jahresdurchschnitts bei Banken, von 1% bei Sparkassen und Genossenschaften. Durch Vermehrung der Barmittel der Bank um 450 bis 490 Millionen Mark würde im Hinblick auf die dadurch gegebene Möglichkeit, die Notenausgabe um den dreifachen Betrag zu steigern, die Leistungsfähigkeit der Bank in der Tat um 1350 Millionen bis annähernd 1½ Milliarde Mark erhöht. Aber abgesehen davon, daß eine weitere Erhöhung des zinsfreien Mindestguthabens auf Girokonto den Reichsbankverkehr den mittleren gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben noch mehr als bisher verschließen und ihn zum Monopol der Großbetriebe machen würde, wird auch von mindestens gleich sachkundiger Seite entschieden bestritten, daß die Erhöhung des Grundkapitals und der Mindestguthaben auf Girokonto die Wirkung einer entsprechenden Verstärkung des Barvorrats der Reichsbank haben werde. Exzellenz Koch und Geh. Rat Hartung stimmen darin überein, daß die Einzahlungen auf das erhöhte Kapital durch stärkere Inanspruchnahme des Reichsbankkredits gedeckt werden würden; dieser meint ferner, daß der Großverkehr das zur Auffüllung der Mindestguthaben der Reichsbank zugeführte Gold sich alsbald durch Präsentation von Banknoten zurückholen werde. Das mag zunächst und für eine Übergangszeit zutreffen; für später aber hat doch Heiligenstadts Auffassung viel für sich, daß die Mittel für diese Einzahlungen endgültig aus dem neuproduzierten Kapital entnommen werden würden.

Der Barreserve für den Depositenverkehr wird die Bedeutung einer Stärkung der Betriebsmittel der Reichsbank nicht abgesprochen, der Widerspruch richtet sich vielmehr hauptsächlich dagegen, daß die Stärkung der Reichsbank auf Kosten der anderen Banken erfolgen soll. Damit wird die bisher noch nicht in der Diskussion stark hervorgetretene aber hochwichtige und eingehender Untersuchung sehr werte Frage aufgerollt, ob der Weg der Konzentration unserer Goldreserven in dem einen Becken der Reichsbank für Deutschland in der Tat der richtige ist.

Schließlich mag erwähnt werden, daß in Bankkreisen vielfach die Nutzbarmachung des im Juliusturm lagernden Goldschatzes zur Stärkung der Reichsbank erörtert wird, die Entscheidung der Frage aber nicht auf dem Gebiete der Bankpolitik, sondern auf dem der finanziellen Mobilmachung im Kriegsfalle zu suchen ist, und daß Regierungsrat Martin die Hauptursache unserer Geldklemme in der Festlegung großer für uns unentbehrlicher Kapitalien in russischen Anleihen erblickt.

---

# Politik und Völkerpsychologie in Nordeuropa.

Von

Dr. Cajus Moeller.

Um ein Denkmal zum 200 sten Todestage des 1708 verstorbenen norwegischen Dichters Petter Das ist in Christiania ein bezeichnender Streit ausgebrochen. Das 1692 erschienene Hauptwerk des Dichters ist die „nordische Trompete“, und man hat den klangvollen Titel charakteristisch für die Nation des Poeten gefunden. Den Landsleuten des demnächst 75 jährigen Björnstjerne Björnson ist von den nordeuropäischen Brudervölkern stets eine besondere Befähigung dafür nachgesagt worden, ihr Licht auf den Scheffel zu stellen; Henrik Ibsen allerdings besaß wenigstens in seinen Anfängen diese Eigenschaft nicht und konnte sich über sie sehr ärgern. Jenem Petter Das ist von den skandinavischen Literarhistorikern das Zeugnis gegeben worden, daß er zu den frohsinnigsten Poeten aller Zeiten und Völker gehöre; auch darin kann man eine besondere Merkwürdigkeit finden. Man denke sich das damals wiederholt von Schweden halberoberte Norwegen, von den dänischen Machthabern verwahrlost und als Provinz behandelt, tatsächlich zumeist von den überflüssig gewordenen Kammerdienern des am Öresund herrschenden deutschen Adels als Amtmännern regiert, und dabei diese innere Lebensfreudigkeit. Auch bei dem früh in dänische Verhältnisse übergetretenen, eine Generation jüngeren Ludwig Holberg findet sich unbeschadet einer gewissen gelehrten Grämlichkeit dieser innerlich lustige Zug. Die deutsche Romantik mochte Molière nicht leiden und hat ihn ungerecht beurteilt; zweifellos ist der Hofkomödiant des Versailler Ludwig der größte Lustspieldichter aller Literaturen. Aber darin hatten die Tieck und Schlegel sicher recht, daß man bei ihm fast nie von Herzen lacht, während der Dichter des Jeppe vom Berge und des verpfändeten Bauernjungen einen unerschöpflichen Fond zwerchfellerschütternder Komik sein eigen nennt. So in den Zeiten eines nach außen und innen gleich sehr schlecht regierenden, hochgradig engherzigen und dabei doch frivolen dänisch-oldenburgischen Absolutismus. Jetzt ist Norwegen frei und war dies im Grunde stets seit 1814, als es von Dänemark an Schweden abgetreten wurde; der spätere Haß gegen das östliche Nachbarvolk hat die Tatsache verdunkelt, daß man damals allgemein darüber jubelte, kein oldenburgisches Tauschobjekt mehr zu sein. Aber man vergleiche mit der inneren Lustigkeit dieser Dichter aus den Zeiten von Absolutismus und wenig verhüllter Fremdherrschaft, zu denen man auch den noch in das 19. Jahrhundert hinüberreichenden Johann Nordahl Bruun rechnen könnte, einmal die tiefe Melancholie der neueren europäisch berühmten norwegischen Dichter. Von diesen scheint der 74 jährige Jonas Lie noch der lebensfroheste zu sein. Beiläufig bemerkt besitzt er einen Anteil lappländischen Blutes, auf den man sein un-

reflektiertes Erzählertalent hat zurückführen wollen. Aber auch bei ihm sucht die Witwe des hoch angesehenen Landphysikus mit ihren Kindern freiwillig den Tod, da einer ihrer Söhne als Bankdirektor vor dem Zellengefängnis steht und der andere in der Winkelpresse zu verkommen droht. Um von Björnsons problematischen Charakteren und von Ibsens tiefgründiger Melancholie nicht einmal zu reden. Witzig ist über die Personen des letzteren Dichters gesagt worden, das seien zwar keine Menschen, aber es seien heutige Norweger. Das ist die Entwickelung, die nach Jahrhunderten nationaler Unterdrückung das neue Selbstregiment diesem hochbegabten Volke gebracht hat.

Man kann die Belege für diesen Charakterzug freilich schon viel früher finden, gerade in dem früheren Mittelalter, in den Tagen des norwegischen Heldentums mit den Eroberungszügen von Irland bis Sizilien, Nordafrika und Kleinasien sind sie besonders stark ausgeprägt. Das Herrschergeschlecht des 872 geschaffenen nationalen Einheitsstaates will bei den örtlichen Magnaten keine Kriegsfahrzeuge leiden, da sie damit Raub betreiben würden; man schickt Sendboten aus, um diese Wickingerboote wegzunehmen. Was sagte der Häuptling, als du ihm sein Segel nahmst? fragt der König in der Halle der Hauptstadt Nidaros, des heutigen Drontheim. Er weinte, sagte der Bote triumphierend. So, weinte er? tönt eine Stimme, und der Kopf des Boten rollt dem König vor die Füße. Der hinter dem Boten unbemerkt eingetretene Häuptling hat das Schwert gezogen und den landesherrlichen Abgesandten getötet. Der Täter soll dafür mit dem Leben büßen nicht so sehr wegen der Bluttat, als weil er die Füße des Königs zum „Haublock" benutzt hat; zuletzt erbittet man das Leben des Häuptlings, der doch auch schwer gereizt worden sei. Gleich sehr leicht Blut und Tränen vergießen ist dieser nordeuropäischen Volksart eigen; bereits vor 60 Jahren hat Carl Marx diesen Charakterzug bei den Skandinaviern hervorgehoben. In einem Jugenddrama Björnsons läßt der siegreiche Held dem gefangenen Feinde die Rippen vom Rückgrat ablösen, was man damals einen Adler ritzen nannte; während der Ausführung dieser beliebten Hinrichtungsart philosophiert er gedankenvoll und weichmütig über den Charakter dieses seines Feindes wie über den eigenen. Man hat diesen Auftritt bei Björnson absurd gefunden, aber er ist geschichtlich durchaus richtig gesehen. Bekannt ist, wie noch am Schluß des 18. Jahrhunderts die norwegische Großbäuerin dem Gatten auf die Thingsversammlung das Totenhemd mitgab, für den Fall, daß ihm bei dem späteren Gelage ein freundnachbarliches Messer in die Rippen fahren sollte. Schon die norwegische Mythologie zeigt diesen grausam-leidenschaftlichen Zug. Die „Huldre" genannte Elfe dieses Landes ist ein wunderbar schönes Weib mit bezaubernd lieblicher Stimme, aber innerlich hohl und hinten mit einem Kuhschweif. Die eigentümliche Zusammensetzung des nationalen Wesens aus hochfliegendem Idealismus, selbstgefälliger Reflexion und ungebundener Genußsucht, ist ja auch von dem großen Magus Ibsen in seinen Dramen zum moralischen Hauptthema gemacht worden.

Auch die Schweden und die Dänen zeigen ähnliche Züge, und wenigstens die Geschichte des erstgenannten Volkes nimmt es ja an blutiger Romantik mit der jeder südeuropäischen

Nation auf; in ihrer Mischung von Heroentum und Verbrechen kann sie ja geradezu einzig genannt werden. Indes am frappantesten lassen sich die vorerwähnten Eigentümlichkeiten doch bei jenem norwegischen Volke wahrnehmen, das in der vorigen Generation literarisch und jetzt politisch unter den Nordeuropäern am meisten von sich reden gemacht hat.

Man könnte diese völkerpsychologische Einleitung zu einem staatspolitischen Thema etwas sehr weit ausgeholt finden. Indes der Charakter einer Nation und ihre politischen Handlungen bedingen sich gegenseitig, und somit kann man diese norwegische Besonderheit auch in den jüngsten dortigen Vorgängen wiedergespiegelt finden. Mit einmütiger Begeisterung hat man bei seinem am 28. Oktober erfolgten Rücktritt den Staatsmann gefeiert, der am 7. Juni 1905 die drei unfriedliche Menschenalter bestandene dynastische Union mit Schweden zur Auflösung gebracht hatte. Die Begeisterung war unzweifelhaft echt, und der Bergenser Schiffsreder Christian Michelsen wird dauernd zu den volkstümlichsten Gestalten der norwegischen Geschichte gehören. Aber dieselbe Nation stellte sich am 2. November unter die Gebietsgarantie der an Nordeuropa interessierten vier Großmächte Deutschland, Rußland, England und Frankreich; sie tat dies nicht nur freiwillig, sondern mit einer Art von tragikomisch wirkendem Hochgefühl. Die von Schweden angebotene volle Gleichberechtigung in der Union war dem stolzen Volke nicht genug gewesen; man rief das heroische Mittelalter an, und träumte von einer neuen norwegischen Heldenära. Jetzt steht man tatsächlich unter europäischer Vormundschaft, die wohl zunächst von London ausgeübt werden wird, solange nämlich Rußland nicht wieder erstarkt sein sollte. Das ist das Ende der stolzen Unabhängigkeitsbestrebungen. Mehr als das: Wenige Tage nach der enthusiastisch aufgenommenen Bekanntgabe des Garantievertrages haben in der Hauptstadt Massendemonstrationen antimilitaristischen Charakters stattgefunden; man befürchtete ihre Wiederholung in größerem Umfange. Der nationale Idealismus mit dem Kuhschweif. Ähnlich in der Poesie. Ibsen ist an dichterischem Tiefsinn in der Weltliteratur wenigstens seines Zeitalters unübertroffen, aber die „Christiania-Bohème“ bildet eine Spezialität der norwegischen Hauptstadt, die in dieser Art von literarischer Winkelexistenz in weit größeren Städten nicht vorgefunden wird, und die Publizisten der famosen Kopenhagener Skandalblätter rekrutieren sich vielfach aus Norwegen. Der Doppelzug dieses Volksnaturells tritt eben bei jedem Anlaß hervor. Wie bezeichnend ist im Peer Gynt die Art, wie der Held seine Mutter durch Betrug in den Himmel bringt. Ein in mehrerer Richtung typisches Werk sind Arne Garborgs vor bald zwei Dutzend Jahren erschienene Bauernstudenten; das Buch ist von tiefster Sympathie für die Leiden des sich mühsam emporringenden lateinischen Proletariats getragen, aber zugleich voll der bittersten Persiflage für die ganz verkehrte Auffassung der gebildeten Stände von dem Charakter der norwegischen breiteren Landbevölkerung. Dieser Edelbauer mit dem gedankenvollen, weichen Wesen und den schönen Augen, in denen „Geist träumt“, vertut in der hauptstädtischen Abiturientenpresse eiligst das vom väterlichen

Hofe mitgebrachte kleine Kapital und lebt später mit unübertroffener Gewandheit als großstädtischer Humbugmacher.

Wie wird sich in Zukunft die Geschichte dieser skandinavischen Nationen gestalten? Die Idee ihrer Einigung ist durch die beiden Vorgänge von 1905 und vom diesjährigen 2. November weiter zurückgeworfen worden, als sie es jemals war; rechten Bestand bei den Völkern hat sie nie gehabt. Was auf den interskandinavischen Arbeiterkongressen von dem Skandinavismus der breiten Schichten nach der Niederlage des Akademischen geredet worden ist, gehört lediglich in das Gebiet der politischen Phantasie; der schwedische Arbeiter findet weder in Norwegen noch vollends in Dänemark eine bevorzugt freundliche Behandlung. Die früher zwischen den drei Parlamenten ventilierten gemeinsame Neutralitätserklärung der drei Reiche aber ist natürlich völlig gegenstandslos geworden, seit Norwegen sich zum gemeinsamen Schutzgebiet der vorgenannten vier Großmächte hat erklären lassen. Die ihm verstattete Freiheit zum Abschluß ähnlicher Verträge mit den nordeuropäischen zwei Nachbarstaaten besitzt kaum mehr als theoretischen Wert und dürfte von Seiten der vier Vertragsmächte überwiegend als Verbeugung vor den Höfen von Stockholm und Kopenhagen aufzufassen sein; tatsächlich kann sie wenig Gewicht haben, schon weil Staaten im noch behaupteten Vollbesitz ihrer Souveränität mit solchen geminderter Selbstbestimmungsfähigkeit nicht leicht Verträge abschließen werden. Einstweilen hat in Dänemark der Radikalismus seine Stimme für die Nachahmung des norwegischen Beispieles gegenüber den Großmächten erhoben, für die indes der Kopenhagener Hof schwerer zu haben sein dürfte als der von Christiania; in dieser Hinsicht besteht sicher zwischen dem Vater Friedrich VIII. und dem Sohn Haakon VII. die denkbarst geringe Übereinstimmung. Man könnte dabei an fortdauernden Gegensatz gegen jenen deutschen Nachbarn denken, der das noch immer in Chauvinistenkreisen heiß beweinte Schleswig besitzt; Kenner der Kopenhagener Verhältnisse suchen indes den Gegenstand der Abneigung in einer anderen der in Betracht kommenden vier Hauptstädte als gerade in Berlin; welche damit gemeint ist, mag hier für jetzt ungesagt bleiben. Die endgültige Beruhigung des dänischen Hofes bei der jetzigen Grenze an der Königsau ist ja in dem deutsch-dänischen Vertrag vom 11. Januar dieses Jahres zutage getreten, wobei der vollständige moralische Verzicht auf den rechtlich seit 29 Jahren beseitigten schleswigschen Vorbehalt in dem preußisch-östrereichischen Frieden von 1866 wiederholt konstatiert worden ist; die Gegner seiner politischen Unabhängigkeit sucht man am Öresund gegebenen Falles wo anders als in südlicher Richtung. Das dritte und nach den Verhältnissen erste dieser nordeuropäischen Reiche aber, Schweden, wird sich niemals unter auswärtige Garantie stellen lassen; darüber sind dort sämtliche Parteien einig; man will sich selber leben und ist zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit aus eigener Kraft unbedingt entschlossen, wie man sich denn auch wohl mit Recht dazu völlig imstande glaubt. Die kriegerische Vergangenheit dieses geschichtsstolzen Volkes spricht jedenfalls für jene Annahme, und mindestens von den nordeuropäischen Brüdern würde man sich keinen tatkräftigen Bei-

stand versprechen, würde selbst dort deren militärische Leistung höher eingeschätzt als dies der Fall ist. Über die Norweger als Nation hat man östlich des Kjölengebirges bei aller Anerkennung ihrer geistigen Befähigung stets die Achseln gezuckt, zweifellos stark übertrieben, das Wohlwollen aber hat natürlich durch den Vorgang von 1905 nicht gesteigert werden können, und noch weniger durch die als hinterhaltig betrachtete jüngste Wendung. In Dänemark aber machte sich nach dem norwegischen Handstreich vom 7. Juni 1905 die Schadenfreude gegenüber dem bisher beneideten Schweden mit so elementarer Gewalt Luft, daß trotz der nachträglichen Beschönigungen der Eindruck bei dem östlichen Nachbarn noch lange nicht verwischt ist und es wenigstens in diesem Menschenalter kaum mehr wird. Die bisher wirtschaftlich nach Kopenhagen gravitierenden südschwedischen Provinzen antworteten mit dem geschäftlichen Boykott des nordischen Athens, das den behäbigen und lebensfrohen Besuch von jenseits des Öresundes empfindlich zu vermissen bekam. Sogar die wissenschaftliche und gesellige Gemeinschaft hat ernstlichen Schaden genommen. In dem südschwedischen Land sollte um Ostern 1905 ein skandinavischer Historikerkongreß tagen; die Norweger blieben in corpore fort und aus sehr verkehrt angebrachter Rücksicht auf diese bei weitem die meisten Dänen gleichfalls; noch vor Pfingsten hatte in dem mehr erwähnten norwegischen Handstreich gegen die Union das Rätsel seine Lösung gefunden. Die späteren dänischen Ausgleichsversuche auf diesem Gebiet sind ergebnislos geblieben, und erst der verwichene Sommer hat z. B. die Auflösung des interskandinavischen Sportvereins gebracht.

Man kann diese innere Zerklüftung des europäischen Nordens beklagen. Wer die Krankheiten des Erdteils kennt, weiß, was für diesen ein einiges Skandinavien bedeuten würde, schrieb in den vierziger Jahren der übrigens keineswegs dänenfreundliche F. C. Dahlmann. Wie E. M. Arndt war der spätere Bonner Geschichtslehrer der an Deutschlands Wiederaufrichtung so wesentlich beteiligten Fürstengeneration, der Kaiser Friedrich, König Albert, Großherzog Friedrich usw., als schwedischer Staatsangehöriger geboren, jener auf Rügen, dieser in Wismar; . . gerade diese in gewissem Sinne ausländischen Gelehrten haben zu den geistigen Haupt-Vorarbeitern unseres nationalen Erneuerungsprozesses gehört. Merkwürdig war, daß beide zeitlebens für Schweden eine Vorliebe behalten und betätigt haben, die man den aus dänischen Verhältnissen nach Deutschland übergetretenen Politikern für die ursprüngliche Heimat selten hat nachsagen wollen. Aber mit jener tiefen inneren Spaltung in dem Leben der nordeuropäischen Völker wird die Politik der Großmächte wohl länger zu rechnen haben. Diese Politik hat an der bezeichneten Stelle in gewisser Hinsicht eine Gewichtsverschiebung erfahren. Man hat wohl früher von einer Whistpartie gesprochen, in der sich Deutschland und Schweden, Rußland und Dänemark als Partner gegenübersäßen. Mit Norwegen in wirklichem Einvernehmen wäre Schweden natürlich ein Dänemark bei weitem überwiegender Faktor gewesen. Der seit 1814 niemals abreißende schwedisch-norwegische Unionsstreit schwächte dieses Gewicht und konnte hie und da fast als Neutralisierung dieses Faktors betrachtet

werden. Jetzt ist dieser Gegensatz gelöst, und trotz fortdauernder Abneigung kann man kaum mehr von der Schwächung der schwedischen Macht durch die norwegische Nachbarschaft sprechen; dieses Land ist doch eben in gewissem Sinne neutralisiert und hat sich für aggressive Politik einigermaßen die Hände gebunden. Insoweit konnten die norwegischen Vorgänge dem schwedischen Nachbarn gewissermaßen willkommen sein, und in der Tat wurde dort die dynastische Abtrennung Norwegens vielfach als Gewinn und besonders als Erleichterung empfunden, nur daß man freilich die Art der Lösung anders gewünscht hätte. Im übrigen war man daran vielleicht auch nicht ganz ohne Mitschuld gewesen. Der Wille zur vollen unionspolitischen Gleichstellung Norwegens war in Schweden erklärt und wirklich vorhanden. Aber man verfolgte dabei eine gewisse zaudernde Taktik, die von seiten des konservativen Ministeriums Boström vielleicht nicht einmal so sehr den Norwegern galt wie den auf den Abschluß drängenden liberalen Führern des eigenen Landes; darüber riß westlich des Kjölens der niemals lang gewesene Geduldsfaden endgültig. Den Schweden ist gelegentlich ein gewisser ironischer Gleichmut in Behandlung der staatlichen Angelegenheiten nachgesagt werden, und der hohe wirtschaftliche Aufschwung der Nation hat diesen Zug behaglicher Lässigkeit zeitweise wohl noch gesteigert; die Hinauszögerung der norwegischen Angelegenheit aus innerpolitischen Gesichtspunkten wäre davon ein Beleg gewesen und hätte sich somit allerdings bestraft. Unverkennbar aber hat diese Erfahrung in dem bedeutendsten der drei skandinavischen Länder den politischen Ernst beträchtlich gesteigert, und der Entschluß zur Aufrechterhaltung der eigenen Selbständigkeit geht überwiegend Hand in Hand mit dem Wunsch nach weiterer Annäherung an das Deutsche Reich, der ja auch in dem jüngst abgeschlossenen Vertrag über die künftige Fährlinie Trelleborg-Saßnitz seinen Ausdruck gefunden hat. Die wesentlich gebesserten deutschen Beziehungen zu Rußland und daneben zu Dänemark haben ja die vorerwähnte Wistkonstellation in gewissem Sinne verschoben, aber zweifellos besitzt unsere Nation nirgends in Nordeuropa aufrichtigere Freunde als bei dem Volk, dessen mittelalterliche Städtebildung rein deutsch war und dessen dichterisch vielfach verherrlichte nationale Heldenzeit eine ganze Reihe deutscher Namen zeigt. Ohne jede konfessionelle Parteinahme kann man sagen, daß auch die neuliche Gedenkfeier zu Ehren Gustav Adolfs auf dem Lützener Schlachtfelde von dieser Sympathie wieder Zeugnis gegeben hat.

Das Vorstehende ist nicht im Sinn einseitiger Parteinahme für die Schweden gegen die Norweger geschrieben worden. Das letztgenannte Volk hat sich in der europäischen Kultur einen unentreißbaren Ehrenplatz gesichert, und die hohen sittlichen Eigenschaften jener Nation werden von den deutschen Besuchern überwiegend sehr gepriesen. In jener Nation findet sich noch sehr viel unverbrauchte Kraft, und wenn das städtische Leben diesem Bauernvolk zunächst moralisch nur zweifelhaft zu bekommen scheint, dann ist diese Erscheinung früher an vielen, jetzt sozialpolitisch blühenden Nationen beobachtet worden; vielleicht ist sie überhaupt ein unvermeidliches Übergangsstadium im Leben

zum mindesten der germanischen Völker. Wohl aber habe ich hier nach meinem Teil jener einseitigen Bevorzugung der Norweger vor den Schweden entgegentreten wollen, die mehrfach bei uns zum Vorschein gekommen ist und die dank subjektiv völlig berechtigter propagandistischer Geschicklichkeit des ersteren Volkes hier und da die Beurteilung der Vorgänge von 1905 entschieden beeinflußt hat. Zu solcher Bevorzugung ist wenigstens politisch kein Anlaß erkennbar, und touristische Sympathien sollten doch auf die staatlichen Interessen keine Einwirkung üben. Norwegen ist für die nächste absehbare Zeit tatsächlich englisches Schutzgebiet, Schweden eine international völlig unabhängige Macht zweiten Ranges von erklärter Sympathie für eine Interessengemeinschaft mit Deutschland. Die Politik ist die Geographie, hat der große Korse einmal gesagt; ich glaube, ein Blick auf die Landkarte kann Deutschland lehren, wo im Norden seine Interessen den besten Stützpunkt finden.

---

# Zwei südslawische Volksballaden.

Ins Deutsche übertragen und eingeleitet

von

Victor Tausk.

Nach ihrer nationalen Zugehörigkeit scheiden wir die Poesien der Südslawen in serbische, kroatische und mohammedanische. Das Mohammedanertum ist natürlich eine konfessionelle, keine nationale Bestimmung. Es erscheint aber infolge der religiös bestimmten Sitten, Gebräuche und Lebensanschauungen, die im Sinne des Islam eine unüberwindliche Energie der Isolierung gegen alles umgebende Volkstum entwickelten, als nationales Element und will auch richtig als solches genommen werden. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten ist eine Loslösung des nationalen Bewußtseins der südslawischen Mohammedaner vom religiösen zu verzeichnen, und zwar sowohl nach der serbischen wie auch nach der kroatischen Seite hin.

Auf dieser ethnischen Basis zerfällt die ganze südslawische Volkspoesie (mit Ausschluß der prosaischen Dichtung) in zwei große Gruppen: in die weiblichen und die männlichen oder Heldenlieder. Die ersten sind überwiegend lyrischer, die zweiten vorwiegend epischer Natur. Beide ergeben in ihren letzten Ausläufern den Mischtypus Ballade, d. h. die Aufarbeitung eines auf eine Begebenheit begrenzten poetischen Stoffes, dessen Träger ihre Gefühle — wie im Drama — mit Ausschluß der Reflexion des Dichters zum Ausdruck bringen. In der Ballade schöpft die Handlung ihre Bewegungskraft aus inneren, psychologischen Motiven, und darum gibt diese poetische Form die Möglichkeit einer Selbstgestaltung und eines organischen Empor-

wachsens des figuralen Materials innerhalb einer, durch den poetischen Zweck der Handlung gebannten Grenze. In der Richtung des lyrischen Pols verliert sich die Handlung allmählich, während sich zum epischen Pol hin die Reflexion und der Gestaltungswille des Dichters an die Stelle der Ausdrucksarbeit der handelnden Personen drängt. Und so finden wir als lyrischen Grenztypus das schemenhafte, pointenlose Festhalten einer Empfindung um ihrer selbst willen, während das eigentliche Heldenlied mit ausführlicher Breite äußerliche Begebenheiten in den äußeren Formen ihres Geschehens chronologisch aneinanderreiht und als einziges Geheimnis dem Leser nur das übrig läßt, was der Dichter nicht schildern wollte oder nicht zu schildern wußte, nicht aber das, was der Dichter selbst als Geheimnis, als unaufgelöstes Stück Chaos der urweltlichen Zusammenhänge empfinden mußte.

Die beiden folgenden Gedichte geben zwei Grenztypen der weiblichen und der männlichen Volkslieder der Südslawen. Es ist, nach der vorhergehenden Charakterisierung, nicht schwer zu erkennen, daß „die Leiden und die Rache der Rizabegovica“ aus der lyrischen, „die Hochzeit des Königs von Budim“ *) aus der epischen Gruppe stammt. Menschlicher und reiner auf das Erlebensmoment gestellt, losgelöster von aller historischen Beschreibung, ist kaum ein Lied in der südslawischen Volkspoesie, wie das von der Rizabegovica. Es ist ein mohammedanisches Frauenlied, ein weibliches Lied. Die „Hochzeit des Königs von Budim“ gehört zum Kreis der Gesänge über die unglückliche Schlacht am Amselfelde (1389), in der die Serben ihre nationale Freiheit an die Türken eingebüßt haben, um sie erst wieder zu Anfang des 19. Jahrhunderts zurückzugewinnen. Das Lied wurde zwar in Dalmazien, auf kroatischem Boden verzeichnet, ist jedoch fraglos serbischer Provenienz.

---

## Die Leiden und die Rache der Rizabegovica.

Aus der mohammedanischen Liedersammlung des Mehmed Dželaluddin Kurt.

Heiße Sonne, ist's noch früh am Tage?
Lang' ich noch nach Zagorje zum Tale
Und zu Rizabeg,**) dem kranken Cengić?
Seine Mutter steht zu seinen Häupten,
Seine Gattin steht zu seinen Füßen,
Und sie lacht zum Schmerz der alten Mutter.

---

*) Budim = die Stadt Ofen in Ungarn bei Pest, daher Buda-Pest.

**) Rizabeg, der Beg Riza. Die herrschaftlichen Anreden Beg und Aga, (etwa Marquis und Baron,) werden den Vornamen angehängt und mit diesen in untrennbarer Verbindung gebraucht. Durch Anhängen der Endungen „ovica“ oder „inica“ an den männlichen Vornamen wird die Anrede für die Gattin gebildet. Also: Rizabegovica, die Gattin des Rizabeg, Omeraginica, die Gattin des Omeraga.

Und zur Gattin zornig spricht der Kranke:
„Warum lachst du? Daß zu Stein du würdest!
Scheint es dir, daß ich gesunden werde,
Oder lachst du ob des nahen Todes?“
Und es spricht die Rizabegovica:
„Seh ich gut, so wirst du nicht genesen,
Rizabeg, ich sehe, du wirst sterben!
Darum lach' ich, Rizabeg, mein Gatte!
Denkst du noch, wie ich als Braut gekommen
Und das viele Gut ins Haus dir brachte?
Damals nahmst du froh mich aus dem Sattel,
Trugst mich froh in deine Burg, die hohe.
An der Schwelle grüßt' uns deine Mutter
Und so sprach sie, deine liebe Mutter:
‚Wahrlich, Sohn, du hast ein schönes Mädchen,
Ohne Fehl ist sie und ohne Tadel,
Doch sie trägt ein Kindlein unterm Gürtel!‘
Denkst du's, Beg, o du mein Feind, du schlimmster,
Wie du zu den Brüdern heim mich schicktest
Und die Brüder mir die Tür verschlossen
Und mir höhnend diese Worte riefen:
‚Tote kehren nicht aus ihrem Grabe,
Mädchen nicht vom Hofe ihres Freiers!‘
Und zurück zu deinem Hofe mußt' ich.
Denkst du's, Beg, o du mein Feind, du schlimmster,
Wie auch du die Tore mir verschlossen
Und ein Zelt mir vor den Toren spanntest.
Und neun Monde banntest du im Zelte
Vor den Toren mich wie eine Seuche.
Fruchtlos war des Kindes Frist verstrichen,
Und du nahmst mich in dein Schloß, das weiße.
Neun der Jahre teilte ich dein Lager,
Und neun Töchter reiften mir im Schoße.
Als zum zehntenmal das Jahr sich neute,
Gab der zehnten Tochter ich das Leben.
Und du jagtest zornig mich vom Hofe,*)
Stießest mich in Winterfrost und Wetter,

*) Nur Töchter gebären bedeutet bei den Mohammedanern Fluch und Unsegen.

Da der Schnee dem Roß zum Bügel reichte
Und zum Gürtel einem schlanken Manne.
In dem Schnee, da stand ich mit dem Kinde.
Es verreckte, und mir sprang mein Herze!
Gebe Gott, des Allgewalt zu geben,
Daß ich röchelnd dich im Tode sähe.
Hei, ich möchte wild im Kolo *) tanzen,
Hand in Hand mit allen meinen Töchtern,
Und ich möchte wild im Kolo jauchzen:
Herr im Himmel, Dank, daß du erlöstest
Mich vom Rizabeg und seiner Mutter!"
Und der Beg verreckt bei diesen Worten,
Es verreckt, als sie es sah, die Mutter.

Hei, wie freute sich die Begovica!

---

## Die Hochzeit des Königs von Budim.

Aus der Sammlung der „Matica Hrvatska", verzeichnet von Kata Murat auf Luka, auf der Insel Šipan in Dalmazien.

Waffen rüstet von Budim der König,
Sendet Heere nach dem Amselfelde.
Sekul Banović ist im Gefolge.
Sekul sprach zu seiner jungen Schwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester!
In die Schlacht zum Amselfelde zieh ich.
Hüte, Schwester, meine Burg, die weiße,
In der Burg die ungeheuren Schätze.
Sollst das Burgtor keinem andern öffnen
Als nur Sekul, deinem lieben Bruder.
Laß ihn dir zwei goldne Ringe weisen
Mit den beiden eingeritzten Namen:
Schöne Mara steht auf einem Ringe,
Sekul Banović steht auf dem andern."
Unbemerkt erlauschte diese Worte
Frevlen Sinnes von Budim der König.
Und er wollte das Geheimnis nutzen,
Um das schöne Mädchen zu umarmen.
Nach dem Amselfelde zog der König,
Lagerte in seinen seidnen Zelten.
Und auch Sekul spannte seine Zelte
Und begann dann roten Wein zu zechen.
Doch der König mochte gar nicht trinken,
Denn von Unmut war sein Herz befangen.
Unstät maß er stets dieselbe Strecke
Auf und ab am weiten Amselfelde.
Sekul rief dem König zu die Worte:
„Lichter König, teuerer Gebieter!
Warum schmähst den Wein du und den Branntwein?
Hat am Ende gar dich Furcht befallen
Vor des Sultans ungläubigen Mannen?

*) Kolo, südslawischer Tanz.

Fürchte nichts, mein edler Herr und König.
Gott mit uns! Wir schlagen noch die Türken!“
Drauf erwiderte der lichte König:
„Sekul, du mein lieber treuer Diener!
Ach, ich fürchte nicht das Heer der Türken,
Denn so Gott will und die Mutter Gottes
Werden wir der Türken Heer besiegen.
Andrer Gram ist's, der mein Herz ergriffen:
Unter meines Bettes weichen Kissen
Hab daheim die Schlüssel ich vergessen,
Die das Schloß von meinem Schatzschrank meistern.
Und die Knechte und die Mägde werden
Unterm Kissen leicht die Schlüssel finden,
Wenn für mich das Lager sie bereiten,
Und sie werden meine Schätze rauben
Und aus meiner weißen Burg entfliehen!
Hör die Bitte, du mein treuer Diener:
Darf ich deiner tapfern Treue trauen,
Daß inzwischen auf mein Heer du achtest,
Bis von meiner weißen Burg ich komme,
Und die Schlüssel mir vom Schatzschrank hole?“
Sekul drauf erwiderte dem König:
„Geh beruhigt, lieber Herr und König!
Darfst mir wahrlich trauen wie dir selber,
Will dein Heer am Schlachtfeld wohl behüten.“
Als der König dieses Wort vernommen,
Sprang vom Boden leicht er auf die Füße,
Nahm den Rücken eines guten Rosses,
Stieß dem Roß die Sporen in die Weichen,
Daß es flog wie eine leichte Schwalbe.
Ach, der Bube, von Budim der König
Ließ sein Heer am Amselfelde schmählich,
Und vom Schlachtfeld ging er ohne Schwertstreich.
Nicht zu Budims Burgen ging der König,
Ging zum Laden eines jungen Goldschmieds.
Als des Goldschmieds Laden er gefunden,
Sprach der König zu dem jungen Goldsschmied:
„Höre, Goldschmied, du mein lieber Bruder!
Schmiede mir zwei gute goldne Ringe,
In die Ringe ritze mir zwei Namen,
Sekul Banović der eine Name
Und der andre lautet Schöne Mara.
Und bei Gott, ich will dir's fürstlich lohnen.“
Als der Goldschmied dieses Wort vernommen,
Schmiedet er zwei gute goldne Ringe,
Schmückt sie mit den beiden edlen Namen.
Reichen Lohn erhält er dann vom König.
Und der König gibt dem Roß die Sporen,
Nimmt den Weg zu Sekuls weißen Burgen,
Kommt zur Burg zur mitternächt'gen Stunde,
Zu der tauben, unbewußten Stunde.
Und er schlägt dem Tore auf die Pfosten,
Und er ruft nach Sekuls schöner Schwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester!
Liebe Schwester, öffne mir die Tore!
Ei, wie hast du mich zur Schlacht gerüstet?
Hast die scharfen Pfeile mir vergessen!
Liebe Schwester, öffne mir die Tore,
Daß ich meine scharfen Pfeile nehme!
Ohne Pfeile kann ich nicht zum Schlachtfeld.
Sah man je den Krieger ohne Pfeile?
Käm ich ohne Pfeile nach dem Schlachtfeld
Wär's ein Spott und Lachen ohne Ende,
Und dann weiß ich, daß ich fallen müßte!“
Da erwidert aus der Burg das Mädchen:
“Fremder Bursche, gehe deiner Wege!
Führst die Sprache meines Bruders Sekul
Ohne meines Bruders edle Stimme!“
Da erwiderte ihr schnell der König:
„Liebe Schwester, öffne mir die Tore!

Meiner Stimme Klang ist wohl ein andrer,
Doch begründet und mit rechten Dingen,
Denn ich hab mein Roß gar schnell geritten
Und jetzt bin ich gar erschöpft und müde.
Wenn du mir nicht traust, o liebe Schwester,
Ei, dann öffne doch dein hohes Fenster
Und ich werf' dir zu die beiden Ringe
Mit den beiden eingeritzten Namen!"
Als die Schöne dieses Wort vernommen,
Öffnete sie schnell das hohe Fenster.
Und der König warf ihr zu die Ringe,
Und sie fing sie auf mit ihren Händen,
Und sie las die eingeritzten Namen.
Munter eilte sie hinab die Stufen,
Öffnete das Burgtor dann geschwinde.
Eilends trat der König durch das Burgtor.
Da erblickte Sekuls schöne Schwester
Einen unbekannten jungen Helden,
Einen fremden Helden, nicht den Bruder,
Und sie floh erschrocken in die Kammer.
Es verfolgt der König sie von Budim.
Angstvoll schrie des Sekuls schöne Schwester
Und sie rief nach Andja, ihrer Sklavin:
„Eile, Andja, meine liebe Sklavin!
Schmachvoll hat ein Held die Schlacht verlassen,
Ehr' und Sitte hat er schnöd' geschändet
Um ein junges Mädchen zu betrügen!
Komm zu Hilfe, meine junge Sklavin,
Dulde nicht, daß mich der Held umarme!"
Als die Sklavin diesen Ruf vernommen,
Eilte sie zur Herrin in die Kammer.
Doch der König drohte mit dem Schwerte.
Andja, furchtsam gleich wie alle Frauen,
Floh erschrocken aus der Herrin Kammer.
Und der König zwang die schöne Mara,
Und er küßte ihr das weiße Antlitz.
Traurig war's, das Mädchen anzuschauen,
Wie sie jammerte und kläglich weinte
Und sich selbst ins Antlitz schlug verzweifelt.
Doch der König suchte sie zu trösten:
„Weine nicht, du liebe, gute Seele,
Schlage nicht dein liebes, weißes Antlitz,
Traure nicht, weil ich dein Antlitz küßte!
Nicht verraten wird dein Leib die Liebe!
Zum allmächt'gen Gotte sollst du beten,
Daß am Amselfeld ich Sieger bleibe,
Daß ich heil das Amselfeld verlasse,
Und ich geb dir Ehr und Wort zum Pfande,
Daß du meine Gattin wirst vor allen!"
Da erwiderte das schöne Mädchen:
„Nun bei Gott, du tapfrer, junger Falke,
Wenn du Ehre mir und Wort verpfändest,
Daß du mich zur Gattin wählst vor allen,
Sag mir redlich, ohne Falsch und Lüge,
Welchen Stamms du bist und welcher Sippe,
Und die Vaterstadt, der du entsprungen,
Daß ich wüßte, du mein lieber Falke,
Welcher Held die Unschuld mir genommen!"
Drauf erwiderte der lichte König:
„Nein, mein Lieb, das will ich dir nicht sagen,
Ob ich's gleich dir gerne sagen möchte,
Du mein Mädchen, du mein Herz und Seele.
Denn ich will nicht, wenn im Feld ich falle,
Daß du trauern sollst um mich und weinen!"
Und dann ging der König nach dem Schlachtfeld,
Spannt am Schlachtfeld seine seidnen Zelte,
Zecht im Zelte kühlen roten Weines,
Pflegt der Ruhe bis zum dritten Tage.
Als das dritte Morgenrot ergraute,
Da begann das ungeheure Schlachten,
Und drei Tage lang blieb keiner Sieger.
Doch zum Morgenrot des vierten Tages
Schwang der Sultan siegreich seine Fahne.
Hei! sie hätten nie die Schlacht gewonnen,

Wäre nicht Vuk Branković*) gewesen,
Seinem Namen Fluch und seinem Stamme
Und im Grabe seinen bleichen Knochen!
Denn er hat das Bruderheer verraten,
Ging hinüber zum verfluchten Sultan.
Seine Seele möge Gott nicht sehen!
Welche Tausende sind hier gefallen!
Weniger der Türken als der Christen.
Eilig fliehet nach Budim der König,
Eilig flieht der junge Recke Sekul
Und er geht zu seiner schlanken Feste.
Schon von fern erblickte ihn die Schwester,
Eilig ging dem Bruder sie entgegen.
Sekul wirft der Schwester zu die Zügel,
Und sie führt das gute Roß am Zügel,
Also spricht sie dann zu ihrem Bruder:
„Sei willkommen, du mein lieber Bruder!
Bist du froh mir und gesund gekommen?
Sind viel Helden aus des Königs Heere
Auf dem blut'gen Amselfeld geblieben?"
Sekul ließ den schwarzen Schnurrbart hängen.
Also sprach er mürrisch zu der Schwester:
„Schöne Mara, meine liebe Schwester,
Bin gesund, doch freudig nicht gekommen.
Denn zwei Könige sind uns verloren,
Arg verwüstet hat der Tod die Heere.
Von Budim der König ist geflohen
Mit den wunden, müden Überresten
Seines großen und gewalt'gen Heeres,
Und der Flücht'gen Hälfte starb am Wege.
Auch ich hatte schwere Not, zu fliehen."
Als die Schwester diese Kunde hörte,
Ward ihr schwer und elend in der Seele,
Doch sie ließ den Bruder es nicht merken.
Wenig Monde gingen noch vorüber,
Da erschienen viele junge Freier,
Helden strömten zu von allen Seiten
Und sie freiten Sekuls Schwester Mara.
Mara mochte keinem sich versprechen.
Sprach der Bruder Sekul zu der Schwester:
„Warum weisest du von dir die Freier?
Liebe Schwester, auch ich möchte freien,
Und ich mag nicht ohne Ende warten,
Bis du, Schwester, deine Wahl getroffen."*)
Sprach zu Sekul seine Schwester Mara:
„Freie, Bruder, führe heim ein Mädchen,
Nimm ein Weib, um mich sei ohne Sorge.
Niemals werde Gattin ich noch Mutter.
Denkst du noch der Schlacht am Amselfelde?
Damals hab' gelobt ich und geschworen
So Gott will und Gottes heil'ge Mutter
Daß du heil vom Amselfeld zurückkehrst,
Will ich niemals einem Mann gehören."
Als der Schwester Rede er vernommen,
Brachte Sekul nach der Burg ein Mädchen,
Machte es zu seinem Eheweibe.
Bald begann die Schwägerin zu tadeln:
„Liebe Mara, willst du ledig bleiben,
Oder hast du in der Burg des Bruders
Eine Liebe, die dein Herz gebunden?"
Mara sprach zur Schwägerin, der jungen:
„Schwägerin, du junger, roter Apfel!
Ich bin frei, bin nicht durch Lieb gebunden,
Meine Fessel nur ist ein Gelöbnis.
Als zum Amselfelde Sekul auszog,
Hab gelobt ich fest und treu geschworen,
Wenn besiegt der Feind vom Schlachtfeld weichet
Oder heil wenn Sekul mir zurückkehrt,
Will ich niemals einem Mann gehören."
Viele Helden zogen so von dannen,

*) Vuk Branković, eine historische Persönlichkeit. Seinem Verrat schreiben die Serben ihre Niederlage zu.

*) Die Sitte, daß sich die Söhne nicht verheiraten, wenn heiratsfähige ledige Töchter da sind, gilt im allgemeinen bei den Südslawen, wird aber nicht sehr streng befolgt.

Und die Kunde kam zu Budims König.
Sprach der König dann zu seiner Mutter:
„Meine Mutter, schmücke dich aufs beste,
Zieh nach Slovinj zu den schlanken Burgen,
Zu Banović Sekuls weißem Schlosse,
Freie mir zum Weibe Sekuls Schwester.
So Gott will, nimmt sie mich doch zum Manne.“
Als die alte Mutter dieses hörte,
Freute sie sich wahrlich und vom Herzen,
Daß ihr Sohn ein armes Mädchen freie,
Und sie schmückte freudig sich aufs beste,
Zog zum Schloß des jungen Helden Sekul.
Als zur Burg sie nah herangekommen,
Sah vom Fenster sie das junge Mädchen.
Mara eilt der Königin entgegen
Und verbeugt sich bis zum seidnen Gürtel,
Küßt die rechte Hand der greisen Mutter
Und geleitet sie zum weißen Schlosse,
Setzt sie dann zur reichgedeckten Tafel,
Also sprach die Königin von Budim:
„Meine Tochter, hold ist dir das Schicksal!
Sieh, ich komm beim Bruder dich zu freien
Für Budims erlauchten, großen König,
Für den König, der mein lieber Sohn ist.“
Als das Mädchen solche Rede hörte,
Flossen Tränen über ihre Wangen,
Ging dann still in ihre weiße Stube
Und besah im Spiegel ihre Wangen.
Sprach dann bitter weinend zu sich selber:
„Ei, wie bist du schön, mein weißes Antlitz!
Doch was soll's, wenn du doch schon geküßt bist!
Möge Gott den jungen Helden strafen,
Der das weiße Antlitz mir geküßt hat!
Dem ich solches Mißgeschick verdanke,
Seine Seele möge Gott nicht sehen.“
Dies vernahm die Königin von Budim
Und sie sagte zu dem jungen Mädchen:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Tochter sag' ich, als ob du es wärest!
Sag' mir redlich, ohne Falsch und Lüge,
Wer dein weißes Antlitz je geküßt hat.“
Also sprach darauf das schöne Mädchen:
„Wohl, ich will dir redlich alles sagen,
Wenn auf Treu und Glauben du dich bindest,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten,
Daß es auch dein lieber Sohn nicht wisse!
Denn wenn dies mein Bruder Sekul wüßte,
Schlüg' er mir gewiß den Kopf vom Nacken.“
Drauf erwiderte die greise Mutter:
„Sprich, erzähle, meine liebe Tochter,
Und ich gebe dir mein Wort zum Pfande,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten.“
Also sprach darauf das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin!
Denkst du noch der Schlacht am Amselfelde?
Aus dem Heer des Königs, deines Sohnes,
Hat ein junger Held sich fortgestohlen,
Um mich armes Mädchen zu betrügen,
Und er hat geküßt mein weißes Antlitz.
Wort und Ehre gab er mir zum Pfande,
Daß zur Gattin er mich wählen werde,
Wenn er heil vom Amselfeld zurückkehrt.
Wer er sei, woher, und welchen Stammes,
Dieses wollt' der Held mir nicht verraten,
Daß, wenn er am Amselfelde fiele,
Ich nicht trauern müßt' um ihn und weinen.
Und nun weiß ich nicht, o liebe Herrin,
Ob lebendig er, ob er gefallen,
Ob ein ander Weib er schon genommen.“
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Hast empfangen du die Frucht der Liebe?
Hast dem Fremden du ein Kind geboren?“
Drauf erwiderte das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin,

Nicht verraten hat mein Leib die Liebe,
Und ich habe auch kein Kind geboren."
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Wo kein Kind, da war auch keine Liebe!
Werde meines lieben Sohnes Gattin."
Drauf erwiderte das schöne Mädchen:
„Königin, du meine liebe Herrin,
Schmählich ist ein Held und gar verächtlich,
Der nicht wüßte, ob ein Mädchen schuldig.
Niemals werd' ich eines Mannes Gattin.
Grüße mir den König, deinen Sprossen.
Wider ihn kein frevles Spiel ich spiele.
Sage ihm, mich binde ein Gelöbnis,
Das getan ich, als zum Amselfelde
Ich den Bruder Sekul hab' gerüstet:
Daß ich keines Mannes Gattin werde,
Wenn vom Amselfeld er heil zurückkehrt
Oder wenn besiegt die Feinde weichen.
Nein, ich bleibe in der Burg des Bruders,
Bruder will und Schwägerin ich warten."
Als die Königin das Wort vernommen
Zog sie heim zu Budims weißen Burgen.
Schon von fern erblickte sie der König
Und er eilte freudig ihr entgegen.
Also sprach er dann zu seiner Mutter:
„Sei willkommen, meine liebe Mutter.
Hast du mir gefreit das liebe Mädchen?"
Zum erlauchten König sprach die Mutter:
„Liebes Kind, du mein erlauchter König,
Nicht gewinnen konnt' ich dir das Mädchen.
Viele Grüße sendet dir die Schöne
Und sie läßt zum Gruße dir berichten,
Daß kein frevles Spiel mit dir sie spiele.
Ein Gelöbnis ist es, das sie bindet,
Das getan sie, als zum Amselfelde
Sie den Bruder für die Schlacht gerüstet:
Wenn er heimkehrt heil vom Amselfelde
Wird sie niemals eines Mannes Gattin."

Als die greise Mutter er vernommen,
Lacht der König laut aus voller Kehle
Und er sprach zu seiner lieben Mutter:
„Närrisch ist das Mädchen, liebe Mutter.
Wartet lieber Schwägerin und Bruder
Als daß selbst sie einen Herd sich gründe,
Königin zu werden über Budim
Und von Budim Königin zu heißen!"
Drauf erwiderte die greise Mutter:
„Lieber Sohn, du mein erlauchter König,
Gerne möcht' ich etwas dir erzählen,
Wenn auf Treu und Glauben du dich bindest,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten.
Darfst es auch dem Sekul nicht verraten,
Denn wenn dies der Bruder Sekul wüßte,
Schlüg' der Schwester er den Kopf vom Nacken."
Zu der Mutter sprach darauf der König:
„Sprich, erzähle, meine liebe Mutter,
Und ich gebe dir mein Wort zum Pfande,
Neunmal schwör ich's und versprech es neunmal,
Daß geheim es bleibt und nicht verraten.
Und auch Sekul soll es nicht erkunden."
Als die Mutter dieses Wort vernommen,
Da erzählte sie die ganze Wahrheit.
Und aus voller Kehle lacht der König,
Sprach darauf zu seiner greisen Mutter:
„Königin, du meine liebe Mutter,
Ei, ich selber war's, der sie betrogen.
Ich war's, der ihr weißes Antlitz küßte.
Geh und nimm die edelsten Geschenke,
Bring sie meiner Braut, dem edlen Mädchen,
Bring ihr meinen Gruß und meine Worte:
Daß ich mich vom Schlachtfeld weggeschlichen,
Um das schöne Mädchen zu umarmen,
Und daß ich geküßt ihr weißes Antlitz.
Doch zum Sonntag soll sie mich erwarten,

Denn ich komme mit den Hochzeitsgästen."
Als die Königin das Wort vernommen,
Öffnet sie die schöngeschnitzten Truhen,
Wählt Geschenke für die Braut des Sohnes,
Und sie rüstet zur erneuten Reise.
Als zu Sekuls Burgen sie gekommen,
Sah vom Fenster sie das junge Mädchen,
Eilt der greisen Königin entgegen,
Und verbeugt sich bis zum seidnen Gürtel,
Küßt die rechte Hand der greisen Mutter
Und begann zur Königin zu sprechen:
„Sei willkommen, meine liebe Herrin,
Goldne Krone, heller Morgenstern!
Warum nahmst zur mühevollen Reise
Du erneut den Weg zu meinem Schlosse?"
Sprach darauf die Königin von Budim:
„Schöne Mara, meine liebe Tochter,
Tochter sag ich, als ob du es wärest!
Diese Mühe lohnet nicht der Rede.
Sieh, ich bring' die edelsten Geschenke
Dir vom König, meinem lieben Sohne,
Und er sendet dir zum Gruß die Worte,
Daß er selber, Mädchen, dich betrogen,
Daß er selbst geküßt dein weißes Antlitz,
Und daß er kein ander Weib genommen.
Sollst zum ersten Sonntag ihn erwarten,
Denn er kommt zur Gattin dich zu freien."
Als das schöne Mädchen dies vernommen,
Flossen Tränen über ihre Wangen,
Und sie nahm die edelsten Geschenke.
Tag um Tag zum letzten Tag der Woche
Kam der König mit den Hochzeitsgästen.
Festlich ward der König da empfangen,
Und man gab das Mädchen ihm zur Gattin.

---

# Portugal.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Bismarck erklärte einst, Deutschland sei gesättigt. Es war der Ausdruck einer Friedenszeit. Man dachte überhaupt, und denkt es zumeist noch heute, daß in Europa wenigstens für unabsehbare Zeit Ruhe eingekehrt sei. Und doch, wieviel Unruhe haben die letzten Jahre gebracht! Die Trennung Norwegens von Schweden, den durchaus nicht unbedenklichen Kampf um den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, Wirren in Rußland, Irland und am Balkan, endlich Nationalitätenhader in fast allen Ländern des Erdteils. Und nun noch die Möglichkeit einer Revolution in Portugal!

Die Bewohner der iberischen Halbinsel sind, wie alle Romanen, demokratisch gesinnt. Selbst in den Tagen des erfolgreichsten Absolutismus, denen Karls V., machten die spanischen Städte Forderungen geltend, um ihre Privilegien zu wahren. Allerdings wurden solche Bestrebungen mit Gewalt unterdrückt. Wie sehr aber der Iberer stolze Unabhängigkeit liebt, zeigt Camoens und zeigt Cervantes. Zum Durchbruch gelangten die republikanischen Gefühle im 19. Jahrhundert. Sowohl Portugal, als auch Spanien wurden von heftigen Umwälzungen erschüttert. Ungefähr seit 1875 ist der Verfassungs-

kampf in Spanien äußerlich zum Abschluß gekommen und noch weit früher in Portugal: tatsächlich aber dauerte in beiden Staaten die Werbetätigkeit für die Republik fort. Bemerkenswert ist, wie diese Tätigkeit mit auswärtigen Plänen sich verquickte. Vor allem wurde eine Vereinigung der beiden iberischen Länder auf föderalistischer Grundlage gepredigt. So von den Portugiesen Noguera, Marreka, Coeltro und Theophilo Braga, einem angesehenen Philosophen. Einmal war ja schon die Einheit von Spanien und Portugal vollzogen worden, nämlich von Philipp II. Ferner hatte Joaño IV. sich zu einer Vereinigung bereit erklärt, wenn die Tochter des spanischen Königs Carlos II. sich mit dem portugiesischen Infanten verheiraten werde. Pedro IV. traf ein Abkommen mit den spanischen Konstitutionellen, kraft dessen er unter gewissen Bedingungen zum Kaiser von Iberien ausgerufen werden sollte. Maria II. und Pedro V. haben ähnliche Wünsche gehegt. Ja, noch Luiz I. hat 1870 mit Napoleon III. verhandelt, um mit seiner Hilfe den spanischen Thron zu besetzen und mit dem portugiesischen zu vereinigen. In der Gegenwart wollte Magelhaens Lima nicht nur die gemeldete Vereinigung, sondern forderte auch ganz Afrika mit Ausnahme des zu neutralisierenden Marokko für die Portugiesen. Die Spanier sollten mit anderen Neuerwerbungen entschädigt werden. Lima, der übrigens in Rio de Janeiro geboren ist und als Verfasser von „Le socialisme en Europe“ sich einen Namen gemacht hat, erwartete davon eine völlig neue Ära, ein unerhörtes Aufblühen des iberischen Handels. Ein Freund Limas, der Vicomte de Ouguella, wetterte 1891 gegen das Ultimatum des „altgewordenen“ Albion; er war überzeugt, daß durch ein föderiertes Iberien England gezwungen werden könnte, seine Hände von Afrika zu lassen!

Auch eine republikanische Erhebung, die 1891 stattfand, hing mit auswärtigen Dingen zusammen. Die Portugiesen sind flammende Patrioten. Nichts trifft sie tiefer, als wenn jemand der vermeintlichen Größe ihres Vaterlandes zu nahe tritt. Nun hatte der kühne Major Serpa Pinto Afrika von Benguela bis Natal durchquert. Die Portugiesen knüpften an den glänzenden Erfolg dieser Reise den Plan, ihre west- und ostafrikanischen Besitzungen miteinander zu verknüpfen. Dem stellten sich aber die Engländer entgegen, bei denen der Wunsch nach einer Cap—Kairo-Bahn gerade damals festere Gestalt gewann. Cecil Rhodes hatte die Chartered Co. gegründet. Um sich die Goldfelder von Manika zu sichern, rückten die Truppen der neuen Gesellschaft in portugiesisches Gebiet ein und hetzten die Eingeborenen gegen Portugal. Johnston, der spätere Gouverneur von British Central Africa und von Uganda, schickte sogar englische Flaggen den Makololo am unteren Shire. Ende 1889 besiegten die Portugiesen die Makololo und schlugen den Engländern vor, den Fall einem Schiedsgericht zu unterbreiten. England aber, das damals in Lissabon durch Pete vertreten war, forderte unverzüglich die Räumung von Manikaland, und drohte mit einer Flottendemonstration. Ein Ultimatum verlangte Antwort in 24 Stunden. Die Regierung gab nach. Sie konnte kaum anders handeln, denn auf andere Mächte war kein Verlaß. Das Volk aber wurde wütend und drohte eine Regierung zu stürzen, die derart die Interessen des Landes preisgegeben hätte. Auch die

Cortes weigerten sich, dem Verlangen Englands nachzugeben. Sie wurden aufgelöst. In Porto kam es zu einer Insurrektion. Neue Wahlen wurden ausgeschrieben, aber es dauerte fast ein halbes Jahr, bis endlich das Abkommen mit England bestätigt wurde. Inzwischen hatten die Briten sich selbst Recht verschafft und hatten im Gefecht von Massikesse die portugiesischen Truppen einfach aus Manikaland herausgeworfen. Der Haß des portugiesischen Volkes gegen alles Englische kannte keine Grenzen, doch brach jetzt eine furchtbare finanzielle Krisis aus, die die Gemüter ablenkte. Der Zinsendienst der Staatsschuld wurde um zwei Drittel gekürzt, was zu friedlichen Interventionen Frankreichs führte. Die Staatsschuld ist recht hoch, sie beträgt an 400 Mark auf den Kopf (gegen ungefähr 7,5 Mark in Deutschland). Man suchte sich einzuschränken, man reduzierte die Zahl der Beamten, der Offiziere, und ihre Bezüge. Selbst die Kammer wurde von 180 auf 120 Mitglieder herabgesetzt. Neue Steuern wurden erlassen, die zu verschiedenen Krawallen führten. Ende 1895 drohte sogar ein Krieg mit Brasilien. Durch strenge, absolutistische Maßregeln gelang es jedoch, die Ordnung wieder herzustellen und den Kredit Portugals wieder zu heben. Der wichtigste Schritt aber war die erneute Annäherung an England. Seit 1375 schon waren die Geschicke des kleinen Landes mit denen Großbritanniens verbunden. Durch den Methuen-Vertrag von 1702 war das Ländchen geradezu ein Vasall des Britenkönigs geworden. Wellington mit seiner Armee hatte die Verknüpfung der beiderseitigen Interessen weiterhin verstärkt. Das Ultimatum von 1890 war eben doch nur eine Episode gewesen. Allmählich kehrten die Portugiesen zu ihrem alten Freund und Beschützer zurück. Oder sahen sie in ihm nur einen Bedränger, dessen Gewalt sie eben einmal nicht entrinnen konnten? Genug, im Jahre 1897 wurde eine weitere Zertrümmerung des portugiesischen Kolonialbesitzes vereinbart. Der Delagoa-Vertrag wurde abgeschlossen, über dessen Bestimmungen allerdings selbst heute noch ein geheimnisvolles Dunkel schwebt. Soviel jedoch wird allgemein als richtig angenommen, daß zwischen England und Deutschland eine vorläufige Aufteilung der afrikanischen Kolonien Portugals skizziert wurde. Bis jetzt haben allerdings die Briten den ganzen Vorteil von der Abmachung eingeheimst. Die South West Africa Co. soll 32 000 englische Quadratmeilen Landes in Angola besitzen. Eben dorthin wurden von dem Major Cunninghame und anderen britischen Expeditionen Vorstöße unternommen. Die Provinz Mozambik diente als Durchgangsgebiet für die britischen Truppen während des Burenkrieges. Eine Eisenbahn, die die Küste von Mossamedes mit dem Nyassa verbinden sollte, wurde hauptsächlich mit englischem Kapital gegründet. Englische Minenunternehmungen (allerdings auch deutsche, wie die von Karl Peters) suchten die Gegend südlich vom unteren Sambesi auf. Auch die Schiffahrt auf dem unteren Sambesi ist überwiegend britisch. Daß endlich Delagoa nur noch dem Namen nach portugiesisch sei, ist schon vom Burenkrieg her bekannt.

Wir sehen also, daß die republikanischen Neigungen in Portugal, wie schon zur Zeit Miguels, beständig mit auswärtigen Angelegenheiten irgendwie zusammenhängen.

Das wird auch für die zukünftige Entwicklung Portugals sehr zu beachten sein. Die elementarste Forderung aber ist die, daß man bei uns in Deutschland das Vorhandensein einer republikanischen Strömung in Portugal überhaupt einmal anerkannt. Kalt lächelnd schreibt nämlich ein offiziöses Organ, wie die „Allgemeine Zeitung“: „Das Land hat niemals zu republikanischer Gesinnung geneigt.“ Eine kühnere Geschichtsfälschung ward selten verübt. Auch wird es schwer zu beurteilen sein, ob die Monarchie, oder aber, wie nach Bismarcks Meinung in Frankreich, eine republikanische Regierung auch in Portugal für die deutschen Interessen nützlicher sein werde: aber die Wirksamkeit des Republikanismus ganz zu leugnen, heißt gegen Tatsachen blind zu sein. So hat im Juni 1894 ein republikanisch-föderalistischer Kongreß zu Bajadoz getagt. Es fand sich dort eine große Anzahl portugiesischer Professoren, Ärzte, Advokaten und Schriftsteller ein. Ich nenne Gomes Leal; er dichtete den „Antichrist“, ein Gegenstück zu Carduccis „Eviva Satana!“ und die „Trahison“, die eine einzige Schmähung gegen England ist, nenne weiter Reis Damasso und Teixeira Bastos. Von den Spaniern war am bedeutendsten Salmeron, der einst als Präsident eine spanische Republik geleitet hatte. Eine ziemlich verschwommene Denkschrift über Religion und Heer wurde von Professor Emygdio Garcia ausgearbeitet. Es floß ein unendlicher Strom von Worten, begeisterter Beifall erdröhnte, und Iberien sah in dem Kongreß den vielversprechenden Anfang zu dem Wiederaufblühen einstiger Größe. Jetzt ist in Portugal, wo schon das starke keltische Element einen republikanischen Einschlag bedingt, ein Hauptführer der Republikaner Luciano de Castro. Die Opposition ist in letzter Zeit noch ganz besonders durch die zunehmende Strenge des Absolutismus angestachelt worden. Im übrigen haben sich selbst die Konservativen unter Vilbenas letzthin gegen Absolutismus und Diktatur ausgesprochen. Eine Versammlung zu dem Zwecke fand Anfang Dezember statt.

Der Absolutismus stützt sich in erster Linie auf Joao Franko. Er hat im Mai 1907 die Diktatur des Ministeriums erklärt. Seine Verwaltung kann man nicht anders als rühmen. In gerechtester Weise sorgte er für alle Klassen. Das Defizit minderte er auf ein Drittel herab und stellte für 1908 sogar einen Überschuß in Aussicht. Sehr wohl aber erkannte er, daß es ihm nicht möglich sei, mit einer parlamentarischen Mehrheit zu regieren. Konfliktsluft! Dagegen hat er das volle Vertrauen des Königs, mit dem er auf Du stehen soll. Détail piquant: Franko hat die Zivilliste des Königs bedeutend aufgebessert. Den konservativen Franquistas, die sich auch Regeneradores nennen, weil sie eine Wiedergeburt des Landes betreiben, stehen die Liberalen oder Progressistas entgegen. Die letzteren sind ohne Zweifel in der Mehrheit. Allein Mehrheit, nach Schiller bekanntlich gleich Unsinn, ist nicht unbedingt Macht. Vorläufig ist die Macht noch bei Franko, der selbst vor einer Insurrektion nicht zurückschrecken würde. Bedenklich ist dagegen an der Lage des Königs, daß auch viele getreue Monarchisten augenblicklich in das Lager der Republikaner hinübergehen. Auch persönlich ist der König schon seit Jahren äußerst unbeliebt.

Timeo Danaos et dona ferentes! Die Engländer sind so ausnehmend freundlich gegen den deutschen Kaiser. Was wollen sie? An so manchen Punkten der Erde droht ein Revirement. Vor allem am Kongo, sodann in Persien; weiter in Darfur, und vielleicht in Abessinien. Dazu kommen möglicherweise als Liquidationsmasse demnächst die portugiesischen Kolonien. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch sie mit einen Grund zu der englischen Freundlichkeit lieferten.

---

# Histörchen von Anton Dvořak.

Mitgeteilt

von

Dr. Richard Batka.

Von keinem namhaften Tondichter der neueren Zeit, Anton Bruckner ausgenommen, sind so viel drollige Geschichten und Anekdoten im Umlauf wie von Anton Dvořak. Wenigstens in Prag wissen Eingeweihte eine Menge solcher Schnurren zu erzählen, wenn auch nach auswärts fast nichts davon gedrungen ist. Aber für die Draußenstehenden muß ja Dvořak als originelle Persönlichkeit überhaupt erst entdeckt werden, und so seien denn, um einmal den Anfang zu machen, einige solcher Geschichtchen hier mitgeteilt. Wobei ich allerdings nicht verschweigen darf, daß sie manches von ihrer Wirkung und Unmittelbarkeit einbüßen, wenn man seine Worte aus dem Original in unser an drastischen Ausdrücken minder reiches Deutsch überträgt.

Dvořak war ein Naturmensch von knorriger Eigenart und auch darin ein Seitenstück zu unserem Anton Bruckner. Er war der Typus eines tschechischen Bauern, wie Bruckner der Typus eines oberösterreichischen. Keine höhere Bildung hatte die rein menschliche Naivität der beiden Künstler gebrochen, keine „gute Erziehung" ihren Lebensformen Schliff gegeben. Mit einer genialen musikalischen Erfindsamkeit begabt, entbehrten sie beide der bewußten Geistigkeit, der ästhetischen Einsicht, des künstlerisch-kritischen Urteils. Etwas Triebhaftes ist in ihrem Schaffen, das ihnen gerade in unseren Tagen der vorwiegend reflektierten Komposition einen besonderen Reiz verleiht und sie deutlich von den meisten Tondichtern ihrer Zeit unterscheidet. Die folgenden Histörchen betreffen, was an Dvořak sterblich war. Sie eröffnen aber auch einen Einblick in die kleinbürgerlichen, engen Verhältnisse, die das Milieu, worin er aufwuchs, in den achtziger Jahren noch kennzeichnen.

Ein Musiker, der durch mehrere Jahre Dvořaks Famulus war und ihm unter anderem den Klavierauszug der „Heiligen Ludmila" gemacht hat, erzählte mir, daß er als fürst-

liches Honorar insgesamt fünfundzwanzig Gulden und einen alten Überrock versprochen bekam, und selbst dieser bescheidene Lohn war nur mühsam, groschenweise herauszubekommen. „Menschenskind, was fällt Ihnen ein, so viel Geld!" rief der Meister unwillig, wenn der junge Schreiber um einen Sechser „auf Petroleum" ersuchte. Eines Abends, als er ganz blank war und nichts zu essen hatte, kam er auf eine verwogene Idee. Er wußte, daß Dvořak regelmäßig in der Donatschen Bierhalle verkehre, begab sich schnurstracks dahin, setzte sich zu Dvořak an den Tisch und ließ sich Essen und Trinken wohlschmecken. Seine Absicht war, wenn es ans Zahlen komme, Dvořak zu bitten, den Betrag auf sein Guthaben für den Klavierauszug auszulegen.

Mit einem Male wandte sich Dvořak, der die Schlemmerei seines Jüngers mit wachsendem Mißtrauen beobachtet hatte, an ihn: „Menschenskind, haben Sie vielleicht Geld bei sich? Ich habe mein Portemonnaie im andern Rock gelassen."

„Ich doch auch —"

„Da müssen wir halt beide schuldig bleiben."

* * *

Dvořak stand vor dem National-Theater, und einige Schauspieler machten sich den Spaß, den frommgläubigen Musiker zu reizen, indem sie laut atheistische Reden führten.

Mit einem Male trat Dvořak erregt auf sie zu.

„So schön, also an den lieben Gott glaubt's Ihr nicht? — — Aber Fressen, gelt, das ja? das ja?" schnaubte er sie an und ging entrüstet seines Weges.

* * *

Dvořak als Lehrer am Konservatorium würde ein besonderes Kapitel beanspruchen. Er war da — ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des zarten Geschlechtes — von einer kaum wiederzugebenden Urwüchsigkeit, gegen die uns Götz von Berlichingen beinah als Salonmann erscheinen könnte. Immer brach der schlichte Mann aus dem Volke durch die mühsam gewahrte Pose des „Professors". So wenn er mitten in einem Vortrag über das Lied und seine Entstehung plötzlich seine Kompositionsklasse belehrte: „Na, und das schönste ist halt doch, wenn die Dienstmagd beim Kaffeemahlen oder beim Geschirrwaschen sich ein Liedel singt." — Einmal, im Instrumentationskurs, schrieb er einen Akkord auf die Tafel, versah den Baßton mit dem Tremolozeichen und fragte: „Nun, welchem Instrument könnte man den geben?" Es wurde allerhand hin- und hergeraten. „Dem Fagott", sagte einer. „Dem Kontrabaß", experimentierte der zweite. Dann forderte Dvořak seinen Schüler F. zur Antwort auf. „Herr Doktor, ich glaube — Timpani", stieß der schüchtern hervor. Da stemmte Dvořak die Hände in die Seiten und rief: „So schön! Eine Virginia rauchen und Mädeln ausführen, das triffst du! Aber da davon g l a u b s t du, daß es Timpani sein können? O nein, das m ü s s e n doch Timpani sein!" — Ein

andermal malte Dvořak auf die Tafel ein sinfonisches Thema, das die Schüler weiterführen sollten. Vergebens mühten sie sich bis zum Ende der Stunde damit ab. „Ihr wißt also nicht, wie das Thema weitergehen soll?" fragte der Meister. „Nein!" scholl es im Chorus zurück. „Nun denn — ich weiß es!" rief Dvořak triumphierend und stolz verließ er die Klasse . . .

* * *

Eine drollige Geschichte hat Karl Weis, der Komponist des „Polnischen Juden", der in jüngeren Jahren intim mit Dvořak verkehrte und in gewissem Sinne sein Schüler war, mit ihm erlebt. Eines Nachmittags kam Weis zu der befreundeten Familie Koldowsky, die ein Stockwerk unter dem Domizile Dvořaks bewohnte, und man hörte durch die dünne Zimmerdecke ganz deutlich, wie der Meister oben am Klavier komponierend Akkorde und Motive auf den Tasten griff.

Von Übermut getrieben setzte sich Weis an den Koldowskyschen Flügel und legte einen feschen Wiener Marsch los. Dann horchte er auf. Oben war nichts mehr zu hören als eine schüchterne, holprige C-dur-Skala. Es übte ein Kind . . .

Am andern Tage trafen sich Meister und Schüler auf der Straße. „Weisling!" rief Dvořak und winkte schon von ferne. „Nicht wahr, Sie waren gestern bei den Koldowskyschen? — Leugnen Sie nicht, ich hab Sie gleich erkannt. Diese Wiener Märsche, muß ich sagen, spielen Sie sakramentisch! Das kann in ganz Prag keiner so wie Sie. Aber . . . wissen Sie" — fuhr er zutraulich fort, — „ich komponiere immer von 3 bis 6, und da stört mich's. Schaun Sie, ich hab gestern rein aus dem Haus gehen und meinen Buben ans Klavier setzen müssen . . . Also nicht wahr, Weis, den ganzen Tag — soviel Sie wollen! Aber von 3 bis 6 — nichts!"

„Aber Meister", heuchelte Weis, „wenn ich nur geahnt hätte, daß Sie komponieren, so hätte ich niemals gewagt . . ."

Man trennte sich in bester Harmonie.

Bald darauf bewarb sich Weis um eine Stellung als Kapellmeister und erhoffte sich den sichersten Erfolg von einem Empfehlungsbriefe Dvořaks. Nun aber war dieser für dergleichen gar nicht zu haben, und vergebens sprach Weis zweimal bei ihm vor. Endlich wurde er seiner im Kaffeehaus habhaft, ließ nicht locker und setzte ihm noch auf dem gemeinsamen Heimweg mit Bitten und Vorstellungen inständig zu. Aber Dvořak blieb unerbittlich.

„Nein, ich tu's nicht, tu's niemandem. 's ist alles umsonst! Jeder muß sich selber durchkämpfen. Diese Protektionen soll der Teufel holen!"

So waren sie am Tore des Hauses in der Korngasse angelangt, wo Dvořak wohnte. „Ist das Ihr letztes Wort?" fragte Weis.

„Mein allerletztes."

„Gut. Also werd ich von morgen an täglich von 3 bis 6 bei Koldowskys Märsche

und Walzer spielen, daß die Wände zittern.“ Sprach's und ging davon, ohne sich umzusehen.

Mit langen Sätzen eilte Dvořak ihm nach.

„Weisling! Mensch!“ keuchte er, „kommen Sie mit!“ Er führte den Bittsteller am Arme in den Koldowskyschen Laden im selben Hause. „Papier und Feder!“ heischte er unwirsch. Dann schrieb er hastig eine lakonische Empfehlung und reichte Weis das Blatt, indem er ihm nochmals einschärfte: „Also wohlgemerkt, von 3 bis 6 k e i n e Musik! Nicht einen Ton! — Und nun schauen Sie, daß Sie weiter kommen!“

* * *

Die Bedeutung eines guten Buches für den Erfolg einer Oper ist Dvořak nie aufgegangen, und hier liegt wohl auch die Ursache seiner geringen Erfolge als Opernkomponist. Für ein Libretto etwas anzulegen, schien ihm vollends die Kosten nicht wert. Brachte ihm jemand einen schlechten Text um vierzig Gulden, ein anderer einen guten um fünfzig, so nahm er ohne Besinnen den billigeren. Man konnte übrigens um diesen Preis wirklich Libretti von den ersten Literaten Prags bekommen. Und dem Tondichter war die Musik so sehr Hauptsache und er war sich bewußt, darin so Bedeutendes zu sagen, daß ihm der Text nur als etwas ganz Sekundäres gelten konnte. Für das „Dramatische“ fehlte ihm überhaupt das tiefere Verständnis. „Was hab ich davon, wenn eine Oper dramatisch ist, wenn's nur schöne Musik ist“, sagte er mir einmal in Verteidigung seiner Werke. Und an „schöner“ Musik sind auch seine Opern überreich. Einen großen Eindruck machte aber doch Gluck auf ihn, und nach der „Alceste“ im Gluckzyklus des Deutschen Theaters, dem er als Gast Angelo Neumanns beiwohnte, kam er ganz begeistert auf die Bühne, um sein Herz auszuschütten und auch dem Kapellmeister (Leo Blech) zu danken. „Aber die Melodie in G-moll — er summte eine Stelle — hat er von Mozart!“ behauptete er eifrig. — Der Direktor des Prager Konservatoriums und Ehrendoktor der Musik war sich also in einer wahrhaft beneidenswerten Unbefangenheit nicht klar über das zeitliche Verhältnis von Gluck und Mozart . . .

* * *

Wie viele der älteren Tschechen konnte sich Dvořak nicht in die künstlich geschaffene Schriftsprache seines Volkes schicken. Eines Tages, bald nachdem er den „hochtschechisch“ geschriebenen Text der „Armida“ Vrchlickys komponiert hatte, saß Dvořak mit Bekannten im Kaffeehaus. „Sagt mir doch, was bedeutet denn — —?“ (Er nannte einen seltenen poetischen Ausdruck.) Man übersetzte ihm das „hohe“ Wort in nüchterne Prosa. Entsetzt sprang Dvořak auf. „Ich muß nach Haus, die Partitur korrigieren! Denkt nur, ich habe — Posaunen dazu gesetzt! !“

* * *

Wie wenig Dvořak selbst unter seinen Landsleuten als eine Autorität im Opernfach angesehen war, lehrt folgende Episode. Einmal wurde die Oper eines Komponisten X. aufgeführt, den Dvořak mit vielen andern für einen miserablen Musiker hielt, den er aber seiner rücksichtslosen kritischen Feder wegen fürchtete. Immer ängstlich besorgt, daß Neid und Intrige seine mühsam errungene Stellung in der Kunst schmälern könnten, und bedacht, sich mit Leuten, die ihm schaden konnten, auf gutem Fuße zu halten, wohnte Dvořak der Generalprobe bei. Er stand hinter einer Kulisse, als X. zufällig vorbeikam.

Dvořak legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Bravo! Das Ding gefällt mir."

Aber der so Belobte, statt von der Anerkennung seines großen „Kollegen" beglückt zu sein, wandte sich kaum nach ihm um. „Ach, was verstehen denn Sie davon!" warf er hin und setzte seinen Weg fort . . .

So was konnte Dvořak in Prag noch passieren, als ihn die ganze Musikwelt längst schon als einen der hervorragendsten Meister feierte.

---

# Erinnerungen an die Führer des jungen Deutschland.

Von

Rudolf Gottschall.

## 1. Beim Verleger Julius Campe.

Schon auf dem Gymnasium in Mainz war ich ein Anhänger des geächteten Jung-Deutschlands, und als mein Vater später aus den Rheinlanden nach dem äußersten Nordosten übergesiedelt war, nachdem er als Artillerieoffizier seinen Abschied genommen hatte, war ich auch als Primaner in demselben Fahrwasser geblieben. Als ich die Königsberger Universität bezogen hatte, machte mich die damalige politische Bewegung zu einem frühreifen literarischen Sünder, und ich hatte dann den Dichter Heinrich Heine in Strophen von dithyrambischem Schwung gefeiert. Wenn ich später mit meinem Rechtslehrer, dem Professor Simson, Spaziergänge unternahm, kam unser Gespräch auch auf Heine, und ich konnte meinem Begleiter dann Strophen aus Heinrich Heines und Dingelstedts Gedichten zitieren, die ihm noch unbekannt geblieben waren und die er mit vielem Wohlgefallen anhörte; da sang der Dichter von Deutschland:

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Das sollte bald anders werden, und der Tribunalrat und Professor Simson sollte nach kurzer Zeit an die Spitze der politischen Bewegung treten, aus deren krampfhaften Zuckungen später die Wiedergeburt des Deutschen Reiches hervorging; er wurde Präsident des Frankfurter Parlaments und des Norddeutschen Reichstages und trug als Delegierter dieser beiden Körperschaften zweimal die deutsche Kaiserkrone in seiner Reisetasche.

Bald sollte ich in das Haus gelangen, wo die Waffen des Pariser Dichters geschmiedet wurden. Das war in Hamburg, wo ich nicht lange nach der Märzrevolution die Bekanntschaft des Buchhändlers Julius Campe machte, der ja von Heine selbst als „aller Verleger Blüte“ gefeiert worden ist. Er wurde auch mein Verleger, und in den Jahren 1850 und 1851 weilte ich oft genug in den geheiligten Räumen, wo neben der jungdeutschen Journalistik auch die geistige Contrebande für die österreichisch-ungarische Monarchie abgelagert wurde. Da stand hinter den riesigen, bis auf den Boden reichenden Ladenfenstern, sichtbar von Kopf zu Fuß für die auf der Straße Vorübergehenden, wie in einem Panoptikum: der silberhaarige Verleger mit der gedrungenen Gestalt, dem vollen geröteten Gesicht, dem oft schalkhaften Lächeln und Augenblinzeln, in der Regel die Schnupftabaksdose in der Hand, indem er entweder einsam und meist, jeder Störung sich fernhaltend, die buchhändlerischen Nachbestellungen prüfte oder geschäftliche Audienzen erteilte oder in fröhlicher Unterhaltung seine schlauen Bemerkungen und gelegentlichen Witze machte. Hier war es auch, wo seine Freunde, zwei junge Advokaten, ihm die neuesten, eben aus Paris eingelaufenen Gedichte Heinrich Heines vorlasen; er war ein sehr andächtiger Zuhörer, und wenn ein Heinescher Witz bei ihm zündete, so klopfte er vergnügt auf den Deckel seiner Tabaksdose oder nahm bedächtig eine Prise, wenn er den Gedankensprüngen des Pariser Aristophones mit Wohlgefallen folgte. War er selbst für Heine „aller Verleger Blüte“, so war dieser für ihn „aller Dichter Blüte“; seine Schriften gingen sehr gut, obschon das Buch der Lieder zehn Jahre lang gelegen hatte, ohne eine zweite Auflage zu erleben. Campe zahlte ihm eine Lebensrente für das Recht, eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstalten zu dürfen. Auch außerhalb des (buchhändlerischen) Kreises um Julius Campe war Heine in Hamburg sehr bekannt, besonders in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen ich mich bewegte, und auch beliebt, obschon die Göttin Hammonia in seinem „Wintermärchen“ keine glänzende, sondern eine fast unanständige Rolle spielte; man erzählte sich Anekdoten von ihm und seinem reichen Onkel Salomon Heine und hatte nicht übel Lust, diese Berühmtheit für das Hamburger Pantheon einzufangen, wenngleich die Rheinstadt Düsseldorf den ungeratenen Sohn, dem sie kein Monument setzen will, für sich in Anspruch nehmen darf.

Die beiden Vorleser Campes waren gerade damals fleißig bei der Arbeit; es liefen von Paris die Gedichte für die neue Sammlung „Romanzero“ ein — — welch ein Hochgenuß für den Verleger! Entzückt wie ein Feinschmecker kostete er diese mit den pikantesten Gewürzen hergerichteten Gerichte und auch den haut-goût derselben sog er mit Behagen ein. Immer neue Sendungen — sie wanderten in die Druckerei, nachdem ihnen

das dankbarste Publikum, der Verleger selber, sein Viso erteilt hatte. Bald lag, geheftet und schön ausgestattet diese denkwürdige Poesie der Krankenstube vor uns — und mir, der ich gerade nach Paris reisen wollte, wurde der Auftrag, dem kranken Dichter das erste Exemplar seines neuen Werkes zu überreichen.

## 2. Am Krankenbett Heinrich Heines.

So konnte ich mich aufs beste in der Rue d'Amsterdam einführen, wo der Poet damals seine Märtyrerstation durchmachte. Zwar nicht die dicke Mathilde, welche fast allen Deutschen aus dem Wege ging, hatte mich an der Eingangspforte begrüßt; ein dienstbarer Geist führte mich zu dem Kranken, der hinter einer spanischen Wand in einem Halbdunkel lag, welches kaum seine Züge erkennen ließ. Für jeden Dichter ist's eine Freude, sein neuestes, frisch aus der Presse gekommenes Werk in den Händen zu halten, und erscheint es gar in einer geschmackvollen Ausstattung, so ist die Freude über die saubere Einkleidung des Neugeborenen doppelt groß. Der arme Heine mußte seine Augenlider mit den Fingern in die Höhe sperren, um nur einen Lichtschein für den Anblick seines jüngsten Musenkindes zu gewinnen, und auch dann noch war ihm das Halbdunkel im Wege; doch er hielt es ja in den Händen, das Buch, als ein neues Pfand für seinen „Nachruhm". Es waren die Inspirationen des Krankenbettes; doch wie lange hatte er daran gefeilt; in schlummerlosen Nächten hatte er jeden Vers noch einmal auf die kritische Wagschale gelegt; es ist bekannt, daß gerade seine am leichtesten geschürzten Strophen eine Frucht der peinlichsten Erwägungen, der saubersten Arbeit waren: seine kecksten Improvisationen waren niemals unbeanstandet geblieben von kritischer Nachhilfe, und oft wurde erst von ihr das richtige schlagende Wort gefunden. Und wie reich war der „Romanzero" an diesen zündenden Schlägen des Witzes! Bei der Hinfahrt nach Paris war mein Reisegefährte der Hamburger Operndirektor Cornet; der Romanzero lag aufgeschlagen in unserem Coupé und wir deklamierten zum Fenster hinaus, in die einförmige Landschaft hinein, viele Verse der köstlichen Balladen, besonders das Lied von den beiden Polen, das uns in die heiterste Stimmung versetzte.

Heines Züge konnte ich nicht genau erkennen, nur soviel sah ich, daß von seinem früheren lebensfreudigen Hellenentum nichts mehr übrig geblieben war; das war ein Nazarener, ein schon halb aus dem Diesseits abgeschiedener Märtyrer, aufgezehrt von einer gnadenlosen Krankheit. Bei allen meinen Besuchen jammerte er anfangs über die heftigen Schmerzen, die ihm auch des Nachts den Schlaf raubten. Das waren die „Lamentationen", die im „Romanzero" ihr poetisches Echo gefunden; erst allmählich entpuppte sich aus diesem grauen Gespinst als farbenreicher Schmetterling der Geist des Pariser Aristophanes und mit satirischer Lauge wurden die bêtes noires des Dichters übergossen, zu denen vor allen Meyerbeer, die Gräfin d'Agoust und auch der Präsident der Republik, Louis Napoleon, gehörten; auf diesen Erben der idèes napoléoniennes hatte

Heine seine Bewunderung für den großen Kaiser nicht übertragen. Über die Brücke von Jena hatte ich ihn jüngst reiten sehen mit seinem ganzen Generalstabe; abenteuerlich kamen mir auf ihren schnaubenden Rossen, in ihren bunten Uniformen diese Reiter von der Tafelrunde des Elysée vor, die bald eine so weltgeschichtliche Rolle spielen sollten; denn kaum hatte ich Paris verlassen, so verkündeten die Gewehrsalven des 2. Dezembers den großen Staatsstreich des Prätendenten. Sie waren die Ouvertüre des zweiten Kaiserreiches. Daß der kranke Dichter ihr nicht applaudieren würde, konnte ich aus seinen Äußerungen über Louis Napoleon entnehmen. Natürlich streiften unsere Gespräche auch die gleichzeitige deutsche Literatur. Gutzkow, der ihn ja häufig angegriffen hatte, war ihm ein Dorn im Auge; für Laube, der als Reisenovellist in seinen Bahnen wandelte, hatte er viele Sympathie; an Herwegh und Dingelstedt hatte er poetische Episteln gerichtet und den neuen Posa, der vor König Philipp und den uckermärkischen Granden stand, sowie dem Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen freundschaftlich die Hand gedrückt. Moritz Hartmann, der sich damals in Paris aufhielt, ein Flüchtling mit den Weihen des Frankfurter Parlaments, dessen Chronik er geschrieben, wurde ein Opfer seines Witzes; er sagte von ihm, er sei ein schöner Mann, in den alle Weiber verliebt seien, nur die neun Musen nicht. Bei solchen Gesprächen vergaß man leicht, daß der Dichter, der diese buntschillernden Seifenblasen des Esprits aufsteigen ließ, ein dem Tode geweihter Kranker war.

Dieser Tod, der schon immer seine Hand nach ihm auszustrecken schien, ließ noch lange auf sich warten — und diese letzten Leidensjahre zeitigten noch einige schöne poetische Blüten, wie das ergreifende Gedicht von dem Toten und seiner Marterblume. Und auch noch eine späte Liebe saß am Krankenbette, die geheimnisvolle Mouche. Alfred Meissner, der Camilla Selden kannte, und dem auch die dicke Mathilde ausnahmsweise den Genuß ihres Antlitzes gewährt hatte, schrieb diese letzten Kapitel der Heinebiographie. Ich selbst habe den Dichter nicht wiedergesehen, aber die Plauderstunden mit ihm in wehmütiger Erinnerung bewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

# Tse-i-la's Abenteuer

vom

Grafen Villiers de l'Isle-Adam.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



## Vorbemerkung.

Graf Villiers de l'Isle-Adam, der letzte, im tiefsten Elend gestorbene Sproß eines uralten Herrengeschlechtes, der Napoleon III. ersuchte, ihn auf den Thron Griechenlands zu erheben, auf den er Erbansprüche erhob, war der Freund und Lehrer des jungen Maeterlinck, als dieser seine Advokatenrobe ablegte und sich ein Jahr lang in Paris in das Literatentreiben mischte. „Er schrieb seine Werke nicht," erzählt Maeterlinck in einem Interview, „er sprach sie in den Cafés inmitten seiner Ausschreitungen." Trotzdem bilden seine „Contes cruels" den Widerhall dieser Kaffeehausgespräche. Der belgische Symbolist Huysmanns hat uns in seinem Roman „A Rebours", der die Literaturgeschichte der achtziger Jahre schildert, auch von Villiers eine scharfumrissene Skizze gegeben. „All den Schmutz der zeitgenössischen Nützlichkeitsideen, die ganze Schmach des Merkantilismus unsres Zeitalters, verherrlichte er mit beißender Ironie in einer Reihe von Dramen." Die nachfolgende Novelle zeigt die romantische Seite von Villiers' Begabung, die wohl noch stärker war als die satirische.

---

Errate oder ich verschlinge dich!
Die Sphinx.

Im Norden von Tonkin erstreckt sich bis zu den mittelsten Fürstentümern des Reiches der Mitte die Provinz Kouang-Si mit ihren goldnen Reisfeldern und ihren Städten mit den umgebogenen Dächern, in denen teils noch halb tatarische Sitten herrschen.

In diesen fernen Gegenden hat die heitere Lehre Lao-Tses den lebendigen Glauben an die Pussahs, die Volksgeister der Chinesen, noch nicht verdrängt. Dank dem Fanatismus der Bonzen herrscht hierzulande selbst bei den Großen noch ein wilderer Aberglaube als in den Staaten, die Pei-Tsin (Peking) näher liegen. Dieser Aberglaube unterscheidet sich insofern von der Mandschureligion, als er das unmittelbare Eingreifen der Götter in die Angelegenheiten des Landes zuläßt.

Der vorletzte Vizekönig dieser ungeheuren Provinz war der Gouverneur Tsche-Tang, der in der Erinnerung als ein schlauer, geiziger und wilder Despot fortlebt. Folgendem klugen Geheimnis verdankte es dieser Fürst, daß er tausend Racheakten entging und inmitten des Hasses seiner Untertanen friedlich starb, nachdem er dessen kochender Wut, die nach seinem Blut lechzte, bis zuletzt fahrlos und sorglos getrotzt.

---

Es war etwa zehn Jahre vor seinem Tode, an einem Sommermittag, in dessen Glut die stille Flut der Teiche schillerte, das Laub der Bäume knisterte, der Staub sich bräunte und ein Flammenregen auf die zahllosen dreistöckigen Kioske herabregnete, die, den Windungen der Straßen folgend, die Hauptstadt Nan-Tschang wie jede Großstadt des himmlischen Reiches bilden. Tsche-Tang saß in dem kühlsten Ehrensaale seines Palastes auf einem schwarzen, mit Perlmutterblumen eingelegten Sessel, das Szepter auf dem Schoße und das Kinn auf die Hand gestützt.

Hinter ihm schaute die Kolossalstatue Fôs, des unaussprechlichen Gottes, über seinen Thron hinweg. Auf den Stufen saßen seine Wachen in schwarzkupfernen, schuppigen Rüstungen, die Lanze, den Bogen oder die lange Axt in Händen. Zu seiner Rechten stand sein Lieblings-Scharfrichter und fächelte ihm Luft zu.

Tsche-Tangs Blicke schweiften über die Schar der Mandarinen, der Prinzen seines Hauses und der Großoffiziere seines Hofes hin. Alle Stirnen waren undurchdringlich. Der König fühlte sich gehaßt, von drohenden Meuchelmördern umgeben. Von unbestimmtem Verdacht gequält, beobachtete er jede der Gruppen, die sich flüsternd unterhielten. Nicht wissend, wen er ausrotten sollte, und jeden Augenblick erstaunt, daß er noch lebte, träumte er schweigend und bedrohlich vor sich hin.

Eine Tapete ward aufgehoben und ein Offizier trat hervor; er führte einen unbekannten Jüngling mit großen, hellen Augen und schönen Gesichtszügen am Zopfe. Der Jüngling trug ein feuerfarbenes Seidenkleid mit silberbesetztem Gürtel. Er warf sich vor Tsche-Tang nieder.

Der König warf dem Offizier einen Blick zu.

„Sohn des Himmels," sprach dieser, „der Jüngling hier erklärt, nur ein schlichter Bürger der Stadt zu sein und Tse-i-la zu heißen. Trotzdem erbietet er sich, den langsamen Tod nicht achtend, zu beweisen, daß er eine Botschaft des unsterblichen Pussahs an dich auszurichten habe."

„Sprich," gebot Tsche-Tang.

Tse-i-la richtete sich auf.

„Herr," sprach er mit ruhiger Stimme, „ich weiß, was meiner harrt, wenn ich mein Wort nicht halte. Diese Nacht in einem furchtbaren Traume begnadeten mich die Pussahs mit ihrem Besuche und schenkten mir ein Geheimnis, das unsre menschliche Vernunft blendet. Geruhst du, es zu hören, so wirst du erkennen, daß es nicht menschlichen Ursprungs ist, denn schon beim Anhören wird dir ein neuer Sinn erwachen. Kraft seiner wird dir auf der Stelle die geheimnisvolle Gabe zuteil, mit geschlossenen Augen in dem Zwischenraum zwischen Augen und Lidern die Namen aller derer, die gegen dein Leben oder deinen Thron sich verschwören, in blutigen Lettern zu lesen, und dies in dem nämlichen Augenblick, wo sie ihr Verbrechen planen. Du wirst also für immerdar sicher sein vor allen unheilvollen Überraschungen und auf deinem Throne ein friedliches Alter er-

leben. Ich, Tse-i-la, schwöre hier bei Fô, dessen Bildnis seinen Schatten auf uns wirft, daß die geheime Kraft dieses Geheimnisses wirklich die ist, welche ich dir verheiße."

Bei diesen verblüffenden Worten entstand in der Versammlung ein Schaudern und ein großes Schweigen. Eine unbestimmte Angst bewegte die gewöhnliche Starrheit der Gesichter. Alle prüften den Jüngling, der, ohne zu erzittern, sich als Besitzer und Boten eines göttlichen Zaubers kundgab. Mehrere versuchten umsonst zu lächeln, ohne einander anzublicken, und erbleichten wider Willen ob der Sicherheit Tse-i-las. Diese verdächtige Befangenheit entging Tsche-Tang nicht.

Endlich rief einer der Prinzen aus, jedenfalls, um seine Unruhe zu verbergen:

„Wir haben es hier nur mit den Reden eines opiumtrunkenen Narren zu tun."

Und die Mandarinen, ihre Ruhe wieder gewinnend, sagten:

„Die Pussahs erleuchten nur sehr alte Bonzen in den Wüsten."

Und einer der Minister:

„Unserer Prüfung unterliegt es zunächst, ob das vorgebliche Geheimnis, als dessen Besitzer der Jüngling sich ausgibt, würdig ist, der hohen Weisheit des Königs unterbreitet zu werden."

Darauf die Offiziere, wütend:

„Und er selber . . . ist wohl gar einer von denen, deren Dolch nur wartet, um den Herrn zu treffen, wenn die Aufmerksamkeit abgelenkt ist . . ."

„Man ergreife ihn!"

Tsche-Tang legte sein Nephritszepter, an dem heilige Zeichen glänzten, auf Tse-i-la und sagte unbewegt:

„Fahre fort."

Da fuhr Tse-i-la fort, während er mit einem kleinen Ebenholzfächer, den er zwischen den Fingerspitzen hielt, sich die Wangen fächelte.

„Wenn eine Folter Tse-i-la bewegen könnte, sein großes Geheimnis vor anderen zu enthüllen als vor dem König selbst, so rufe ich die Pussahs zu Zeugen, die uns unsichtbar zuhören: sie hätten mich nicht zum Dolmetsch erkoren. O Prinzen, nein, ich habe kein Opium geraucht, ich habe nicht das Aussehen eines Narren, ich trage keine Waffen. Nur dies eine will ich noch hinzufügen: wenn ich dem langsamen Tode trotze, so ist es, weil ein solches Geheimnis, wenn es wahr ist, eine ebenso große Belohnung verdient. Du allein, o König, wirst also in deiner Gerechtigkeit urteilen, ob es den Preis, um den ich dich bitte, wert sei. Wenn du plötzlich beim Klang der Worte, die es verkünden, unter deinen geschlossenen Lidern die Kraft seiner lebendigen Tugend und seinen Zauber spürst, so gib mir, den die Götter geadelt haben, indem sie mich mit ihrem Odem erfüllten, Li-tien-Se, deine strahlende Tochter, das fürstliche Abzeichen der Mandarinen und fünfzigtausend Liang Goldes."

Bei den Worten „Liang Goldes" huschte eine leichte Röte über die Wangen Tse-i-las, die er mit einem Wedeln seines Fächers verdeckte.

Die ungeheure Belohnung, die er heischte, erregte das Lächeln der Höflinge und erfüllte das mißtrauische Herz des Königs mit Zorn; sein Stolz und sein Geiz sträubten sich. Ein grausames Lächeln glitt über seine Lippen, als er den Jüngling anblickte, der unerschrocken fortfuhr:

„Ich harre, o Herr, deines königlichen Schwures bei Fô, dem unaussprechlichen Gotte, dem Rächer des Meineids, du wollest, je nachdem mein Geheimnis dir stichhaltig oder phantastisch erscheint, mir d i e s e Belohnung oder den Tod, der dir gut dünkt, gewähren."

„Ich schwöre es," sagte Tsche-Tang, sich erhebend, „folge mir."

---

Einige Augenblicke später stand Tse-i-la unter finsteren Gewölben, die nur eine über seinem schönen Haupte hängende Lampe erleuchtete, mit dünnen Stricken an einen Pfahl gebunden, und blickte schweigend den König Tsche-Tang an, dessen hohe Gestalt drei Schritte vor ihm in der Dunkelheit stand. Der König lehnte an der Eisentür des Kellers, die Rechte auf einen metallenen Drachen gestützt, der aus der Wand hervorragte und dessen einziges Auge Tse-i-la anzublicken schien. Tsche-Tangs gelbes Gewand schimmerte hell; sein Juwelenhalsband funkelte; nur sein Kopf, der in den Schattenkreis der Lampe hineinragte, war dunkel.

Hier, tief unter der Erde, konnte sie niemand verstehen.

„Ich höre," sagte Tsche-Tang.

„Herr," sprach Tse-i-la, „ich bin ein Schüler des wunderbaren Dichters Li-tai-pe. Die Götter gaben mir an Geist, was sie dir an Macht gaben: sie fügten die Armut hinzu, um meine Gedanken größer zu machen. Ich dankte ihnen alltäglich für so viele Huld und lebte friedlich und wunschlos, — da sah ich eines Abends auf der hohen Terrasse deines Palastes über den Gärten in der mondsilbernen Luft deine Tochter Li-tien-Se, und zu ihren Füßen dufteten die bunten Blüten der großen Bäume, die der Nachtwind bewegte. Seit jenem Abend hat mein Pinsel keine Buchstaben mehr geschrieben, und ich fühle es in mir, auch sie denkt an die Strahlen, womit sie mir die Brust erfüllt hat! . . . Des Schmachtens müde, und den furchtbarsten Tod der Qual vorziehend, ohne s i e zu leben, wollte ich durch eine Heldentat, durch eine fast göttliche Klugheit, mich, o König, den Wanderer, bis zu ihr, bis zu deiner Tochter erheben!"

Tsche-Tang drückte in einer ungeduldigen Bewegung den Daumen auf das Auge des Drachen. Die beiden Flügel einer Tür öffneten sich geräuschlos vor Tse-i-la und ließen ihn in das Innere eines nahen Gefängnisses blicken.

Dort standen drei Männer in kupfernen Gewändern vor einem Kohlenbecken, in dem Foltereisen glühten. Von der Decke hing ein fester, seidener Strick, der in feine Schnüre auslief und unter dem ein kleiner, runder, stählerner Käfig mit kreisförmiger Öffnung glänzte.

Was Tse-i-la dort erblickte, war die furchtbare Todesmaschine. Gräßlich verbrannt, ward das Opfer an einem Handgelenk an die Seidenschnur geknüpft und der Daumen der freien Hand an der großen Zehe des anderen Fußes befestigt. Dann ward ihm der Käfig um den Kopf gelegt, an den Schultern befestigt und wieder verschlossen, nachdem zwei hungrige Ratten hineingesperrt waren. Alsdann gab der Henker dem Verurteilten einen Stoß, so daß er hin und her schaukelte, und ließ ihn dann allein in der Finsternis, um ihn erst nach zwei Tagen wieder aufzusuchen . . .

Bei diesem Anblick, dessen Graus die Tapfersten erschreckte, sagte Tse-i-la kalt:

„Du vergissest, daß außer dir niemand mich hören darf."

„Dein Geheimnis?" herrschte Tsche-Tang ihn an.

„Mein Geheimnis, Tyrann! Daß mein Tod den deinen noch heute abend nach sich zieht," sagte Tse-i-la, den Blitz des Genius in den Augen. „Mein Tod, — ei, auf ihn allein, verstehst du es denn nicht? auf ihn allein hoffen ja die, welche zitternd deiner Rückkehr harren! . . . Wäre er nicht das Geständnis der Nichtigkeit meiner Versprechungen? . . . Welche Freude wär' es für sie, in ihren Mörderherzen leise über deine getäuschte Leichtgläubigkeit zu lachen? Wäre das nicht das Zeichen deines Untergangs? . . . Der Straflosigkeit gewiß, über ihre Angst erbost: wie sollten sie da vor dir, der um die gescheiterte Hoffnung betrogen ist, ihren Haß noch zurückhalten? Rufe deine Folterknechte! Ich werde gerächt sein. Aber ich sehe wohl, und schon fühlst du es: wenn du mich umbringst, wird dein Leben nur noch nach Stunden zählen, und deine Kinder werden dir, wie es Brauch ist, erdrosselt nachfolgen. Und Li-tien-Se, deine Tochter, die Blüte der Wonnen, wird deinen Mördern zur Beute fallen.

„Ach, wenn du ein weiser Fürst wärest! . . . Wenn du im Gegenteil jetzt in den Thronsaal zurückkehrst, die Stirn beschwert von dem geheimnisvollen geweissagten Schauen, umringt von deinen Wachen, die Hand auf meiner Schulter, wenn du mich dort selbst mit dem Fürstengewande bekleidest, nach der holden Li-tien-Se, deiner Tochter und meiner Seele sendest, und nach unserer Verlobung deinen Schatzmeistern befiehlst, mir öffentlich fünfzigtausend Liang Goldes auszuzahlen, so schwöre ich dir, daß alle die unter deinen Höflingen, die den Dolch im Schatten schon halb gegen dich gezückt hatten, bei diesem Anblick verstört und mutlos niederfallen, und daß in Zukunft kein einziger in seinem Geiste einen dir feindlichen Gedanken hegen wird. — Bedenke doch! Man kennt dich als kalt und verständig im Staatsrat; folglich wäre es nicht möglich, daß ein eitles Hirngespinst genügt hätte, um den sorgenvollen Ausdruck deines Antlitzes in wenigen Augenblicken in den des heiligen, ruhigen Staunens zu verwandeln! . . . Wie, man kennt dich als grausam, und du lässest mich am Leben? Man kennt dich als wortbrüchig, und mir hältst du deinen Schwur? Man kennt dich als gierig, und an mich verschleuderst du soviel Gold? Man kennt dich als hochfahrend in deiner väterlichen Liebe, und mir, einem unbekannten Wanderer, gibst du um eines Wortes willen deine Tochter? Welcher Zweifel könnte angesichts von alledem noch bleiben? . . . Worin aber sollte der Wert eines Ge-

heimnisses bestehen, das die alten Geister unseres Himmels eingegeben haben, wenn nicht in der allgemeinen Überzeugung, daß du es besitzest? Sie allein gilt es zu schaffen — und das tat ich. Der Rest hängt von dir ab. Ich habe Wort gehalten! Sieh, ich habe die Liang Goldes und die Würde, die ich verschmähe, nur verlangt, damit man an dem ungeheuren Preise, den ich deiner berühmten Falschheit entriß, die furchtbare Wichtigkeit meines eingebildeten Geheimnisses ermessen könne.

„König Tsche-Tang, ich, Tse-i-la, der auf dein Geheiß an diesen Pfahl gebunden, angesichts des furchtbaren Todes den Ruhm des erhabenen Li-tai-pe, meines Meisters mit den lichten Gedanken, rühmt, ich erkläre dir, was die Wahrheit zu tun gebeut. — Wahrlich, ich sage dir, kehren wir mit erhobener, strahlender Stirn zurück! Übe Gnade, laß den Himmel dein Herz erweichen. Drohe künftig ohne Erbarmen zu sein. Befiehl Feste und Illuminationen zur Freude der Völker und zu Ehren Fôs (der mir diese göttliche List eingab). — Ich werde morgen von dannen ziehen. Ich werde mit der Erwählten meines Herzens in einer fernen, glücklichen Provinz leben, dank den heilsamen Liang Goldes. Den gläsernen Knopf der Mandarinen, den mir deine Großmut alsbald schenken wird, mitsamt so vielem stolzen Flitter, werde ich vermutlich nie tragen — ich glaube nur an die harmonischen und tiefen Gedanken, welche die Fürsten und Reiche überleben. Als König in ihrem unsterblichen Reiche frage ich wenig danach, Fürst in dem deinen zu sein. Du hast gemerkt, daß die Götter mir ein ebenso festes Herz und eben solchen Verstand gegeben haben, wie deine Umgebung sie besitzt. Ich kann also besser als einer deiner Großen die Augen eines jungen Weibes mit Freude erfüllen. Frage Li-tien-Se, meinen Traum! — Du selbst wirst, von einem schützenden Wahnglauben umgeben, herrschen, und wenn du deine Gedanken der Gerechtigkeit öffnest, kannst du die Furcht in Liebe verwandeln und deinen Thron noch mehr befestigen. Das ist das Geheimnis aller Könige, die zu leben verdienen. Ein andres hab' ich dir nicht mitzuteilen. Erwäge, wähle und urteile. Ich habe gesprochen."

Damit schwieg Tse-i-la.

Tsche-Tang stand unbeweglich da und schien eine Weile nachzudenken. Sein großer, schweigender Schatten fiel bis auf die Eisentür. Dann ging er auf den Jüngling zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm starr in den Grund der Augen, als stritten in ihm tausend unbestimmte Gefühle.

Endlich zog er seinen Säbel, hieb Tse-i-las Bande durch und warf ihm sein Königshalsband um den Hals.

„Komm," sagte er.

Er stieg die Stufen des Kerkers hinauf und lehnte seine Hand gegen die Tür, die zu Licht und Freiheit führte.

Tse-i-la, den der Sieg seiner Liebe und sein jäher Glückswechsel ein wenig blendete, betrachtete das neue Geschenk des Königs.

„Wie? Auch diese Juwelen noch?“ murmelte er. „Wer hat dich denn verleumdet? Das ist ja mehr als die versprochenen Reichtümer. — Was will der König mit diesem Halsband belohnen?“

„Deine Schmähungen,“ antwortete Tsche-Tang verächtlich und öffnete die Tür zum Sonnenlicht.

---

# Die Versuchung Christi.

Von

Hans Benzmann.

Noch immer nahm der steile Weg kein Ende,
noch immer türmten die porphyrnen Wände
sich in die gelbe, glühendheiße Luft
und warfen schleierhaft von Kluft zu Kluft
die blauen Riesenschatten, — weit und breit
kein Laut, kein Leben, nur die Ewigkeit
spann ihren steinernen Traum . . . Einsam der Mann
der Berge klomm den wilden Pfad hinan . .
es war, als trieb ein Dämon ihn hinauf
in diese Öde; denn sein Gang war Lauf, —
aus seinem hagern Antlitz, das die Sonne
fast schwarz gebrannt, blitzt eine finstre Wonne,
glänzt eine Inbrunst fessellos und siegsgewiß,
die Berge wie Steine in die Tiefe stieß, —
von seinen brennenden Sohlen fließt das Blut,
doch seinen Fuß treibt der Dämonenmut
kühn über Klippen höher und höher empor,
hinauf zu Ihm, zum letzten Sonnentor . . .
Kein Blick zurück, wo wie gesunkne Sterne
verdämmerten im Tiefendunst der Ferne
die irdischen Symbole, die Ruinen
der hunderttorigen Städte der Brahminen,
die riesenhaften Gräber alter Helden,
Sphinxe und Pyramiden, — Wunderwelten —
zerronnen wie ein Traum — Kein Blick zurück! . .
Empor! Empor! Hier träumt das Urgeschick!

Hier hebst du endlich deinen Blumenflor
und hebst aus den Jahrtausenden hervor,
du alte Erd', dein Ur- und Endgesicht
und blickst mit toten Augen in das Licht,
das deine bunten Träume hitzt und nährt
und dir ein seliges Ende einst beschert —
Doch, wenn Du bist, du ungeheure Macht,
die hinter den ewigen Gesichten einsam wacht —
Satan, Satan, wohin führt mich dein Grimm,
dein Haß und Hohn — ja, wenn Du bist, so nimm
mich auf in dein unfaßbar reines Sein,
Herr, Herr, mein Gott! — Doch ist die Erde dein,
ist dieser tote Fels dein Angesicht,
ewig betastet und geformt vom irdischen Licht,
wie finde ich dein fühlend Gottesherz,
wie find ich mich in deinem tiefen Schmerz, —
wie find ich mich mit allem meinem Wesen,
doch in der Ewigkeit bei dir genesen —
Herr, Herr, wie find' ich meine Seele wieder? —
Ist sie nicht mehr als diese toten Glieder,
die du in ewig starrer Ruhe dehnst,
als diese Berge, die du ewig wähnst —?
als all das blühende hundertfältige Leben,
als deines ganzen Weltalls seliges Weben? —
Herr, wenn du bist, will ich mich in dir finden,
auf diesem Gipfel mußt du dich mir künden —
Ich stürze mich von ihm zu dir hinab —
du wirst mich treu in deiner Hut bewahren
und mir dein und mein Wesen offenbaren — —
Wenn du nicht bist, begrabe mich dies Grab!"
Und Jesus trat entgeistet an den Rand
der ungeheuren Tiefe — — — —
Da war's, als ward sein Herz plötzlich verbrannt, —
da war es mehr, als hätt' er Gott erkannt,
was ihm dies Grab an Wundern hat enthüllt:
gebannt sah er die Tiefe angefüllt
von einem wundervollen Friedensbild,
von einem bunten, frohbewegten Leben,
das ganz dem Trieb des Daseins hingegeben,

er sah der grünen Wälder mächtige Wogen
und Dörfer rings vom Gartenschmuck umzogen,
sah Feld und Wiesen, sah die Mühlen gehn,
auf goldnem Strome weiße Segel wehn
und Schlösser ragen in die blaue Luft, —
und horch, schon hört er, wie die Tiefe ruft:
die Glocken läuten, — horch, ein Abendlied. . .

Der Herr stand nicht mehr oben — tief im Ried
der blühenden Heide barg er sein Herz . . . .

---

# Zeichnende Künste.

Von

**Fritz Wolff.**

Die Meinung ist nicht zu entwurzeln, als ob Handzeichnung, Stich und Radierung, Holzschnitt, Lithographie, Pastell Künste zweiten Ranges wären. Eine Meinung, die die Berliner Sezession — wohl gegen ihre eigenen Anschauungen — dadurch stützt, daß sie die Ausstellung der zeichnenden Künste als Ergänzung, doch zeitlich, auch räumlich, getrennt von ihrer Sommerausstellung der Bilder und Plastiken, im Winter veranstaltet. Diese in den eigenen Sälen am Kurfürstendamm, jene in den viel zu engen Räumen der Kunsthandlung Kassierer. Einstweilen ist man in Dingen der Anordnung der Objekte in öffentlichen Ausstellungen noch nicht allzu verwöhnt. Aber die Art, wie hier viereinhalb Hundert gerahmte Blätter, dazu noch ein paar Dutzend Plastiken, Kante an Kante zusammengepfercht sind, legt immerhin den Gedanken nahe, die Zahl der Bilder im Sommer ein wenig einzuschränken und so Platz für eine ebenfalls verkürzte Reihe graphischer Arbeiten zu gewinnen. Vorschläge, demonstriert an Beispielen der im September geschlossenen Ausstellung, würde ich mir vorbehalten. Ich und wohl auch Andere sind imstande, das eine oder andere Werk zu nennen, auf dessen Vorhandensein mit einiger Überwindung zu verzichten gewesen wäre.

Diesen Einwand vorausgeschickt, ist von dieser Ausstellung zu sagen, daß sie voll guter Dinge ist. Der Empfang und die Verabschiedung durch die zwölf „Cartons" des Herrn Baluschek sorgt zwar dafür, daß der Eindruck nicht allzu günstig sei; sie sind die Brocken, von denen die Heger des geschätzten Kunst-

publikums wohl wissen werden, warum sie sie ihm hinwerfen. Aber das ist nun einmal so. Heute wie vor dreißig Jahren. Damals verlangte man Titel wie: „Im Harem“, „Neapolitanische Spelunke“, „Löwenritt“. Lies: Romantik. Heute: „Der Don Juan“,



August Gaul: Handzeichnung.

„Am Kanal“, „Die Schwindsüchtige“, „Fusel“, „Mord“, „Der Irre“. Lies: Realismus. Mit wünschenswerter Deutlichkeit zeigt Baluschek hier einmal seine „Kunst“ als das, was sie ist: Eine Lokalreportage, der als Spezialität die Abschilderung der blutigen Hacke zu empfehlen wäre, wenn das technische Vermögen ein wenig weiter ginge, als es der Fall ist. Ich halte mich bei ihm auf, nur weil man einmal an ihm vorbei muß

und um des Spaßes willen, daß ihn ein sehr geschätzter Kritiker den „modernen Berliner Hogarth" zu nennen imstande war und seinen „ethischen Willen zu loben" fand.

Man hat ihn völlig vergessen, wenn man im nächsten Zimmer auf Taschner stößt. Gewiß gehört dieser nicht zu den Kunstriesen. Aber es gibt im heutigen Deutsch-



August Gaul: Handzeichnung.

land vielleicht keinen zweiten Künstler, der ein so glückliches, fröhliches, dabei nicht flaches, vielmehr lyrisch bewegtes Wesen so unmittelbar in eine völlig fertige Form zu übertragen vermöchte. Seine Anknüpfung an das bayrisch Bäurische ist deutlich, in jedem seiner Ornamente steckt die Freude an der bunten Welt voll bemalter Schränke und Truhen, voller Heiligenbilder, Bilderbogen und bemalter Pfefferkuchen. Von so



**August Gaul: Handzeichnung.**

einem Dorflebzelter steckt was in Taschner, und von den Kleinstädtern Gottfried Kellers, die noch Dinge als Erbgut aufheben, wie sie die Jungfer Züs besaß: Einen Kirschkern, in den das Leiden Christi geschnitten, einen andern, in dem ein kleines Kegelspiel lag, eine Bonbonbüchse aus Zitronenschale mit einer Erdbeere auf dem Deckel. Diese Freude am Kleinen ist Taschners Quelle, aber seine unaffektierte Art, sein ungemachter Farbensinn, sein Humor vor allem stellen ihn weit über unzählige andere, die ihn vielleicht als Kleinkrämer ansehen, weil sie das ganze Jahr über mit gemalten und gezeichneten sozialen Problemen zu hanteln belieben. Dazu kommt seine große Begabung für fratzenhaft-komische Schaurigkeiten, wie sie die Randleisten zu Meyrink's „Orchideen“ zeigen.

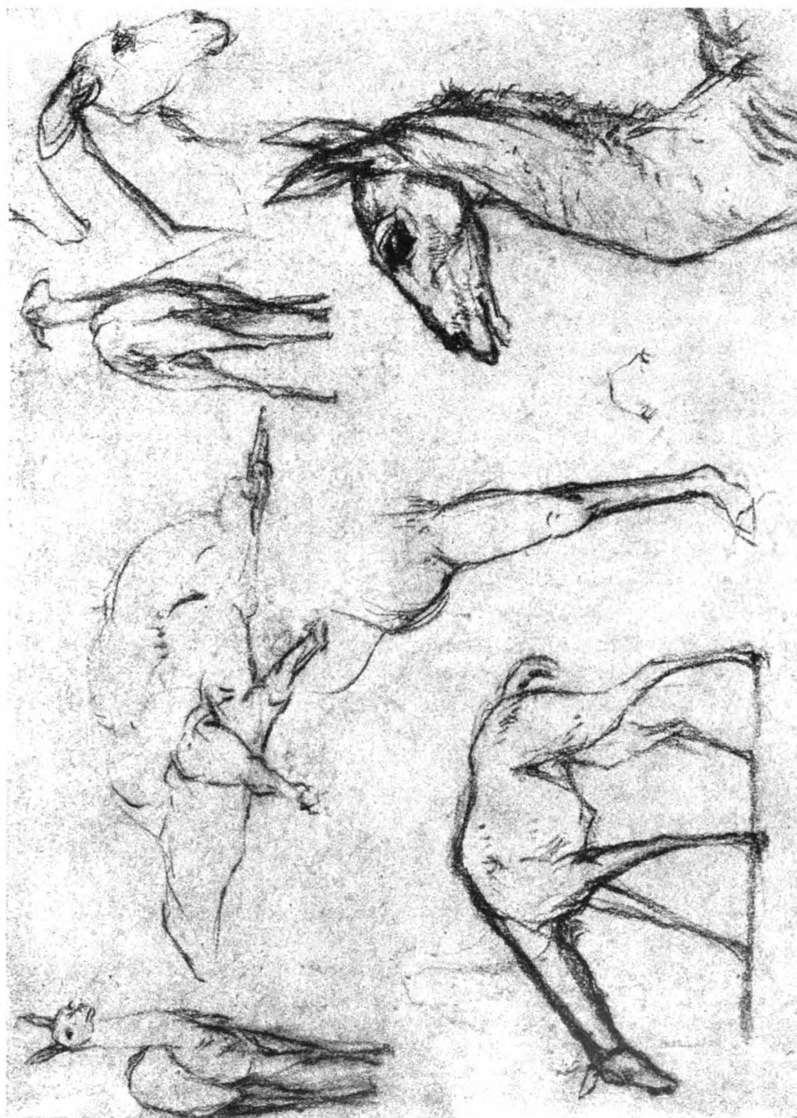
Markus Behmer, dieser berechnende Faiseur hätte einen bezeichnenderen Platz für seine „Versuchung des heiligen Antonius“ nicht bekommen können, als eben neben diesen Taschnerschen Blättern.

Unter Louis Corinths Arbeiten muß man ein wenig suchen, aber unter deren zehn sind doch zwei, die Freude machen. Sachen, wie seine Zeichnungen „Eichen“ und „Ostseestrand“ waren lange nicht von ihm zu sehen, allzulange, weil er, so kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag, die Sorge um Tagessensationen noch immer nicht hinter sich hat. Es sind nicht viele Landschaften auf dieser Ausstellung, die so ernst angepackt, dabei so voll Leben der Farbe und des Lichts wären, wie dieses Stückchen Ostseeküste, mit seiner stark wehenden Luft, in der die zartbunten Wimpel flattern.

Daubignys Worte vor Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle: „Das sieht aus wie Daumier“, werden durch des letzteren hier vorhandene Zeichnungen nicht gerade leicht begreiflich. Nach ihnen allein würde man vielmehr von Daumier eine nicht hinreichend hohe Meinung bekommen. Es ist ein Fall, der zeigt, daß man durch das Ausstellen einiger gerade erreichbarer Arbeiten einem Künstler Dienste von sehr zweifelhafter Art erweisen kann. Ebensowenig bezeichnend ist die Kollektion von sieben Blättern Charles Daubignys.

Zu groß ist die Zahl der vorhandenen Zeichnungen van Goghs. So viele Treffer nebeneinander sind nicht zu erwarten. Die „Landschaft bei Arles“ ist prachtvoll, die Verwendung der Mittel in ihrem Verhältnis zu der Fülle der erreichten Suggestion an Atmosphäre und Licht wirklich ein Wunder. In einigem Abstand erst kommt das Getreidefeld. Dagegen der „Briefträger“ und der „Zuave“ sind bloß grob und wie ausgeschnitten, ohne die Fähigkeit, die Phantasie zur Ergänzung des farbigen Eindruckes oder des Raumes anzuregen.

Zuviel ist auch von Gustav Klimt zu sehen. Diese Reihen von sechzehn Blättern geben — wohl entgegen der beabsichtigten Wirkung — auch sehr entgegen der Vorstellung, die man bei anderen Gelegenheiten von Klimt als Maler empfing, den Eindruck von einer ziemlich geringen Beweglichkeit seines rein zeichnerischen Vermögens. Diese



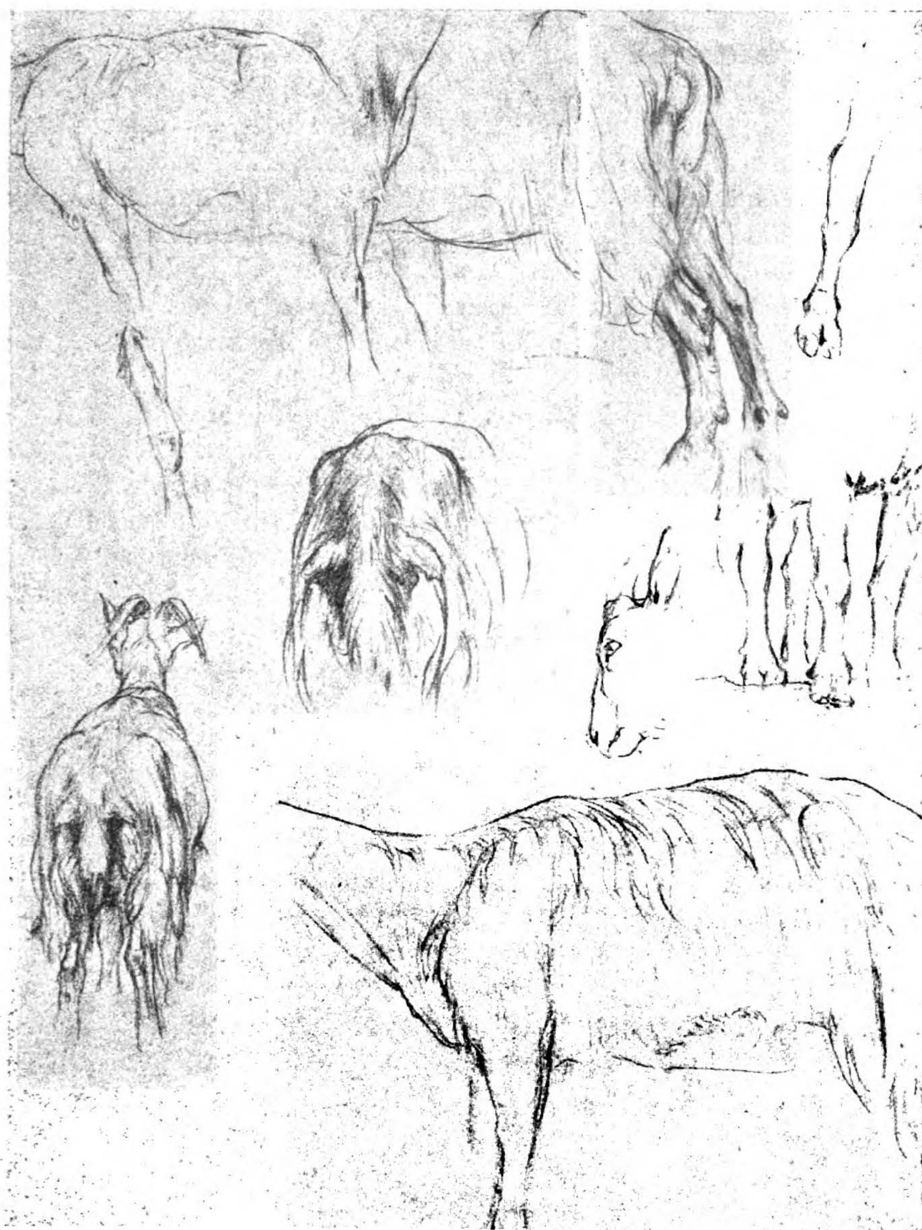
August Gaul: Handzeichnung.

Porträts und Studienköpfe von Frauen und Mädchen sind oft sehr fein, manche auch sehr geistreich, technisch aber alle aus einer Hülse, so daß die Vergrößerung der Anzahl der Wirkung einiger weniger nichts hinzuzutun vermag.

Vor den Zeichnungen von Rysselberghe muß man sich unwillkürlich fragen, welcher Hahn nach ihm wohl krähen würde, wenn er den Leuten mit weiter nichts unter die Augen gegangen wäre, als mit Zeichnungen wie das rasse- und saftlose, süßliche Blatt der Studie zu „Le Ruban écarlate". Die Qualität seiner vier Aktstudien liegt nicht sehr weit davon. Überhaupt tragen Zeichnungen die Gefahr der Verräterei an ihrem Urheber in sich. Schließlich sind sie doch seine urtümlichste, ungeschminkteste Sprache, auf die man hören darf und soll.

Daß Skizze und Zeichnung immerhin nicht dasselbe sind — ein Irrtum, zu dem andere verführen könnten oder wohl auch schon verführt haben — zeigt Max Klinger. Zu ihm als Zeichner und Graphiker kommt man immer wieder und desto mehr zurück, je weiter die Zeit zurückliegt, in der man mit dem Plastiker und Maler Klinger durch Dick und Dünn ging. Über die Beziehungen seiner Zeitgenossen zu ihm mag manche Wandlung gekommen sein und noch kommen, es wird doch vor der bescheidensten Arbeit von seiner Hand das Bewußtsein lebendig, daß die Frage seiner Entwicklung uns stärker oder minder stark aber andauernd beschäftigt, daß er es ist, in dessen Händen man noch immer große, unentwickelte Möglichkeiten liegen sieht. Auch diese Zeichnungen zeigen es wieder: Er hält sich fest auf einer Linie. Er muß doch fühlen, wohin er geführt wird, bei ihm glauben wir, soweit Zeitgenossen darüber ein Urteil haben, denselben Faden klar und unverwirrt ablaufen zu sehen. In all seinem Schaffen als Maler, als Bildhauer, als Radierer, als Zeichner, auch als Theoretiker steht doch eins sicher zum andern und nichts verknotet sich. Diese drei Köpfe in ihrer Nachfolge des zeichnerischen Stils Dürers stellen natürlich und ohne Mache jene Art der Zeichnung dar, von der Klinger selbst gesagt, daß sie „aus innerem Drange, dem ein anderes Ausdrucksmittel Intensität und Freiheit rauben würde, geschaffen werden". Beinahe im Sinne eines Zeugnisses für diese hohe Meinung, wenigstens von zweien der Klingerschen Blätter, möchte ich das Urteil eines anderen — des Baluschek-Enthusiasten — hierher setzen: „Drei Bildnisstudien von Klinger stehen hart auf der Grenze dessen, was man im Atelierjargon als Kitsch bezeichnet oder was wir höflicher mauvais goût nennen wollen." „Totschlagen des Ganzen durch tausend Einzelheiten." Es ist ein Blick in die Anschauungswelt der Leute, die sich den Magen mit impressionistischen Vorspeisen überfüllt haben.

Unter den Arbeiten von Max Liebermann sind die winzig kleinen Pastelle ausgezeichnet: „Badekarren", „Strandbild", „Karren am Strande". Aus der „Gemüse-Auktion" und dem „Fischmarkt" macht man sich weniger. Ich glaube, daß man in solchen Abkürzungen, dabei in so schlagenden Abkürzungen zusammengefaßte



August Gaul: Handzeichnung.

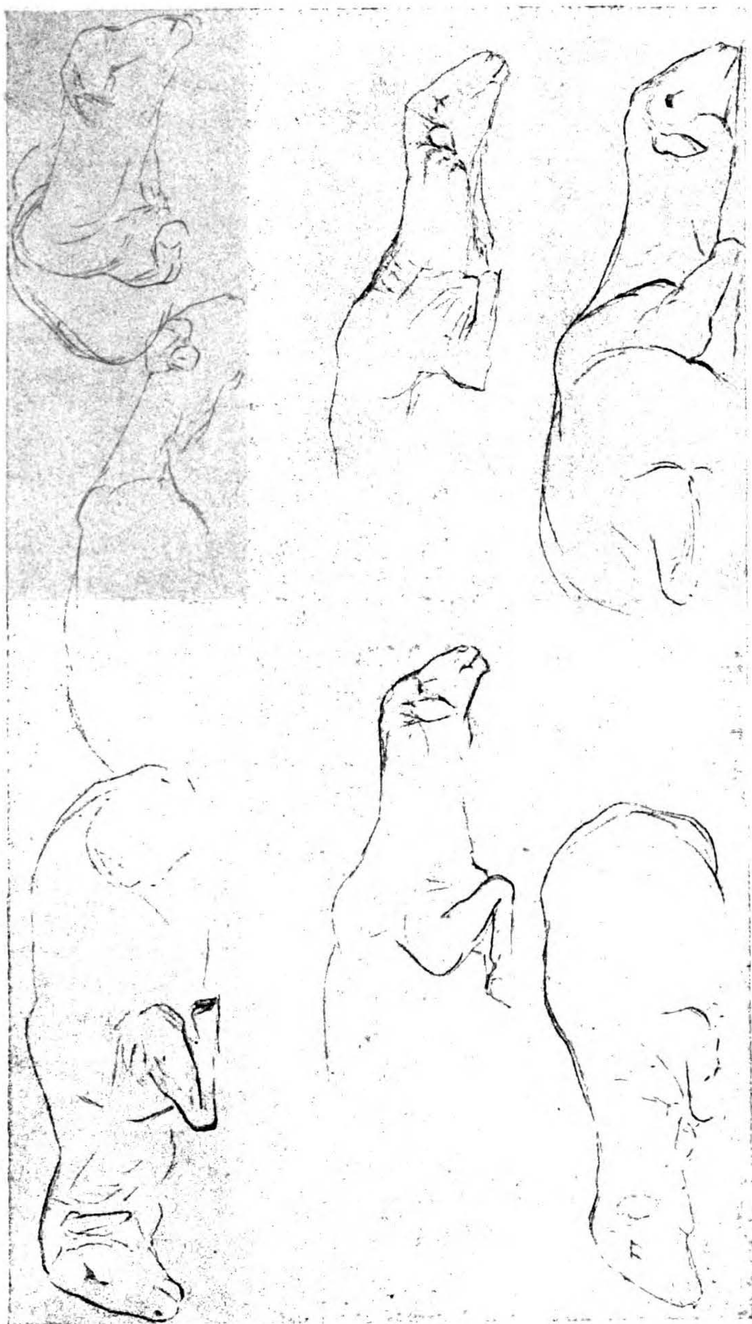
Pastelle wohl kaum gesehen hat. Es ist eine Art von Schnellsprechübungen, die auf alle Fälle für Liebermanns technische Methode und die Art, wie bei ihm Anschauung zu malerischer Form wird, bezeichnend und interessant ist. Drei Zeichnungen aus der Amsterdamer Judengasse sind an Wert unter sich nicht gleich.

Als einen Spaßvogel muß ich Max Slevogt betrachten, seitdem ich die Bekanntschaft seiner Illustrationen zur „Ilias“ gemacht habe. Wollte er sich mit Homer einen Witz machen? Dann ist es nicht verständlich, warum er einzelnes mit so blutigem Ernst behandelt. Oder ist ihm Homer nur von Offenbach her bekannt? Ich gebe dem Wunsche Ausdruck, daß er sich nicht weiterhin von den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts beginnend, auf die Weltliteratur werfe. Oder wenn, dann malend, damit uns wenigstens seine Farbe erfreue. Wenn er den fliehenden Hektor, wie hier geschehen, als gazellenfüßigen Briefträger darstellt, so mag es genug sein.

Eine Begabung von besonderer Art ist ohne Zweifel Ernst Barlach. Seine sechs Zeichnungen „Aus dem südlichen Rußland“, dazu seine Bronzeplastiken „Melonenesser“ und „Russische Bettlerin“ zeigen eine Einheitlichkeit der Anschauung des Statuarischen, die Achtung einflößt. Die schweren, massiven Umrisse der Gestalten, die breiten, leeren Flächen ihrer Gewänder, das Fehlen alles erleichternden, belebenden Details suggeriert die Vorstellung von der dumpfen Schwere, auch die der verhaltenen, gewaltigen Kräfte des Lebens dieser südrussischen Bauern. Seine Blätter in Schwarz und Weiß sind vor allem auch in der Energie bewundernswert, in der sie die Anschauung von Hell und Dunkel erwecken.

Ein wenig weit fort vom Gesichtskreis des norddeutschen Publikums schafft Hans von Volkmann. Aber es lebt noch mancher andere da unten, unter ihnen Begabungen wie Pankok in Stuttgart, von denen man eines Tages einen größeren Gesamteindruck haben wird, als sich jetzt vermuten läßt. Schließlich sind es nicht die größten Talente, die die Modeerfolge haben. Und es ist ein sehr freundlicher Gedanke, daß man es sich leisten kann, Begabungen wie Volkmann oder Mediz oder Mackensen zu besitzen, ohne daß darüber großer Lärm geschlagen werden muß. Von solchen Künstlern gibt es noch eine ganze Anzahl in Deutschland; wer die Gelegenheiten nicht versäumt, sie zu sehen, kann heute noch Entdeckungen machen, und wer weiß, wer in zehn Jahren den Griff in der Hand hat, wenn der jüngste Impressionist anfängt, graue Haare zu bekommen.

Herr Julius Pascin lebt in Berlin. Eine Entdeckung, die ich erst dem Katalog dieser Ausstellung verdanke. Ich dachte mir diesen Kollegen in Apoll von Schalom Asch, dem äußerst prekären Milieu nach zu schließen, etwa als den künstlerischen Führer der jeunesse dorée von Brody oder Czernowitz. Und nun plötzlich sich ihm so nahe zu wissen! Diese Nähe Vorderasiens hat doch etwas Bedrückliches. Ich erinnere mich eines deutsch radebrechenden Dienstboten aus jenen



August Gaul: Handzeichnung.

Gefilden, der in meiner Knabenzeit in unserem Hause ein kurzes Gastspiel absolvierte und alle Hinweise auf die Verschiedenheit unserer und seiner Sitten mit der Versicherung abzuschneiden pflegte: „Bukowina is ja gleich bei Deutschland". Die Leichtigkeit, mit der ein Mann von so scheußlichem Gesichtskreis, dessen einzige, einer Formung fähige Vorstellungen die Worte Incest und Mädchenhandel zu bezeichnen scheinen, sich in Deutschland einbürgert, in illustrierten Blättern und auf Ausstellungen erscheint, scheint diese merkwürdige, geographische Behauptung glatt zu bestätigen. Man kann Pascin sein wirklich großes Können ruhig zugestehen, ohne daß man sich seiner Beliebtheit zu freuen braucht.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

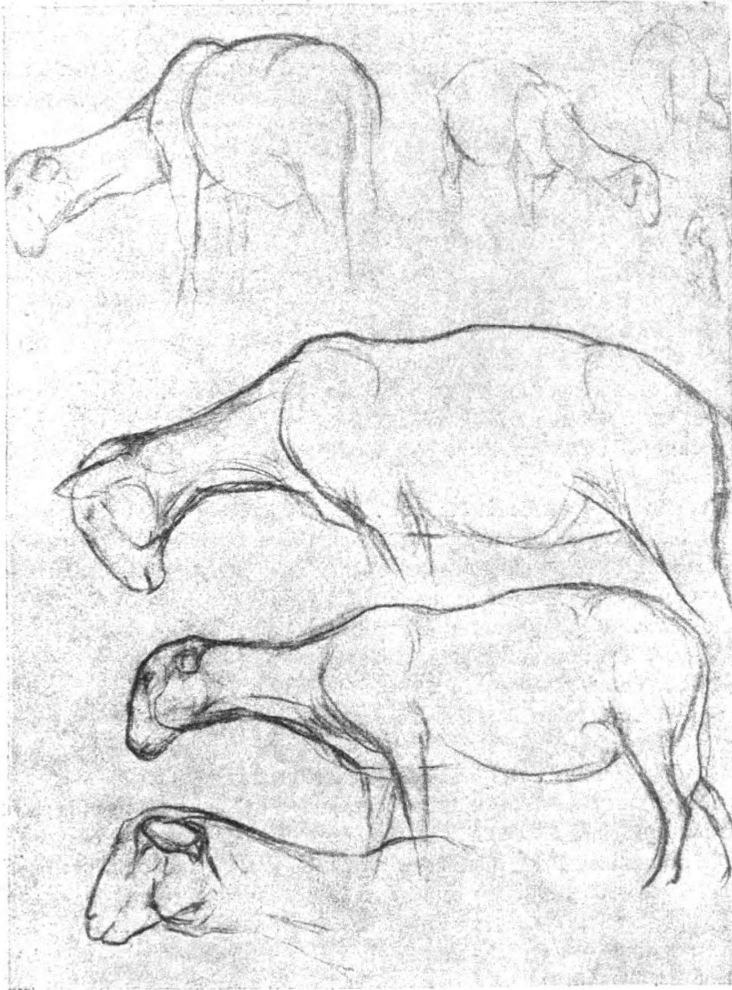
von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag aber ließ der Schnee nach, und es kam der kalte Nebel und der rauhe Frost von draußen hinein in die Straßen, und sie trugen die Schönheiten des Winters bis an die letzte und geschützteste Stelle. Was vordem der Schnee vergessen hatte, das überzog nun der Rauhfrost mit seinen ganz feinen, glitzernden Kristallnadeln, die wie die Haare eines Pelzes emporstanden. Die Muster der niederen, verrosteten Eisengitter vor Jettchens Fenster wurden zu klaren weißen Linien; und die alten Spinnennetze, die dazwischen taumelten, und an denen Jettchen wohl nun an hundertmal achtlos vorbeigesehen hatte — sie wurden plötzlich zu feinen Stickereien von weißen Perlenfäden. Und wenn vordem nur die schweren Äste der Bäume drüben sich weiß aufgelegt hatten, so zog jetzt der Rauhfrost auch das letzte Zweiglein, die heimlichste Knospe nach und machte sie weithin sichtbar, als wären sie aus blinkendem Glas und grauem Silber gesponnen. Um die Großmutterhauben der Zaunpfähle aber, und um die weißen Pelzkappen der Figuren drüben auf dem Dach, da häkelte er schnell . . . der Rauhfrost . . . mit ganz leichter Hand zarte Spitzenbesätze und zierliche Blonden. Und wenn Wagen unten vorüberfuhren mit dampfenden Gäulen, so hatte er auch schon die Geschirre umflochten und umzogen!

Und wie jeder Laut der Stadt in dieser weißen Stille ertrank, so versank auch der Blick in diesem träumerischen Weiß, in diesen dumpfen Nebelwänden, die von allen Seiten



August Gaul: Handzeichnung.

herandrückten, und schon machten, daß die Dächer weiter drüben und die Spitze des Kirchturms hinten sich ganz im Dunst verloren.

Am späten Nachmittag jedoch — kurz vor dem Dunkelwerden, als die Zimmer nur noch der Widerschein des Schnees draußen erhellte, — (Jettchen hatte auf Kößling gewartet, der ihr versprochen hatte, zu kommen, und Jason ordnete hinten an seinen Stichen) — da brachte der Hausdiener Gustav ein Brieflein von Tante Riekchen; er müsse Antwort heimbringen. Jettchen, die jetzt sehr schreckhaft war, dachte, wunder, was es gäbe. Aber es hieß nur da, ganz kurz und freundlich: sie beide möchten den Abend zu Salomon Gebert kommen.

„Jettchen, willst du?" fragte Jason.

Doch Jettchen, die fürchtete, die Tante hätte es so eingerichtet, daß sie dort jemanden träfe, den sie um keinen Preis dort treffen mochte, und die doch lieber eine erste Aussprache mit Tante Riekchen oder Onkel Salomon unter vier Augen gehabt hätte, sagte, sie ließe vielmals danken, aber sie fühlte sich nicht so recht wohl, und sie würde dafür in den nächsten Tagen die Tante besuchen.

Jason aber antwortete, daß e r gern kommen werde, und fragte, ob Herr Elias Gebert und Herr Ferdinand Gebert auch da wären. Zu Jettchen hingegen äußerte er, daß er sich diese Zusammenkunft schon lange gewünscht habe, und daß er sich viel von ihr für ihre Sache verspreche.

Und draußen kam dann die Nacht heran . . . frostig und seltsam. Der Himmel schien schwarz und war doch von einem eigenen, unheimlichen Leuchten durchdrungen. Die Häuser, die sonst im Dunkel untertauchten, zeigten mit phantastischen weißen Bändern die Linien und Rhythmen ihres Baus; und gleich breiten Rücken schlafender Tiere lagen die Dächer darüber. Die Straße unten aber dämmerte dahin in einem grauen Band; und nur dort, wo die Laternen ihre zuckenden Lichtscheine über den Schnee warfen, war sie mit schnell wechselnden gelblich-weißen Quadern bedeckt. Es war ganz still; und der Schatten, der vielleicht neben dem Lichtschein auftauchte, war im Augenblick wieder verschwunden. Kaum, daß man vermuten konnte, ob das nun ein Mann oder eine Frau gewesen war. Den ganzen Abend lehnte Jettchen am Fenster und sah in die halbe Dunkelheit hinaus. Das Essen stand unberührt vor ihr, knapp, daß Jettchen einen Schluck Tee genommen hatte und einen Bissen Fleisch. Und, wenn Jettchen etwa zu lesen versuchte — es waren die „Vertrauten Briefe über Schlegels Lucinde" . . . ein Buch, das ihr Jason unter Vorbehalt eingehändigt hatte; es sei auch eine Seite des Lebens, die bestehe und ihren Wert habe, aber über die man zu schweigen sich angewöhnt habe . . . Wenn Jettchen etwa zu lesen beginnen wollte, schwammen die Zeilen ihr ineinander; — so erregt und ängstlich war sie. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie mit Jason zu den anderen hätte gehen können. Gewiß war die Stube hier warm — fast zu warm; der weiße Feilnersche Ofen strahlte förmlich vor Hitze, und jeder Winkel atmete Heimlichkeit; wie ein goldner Kreis lag der Schein der Messinglampe überm Tisch . . . Aber es war doch

nicht warm das Zimmer von Menschen, von Worten, von häuslichen Gewohnheiten. Es hatte nie etwas vom Geruch des Bratens oder vom Blinken des schweren Silbers und des roten Glases. Es war eine Stube, in der noch kein Kinderlachen erklungen war oder das sorglose Geplauder von schwatzenden Frauen. Und diese Empfindung legte sich Jettchen auf die Brust, wenn sie allein war. — Aber heute kam noch die Angst dazu um Kößling, der am Nachmittag kommen wollte, und um den sie jede Minute nun wieder an das Fenster eilte, und dessen Gestalt sie in jedem vermutete, der unten neben der Laterne auftauchte, um nach wenigen Schritten in der Winternacht zu verschwinden.

Es war in letzter Zeit öfter geschehen, daß Kößling sich etwas verspätet hatte. Dann kam er angelaufen, mit hochroten Wangen und wirren Haaren, noch ganz fiebrig vom Schachtisch her. Er hätte sich nicht trennen können. Bilgner sei auch im Royal gewesen und Loewenthal. Das habe eine interessante Partie gegeben; ein Zweispringerspiel. Er habe den Schluß nicht abwarten können; aber er habe die Stellung aufgeschrieben. Bilgner stehe um eine Idee stärker, doch es scheine ihm fraglich, ob es auch zum Siege ausreiche. Jettchen war dann das Weinen näher als das Lachen. Sie hätte so gern einmal mit Kößling gesprochen, von dem, was i h n anging, von seinen Arbeiten und Plänen; sie glaubte an den Dichter in ihm. Und immer kam er mit roten Wangen und leuchtenden Augen, und erzählte von einer Schlußkombination, die eines Stamma würdig gewesen wäre: die schwarze Königin hätte sich auf der H-Linie geopfert, und Läufer und Springer hätten dann ein vierzügiges Matt gegeben. Jettchen verstand diese plötzliche Leidenschaft Kößlings nicht, und sie vermochte auch nicht in irgend einem Zug das Überraschende und Neue zu erblicken, das Kößling noch am nächsten Tage in seinem Bann hatte. — Nur manchmal kam Jettchen so ganz dumpf die Empfindung, als ob diese plötzliche Hingabe an das Schach für Kößling m e h r bedeute, als eine bloße Zerstreuung, als ob sie eine Flucht und eine Betäubung wäre; — und dann meinte Jettchen, daß er es tue, weil er sie nicht mehr liebe, und war n o c h unglücklicher, denn vorher. Heute war er nun ganz fortgeblieben.

Jason hatte ihn zwar entschuldigt und gemeint, daß der Schnee daran schuld sei, und das schlechte Wetter, oder daß Kößling nicht ganz auf dem Posten sei. Aber das glaubte Jettchen nicht, und sie konnte sich gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er nicht käme. Und immer wieder drückte sie die Stirn gegen die Scheiben und sah — einmal nach rechts und einmal nach links — die Straße hinab, folgte jedem mit spähenden Blicken, der unten im Lichtkreis der Laternen auftauchte und im Dämmer wieder verschwand. Und immer seltener wurden diese einsamen Gestalten, und schon wollte Jettchen sich mutlos von ihrem Fensterplatz zurückziehen, als sie sah, wie unten jemand ganz hastig an der Laterne vorüberging mit langen Schritten. Am Gang meinte sie Kößling erkannt zu haben; und sie lief an die Korridortür und lauschte hinaus in das halbhelle, breite Treppenhaus, in dem ordentlich die Kälte von unten emporstieg. Erst nach einer ganzen Weile — da hörte Jettchen Stufen klingen und vernahm ein hastiges Atmen. Und

dann — dann stand Kößling vor ihr . . . ganz erregt, rot vom Frost, mit offenem Mantel und verzerrter Krawatte. — Und Jettchen warf sich ihm entgegen. Aber Kößling erwiderte ihre Liebkosungen kaum, so daß Jettchen sich ganz erschrocken aus seinen Armen wand.

„Ob ihm denn etwas zugestoßen sei, daß er so spät komme?"

„Nein — nichts —" meinte Kößling in einem Ton, der seine Worte Lügen strafte. — „Nein, — gar nichts."

„Doch — doch, er solle es ihr sagen."

„Nein — er habe sich wirklich nur verspätet; ob ihr Onkel Jason vielleicht da sei."

Der sei heute Abend bei Onkel Salomon. Aber — warum sie denn hier draußen stehen?! Er möchte hinein kommen. Ob er denn nicht vielleicht noch etwas essen wollte?

Nein, nein, er könnte nicht hinein kommen, er müsse nach Haus; er hätte nur gern heute noch Jason Gebert gesprochen.

Warum er denn nicht wenigstens auf einen Augenblick hineinkomme?!

Kößling zögerte, und Jettchen sah neben ihm zu Boden, unmutig und traurig.

„Mein liebes Jettchen", begann Kößling endlich, „meinst du denn wirklich, du großes Kind du, ich bliebe nicht lieber hier bei dir, ganz bei dir, immer und ewig? Ich denke ja nichts anderes mehr, als dich, Tag und Nacht, und zähle die Stunden, bis ich dich wiedersehe —" Und Jettchen wurde heiß unter seinen Küssen —

„Aber ich habe deinem Onkel mein Wort geben müssen, nie in seiner Abwesenheit diese Wohnung zu betreten. Und Jettchen, — wirklich Jettchen, es will mir fast selbst scheinen . . . es ist besser so."

Ob ihm denn etwas zugestoßen sei, er solle es doch sagen.

„Nein, nein gar nichts. Aber er hätte doch gern noch Jason Gebert gesprochen."

Und wieder warfen sie sich einander in die Arme. Wortlos und stürmisch. Aber wie Jettchen drinnen Fräulein Hörtel mit dem Geschirr klappern hörte, da war es ihr, als ob sie etwas Böses täte, als ob sie ein Vertrauen mißbrauchte; und auch ein anderes, das sie vordem nicht gekannt, flammte dazwischen auf: Angst vor sich selbst und vor ihren Sinnen. Und so löste sie die Arme von Kößlings Schultern, und die Lippen von Kößlings Lippen und schlich sich auf den Zehen zurück zur Tür, ihm winkend, daß er ganz still sein sollte. Leise, zitternd und leise zog Jettchen dann hinter sich die Tür ins Schloß.

Aber wie sie im Zimmer war, da überfiel sie von neuem die Unruhe, daß Kößling etwas zugestoßen sei, daß er ihr etwas verschwiegen habe, und sie mochte sich nicht entkleiden, bis Jason wiederkommen würde. Alle Augenblicke stand nun Jettchen vom Buch auf und sah in die Winternacht; sah auf die phantastischen weißen Bänder und Linien der Häuser drüben; sah auf die weißen Rücken der Dächer drüben; sah auf das dämmrige Band der Straße, in die zuckenden Lichtscheine unten; und blickte hinauf in den schwarzen Himmel, der doch wieder von einem unheimlichen Leuchten durchdrungen war.

Und wenn Jettchen jetzt noch auf die Gestalten geachtet hätte, die unten im Schnee

sich bewegten, so hätte sie die gleiche Gestalt, den gleichen Gang, wie vorhin wohl noch oft sehen können. Denn immer wieder trieb es Kößling um das Haus, und hundertmal kämpfte er mit sich, ob er noch einmal unter irgend einem Vorwand sich heraufwagen könne. Nur für einen kurzen Augenblick, nur für ein Wort und einen Gruß. — Und er schlich immer wieder um das Haus, vorsichtig nach oben spähend, wie der Marder in der Winternacht um den Taubenschlag.

Als Jason draußen die Galoschen auszog, war bei Tante Riekchen die Stube voll von Leuten. Und der Lärm von vielen Stimmen, und die Wärme der gut geheizten Zimmer, und der Geruch von Braten drang zugleich mit der reichen Helligkeit auf den Ankömmling ein. Alle waren sie eigentlich schon da. Man hatte nur auf ihn noch gewartet, um zu Tisch zu gehen. Das ganze Zimmer war voll von Menschen, man konnte auf den ersten Blick gar nicht sehen, wer das etwa alles war.

Jason kam das ganz seltsam vor. Denn er war lange Monate nicht hier oben gewesen, — seit dem Spätsommer, seit seiner Krankheit nicht mehr. Zu seinen Besprechungen mit dem Bruder war er in der letzten Zeit stets in das Geschäft gegangen. — Ganz seltsam kam es Jason im ersten Augenblick vor, daß alles noch wie einst war; daß kein Möbelstück in der Zeit verschoben worden war, und daß an den Fenstern immer noch die Biskuitbilder an ihren kleinen Ketten zitterten und schaukelten, über den Fensterkissen mit den Rosengirlanden . . . unschuldweiß hüben und rosenrot drüben. Ganz seltsam kam es ferner Jason vor, daß wieder die schweren Damasttücher auf dem Tisch lagen, und all das Silber wie einst dastand: die beiden Fruchtschalen aus blauem Glas, die von den silbernen Delphinen getragen wurden und die vier hohen silbernen Leuchter . . . wie jonische Säulen daneben. Und ebenso, als ob sie gar nicht inzwischen fortgegangen wären, saßen auch wieder auf den beiden hohen Stühlen einträchtig nebeneinander: Minchen und Eli. Das schiefe, kleine Minchen mit dem violetten Kleid und dem Blondenhäubchen gleich einem Veilchen, das im Verborgenen blüht, gleich einem fliederfarbenen Miniaturgebirge, und Eli, mit seiner besten weißen Perücke und in seinem besten blauen Frack mit neu geputzten Goldknöpfen, daneben; und in all dem Lärm hielt Eli wieder sein Nickerchen, treu behütet von der kleinen Person neben sich.

Gewiß, Jettchen fehlte, die hier immer wie das Licht in einem alten holländischen Gemälde gewesen war, um das sich all die andern halbhellen Töne anordnen — aber keiner schien das Licht auch nur zu vermissen. Und wenn Jason selbst nicht dagewesen wäre? Auf seinem Stuhl hätte dann vielleicht auch ein anderer gesessen, wie auf dem Jettchens, oder es hätte eben ein Stuhl weniger am Tisch gestanden, aber kein Silberleuchter weniger hätte deshalb auf der Tafel geblitzt, keine Salatière weniger ihre gemalten Blumensträuße zur Schau getragen, sein Bruder Salomon hätte ebenso förmlich und liebenswürdig den Wirt gespielt, und man hätte die gleichen Gespräche geführt, und der gleiche Duft von stiller, in sich zufriedener Wohlhabenheit hätte fast sichtbar wie eine Wolke über dem Raum und den Menschen geschwebt. Er und seine beiden Schützlinge, Jettchen und

Kößling — sie drei, das fühlte Jason wie eine Beklemmung, als er in das alte, wohlbekannte Zimmer trat, waren eben nur die Vorübergehenden, das hier waren die Bleibenden.

„Ach, Jason," rief Tante Riekchen ihren Schwager an, der so ganz verwirrt von all dem Lärm in der Tür stehen geblieben war, „es freut mich, daß du doch gekommen bist. Nun können wir gleich anfangen. Warum hast du aber Jettchen nicht mitgebracht?!"

„Sie kommt in den nächsten Tagen mal zu dir, liebe Schwägerin."

„Nun siehst du," sagte Riekchen befriedigt und behäbig, „das ist doch endlich mal ein vernünftiges Wort von dir."

„Herrgott, Jason, alter Junge," unterbrach Ferdinand und klopfte Jason mit der flachen Hand auf den Rücken. „Jetzt mußt du mal zu mir kommen und dir die Wagen für den Prinzen Karl ansehen. Ein Tilbury und ein Kabriolet — sowas findst du nicht in deinem Paris."

„Ja, sie sind wirklich göttlich," sagte Hannchen verlegen, denn die Begegnung mit Jason war ihr nicht lieb. Und sie trug ernstliche Bedenken, daß Jason etwas von ihren Klatschereien hinterbracht worden wäre, die sie in so zahlreichen Abwandlungen in die Welt hinausgesandt hatte.

Hannchen stand zwischen Pinchen und Rosalie, und ihre Fülle verhielt sich zur Schmächtigkeit der andern wie der Laokoon zu seinen beiden Söhnen.

Jason war ziemlich erstaunt, Pinchen und Rosalie immer noch in Berlin anzutreffen, und ihre Kleider kamen ihm auch so eigentümlich bekannt vor. Jason war nämlich der glücklichen Meinung gewesen, Pinchen und Rosalie wären von Ferdinand und Hannchen schon längst wieder nach den gesegneten Gefilden Benschens verstaut worden; und er äußerte sich auch dahin zu seinem Bruder Ferdinand, der ihn in eine Ecke gezogen hatte und ihn beim Giletknopf hielt, während er ihn in seine Geschäftsgeheimnisse des Oberbaus, des Doppellacks, der Montierung und der Ringfedern einweihte.

„Nun," sagte Ferdinand und zuckte die Achseln, „weißt du, sie sagen, sie wollen nicht eher abreisen, ehe die Angelegenheit mit Julius vollkommen klar ist. Die Ungewißheit, meinen sie, könnten sie zu Hause in Benschen nicht ertragen."

„Ach," versetzte Jason trocken, „da können sie ja inzwischen Berlin noch ganz gut kennen lernen."

„Kennen lernen?" meinte Ferdinand, „ich sage dir, Jason, was du ihnen gibst, stecken sie, happ, in die Tasche. Du siehst und hörst nie wieder was davon. Du kannst ihnen das Schönste und Beste bieten, — im nächsten Augenblick ist es weg, als ob du ins Meer gespuckt hättest. Nichts macht auf sie Eindruck!"

Jason sah die Mädchen durch das Knipsglas an. „Nun, Ferdinand," sagte er, „Pinchen sieht eigentlich ganz nett aus."

Ferdinand schüttelte den Kopf.

„Lieber Jason," sagte er belehrend, „die müßtest du mal des Morgens ohne Geschirr sehen, dann würdest du das am Abend nicht mehr sagen."

Naphtali kam vorbei. Er hatte seinen langen, braunen Rock an mit dem Kragen von anno dazumal; und wenn man auch nicht mehr genau feststellen konnte, was es alles auf Jettchens Hochzeit gegeben hatte, eine halbklare Vorstellung konnte man nach Naphtalis braunem Rock noch ganz gut davon gewinnen. Jason dachte zuerst, Naphtali hätte sich schon ein Brötchen vom Tisch genommen, weil er so mimmelte, aber dann sagte er sich, daß der alte Naphtali wohl nicht die Fertigkeit besäße, zugleich zu essen und zu summen, wie eine Winterfliege in der Ofenecke.

„Nun, Herr Gebert,“ sagte Naphtali, unterbrach seine Fußwanderung und blieb stehen. „Ich sehe, Sie werden auch schon grau.“

„Was macht Julius heute,“ fragte Ferdinand, „kommt er?“

„Nun, was wird Joel tun?“ antwortete Naphtali, „er arbeitet eben, immer ist er im Geschäft, vorgestern bis zwölf Uhr nachts. Wenn sein Vater so hinterher gewesen wäre, wie er, hätte er anders dagestanden, das sag i c h Ihnen!“

Salomon kam hinzu, er sah nicht gut aus. Die Sommerfarbe von Karlsbad her war schon wieder ganz abgeblaßt.

„Nun, Jason,“ sagte er, „es ist gut, daß du da bist, da können wir ja nachher mal zusammen reden!“

„Ach bitte, zu Tische!“ rief Riekchen, so daß Eli ganz vertattert von seinem Stuhl auffuhr und fast die Perücke vom Kopfe verlor.

„Wo sind eigentlich Wolfgang und Jenny?“ fragte Jason Ferdinand, während er sich seinen Platz suchte.

„Ach, weißt du, ich habe die Kinder lieber heute mal zu Hause gelassen, erstens wollen wir doch mal miteinander sprechen, und dann hustet doch Wolfgang ein bißchen. Er ist ja nun bald in dem Alter, und da kann das mal leicht vorkommen. Aber ich hab mir gesagt, bei so einem Wetter ist es für den Jungen doch besser, wenn er des Abends zu hause bleibt. Max kommt aber noch, er macht sich jetzt ganz gut raus im Geschäft.“

Man ging zu Tisch. Jason kam neben Riekchen zu sitzen, geradeüber von Ferdinand. Salomon war Hannchens Tischherr. Eli und Minchen aber waren unzertrennlich; denn Minchen meinte, sie müsse auf Eli achten. Aber damit sie doch nicht ganz zu kurz käme, hatte man ihr den Senior aller Jacobys, Onkel Naphtali, rechts noch als Courmacher gegeben. Und hinter Pinchen und Rosalie tauchte plötzlich, aus irgend einem geheimnisvollen Winkel, das alte Fräulein mit den Pudellöckchen auf. Max trat auch in dem Augenblick ein, als gerade die Mädchen begannen, die großen Fische herumzureichen, deren Stücke ganz eingebettet lagen in allerhand Zutaten von Wurzeln und Semmelklößen . . . und so fehlte keiner mehr.

„Die Fische sind wirklich gut,“ sagte Ferdinand und hielt seine Nase über den Teller. „Ich kann reden, so lang' ich will, zu hause kriege ich sie nie so!“

„Weißt du, Riekchen,“ sagte Jason und kostete bedächtig, „ich werde von jetzt an wieder jede Woche bei dir essen.“

„Bitte, wir werden uns immer freuen, wenn du kommst," versetzte Salomon. „Nicht wahr, Riekchen?"

„Gewiß, Jason, komm nur, bei Frank kriegst du nicht solche Fische."

„Was sagst du nur zu dem Wetter?!" unterbrach Hannchen.

„Hier ist's ja sehr schön warm," mischte sich Rosalie ins Gespräch, „aber bei euch zu hause hat man heute nachmittag dermaßen gefroren, daß mir beinahe die Ringe von den Fingern gefallen sind."

„Vielleicht ist es in Benschen wärmer," entgegnete Ferdinand; aber er verkündete das Geheimnis so leise, als wolle er es nur dem Fischkopf vor sich auf dem Teller anvertrauen. Seine Frau jedoch war hellhörig, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu.

„Ja," begann sie, um ihren Mann abzulenken, denn bei Ferdinand konnte man nie wissen, ob er nicht im nächsten Augenblick seine Stimme erheben würde, und zugleich wollte Hannchen auch sich und die Ihrigen in das rechte Licht setzen. „Ja . . . der Prinz Karl hat doch Ferdinand noch ganz genau gekannt."

„Nun, meinst du vielleicht, er hat Pehmüller zu mir gesagt?! Er hat doch noch vom Vater her gewußt, wer wir sind. Wenn damals nicht die Sache mit dir gekommen wäre, mit der Hausvogtei, — hätt ich den Hof schon längst gekriegt. Nun, mir tut's nicht leid, und es ist auch so gegangen."

Jason bekam einen roten Kopf, und Salomon sah das, und da er Reibungen vermeiden wollte, sagte er: „Hast du gehört, Krüger soll ein großes Reiterbildnis vom Zaren Nikolaus gemalt haben. Es soll sogar hierher kommen."

„Man behauptet, daß das Pferd ganz vorzüglich ist," warf Jason dazwischen.

„Laß das nicht Louis Schneider hören," meinte Ferdinand.

„Ich hab ihn neulich sogar als Hofrat Heese gesehen, sehr gut, sehr gut," sagte Salomon, und lachte noch im Nachgeschmack des Vergnügens vor sich hin.

„Ich mach mir nichts aus Schneider," meinte Jason, „er spielt mir zu sehr ins Parterre."

„Höre mal," rief Eli über den Tisch, so laut er konnte, denn er hatte heute seinen lauten Tag. „Du gibst immer noch gut, Riekchen. Solche Fische wie diese, kann man heut' gar nicht mehr kriegen."

„Nun," sagte Riekchen, „wenn was übrig bleibt, Eli, schick' ich's dir morgen früh mit dem Mädchen hinüber."

„Aber vergiß nicht, Rieke," gab Eli zurück und wandte sich wieder seiner Beschäftigung zu.

Bei dem Wort „Mädchen" zuckte Hannchen zusammen wie der Froschschenkel im galvanischen Strom.

„Richtig, was ich noch erzählen wollte, unsere Anna hat doch geheiratet. Vorigen Sonntag war Hochzeit. Er ist, nebenbei, ein bildschöner Mensch. Er sieht aus wie ein Künstler. Weißt du, Riekchen, er ist doch seit drei Jahren Gehilfe drüben beim Friseur

Baumbach, und er ist immer des Morgens gekommen, um Ferdinand zu barbieren, — und so haben sie sich wohl kennen und lieben gelernt. Ich hab' — nebenbei — ihnen zur Hochzeit zwei große Porzellanspucknäpfe mit gemalten Rosengirlanden geschenkt; aber sie haben gesagt, daß sie ihnen so sehr gut gefallen hätten, daß sie sie doch lieber als Kuchenteller brauchen möchten."

Jason lachte.

Eli aber hatte den Kopf schräg über den Tisch gehalten, um besser zu hören

„Ach so!" sagte er. „Der junge Mann von Baumbach! ich hab' schon gehört, — die Kindstauf' wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Wirklich!" bestätigte Minchen.

Hannchen bekam plötzlich ein sehr langes Gesicht.

„Nun," meinte sie zaghaft, „das ist bei solchen Leuten mal nicht anders."

Aber Ferdinand, der schon die ganze Zeit sehr unruhig auf seinem Stuhl hin und her gerückt war, fuhr los: „Ich begreife nicht, Hannchen, warum du die Leute immer mit deinem Geschwätz langweilst!"

Max, Pinchen und Rosalie hinten am Tischende kicherten und hielten sich die Servietten vor den Mund.

Hannchen aber schien sich diese Mahnung zu Herzen zu nehmen, denn sie war den ganzen Abend über, durchaus gegen ihr Naturell, sehr schweigsam.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Das Deutsche Reich zahlt jetzt für seine Anleihen im Auslande über 6 %! Die Rechnung ist leicht gemacht. Verkaufen doch unsere Banken in London und Paris die 4 %igen Schatzscheine, welche im April zu pari rückzahlbar sind, zu zirka 98 %. Und das Ausland verwechselt dabei, was immerhin menschlich ist, die verkaufenden Aktiengesellschaften mit dem Reiche selbst. Damit wird aber das Mißtrauen, das gegen unsere Liquidität überhaupt besteht, wesentlich verstärkt. Als peinliche Tatsache erleben es heute unsere Kaufleute und Fabrikanten, daß man in London und Paris von dort aus gezogene Tratten auf deutsche Großinstitute entweder gar nicht oder sehr ungern diskontiert. NB.: ernste Warenwechsel. Zuerst wurde dabei nur der absolute Goldcharakter unserer Währung beanstandet. Im Verlaufe hat sich dann aber jene Kritik den überspannten Verhältnissen unserer Banken zugewendet, die wahrscheinlich noch weit angespannter sind, ohne damit bereits ein so direktes Mißtrauen zu verdienen. Im Hintergrunde von dem allen schwebt freilich unser famoses Börsengesetz, dessen Differenzeinwandsparagraph auch Deutschlands Warenhandel der ganzen Welt gegenüber eine zweideutige Seite gegeben hat. Das Maß hat sich eben seit Jahren gehäuft! Immerhin läßt es sich nicht ausdenken, wie wir später ohne die weitere regelmäßige Geldbeziehung zu

den Engländern und Franzosen fertig werden. Die Neutralen bei uns, d. h. diejenigen, welche weder schwarz noch rosig sehen wollen, sprechen überhaupt nicht mehr von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit. Sie behaupten nämlich, daß es der früher niedere (!) Zinsfuß ist, der unnatürlich gewesen sei. Ein so gewaltig aufstrebendes Volk wie das deutsche — kein Rentner-, vielmehr ein Fabrikanten- und Händlervolk — hätte nur durch eine Gunst des Zufalls seine notwendigen Barmittel zu 4½ % erhalten können. Es mußte eigentlich immer 6 % bezahlen, wie dies denn auch von nun an wieder für lange hinaus der Fall sein werde. Sogar, wenn der reichere Westen uns wieder zur Verfügung stehe, werde die fortgesetzte Steigerung unserer technischen und industriellen Tätigkeit den Geldbedarf noch verteuern. — Wäre diese Betrachtung zutreffend, so würden wir eigentlich schon lange über unsere Mittel gelebt haben, und dabei kämen die Vorsichtigen wieder zu ihrem Recht, welche vor vielen Jahren die berühmte Milliardenkonversion der 4 % Preußischen Konsols in 3 %ige sogleich als verhängnisvoll ansahen. Sehr zu Unrecht hatte man damals diese Maßnahmen dem Sparer Miquel ganz allein in die Schuhe geschoben, während er, von dem das weise Wort einmal gesprochen wurde, daß das Geld der Steuerzahler am besten in ihren eigenen Taschen verwahrt bleibe, lange genug zaudernd dastand. Den Abschlußbrief des Übernahmekonsortiums erhielt er rasch genug, aber seine Gedanken waren doch weit tiefer der Frage nachgegangen, ob Deutschland zu einer so niederen Rente bereits vorgeschritten genug sei. Tatsächlich sind es erste Bankiers und Bankdirektoren gewesen, sie hatten dann auch den Kurs der 4 %igen künstlich hochzuhalten — die Miquel von seinen besseren Gesichtspunkten abgebracht haben. Und an den Folgen dieses ersten, zu weit ausgeholten Schrittes, leiden vielleicht unsere gesamten Geldverhältnisse. Eines ist sicher! Die Hochfinanz, die, bei ihren unbestrittenen Verdiensten um unsere Industrie, uns doch sehr stark festgefahren hat, kann uns hier allein nur schwer wieder heraushelfen.

* * *

Das Bedenklichste an der amerikanischen Krise ist neuerdings die offene Verstimmung, welche man in England über die Botschaft des Präsidenten zeigt. England, ob aus Eigenem oder als Vermittler, bleibt das eigentliche Rückgrat für alle Finanztransaktionen zwischen Europa und Nordamerika. Und da man vielleicht, in Verkennung der Senatorenmacht, Herrn Roosevelt für eine Art Diktator nunmehr ansah, so wurden von ihm ungleich entschiedenere Gesetzesreformen erwartet, als man am Morgen des 5. Dezember zu lesen bekam. Wächst aber mit der englischen Ungeduld auch das dortige Mißtrauen, so brauchen die Banken nicht erst mit der Ablehnung amerikanischer Securities zu beginnen, sondern sie haben nur die bereits ganz enormen Depots zu kündigen, um höchst peinliche Wirkungen zu erzielen. Für die Rücksichtslosigkeit bei solchen Maßnahmen bürgen einige kürzliche Kündigungen, die ohne Ansehen der Person sogar allererste Firmen betrafen. Auch beweist das weitere Falissement einer altbewährten Bank in Kansas City die bei weitem zu rasche Zuversicht der dortigen Optimisten. So eilig hat es das allgemeine Vertrauen nicht, zu seinen bisherigen Kassen zurückzukehren. Wenn nur die Januarkupons der Eisenbahnbonds bezahlt werden! Bündige Versicherungen in dieser Beziehung liegen vor, sodaß das Anlagepublikum, zu dem auch Deutschland noch immer in etwas gehört, einstweilen nicht zu erschrecken braucht. Ebenso nützlich wie angenehm haben es sich jetzt die eigentlichen Trustgewaltigen gemacht. Diese Morgan und Rockefeller, von denen der erstere sich noch wegen seiner Niederlage seinerzeit in der Northern-Pacificaffäre zu rächen hat, tun jetzt so, als ob sie die einzigen Ehrlichen inmitten dieser ungeheuren Komplikation seien. Sie haben einige sehr große Bankiers von allen finanziellen Hilfsaktionen ausgeschlossen und sich dagegen selbst zu einem großen Unterstützungsfond aufgerafft. Aber fragt mich nur nicht wie! Hat doch Morgan aus seinem Steeltrust mindestens 50 Millionen Dollars zur Verfügung, dessen Shares nicht aufgehört haben, Spielball der größten Willkür zu sein. Ferner kann Herr Morgan als Bankier der Vanderbilt auch wohl über noch weitere 50 Millionen ziemlich schlank disponieren. Mr.

Rockefeller, der sich jetzt als Helfer ebenfalls sein Loblied singen läßt, ist u. A. der Herr desselben Kupferringes, der jetzt so schmählich zusammenbrach, weil vor allem die Rockefellersche Amalgamated Co., die jetzt sogar ihre Hütten schließen soll, kein Geld mehr hatte, um die Notverkäufe noch länger aufzuschieben. Man muß sich nur immer vorhalten, daß durch die furchtbare Mißwirtschaft im Finanzierungswesen der dortigen Eisenbahnen und Industrien ein Aktienwesen wie in Europa noch unmöglich ist. Das Publikum kauft die Shares nicht, es ist also gezwungen, seine Gelder, solange sie im Geschäft nicht gebraucht werden, Banken und Kassen anzuvertrauen. Wie diese dann wieder unerlaubter Weise den Machthabern der Trusts aushelfen, die sich die Barmittel für ihre Vorherrschaft in der ganzen Welt zusammenborgen müssen, haben wir ja seit zwei Monaten schaudernd erlebt. Wenn die Herren Morgan und Rockefeller jetzt wirklich ehrliche Menschen werden wollen, so sollten sie mit der Wiederzerteilung vor allem der Eisenbahnsysteme beginnen. Diejenigen, welche heute als ihre Feinde gelten und vielleicht schon morgen von neuem als ihre Gefährten emportauchen, müssen dann alsbald mit den gleichen Maßnahmen folgen. Von dieser grundlegenden Reform wird immer abgelenkt, aber gegen sie, die der Union solid verwaltete Eisenbahnkörper, Aktienwerte und ein weites, ernstes Publikum geben würde, das zu Kassen und Banken nicht bloß notgedrungenes Vertrauen mehr zu haben braucht, sind alle anderen Verbesserungen reines Kinderspiel.

* * *

In der Landtagsdebatte über die Kohlenteuerung hat man dem Saarfiskus seinen Geschäftsrock ausziehen wollen, um ihn statt dessen in den Mantel der christlichen Liebe, den eines billigen Kohlenlieferanten einzukleiden. Das bleibt eine Naivität, solange Preußen nicht aufhört, Militärstaat zu sein. Die Rieseneinnahmen aus unsern Staatseisenbahnen gehen ungestört Hand in Hand mit den Tariferhöhungen, weil der Hauptnutzen nicht den Bahnen, sondern Heer und Flotte zugute kommen muß. Und ebensowenig könnte sich ein preußischer Finanzminister halten, der den staatlichen Kohlengruben volkstümlicherweise vorschreiben wollte, die Preise zu verbilligen, anstatt aus recht hohen enorme Summen für unser Kriegsbudget zu destillieren. Im übrigen nützt es auch nichts, für Sätze, die sich wie bei allen Waren nach Angebot und Nachfrage richten, durchaus einen Bösewicht zu suchen. Gerade weil man gegen Trusts nicht scharf genug auftreten kann, sollte man kein Fanatiker gegen Syndikate sein. Unser Ruhrkohlensyndikat, das dem weitesten deutschen Arbeitsmarkt Regelmäßigkeit und Sicherheit gegeben hat, und dessen Charakter noch höher zu schätzen wäre, wenn es die Eisenindustrie von Kombinationen mit Zechen abzuhalten vermocht hätte, steht mit seinen Preisen vielleicht unbequem, aber alles eher als ausbeuterisch da. In dem ärmeren Ostpreußen, wo es weder ein Syndikat- noch ein Kohlenkontor gibt, werden 30—40 Pfg. pro Zentner mehr bezahlt, und in Hamburg, trotz der niederen Seefracht, kostet jetzt englische Kohle und noch nicht einmal Cardiffkohle 10 Pfg. pro Zentner mehr als Ruhrkohle. Auch England ist nicht imstande, sich in so hochgehenden Zeiten billig zu versorgen, nur daß dort die Preise bei einem industriellen Niedergange wieder rascher sinken. Das ist aber nur für den Verbraucher und nicht für die Arbeiter von Vorteil. Man mag teuere Kohle als ein noch so großes Unglück ansehen, aber dann soll man auch auf wirksamere Mittel sinnen, als auf ein bloßes Verketzern eines Syndikats, das kein wirklich Unparteiischer heute schon als entbehrlich bezeichnen darf. Als die Essener Börse wirklich noch Kohlen handelte, anstatt wie jetzt nur Kuxe, und die Händler sich je nach der Konjunktur entweder ganz willkürlich unter-, oder überboten, hat der Verbrauch doch auch nur in schlechten Zeiten profitiert. In hochgehenden, z. B. 1889—90 war der Preis noch bis 200 % höher, und als dann später, zur Verzweiflung der Grubenbesitzer, die Sätze ins Bodenlose sanken, hat dies wohl den Anstoß zu der im Jahre 1894 erfolgten Gründung des Syndikats gegeben. Glatt von statten ging dies bekanntlich keineswegs, da vor allem die Zechendirektoren in gerechter Angst um ihre Selbständigkeit lieber geschäftlich reisen und antichambrieren, als einer einzigen Stelle

gehorchen wollten. Diese erste und mächtigste Einheit innerhalb unserer Industrie ist demnach nicht einmal das Produkt der direkten Interessenten gewesen, es ging weit mehr aus dem Willen und der kein Hindernis scheuenden Festigkeit der Großaktionäre, also der Geldgeber, hervor. Es ist nicht immer dankbar, den rein kaufmännischen Standpunkt gegenüber der Industrie abzuweisen, aber man kann doch nicht sofort seine sozialpolitischen Grundsätze vergessen, weil äußere Umstände wie u. a. die Wasserarmut des Rheins während des ganzen Herbstes wichtige Preise noch gesteigert haben.

* * *

Man muß den Posten eines Reichsbankpräsidenten als einen höchst ruhmvollen Abschluß ansehen, um dem Bankier Mendelssohn eine derartige Ambition nachsagen zu können. Wenn der ebengenannte Herr in seinem Leben keine qualifiziertere Arbeit geleistet hätte, so würde er Rußland zu weniger Geld verholfen und vielleicht manches Mal besser geschlafen haben. Da der 73jährige Herr v. Koch wirklich geht, so werden gewisse, mit ihren seichten Kenntnissen kokettierende Gegner von einem endlichen Falle seines Systems reden. Als ob das Oberhaupt unserer leitenden Notenbank schon ein System repräsentieren müßte, sobald derselbe nicht, wie einzelne ihm so oft anraten, die regelmäßigen Geldankäufe der Bank von Frankreich nachahmt. Ein Reichsbankpräsident, der tüchtig und erfahren ist, im Veredelungsverkehr mit dem praktischen Leben seine bureaukratische Vorsicht zur Umsicht steigern konnte, füllt seinen Posten vollkommen aus. Und je schwieriger die Zeiten sind, desto leichter wird eigentlich seine Aufgabe, da es gegen einen zu starken Goldexport kaum ein anderes Mittel als einen sehr hohen Zinssatz gibt. Dazu kommt noch, daß der deutsche Markt im Weltmarkt steht, und er daher als Richtschnur die Bank von England nur sehr selten aufgeben kann. Etwas anderes ist es um die traditionelle Engherzigkeit, mit der bei uns sogar in normalen Zeiten der Goldherausgabe widerstrebt wird, und wodurch wir im Auslande in all den Jahren nicht gerade gewonnen hatten. Indessen geht diese steife Haltung weniger aus der Persönlichkeit Kochs, als aus der Beschaffenheit seiner überlieferten preußischen Grundsätze hervor, die bekanntlich ihrem kleinen Maßstabe nur langsam entwachsen. Ein eigentlicher Unternehmer darf aber ein solcher Mann ebensowenig sein, wie seine Politik zu weit ausschauend werden darf. In diesem Sinne fallen auch die Vorwürfe ungerecht aus, die in Bank- und Börsenkreisen ebenso still, wie eingehend gegen seine früher zu niedrig (!) gehaltenen Diskontsätze sich erheben. Es war im September 1905, als unsere offizielle Rate um ein volles Prozent von 3 auf 4 gesetzt wurde. Nachträglich wollte man da einen Signalschuß herausgehört haben, um den übergroßen Geschäftseifer unserer Industrie zur Besinnung zurückzurufen. Damals, so meinen nun jetzt die Klugen, nachdem sie vom Rathause gekommen sind, hätte Herr Koch den Diskonto sogleich auf 5 Prozent erhöhen sollen. In Wahrheit hätten wir natürlich dann Krieg im Frieden gespielt, d. h. uns selbst und dem Auslande einen Krach vorgetäuscht, der noch ärgere Wirren sofort erzeugt haben würde, als solche heute innerhalb unseres Wirtschaftslebens bestehen.

Falls unsere Banken es auch zu diesem Jahresende für angemessen gehalten haben, ihre Abschlußziffern mit den üblichen Schönheitsmitteln zu behandeln, so wäre für die Verschärfung der bereits genügend verschärften Knappheit ein wichtiger Grund mehr vorhanden gewesen. Jede Bank sucht am 31. Dezember besonders liquide zu erscheinen, teils wegen der öffentlichen Kritik, die allerdings nach ziemlich stabilen Gesichtspunkten urteilt, teils wegen der ernsteren Aktionäre, von denen jeder glaubt, er gehöre zu den Wenigen, die eine Bilanz zu lesen verstehen. Da es nun diesmal außerordentlich schwer war, die Kurse derart hinaufzusetzen, daß man seine Effektenbestände höher aufnehmen konnte, so müssen die sonst noch üblichen Anstrengungen um so eifriger ausgefallen sein. Kunden, die Summen schuldig sind, werden gebeten, hierfür ganz vorübergehend Akzepte zu geben, wodurch das Wechselportefeuille größer, aber die Ausstände sich als geringer darstellen. Ungedeckte Debitoren, ganz entgegen einer bequem festgehaltenen Legende: die eigentlich sicheren, da doch selten anders als Reichen

in blanco geborgt wird, lassen sich bereden, irgend ein Depot auf ganz kurze Zeit zu geben, wodurch die Risiken geringer erscheinen, usw. usw. Alle solche Künste, falls sie, wie gesagt, auch in den jetzigen schweren Zeiten angewandt worden wären, mußten dann jene allgemeine Lage noch verschlimmern, die ja wegen der Ansammlung der am 1. Januar fälligen Kuponsummen ohnehin immer angespannt zu sein pflegt. Es hat sich nun erst zu zeigen, ob jene vielen Millionen, nachdem sie ins Publikum geflossen sind, auch wirklich zu Anlagen aller Art benutzt werden. Gesunken genug ist das Kursniveau, um der großen Mehrheit nach ihrer Meinung ungewöhnlich billige Kaufgelegenheiten zu bieten. Allein es gibt Kapitalisten und auch bloß Sparer. Letztere brauchen nur, wie dies augenblicklich der Fall ist, von einer höheren Zinsvergütung bei ihren Spar- und Gewerbekassen zu hören, um diese mit Geld zu überfluten. Dagegen die Kapitalisten, die ungleich mutiger sind, als redende und schreibende Biedermänner annehmen, sehen sich Preis und Charakter der Papiere genauer an; was vielleicht den stets gerne ratenden und empfehlenden Wechselstuben nicht immer gleich lieb ist. So z. B. war die amerikanische Krisis noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte, als die schlichtesten Deutschen bereits die Eisenbahnbonds gerne wieder gekauft hätten. Solche Käufer, soweit sie keine Bauern sind, die ihre so schönen Ernteergebnisse meist in Pfandbriefen anlegen lassen, werden denn auch diesmal doppelt wählerisch sein. Denn neben den deutschen Staatspapieren präsentieren sich auch manche fremden Renten zu wesentlich niedrigeren Kursen. Viele dürften sich aber auch Diskonten hinlegen, wo es sogar Privatleuten möglich gewesen ist, Wechsel bis zum März zu 7 Prozent zu erwerben. Und wie rasch dies jetzt an der Börse geht! Man braucht keine zehn Minuten auf Bescheid zu warten, während dieselbe Manipulation früher auch bis zu einer Stunde dauerte. Gerade dieses Gebiet wird sich noch erweitern, denn sobald, wie das hier schon neulich erörtert wurde, unsere Banken die Trassierungen seitens der Industrie nicht länger prolongieren, muß die letztere mit ihren Wechseln, statt zu den Großinstituten, zur Reichsbank gehen. Letztere wird dann wieder angespannter, und unwillkürlich wenden sich dann viele Andere von der Reichsbank hinweg dem offenen Markte zu. Einstweilen erscheint es ja unwahrscheinlich, daß unser offizieller Satz noch weiter hinaufgeht, obgleich die Bank von England am Schluß der ersten Dezemberwoche nahe vor einer weiteren Erhöhung stand. Auch muß daran erinnert werden, daß unser Banksatz ein Maximum bedeutet, während es sich dabei in London um das Mindestmaß handelt. Sicher ist, daß die Börse im ganzen Dezember eine steigende Angst vor der Geldverteuerung hatte, weil sie gar nicht wußte, woher das Geld noch kommen sollte, ohne daran zu denken, daß sie — die Börse — keineswegs unser gesamtes Wirtschaftsleben darstellt. Wenn heute unsere Kreditbanken selbst das Telephon benutzen, um den Kunden die Verbindung zu kündigen, so ist dies weit schlimmer, als die Schwierigkeiten in der Reportierung von Effekten.

---

# Millionenverluste in Österreich.

Von Ignotus.

Es gibt ganz merkwürdige Wirkungen in die Ferne. In Amerika fielen die Papiere und infolgedessen fiel in Wien der Generaldirektor der Österreichischen Länderbank, Eduard Palmer. Die Länderbank hat eine Filiale in London, deren nun entlassener Manager vor dem ersten Amerikanerkrach große Engagements in amerikanischen Werten eingeleitet hatte. Ohne Deckung, auf erborgte Namen. Wäre die Spekulation gut ausgefallen, dann hätte der Mann seine Anonymität enthüllt und den Gewinn für sich reklamiert. Es kam aber der amerikanische Märzkrach und die Verluste aus diesen Engagements gehörten — der Länderbank. Noch bevor man bei der Zentrale davon erfuhr, daß der Leiter der Londoner Filiale spielend einige Millionen der Bank verloren hatte, war die Sache in London und Paris ruchbar geworden, und die Société Générale, die eben damals mit der Länderbank wegen Übernahme der von dieser in Aussicht genommenen neuen Aktienemission unterhandelte, ließ sich im Vertrage für den Rücktritt ein Hintertürchen offen. Der Länder-

bankdirektor, der mit der Überwachung der Geschäftstätigkeit der Filialen betraut war, hatte in London alles in Ordnung gefunden; plötzlich stand die Zentrale vor der Tatsache, daß ihr Londoner Direktor gespielt und Millionen der Bank verspielt hatte. Mit keinem offiziellen Sterbenswörtchen wurden die Aktionäre der Länderbank damals von der Affäre unterrichtet. Man beriet und ließ sich von anderen beraten, und der Beratungen Schluß war: die Amerikaner sind auf ihrem tiefsten Kurse angelangt, dem Kurssturz wird rasch die Erholung, dem Verluste bald seine Wettmachung folgen. So beschloß man denn, die Engagements nicht glattzustellen, sondern die Effekten zu halten. Aber der Märzderoute folgten bald andere stärkere, und gegen Ende Oktober entschloß sich der Verwaltungsrat endlich, seinen Aktionären sogenannten reinen Wein einzuschänken. Er teilte mit, daß nach dem Kursstande vom 26. Oktober der Wert der aus den übernommenen Spekulationen des entlassenen Managers stammenden amerikanischen Effekten vier Millionen Kronen betrug und daß darauf ein Verlust von $4^1/_2$ Millionen Kronen laste. Nebenher wurde noch erwähnt, daß sich aus dem regulären Geschäft der Londoner Filiale ein Verlust von einer halben Million Kronen ergeben habe. Seither sind die Kurse der Amerikanerwerte weiter zurückgegangen, und die Londoner Verluste, betragen nun schon erheblich mehr als 5 Millionen Kronen.

Erst wurde jener vertrauensselige Länderbankdirektor, der mit der Kontrolle der Filiale betraut war, seiner Stelle enthoben, und nun ist auch der Generaldirektor Eduard Palmer von seinem Posten zurückgetreten. In dem Communiqué, das diese Demission bekanntgab, hieß es: aus Gesundheitsrücksichten. Würde es sich nicht um Herrn Palmer handeln, der hier sehr beliebt ist, so würden die Leute sagen: aus Rücksichten für die Gesundheit der Bank; aber Herrn Palmer, der in der Verwaltung der Bank bleibt, wird, wenn man in der nächsten Generalversammlung der Länderbank die Dividende von $6^1/_2$ auf 4 % herabsetzen sollte, selbst aus den Reihen der Aktionäre kaum ein hartes oder böses Wort treffen.

Ungefähr zehn Jahre war Herr Palmer Generaldirektor der Länderbank. Mit der Rechtswohltat des Inventars trat er die Erbschaft des Hofrates Hahn an; die Inventarisierung ergab die Notwendigkeit, für die verschiedenen schwebenden Engagements der Länderbank eine Verlustreserve von 17 Millionen Kronen anzulegen. Durch die Abstoßung einer Reihe dieser Engagements wurden von diesem Betrage bereits über 9 Millionen Kronen in Anspruch genommen, der Rest wird bei den restlichen Abwicklungen aufgehen. So erforderte die Lösung des Engagements bei der Prag-Smichover Kattunmanufaktur aus der Verlustreserve einen Betrag von 4,8 Millionen Kronen, der Rückkauf der emittierten Aktien der Austria-Emaillierwerke einen Betrag von 1,64 Millionen Kronen, der Verkauf der Domäne Benatek einen Betrag von 2,2 Millionen Kronen. Fünf Jahre blieb dann die Länderbank von unerfreulichen finanziellen Intermezzi verschont, die Konsolidierung ging gut von statten, man wendete sich von exotischen Geschäften ab und suchte das Gute nicht in der Ferne; das reguläre Bankgeschäft nahm einen großen Aufschwung, die Dividende stieg von 4 % auf 5 und 6 %. Dann aber kam der böse Jellinek, ein schlichter Kassenbeamter, der im Laufe einiger Jahre der Bank, ohne daß sie es merkte, 3,3 Millionen Kronen entnahm. Drei Jahre lang wurden nun die Aktionäre wieder auf die schmale Kost einer 5 %igen Dividende gesetzt. Dann hob sich das Erträgnis wieder auf 6, im letzten Jahre auf $6^1/_2$ %. Im Jahre 1906 gab es wieder eine unangenehme Überraschung: die Pariser Filiale hatte einige Millionen Franks Akzepte der Sucreries d'Egypte mit dem Giro Croniers akzeptiert und war gezwungen, für dieses Geschäft eine Verlustrücklage von $1^1/_2$ Million Francs zu schaffen; die kaum hinreichen wird, den Verlust zu decken. Und nun in diesem Jahre der glänzenden heimischen Konjunktur erleidet die Bank durch die Untreue ihres Londoner Filialleiters einen Verlust an Amerikanern im Betrage von mehr als 5 Millionen Kronen. Die in einem Jahrzehnt teils deklarierten, teils entstandenen, in jeder Hinsicht außerordentlichen Verluste der Länderbank betragen rund 27 Millionen Kronen, nahezu soviel, als die Aktionäre seit 1901 an Dividenden bezogen haben!

Die Länderbank wird den Amerikanerverlust in der Bilanz des laufenden Jahres voll zur Austragung bringen. Was sie über den Kurswert hinaus, zu welchem sie die Amerikaner in die Bilanz einstellen wird, beim Verkaufe erzielen wird, wird eine Auferstehung von gebuchten Verlustbeträgen bilden. Eine andere österreichische Aktiengesellschaft, die auch um diese Zeit ein Sündenbekenntnis ablegte, verzeichnet einen Verlust, der endgültig feststeht. Die Wiener-Neustädter Lokomotivfabrik vormals Sigl erzielte mit einem Umsatz von 8,17 Millionen Kronen einen Verlust von 2,66 Millionen Kronen bei einem Aktienkapital von 3,92 Millionen Kronen. Um den Verlust zu decken, muß sie das Aktienkapital durch Abstempelung auf die Hälfte reduzieren und 699 931 K. aus der Reserve heranziehen. Dieser Verlust entstand aus der Übernahme und nicht rechtzeitigen Effektuierung einer Lieferung von 37 Lokomotiven und Tendern nach Italien, Rumänien und Serbien. Zwangsweise Exportförderung durch die Aktionäre. Hier war es die Verwaltung, die vom Direktor vor die überraschende Verlusttatsache gestellt wurde. Aus der Verteidigungsrede der Verwaltung in der Generalversammlung: „Der Direktor war von maßlosem Optimismus durchsetzt; totale Zerfahrenheit und Unordnung im ganzen Betriebe; der Direktor hat den Kopf verloren.“ Es ist eine nicht gewöhnliche Kunst, an 37 Lokomotiven und Tendern 2,66 Millionen Kronen zu verlieren; das macht per Lokomotive und Tender 72 000 Kronen. Den Aktionären wäre es besser ergangen, wenn man den Betrieb eingestellt, den Direktor spazieren geschickt und die bestellten Lokomotiven in einer anderen Fabrik hätte herstellen lassen. Aus der Erklärung der Verwaltung, daß man beim Bilanzabschlusse gleichzeitig eine strenge Überprüfung und rigorose Bewertung des Inventars und der Vorräte vornahm, darf übrigens geschlossen werden, daß man gleichzeitig auch Bewertungssünden früherer Jahre gutmachte. Es „läppert sich“ eben mit der Zeit zusammen.

Zum Schlusse noch ein Millionenverlust, der ein inländisches Unternehmen, aber ausländische Aktionäre trifft. Die Vienna General Omnibus Company Limited, die nahezu den ganzen Wiener Omnibusverkehr besorgt, ist in Konkurs geraten. Die Direktoren behaupten, die elektrische Straßenbahn hätte sie umgebracht, trotzdem gewisse Strecken, so die Durchquerung der inneren Stadt, ihr allein gehören. Sie arbeitete zuletzt mit einem täglichen Betriebsverlust von 500 Kronen, schon die letzte Bilanz wies bei einem eingezahlten Aktienkapital von 89 710 Pfund einen Verlust von 13 947 Pfund aus. Die Oligationenschuld beträgt 50 000, die übrigen Kreditoren 76 342 Pfund. Die Realitäten der Gesellschaft stehen mit 112 951 Pfund, Wagen und Pferde mit 85 283 Pfund zu Buch. Wie diese Posten im Konkurs zusammenschmelzen werden, läßt sich denken. Wirtschaft, Horatio! Auf 200 Omnibusse und 600 Kutscher und Kondukteure kamen 90 Beamte! Man rechnet mit einem schließlichen Verluste von etwa $1^1/_2$ Million Kronen. Gegenüber den ehrfurchtgebietenden Verlusten der Länderbank und der Lokomotivfabrik ist das freilich lächerlich wenig.

---

## Der tapfere Vizepräsident.

Von Jap.

Wer hat im deutschen Reichstag die größte Kuraasche?
Das ist der Vizepräsident Paasche,
Weil er zuweilen renitent ist,
Trotzdem er — wie gesagt — Vizepräsident ist.

Den größten Effekt hatte er mit seinem
Angriff auf den Kriegsminister von Einem.
Man weiß, daß im Reichstag ein großes Geschrei war
Und daß der Kriegsminister nicht dabei war.
Herr Paasche rief entrüstet: Wo ist er,
Wo ist denn der Herr Kriegsminister?
Hernach hat er aus vollen Lungen
Das Lob von Maximilian Harden gesungen.
Und er schwang mit unnachahmlichem Hohne
Briefe von Hohenau mit einer Krone,
Die Harden irgendwo entdeckt hat
Und in Potsdam dem Kriegsgericht gesteckt hat.
Herr von Einem schwieg, indessen Herr Paasche
Die Briefe schon trug in seiner Taasche.

. (Sein Sohn dient bei der Schutztruppe oder bei den Garden
Und wird demnächst Neffe von Maximilian Harden.)
Kurzum, es flogen nur so die Fetzen,
Den ganzen Reichstag packte Entsetzen,
Und alle fragten zu Tode erschrocken:
Will Herr Paasche denn den Block entblocken?
Und das Zentrum witterte schon den Braten,
Es jubelten die Sozialdemokraten,
Weil Paasche die Rede so kräftig würzte
Und den Kriegsminister in absentia stürzte.
Ferner wollten die Nationalliberalen
Unter allen Umständen direkte Steuern zahlen,
Und dafür ist doch wieder Herr von Rheinbaben,
Wie man weiß, unter keinen Umständen zu haben.
Gab es jemals eine Krise
So schwer und schauerlich wie diese?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und tags darauf ist Herr von Einem erschienen
Und sagte kurz: Womit kann ich dienen?
Ich muß bemerken, daß ich zufällig krank war,
Als der große Gestank und der große Zank war.
Und er hielt eine seiner männlichsten Reden,
Und Herr Paasche verlor aus der Hand alle Fäden.
Erst rief er dazwischen ein wenig empfindlich,
Dann aber lächelte er verbindlich
Und sagte: Ich wollte Sie nicht beleidigen,
Nur das Vaterland wollte ich verteidigen.
Aber trotzdem Paasche so gesprochen,
Wurde die Sitzung abgebrochen.
Denn erfüllt hatte sich ein furchtbares Fatum.
Fürst Bülow stellte ein Ultimatum:
„Ich wüßte gern, was das für ein Block ist,
Wenn jedes Mitglied wild wie ein Bock ist.
Jeden Tag gibt es hier neue Keile,
Und der Block teilt sich in seine einzelnen Teile.
Entweder die Herren werden vernünftig,
Oder der Block ist nicht mehr künftig,
Ich trinke meine Schokolade bei Kranzler
Und bin von morgen an nicht mehr Kanzler."
Das war ein Schreck in den Wandelhallen!
Manch Herz sah man in die Hosen fallen.
Sogar die Freisinnigen, die strammen,
Steckten besorgt die Köpfe zusammen.
Dann sammelte man in aller Eile
Vom zersplitterten Block die einzelnen Teile.
Man leimte und leimte,
Bis Paasche auf Kreth sich vorzüglich reimte,
Dann ging man aus den Wandelhallen ins Parlament
Und gab Erklärungen ab, und die Krise war zu End'.
Und es scheint, das Ganze war eine Blamaasche
Des tapferen Vizepräsidenten Paasche.

---

## Die öffentliche Meinung.

Von Friedrich Hussong.

Man spreche nur in ruhig-ernstem Ton und mit aufmerksam-achtungsvoller Miene von ihr. Man gebe sich den Anschein, sie zu bedenken, aber nicht, sie zu fürchten. Sie ist ein fressendes Ungeheuer; sie ist ein flennendes Kind. Sie ist von kalter Grausamkeit des Hasses und herzlosen Hohnes; man reize sie nicht. Sie ist voll haltloser, hirnloser Sentimentalität; dem Haupt, dessen sie sich erbarmt, wolle man kein Haar krümmen. Sie ist von stierer Unerbittlichkeit; suche sie niemals zu überreden! Sie ist das wankelmütigste auf Erden; verlass dich niemals auf sie! Vorgestern Harden, gestern Moltke, heute Eulenburg, und morgen? . .

Sie ist jedermann und niemand, überall und nirgends. Geh durch die ganze Stadt, frage Mann, Weib und Kind! Alle werden dir beteuern, daß *sie* nicht der öffentlichen Meinung unterstehen. Übersieh diese selbe Stadt mit weitem Blick, überdenke ihr Treiben, und du siehst, fühlst überall die Tyrannei der öffentlichen Meinung, die doch keiner ihrer Knechte anerkennen will.

Die öffentliche Meinung ist kopflos; die Kunst der Überzeugung ist hier ohnmächtig. Die öffentliche Meinung hat tausend Köpfe; wo du ihr einen abschlägst, wachsen hundert nach. Hüte dich vor dem bösen Gelüste, ihr einen abzuschlagen!

Viele haben vor den Zeitungen Furcht und Scheu, weil sie die öffentliche Meinung machen. Viel mehr aber macht die öffentliche Meinung die

Zeitungen. Wir Zeitungsschreiber sind ihre Diener, nicht ihre Herren. Herrscht der Schulmeister in der Schule oder dient er? Der Kräftige dient mit Anstand und Würde; der Schwache wird tyrannisiert, und der Unwürdige tyrannisiert selber. Freilich sind der Unwürdigen viele; die Schwachen aber bilden die „kompakte Mehrheit".

Wer aber macht sie? Wo ist der Ursprung der öffentlichen Meinung? Man weiß nicht, von wannen sie kommt, wohin sie sich wenden, wielange sie beharren wird. Sie ist das alltäglichste, aufdringlichste, schreiendste, ist das geheimnisvollste, dunkelste, unverstandenste. Manchmal ist sie wie eine Erleuchtung des Volkes, öfter grober Irrtum, oft ein zuckender Wahnsinn. Alle ihre Erscheinungsformen sind nur unter e i n e m Begriff vereinbar; es sind alles Formen einer geistigen Epidemie. Auch wo die öffentliche Meinung einmal — ach wie selten! — auftritt als eine plötzliche Erleuchtung und Gutes, ja Großes in den Massen wirkt, auch dort bleibt sie nach ihrem Organismus eine epidemische Erscheinung.

Um e i n e s Gerechten willen sollte Sodom verschont werden. Um der wenigen Fälle willen, wo sie Gutes wirkt, soll man es unterlassen zu sagen: Die öffentliche Meinung ist eine Krankheit. Man müßte denn den traurigen Glauben bekennen, daß die Welt ein Krankenhaus, und die Menschheit nichts als ein Kranker sei. Wer das tut, hat freilich seine Meinung und Wahrheit über alles, auch über die öffentliche Meinung fix und fertig. Wir andern werden, wenn der Hochmut uns packt, manchmal uns dessen erinnern, daß auch die Mehrheit einmal recht haben kann, und daß eine Sache nicht schlecht sein m u ß, weil sie die öffentliche Meinung für sich hat.

Die öffentliche Meinung kriecht gern im Niedrig-Dumpfen; oft stampft sie in Gemeinheit einher; meist geht und irrt sie mit müder Neugier im Alltäglichen umher; aber manchmal hebt sie ein gewaltiger Raptus hoch über den Werkeltag. Haß ihrer Trägheit, Verachtung der Gemeinheit, Zorn der Werkeltäglichen, Dutzendmenschlichen, — aber Respekt der hoch Erhabenen! Achtung und Beachtung! Denn die öffentliche Meinung ist, wie die Gemeinschaft der Menschen: schwächlich und unzerstörbar.

Sie entsteht und wird verbreitet durch Ansteckung, wie Krankheit. Aber nicht nur wie Krankheit; auch Gesundheit steckt an, auch das Gute, das Lachen, die Freude, die Begeisterung. Der Psychopathologe lehrt uns drei Wege der Verbreitung geistiger Epidemien kennen: die Wege der „Einredung", der „Einfühlung" und der „Eingebung". Es sind die Wege der öffentlichen Meinung. Auf den drei Wegen kann aber auch das Gute gehen und wirken. Lassen wir es darauf ausgehen! Mit schweigendem Achselzucken macht man keine öffentliche Meinung. Die Schreier haben ihr Ohr. Schreien wir auch manchmal ein wenig! Überreden wir zur Gesundung, wie der „Eigene" und seine Leute zur Unnatur. Stellen wir Schöneres dar als die Zeitungsberichte aus Moabit, bei deren Verschlingen sich Millionen in abnorme krankhafte Zustände „einfühlen". Rufen wir allen, die uns hören können, unsere Meinung und unseren Willen nicht weniger gebieterisch zu als Herr Magnus Hirschfeld: etwa die Meinung, daß der Schweinehund im Menschen gepeitscht werden müsse, nicht zarter Schonung und kunstvoller Rechtfertigung bedürftig und würdig sei; die Meinung, daß der Gerichtssaal in Moabit nicht Berlin bedeute und nicht Deutschland und nicht die Welt. Damit würden wir der „Eingebung", zu deutsch der Suggestion, daß dem so sei, mit ihren eigenen Mitteln entgegenwirken, mit der unverzagt vorgebrachten und wiederholten Behauptung dessen, was wir von der öffentlichen Meinung anerkannt sehen möchten. Es wird nicht immer nur der kühne Verleumder, nicht immer nur der hartnäckig Hämische bei ihr Erfolg haben; auch den Ruf der Lauterkeit wird sie einmal hören. Die Lauterkeit darf sich freilich nicht in empfindsamer Scheu vor jedem Lärm und Streit zurückziehen. Und vor allem: Wenn vor dem Gericht der öffentlichen Meinung um der Menschen Gut und Böse gestritten wird, dann dürfen die klugen Köpfe unter den lauteren Naturen es nicht für zu trivial halten, für die Sache der Reinlichkeit und Lauterkeit zu sprechen. Sie sollen das nicht so gern dem breiten Chor der mittelmäßigen und beschränkten Moralprediger überlassen, deren Schuld es ist, daß die Tugend für soviel weniger witzig gilt als das Laster. Auch eine anständige Sache, meine Herrschaften,

kann interessant sein; nicht nur das Zweideutige kann eines geistvollen Kopfes würdig sein. Ihr Klugen unter den Reinlichen, schämt euch doch nicht eurer Reinlichkeit! Wagt doch für euer Reinlichkeitsbedürfnis Rücksicht zu fordern! Haben doch die andern es gewagt und verstanden, zur Befriedigung ihrer anderen Bedürfnisse eine großartig organisierte, literarische und artistische Industrie der Zote zu schaffen. Man habe doch den Mut, z. B. in geschlechtlichen Dingen so anständig zu scheinen, wie man ist. Errötet doch so mancher aus Furcht vor der öffentlichen Meinung des „Herrenabends" — es gibt auch so eine — mehr, wenn man ihn als einen jungferlichen Menschen neckt, als wenn man ihn einen kleinen Wüstling nennt. Ich möchte wissen, wie viele solche Verleugner ihrer selbst unter uns sind. Wagten sie es, zu bekennen, sie würden sich vielleicht mehr als einmal in einer kleinen Mehrheit finden, wo jetzt der Schweinigel sie alle für seinesgleichen hält.

Die öffentliche Meinung wird eben von denen gemacht, die da reden, nicht von denen, die schweigen und schweigend verachten. Sie hat das mit der Politik gemein, daß gerade viele von denen nichts mit ihr zu tun haben wollen, die geeignet wären, ihr ein feineres Gepräge zu geben. Hier wie dort, meine Herren, ist es nicht euer Recht, gerade euer Recht nicht, euch in Empfindsamkeit zurückzuziehen, sondern eure Pflicht, gerade eure verdammte Pflicht, mitzumachen.

---

## Der blutlechzende Poet.

Von m. h.

Unsere jungen Dichter, gegen die wir nicht deswegen ankämpfen, weil ihre Last der Jahre so gering ist, sondern weil sie sich wie jämmerliche, verkommene Greise benehmen, haben einen greulichen Gefährten aufzuweisen. Seinen Namen wollen wir nicht zum Überflusse nennen; wir wollen nur an seinem spottschlechten Theaterspiel „Das verlorene Lied" zeigen, was sich dieser entsetzliche Jüngling gestattet. Er hat eine einzige Tragödie der Brunst geschrieben. Das darf gewiß keinem flaumbärtigen, hierin echt empfindenden Poeten verboten werden. Aber der Knabe, der scheinbar, wie alle seiner Sorte, nur Literatur und kein Leben kennt, hat es für gut erachtet, seine Brunstmenschen so von Scheußlichkeit besessen sein zu lassen, daß wider solchen Ungeschmack, wider solche marode Kindlichkeit ein Halt gerufen werden muß. Nachdem er eine „Frau in Grün" hat sagen lassen: „Ich möchte wohl sehen, wie man einer Leiche die Arme abbricht. Das muß sehr schön sein", legt er seinen Menschen folgende Zwiesprache in den vor Geilheit wimmernden Mund:

Die Herzogin (beim Liebhaber)

O Menschen quälen! Wollust der Seele.

Der Mann

Und gequält zu werden, ist das nicht schön und himmlische Freude? Von weißen langen Fingern gemartert zu werden —

Die Frau in Scharlach

Ach, die jungen kleinen Kinder — Mögt Ihr nicht gern die kleinen Kinder schlagen und beißen? Wenn die Tränen aus ihren Augen fallen — Ich trinke die süßen Tränen. Meine Seele lebt davon.

Der Herzog

Warum versucht Ihr nicht die Knaben? Mögt Ihr nicht wissen, wie süß die Knaben sind, wenn man in ihrer Scham und Unschuld wühlt?

Die Unreife und den Blödsinn in diesem Pubertätsgestümper sieht auch ein, wem die ästhetischen Nerven fehlen. Ich aber schlage folgendes vor: Man binde von Staats wegen dem Jüngling einen Maulkorb um, damit er nichts von seinen Dichtungen deklamiere, oder man schicke ihn gleich zur Beruhigung seiner Nerven in ein neu zu gründendes Sanatorium für perverse jugendliche Poeten.

---

## Zwei Zuschriften:

### Zentraldirektor Kestranek.

Herr Dr. Paul Stefan vom „Zentralverband der Industriellen Österreichs" schreibt uns aus Wien:

In Ihrer Notiz „Zentraldirektor Kestranek in Verlegenheit" meinten Sie, es stehe auch in Österreich mit der Finanzverwaltung nicht viel besser als in Ungarn: Beweis dessen eben die Angelegenheit Kestranek. Nun spielt aber diese ganze Sache auf der Bühne der Bosnischen Geschehnisse, und da dürfte es „Pluto" wohl entgangen sein, daß Bosnien (nebst der Herzegowina) unter der Verwaltung des k. u. k. Reichs- (gemeinsamen) Finanzministeriums steht. Dieses aber hat mit dem k. k. Finanzministerium — überall außer in Österreich würde man es das österreichische nennen — nicht nur nichts zu tun, sondern der Einfluß der ungarischen Reichshälfte ist dort wie in allen gemeinsamen Einrichtungen geradezu entscheidend. Was dort geschieht, kann für österreichische Verwaltung nicht maßgebend sein.

### „Grechtels Eng".

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Herrn Dr. Batka — es ist nur zu begreiflich, daß er im Wiener Vorstadt-Idiom weniger zu Hause ist als in der Mozartschen Musik — ist in seinem Artikel „Der lustige Mozart" im zweiten Novemberheft der „Neuen Revue" bei der Übersetzung eines Textes aus dem Urwienerischen ins Neuhochdeutsche ein kleiner Lapsus passiert, den ich hier nur der strengen Wissenschaft wegen richtigstellen möchte.

„Grechtelts Eng" heißt nicht, wie Herr Dr. Batka glaubt: „Wenns Euch recht ist" — sondern es heißt: „Richtet Euch her", „Macht Euch zurecht", „Macht Euch fertig!"

* * *

Der Verfasser des Aufsatzes „Walpole" im 2. Novemberheft der „Neuen Revue", Herr Paul Wiegler, bittet uns, einen Druckfehler zu berichtigen. Es ist in diesem Artikel wiederholt von Walpole als Lord Oxford die Rede. Der Name lautet richtig: Lord Orford.

---

## Eine Fälschung?

Der H.-Korrespondent der „France militaire" setzt seine Polemik gegen den Aufsatz über die französische Armee in No. 1 und 2 der „Neuen Revue" fort, und nachdem er seinen ersten Artikel, wie in Heft 3 nachgewiesen, auf einem von ihm konstruierten Mißverständnis aufgebaut hat, sucht er in einem zweiten Artikel vom 5. Dezember „Schartig . . . Stumpf" dem Verfasser unseres Aufsatzes eine Beleidigung des französischen Heeres zu imputieren, die jenem niemals in den Sinn gekommen ist. Er behauptet nämlich, dieser habe für die französischen Kolonialtruppen das hübsche Wort „Apachen" erfunden, während lediglich in einer Anmerkung Heft 2 S. 103 angeführt ist, daß der „Matin" vom 16. September einen Artikel mit der Überschrift „Apaches Coloniaux" gebracht hat, in dem die Untaten dieser Truppen scharf gekennzeichnet werden. Jene Bezeichnung stammt also nicht wie die „France militaire" ihre Leser glauben machen will aus unserem Blatte, sondern wurde von „Matin" erfunden. Liegt hier eine absichtliche Fälschung vor? Jedenfalls muß erwartet werden, daß die „France militaire", die ein anständiges Blatt sein will, eine Berichtigung bringen wird. Selbstredend ist in unserem Aufsatz auch nicht, wie das Blatt fälschlich behauptet, Oberst Septans, ein hervorragender Mitarbeiter desselben, dessen Artikel stets in einem vornehm-sachlichen Ton gehalten sind, in irgend eine Beziehung zu jener Note des Matin gebracht worden. Ebensowenig wurden die französischen Soldaten und Offiziere als „Plünderer, Aufschneider, Menschen ohne Charakter" bezeichnet, Ausdrücke, die überhaupt nicht gebraucht wurden.

Im übrigen werden in dem Artikel einzelne Worte aus dem Text herausgegriffen, und man legt ihnen einen andern Sinn unter, jedenfalls

in der bestimmten Annahme, daß bei der geringen Kenntnis des Deutschen unter den Lesern des Blattes diese ihn nicht kontrollieren können. Jener Aufsatz in der „Neuen Revue“ beruht aber so fast ausschließlich auf Ansichten, die von französischer Seite kundgegeben wurden, daß er sehr wohl den Titel hätte führen können „Die französische Armee nach der Ansicht von Franzosen“. Die Quellen sind überall angegeben, also mögen die Herren das Weitere unter sich abmachen.

---

# Revue der Revuen.

## Frankreich.

Nach allem, was Zeitungen und Zeitschriften im Laufe dieses letzten Monats gebracht haben, ist augenblicklich in Frankreich eine scharfe Stimmung darauf, die eigene Nationalität gegenüber allem fremden neu zu entdecken. Man gefällt sich in geringerem oder auch in heftigerem Chauvinismus. Besonders ist in Deutschland vieles für französische Augen häßlich. Da fährt Ed. Pallichet in der französisch-schweizerischen „Bibliothèque Universelle“ fort, auf Deutschland und seine gegenwärtige Politik zu schimpfen (1. Dezember). Der politische Chronist versucht, die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. zu charakterisieren. Und er versteigt sich soweit, ihn den unangenehmsten Friedensstörer Deutschlands und die deutsche Armee sehr dekadent zu nennen. Er behauptet, daß Deutschland jetzt sehr zurückgehe, daß es auf ähnlichem Wege sei, wie das Preußen, das im Jahre 1806 bei Jena besiegt wurde. In der gemäßigten „Revue des deux Mondes“ nimmt Francis Charmes zu der Entwicklung der Zeitgeschichte das Wort. Obwohl jetzt mehr Blut in Marokko fließt, weiß er nicht, wie diese Affäre auslaufen wird. Er kann bestimmter über die englisch-deutschen Freundlichkeiten reden, die beim Besuche des deutschen Monarchen zu Windsor an den Tag gekommen sind. Nur ist diesem Beobachter Deutschlands Flottenpolitik ein stechender Dorn des Ärgernisses. Als Kaiser Wilhelm sich mit König Eduard küßte, wurde in Deutschland eine schreckliche Vermehrung und Verstärkung der Seemacht beschlossen. Ist all diese Verbrüderung nur ein Versteckspiel? deutet er bescheiden an. Seine Gedanken, die er in sich verbirgt, spinnt an gleicher Stelle J. Nowicow fort. Der redet von der Sprache, die einst in Europa das allgemeingültige Kulturidiom werden soll. Er ist ein Feind des Esperanto, das gegenwärtig in Frankreich weit um sich greift, obwohl seine Sprachwurzeln weniger lateinische Wurzeln aufweisen, als alle übrigen sprachlichen Kunstprodukte. Frankreichs Sprache sei eben stets schon das Allgemeineigentum der zivilisierten Welt gewesen. Höfisches, geselliges, literarisches, diplomatisches Französisch wird gepriesen. Der Verfasser wendet sich „gegen die jetzt in Mode gekommene Überschätzung der germanischen Rasse“ und sagt: „Deutschland hat den Fortschritt der europäischen Zivilisation wiederholt auf das gefährlichste aufgehalten, anstatt ihn zu fördern. Durch die germanischen Invasionen des 5. Jahrhunderts sei Europa in Barbarei und ins Chaos zurückgefallen. Heute noch setze Deutschland ‚durch die brutale Eroberung von Elsaß-Lothringen‘ der Verbrüderung unseres ganzen Kontinents — — den hauptsächlichsten Widerstand entgegen.“ Alles Germanische sei die Quelle des Unfreien, sagt dieser erhitzte Gelehrte, der mit Sehnsucht und Gewißheit die Zeit begrüßt, da Französisch die allgemeine „Hilfssprache“ geworden ist. Den Lesern des „Censeur“ (1. Dezember) gefällt in der deutschen Wissenschaft die philosophische Übermacht Immanuel Kants nicht. Professoren und Religionslehrer wenden sich in öffentlichen Briefen gegen den einseitigen Idealismus, der von Königsberg aus die Welt erobert hat. Weniger gallig ist schließlich der gebildete „Mercure de France“, in dem erzählt wird (1. Dezember), wie sich im Hochsommer 1760 Voltaire, der Dichter, und Casanova, der Lebenskünstler, gesehen, beschmeichelt und beurteilt haben.

## Amerika.

Die Wolkenkratzer von zwanzig und dreißig Stockwerken waren doch nur Zwerge gegen das,

was man jetzt bauen will. Ein Aufsatz von Asa Steele im „Broadway Magazine“ erzählt von Geschäftsbauten, die bis sechzig Stockwerke erhalten und an Höhe den Eifelturm übertreffen sollen. Schmale, tiefe Rinnsale zwischen ungeheuren Klippen von Stahl und Stein, das werden bald die Straßen des untern New York sein. — Der Optimismus der Amerikaner kennt keine Grenzen, er läßt sich auch durch die finanzielle Krisis nicht niederdrücken. In derselben Zeitschrift nennt Serano S. Pratt Amerika nur „The Greater Wall Street“. Das Land und Wall Street sind eins und untrennbar. Amerika ist noch durch jede Krisis stärker geworden, es wird auch jetzt die Mißstände beseitigen und verjüngt weiter arbeiten. In „Everybody's Magazine“ sprechen bekannte Finanzmänner und Sozialökonomen über die Ursache der Panik. Der Exschatzsekretär Lyman J. Gage verlangt ein besseres System des Geldumlaufs, damit die Banken nicht jedem plötzlichen Ansturm wehrlos gegenüberstehen. W. G. Sumner, Professor an der Yale-Universität, verneint die Frage, daß auf eine Periode der Prosperität notwendig eine Krisis folgen müsse. Es habe auch keine übertriebene, ungesunde Spekulation stattgefunden. Durch voreilige Anklagen und überstürzte Maßregeln, an deren Spitze Roosevelt stehe, sei ein Mißtrauen erzeugt worden, das Energie und Unternehmungslust lähme und noch schlimme Folgen haben werde. Der Großindustrielle Stuyvesant Fish sieht auch in dem systematisch geschürten Mißtrauen des Publikums gegen die Methoden der Wall Street die Ursache des Übels, und James J. Hill, der Präsident der Great Northern Railway betont, daß Geld genug da sei. Wenn nur das Publikum wieder den Mut hätte, es zur Bank zu bringen, würde auch Handel und Industrie aufblühen. Pessimistischer urteilt der Herausgeber Byron W. Holt. Er glaubt an eine Weltkrisis, die ihre letzte Ursache in dem rapiden Sinken des Goldwertes habe. Thomas W. Lawson, der durch sein Buch „Freitag der dreizehnte“ bei uns bekannt geworden, bekämpft das System der Börse, mit fiktiven Werten zu arbeiten und sich auf Vermögen zu stützen, die gar nicht vorhanden sind. „Mc Clure's Magazine“ bringt eine Studie von George Kennan über das verbrecherische Regiment in San Franzisko. Daß Behörden und Politiker gute Geschäftsleute sind und in ihre eigene Tasche arbeiten, daran ist man ja in Amerika gewöhnt, aber der Bürgermeister Schmitz hat den Graft doch in ein System gebracht, dem man die Großartigkeit nicht absprechen kann. In der „North American Review“ spricht Hugh H. Lusk über die wirkliche gelbe Gefahr, die keine politische, sondern eine Bevölkerungsfrage sei. Fast ein Drittel der Menschheit besteht aus Mongolen, die zunächst die asiatischen Inseln überfluten, dann nach Australien, Süd- und Mittelamerika übergreifen werden.

## Italien.

Die Rivista Cattolica greift in den Streit um die letzte Enzyklika ein und bespricht und verdammt oder zerzupft vielmehr das jüngst als Antwort auf das päpstliche Rundschreiben erschienene „Programm der Modernisten“, dessen anonyme Urheber der Papst jetzt bekanntlich in den Bann getan hat. In einem Artikel voll glänzender kirchlicher Rhetorik sucht das orthodoxe Blatt von seinem Standpunkte die verdeckten Kämpfer bloßzustellen, die als kirchliche Beamte das Lehramt ihres Oberhauptes nicht anerkennen wollen und sich mit gehässigen Worten als „wissenschaftlich-religiös“ Gesellte an eine fremde Öffentlichkeit wenden. In der „Nuova Antologia“ würdigt Augusto Graziani die hohen wissenschaftlichen Verdienste des früheren österreichischen Finanzministers Böhm-Bawerk und erörtert dessen Entdeckungen auf den Gebieten des Grenznutzens, der Bewertung zeitlich verschiedener Güter und des Zinsfußes, vermag aber seiner Lehre vom Lohnvertrage nicht die Tiefe und Geistesschärfe seiner übrigen Arbeiten zuzuerkennen. Dieselbe Zeitschrift bringt noch eine interessante Plauderei von Paolo Picca, über die traurige Rolle, die der „Dolch“ zu allen Zeiten im römischen Volksleben gespielt hat — mit einem Zitate Stendhals, die Römer seiner Tage seien schwerer zu zivilisieren als die Zopfträger Chinas — und einen liebevoll geschriebenen Essay von Irene Zocco über Charles Lamb. Rassegna Nazionale druckt

einen hochkonservativen Artikel über den unsere Zeit beherrschenden „Aberglauben der Demokratie“ ab, in Anlehnung an Mirabeaus revolutionäre Phrase von der „superstition monarchique“.

## Spanien.

In „Espana Moderna“ veröffentlicht Pascal Santacruz einen Aufsatz über das „Mannweib“ der Frauenbewegung; er sieht die lebendige „Nora“ der Absurdität und stellt eine Art weiblicher Hierarchie auf, in der die Mutter und das religiöse Genie die Marke I a der „Aristokratie“ erhalten, die andern Mitschwestern aber, von der Liebenden bis hinab zu der Frauenrechtlerin, sich mit der Teilnahme an der „Mesokratie“ usw. begnügen müssen.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

**Die Noten zu den in No. 1 veröffentlichten Wagnerszenen werden demnächst in der Neuen Revue erscheinen.**

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

# NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES JANUAR HEFT






No 5

1908

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES JANUARHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Ein Reformprojekt.

Von
Justizrat Bamberger in Aschersleben.

Das von Adolph Wagner aufgestellte Gesetz von der fortschreitenden Ausdehnung der Staatstätigkeiten und der damit verbundenen Steigerung des finanziellen Staatsbedarfs findet seine Bestätigung in der Entwicklung des Deutschen Reiches. Immer neue bedeutsame Aufgaben treten an das Reich heran, mag es sich um den Ausbau der Flotte, der Kolonien handeln oder um Neuschöpfungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik, um Witwen- und Waisenversorgung, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit u. a. Immer schwieriger wird es naturgemäß, die Kosten für die Deckung der staatlichen Bedürfnisse aufzubringen. Daß unter diesen Umständen der Plan einer Änderung des gesetzlichen Erbrechts im Sinne der Errichtung eines Reichserbrechts an Stelle der Ansprüche der Seitenverwandten eine freundliche Aufnahme fand, kann nicht wundernehmen. Ein Vorschlag, der mit dem Anspruch auftrat, der Reichskasse jährlich 500 Millionen Mehreinnahmen zuzuführen, ohne ein erworbenes Recht zu verletzen, mußte als ein willkommenes Mittel erscheinen, die chronisch gewordenen finanziellen Nöte des Reiches zu beseitigen, bevor noch die starken inneren Gründe der Reform recht eigentlich gewürdigt werden konnten. Die Grundzüge dieser Reform lassen sich in Kürze dahin formulieren.

Das schrankenlose, bis in die entferntesten Grade reichende Verwandtenerbrecht ist eine Schöpfung des oströmischen Kaisers Justinian, zu deren Rechtfertigung sich kein innerer, ja nicht einmal ein äußerer Grund angeben läßt. Dem deutschen Rechte fremd, wurde dies Institut durch eine romanistische Jurisprudenz übernommen und gelangte so noch in das Gesetzbuch des Deutschen Reichs vom Jahre 1900,*) während eine ganze Anzahl fremder Gesetzgebungen in bewußtem Gegensatz zu der römischen Schablone Grenzen für das Verwandtenerbrecht bereits aufgestellt hatten.

Für die Frage, wo heute diese Grenze zu ziehen sei, ist davon auszugehen, daß der Familienverband sich immer mehr gelockert hat, während die Staats- und Reichsgemeinschaft gewaltig erstarkt ist. Wichtige Aufgaben der Familie, für deren Erfüllung das Familienerbrecht die Gegenleistung bildete, sind auf den Staat übergegangen, so namentlich der Rechtsschutz. Noch wichtigere Aufgaben sind dem modernen Staat neu erwachsen und von ihm übernommen im Wohlfahrtsinteresse der Gesamtheit und damit der einzelnen. Dagegen besteht ein gesundes Familienleben im wesentlichen noch innerhalb der engeren Familie, im Verhältnis der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, eines Ehegatten zum andern. Für diese Verwandten in auf- und in absteigender

*) Vgl. „Vom Recht der lachenden Erben" vom Verfasser in der D. Juristen-Zeitung vom 1. Juni 1907.

Linie, wie für den hinterbliebenen Ehegatten erscheint ein gesetzliches Erbrecht nach wie vor Bedürfnis, also für alle die nahen Angehörigen, denen nach geltendem Recht ein Pflichtteilsanspruch, selbst gegen den Willen des Erblassers zusteht.

Darüber hinaus sei Erbe das Reich, — beim Mangel anderweitiger testamentarischer Bestimmung. Die Testierfreiheit bleibt unberührt, so daß auch die entferntesten Verwandten noch erben, wenn der Erblasser dies bestimmt, — aber auch nur dann!

Wenn die vorstehenden Sätze als die Grundzüge einer zweckmäßigen Regelung der gesetzlichen Erbfolge empfohlen werden, so soll damit der Lösung von Einzelfragen nicht vorgegriffen werden. Daß zunächst die besonderen Interessen des ländlichen Grundbesitzes gewahrt werden müssen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Ebenso muß von vornherein anerkannt werden, daß sich darüber streiten läßt, ob etwa das Erbrecht der Geschwister von der Reform unberührt bleiben soll, so daß das Erbrecht des Reiches erst hinter den Geschwistern einsetzen würde. Auch diese bedeutsame Frage soll hier nicht erörtert werden; es sei nur bemerkt, daß selbst bei einer derartigen Beschränkung der Reform ihr finanzieller Ertrag sich auf rund 500 Millionen Mark jährlich beläuft, weil im Interesse vorsichtiger Berechnung Abzüge gemacht sind, die weit über das Maß hinausgehen.*) Wenn aber der Einwand gemacht wird, daß nach Verwirklichung des Reformprojektes häufiger Testamente errichtet werden würden, um dem Reiche das Erbe zu entziehen, daß also der Erfolg der ganzen Maßregel damit zweifelhaft werde, so soll diese wichtige Frage, die gern aufgeworfen wird, wenn von der Erbrechtsreform die Rede ist, in den folgenden Zeilen auf ihren Grund näher geprüft werden.

Um klar zu sehen, muß man zunächst von dem gegenwärtigen Stande der Dinge ausgehen. Fragen wir, wie es kommt, daß bei dem heutigen Stande der Gesetzgebung so viele es unterlassen, letztwillig zu verfügen, so wird sich bald zeigen, daß verschiedene Gründe dazu mitwirken, die ganz unabhängig sind von der in Geltung stehenden Regelung des Erbrechts. Die Testamentserrichtung unterbleibt nicht etwa deshalb, wie zuweilen angenommen wird, weil sich der Testator sagt, daß seine nächsten Verwandten ihn beerben werden. Das mag für manche Fälle zutreffen, in denen ein gutes Einvernehmen zwischen den Beteiligten geherrscht hat. Läßt sich denn aber etwa behaupten, daß zwischen Verwandten — außerhalb der engeren Familie — regelmäßig ein freundliches Verhältnis besteht? Man kann beinahe behaupten, wenn man Umschau hält in weitem Kreise, daß Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Verwandten ungefähr ebenso häufig sind, wie Liebe und Freundschaft. Jedermann kennt Fälle von lachenden Erben, in denen eine Person den Nachlaß erhält, die sich im Hause des Verstorbenen nicht blicken lassen durfte, die niemals von ihm zum Erben berufen worden wäre, wenn er testiert hätte. Solche Familienfeindschaften sind keine Seltenheit, sie entstehen sogar erfahrungsmäßig besonders gerade aus Anlaß von Erbschaften und nicht bloß in den unteren Kreisen der

*) Vgl. „Erbrecht des Reiches“ vom Verfasser im „Tag“ vom 13. März 1906, und „Erbrechts- und Finanzreform in der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. Dezember 1907.

**Gesellschaft. Die erbitterten Streitigkeiten unter Verwandten liefern einen traurigen, aber unwiderleglichen Beweis dafür, daß der Familiensinn in vielen Fällen nur an einem seidenen Faden hängt.**

**Unter den Gründen, welche in Wirklichkeit bestimmend sind, die Testamentserrichtung zu unterlassen, steht in erster Linie die Furcht vor dem Tode, — zum mindesten die Abneigung, sich mit dem Gedanken des Todes zu beschäftigen. Viele Leute denken, um es trivial auszudrücken, sie müssen sterben, wenn sie Testament machen. Solches Empfinden ist menschlich wohl begreiflich, handelt es sich doch um den Gedanken der Trennung von allem, was wir lieben, von allen Gütern dieser schönen Welt. Die Resignation des Philosophen ist nicht jedem gegeben, selbst der Bescheidenste kann sich schwer vorstellen, daß, wenn er dereinst die Augen zum letzten Schlummer geschlossen hat, die Sonne noch so strahlend aufgehen wird, wie bisher. Soll man sich also schlüssig machen, wie einmal unser Vermögen zu verteilen ist, wem der Schreibtisch, an dem wir sitzen, die Uhr, die wir in der Tasche tragen, zufallen soll, sobald wir selbst auf dem Kirchhof liegen, — soll man disponieren für den Fall der Wiederverheiratung seiner Frau, — es fehlte nur noch ein testamentarischer Glückwunsch zur Hochzeit und zu weiteren freudigen Familienereignissen, so haben solche Erwägungen für den noch lebenden Familienvater wirklich wenig Erfrischendes! Um vorläufig so unbehaglichen Betrachtungen und Entschließungen aus dem Wege zu gehen, sagt man sich gern, daß die Sache nicht so eilig sei; das eigene Ende erscheint uns regelmäßig nicht so nahe, wie das der anderen, — ein Grund mehr, die Testamentserrichtung zunächst aufzuschieben. Zu diesen inneren Gründen kommen noch äußere. Man scheut die Kosten, die mit dem Akt verbunden sind; erscheinen sie auch nicht hoch im Verhältnis zu der Wichtigkeit der Sache, so bilden sie doch für den Augenblick eine außerordentliche, störende Ausgabe. Die meisten Menschen haben überhaupt nicht gern mit dem Gericht oder dem Notar zu tun, trotz der notorisch liebenswürdigen Behandlung, deren sich das Publikum dort bekanntlich stets erfreut; schon die Luft, die ganze Stimmung, die auf dem Gericht, in den Notariatsstuben herrscht, hat für manche etwas ausgesprochen Unangenehmes. Als geradezu peinlich aber wird der Zwang empfunden, intime Familien- und Vermögensverhältnisse dritten Personen zu offenbaren, — den Beamten und den Zeugen, dem Dienstmann von der Ecke, Geheimnisse preiszugeben, die sonst vor jedem Ohre sorgfältig gehütet werden. Und wer sich über alle diese Unannehmlichkeiten hinwegsetzt, steht oft genug vor der weiteren Frage, was er denn eigentlich bestimmen soll. Besitzt er nahe Angehörige, so ist er ja wohl darüber klar, daß er diese einsetzt; wie er diese Erben aber von jeder gerichtlichen Einmischung befreien und zu gleicher Zeit im Interesse der Erhaltung des Vermögens doch unter gerichtliche Aufsicht stellen könne, das ist ein häufig aufgegebenes, aber schwer zu lösendes Rätsel. Der Testator endlich, der keine nahen Verwandten hat, ist begreiflicherweise nicht selten sogar darüber im Zweifel, wen er überhaupt zum Erben einsetzen soll, und unterläßt es deswegen häufig ganz.**

Dies sind die Zweifel, die Bedenken, die inneren und die äußeren Schwierigkeiten, die der Errichtung letztwilliger Verfügungen hindernd im Wege stehen. Und diese Gründe werden in der Zukunft ganz so wie in der Gegenwart wirksam bleiben! Denn sie beruhen auf der Natur des Menschen. Mag dieses Gesetz gelten oder jenes, unsere Empfindungen ändern sich nicht. Tief in der menschlichen Natur ist es begründet, daß man den Gedanken daran weit von sich weist, die „schöne freundliche Gewohnheit des Daseins“ einmal aufzugeben. Und so wird die Abneigung, den letzten Willen auszusprechen, in Zukunft die gleiche bleiben wie in der Vergangenheit.

Sind diese auf das Wesen der menschlichen Natur und die Erfahrungen des Lebens gegründeten Schlußfolgerungen richtig, so ist damit die Befürchtung widerlegt, daß das Erbrecht des Reiches durch eine Vermehrung letztwilliger Verfügungen irgend erheblich gefährdet werden könnte. Ist also auch nach dieser Richtung der Weg für die Reform frei, so läßt sich als Ergebnis unserer Betrachtung der Satz aufstellen: Die Reform bezweckt die Beseitigung des Unrechts der lachenden Erben und positiv die Stärkung des Reiches durch Erschließung einer außerordentlich ergiebigen, dauernden Einnahmequelle zu keines Lebenden Schaden, zum Vorteil aller!

---

# Die Frage einer Felduniform für das deutsche Heer.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne.

Der Etat des Reichshaushaltes für 1908 weist im Heeresetat einen Titel „Neue Bekleidung“ mit 4 660 000 M. auf. Obgleich besondere Erläuterungen nicht gegeben sind, kann doch kein Zweifel bestehen, daß es sich dabei um die Beschaffung einer Feldbekleidung für das Heer handelt.

Die Einstellung dieses Geldbetrages ist mit besonderer Freude zu begrüßen, handelt es sich doch um eine Reform, die man wohl als die wichtigste und dringendste bezeichnen muß, eine Reform, von der man nur hoffen kann, daß sie beschleunigt eingeleitet und und gründlich durchgeführt wird, lediglich nach Grundsätzen der praktischen Notwendigkeit.

Das Bedürfnis einer solchen Reform ist erst seit dem Burenkriege in den Heeren erkannt worden, die Engländer haben das Lehrgeld zahlen müssen. Neben ihrer unzweckmäßigen Fechtweise war es besonders ihre weit sichtbare, dem Buren ein vorzügliches Ziel bietende Ausrüstung, der sie im ersten Teile des Feldzuges ihre großen Verluste und Niederlagen zu danken hatten. Nun ging man eiligst daran, Abhilfe zu

schaffen und unter der Opferung vieler Millionen wurden die bekannten Khakiuniformen eingeführt. Nach dem Bericht der Royal Commission of the War in South-Africa hätte manche Million gespart werden können, wenn das Kriegsministerium der außerordentlich wichtigen Lösung dieser Frage früher und nicht erst nach Ausbruch des Krieges nahegetreten wäre.

Die Erfahrungen der Engländer in jenem Feldzuge haben natürlich auch bei uns Beachtung gefunden. Schon im 3. Heft der vom Großen Generalstab herausgegebenen „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde" Jahrgang 1904 findet sich ein sehr eingehender Aufsatz des Hauptmanns v. Haeften über die Erfahrungen der Engländer auf dem Gebiete der Bekleidung und Ausrüstung, wo der Verfasser zu dem Schluß kommt, „daß die Bekleidungsfrage im Kriege von so großer und ernster Bedeutung sei, daß hierbei menschliche Eitelkeit und sonstige kleinliche Äußerlichkeiten kein entscheidendes Wort mitsprechen dürften". Schließlich wird noch hervorgehoben, „daß die Kriegsbereitschaft eine baldige Lösung dieser Frage verlangt".

Die Kriegsverwaltung ist auch seit mehreren Jahren an Versuche mit einer neuen Felduniform herangetreten, die nunmehr zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein scheinen. Von einer vollen Lösung der Frage dürften wir aber noch ziemlich weit ententfernt sein, während die Engländer sich schon seit einigen Jahren im Besitz einer Felduniform für das ganze Heer befinden, die in jeder Hinsicht im höchsten Grade zweckentsprechend sein soll.

Stellt man die Frage, wie eine Felduniform beschaffen sein soll, so dürfte die geringste Anforderung wohl die sein, daß sie ihren Träger an der Erfüllung seines Berufes als Kämpfer mindestens nicht hindert. Betrachtet man die Uniformen in manchen Heeren, besonders von der Kavallerie, so zeigen sie uns aber das Gegenteil der Zweckmäßigkeit; leider dürfte das heimische Heer dabei wohl an der Spitze marschieren. Man ist in der „Tradition" hängen geblieben; in bezug auf die Sichtbarkeit der Uniformen befinden wir uns noch ganz in den Zeiten des Großen Friedrich, wo das Auge selbst den einzelnen Kämpfer schon lange erblickt hatte, bevor das Feuer auf ihn eröffnet werden konnte. Heut aber geht die Reichweite der Feuerwaffen bis an die Grenze der Sichtbarkeit, und bei der Genauigkeit des Schusses und der Gestrecktheit der Flugbahn bedeutet für eine Truppe in vielen Fällen das Entdecktwerden auch die Vernichtung. Die Engländer haben es im Burenkriege erfahren, im Mandschurischen haben sich solche Beispiele wiederholt.

Die einfache Folgerung ist, daß die Ausrüstung des Kriegers es diesem ermöglichen muß, sich, ohne entdeckt und beschossen zu werden, dem Gegner möglichst weit zu nähern. Dies ist zu erreichen: einerseits, indem in der Ausrüstung alles Blinkende vermieden wird und die Grundfarbe der Bekleidung sich möglichst dem allgemeinen Ton

des Geländes anpaßt, andererseits der Kämpfer ein Anschmiegen an dieses übt, wie es in so hervorragender Weise die Japaner verstanden, daß sie fast unsichtbar wurden.

Da es eine Farbenmischung nicht gibt, die sich gleich bewährt in jedem Gelände, Felsen, Wiese, Düne, Sturzacker, so hat man auf eine möglichst neutrale, grau-grün oder gelb-grün als die zweckmäßigste zurückgegriffen. Es kommt weniger auf die Mischung zum neutralen Ton an, als darauf, daß besonders helle oder besonders dunkle Töne vermieden werden. Prüft man daraufhin die Uniformen unserer Infanterie mit ihren Tressen, Stickereien, roten Kragen, blanken Knöpfen, der großen Sichtbarkeit der Helmspitze, die die Bedeckung mit dem grauen Überzug, der sogenannten „Tarnkappe" kaum gemildert hat, und sieht, wie das sich abhebende Kochgeschirr jeden einzelnen liegenden Schützen markiert, so muß man wohl gestehen, daß aus dem oben angeführten Gesichtspunkte heraus eine Truppe unzweckmäßiger nicht wohl gekleidet sein kann. Daß auch der Schnitt der Bekleidung, der enge Kragen, der Rock, der überall spannt, die schweren, heißen Stiefel die Leistung des Infanteristen einschränken, seine Bewegungen hemmen, ihm das Anschmiegen an das Gelände erschweren, sei nur kurz angeführt.

In noch höherem Grade als für die Infanterie erscheint indessen eine umwälzende Reform der Bekleidung der Kavallerie geboten. Wenn jemand eine Preisaufgabe stellte für die Erfindung der unzweckmäßigsten Bekleidung eines Reiters für die Betätigung im modernen Kriege, so könnte die Wage schwanken zwischen dem roten Husaren und dem weißen Kürassier. Ein so gekleidetes Regiment wird, wenn es auf dem Schlachtfelde erscheint, das Feuer des Gegners erheblich früher auf sich ziehen und Verluste erleiden als ein angemessen gekleidetes. Wie steht es aber mit dem wichtigen Aufklärungsdienst? Um zu sehen, muß man möglichst nahe heranreiten. So auffallend gekleidete Reiter aber werden entdeckt sein, bevor sie selbst etwas gesehen haben, und abgeschossen sein, bevor sie etwas melden konnten. Wahrlich, bier wird eine Blutsteuer gezahlt, die sinnlos ist.

Die Wichtigkeit des Fußgefechts für die Kavallerie ist heut allgemein anerkannt, ein großer Teil seiner Bedeutung liegt auch darin, daß es ermöglichen soll, den Gegner darüber zu täuschen, ob er Infanterie oder Kavallerie sich gegenüber hat. Selbstredend ist dies nur zu erwarten, wenn die Unterschiede in der Bekleidung beider Waffen nur geringfügig sind. In der japanischen Armee ist dies der Fall. Nach den Berichten aus dem Mandschurischen Kriege hat jener Umstand wiederholt dazu geführt, daß die Russen, wenn sie aus Deckungen Feuer erhielten, in ihren Gegnern Infanterie vermutet haben, wo ihnen tatsächlich vielleicht eine schwache Eskadron gegenüberstand, ja im Gefecht von Wafangou am 14. Juni 1904 scheiterte die Offensive des russischen linken Flügels lediglich deshalb, weil man den in der eigenen Flanke auftretenden Gegner für eine starke Infanteriemasse hielt, während es sich tatsächlich um die Kavallerie-Brigade Akijama handelte, die dort überraschend aufgetreten war und ihre Karabiner in Tätigkeit setzte.

Die Kavallerie kann bei solcher Demonstration auch unbedenklich eine größere Frontausdehnung annehmen als sonst, wodurch die Täuschung noch leichter zu erreichen ist.

Es ergibt sich also hieraus, daß für die Kavallerie eine der Infanterie, wenigstens in der Farbe des Grundtuches und in der Kopfbedeckung gleiche Bekleidung gefordert werden muß. Es ist aber durchaus nicht die volle Gleichartigkeit der einzelnen Kavalleriearten erforderlich oder auch nur zu wünschen; die Abweichungen in der Tracht haben abgesehen von ihrem moralischen Wert auch ihren praktischen, so z. B. bei dem Sammeln nach einer Attacke. Es können also sehr wohl bei gleicher Farbe des Grundtuches die Husaren den mit Schnüren der gleichen Farbe besetzten Attila behalten, die Ulanen in gleicher Weise unter Fortfall der Epaulettes und der Fangschnur, die nur dazu zu dienen scheint, daß die Ulanen an den Bäumen hängen bleiben, ihre Ulanka, die Kürassiere ihren Koller.

Nach dem vorher Gesagten ist es klar, daß eine Änderung in der Bekleidung für die Kavallerie ein noch dringenderes Erfordernis ist als für die Infanterie, und es steht zu hoffen, daß die Reform zunächst bei dieser Waffe einsetzen wird, die, wenn das nicht geschieht, trotz vorzüglichster Ausbildung und Führung in ihrer Tätigkeit noch mehr lahmgelegt sein würde, als die Schwesterwaffen. Auch soll man die Einwirkung auf den Geist einer Truppe nicht unterschätzen, die erkennen muß, daß an solchen Äußerlichkeiten das redlichste Streben scheitert.

Daß die besprochene Frage von höchster Bedeutung ist, wird der Leser erkannt haben, von ihrer sachgemäßen Erledigung wird es nicht allein abhängen, ob bei einem künftigen Ringen viel deutsches Blut zwecklos geopfert werden soll, sondern zweifellos in manchem Falle auch der Sieg.

Einige kurze Angaben über die englische Felduniform, die nach dem Urteil aller Kenner des Heeres das Beste bietet, was in dieser Hinsicht geschaffen werden kann, werden am kürzesten den Leser über das orientieren, was man auch für das deutsche Heer grundsätzlich wünschen muß.

Die Felduniform der Engländer, die im Frieden zum Exerzieren, Felddienst und im Manöver getragen wird, während die bisherigen prunkenden Uniformen aus Rücksicht auf das englische Werbesystem noch zur Parade, als Wacht- und Ausgeh-Anzug dient, besteht aus graugrünem Lodenstoff. Der Schnitt ist für alle Waffen und Dienstgrade der gleiche, die einzelnen Waffen unterscheiden sich nur durch 1—2 cm breite verschiedenfarbige Tuchstreifen, die auf dem Oberarm unmittelbar unter der Schulter aufgenäht sind. Auf diesen Tuchstreifen ist abgekürzt der Name des Regiments zu ersehen. Die Abzeichen der Offiziere sind auf dem Unterarm angebracht und bestehen aus schmalen Wollstreifen von etwas hellerer Farbe als die Grundfarbe des Waffenrocks. Die Offiziere sind daher als solche nur in nächster Nähe zu erkennen, besonders wenn sie, wie im Burenkriege, den Säbel mit einem Gewehr vertauschen. Die Kopfbedeckung besteht für alle Waffen aus einer Schirmmütze, da selbst der Tropenhut sich im Gelände noch zu sehr

abzeichnet. Die außerordentlich zweckmäßig befundene englische Fußbekleidung besteht für alle Waffen gleichmäßig in einem bequemen Schnürschuh mit wasserdicht angenähter Lasche und der Wickelgamasche. Alles Glänzende ist vermieden, die kleinen gebräunten Bronzeknöpfe ziert das Wappen des Regiments. Das gesamte Lederzeug (Koppel, Patronengurte) ist von stumpfer dunkelbrauner Farbe.

Die englische Felduniform wird nicht nur als sehr zweckmäßig, sondern auch als kleidsam geschildert. Selbst nach Regenbiwaks sieht die Truppe sauber aus und macht einen militärischen Eindruck.

Vergleicht man mit dieser Ausrüstung die unseres Heeres, so sieht man recht, wieviel uns fehlt.

Was unsere großen Nachbaren auf dem Kontinent anbetrifft, so hat sich die Ausrüstung der Russen, abgesehen von ihren schwarzen Fellmützen, die sich sehr sichtbar abheben, im Kriege im allgemeinen bewährt, auch die österreichische Armee ist, abgesehen von einigen Kavallerietruppenteilen, im ganzen zweckmäßig gekleidet, die Franzosen aber, das ist ein schwacher Trost für uns, stecken noch mitten in Versuchen und kämpfen noch schwer mit dem Entschluß, sich von den geliebten roten Hosen zu trennen.

---

# Japan, Amerika und der Weltfriede.

**(Anläßlich der Ausreise der amerikanischen Flotte.)**

Von

Graf Taisuke Itagaki.

Mitglied des japanischen Herrenhauses.

In der Zeit des bewaffneten Friedens ist es natürlich, daß alle Nationen sich mit militärischen Vorbereitungen beschäftigen, um für jeden Notfall gewappnet zu sein. Darum antwortete ich, als ich vor einiger Zeit um eine Meinungsäußerung über die pazifische Reise der amerikanischen Flotte gefragt wurde, telegraphisch etwa folgendes:

„In einem Zeitalter des bewaffneten Friedens ist es ganz natürlich, daß alle Nationen sich mit militärischen Vorbereitungen beschäftigen müssen, um sich für ihre Verteidigung fertig zu machen. Amerika und Japan kennen wohl die große Schwierigkeit, einen Krieg zwischen den beiden Nationen zu beginnen, und werden nicht so töricht sein, diesen groben Fehler zu begehen. Deshalb glaube ich nicht, daß das japanische Zartgefühl durch diese Frage besonders beunruhigt wird."

Es ist mir eine große Freude, hier auszusprechen, daß mein Vertrauen auf die Freundschaft, die zwischen den beiden Nationen besteht, niemals erschüttert worden ist.

Was hat die antijapanische Agitation in Amerika hervorgerufen? Ich denke, es gibt zwei Ursachen. Die eine ist ganz klarliegend, während die andere, tief eingewurzelt, nicht so leicht zu sehen ist. Die erstere ist die wirtschaftliche Streitfrage, hervorgerufen durch die weißen Arbeiter, die auf dem Felde des freien Wettbewerbs benachteiligt sind. Die letztere ist das ungesunde Gefühl, das aus Rassenabscheu und Unterschieden in Sitte und Gewohnheiten entstanden ist.

Aus rein ökonomischen Gründen haben die weißen Arbeiter nach Kräften versucht, die Japaner auszuschließen. Was aber Öl in das Feuer dieser Volkserregung gegossen hat, war die Einmischung von intrigierenden Demagogen, die zu allem bereit waren, um die Strömung im Volke zu ihrem Vorteil zu leiten. So haben sie besonders das System des allgemeinen Stimmrechts zu ihrem Vorteil benutzt. Unter solchen Umständen kann ich nicht umhin, meinen Zweifel an den guten Folgen des allgemeinen Stimmrechts auszudrücken. Wenn das Volk aus freien Stücken eine ehrliche, nationale Politik nicht schätzt, dann ist es gänzlich wertlos, es am politischen Leben teilnehmen zu lassen. Man kann ebensogut dem Blinden die Kunstkritik oder dem Tauben das Urteil über die Musik überlassen. Es ist nicht nur unnütz, sondern über alles schädlich.

Rassenhaß ist ein sehr bedauerliches Gefühl. Er hat seinen Ursprung in oberflächlicher Überhebung. Was nun die Unterschiede in den Lebensgewohnheiten angeht, so habe ich da manches zu sagen. Viele denken, es sei unmöglich, japanische Sitten zu ändern, und einzelne amerikanische Zeitungen erklären: „Die Sitten der Japaner können auf keine Weise reformiert werden, und deshalb können wir niemals Hand in Hand gehen mit ihnen.“

Aber wer hat sich wohl gedacht, als Admiral Perry zuerst an unsere Türen klopfte, vor einigen fünfzig Jahren, daß wir einen so bemerkenswerten, sprunghaften Fortschritt erreichen würden? Wer prophezeite unseren militärischen Erfolg, — den Sieg über Rußland, das als der Riese der Welt betrachtet wurde? Es ist ganz richtig, daß japanische Sitten verschieden sind von denen in Europa und Amerika. Es ist richtig, daß Fremde ihr Mißfallen daran ausdrücken. Diese Antipathie wird niemals ausgelöscht werden, solange diese verschiedenartigen Sitten bestehen. Aber wenn ich auf all die Veränderungen blicke, die wir durchgemacht haben, dann ist es mir, als ob ich in einem ganz andern Zeitalter lebte. Zur Zeit der Restauration taten wir alles, was in unsern Kräften stand, um westliche Zivilisation in unser Inselreich einzuführen. Keine Mühe wurde seit dieser Zeit gespart. Ich glaube, wenige Fernstehende können unsere rastlosen Anstrengungen schätzen, unser Staatsschiff in den großen Strom der modernen Zivilisation zu steuern.

Und nun nach dem russisch-japanischen Krieg ist unser Fortschritt allgemein anerkannt worden. Wir sind eine neue Macht im fernen Osten geworden und können auf dem gleichen Fuße stehen mit den ersten Mächten der Welt. Aber warum hat man von unserm sozialen Fortschritt nichts bemerkt? Warum sieht man auf uns herab wie

auf eine inferiore Rasse? Ein Sieg im Kriege ist zu blendend, als daß er unbemerkt bliebe. Die Welt schätzte unsere militärische Macht, aber sie übersah die Entwicklung unseres nationalen Organismus, der die wirkliche Ursache unseres Sieges war. Um strategische Pläne in die Praxis umzusetzen, braucht man einen hohen Grad von wissenschaftlicher Ausbildung. Zeugt diese wissenschaftliche Ausbildung nicht von Fortschritt im Erziehungswesen?

Wenn irgend jemand Japan bloß für eine militärische Macht hält, begeht er einen schweren Fehler. Oft mag ein Teil des nationalen Organismus schnellere Fortschritte machen, als die andern, aber, allgemein gesprochen, jeder große militärische Sieg kommt aus einer verhältnismäßig vollständigen Entwicklung der einzelnen Zweige des nationalen Lebens. Unsere Staatsmänner haben mit Ausdauer und Erfolg daran gearbeitet, Klassenunterschiede auszulöschen und die Grundsätze der menschlichen Gleichheit einzuführen. Sie haben sogar eine konstitutionelle Regierung aufgebaut. Es herrscht vollständige Rede- und Preßfreiheit. Fortschritte im Erziehungswesen wurden in großem Maßstabe gemacht. Die Spuren unserer früheren Staatsmänner, das alles aufzubauen, sind jetzt noch hier und da sichtbar. Der jüngste Sieg ist eine vernunftgemäße Folge ihrer radikalen Neuerungen. So, wie ich dies hier sage, bin ich sicher, daß die Japaner niemals zufrieden sein werden mit der jetzigen Etappe ihres Fortschritts. Was ich meine, ist, daß unser äußerlicher Fortschritt anerkannt worden ist, während unser Fortschritt im Innern von der ganzen Welt vollständig übersehen wurde.

So verlangen wir auch in unsern Beziehungen zu Amerika nur, daß es die Grundsätze der Humanität achte und der wirtschaftlichen Gerechtigkeit folge, — daß es besonders alle Rassenvorurteile beiseite setze und die Mißverständnisse auswische, die aus der Verschiedenheit der nationalen Sitten entstanden sind. Wir haben keinen Groll gegen Amerika. Im Gegenteil, wir verdanken ihm viel. Amerika war es, das uns riet, unser Land zu öffnen, das uns lehrte, daß unser System der Ausschließung aller Fremden gegen die Grundsätze der Menschlichkeit verstoße. Wir haben bisher versucht, seinem Rat zu folgen, besonders dem letzteren Rat, und jetzt müssen wir Amerika bitten, ehrlich an seinen eigenen Lehren festzuhalten. Wir haben keine andere Absicht als diese.

Als die Amerikaner sich vor Jahren zu dieser Freundlichkeit entschlossen, haben keine politischen oder wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestanden. Dennoch blieben sie dabei, daß unsere Abschließung nicht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Humanität sei, und sie gingen sogar so weit, eine Flotte von Kriegsschiffen zu senden, um uns mit Gewalt zur Änderung unseres Verhaltens zu zwingen. Seit jener Zeit sind sie immer sehr stolz darauf gewesen, Japan erschlossen zu haben, und sie schienen es sogar als ihre besondere Aufgabe zu betrachten, uns durch das große Tor der Zivilisation zu geleiten.

Unter solchen Umständen erscheint es sehr seltsam, daß Amerika nicht erfreut

sein sollte, wenn Japan imstande ist, mit den übrigen Mächten auf gleichem Fuß zu stehen. Jetzt versucht es, uns auszuschließen, und vergißt ganz, daß es selbst uns früher gemahnt hat, unsere Tore zu öffnen. Ich kann die Nachricht nicht recht glauben, obgleich ich sie selbst gehört habe. Eins unser Sprichwörter sagt: „Ein furchtsamer Hund bellt seinen eigenen Schatten an." Wenn Amerika unsere rapiden Fortschritt fürchtet, hätte es besser getan, unser Land nicht zu erschließen. Es war Amerika, das zuerst an unsere Türe klopfte, und jetzt fürchtet es uns. Das ist wirklich töricht und lächerlich. Aber ich empfinde eine Beruhigung, wenn ich höre, daß das nicht das Gefühl der großen Majorität des amerikanischen Volkes ist. Deshalb hoffe ich ernsthaft, daß alle ehrlichen Amerikaner sich bemühen werden, die falsche Meinung, die unter ihren ungebildeten Klassen vorherrscht, zu verbessern und so einen dauernden Frieden zwischen den beiden Ländern herbeizuführen.

Solch eine Hoffnung sollte auch nicht beschränkt bleiben auf Japan und Amerika. Würde sie über die ganze Erde verbreitet, dann wäre auch der Friede für die ganze Erde gesichert. Darum möchte ich noch etwas mehr über dieses Thema sagen, indem ich meine Untersuchung darauf ausdehne, inwiefern wir uns von dem internationalen Krieg befreien und so in ein Zeitalter des Weltfriedens kommen könnten.

Nach meiner bescheidenen Meinung gibt es vier Ursachen für den Krieg: Eine von diesen ist der Imperialismus, der von einer despotischen oder militaristischen Regierung herrührt; die zweite ist die Überlastung mit Zollgebühren; an dritter Stelle kommt der Rassenhaß und die Verfolgung von Völkern mit anderm religiösen Glauben.

Wenn alle militaristischen Regierungen, die beabsichtigen, ihre eigenen Territorien auf Kosten der andern zu vergrößern, von dem Angesicht der Erde vertilgt würden, wenn eine internationale Zollkonferenz alle Tariffragen entscheiden würde, wenn religiöser und Rassenhaß zu Ende gingen, dann würde es keinen internationalen Krieg mehr geben.

Ich bin aber weit davon entfernt, eine so außerordentliche Idee in Betracht zu ziehen, als ob durch Abschaffung des internationalen Kriegs die regierenden Mächte der Welt unter einen Hut gebracht werden könnten. Es ist unmöglich, und selbst wenn es möglich wäre, wäre es ganz nutzlos, alle Nationen unter eine Regierung zu bringen. Überdies wäre eine solche Einrichtung rein künstlich und spottet der großen Gesetze der natürlichen Gesellschaftsentwicklung. Um die Welt zu vereinigen, ist ein Stärkerer notwendig als ein Herrscher. Ein Herrscher ist nur ein Mann, der durch die allgemeine Zustimmung seines Volkes gewählt ist. Doch welches ist die Macht, die die Welt zu einer Einheit bringen kann, wenn auch vielleicht in einem etwas anderen Sinn?

Die Ursachen, durch die die einzelnen Staaten entstehen, sind Unterschiede in der geographischen Lage, Geschichte, Rasse, Religion, Sprache, Literatur, Sitte usw. Solange diese verschiedenartigen Bedingungen bleiben, ist es unmöglich, alle Nationen

unter einer Regierung zu vereinigen. Aber ebenso ist es absurd, zu sagen, daß die Kriege niemals ein Ende nehmen werden, solange jedes Volk seine eigene Geschichte und sein eigenes nationales Leben behält. Wenn alle Völker wohl erzogen sind, wenn die menschliche Vernunft hinlänglich erleuchtet ist, wird man lernen, daß Krieg kein guter Weg ist, und man wird einen besseren Weg suchen, um internationale Schwierigkeiten zu beseitigen. Brüder zu töten mit kaltem Blut und in großen Massen, sich seines Erfolges freuen und „Banzai“ schreien ist durchaus barbarisch und egoistisch. Solch ein Sieg ist kein wahrer Sieg im Lichte der Humanität und der Zivilisation.

Es werden ja schon in diesem Zeitalter des bewaffneten Friedens internationale Fragen durch Unterhandlungen geregelt, und die allgemeine Tendenz geht dahin, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Und es ist der Einfluß der Zivilisation, der diese Tendenz verstärkt. In diesem Sinne ist Deutschland in die Tripleallianz mit Österreich und Italien eingetreten. Die englisch-japanische Allianz ist ein weiteres Beispiel auf dem Wege zum internationalen Frieden. Wenn alle Mächte ihre Vorteile finden durch solche Verträge, werden sie keine Gelegenheit verlieren, diese Tendenz zu fördern. So werden sie die Schädlichkeit aller Kriege kennen lernen, und mit der Zeit werden sie ein Antikriegsbündnis schließen und sich bemühen, das menschliche Glück sicher zu stellen, indem sie einen friedlichen Weg suchen, um alle internationalen Schwierigkeiten zu ordnen. Auf diese Weise kann man mit Recht einen Weltfrieden erwarten.

Wenn man die Ursachen eines Krieges vollständig beseitigt, wenn Fremdenverfolgungen aufhören, wenn man jedem Menschen seine natürlichen Rechte gibt und ihm erlaubt, ein glückliches, ungestörtes Leben zu führen, dann hat man es gar nicht nötig, alle Länder unter eine Regierung zu bringen. Wie jeder Mensch ungehindert seine eigene Individualität entwickelt zum Nutzen der Gesellschaft, so kann auch jede Nation, im Einklang mit ihrer Geschichte, ihr eigenes nationales Leben entwickeln und auf diese Weise viel zur wachsenden Zivilisation der Welt beitragen.

Der mächtigste Faktor der Vereinigung aller Nationen ist die menschliche Vernunft, die allen gemeinsam ist. Wie die Zivilisation höhere Stufen der Entwicklung erreicht, so wird auch die menschliche Vernunft immer weitere Felder beherrschen. Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nehmen — jede Partei eines gerechten Vertrages genießt die gleichen Rechte und Privilegien, und die Teilhaber werden schiedsgerichtlich als gleichberechtigt behandelt. Wenn solch ein Prinzip überall zur Geltung gelangte, würde die Welt ein Heim für alle Völker werden.

Umgekehrt, wenn die ganze Welt unter einer Regierung vereinigt würde, dann wäre die Regierungsgewalt in der Hand eines Kaisers, der durch allgemeine Zustimmung der Welt gewählt wäre, oder in der Hand eines Präsidenten oder es würde ein Komitee die Regierung führen. In jedem Falle würde die Welt unter eine Herrscher-

gewalt kommen, mit hervortretender Persönlichkeit. Wenn so etwas möglich wäre, würde dies viele Übelstände zur Folge haben. Es würde ein erbarmungsloser Abgrund zwischen dem Herrscher und den Beherrschten entstehen.

Jede Nation strebt danach, Gleichheit der Rechte herbeizuführen, und Klassenunterschiede zu beseitigen. Daher wäre es töricht, einer einzelnen Person oder Gruppe absolute Gewalt zu verleihen. Aber wenn wir die Welt durch Vernunft vereinigen können, wird es nicht nötig sein, Herrschermacht durch eine Persönlichkeit auszuüben. Es ist vorteilhafter für die Welt, der Vernunft zu folgen, als von persönlicher Macht abhängig zu sein. Es ist leicht durchführbar und hat keine schlimmen Folgen. Darum ist es nicht nötig, die Welt unter einem Herrscher zu vereinigen. Die Welt sollte nur durch die menschliche Vernunft geleitet werden, die ein gemeinsamer Besitz der Menschheit ist.

---

# Memoiren des Feldmarschall-Leutnants Berger aus dem Kriege von 1859.

Veröffentlicht auf Grund nachgelassener Papiere

von

Karl Harbauer.

Der Verfasser dieser Memoiren, Josef Edler von Berger erblickte im Jahre 1802 zu Csanálos im Komitat Szatmár als der Sohn eines Leutnants das Licht der Welt. Er trat 1812 in die Neustädter Militärakademie ein, die er 1820 als Fähnrich des Infanterieregiments No. 26 verließ. Im Jahre 1823 zum Kürassierregiment (heute Dragonerregiment) No. 8 als Leutnant transferiert, rückte er im Regiment zum Oberleutnant (1830), Rittmeister (1833), Major (1846), Oberstleutnant (1848) und endlich zum Oberst (1849) vor. Am 1. Oktober 1849 wurde Berger zum Chevauxlegerregiment No. 3 transferiert und zum Kommandanten dieses Regiments ernannt. Berger hat in den Jahren 1848 und 1849 den Feldzug in Ungarn mitgemacht. 1852 wurde Oberst Berger zum großen Generalstab transferiert, im selben Jahre zum Generalmajor und 1859 zum Feldmarschalleutnant ernannt. Nach dem Feldzuge des Jahres 1859 trat er in den Ruhestand. Feldmarschalleutnant von Berger starb im Jahre 1889 in Wien.

* * *

## Von Neujahr bis zum Überschreiten des Ticino.

Meine Frau und ich hatten am 30. Dezember 1858 bei meinem Schwager im heiteren Familienkreise die silberne Hochzeit gefeiert und langten am 31. abends auf der Rückfahrt in meine Garnison — Triest — am Bahnhofe in Nabresina an. Da noch einige Zeit bis zum Eintreffen des Wiener Zuges erübrigte, betraten wir den Wartesalon, wo unter den eben aus Triest eingetroffenen Personen auffallende Bewegung herrschte. Ich forschte nach dem Grunde derselben und erfuhr, daß das in meiner Brigade stehende Regiment Baron Prohaska*) während meiner kurzen Abwesenheit den Marschbereitschaftsbefehl erhalten hatte.

Trotzdem mir die politische Lage Österreichs bekannt war, überraschte mich dieser beinahe über Nacht gekommene Befehl doch etwas und ich bedauerte, um den Urlaub nachgesucht zu haben. Unser sardischer Nachbar nahm schon seit längerer Zeit eine drohende Haltung ein, überdies wußte er sich die Unterstützung Frankreichs zu sichern, was seinen Kampfesmut bedeutend erhöhte!

Auf dem Bahnhofe von Triest erwartete mich mein Adjutant, Oberleutnant Morocutti**) und meldete mir das bereits in Nabresina Vernommene. Der Befehl lautete einstweilen nur auf Marschbereitschaft, nichtsdestoweniger brachte er einen sichtlichen Umschwung in das langweilige Garnisonleben. Der Soldat atmete in Vorahnung vielleicht baldiger, ernster Tätigkeit von dem ewigen Putzen und Defilieren freudig auf; der Offizier beschäftigte sich mit der Komplettierung seiner Feldausrüstung. Die Verheirateten spähten vorsorglich nach einer sicheren Zufluchtsstätte für Weib und Kind und bangten mehr oder weniger vor der nahen — möglicherweise auch ewigen — Trennung.

Die Jugend des Regimentes war voll der rosigsten Hoffnungen, nur der eine oder andere, dessen Soll und Haben aus dem Gleichgewichte gekommen sein mochte — was denn doch zuweilen vorkommen soll — wurde nachdenklich gestimmt und begann die gewagtesten Rechenexempel anzustellen. Der einstens so beliebte Witz vom Zahlen des Trompeters beim Garnisonwechsel oder vollends beim Auszuge ins Feld hat heute jeden praktischen Wert verloren, denn kein Schuldner ist dem Gläubiger so sicher wie der Offizier. Deshalb bekommt derselbe — speziell in Italien — anstandslos Geld soviel er will. Freilich brummt dann manch junger und auch alter Sausewind jahrelang auf zweidrittel Gage, doch was tut's; ahnt ja die Außenwelt nichts von den Geheimnissen seines Magens, und wer ihn so geschniegelt und äußerlich sorglos dahinschlendern sieht, hat keinen Begriff, mit welchem Aufwand an moralischer Kraft der eine und mit welchem Humor der andere in die Öde seiner leeren Börse blickt. Aus diesem Grunde gibt es auch kein fröhlicheres Völkchen als das Offizierkorps beim Ausmarsch in das Feld, wenn es

*) Infanterieregiment No. 7, jetzt Graf von Khevenhüller.

**) Feldmarschalleutnant Morocutti (geboren 1830) lebt gegenwärtig in Wien.

das Weichbild der Garnison mit all ihrem Jammer und den Friedensplackereien hinter sich hat, denn ein jeder hat die unumstößliche Überzeugung in sich: es könne jetzt nur besser werden.

Der Telegraph hatte uns einstweilen den gewissen ominösen Neujahrswunsch*) gebracht und lange bevor noch Napoleon III. unseren Monarchen ungeachtet der leidigen politischen Differenzen seiner persönlichen Gewogenheit versicherte, wußte bereits ganz Europa, was von anderen und ähnlichen Friedensbeteuerungen Frankreichs zu halten sei. Napoleon III. behauptete zwar, daß Frankreich nicht zum Kriege rüste, vergaß aber dabei, daß wir im Jahrhundert des Verkehrs und des Telegraphen leben und daß der Beherrscher des Reiches der Mitte zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine derartige Täuschung mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte wagen dürfen; wie die Dinge aber tatsächlich lagen, hieß die Behauptung, Frankreich rüste nicht, oder rüste nur aus Angst vor Österreichs Rüstungen, der Wahrheit mit derselben Kühnheit ins Antlitz schlagen, mit welcher der vollkommen überführte Verbrecher seine Tat unter dem Galgen leugnet.

Wozu der Krieg des Jahres 1859 Napoleon III. dienen sollte, ist bereits sattsam bekannt. Im eigenen Hause sah es nicht ganz geheuer aus, die Armee wollte Beschäftigung und Beförderung, und Frankreich, das seit dem Krimkriege praktischer geworden, sehnte sich außer nach „gloire“ nach etwas Greifbarem, und dem konnte durch Einverleibung von Savoyen und Nizza am besten entsprochen werden, außerdem übernahm hier die „grande nation“ die Rolle der Völkerbefreierin......

Endlich traf der heiß ersehnte Befehl zum Abmarsch für das Regiment Baron Prohaska ein, der mit unendlichem Jubel begrüßt wurde, obgleich das nächste Ziel nur Ferrara war, das aber als der erste Schritt auf dem Wege nach Modena betrachtet wurde, wo die Bewegung unter dem Volke bereits begonnen hatte. Mich selbst hielten anderweitige Dienstgeschäfte noch zurück, da ich meinen Nachfolger im Truppenkommando und die Rückkunft des abwesenden Gouverneurs abwarten mußte. Diese Verzögerung meiner Abreise war mir bei der naheliegenden Möglichkeit ernster Ereignisse höchst unangenehm. Indessen half es auch nichts, daß ich mein Korpskommando um Abberufung bat; ich mußte ausharren, bis der Gouverneur und mein Nachfolger eintrafen, und somit jeder Grund eines weiteren Aufenthaltes entfiel.

Nun aber kamen die schweren Stunden des Abschieds von meiner teuren Gattin, die um so schmerzlicher waren, da sie sich nicht ganz wohl fühlte und an eine Vorausbestimmung der Dauer unserer Trennung — in der Rückerinnerung an jene der Jahre 1848/49**) — nicht zu denken war.

---

*) Napoleon III. sagte am 1. Januar 1859 beim Neujahrsempfang des diplomatischen Korps zum österreichischen Botschafter in Paris, Baron Hübner (siehe dessen Memoiren und das österreichische Generalstabswerk über den Feldzug 1859): „Ich bedauere, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, als sie es waren; aber ich bitte, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht geändert haben.“

**) Der Aufzeichner der Erinnerungen kämpfte damals in Ungarn.

Endlich war auch der herbe Abschied überwunden. Am 19. Februar fuhr meine Frau zu unserem Schwager nach Graz, um die Ereignisse dort vorderhand abzuwarten, deren nächster Verlauf sie dann bestimmen sollte, entweder zu bleiben oder nach Prag zur Schwiegermutter zu reisen. Am selben Tage ging ich über Venedig, Este, Rovigo nach Ferrara ab, wo ich am 22. anlangte und die Truppen bereits wie zu Hause und guter Dinge fand; nur das 3. Bataillon Prohaska und das 2. Bataillon Kaiserjäger standen noch am linken Poufer.

Ich erhielt mein Quartier in einem der zahlreichen Palazzi, die in Italien alle Spuren ehemaligen Glanzes und gegenwärtigen Herabkommens tragen. Eine noch ganz passable, etwas untersetzte Romagnolin, die Dame des Hauses (ihr Gatte war eben [!] von Ferrara abwesend), empfing mich — im Innern mich zweifelsohne ins Pfefferland wünschend — sehr artig und zuvorkommend. Sie zeigte mir meine Zimmer, die sich, namentlich aber das Schlafgemach, durch ihre außerordentliche Größe und Höhe auszeichneten und im hellsten Gegensatz zu dem einzigen verschwindend kleinen Ofen standen, den ich in Berücksichtigung der Jahreszeit und der durch die frühere seltene Benutzung hervorgerufenen eisigen Kälte der Wände seufzend betrachtete. Ich dachte unwillkürlich an meine Leutnantszeit zurück und stellte Vergleiche zwischen der Gemütlichkeit des riesigen Kachelofens meiner böhmischen Bauernstube und diesem Fragment eines Erwärmungsapparates an. Die freundliche Hausfrau mochte wohl meine trostlosen Betrachtungen erraten haben, denn sie machte mich auf mein Lager — ein turmhohes, mit allerlei Fransen und Quasten verziertes Himmelbett — aufmerksam und glaubte dadurch, meine Entmutigung zu zerstreuen, ferner erzählte sie mir nicht ohne Stolz, daß in diesem Bette Napoleon I. geschlafen, was ich der braven Frau natürlich aufs Wort glaubte. Es gibt nämlich in Oberitalien kaum einen bedeutenderen Ort, der sich nicht derselben Ehre rühmte, hat doch der große Capitano seinerzeit hier oft genug geweilt. Napoleons I. Name hat in Oberitalien einen guten Klang, wenn auch seine galanten Befreiungskämpfer in vielen Familien nicht eben das beste Andenken zurückgelassen haben. Als ich im Jahre 1821 als junger Offizier auf der Insel Chioggia bei Venedig in Garnison lag, war meine Hausfrau — eine siebenzigjährige Matrone, Signora Carrara, die einem uralten venezianischen Patriziergeschlechte angehörte — unerschöpflich im Lobe der Artigkeit der französischen Offiziere in der Zeit, als „madonna Carrara‘, wie sie sich gerne selbst nannte, noch eine ‚bella donna‘ (hübsches Mädchen) war; dieses Lob endete aber stets in frommer Entrüstung über das Unheil, in das viele Familien durch die Zügellosigkeit jener liebenswürdigen Offiziere und der ausgedehnt praktischen Anwendung ihrer Freiheits- und Gleichheitstheorie versetzt wurden.

Zu der Zeit, als ich nach Ferrara kam, gefiel sich der italienische Patriotismus in dem Beklecksen der Mauern, aber das bisher übliche ‚morte ai tedeschi‘ (Tod den Deutschen) und ‚Eviva Pio nono‘ (Es lebe Pius der Neunte!) galt als abgeschmackt, und man konnte jetzt überall den Namen ‚Verdi‘ lesen, was bekanntlich Buchstabe für Buchstabe

genommen ‚Vittorio Emanuele Rè d'Ialia' bedeuten sollte. Es konnte daher nicht fehlen, daß auch das Haus, in dem ich wohnte, gleich in der ersten Nacht mit dem Namen Verdis geziert wurde; nichtsdestoweniger hatte ich aber im Bette Napoleons I. vortrefflich geruht. Diese neue Ausgeburt des italienischen Patriotismus war jedoch nicht imstande, meine geläuterten Ansichten über italienische Vaterlandsliebe und jeden wahren Aufschwung von Gefühl zu erschüttern. Gesetzt den Fall, es fände sich eine opferfähige Person, die einen Menschen mit Gefahr des eigenen Lebens vom Tode errettet, so wird die gaffende Menge, falls es gelingt, in ein ungeheures Bravo mit dem obligaten Händeklatschen und Pfeifen ausbrechen; findet der Retter aber in seinem edlen Streben den Tod, so wette ich, daß von hundert Zusehern neunundneunzig ausrufen: „O che matto!"*) So ungefähr steht es im allgemeinen auch mit dem Patriotismus. Viel Geschrei und äußerst wenig Wolle! Wahre Patrioten wie etwa Garibaldi gibt es wenige. Jene Helden der Städte, die sich mit schön befiederten Kalabresern, Sammetwämsern und wohlgepflegten Bärten in Kaffeehäusern und Freudenhäusern mit ihrem Enthusiasmus breit machen, zählen zu den Helden auf den Brettern, die mit gespreizten Beinen, an der Brust geballter Faust und hochgeschwungenem, stumpfem Schwerte ihr „Patria" mit größerer oder geringerer Vehemenz — je nach dem gespendeten Applaus — brüllen. Galt es dann aber, das Leben für das Vaterland in die Schanze zu schlagen, so waren diese geschniegelten und gestriegelten Herren selten zu sehen; in Kellerlöchern und hinter Mauern waren sie groß, standen sie aber mit dem Feinde Aug in Aug, dann war es mit ihrer Tapferkeit zu Ende. Bei Curtatone lärmten und schossen die Toskaner wie die Teufel hinter ihren Deckungen, als sich aber der erste Österreicher auf dem erstiegenen Walle zeigte, lagen sie auch schon auf den Knien und flehten um Gnade. Und das war noch dazu reguläres Militär. Hätte es kein Piemont und keine Schweiz gegeben, die Helden wären daheim geblieben.

Die italienischen Kinder gefielen mir stets am besten und schienen mir am angenehmsten, denn sie weinen und heulen selten. Dafür aber wachsen sie auch in der rührendsten Unwissenheit auf. Ich sah nirgends in der Welt eine so krasse Ignoranz, wie bei dieser Nation, obzwar der Italiener viel natürliche Begabung besitzt; und trotzdem eine derartige Gleichgültigkeift gegen alles, was außerhalb des Landes, ja sogar nur außerhalb des Weichbildes der eigenen Ortschaft liegt! Dies gilt besonders für die besseren Stände. Einen Herrn, den ich täglich im Kaffeehause traf, machte ich gelegentlich auf die Ähnlichkeit mit den Bildern des Feldmarschalls Loudon aufmerksam, worauf er mich ganz verwundert fragte, wer denn das eigentlich sei. Als ich zum 8. Kürassierregiment nach Böhmen transferiert wurde, fragte mich ein Herr, ob es denn dort auch ein Meer gäbe? Daß Böhmen das Land der Zigeuner sei, wurde ziemlich allgemein angenommen. Dies trug sich im Jahre 1823 zu, doch hat sich seitdem in Italien wenig geändert; hatte ich doch 1853 in Mailand einen Hausherrn — einen Millionär — dessen zwanzigjähriger

*) Oh welcher Narr!

einziger Sohn, übrigens ein ganz gemütlicher junger Mann, niemals über Lodi, Como oder Pavia, wo die Besitzungen seines Vaters lagen, hinausgekommen war und der keine Ahnung von Venedig, Peking und den Erdpolen hatte. Es gibt in Italien Leute, die sich in ihrem Geschäfte wie in einer Oase der Sahara fühlen, in demselben auch sehr tüchtig sind, was aber nur eine Linie außerhalb desselben liegt, ist für sie Sand und Öde.....

Sowie ich mich in meiner Wohnung eingerichtet, von den Unterkünften und dem Zustande meiner Truppen überzeugt hatte, stattete ich dem in Ferrara residierenden Kardinal *) meinen Besuch ab. Der Herr wohnte in einer altertümlichen, geschichtlich berüchtigten Burg, welche durch einen Wassergraben und eine Zugbrücke von der Stadt getrennt wird — etwas einsam zwar, aber ziemlich sicher. Das Innere der Wohnung eines Geistlichen, zumal eines italienischen, hat für den Laien immer etwas Nüchternes — es fröstelt einen so gewiß asketisch an. Dafür können die geistlichen Herren zumeist blutwenig, sind sie doch selbst dem Asketentum größtenteils nicht zugetan. Die Ursache dieser erkältenden Empfindung, die einen beim Betreten des Tuskulums eines Geistlichen beschleicht, liegt in uns Weltbrüdern selbst, da wir gewöhnt sind, uns mit eitlen und profanen Dingen dieser Erde zu umgeben. Ein jedes Geschöpf fühlt sich eben nur in seinem Elemente wohl. Ein laues Bad ist bekanntlich sehr angenehm, wird aber ein Fisch hineingesetzt, so verendet er. Bequemlichkeit ist überhaupt Italiens Sache nicht, und bei meinem Kardinal fehlte sie vollends. Er selbst war ein kleines, mageres, unscheinbares Männchen mit freundlich lächelndem Gesicht. Im Verlaufe der Unterhaltung, die ich mit dem Aufwand aller meiner italienischen Kenntnisse, unterstützt von meinem Adjutanten pflog, führte ich den Beweis, daß wir Österreicher doch bei weitem wohlgeratenere Söhne des heiligen Vaters seien als die Franzosen. Der Kardinal schien von der Unwiderlegbarkeit meiner Behauptung durchdrungen, machte aber im Verlaufe des Gespräches das naive Geständnis, daß es ihm ganz gleichgültig sei, ob Österreich oder Frankreich Rom schütze, einer von beiden Staaten müsse aber da sein, falls nicht alles drunter und drüber gehen solle. Überhaupt kam es mir vor, als fühlten sich die geistlichen Herren in Ferrara nicht ganz heimisch; außerdem wurde behauptet, Seine Eminenz stehe Antonelli **) politisch schief gegenüber.

Den folgenden Tag erhielt ich des Kardinals Gegenbesuch. Zugleich stellte sich mir der Kommandant der in Ferrara stationierten Gendarmerieabteilung mit seinen

---

*) Ludwig Vanicelli Casoni, Kardinal-Erzbischof von 1850—1877.

**) Giacomo Antonelli, geboren am 2. April 1806 in Lonino, zeichnete sich schon als Schüler des Großen Seminars aus, so daß ihn Papst Gregor XVI. in seine Nähe zog und für die politische Laufbahn bestimmte; bereits 1830 Prälat, wird er 1841 Unterstaatssekretär. Antonelli war zuerst Anhänger des weltlichen und geistlichen Despotismus, als aber Pius IX. Papst wurde, wendete er sich dem Liberalismus zu, wurde 1847 Kardinal, 1848 Ministerpräsident. Als er aber seine Freundschaft Österreich zuwendete, wurde er durch das Kabinett Mamiani gestürzt, blieb aber trotzdem Pius IX. Berater. Es folgt nun die Flucht nach Gaeta; nach der Rückkehr nach Rom wurde Antonelli, der schon früher Staatssekretär geworden war, der oberste und einzige Chef des Staatswesens, das er streng reaktionär leitete. Er starb am 6. November 1876 in Rom; vorher schon hatte er jeden Einfluß an die Jesuiten verloren. Sein Name wurde 1877 in einem skandalösen Prozesse seiner angeblichen Tochter, der Gräfin Lambertini, viel genannt.

Offizieren vor; der Kommandant gestand mir ganz treuherzig ein, daß er auf keinen einzigen Mann mit Sicherheit zählen könne — eine allerdings hoffnungslose Perspektive für einen Kommandanten, falls er es nicht selbst faustdick hinter den Ohren hat.

Die Gendarmerie bestand übrigens aus ansehnlichen Leuten, welche auf ihren erträglich gehaltenen und ausgerüsteten Pferden und mit ihren großen à la Kaiser Nikolaus auf das Haupt gestülpten Dreimastern ganz stattlich aussahen. Ich sah nur ein einziges Mal eine größere Abteilung derselben versammelt; es war dies anläßlich einer sehr schlecht besuchten Korsofahrt, weshalb sich auch das mächtige Gendarmerieaufgebot etwas lächerlich ausnahm.

Zweierlei fiel mir in Ferrara als außergewöhnlich auf: eine Gattung zweirädriger, gedeckter, zweisitziger Fuhrwerke, nach Art unserer Kabs, die ebenso wie diese mit einer Gabel versehen sind; Herrschaften, welche entweder nicht das Vermögen besitzen oder zu sparsam sind, selbst Pferde zu halten, bedienen sich bei schlechtem Wetter dieser Equipage. Ein Diener, dessen eigentliche Obliegenheiten in Italien nicht so scharf begrenzt sind wie anderwärts, spannt sich in die Gabel des Vehikels und rennt mit seiner Herrschaft in das Theater oder wo sonst Geschäfte abzuwickeln sind. Ich habe derartiges nirgends gesehen, und meines Erachtens würde eine solche Erscheinung in der ganzen übrigen zivilisierten Welt als Menschenquälerei gebrandmarkt werden — in Ferrara findet man sie nicht einmal lächerlich. Das Zweite, das meine Aufmerksamkeit erregte, war die ungewöhnliche Menge Offizinen. Es gibt wenige Straßen, in denen sich nicht diese Anstalten durch ein im Gevierte ein und ein halb Fuß fassendes schwarzes Brett, auf dem ein entblößter Arm mit hoch emporspritzendem Blutstrahl gemalt ist, ankündigen würden. Ich weiß nicht, ob die unverhältnismäßig hohe Zahl dieser Anstalten etwa in der inneren Politik des Kirchenstaates begründet ist, glaube jedoch, daß bei der jetzt allgemein revolutionären Richtung der Welt die Regierungen der Staaten wohl daran täten, diese Ableitungsmittel in eigene Regie zu übernehmen und durch entsprechende Gesetze für zweckdienliche Vermehrung derselben und zeitweiliges ausgiebiges allgemeines Blutlassen die Abkühlung des revolutionären Elementes zu befördern.

Übrigens ist der Italiener trotz aller Spektakelmacherei eigentlich konservativ. Er ist ein Feind aller Neuerungen, hält mit wahrer Pietät an den altgewohnten, wenn auch schlechten Einrichtungen fest; ebenso wie er den morschen, von der Gluthitze der italienischen Sonne ausgetrockneten Fensterladen jahrelang mit innigem Behagen am letzten Nagel hängen sehen kann, so hätte auch der Römer in dem alten Rost seiner politischen und kommunalen Verwaltung noch lange ruhig fortgelebt, wären nicht Anstöße von außen gekommen und hätte nicht Papst Pius IX. selbst an dem alten, morschen Fensterladen gerüttelt. Hinlänglich viel Polenta und Zerstreuungen, letztere in Korsofahrten, Feuerwerken und zuweilen einer Tombola bestehend, hätten genügt, um den Kirchenstaat noch länger in seiner Versumpfung fortleben zu lassen. Einmal aus

ihrer Teilnahmslosigkeit aufgerüttelt, merkten die Leute sehr bald, daß im Staate eigentlich alles faul sei.

Als wir nach Ferrara kamen, war die Unzufriedenheit mit den Zuständen augenscheinlich allgemein, sie wurde selbst uns, den verhaßten Fremdlingen gegenüber nicht verhehlt und sprach sich besonders über das Treiben der Geistlichkeit mit voller Intensität aus. „Herr!" sagte ein ferrarischer Bürger zu mir, „bei uns ist alles schlecht, besonders aber die Geistlichkeit. Sie hat eine Macht und einen Einfluß, die ihr erlaubt, ihre Nase selbst tief in das Familienleben hineinzustecken. Angenommen, ein junger Mann aus guter Familie träte zu einer stadtbekannt übel beleumundeten Person in nähere Beziehungen, und sie hätte nebenbei auch einen Geistlichen zum Freunde, so muß der junge Mann, falls Gefahr im Verzuge, diese Person heiraten. Es gelingt den geistlichen Intriguen über kurz oder lang, der junge Mann und dessen Familie mögen sich sträuben, soviel sie wollen."

Die Achtung vor den Dienern der Kirche war wenigstens zur Zeit der eben wiedergegebenen Geschichte beim Volke im allgemeinen eine ziemlich geringe. Es geschah nicht selten, daß die marschierende Truppe (Italiener, also Leute aus dem Volke) beim Anblicke eines auf seinem Esel reitenden Priesters lautes Rabengekrächze anstimmte, so daß es oft der vollen Autorität der Offiziere bedurfte, um diesen Ausbrüchen der Heiterkeit und unverkennbaren Hochachtung (!) ein Ende zu bereiten.

Am häufigsten hörte man in Ferrara Klagen über die mangelhafte Rechtspflege. Nicht einmal hörte ich den Ausspruch: „ohne Geld gibt es bei uns kein Recht!" Über die sich schon damals kundgebende Bewegung in Modena äußerten sich die Leute: „Was wollen denn die Modeneser? Sie haben gute Einrichtungen, gute Straßen, reine Städte, ein Jeder erhält sein Recht; wie sieht es dagegen bei uns aus!"

Ohne auf die Berechtigung der einzelnen Klagen näher einzugehen, konnte man auch schon nach flüchtiger Beobachtung mit ruhigem Gewissen sagen, daß im Kirchenstaate Mißwirtschaft herrsche.

Von päpstlichem Militär gab es zurzeit in Ferrara nur eine Anzahl Veteranen, welche in einer Art Kaserne gemeinschaftlich hausten; diese mitunter sehr verwitterten Gestalten konnte man den ganzen Tag mit tief in den Hosentaschen vergrabenen Händen in den Straßen herumbummeln sehen. Außer der nach französischem Muster erzeugten Uniform hatten diese würdigen Repräsentanten der römischen Truppen wenig Militärisches in ihrer Erscheinung. Der Eine und der Andere von ihnen mahnte gewaltig an den Strickstrumpf von weiland Nestroys, Sans quartier, Indes, was tut nicht Zeit und Alter? Die wankenden Ruinen unserer Krieger aus den napoleonischen Feldzügen sehen auch nicht sehr imponierend aus. Wohin kam die stramme Haltung, wohin die Zuversicht in Schritt und Tritt, die Manneskraft und die Todesverachtung? Zitternd oder lahm, stumpfen Blickes, beugt die Last der Jahre und des Erlebten den einst so kräftigen Rücken — den des Tornisters und der Patronen Last oft schwer gedrückt —

immer mehr zum Winkel, bis die morsche Ruine dem Übergewichte nach vorwärts folgend, hinuntersinkt in die dunkle Tiefe, diesseits nichts zurücklassend, als für einen Augenblick ein wenig Staub — die schwindende Erinnerung an das, was die Ruine einst etwa Braves getan!

Was unser sonstiges Treiben betrifft, so wickelte sich dasselbe in der gewohnten Weise ab. Wir beschäftigten uns in der Anhoffnung bevorstehender ernsterer Tätigkeit mit Übungen im Felddienste. Wir glaubten noch immer Modena werde unser nächstes Ziel sein, als ein am 27. Februar abends einlangendes Telegramm diese Illusion vernichtete und uns den Befehl zum Marsche nach Mantua brachte. Obwohl unser dortiger Aufenthalt voraussichtlich nicht von langer Dauer sein konnte, so berührte uns doch alle diese neue Bestimmung äußerst unangenehm; speziell mir war die Rückerinnerung an Mantua, wo ich im Jahre 1853 sehr viele Leute meiner damaligen Brigade verloren hatte, und beinahe selbst dem Typhus erlegen wäre, nichts weniger als angenehm. . . .

Am 28. Februar marschierte der Regimentsstab und das erste Bataillon Prohaska-Infanterie, ferner die der Brigade *) beigegebene Kavallerie und die Batterie nach Bondeno. Das jenseits des Po in Este stehende dritte Bataillon Prohaska und das in Rovigo liegende zweite Kaiserjägerbataillon wurden gleichfalls nach Mantua **) in Marsch gesetzt.

Am 1. März wurde telegraphisch die Errichtung der vierten Bataillone und der Depotdivisionen angeordnet; mithin waren alle Zweifel über den bevorstehenden Kriegsausbruch beseitigt.

Am. 2 rückte ich mit dem zweiten Bataillon Prohaska, nachdem ich mich tags zuvor von meinem kleinen freundlichen Kardinal verabschiedet hatte, nach Bondeno ab. Am selben Tage traf auch der Befehl zur Komplettierung auf den Kriegsstand ***) ein.

In Bondeno hörten wir noch die letzten Klagen über die schlechten Zustände im Kirchenstaate, denn bei Stellata betritt man schon österreichisches Gebiet.

---

*) Laut Ordre de bataille (siehe österreichisches Generalstabswerk, Band 1, Seite 18 der Beilage II) bestand die Brigade aus dem 2. Kaiserjägerbataillon, Infanterieregiment Prohaska No. 7 und einer Kavalleriebatterie.

**) Dem österreichischen Generalstabswerk (Band 1, Seite 86) zufolge wurde die Brigade von Ferrara nach Mantua gezogen zur Unterstützung der Garnison von Bologna, für die Herzogtümer oder im Vereine mit der Brigade Brehm (Padua) der Division Urban zum weiteren Vormarsche in die Lombardei bereit zu sein; nach Ferrara kam einstweilen ein Infanteriebataillon aus Bologna.

***) Die österreichische Armee bestand im Kriege des Jahres 1859 aus:

1. Infanterie: 62 Linienregimenter à 4 Feldbataillonen zu 6 Kompagnien, 1 Grenadier- und 1 Depotbataillon zu 4 Kompagnien; die Friedensstärke der Feldkompagnie betrug 129, die Kriegsstärke 221 Mann, jene der Depotkompagnien 133 Mann.

14 Grenzregimenter und 1 selbständiges Grenzbataillon; erstere bestanden aus 2 Feldbataillonen zu 6 Kompagnien und 1 Reservebataillon zu 4 Kompagnien; letzteres formierte 6 Kompagnien und 1 Reservedivision. Die Gesamtstärke eines Grenzregiments betrug im Frieden 662, im Kriege 3880 Mann.

1 Jägerregiment zu 7 Feldbataillonen und 1 Depotbataillon, von denen die ersten 6 Bataillone je 4, das siebente 6 und das Depotbataillon je 3 Kompagnien hatte.

25 selbständige Jägerbataillone, von denen im Frieden 5 Bataillone 6, die übrigen 20 Bataillone je 4 Kompagnien hatten; von den ersteren stellte im Kriegsfalle jedes Bataillon 1 Depotkompagnie, von den letzteren je zwei zusammen eine solche Kompagnie auf.

Am 3. früh vor dem Aufbruche von Bondeno leisteten uns beim Frühstück der Hauswirt und seine drei hübschen Töchter Gesellschaft. Ich für meine Person bin vollkommen davon überzeugt, daß sich die Mädchen schon auf das Fest gefreut hatten, uns arme Barbaren gleich Robinsons Freitag den Löffel statt zum Munde, zum Ohre führen zu sehen. In ihren Erwartungen getäuscht, wünschte uns die freundliche Familie eine glückliche Reise für unseren Marsch nach Sermide.

Am 4. früh marschierten wir dann, den Po bei Revere übersetzend, nach Ostiglia; am 5. erreichten wir Nogara. Hier erinnerte sich so mancher, der das Jahr 1848 und Radetzkys kühnen Zug von Verona nach Goito und von da nach Vicenza mitgemacht hatte, unseres Kaisers, der damals in früher Morgenstunde, sehr ermüdet vor dem Kaffeehause stehend, die Truppen an sich vorüberziehen ließ. Es waren dies die letzten Stunden der Sorgenfreiheit und Unabhängigkeit für ihn; seine junge Seele hatte keine Ahnung von dem, was das Jahr 1859 ihr bringen sollte. Am 6. rückte ich in Mantua ein; jetzt war die ganze Brigade in der Festung vereinigt.

Bis zum 19. März trug sich nichts Erwähnenswertes zu. Wir exerzierten und manövierten auf dem Terrain, das wir zehn Jahre früher mit unserem Blute gedüngt hatten. Curtatone und Montanara sahen einstweilen nur unsere unblutigen Heldentaten; diese führten uns oftmals an eine Stelle, wo ein kleiner verlassener Hügel Zeugnis davon gibt, daß hier ein Braver ruht. Es ist dies die Grabstätte des Oberleutnants Schestak von Baron Reisinger Infanterie*), welcher zu dieser Zeit Adjutant des Generals Grafen Clam-Gallas war. Mancher seiner damaligen Waffengefährten, die der Tod verschont hatte, blutete elf Jahre später an demselben Tage bei Magenta.

Schestak war ein tüchtiger Offizier, braver Kamerad und ein vortrefflicher Sohn, der, auf die Gage beschränkt, seine arme Mutter unterstützte. Nach dem Tode Schestaks erklärte sich sein ritterlicher General als den Erben seiner Kindesliebe und unterstützte die alte Frau bis an ihr Lebensende. Sie ist wohl schon längst mit ihrem braven Sohne vereint.

Am 20. März erhielt das zweite Bataillon Kaiserjäger, ein Zug der Fußbatterie und ein Flügel**) Haller Husaren***) Marschbereitschaft und sie gingen am 21. über

---

2. Kavallerie: a) schwere: 8 Kürassier-, 8 Dragoner- } Regimenter { jedes zu 6 Feldeskadronen und 1 Depoteskadron, jede zu 171 Pferden (113).
b) leichte: 12 Husaren-, 12 Ulanen- } Regimenter { jedes zu 8 Feldeskadronen und 1 Depoteskadron, jede zu 200 Pferden (143).

3. Artillerie: 12 Feldartillerieregimenter, 1 Küstenartillerieregiment zu 3 Bataillonen à 5 Kompagnien und 1 Raketeurregiment zu 20 Batterien zu 8 Wurffahrzeugen und 3 Kompagnien. Jedes Feldartillerieregiment hatte im Kriege:
4 — 6 Pfund, 3 — 12 Pfund, 6 Kavalleriebatterie 6 Pfund } zu 8 Geschützen, { ferner 1 lange Haubitzbatterie und 4 Kompagnien; die Feldartillerieregimenter 2, 9 und 10 hatten überdies noch eine 5. Kompagnie.

Endlich bestanden noch: 12 Geniebataillone à 4 Feldkompagnien, 6 Pionierbataillone à 4 Feldkompagnien, schließlich das Flottillen- (4 Donau- und 8 Langensee- und Lagunen-Kompagnien) und das Fuhrwesenkorps.

*) Heute Infanterieregiment Erzherzog Leopold Salvator No. 18.

**) Ein Flügel war eine halbe Eskadron (zwei Züge).

***) Heute Husarenregiment Eduard VII., König von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien No. 12.

den Po nach Benedetto ab, um die dort offene Grenze zu überwachen; das 1. Bataillon Prohaska hatte einem mittlerweile eingetroffenen Befehl zufolge ebenfalls dorthin abzugehen. Am 26. traf der telegraphische Befehl ein, daß auch das 2. und 3. Bataillon Prohaska über den Po zu rücken habe; in der Nacht zum 27. traf ein Gegenbefehl mit der Weisung ein: Marschbereitschaft unter Zuziehung der Zwölfpfünderbatterie No. 6.

Am 28. ordnete ein Telegramm an, daß die Brigade auf Requisition des Herzogs von Modena ohne weitere Anfrage dorthin abzurücken habe. Zugleich traf für das Jägerbataillon*) der Befehl ein, die Haubajonette schleifen zu lassen, was unter großem Jubel vollzogen wurde.

Am 30. rückten die Regimentsbespannungen ein, wurden von mir zusammengestellt und eingeteilt. . . . .

In der Nacht auf den 8. April traf der Befehl ein, sämtliche am rechten Poufer stehenden Truppen der Brigade nach Mantua einrücken zu lassen und mit ihnen Marschbereitschaft zu halten.

Während meines Aufenthaltes in Mantua stand ich mit meiner Frau in regstem brieflichen Verkehr. Da sich der Aufenthalt in Mantua wider Erwarten in die Länge zog und die Dauer derselben außer jeder Berechnung lag, meine Sehnsucht nach ihr immer größer wurde und ich wußte, was unsere Trennung ihr koste, schrieb ich ihr, daß sie zu mir nach Mantua kommen möge. Ich will nicht zu beschreiben versuchen, welch unnennbares Herzeleid mich überkam, als ich meiner lieben Frau telegraphieren mußte, sie könne nicht kommen, da ich Marschbefehl erhalten hätte und ich fest überzeugt war, daß sie, meinem ersten Rufe folgend, unverzüglich abgereist war und sie nun ferne von teilnehmenden Herzen das Weitere abwarten mußte. Ich wußte, was ihr die zerstörte Hoffnung des Wiedersehens war, und jetzt noch stehen mir die bösen Stunden, die ich damals durchlebte und die nur die eintretende Bewegung zerstreute, lebhaft vor Augen. Der Soldat soll eben nicht heiraten!

Am 10. April zeitlich morgens standen die Truppen marschbereit vor dem Gebäude des Festungskommandos. Der Festungskommandant Feldmarschalleutnant Baron Culoz**) wollte die Truppen vor dem Abmarsche nochmals besichtigen und begrüßen. Es ertönten die hehren Klänge: „Zum Gebet!“; es ist dies stets ein feierlicher Augenblick für alle, deren Gemüt nicht aus Juchtenleder ist. Der alte ergraute Baron Culoz drückte mir vielleicht in der Vorahnung, daß es für dieses Leben das letztemal sein dürfte, mit einem herzlichen „bonne chance“ die Hand, und fort ging es unter den Klängen eines flotten Marsches nach Gazzoldo, unserer ersten Marschstation. Es war ein heißer Tag,

*) Heute ein Bataillon des Kaiserjägerregiments No. 1; die Infanterie war mit dem gezogenen Kapselgewehre System Lorenz, mit Papierpatrone mit aufgesetzter Spitzkugel, zum Teile mit Hammerbüchsen und den altartigen glatten Gewehren bewaffnet. Die Jägertruppe war mit dem Stutzen und Haubajonett bewaffnet. Der Erfolg des Lorenzgewehres war derart, daß eine auf 600 m befindliche 5—6 Zoll (13—16 cm) starke Holzwand durchschlagen wurde.

**) Karl Chevalier de Culoz, geboren 1784, wurde 1860 als Feldzeugmeister ad honores pensioniert und starb am 11. November 1862.

und der Mann litt sehr an der Ungewohntheit eines längeren Marsches mit voller kriegsmäßiger Rüstung (der schwer bepackte Tornister, die 60 scharfen Patronen und das Schanzzeug).

Am 11. marschierten wir nach Asola, am 12. wurde der sehr starke Marsch nach Pontevico (gegen 30 km) durchgeführt, am 13. gelangte die Brigade nach Soresina, wo sie bis zum 24. verblieb.

Die mehrtägige Ruhe tat den Truppen wohl; die mitunter etwas starken Märsche hatten, obzwar die Hitze nicht übermäßig war, einige Marode im Gefolge, eine Erscheinung, die sich stets zu Beginn von Anstrengungen zeigt und leider nicht zu vermeiden ist. Es gab besonders viele aufgeriebenen Füße — Schuhdruck. Während dieser wohltuenden Ruhepause wurden die nötig gewordenen Reparaturen am Schuhwerk und an der Ausrüstung bewerkstelligt.

Um stets über die im Marsche begriffene Truppe und deren Zustand orientiert zu sein, habe ich es mir zum Grundsatze gemacht, die Truppe beim Abmarsch aus der Nächtigungsstation immer an mir vorüberziehen zu lassen, bis der letzte Mann der Nachhut an mir vorbeimarschiert ist. Durch die raschere Gangart des Pferdes überholte ich die Truppe wieder und befand mich ungefähr nach einer Stunde an der Tête der Vorhut, wo ich stehen blieb und die Truppen abermals an mir vorübermarschieren ließ, worauf sich das Frühere wiederholte. Dieses Vorgehen ist zwar nicht übertrieben amüsant, aber jedem Kommandanten, dem an seiner Truppe etwas liegt, anzuempfehlen. Freilich erspart sich derjenige, der stets an der Tête seiner Kolonne reitet, manch schmerzlichen Anblick, denn er sieht nicht, wie mühselig sich so mancher arme Teufel in der Sonnenglut oder im tiefen Kot mit aufgeriebenen Füßen fortschleppt. Mir hat es oft das Herz umgedreht, wenn ich einen jungen, der Mühen und Anstrengungen ungewohnten Mann unter der Last seines Tornisters und der Rüstung mit keuchender Brust begehrliche Blicke nach dem Bagagewagen werfen sah, welchem er so gerne Gewehr und Tornister überantwortet hätte — was aber des bösen Beispieles wegen nicht geduldet werden konnte.

Indessen was sind die Anstrengungen eines Krieges im Sommer, selbst in Italien, gegen einen Winterfeldzug! Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die Behauptung gewisser Leute zurückzukommen, die da den Satz aufstellen, daß Kälte leichter zu ertragen sei als Hitze. Ich hatte Gelegenheit, im Winter des Jahres 1848 auf 49 die Lager in Ungarn, sowie vorher die Gluthitze Italiens zu erproben, und ich entscheide mich unbedingt für letztere.

Ich war für den Winterfeldzug möglichst sorgfältig ausgerüstet und besaß einen wohl verschlossenen Fourgon, in dem ich dem Sturm und der Kälte der Winternächte trotzen zu können glaubte. Trotzdem erinnere ich mich noch heute nicht ohne Frösteln, wie mich die Kälte aus meinem Fourgon an das Lagerfeuer trieb, wo ich mich fest an meine Kürassiere schmiegte, mich sogar unter den einen oder andern schob, nur um von der geringen animalischen Wärme ja etwas zu profitieren, da des wehenden Sturmes wegen

das Lagerfeuer kaum vor dem Erstarren schützte. Ich will nicht untersuchen, ob uns die Kälte oder die Hitze mehr Leute undienstbar machte, und möchte nur bemerken, war die Hitze unter tags noch so groß, die Nacht brachte doch stets etwas Abkühlung, jedoch wenn es im Winter bei Tage kalt ist, so wird die Nacht geradezu unerträglich.

Während unseres Aufenthaltes in Soresina wurde Feldmarschalleutnant Benedek*) Kommandant des 8. Armeekorps, und ich stand somit fortab unter seinem Befehle. Da ich im Range nahe zum Feldmarschalleutnant war und im Falle der Beförderung wahrscheinlich eine andere Bestimmung erhielt, so befand ich mich in beständig aufregender Erwartung, die noch durch die auftauchenden Zweifel, ob Krieg oder Friede, vermehrt wurde, da immer und immer wieder Gerüchte über Kongreßprojekte auftauchten, die dem Frieden stets ein Hintertürchen zu öffnen schienen. Rückten wir doch, wie bekannt, schon an den Ticino vor, während Erzherzog Albrecht in Berlin weilte und Preußen zum Beitritt auf Österreichs Seite bewegen sollte, was zweifellos ganz Deutschland mitgezogen und Napoleon III. gewiß zum Überlegen bewogen hätte. Daß Preußen schließlich den Dingen seinen Lauf ließ, ist ja bekannt.

Am 23. April erhielt mein Divisionär, Feldmarschalleutnant Urban, eine selbständige Verwendung und ich übernahm infolgedessen ad interim das Divisionskommando und Oberst Schlitter das meiner Brigade; Generalmajor Roden mit dem Regimente Kronprinz Albert von Sachsen und einem Bataillon Szluiner Grenzer formierten die zweite Brigade der Division.

Am 24. in der Frühe um fünf Uhr brachte eine Stafette den Befehl zum Abmarsch der Division nach Fambio und Quadramiglio. Wir blieben daselbst bis zum 28.

Am 28. in der Nacht marschierte die Division nach Corte Olona, wo sie am 29. morgens eintraf.

Um Mitternacht überraschte uns auf dem Marsche ein Gewitter mit einem kurzen, aber ausgiebigen Regenguß; nach demselben war die schönste Mondnacht, hunderte von Nachtigallen schlugen in den Büschen an der Straße, und kümmerten sich wenig um das kriegerische Treiben, das an ihnen vorüberzog.

In Corte Olona traf uns der Armeebefehl des Kaisers, der mit wenigen Worten alles sagte, was das Soldatenherz erheben konnte. Der Schleier der Ungewißheit war gesunken, der Zweifel, ob Krieg oder Friede, behoben. Wir konnten daher mit einiger Bestimmtheit vermuten, daß wir am nächsten Abend auf Feindesboden ruhen würden.

Wir näherten uns jetzt der äußersten Grenze unseres italienischen Besitzes, ich

*) Ludwig von Benedek wurde 1804 zu Sopron (Ödenburg) in Ungarn geboren, trat 1822 als Fähnrich in die Armee, kam 1833 als Oberleutnant in den Generalquartiermeisterstab, warf 1846 als Oberst den Aufstand im westlichen Galizien überraschend schnell nieder, zeichnete sich 1848 und 1849 als Kommandant des Infanterieregiments No. 33 wiederholt aus, speziell aber bei Mortara und Novara, kämpfte im selben Jahre als Generalmajor in Ungarn, kommandierte als Feldmarschalleutnant das 4., später in Italien das 8. Korps und zeichnete sich abermals bei Solferino aus, erhielt 1866 gegen seinen Willen den Befehl über die österreichische Nordarmee, wurde nach Königgrätz vor ein Kriegsgericht gestellt, die Untersuchung aber später über kaiserlichen Befehl eingestellt; Benedek starb am 27. April 1881 in Graz.

darf es daher nicht unerwähnt lassen, daß die Bevölkerung uns überall auf das freundlichste begegnete, ungeachtet der großen Lasten, die sie bei der Masse der zu befriedigenden Truppen zu tragen hatte. Die Gemeindevorstehungen und Stadtverwaltungen taten, was in ihren Kräften lag, der Soldat übte dafür auch gute Kriegszucht und war mit dem Gebotenen zufrieden. Soviel als möglich wurden die Soldaten in Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäuden untergebracht, die Gemeinden hatten das nötige Bettzeug, Stroh und was noch notwendig war, herbeizuschaffen, was mit größter Bereitwilligkeit stets anstandslos geliefert wurde. Besonders das Landvolk zeigte sich allenthalben freundlich, kam von der Arbeit auf den Feldern an die Straßen und brachte Wasser zur Labung der durstigen und erhitzten Kehlen. Große Heiterkeit erregten bei derlei Gelegenheiten die zumeist etwas derben Witze unserer guten kärntnerischen Grenadiere in äußerst hinkendem Italienisch; die Menschenhaufen stoben mit großem Geschrei und Gelächter auseinander, wenn einer im Übermut aus der Kolonne sprang und eine der sonnengebräunten schwarzäugigen Schönen umarmte und tüchtig abküßte. Manches Mütterchen sah ich in Tränen, deren Sohn oder Enkel wohl auch Soldat war und vielleicht ebenso wie wir einem ungewissen Schicksale entgegenging. Ich erinnere mich noch heute eines weißhaarigen Greises, der mir ein gut gemeintes „Bon viaggio, caro“ (Angenehme Reise, mein Lieber) nachrief. Aber nicht nur beim Ausmarsch ins Feld, wo noch die Klugheit den Leuten gebieten mußte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sondern auch, als uns das Glück bereits verlassen hatte und wir auf dem Rückmarsche waren, blieb die Haltung der Landbevölkerung und selbst der Städter die gleiche; nirgends konnte man auch nur stillen Triumph wahrnehmen. Vielleicht, daß den Leuten auch die Wandelbarkeit des Kriegsglückes und das Jahr 1848 vor Augen schwebte. Der Landmann kümmerte sich wie überall nicht um Politik; er will in Ruhe genießen, was er sich im Schweiße seines Angesichtes verdient und die l'unita d'Italia (das vereinigte Italien) war für ihn ein leerer Wahn. Überhaupt sind die Gegensätze zwischen dem Nord- und Süditaliener, wie auch zwischen den Lombarden und Venetianern ganz bedeutende, die sich wohl kaum jemals ausgleichen werden.

Während unseres Aufenthaltes in Fambio hatte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt. Die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Feinde war nicht ausgeschlossen, meine rege Phantasie führte mir nun das Bild meiner teuren Gattin vor Augen, falls mir etwas Menschliches passieren würde. In ihren letzten Briefen sprach sich eine erschreckende Entmutigung aus, die mein Gemüt derart verstimmt und verdüstert hatten, daß ich, um meinem bedrängten Herzen Luft zu machen, an meinen Schwager schrieb, und ihm die Sorge für meine gute Frau ans Herz legte.

---

# Der Bischof gibt Weisungen für sein Grabmal in der Praxediskirche.

(Rom im 16. Jahrh.)

Von

**Robert Browning.***)

Alles ist eitel, spricht der Prediger.
Dicht an mein Bett. Ist auch der Anselm da?
Ihr Neffen — meine Söhne (o Jesu!) nun —
sie, die man flüsternd eure Mutter nannte,
der alte Gandolf hat mich recht beneidet,
so herrlich schön war sie. Das ist nun längst vorbei.
Tot ist sie, ewig tot und ich bin Bischof
und muß einst sterben wie sie selber starb.
Dran seht ihr, daß das Leben nur ein Traum.
Was ist die Welt? Wenn ich so nachts hier liege
im Staatsgemach, langsam verendend
in schweren, müden Stunden . . . ist das noch Leben
oder kam der Tod? Nur Frieden, Frieden!
Praxedis war ja stets die Friedenskirche. —
Doch nun mein Grabmal!
Mit Faust und Zähnen kämpft ich um die Nische,
um die im Südschiff. Gandolf prellte mich, er hat sie nun,
er riß sie an sich für sein Leichenaas, das Gott verdamme.
Doch ist da noch ein Platz, nicht gar so schlecht:
man sieht die Pulte an der Pfeilerreihe,
man sieht den Chor ein wenig, die stillen Bänke
und aufwärts weit die luftige Kuppel,
wo, sagt man, doch die Engel wohnen.
Dort schweben sicher dann auch Sonnenstrahlen.
Ich aber ruhe hoch auf dem Basalt,
tief unter mir die Knochen in dem Sarg.
Neun Säulen stellt um mich, hier vier und dort,
die letzte grad mir gegenüber, wo Anselm steht.

*) Robert Browning, der eigenartigste englische Dichter des 19. Jahrhunderts, ist seltsamer Weise in Deutschland fast noch ganz unbekannt. Drum wird wohl diese bezeichnende Probe willkommen sein. — D. Red.

Alle aus reifem Pfirsichblütenmarmor, dem kostbaren,
wie frischer Wein pulsiert das mächtige Rot.
Und Gandolf dort mit seinem Zwiebelstein!
Legt mich, daß ich ihn sehn kann. Echter Pfirsich,
ganz fleckenlos und rein: wer hat denn nun gesiegt?
Kommt näher Kinder — als die Kirche brannte,
nun viel verkam, doch manches ward gerettet . . .
Ihr wollt mich doch nicht töten, Söhne. In meinem Weinberg,
wißt, dem mit den gelben Trauben, wo die Ölpresse steht,
spült leise dort die Erde bis sie weicht,
dann findet ihr (o Gott!) ihr findet
in Feigenblätter sanft gewickelt, in dem Olivenkorb,
ah, einen Klumpen (o Jesu!) von lapis lazuli!
Dick wie das Haupt eines geköpften Juden,
blau wie die Adern der Madonnenbrust.
Ihr Kinder, alles sollt ihr erben, selbst die Villen,
die prächtigen Bäder in Fraskati selbst —
nur legt zu Füßen
mir auf mein Grab den großen blauen Stein,
wie Gott der Vater die Kugel in den Händen hält
in Santa Jesu, wo so gern ihr betet.
Da bleibt dem Gandolf nichts, er muß es sehn und — bersten.
Wie Weberschiffchen fließen unsere Jahre,
es sinkt der Mensch ins Grab, wo ist er dann?
Ich wählte doch Basalt für meine Platte, ganz schwarzen,
ganz alten, schwarzen, nicht, Kinder? Dann hebt er sich
recht fein vom Fries ab, der darunter läuft.
Das Relief verspracht ihr mir aus Bronze:
Pan und die Nymphen, vielleicht auch Tyrsosstäbe
und etwa eine Vase, dann:
den Heiland, wie er predigt auf dem Berg,
im Glorienschein Praxedis,
ein Faun, der einem Mädchen den letzten Schleier nimmt,
und Moses mit den Tafeln . . . Doch ihr paßt nicht auf!
Was flüstert ihr? Kind meiner Freuden, Anselm!
Oh, verprassen wollt ihr all die Villen,
und ich muß wie ein Bettler auf feuchtem Sandstein liegen,
daß Gandolf drüber kichert. Nein, Jungen, ihr liebt mich doch.
Von Jaspis also! Zu Jaspis habt ihr euch verpflichtet,

sonst reut's mich wahrlich um die schönen Bäder.
Rein grün der Jaspis wie Pistaziennüsse,
genug ist davon da. Und, Kinder,
viel gelt ich bei Praxedis, kann ich nicht um Pferde
für euch sie bitten, um braune Griechenmanuskripte,
um große, schöne Weiber mit sanften Marmorgliedern. —
Das heißt, wenn ihr die Grabschrift meißeln laßt
in auserlesenem Latein, ganz Cicero
— kein schlechtes Zeug wie Gandolfs zweiter Vers.
Ist das von Cicero, ihr Herrn? Ulpian vielleicht,
der ist für i h n auch grade gut genug. —
So werd ich liegen dann Jahrhunderte,
und werde hören den Gesang der Messe
und sehn, wie man des Herren Leib verzehrt
und wie die steife Opferkerze flammt,
und fühlen den guten, betäubend-schweren Weihrauchduft.
So wie ich jetzt schon in der toten Nacht,
langsam in Pracht verendend,
oftmals die Hände falte,
als hielten sie den Krummstab schon,
und lang mich strecke und starr — wie Stein.
Dann laß ich meine Laken auch wie Totentücher
in großen, schweren Falten niederhängen,
wie es die Statuen tun.
Die Kerzen werden kleiner, seltsame Dinge summen mir im Ohr:
von einem andern Leben lang vor diesem,
von unserer Erde dann, von Päpsten, Kardinälen,
Praxedis wie sie auf dem Berge predigt,
von eurer schlanken, blassen Mutter — mit den Verführeraugen,
von neu gefundenen Vasen frisch wie der Tag,
von Marmorworten, köstlichem Latein . . .
— Ha, ha, elucescebat, schrieb e r nicht so?
Nie ist das Cicero, Ulpian zur Not. —
Böse und kurz war meine Pilgerfahrt!
Von Lapis alles, Kinder! Sonst vermach ich
dem Papst die Villen.
Wollt ihr denn immer noch mein Herz zermartern.
Eidechsenklug sind eure Augen, Söhne,
und glitzern boshaft grad wie bei der Mutter.

Sonst machtet ihr mir reicher noch den Fries,
den kläglichen, schärfer die Zeichnung, fülltet meine Vase
mit Trauben, gäbt noch einen Helm hinzu und einen Luchs,
der wütend den Tyrsos niederreißt . . .
Dann hätt' ich's gut auf meinem Postament,
wo ich bald liegen werde, bis ich frage:
Ist dies noch Leben, oder kam der Tod?
Nun — jetzt laßt mich nur — genug . . .
Weh euer Undank quälte mich ins Grab.
Ihr freut euch auch noch drüber (o mein Gott!)
Ein schäbiger Krümelstein! Feucht-nasse Blöcke,
die schwitzen, als sickerte der Leichnam durch.
Und keinen Lapis zu der Welt Entzücken!
Nun geht! Ich segne euch. Ganz kleine Kerzen
in einer Reihe. Geht, geht, nur fort.
— Oh, wie Priester, die den Altartisch verlassen.
Nun bleib ich einsam in der Kirche, der Friedenskirche,
und habe Zeit zu warten, ob Gandolf herschielt —
der Alte von seinem Zwiebelstein . . .
und ist noch immer neidisch, so herrlich schön war sie.

(Übersetzt von Rudolf von Delius.)

---

# Zur Musik von Richard Wagners „Hochzeit“.

Von Dr. Richard Batka.

Im ersten Hefte der „Neuen Revue“ wurde hier zum ersten Male der — soweit er erhalten ist — vollständige Text der Erstlingsoper Richard Wagners mitgeteilt und damals auch eine Probe der Musik des Werkes versprochen. Ich lege nunmehr dank der Güte der Besitzerin des Originalmanuskriptes, Mrs. Henniker-Heaton, und mit freundlicher Erlaubnis des Hauses Wahnfried einige Seiten der autographen Partitur in faksimilierter Wiedergabe vor, welche genügen dürften, um den musikalischen Charakter dieser Erstlingsoper zu kennzeichnen.

Die Musik der „Hochzeit“ bewegt sich fest in den Bahnen der auf Webers und Marschners Spuren wandelnden deutschen Kapellmeistermusik der dreißiger Jahre, verrät aber doch, wenn auch in schwachen, unscheinbaren Ansätzen, schon gewisse ex eventu auffallende Merkmale der Technik des späteren Meisters. Ein düsteres Erinnerungsmotiv geht wie eine Ahnung des drohenden Verhängnisses und wie ein Tristan-Vorklang mehrmals durch die Musik.



und in den Begrüßungchören

Seht, o seht, dort na - het schon in Ju - gend - fül - le und ho - her Pracht

oder

Preis dir, der Schönsten al - ler Schönen! Preis dir dem E - del - sten der

Preis dir, dem E - del - sten der Edlen Preis

Ed - len! Preis dir! Preis dir!

dir, der Schönsten al - ler Schönen, Preis dir!

gemahnt es uns von fern an Elsas Gang zum Münster.

Die große Deutlichkeit von Wagners eigenhändiger Reinschrift gestattet uns, die Partitur wie gestochene Noten zu lesen. Und wie das Werden immer interessanter erscheint als das Sein, so mögen gewiß viele mit regem Gefühl in dieser Musik das Werden eines künftigen Tondramatikers belauschen. Wenn man von Schumann sagen durfte, er habe als Genie begonnen und als Talent aufgehört, so war es bei Wagner gerade umgekehrt. Er ist im Anfang seiner Laufbahn als Musiker nicht mehr als ein Talent und entwickelt sich erst im Mannesalter zu jenem reichen Genie, das der ganzen Epoche das kennzeichnende Gepräge gibt.

# Eine unbekannte Oper Richard Wagners.

**(Zum ersten Male veröffentlicht.)**

Fragment einer unvollendeten
Oper: die Hochzeit
von
Richard Wagner.

Dem Würzburger Musikverein zum
Andenken verehrt.

/ Introduction: Chor
und Septett. /

Introduction

Allegro maestoso

Flauti.
Oboi.
Clarinetti in C.
Fagotti.
Corni in C.
Corni in C.
Clarini in C.
Tympani in C-G.
Violini 1mi.
Violini 2di.
Viole.
Tenori 1mi.
Tenori 2di.
Bassi 1mi.
Bassi 2di.
Coro.
Violoncelli.
Bassi.

Allegro maestoso

Würzburg den 1sten März 1833.
Richard Wagner.

# Ein Calderon-Experiment.

(„Der Arzt seiner Ehre“ im Deutschen Theater.)

Von

Josef Adolf Bondy.

Nicht immer setzt sich ein Stilmeister vom Blute Friedrich Schillers hin und übersetzt uns — „um nur nicht ganz müßig zu gehen“ — ein Werk wie die „Phädra“ Racine's. Manchmal, und gar in einer so hungrigen Zeit wie jetzt, müssen wir noch recht zufrieden sein, wenn ein freundliches Talent wie Herr Presber sich an Don Pedro Calderon de la Barca heranwagt. Ich überschätze Rudolf Presber nicht. Ich habe einmal ex officio hintereinander alle Gedichtbände gelesen, mit denen seine Fruchtbarkeit Deuschlands Mädchenpensionate bedacht hat. Ich war berauscht von so viel Melodie gewordener Banalität. Kein Geheimnis in den Versen, keine Gnade.

Von Rechts wegen aber dürfte nur ein frommer, in wunderbaren Klängen schwelgender Lyriker die Spanier übersetzen; denn die Sprache ist ihr letztes Leben. Was Platen von Calderons mythologischem Idyll „Eco y Narciso“ rühmt:

Welche Zauberwildnis
Fesselt Ohr und Blick?
Blume jedes Bildnis,
Jedes Wort Musik,

das gilt bei Calderon im allgemeinen, und besonders auch von „El medico de su honra“.

Wer dieser Dichtung nicht auch in unserer Sprache feierlich rauschende Fittiche zu geben vermag, ist zum Dolmetsch nicht berufen. Ob die Wahl der Blankverse berechtigt, ja notwendig ist, ob die stürmischen, vierfüßigen Trochäen, das angestammte Versmaß des spanischen Dramas und seiner leidenschaftlichen Seele, uns gar so fremd und „für unser Ohr unerträglich“ sind, wie Presber in der Vorrede zu seiner Bearbeitung behauptet, bedarf noch des Beweises. Die ergreifenden Euphorionszenen im „Faust“, Grillparzers „Ahnfrau“ und noch mehr die hinreißende Glut seines dramatischen Märchens „Der Traum ein Leben“ könnten zum Nachdenken anregen.

Das Ziel muß gezeigt, alle Wünsche müssen laut werden. Aber wir sind nicht in jedem Augenblick berechtigt, die Erfüllung aller zu verlangen. Und so sage ich: wir können Rudolf Presber dankbar sein, daß wir jetzt von der lebendigen Bühne her wenigstens die stärksten Wirkungen des Calderonschen Dramas zu spüren bekamen. Und das geschah.

Wieviele wären übrigens imstande, etwa mit demselben feinschmeckerischen Behagen

wie die Damen und Herren am Hofe des Theaterschwärmers Philipp IV. den vollen Wohllaut Calderonscher Verse auszukosten, jede galante Anspielung, jede funkelnde dialektische Wendung zu erfassen? Aber den möcht ich sehen, der ungerührt die beiden Nachtszenen im Garten bei Gutierres Landhaus mit ihrer atemraubenden Schwüle und Furchtbarkeit miterleben könnte, insbesondere den Augenblick, da Mencía selbst dem Gatten zuschreit, ein fremder Mann halte sich bei ihr verborgen, und den Leuchter fallen läßt.

Oder den Moment, wo Gutierre wie ein lauerndes Raubtier seine Frau beschleicht, ihr den Brief an den Infanten entreißt und sie — das Todesurteil hinterlassend — einschließt. (Leider hat Presber gerade hier nur zu viele Mätzchen aus eigenem beigesteuert.) Die ganze Unheimlichkeit eines verschollenen Jahrhunderts steigt herauf, wenn man den Auftrag hört, den Gutierre dem zitternden Wundarzt gibt: Mencía „dieser Leiche, die noch atmet", die Pulsadern zu öffnen. Dann wieder die grandiose Harun-al-Raschid-Stimmung: Don Pedro, der König, belauscht das nächtliche Sevilla, hört aus den Spottliedern des Volkes sein eigenes Schicksal und kreuzt mit Raufbolden seine Klinge. Das sind Szenen, die in der Weltliteratur ihresgleichen suchen.

Sie haben auch diesmal ihre Wirkung getan. Und Reinhardt ist nicht zu schelten, weil er lieber die Presbersche Bearbeitung nahm (eine bessere war nicht zur Hand), als auf diese Wirkung ganz zu verzichten und seinen Schauspielern Aufgaben von solcher Bedeutung zu entziehen. Das „Deutsche Theater" hat diesmal mit ehrlichen Mitteln gearbeitet und kleinlichen Firlefanz ferngehalten, soweit nicht Presber selbst „Schmachtfetzen" zur Mandoline und ähnliches vorschrieb.

Kayßler fühlte sich in der Rolle des Gutierre nicht behaglich und gab ihn von vornherein gar zu bewußt als grübelnden Fanatiker. Fräulein Heims sah lieblich aus, aber sie hat nicht die Gebärden einer vornehmen Spanierin, sie bleibt in der steifen Vermummung eine niedliche Putzmacherin, ein süßes Mädel, das zum Schluß große Angst hat. Eine neue Erscheinung war Herr George Henrich als Don Enrique; die edle Geschmeidigkeit seines Auftretens deutet auf selbständige Art hin. Herr Diegelmann ist zwar nicht immer ganz königlich, aber man freut sich, auf der Bühne wieder einmal eine so breitspurige, ihrer Kraft so sichere Gestalt zu sehen.

Will man nicht ungerecht gegen Presber werden, dann muß man sich das Calderonsche Drama, so wie es überliefert ist, — etwa in der Übersetzung von Johann Diederich Gries — aufgeführt denken. Der Romantiker Gries (der übrigens selbst klangvolle Sonette gedichtet hat, in denen er ähnlich wie Platen Männerfreundschaft überschwenglich preist) ist einer unserer geistreichsten und gewandtesten Übersetzer; aber man stelle sich vor, daß Gutierre auf der Bühne in der größten Erregung die Verse sprechen sollte:

Himmel! Was hast du gesagt?
Ha, jetzt fühl' ich, daß mir grause!
Hier vermummt, ein Mann im Hause?

Und für unser Empfinden ganz unmöglich wäre der Schluß, die geometrische Kälte, mit der der Dichter den Don Gutierre, nachdem er kaum seine Gattin als unerbittlicher Arzt seiner Ehre abgeschlachtet hat, durch einen nüchternen Machtspruch des Königs einfach wieder mit Leonore verheiratet, die er ehemals verlassen hatte. Die getötete Mencía, „dies Symbol feindsel'gen Glücks" wird verhüllt, und gleich darauf sagt Don Pedro gleichmütig:

„Trösten müßt Ihr Euch, Gutierre,
Dies ist not; und daß genügend
Diesen traurigen Verlust
Der Gewinn austragen müsse,
Gebt der Leonor die Hand.
Zeit nun ist's, daß Eure Würde
Das ernte, was sie schuld ist,
Und daß sich mein Wort erfülle,
Wenn Gelegenheit sich zeigte,
Ehr' und Ruf ihr zu vergüten.

Und als Gutierre bittet, ihm doch wenigstens Zeit zu gönnen, bis er die heiße Asche durch Tränen gekühlt hat, sagt der König kurz: „So muß es sein, dies g'nügt."

Solche wilde Beleidigungen unseres Gefühls könnten wir nicht ertragen, darüber könnte kein historisches Betrachten hinweghelfen. Gerade bei der Beseitigung der krassesten Konflikte zwischen Natur und höfischer Konvention hat Presber eine geschickte Hand bewiesen. Und wenn er vieles vergröbert hat, wie gleich die erste Unterredung zwischen Don Enrique und Don Gutierre, die ein Wunderwerk Calderonscher Dialogkunst ist, wenn seine Blankverse allzuoft eine aufdringlich erklärende Düntzerrolle spielen, wenn ihnen auch der Stempel sprachschöpferischer Kraft fehlt, dessen der Übersetzer eines Calderon nicht entraten darf, so fließen sie doch glatt und nicht übel klingend hin. Entscheidend aber ist vor allem: von dem Drama geht, auch noch in der Presberschen Bearbeitung, eine starke, das innerste Gemüt aufregende Wirkung aus. Der großartige technische Aufbau, die Stilreinheit Calderons tritt trotz vieler Verwischungen immer wieder hervor, und wer wie ich den Eindruck beobachten konnte, den das Drama nicht auf das sensationsgierige, in seinen Instinkten verwilderte Berliner Premierenpublikum, sondern auf viel naivere Zuhörer gemacht hat, die am Sonntag vor Weihnachten nur einige Bänke des Deutschen Theaters füllten, wird sich daran erfreuen, daß das Ewig-Lebendige in diesem Drama auch jetzt wieder aufflammen konnte.

Immer wieder wird die deutsche Bühne um Calderon werben, um dieses gewaltige dramatische Temperament, das alle dogmatische Starrheit doch und dennoch überwindet. Jene, die glauben, wenn sie von dem „ungeheuerlichen Ehrbegriff bei Calderon" oder gar wegwerfend vom „Mantel- und Degenstück" sprechen, diese grandiose Stilkunst

abgetan zu haben, werden an diesem Großen wie an Lope de Vega zuschanden werden. Sie werden ebensowenig Recht behalten wie Rückert, der die „steife Formenpracht“ Calderons gern bewundern will, aber schon aus politischen Gründen ihn für erledigt hält:

„Wo er stehn will auf den Brettern,
Wird die Zeit herab ihn schmettern,
Die mit Fürstenknecht und Pfaffen
Künftig nichts mehr hat zu schaffen.“

Wie klein gedacht! Wir wollen ja das Weben dichterischer Phantasie, des Menschenherzens Glück und Not in allen möglichen Wandlungen, auch in der Dichtung fremdester Völker, der Chinesen selbst, ja selbst der Wilden wieder finden, und sollten nicht die in den Tiefen funkelnden Schätze des spanischen Dramas heben können? Sollten nicht imstande sein, die paar Voraussetzungen zu überwinden, uns zu sagen, hier hat ein rassenstolzes Geschlecht im Bann eines noch stolzeren Herrscherhauses sich selbst einen überstrengen Sittenkodex errichtet, um durch die künstlichsten Schranken noch ein Hinabgleiten ins Gemeine zu verhüten? Und sollten nicht fähig sein, die Souveränität des Genies zu erkennen, das durch diese ehernen Spangen nur scheinbar erdrückt wird, in Wirklichkeit aber die Hemmungen zur Form, zum Gefäß wählt für den eigenen, unendlichen Reichtum?

Und auch das neue, mit lauteren Mitteln unternommene Calderon-Experiment kann uns im Verständnis edler fremder Art fördern, die auch im Spiel noch hohe Bedeutung findet. Kann uns dazu helfen, daß wir auch vom andern Pol aus einmal die Sphäre des Dichterischen überschauen. Grillparzer, wohl der beste Versteher spanischer Kunst, trotzdem seine eigene Art urdeutsch ist, weist den Weg mit den Worten: „Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht. Das erstere scheint poetischer, das letztere ist es.“

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Doch ehe noch die Pause zu lang und zu inhaltsreich wurde, begann Salomon: „Eine sehr nette Sache habe ich neulich gehört, weißt du, Riekchen, die von Heine. Wie war sie doch?"

„Ach ja," half Riekchen ein, „das war wirklich sehr reizend. Heine hat aus Paris an seinen Onkel nach Hamburg geschrieben . . . ."

„Laß mich doch erzählen! Nie läßt du einen ausreden! — Also hör zu, Jason. Der Dichter Heinrich Heine hat aus Paris an seinen Onkel, den Bankier Salomon Heine, nach Hamburg geschrieben, ob er was dagegen hätte, wenn er sich von jetzt an nach seiner Mutter Heine-van Geldern nennen würde. Da hat ihm der Onkel zurückgeschrieben, er hätte gar nichts dagegen, daß er sich Heine-van Geldern nenne, da er doch so wie so die Gelder von Heine bekäme."

Alle lachten, nur Onkel Naphtali und Jason nicht.

„Verzeihen Sie, Herr Gebert," sagte Naphtali, „um wen dreht es sich eigentlich bei der Sache?"

Aber Jason schlug mit der Hand auf den Tisch und schrie mit rotem Kopf: „Dieser Schmutzian! Meinst du, nach ihm und seinen elenden Millionen würde ein Hahn krähen, wenn er nicht eben der Onkel von dem Dichter Heine wäre?! Heinrich Heine braucht keinen Adel . . . . Aber wer hat denn den Namen Heine geadelt? Er oder jener?"

„Nun," meinte Ferdinand, „zwanzig Millionen schaffen, ist auch nicht schlecht, und die hat der in Hamburg gut und gerne."

„Was regst du dich auf, Jason," begütigte Salomon, „die Sache braucht ja gar nicht wahr zu sein. Ich nehm' sogar an, sie ist nicht wahr. Denn erstens schreibt so was Heine nicht, und zweitens antwortet es der Onkel nicht. Aber als Ganzes — finde ich — ist es gut erfunden."

Aber Jason würgte es im Halse, er hätte zu gern jetzt mehr gesagt, daß das die Anschauung in diesen Kreisen wäre, mit der man Leute zugrunde richte. Er hätte jetzt von Jettchen sprechen mögen und von Kößling und ihnen alles herausgeben, was ihm darüber auf der Seele brannte. Aber dann dachte er wieder, daß es doch aussah, als ob die Parole ausgegeben worden sei, darüber und über alles, was Jettchen anging, jetzt nicht zu reden, und das er ja nachher immer noch sprechen könnte. Und er hielt an

sich. — Aber er wäre auch in der Tat nicht recht dazu gekommen, davon zu sprechen, denn schon hatten sich Eli und Ferdinand bei den Haaren. Sie hatten sich in ein Pferdegespräch verhakt und verbissen, wie zwei Fische, die an einer Angel zerren und da ging's gleich laut und heiß her.

„Denkt euch," rief Ferdinand, „das muß ich euch doch erzählen. Ich kaufe da für hundertzwanzig Taler einen Fuchswallach, vielleicht ein bißchen zu schwer in den Fesseln, aber sonst ein Prachttier. Und wie ich den nächsten Tag zu ihm in den Stall komme und ihn mir ansehen will: ich denk doch gleich, mich soll der Schlag treffen — ist es doch ein Weber! Den ganzen lieben, langen Tag steht er an der Futterkrippe und webt."

„Nun," meinte Eli, „das hättst du mir gar nicht erst zu sagen brauchen, so was kann auch nur dir passieren. Da werden sie dir schon wieder 'nen netten Zossen aufgehangen haben!"

„Wie kann ich denn das vorher ahnen?! das kann doch kein Mensch wissen!" polterte Ferdinand.

„Wenn du eben ein andermal wieder ein Pferd kaufst, nimm jemand mit, der's versteht, zum Beispiel mich. Ich sage dir, mein Sohn, ich mach dir noch heutzutage einen ausgedienten, spatigen Fliegenschimmel so zurecht, daß du glaubst, ein Prinz könnte darauf reiten!"

Aber Ferdinand versetzte, daß er wirklich genug von Pferden verstehe, mehr wie Onkel Eli, und daß er für dessen Rat danke.

„Nun, wer eben nicht hören will, muß fühlen," rief Eli ganz rot, während Minchen ihn am Rock zerrte, er solle still sein, und Salomon Ferdinand beschwichtigte.

„Weißt du, Ferdinand, bei Fischen darf man nicht so viel reden. — Aber sag mal, Jason, was gibt es Neues in der Welt?"

„Nun, der König von Hannover, hab' ich gehört, geht zur Hochzeit der Königin Viktoria nach England rüber. In Hannover hofft man allgemein, daß sie ihn da vielleicht totschlagen werden."

Aber Ferdinand hatte in der letzten Zeit sein königstreues Gemüt entdeckt und sagte: Jason sollte sich ja hüten, solch Zeug nachzureden, er hätte wohl nicht von dem einen Mal genug. Die Gefängnisse wären zwar jetzt so wie so überfüllt, aber einen Platz für ihn würden sie vielleicht doch noch finden. Und vor allem, da sie jetzt täglich überall Leute verhaften, wegen der Verschwörung, müsse Jason mit solchen Äußerungen doppelt vorsichtig sein.

Auch Salomon sagte, wozu Jason so etwas rede, er wäre doch jetzt wirklich alt genug, am Ende hätte er doch nichts davon.

„Ja," meinte Jason lächelnd, „da hast du recht, Salomon, vielleicht ist es auch klüger so, man sollte es ruhig gehen lassen, wie es geht — am Ende nämlich hat man als einzelner doch nichts davon."

„Verzeih mal einen Augenblick, wie reimt sich das eigentlich, Jason, zu dem, was du früher geredet hast?“ sagte Eli. „Wenn ich das noch sagen würde, ich bin doch nu bald da, wo die Könige ebenso viel sind wie die Bettler, und ich sag's nicht — aber du, du bist doch noch ein junger Mann gegen mich!“

„Bei uns in Benschen,“ mischte sich Naphtali ins Gespräch, „ist auch einmal ein Demagoge gewesen, aber wie er gehört hat, daß wir einen Gendarmen haben holen wollen, ist er schnell mit der Extrapost weiter nach Posen gefahren.“

Die Mädchen nahmen die Teller fort und reichten den braunen Braten herum, der auf der größten Schüssel des Hauses Salomon Gebert kaum Platz fand und rechts und links noch in die Luft hinaussah.

Für Naphtali aber war eine Eierspeise bereitet worden, um seine frommen Gefühle nicht zu verletzen.

Jason wollte Eli antworten, daß er das halb ironisch gemeint hätte, aber Eli hatte sich eine große Bratenscheibe vorgelegt, und er war nicht mehr zu sprechen.

Minchen wollte nichts nehmen, sie hätte keinen Appetit.

„Warum nimmst du nicht, Minchen,“ sagte Eli mit vollen Backen, ohne vom Teller aufzuschauen, „du wirst auch immer komischer. Eines schönen Tages wirst du noch mit dem Kopf wackeln, wie die alte Madame Schröckh als jugendliche Liebhaberin.“

„Nun, Jason,“ sagte Ferdinand, nachdem er sich mit der ersten Bratenscheibe auf seine Art abgefunden hatte, „erinnerst du dich noch an unser Gespräch von vorigem Frühjahr über die Eisenbahn? Wer hat recht behalten, ich oder du? Möchtest du jetzt vielleicht Köln-Aachener haben, oder Dresden-Leipziger?“

„Ja,“ unterstützte ihn Eli, „ich hab' damals gleich gesagt, die Sache mit der Eisenbahn ist eine aufgelegte Pleite!“

„Weißt du, Ferdinand, ich möchte sogar recht viel davon haben,“ sagte Jason gelassen.

„Ich begreif' dich nicht, so kann nur einer sprechen, der die Marktlage nicht kennt!“ sagte Salomon.

„Ja,“ verteidigte sich Jason, „ich meine, da braucht man von der Marktlage gar nichts zu kennen, um zu sehen, daß die Eisenbahn eine Zukunft hat; auch wenn die Papiere ein bißchen heruntergegangen sind.“

„Ein bißchen,“ rief Ferdinand dazwischen, „na, ich möchte das haben, was in den letzten vier Wochen an der Börse verloren worden ist. Weißt du, Jason, da ziehe ich mich morgen früh Schlag acht Uhr, vom Geschäft zurück!“

„Ich sag mit dem schwarzen Steinthal,“ mischte sich Eli ins Gespräch, „auf der Börse geht's immer wie in der Kinderstube zu, da ziehen die Großen die Kleinen aus.“

„Aber die Wagen für den Prinzen Karl wirst du doch wohl noch fertig bauen,“ unterbrach Hannchen, und brachte so den alten Eli um seinen ganzen Beifall. Denn wegen seiner letzten geschäftlichen Erfolge und seiner hohen Kundschaft verzieh Hannchen

ihrem Manne jetzt freudig und gern alles und gewährte ihm gnadenvoll Ablaß für soviel Sünden, wie selbst dem braven Ferdinand Gebert zu begehen kaum möglich war.

Aber Ferdinand war das ziemlich gleichgültig.

„Weißt du, Hannchen, fall bloß nicht aus der Kutsche mit deinem Prinzen Karl," versetzte er brüsk.

„Ja," sagte Salomon, „mit dem Königlichen Theater bei uns, das wird doch immer weniger, das einzige in letzter Zeit war noch die Schröder-Devrient, die hat wirklich gesungen, daß der Kronleuchter gewackelt hat."

„Für die Königlichen Bühnen sollte Immermann hergeholt werden," meinte Jason, „das ist der Mann, der sie reformieren könnte!"

Aber es wird nie zwei Männern gelingen, über das Theater zu sprechen, wenn die beiden Frauen neben ihnen ihre Unterhaltung über die neuen Winterhüte beginnen, und sicherlich ertönte das Geschrei: Hie Welf — hie Waiblingen kaum lauter, als aus dem Feldlager Tante Hannchen der Schlachtruf: Hie Quittel, und aus dem Feldlager Tante Riekchen das Feldgeschrei: Hie Zierlein! — Und wenn Eris ihre Locken schüttelt, fliehen die Musen.

Max war die ganze Zeit sehr still gewesen, nur wenn im Frühjahr die Blicke, die dem servierenden Mädchen folgten, mehr noch als die schüchterne Huldigung einer jungen Seele gedeutet werden mußten, die dem Bild Frau als einem fernen, schönen und unbekannten Etwas galten, so schien jetzt der Inhalt dieser Blicke schon bestimmter, wesensreicher und mehr dem Erfahrungsgebiet entnommen zu sein.

„Nun, Max," sagte Jason langsam und etwas spöttisch, „wie geht es dem jüngsten Deutschland?"

Max verstand.

„Schlecht, Onkel," sagte er.

Denn da Max in der letzten Zeit Reales und Blutwarmes an die Stelle von nur Geahntem oder intuitiv Empfundenem gesetzt hatte, so schien für ihn wirklich keine Ursache mehr zu bestehen, sich mit Worten um eine Sache zu bemühen, die er doch mit Händen greifen konnte.

„Na," meinte Jason, „weißt du Max, wenn du mit der Dichtkunst nichts mehr zu tun haben willst, kannst du dir mal die Haare schneiden lassen, du siehst nämlich wirklich aus wie ein mißglückter Beethoven!"

„Ich finde, Jason, es kleidet Max sogar sehr gut," unterbrach Hannchen und hörte sogar mitten in ihrem Hymnus auf die Madame Quitteln auf.

„Nein, Max," sagte Ferdinand, „Jason hat ganz recht, so läuft man nicht rum. Ich wollt's dir schon lange sagen, wie sieht denn das aus im Geschäft!"

Aber Max war gekränkt und strafte seine Eltern mit stummer Verachtung.

„Prachtvoll!" rief Ferdinand, als jetzt die Mädchen die große Apfeltorte herum-

reichten, die noch ganz warm war und rauchte und duftete. „Man sieht wirklich, Salomon, du hast keine Eisenbahnpapiere!“

Eli, der mit dem Alter doch schon genügsam geworden war, fand das vorzüglich, den besten Witz vom ganzen Abend. Aber noch vorzüglicher fand er doch die Speise, und er konnte sich gar nicht genug tun in seinen Lobsprüchen, und sagte einmal über das andere zu der strahlenden Wirtin:

„Weißt du, Riekchen, der Fisch war schon gut, aber mit der Apfeltorte hast du dich wirklich selbst übertroffen!“

„Nun, Onkel, wenn du noch was übrig läßt, schick ich's dir morgen vormittag!“

Damit war der alte Eli zufrieden.

Aber Naphtali sagte:

„Hör' mal, meine Tochter, die Torte ist ja wirklich ganz schön, aber so gut, wie wir sie zu Hause in Benschen machen, ist sie nun mal doch nicht!“

Da rückte Salomon mit dem Stuhl, daß es nur so kreischte und sprang auf.

„Mahlzeit!“ sagte er so schroff und kurz, als gäbe er ein Kommando.

„Mahlzeit!“ sagten die andern, schurrten, schoben die Stühle zurück, fuhren sich mit den Servietten über den Mund und drückten sich die Hände.

Nur Eli wunderte sich.

„Was heißt das?“ sagte er, „ich hätt' noch ganz gerne ein Stückchen genommen!“

Ferdinand aber rief:

„Das ist aber auch höchste Zeit gewesen!“ Denn er wollte zu seiner Partie Whist kommen. Und Jason, dem mit seinem lahmen Bein so wie so das lange Sitzen Beschwerde machte, war auch froh, daß man endlich aufgestanden war, und er war ebenso froh darüber, daß es nun bald zu einer Aussprache kommen müsse. Und während er so ein paarmal hin und her hinkte und seine alten Knochen wieder ein bißchen ins Lot brachte, dachte er daran, was er nachher sagen würde.

Die Mädchen mit den weißen Kleidern räumten ganz schnell ab, klirrten mit Tellern und Schüsseln. Die Gabeln und Messer und Messerbänke verschwanden in die Messerkörbe, das Silber war im Augenblick auf dem Buffet, die Tischbesen glitten über das Tuch, die große Damastdecke lüftete sich, die braunen Mahagoniplatten des Tisches glitten schnell und lautlos wie von selbst ineinander; und der Tisch, der noch eben fast das ganze Zimmer gefüllt hatte, wurde wieder zu dem bescheidenen Wesen, das er alle Tage war. Die Stühle kamen an die Wand und an die Fensterplätze; irgendwie drang auch für ganz kurze Zeit ein frischer Luftzug herein, der nach Schnee und Frost schmeckte. Und wer jetzt in das Zimmer getreten wäre, hätte nie geglaubt, daß man hier noch vor ganz kurzem Fische verzehrt habe, von geradezu vorweltlichen Abmessungen, und einen Braten bewältigt habe, für den selbst die größte Schüssel des Hauses Salomon Gebert sich fast als zu klein erwiesen hatte — und daß hier zudem noch eine Apfeltorte zerstückelt worden sei, wie sie besser und lobenswerter nur in Benschen angetroffen zu werden pflegt.

„Nun," sagte Riekchen, die vom Stuhl aus, ein weibliches Gegenstück zum General Torstenson, diese Schlacht geleitet hatte, „nun, vielleicht wollen die Herren zum Spiel lieber hineingehen ins g u t e Zimmer, da sind sie ganz ungestört!"

Ferdinand ließ sich das nicht zweimal sagen. Ihm folgte Eli.

„Nun, Herr Gebert, weil Sie mich so freundlich auffordern, werde ich auch ein bißchen mit reinkommen," meinte Naphtali, und im Nachgeschmack des Genossenen pustete er vor sich hin.

Pinchen und Rosalie saßen schon auf dem Sofa und hielten sich eng umschlungen. Denn wenn sie sich auch beide immer miteinander zankten, sowie sie allein waren, so liebten sie es doch, vor der Öffentlichkeit zärtliche Gruppen zu bilden.

Hannchen aber saß neben ihnen, hatte ein Kissen unter den Füßen und fächelte sich mit einem Spitzentuche. Sie sagte: das Zimmer wäre überheizt, und das könnte kein Mensch aushalten.

Die alte Tante Minchen war aber auf einen harten Rohrstuhl verbannt, und sie hockte da ganz in sich zusammengezogen mit der Haube auf ihrem kleinen schiefen Kopf und ließ die Litaneien des alten Fräuleins mit den Pudellöckchen mit freundlichem Lächeln über sich ergehen.

Jason fand drin im Zimmer alles wie einst. Vielleicht war die mattgrüne Seide an den Wänden noch etwas mehr verblichen, aber an den blanken, weißen Lackmöbeln mit den goldenen Schwanenhälsen saß kein Stäubchen, und sie spiegelten ihre weißen Linien in dem blankgebohnten braunen Boden. Oben an den beiden Kronen aus Goldbronze waren alle zwölf Kerzen angezündet und füllten mit den roten Goldtönen ihrer Flammen den weiten Raum, vom Boden bis zur weißen Decke, von den Fensternischen und den hohen geteilten Spiegeln bis zu den Konsolen an der Wand, auf denen die feinen zerbrechlichen Teetäßchen standen. Nur daran, daß die beiden Uhren, die mit dem sentimentalen Türken und die mit dem pfeilschleifenden Amor, nicht wie einst geschäftig und munter tickerten, sondern ganz tot und still dastanden, und daß die braune Platte des Tafelklaviers doch etwas stumpfer dalag denn ehedem, wurde Jason daran erinnert, daß hier Jettchens Hand fehlte. Aber in der Ecke stand wie immer der Spieltisch mit den Lichten in Silberleuchtern, und auch die silberne Kuchenschale, sie fehlte nicht. Und richtig, Onkel Eli hatte sich auch schon daran gemacht, ihre Fundamente zu untergraben. Aber er war nicht so zufrieden wie sonst.

„Weißt du, Jason," sagte er, „ich esse nur, damit sie nicht umkommen. Wie Jettchen noch hier war, haben die Kuchen doch ganz anders geschmeckt."

Der alte Eli irrte sich. Gewiß waren sie ehedem nicht besser gewesen, als sie es heute waren, und wenn sie es gewesen wären, so war auch Jettchen sicherlich daran unschuldig, denn sie hatte sie niemals zubereitet. Aber darin sprach der Onkel Eli doch die volle Wahrheit, sie schmeckten ihm wirklich nicht so gut wie die, die ihm Jettchen hier immer angeboten hatte.

„Na, Kinder," rief Ferdinand, „woran liegt's eigentlich", und teilte patsch, patsch die Karten aus, trotzdem sich noch keiner an den Tisch gesetzt hatte.

„Wer spielt denn," fragte Salomon.

„Nun, wir alle!" meinte Ferdinand, „einer muß eben sitzen."

„Ich sehe ebenso gerne zu," meinte Jason.

„Ich mache sogar gern einmal ein Spielchen, ich weiß gar nicht mehr, wie eine Karte aussieht!" sagte Eli und kam mit beiden Backen kauend zum Spieltisch herüber.

„Nun," meinte Naphtali, und wiegte mit dem Kopf, „ich werde auch so frei sein."

„Gut," sagte Salomon zu Jason, „wenn du mal sitzen willst, dann werde ich mit Eli zusammen spielen, und Ferdinand geht mit Herrn Jacoby zusammen."

Ferdinand bot am höchsten und behielt das Spiel, aber sein Aide machte ihm wenig Freude, und schon nach den ersten Stichen legte Ferdinand die Karten hin, stützte beide Arme auf den Tisch auf und sah den alten Onkel Naphtali ganz erstaunt an, als hätte er ein Meerungeheuer vor sich.

„Wissen Sie, Herr Jacoby," sagte er endlich, „in England, verstehen Sie, nicht auf dem Kontinent, — aber in England — enterbt ein Vater seinen Sohn, wenn er mit sechs Trümpfen in der Hand nicht Atout zieht. Oder wollen Sie vielleicht erst noch 'ne Prise nehmen?"

Und als der Alte nun erst recht ganz vertattert einen kleinen Trumpf ausspielte, schrie Ferdinand:

„Jetzt bringen Sie noch 'ne Herzen Sieben?! wohl damit das Spiel ganz rum geht?! Gleich nach dem ersten Stich hätten Sie die ganze Flöte von oben runter spielen müssen, daß es denen da drüben nur so mit Grundeis aufgegangen wäre. Meinen Sie etwa, wir spielen hier um Pfeffernüsse?!"

Und damit sprang Ferdinand wütend auf und warf die Karten hin.

„Nun," sagte Salomon, „wir brauchen ja nicht Whist zu spielen, wir können uns ja auch mal unterhalten. Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Herr Jacoby? — Ach so, Sie rauchen ja heute nicht. Aber dir, Jason?"

„Ja," sagte Ferdinand, „wie wird das nun eigentlich doch mit Jettchen?"

„Das frage ich euch," meinte Jason.

„;Hast du gesehen?" fragte Ferdinand, „selbst in Rellstabs ‚Berlin' war versteckt darauf hingewiesen. Nächstens wird er noch einen vierbändigen Roman darüber schreiben, wie über Johanne, das Pomeranzenmädchen."

„Auf ein mageres Pferd setzen sich immer alle Fliegen," fuhr Eli auf. „Ich weiß nicht, was ihr eigentlich von Jettchen wollt. Nun schön, sie mag sich mit einem andern schon vergessen haben. Bei Jettchen sieht trotzdem jeder das Atlas-Unterfutter, und bei Julius gucken, sowie er den Mund aufmacht, — die karierten Bettücher 'raus."

„Herr Elias Gebert," meinte Naphtali und wiegte den Kopf, „ich sage Ihnen, Joel sein Vater, mein Neffe Nero, war eine Seele von Mensch, aber — er war kein Geschäfts-

mann. Wenn er mit seinem Bruder zusammengegangen ist und abgewiesen wurde, hat er dort nie wieder vorgesprochen. Und wenn sein Bruder gekommen ist, ihn des Morgens abzuholen, — wer ist da nicht aufgewesen? — Nero. Nun, man kann eine schöne Frau haben und man kann ein Geschäft haben. Man kann auch beide haben, eine schöne Frau und ein Geschäft, — aber erst das Geschäft und dann die Frau. — Joel, verstehen Sie, Joel ist ganz anders! Das ist ein Geschäftsmann!!"

Eli schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Wie kommt das zu dem?" sagte er.

„Ja," sagte Jason, „wißt ihr, es wäre wirklich ganz gut, wenn der Sache ein Ende gemacht würde, denn das Mädchen geht uns sonst kaput dabei!"

„Eh!" meinte Ferdinand und blies den Rauch durch die Nasenlöcher, „es sterben mehr Leute an verdorbenem Magen, als an gebrochenem Herzen."

„Das hast du wohl wieder aus Pappes Lesefrüchten?" versetzte Jason halblaut, aber die Stimme bebte ihm dabei.

„Ja," sagte Salomon, „Herr Jacoby, ich hatte Sie doch gebeten, mir Antwort auf meine Vorschläge zu bringen."

„Welche Vorschläge?" fragte Jason erstaunt.

„Nun, ich hatte Herrn Julius Jacoby," sagte Salomon sehr ruhig und sicher, und in dem Augenblick war er der Chef eines Handelshauses, der gewohnt war, mit großen Summen zu rechnen, vorzuschlagen, weitgehende Abschlüsse zu machen, und hierbei doch kühl und sicher jedes Wort zu erwägen, „ich hatte Julius Jacoby vorgeschlagen, daß ein Drittel des Betrages in seinem Geschäft als Grundkapital bleiben solle, und daß er es an mich, d. h. an Jettchen mit zwei Prozent zu verzinsen hat, während er das übrige zurückerstattet, und eben für dieses Entgegenkommen in der gerichtlichen Scheidung die Schuld auf sich nimmt. Und das kann ihm, wie du wohl weißt, — ja nicht schwer fallen. Denn Jason, du verstehst mich, daß ich es nie und nimmer zugeben werde, daß unsere Nichte, die in unserm Hause hier gleichsam als mein Kind aufgewachsen ist, vor der Öffentlichkeit als die Schuldige dargestellt wird."

Jason atmete auf.

„Das gefällt mir von dir, Salomon," sagte er und er schämte sich fast, denn er fühlte, wie es ihm bei seinen Worten in den Augenwinkeln brannte.

„Nun," meinte Ferdinand, „und was sagt Julius?"

„Man kann sich ja denken," versetzte Naphtali und wiegte den Kopf hin und her und blinzelte lächelnd und entschuldigend mit seinen kleinen schwarzen Jetknöpfen von Augen, „angenehm ist es ihm nicht. Er möchte nicht. Ich hab's ihm vorgeschlagen, aber Joel sagt: sie mögen alle reden, was sie wollen, Jettchen wird schon wieder zu ihm zurückkommen. Er meint, er könnt' ja auch 'nen Rückkehrbefehl gegen sie ergehen lassen, das hätte ihm der Notar auf dem Gericht gesagt. — Aber davon will er erst gar keinen Gebrauch machen, seine Frau wird schon so zu ihm kommen, meint er!"

„Nun," sagte Eli, „wißt ihr; er sagt eben, wenn du Käs sein willst, — dann stink!"

„Eigentlich," meinte Ferdinand, „kann man es ihm nicht übelnehmen."

Salomon schwieg, aber Naphtali verstand das Schweigen.

„Natürlich hat Joel gesagt, er wird sich die Sache a u c h noch mal überlegen. Aber augenblicklich, meint er, hätte er mit dem Geschäft und mit den Papieren — die doch jetzt so schlecht stehen — einen so dicken Kopf, daß er sich gar nicht drum kümmern könnte."

„Mit den Papieren," rief Salomon und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Silberleuchter beinahe umfielen, „mit welchen Papieren? Ich wüßte nicht, daß die vierprozentigen Stettiner Stadtprioritäten etwa schlecht ständen."

„Nun," sagte Naphtali, „verstehen Sie, Joel meinte doch, er würde besser fahren, wenn er statt dessen andere nähme, die mehr bringen. Ich hab ihm auch gleich gesagt, er soll lieber die Finger davonlassen."

Jetzt war es auch an Ferdinand, aufzubegehren.

„Nun geht dieser Lump doch wirklich an die Börse," schrie er, „und verhandelt dein gutes Geld."

„Wissen Sie, Herr Jacoby, ich mein's gut mit Ihnen, aber Ihr Neffe ist ein Rindsvieh," sagte Eli, der sich von seinem Staunen erst gar nicht erholen konnte. „Ein anständiger Mensch geht nicht an die Börse und macht's Geld von seiner Frau alle, verstehen Sie! Wir haben da als Jungens auf der Straße immer so ein Spiel gespielt, an der Mauer mit Steinen und Kupferdreiern, und das hat immer wieder damit geendet, daß die großen Jungens die Dreier eingesteckt haben und die kleinen Jungens geweint haben. Genau so geht's an der Börse zu. Ich hab Jettchen gleich gewarnt. Laß dich nicht mit dem ein, kein anderer als du bleibt nachher an der Pfanne kleben."

„Nja, ja," sagte Jason sehr ruhig und blies den Rauch von sich. „Es ist doch eine feine philosophische Erkenntnis der deutschen Sprache, daß sich Betrag und Betrug nur durch einen Buchstaben unterscheiden!"

Der alte Naphtali wußte sich gar nicht zu retten, als er sich von so vielen Seiten angegriffen sah.

„Nun, meine Herren," sagte er endlich, „es ist ja nicht gerade erfreulich, was ich Ihnen da mitzuteilen habe, aber was ist da zu machen? Geht Joel heute raus aus dem Geschäfte, kann's ihm bei Benjamins Kopf und Kragen kosten. Wartet er's ruhig ein paar Monate ab — und aushalten kann er's doch jetzt — wird er ebenso gut ein Vermögen wieder dran verdient haben."

„Bei Benjamins!" rief Ferdinand, „mit Benjamins arbeitet Ihr Neffe! Hörst du, Salomon, das sind doch die Benjamins, die so die ganz kleinen Krawatten machen, so klein, du spürst es erst gar nicht, wenn sie dir um den Hals gelegt werden, aber mit einemmal — eh — hängt dir auch schon die Zunge zum Halse raus!"

„Ja, Salomon," sagte Jason, „dann würde ich aber an deiner Stelle die Angelegenheit doch sofort — ohne irgendwelche Rücksicht — zum Spruch bringen."

„Gewiß," versetzte Salomon, „das wäre eigentlich wohl das Richtigste, aber ich werde es doch erst mit meiner Frau besprechen."

„Er hat's immer mit den Frauensleuten!" schrie Eli.

„Denn du kannst dir denken, Jason," fuhr Salomon fort, ohne auf den Zwischenruf zu achten, „daß es mir nicht angenehm sein wird, mich mit unserem Neffen vor Gericht herumzuschlagen."

„Aber das ist doch gar nicht nötig, eine Scheidung kann ja auch bei einseitiger Abneigung vollzogen werden, wenn, — ich glaube: so heißt es im Gesetz — zur Erreichung der Zwecke des Ehestandes gar keine Hoffnung mehr bleibt. Und ich meine, das wäre wohl hier bei Jettchen der Fall. In der Geldsache kommt ihr dann vielleicht so auseinander."

Aber Salomon wollte davon nichts hören, und auch Ferdinand meinte, man solle seine schmutzige Wäsche lieber im Hause waschen.

Riekchen war hereingekommen.

„Nun, wie ist's hier?" sagte sie, „soll ich irgend etwas bringen lassen? Warum spielt ihr denn nicht mehr?"

„Wir sprechen eben über Jettchen," meinte Eli, als die andern schwiegen. „Mit deinem Neffen Julius hast du ja einen schönen Herrn in die Familie gebracht."

„Ich erzähle dir das ein andermal," unterbrach Salomon, der seine volle Ruhe wiedergewonnen hatte.

„Ja, Salomon," sagte Riekchen, und an der sanften Freundlichkeit des Tons hörte Jason, daß irgend etwas drohte. „Hast du denn mit Jason gesprochen, wann Jettchen wieder herkommt?"

„Noch nicht," antwortete Salomon, und man merkte ihm den Unmut an, mit dem er auf dieses Gespräch einging.

„Ja," sagte Riekchen, „denn es geht wirklich nicht länger, daß Jettchen bei dir bleibt. Alle Welt regt sich drüber auf. Jeden Tag krieg ich's zu hören, daß sich's nicht schickt. Und nicht genug damit, Jason, genierst du dich nicht mal so weit vor den Leuten, daß du sogar ihren Liebhaber bei Dir empfängst!"

„Ja," akkompagnierte Ferdinand, „da hat Riekchen eigentlich recht. Ich hab' mich auch drüber gewundert. Ich hab's erst gar nicht glauben wollen, wie Hannchen mir's erzählt hat."

Jason Gebert war mit einem Ruck aufgesprungen und zerrte sich am Halstuch.

„So!" rief er, „ihr wißt ja ebenso gut wie ich, wo Jettchen jetzt wäre, wenn ich nicht gewesen wäre. Ihr könnt sie wohl nicht früh genug dahin bringen. Aber solange ich noch irgendwelchen Einfluß auf Jettchen habe, werde ich ihn auch dahin geltend machen, daß sie bei mir bleibt, da könnt ihr versichert sein! Und wenn ich bis heute Doktor Kößling in meinem Hause empfangen habe, dann wußte ich auch, warum ich es

tun konnte. Soll ich vielleicht Jettchen noch das Einzige nehmen, das ihr ihr gelassen habt? Das bißchen Hoffnung auf die Zukunft!"

„Man vermeidet auch den Schein vor den Leuten, lieber Jason," sagte Salomon nicht unliebenswürdig, aber in jenem überhebenden Ton, mit dem ein älterer Bruder einem jüngeren Bruder eine Vermahnung gibt.

„Ich find's auch unerhört!" rief Naphtali, der wieder Luft bekam, da er fühlte, daß man den Spieß umdrehte.

„Wenn sie wirklich, wie Jason sagt, — und Jason spricht nicht die Unwahrheit, da kenn ich ihn — wenn sie wirklich in Ehren zusammen sind, was geht's euch an?" polterte Eli. „Meinethalben soll sie sich alle Tage mit ihm sehen!"

„Ja," sagte Riekchen, und das war ihr letzter Trumpf, „und es wäre vielleicht auch deshalb gut, wenn Jettchen wieder zu uns käme, damit auf ihre Ausgänge ein bißchen mehr geachtet werden kann, als es jetzt geschieht!"

Gegen so viel Gemeinheit war Jason Gebert nicht gewaffnet, war er einfach wehrlos. Kein Wort brachte er vor. Er hätte vor Wut weinen mögen.

Nein, sie kamen nicht zusammen, er und diese, warum hatte er nicht schon längst das Tischtuch zwischen sich und ihnen zerschnitten!

„Weißt du, Salomon," sagte er, indem er nach der Tür ging, mit erzwungener Ruhe, und doch schlug er dabei mit der Stimme über, „ich will noch weiter. Es ist wohl auch besser, wir unterhalten uns in Zukunft über solche Dinge im Geschäft unter vier Augen."

„Gewiß, Jason," versetzte Salomon kühl und höflich, „das halte ich auch für richtiger."

Tante Riekchen aber fühlte, daß sie ihre Mission erfüllt hatte und rauschte wieder in das Eßzimmer zurück. Sie kam gerade noch zur Zeit, um Rosaliens Wundermären mit anzuhören, was sie schon alles für glänzende Partien hätte machen können, — wenn sie nur gewollt hätte.

Das Mädchen geleitete Jason hinab, und nachdem es die schwere Haustür hinter ihm geschlossen hatte, stand Jason allein in der weißen, frostigen Winternacht. Es war wohl von neuem Schnee gefallen, denn die ganze Straße lag wieder in Silber da, zart und glatt, und bis in die Torwege, selbst bis hinter die Prellsteine zog sich dieses Silberweiß hinein, noch von keiner Fußspur und von keiner Wagenspur zerrissen.

Jason zögerte mit dem Hinaustreten. Er empfand etwas wie Furcht davor, in die unberührte Fläche als Erster seine Fußtapfen einzugraben; und da jetzt hinten in irgendeiner Nebenstraße ein Wächter die Stunde abrief, da kam ihm das wie ein Frevel an dieser weißen Stille ringsum vor, die doch so ganz weich und wesenlos war, so dumpf und abgeschlossen, daß Jason Gebert sein eigenes Blut rauschen und summen hörte.

Straßauf, straßab, im Dämmer der Schneenacht und des matten Scheins der Laternen erblickte Jason Gebert keine Seele. Nur eine einsame Katze schlich über den Damm, eine Schneelast vom Gesims fiel zu Boden und schmiegte sich lautlos dem Weiß der Straße an. Und weiter drüben hing die breite Front des Postgebäudes wie ein dunkler,

heller gebänderter Teppich herab aus einem dunkleren und doch in sich seltsam leuchtenden Nachthimmel. — Hing da plötzlich als ein mächtiger, gemusterter Vorhang — unterbrochen noch von den schwarzen Höhlen der Tore und Durchfahrten.

Jason Gebert war mit sich unzufrieden. Wie ein Kind hatte er sich doch gehen lassen. Warum hatte er denn nicht ruhig seiner Schwägerin antworten können? Warum hatte er sich denn beim ersten Wort selbst verraten? Am Ton seiner Stimme hätte ja jeder sofort hören können, um was er eigentlich kämpfe. Kaum daß nun ein paar Monate seine Seele zur Ruhe gekommen war; kaum daß er nun ein paar Monate nicht mehr die Abende durch die Straßen geirrt war, wie ein herrenloser Hund, die halben Nächte, mit all seiner Unrast und seinem Unfrieden, kaum daß er nun ein paar Wochen zu Hause nicht aufgepeitscht worden war, in den Stunden, wenn plötzlich die bange Einsamkeit um ihn Worte sprach, und all seine Welten sich vor ihm verschlossen, und er so ganz allein in seiner armseligen Nacktheit stand, — da wollte man ihn wieder in sein altes Elend zurückstoßen. Nein, Jettchen konnte nicht sagen, daß er zuviel bei ihr war. Er sah sie oft kaum zwei Stunden am Tage, aber wenn er auch drüben in seiner Bibliothek saß, so fühlte er doch ihre Gegenwart. Ja, es war ihm oft, als stände sie leibhaftig hinter ihm. Wenn sie fortgegangen war, eilte er vor in ihr Zimmer und er setzte sich zu seinen Porzellanen, und während er die betrachtete, fühlte er ihre Nähe, atmete noch dieselbe Luft mit ihr. Die Bücher und Zeitungen lagen dann, wie sie sie verlassen, und auf den Auflagen der Fensterbank sah er den Eindruck ihrer bloßen Arme. In den Dämmerstunden, wenn er dann hineinging, mit ihr zu plaudern und im sich mehrenden Dunkel die Gestalt vor ihm verschwamm, bis nur noch das Weiße ihrer Augen leuchtete, — dann mochte er wähnen, daß sich ihr Wesen in der Atmosphäre löse und ihn ganz umfinge. Und das kamen die draußen ihm entreißen! Kamen ihn wieder müde und elend machen, wie zuvor. —

Endlich wandte sich Jason zum Gehen. Ganz langsam hinkte er aus dem Torweg in den Schnee hinaus, als fürchte er immer noch, seine Spuren darin einzugraben. Von oben warf — das sah er — die Reihe der Fenster eine breite Helligkeit in die Dunkelheit hinaus, deren Schein doch plötzlich in der Nacht ertrank und nicht einmal drüben mehr das Haus traf. Und Jason Gebert ballte die Fäuste nach diesem hellen Schein, von dem er sich so ausgeschlossen fühlte, und die ganze Bitterkeit seines Herzens machte ihn fast schluchzen.

Aber da kam jemand quer über die Straße mit einem flatternden Mackintosh, drüben vom Postgebäude aus einem Tor hatte sich plötzlich die Gestalt gelöst.

„Herr Gebert," rief es.

„Ach, Herr Doktor Kößling, hier warten Sie auf mich? Das ist aber heute kein Wetter zum Promenieren, wie im April. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich hier bin?"

„Ich sprach Jettchen auf dem Flur. Ich kam spät heute; ich konnte nicht eher. Aber ich muß noch mit Ihnen reden. Deswegen habe ich hier gewartet, drüben im Durchgang, die ganze Zeit über."

„Na, gehen wir noch irgendwo hin, zu Drucker vielleicht? Er wird schon noch offen haben. Wenn nicht, klopfen wir den Marqueur heraus. Gegen ein gutes Douceur kommen wir noch überall hinein.“

Aber Kößling antwortete darauf nicht und ging mit ganz langen Schritten, den Mantel eng um die Hüften ziehend, neben Jason, der vorsichtig durch den Schnee hinkte und sich bei jedem Schritt auf sein langes Palmenrohr mit dem Silberknopf stützte. Fast bis an die Knöchel sank man in diese weiche, fluttrige Decke ein, und jedesmal, wenn man den Fuß hineindrückte, gab der lockere Schnee einen knirschenden Laut. — So still war es dabei, daß Jason selbst das zarte silbrige Klingeln hörte, wenn die Berloques an seiner Châtelaine zusammenschlugen.

„Nun,“ sagte er, „Doktor, was ist denn?“ und blieb an der Ecke Königstraße stehen, beide Hände auf dem Stockknopf vereint.

Kößling antwortete nicht.

„Nun, was gibt's,“ meinte Jason noch einmal, und er ließ dabei rechts und links die Blicke wandern, die weiße, tote Straße, mit den gespenstischen, weißumränderten Häusern hinab und hinauf und die langen spärlichen Reihen zitternder Lichtlein hüben und drüben entlang. Das große Gebäude gegenüber war ganz finster und traurig, nur ein kleiner Anbau stand da, hell . . . vom Schnee ganz überschüttet, vom Reif ganz überzogen, und sah im flackernden Schein der Gaslaternen einem geschnitzten Wunderwerk aus glitzerndem Alabaster gleich.

„Ja,“ sagte Kößling endlich, „ich habe heute früh böse Erfahrungen gemacht.“

„Auf der Bibliothek?“ fragte Jason erschrocken.

„Da bin ich seit heute nicht mehr, Herr Gebert,“ sagte Kößling und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Schade,“ sagte Jason, mit ganz schmalen Lippen, und er war wirklich bestürzt, denn alles, was er für Kößling ins Feld führen konnte, war eben jene Stellung, oder richtiger jene Beschäftigung mit der Aussicht auf staatliche Anstellung, die Kößling jetzt seit wenigen Monaten hatte.

„Und wie kam das?“ fragte Jason nach einer Weile des Schweigens und wandte sich zum Gehen, wandte sich nach dem Schloßplatz hin.

„Darüber möchte ich lieber nicht sprechen, Herr Gebert.“

„Ja, das müssen S i e wissen. Eigentlich genügt mir ja auch die Tatsache.“

„Oh,“ schrie Kößling durch die Winternacht und blieb vor Jason Gebert stehen und packte ihn an den Schultern, „es ist eine Niedrigkeit! Wenn es mich nur allein beträfe, ich würde nichts sagen. Denunziert hat man uns, in der gemeinsten Weise; mit den giftigsten, haltlosesten Verleumdungen ist man gegen uns vorgegangen!“

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Banken wollen noch keine Tendenz aufkommen lassen! So meint die Börse, die sich von der vorübergehenden Erleichterung des Geldstandes kaum so ermutigt fühlen kann, als sie ungeduldig wird, noch lange auf der faulen Haut zu liegen. Als ob es unsern Großinstituten und deren Bilanzen unpassend käme, die letzte Jahreswoche bei hohen Kursen abzuschließen! Dazu gehören aber finanzielle Kraftanstrengungen, denen heute keine Direktion, wären ihre Aufsichtsräte noch so reich, gewachsen ist. Das Publikum berechnet nur immer die Kursverluste der Banken, nicht aber die Einzahlungen auf Syndikatsbeteiligungen, die jetzt fortwährend zu leisten sind. Das bleiben effektive Ausgaben, die sich mit bloß buchmäßigen Bewertungen von Effekten gar nicht vergleichen lassen. Und wären es auch Beteiligungen, die man nur der Höflichkeit wegen und möglichst klein genommen hatte; selbst diese Art von Engagements summen sich recht ansehnlich zusammen. Und was das neuerliche Wiedereingreifen des Pariser Kapitals betrifft, so müßte dieses wieder regelmäßig bei uns diskontieren, auch große Guthaben in Berlin offenlassen. Einstweilen geschieht dies aber nur auf Tagesstimmungen hin, wenn man sich von dem hohen Zinsfuß in Deutschland einmal so gereizt fühlt, daß das Mißtrauen gegen unsere angebliche Überdisponierung etwas zurücktritt. Indessen wird naturgemäß der Barbedarf unserer Industrie so andauernd zunehmen, daß dagegen der Auslandskredit, sogar in alter Höhe (woran ja so leicht nicht zu denken ist) zu leicht wiegen muß. Hier ist der Punkt, wo die schon kürzlich erwähnten Anschauungen von dem überhaupt höheren Zinsfuße einsetzen, woran einzelne Zwischentage mit besseren Geldverhältnissen nichts ändern. Jetzt erst kommt den Leuten ins Gedächtnis, was die Liquidierung i. Zt. des Hauses Rothschild in Frankfurt für den deutschen Markt zu bedeuten hat. Die Diskontogesellschaft, welche da die geschäftliche Erbschaft antrat, hat dies in Gegensatz zu den landläufigen Meinungen nur ungern getan. Denn Herr v. Hansemann mochte wohl auf seinen Prospekten den Namen jenes Welthauses sehr schmerzlich vermissen. Das war aber nur ein enger, interessierter Gesichtspunkt, der von weit wichtigeren überragt wird. Vor allem ist es dem Auslande gegenüber, an dessen Schätzung wir keineswegs gleichgültig vorbeikommen, von größter Bedeutung gewesen, eine Firma von dem Rufe und dem Reichtum der Rothschilds noch bei uns zu besitzen. Die deutsche Valuta war dadurch mehr wert. Ebenso etwa wie London bisher noch stets etwas höher als der Pariser Wechselkurs stand, weil England eine reine Goldwährung hat. Hier arbeiten feine Einbildungskräfte mit, die ja auf praktischem Gebiete bei schärferem Zusehen niemals fehlen. Richtig ist nun, daß der letzte Chef des Frankfurter Hauses in kritischen Zeiten fast gar nicht diskontierte, also nur in normalen $1^1/_2$ Prozent unter Banksatz Wechselankäufe vornahm. Das mußte sich aber unter einem jüngeren und weniger ängstlichen Nachfolger bald ändern, selbst wenn dieser ein kleinerer (!) Krösus gewesen wäre. Jedenfalls hätten ihm die unbegrenzten Barmittel seiner englischen und französischen Verwandten zur Verfügung gestanden, die alsbald wieder einen Vertrauensmann zur Verfügung gehabt haben würden. Andrerseits hatte auch gerade die krankhafte Vorsicht jenes Frankfurter Herrn ihr Gutes für sich, weil dieser jahrein, jahraus ungeheure Summen bei der Reichsbank auf Girokonto stehen ließ (20 Millionen, auch schon bis 60 Millionen), und dadurch die Position der Reichsbank außerordentlich stärkte. Und endlich zum Coupontermin zahlte Rothschild von jeher schon sechs Wochen früher aus, was z. B. gegenwärtig einen großen Teil der Spannung beseitigt hätte. Merkwürdig! Als damals wegen der Fortsetzung jenes Hauses Einiges versucht wurde, fanden die Frankfurter ihr Platzinteresse bedroht (obgleich sie sonst

zu behaupten pflegten, Frankfurt sei — trotz Rothschild groß geworden), und die Diskontogesellschaft handelte wiederum vom Standpunkte der eigenen Bequemlichkeit. Sonst aber blieb alles ruhig; weder unsere Hochfinanz, noch unsere Regierung kümmerte sich um den drohenden Abzug. Damals hatte man wahrscheinlich noch eine übertriebene Meinung von dem völligen Ersatz der Privatfirmen durch das Aktienwesen.

* * *

Der neue Preissturz fast am ganzen Metallmarkte rührt natürlich von weiteren Übelkeiten im amerikanischen Magen her. Rockefeller gilt als der einzige Mann, der binnen vierzehn Tagen über eine Milliarde aus seinen Werten flüssig machen könnte, und dennoch mußte dieser ehrenwerte Mann, der jetzt, neben Morgan, geflissentlich als Retter hingestellt wird, die meisten Kupferhütten seiner Amalgamated Company schließen lassen. Durch solche niederschlagende Mittel, die ja vor allem eine ungezählte Menge von Arbeitern brotlos machen, den Marktpreis zu heben, kommt in Wirklichkeit noch einem Preissturz nahe. Die Selbstkosten von Kupfer sollen zwischen 10 und 13 Cents schwanken, da ja oft auch spröde Erze in Betracht kommen; jene Schließung ist demnach von Rockefeller wohlberechnet. Stellt sich doch Lieferungskupfer wesentlich höher als Barkupfer, worin die bessere Meinung für später deutlich genug eskomptiert wird. Vor dem Krach war es umgekehrt, indem eine tüchtige Spekulation in blanco lieber verkaufte. Die Hauptabnehmer fehlen gegenwärtig in Amerika, da weder die Industrie noch die Eisenbahnen Geld haben. Noch überraschender kam es mit Blei, was aber eigentlich nur die Union selbst anging, die ihr Blei in sich verbraucht. Indessen bezieht sie auch von England noch Halbfabrikate, die in New York unter Zollverschluß raffiniert werden, und damit ist auch der Weltmarktpreis hineingezogen worden. Auf diese Weise leiden nunmehr selbst unsere Bleihütten, die ja bei dem hohen amerikanischen Zollschutz gar nichts nach dort ausführen können. Deutschland kommt für sich natürlich mit seinem einheimischen Blei so wenig aus wie mit dem eigenen Kupfer. Beide Produktionen stehen aber bei uns unter dem Druck jener internationalen Verhältnisse. Selbst mit Zink geht es nicht besser. Übrigens haben die praktischen Amerikaner, um ihre Eisenbahnen nicht inmitten der notwendigen Erneuerungen stecken zu lassen, sofort eine Ausstattungs-Vereinigung gegründet (Equipment-Trust). Equipment Bonds und dito Notes, d. s. Wechsel, sind den Europäern schon lange, angeblich sogar als ganz besonders gut, bekannt gewesen, aber immer nur solche einzelner Bahnen. Letztere hatten auch monatelang sogar den Rheinisch-westfälischen Schienenwerken mit solchen Notes bezahlt, bis die Berliner Großbanken den mit ihnen befreundeten Provinzialbanken Ablehnungen zuteil werden ließen. Dies aber keineswegs damals aus Mißtrauen, sondern aus dem richtigen Grundsatz, daß jenem Zuviel ein Riegel vorgeschoben werden müsse. Freilich den Kredit, den unsere Montanwerke schon damals nicht mehr geben konnten, gewähren heute unter unvergleichlich schlechteren Umständen unsere Händler. Diese sind es, die den amerikanischen Hütten das dort stets begehrte deutsche Spiegeleisen verkaufen, ohne daß jene Hütten, die aber als gut gelten, augenblicklich zahlen können. Man sieht: an ruhiger Geschäftszuversicht fehlt es unsern Kaufleuten auch in den schlimmsten Zeiten nicht, während bei Aufwärtsbewegungen unsere Industrie den Zwischenhandel, frei nach verwirrten theoretischen Köpfen, als eine nationale Schädigung hinstellen möchte. Es gibt übrigens beachtenswerte Meinungen bei uns, nach denen ein Teil der amerikanischen Krise rasch überwunden werden soll. In Bankkreisen sind jedoch solche Optimisten nicht zu finden, nur in Handelskreisen, wo keine Consortialbeteiligungen den unbefangenen Blick trüben, sieht man weniger schwarz. Dies, trotzdem Automobile, Perlen und sogar berühmte alte Gemälde wieder an den europäischen Markt gelangen.

* * *

Unser Kohlensyndikat fährt fort, sich durch ein ungeschicktes, vielleicht auch rücksichtsloses Schweigen, selbst zu schaden. Es wird beschuldigt, das Ausland zu versorgen und das Inland im Stiche zu lassen, was es ebenso wie der Saarfiskus ausreichend begründen könnte, nachdem vor allem diese Behauptung auf ihr richtiges Maß zurückzu-

führen bleibt. Auch dürfte die weitere Beschuldigung, daß den fremden Verbrauchern die Kohle billiger abgegeben wird, mit Frachtenfragen zusammenhängen, die rasch aufzuhellen wären. Auf das Haupt unserer scheinbar mächtigsten, deutschen Verkaufsvereinigung entlädt sich jetzt aller Groll, der vor Jahren die Hunderte von unabhängigen Händlern zu treffen pflegte. Diese aber als Privatleute sind auch nicht stummer gewesen, als dies von jeher dem Syndikat beliebte. Namentlich müßte eine Darlegung erfolgen, weshalb auch im Interesse der Kohlen-Aufbereitung ein Absatz über das Inland hinaus notwendig ist. Schwieriger dürfte es das Kohlenkontor mit seiner Erwiderung haben!

* * *

Ein schwerwiegender Teil des Börsengesetzes hat trotz allem Agrarierhaß Aussicht auf Revision. Leider keineswegs aus dem Rechtsgefühl der Majorität heraus, was uns wenigstens im Auslande mehr nützen würde, vielmehr wegen des Selbsterhaltungstriebes des „Blockes". Ob der letztere, soweit die Freisinnigen in Betracht kommen, auch in der Polenfrage nur zu Gunsten der Börse kapituliert, ist nicht recht zu ersehen. Hatte doch ein Teil der Freisinnigen schon früher von einer Gefahr im Osten gesprochen, der gegenüber die Hände nicht in den Schoß gelegt werden dürften. Immerhin läßt es sich nicht leugnen, daß der Reichskanzler jene Börsenvorlage als Lockspeise für wichtige bürgerliche Kreise rechtzeitig erkannt hat, und daß diese Kreise endlich einmal um jeden Preis eine unerträgliche Geschäftseinschnürung los werden wollen. Gegner unserer Banken behaupten zwar, daß eine Revision längst erfolgt wäre, falls nur unsere Hochfinanz daran ein Interesse hätte. Allein das beruht auf einer argen Verkennung jener beiderseitigen Beziehung. Was man auch sagen oder erfinden mag: zwischen unseren Großbanken und der Regierung besteht, vielleicht nur aus bureaukratischem Zopf — weder ein Nahenoch ein Fern-Verhältnis. Innere Anleihen werden ihnen, durch Diktatur der Seehandlung, und Reichsbank, gleichsam einfach angesagt, — bei deutschen Finanzinteressen in der Fremde meldet sich das Auswärtige Amt eben noch zur rechten Minute, um sodann die Verbindung bis zu einer anderen Gelegenheit wieder abzubrechen. In Preußen und dem Reich arbeiten die Ressorts vielfach nebeneinander anstatt miteinander.

* * *

In der blendenden Bilanz des Kruppschen Jahresabschlusses, — blendend, weil die neugierige Welt nur den Reingewinn, aber nicht den Betriebsgewinn ersehen konnte — fällt der Ausgabedienst für Obligationenzinsen auf. Einerlei nun, ob dies eine eigene Anleihe oder die des Grusonwerkes betrifft, (durch dessen Ankauf Krupp ja erst seine volle Höhe erlangte) so sollte doch ein so reiches Haus keinerlei Passiven haben. Wir besitzen in Deutschland heute mindestens noch drei Bankhäuser (Stern, Speyer, Mendelssohn), die ihre Wechsel nicht gut der Reichsbank geben können, weil sie in sich selbst als flüssig genug gelten. Und ebenso wird wahrscheinlich Krupp verfahren, wie wenigstens aus der Angabe seines Wechselportefeuilles unzweideutig hervorgeht. Weshalb also sich durch Aufrechterhaltung von Obligationen noch billigeres Geld schaffen? Neuerdings sieht man auch, wie die Mansfelder Gesellschaft auf Kupferbergbau, die in Geld förmlich schwimmt und enorme Guthaben bei Banken hat, Obligationen ausgeben will. Bisher hat sie neue Schachtanlagen aus den laufenden Betriebseinnahmen gedeckt. Heute möchte sie wahrscheinlich lieber ihre sehr großen Barmittel in hochverzinslichen 3-Monatswechseln anlegen, dagegen sich selbst Geld zu $4^1/_2$ Prozent leihen. Wenigstens diejenigen, welche Geld haben, sollten sich keines borgen. Besonders jetzt, wo die Knappheit bei uns chronisch zu werden droht, muß man auf derartige Mißbräuche hinweisen.

* * *

Französische Vorschläge zur Reform des dortigen Konsularwesens bringen die merkwürdige Erscheinung mit zum Austrag, daß die meisten Konsuln dieses Landes bei uns kein Wort Deutsch verstehen. Dies mag für diejenigen angenehm sein, welche in beständiger Angst leben, daß die Fremden unserem Handel und Gewerbe etwas ablauschen könnten. Indessen ist dies doch für einen gewissen Stillstand der Franzosen, trotz der Lehren von 1870, recht bezeichnend. Noch bezeichnender

ist es aber, daß selbst die vorliegenden offiziellen Reformvorschläge noch von handgreiflichen Fehlern strotzen. So z. B. wird eine Aufhebung des Generalkonsulates in Frankfurt mit der Behauptung motiviert, daß die Engländer und die Russen, deren Regierungen in Familienverbindung mit Hessen stehen, einen Geschäftsträger in Darmstadt, der Hauptstadt Hessens haben; aber sie unterhielten in Frankfurt in bezug auf den Handel nicht einmal einen Berufsagenten. Das ist so unrichtig, daß beide Reiche in jener Stadt nicht nur Generalkonsuln, sondern auch Vizekonsuln, und stets Berufsbeamte haben. Und der russische erstreckt seine Tätigkeit sogar bis Düsseldorf, hat also noch große Teile der Montanausfuhr zu bescheinigen. Verschwiegen wird auch, daß in das französische Konsularwesen ein fremdes und wenig praktisches Element hinein gekommen ist. Ehemalige Präfekten vor allem, die durch politische Konstellationen geschoben wurden und nun in dem ganzen Avancement der wirklichen Berufskonsuln ein Hindernis bilden! Wenig bekannt dürfte auch der Umstand sein, daß der französische Konsul in Bremen durch Zufall ein solcher ist, der der deutschen Sprache mächtig. Und in Bremen hat dieser Beamte den Tabak für seine heimische Tabakregie regelmäßig einzukaufen, was demnach eine ausgebreitete geschäftliche Tätigkeit bedeutet.

* * *

Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft haben in ihrem Rückblick auf das verflossene Jahr die alte Überlegenheit, die milde Unparteilichkeit und die vorsichtige Offenheit gezeigt, die ihnen schon seit längerem wie eine Art von staatsmännischer Form anhaftet. Während der gleiche Bericht aus Hamburg wieder so freimütig gehalten ist, wie er unserer ersten Handelsstadt gebührt, fühlen sich die Vertreter der Reichshauptstadt augenscheinlich verpflichtet, verschiedene wirtschaftliche Entwicklungen zwar hervorzuheben, aber doch, mit wenigen Ausnahmen, keine ganz entschiedene Stellung zu ihnen zu nehmen. Und man vernimmt da keineswegs jene gefährliche Verbindlichkeit des Richters, der schließlich zu einer Verurteilung gelangt, sondern jene Freundlichkeit, welche es in erster Linie statt mit dem Publikum mit den einander entgegengesetzten Elementen unter den Ältesten selbst zu tun hat. Nur in einem Punkt scheinen die Herren einmütig gewesen zu sein — nichts gegen unsere Banken zu äußern. Als ob die Großmachtspolitik gerade dieser Kreise zu dem gegenwärtigen Rückschlage allzuwenig beigetragen hätte, und als ob es der nationalen Industrie und Arbeit dienen hieße, wenn man, um für übergroße Aktienkapitalien die Dividende herauszuschlagen, Geschäfte jeder Art und oft genug um jeden Preis macht. Interessant ist übrigens dort der Vergleich zwischen den gewaltigen Geldansprüchen der modernen Elektrotechnik und denen des Eisenbahnbaues in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dem sei hier noch aus eigener Erinnerung hinzugefügt, daß unter den Nachwehen des Krachs in den 70er Jahren bereits viele die Aufgabe der Börse als erledigt anzusehen vermeinten. Denn die Eisenbahnen in der Union, Österreich, Rußland, Italien seien in der Hauptsache vollendet, es bleibe also für eigentliche Zwecke des Aktienwesen nur noch Geringfügiges zu tun. Es waren keine dummen Leute, sondern wirkliche Praktiker, die sich derartig irren konnten. Indessen übersahen sie den unberechenbaren Einfluß eines freien Marktes, in den immer neue Tätigkeiten einmünden, je nach den Notwendigkeiten der Zeit.

---

## Die amerikanische Krise 1857.

**(Eine Halbjahrhundert-Reminiszenz.)**

Von Nemo.

Im Jahre 1857 sah's in der finanziellen Welt noch böser aus als heute. Eine Krise von ungeheurer Ausdehnung des Gebiets überzog damals die Welt. Von Nordamerika anhebend, sprang die Bewegung nach England über, erschütterte den ersten Handelsplatz Deutschlands bis in sein innerstes Mark, entlud als ein furchtbares Gewitter sich über den Hauptstädten der skandinavischen Königreiche, setzte ihre Schwingungen fort, Haus um Haus stürzend, über die Haupt- und Handelsstädte Norddeutschlands, Belgiens, Hollands, Polens, Österreichs und Frankreichs, und in ungeheuren Sätzen über zwei Weltmeere springend, warf sie eine Anzahl von Häusern in Brasilien, in den

Laplata-Staaten und in Batavia. Eine Reaktion nach dem überhasteten Aufschwung, der den 1848er Revolutionen und der bedeutenden Vermehrung der Goldproduktion gefolgt war, stellte diese Krise dar. Von 2 % des Jahres 1852 war der Londoner Bankdiskont in allmählicher Progression und unter saisongemäßen Schwankungen auf 7 % im Oktober 1857 gestiegen, um am 19. dieses Monats auf 8 %, am 5. November 1857 auf 9 % und am 9. November auf 10 % erhöht zu werden! Am 12. November wurde die Bank zur Suspension der Peelsakte ermutigt; nach wenigen Wochen war sie imstande, den Diskont wieder herabzusetzen, so daß dieser Anfang 1858 wieder nur 3 % erreichte, während im Privatverkehr sogar bis zu $2^1/_4$ % diskontiert wurde.

Die Entwicklung der Dinge in Amerika bietet ganz frappierende Analogien mit der Situation des Jahres 1907, wenngleich naturgemäß eine vollkommene Gleichstellung von damals und jetzt schon angesichts der fundamental geänderten industriellen Produktion durchaus nicht angängig ist. Immerhin bietet es viel Interesse und vielleicht auch manche Lehre, einzelne Stadien der Vorgänge des Jahres 1857 wieder ins Gedächtnis zu rufen, und sei es auch nur, um zu zeigen, wie wenig sich gegenüber den ungeheuren technischen Weltfortschritten des abgelaufenen Halbjahrhunderts in der Finanz- und Banktechnik der sonst so wenig konservativen, so raschlebigen Vereinigten Staaten verändert, gebessert hat. Noch im Frühjahr 1857 schien Nordamerika, wenn man die dortigen Geschäftsberichte las, das Land, wo Milch und Honig floß. Die Yankees schienen im Dorado zu schwelgen, und die durch Überspekulation und Kreditüberspannung eine Zeitlang mit Leichtigkeit gemachten enormen Gewinnste für alle Ewigkeit genießen zu wollen. Aber schon damals war das eigene Stammkapital der Banken der geringste Teil jener Mittel, mit welchen sie ihre Geschäfte betrieben. Der bei weitem größte Teil bestand aus Depositen d. h. aus Geldern, welche das Publikum entweder mit bestimmter Kündigungsfrist oder ohne eine solche (on call) bei den Banken gegen Verzinsung niederlegte. Da der Zinsfuß in Nordamerika höher stand als in Europa, und da die Banken gerne alle Mittel aufboten, um Kapital an sich zu locken, so zahlten sie für diese Depositen einen im Verhältnis zu den Bedingungen der Kündigung zu hohen Zins. Um diesen Zins herauszuschlagen, mußten sie ihrerseits wieder hohe Prozente zu machen suchen; da aber solide Häuser weniger geneigt sind, hohe Prozente zu zahlen, als verwegene Spekulanten, so gelangte ein großer Teil des von den Banken gewährten Kredits in die Hände der letzteren. In ruhigen Zeiten, wo die Depositengläubiger ihre Gelder in den Banken ließen, ging alles vortrefflich; sobald aber irgend eine Stockung eintrat und die Depositen rasch zurückverlangt wurden, verloren die Banken, wenn die Anforderungen nur wenige Millionen überschritten, den Atem. Hand in Hand mit dieser ungesunden Verfassung des Bankwesens ging — wie der Bremensische Konsul in New York in einem Berichte aus jener Zeit betont — die Überspekulation, welche konkurrierende Eisenbahnen mit geliehenem Gelde baute und mit geliehenem Geld Dividenden zahlte, welche in Baumwolle, Zucker, Kaffee, Getreide „machte“, von denen enorme Vorräte angehäuft waren, und an denen die Produzenten 50 bis 100 Prozent verdienten. Daß damals auch der Humbug — noch oder schon? — in Blüte stand, dafür führt der erwähnte Bremer Bericht ein recht artiges Beispiel an: Die Gesetzgebende Versammlung von Kansas konzessionierte im Winter 1856/57 unter anderen Banken auch eine solche in Lecompton unter der Bedingung, daß der Gouverneur sich vorher von dem Vorhandensein des erforderlichen Kapitals von 50 000 Dollars zu überzeugen habe. Erst nach Eröffnung der Bank kam man darauf, daß von Anfang an nur 2000 Dollars in zwei Säcken zu je 1000 Dollars vorhanden waren. Den Gouverneur hatte man in der Weise getäuscht, daß jedesmal einer dieser Säcke, sobald er gezählt war, während der Zählung des anderen Sackes zu einer Tür hinaus — und durch die andere Tür wieder hereingebracht wurde, um nochmals gezählt zu werden.

Nordamerika war bereits der Hauptabsatzmarkt für die teuersten Luxuswaren Europas geworden; allein die Spekulation überschätzte den Bedarf um das Doppelte und Dreifache. Die Geschäftsübertreibung machte sich namentlich auch

darin geltend, daß für ungeheure Summen Waren in Europa auf Kredit genommen wurden, deren Beträge eine Zeitlang zum Teil durch die Getreideausfuhr während der Teuerung von 1856, zum Teil auch durch den aufs äußerste angespannten Kredit gedeckt wurden. Als nun infolge der günstigen Ernteaussichten des Sommers 1857 die Getreideausfuhr als nicht mehr lohnend eingestellt werden mußte — da war endlich das künstlich in die Höhe getürmte Kreditgebäude nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Bereits Anfang August — so schildert der Wiener Publizist Max Wirth in der 1874 erschienenen zweiten Auflage seiner Geschichte der Handelskrisen den Ausbruch der Katastrophe — bereits Anfangs August 1857 kamen einige Fallimente in den Vereinigten Staaten vor. Die dadurch hervorgerufene Aufmerksamkeit wurde in Mißtrauen verwandelt, als um Mitte August neue Betrügereien und Nachlässigkeiten der Verwaltungen westlicher Eisenbahnen bekannt wurden, so daß die „New Yorker Handelszeitung" unterm 18. August berichtete: „Es herrscht in gewissen Kreisen eine Schwüle, welcher ein starker Sturm gewöhnlich auf dem Fuße folgt." Acht Tage später hatte das Mißtrauen schon so um sich gegriffen, daß das Geld anfing, aus dem Verkehr zu verschwinden, und daß die Entwickelung des Warenhandels durch die Abnahme an Zirkulationsmitteln gehemmt wurde. Am 24. August fallierte die „Ohio Life and Trust Company", eine Depositen- und Diskontobank mit 2 Millionen Dollars Kapital, ein Institut, welches bis wenige Tage vor dem Ereignis in dem Rufe der strengsten Solidität stand, aber durch Vorschüsse an Eisenbahnen auf ungenügende Sicherheit so zugrunde gerichtet war, daß seine Passiva auf 5 Millionen Dollars angegeben wurden. Dieses Ereignis brachte, da die Bank eine Agentur in New York hielt, welche auf der Fondsbörse bedeutende Geschäfte machte, auf der letzteren einen panischen Schrecken hervor. Die Kurse der Effekten fielen. Die Banken begannen sofort, ihren Kredit einzuschränken und ihre Ausstände von allen Seiten einzuziehen. Der Bankerott der Ohio Life and Trust Company gab, obgleich bei ihr in Wirklichkeit nicht mehr als 20 000 Dollars verloren worden sein sollen, dennoch den Anstoß zum Sturz der Lawine, und dieser Anfang der Katastrophe, welche den Kredit zweier Weltteile zusammenstürzen sollte, war so langsam schleichend und unscheinbar, daß sich der bei weitem größte Teil der amerikanischen Handelswelt über die Größe der Gefahr täuschte, und die New Yorker Handelszeitung z. B. mehrere Wochen lang in sehr naiven Berichten die Ursache des Sinkens der Börsenkurse verwerflichen Machinationen der Baissepartei zuschrieb.

Mittlerweile schränkten die Banken, namentlich zu New York, ihren Kredit immer mehr ein, entzogen mit jeder Woche dem Handelsstand sehr bedeutende Summen. Nachdem sie mitgeholfen hatten, die Überspekulation bis auf die Spitze zu treiben, brachen sie den Kredit plötzlich ab und beschleunigten, verschlimmerten durch rasches Einziehen der Außenstände den akuten Ausbruch der Krise. Es war weniger die dem Geldmarkt entzogene Summe, die den Handel genierte, als das Mißtrauen, welches, durch diese Maßregel der Banken vermehrt, die Kapitalisten zu massenhaftem Zurückhalten, Einziehen und Verstecken ihrer Gelder bewog. Die Börsenwelt hatte ihre Hoffnung auf eine bedeutende halbmonatliche Goldsendung gesetzt, welche mit dem Dampfer „Zentral-Amerika" angemeldet war. Der Untergang dieses Dampfers vergrößerte das Mißtrauen, so daß die Zirkulation bald ganz gehemmt war. Als dann in der letzten Septemberwoche die Banken von Pennsylvanien und Maryland und mit ihnen viele der ersten Häuser von Philadelphia ihre Zahlungen einstellten, konnte sich der New Yorker Handelsstand auch nicht länger halten, und die Suspensionen wurden ebenso zahlreich und bedeutend. Bereits am 30. September hatten 109 Häuser von 100 000 bis zu 3 Millionen Dollars zu Baltimore, Boston, Philadelphia und New York ihre Zahlungen eingestellt. Etwa 40 Banken waren so gut wie ruiniert, 175 Banken hatten die Rückzahlungen ihrer Depositen und ihre Barzahlungen suspendiert. Die Baisse auf der Effektenbörse hatte 20 bis 25 Prozent erreicht, der Diskont eine unerhörte Höhe erstiegen. Viele Fabriken waren geschlossen, viele Tausende von Arbeitern entlassen, das Mißtrauen allgemein, noch vergrößert durch dumpfe Gerüchte, wie sie zu Zeiten von Krisen umherschleichen. Jeder Tag

brachte eine neue Liste von Fallimenten. Jetzt fielen auch die Preise der Waren.

Im Oktober erreichte der Diskont die unerhörte Höhe von 60 bis 100 Prozent; bald wurden noch höhere Raten bewilligt, und endlich war für das beste Papier auch zu den höchsten Diskontsätzen kein Geld mehr zu haben. Die Aufregung erreichte den höchsten Punkt, die Suspension wurde zur Epidemie, das Rennen nach den Banken begann. Selbst die ganz sicheren Sparkassen waren überlaufen. Am 9. und 12. Oktober mußten zwei Banken von New York ihre Zahlungen suspendieren. Da kehrte sich die Leidenschaft des Publikums und die Verzweiflung der Kaufleute gegen die New Yorker Handelsbanken, welche durch die täglich weitergehende Einschränkung ihrer gewöhnlichen Diskontierungen die Lage verschlimmert hatten. Die Kaufleute verabredeten eine gemeinsame Kündigung aller Depositen und organisierten einen förmlichen Run gegen die Staatsbanken. Der erste Anlauf geschah nach der Schilderung des Times-Korrespondenten auf die kleineren Banken jenseits Wallstreet, welche den Krämern und Handwerkern kreditierten. Diese Institute waren natürlich in weniger starker Position als die Banken, welche bloß mit dem Handelsstand arbeiten, und waren weniger imstande, dem Anlauf zu widerstehen. „Um 10 Uhr des Morgens hatten sie ihre Türen geöffnet und vor 12 Uhr waren sie bereits gefallen . . .“ Am Abend des 13. Oktober waren 18 Banken gefallen, von den übrigen 33 assoziierten Stadtbanken stellten 32 am nächsten Morgen ihre Zahlungen ein. Dem Beispiel der Stadtbanken folgten die übrigen Banken der Staaten New York und Neu England, folgten drei große Eisenbahnen, welche enorme schwebende Schulden kontrahiert hatten. Während der ganzen darauf folgenden Woche brachte jede Stunde neue Trauerbotschaften; in der einzigen Woche nach Suspension der Banken hatten in New York allein nicht weniger als 100 Häuser falliert; volle acht Tage herrschte ein Zustand äußerster Lethargie. Allmählich trat dann wieder eine Besserung der Verhältnisse ein, die Depositen und Barfonds der Banken nahmen zu. Mitte Dezember, nachdem der Barfond der New Yorker Banken bereits 26 Millionen (mehr als das Doppelte der sonstigen Höhe erreicht hatte), nahmen diese ihre Barzahlungen wieder auf.

Trotzdem herrschte auf dem Warenmarkt noch lange die vollständigste Stockung, war die Einfuhr auf den notwendigsten Konsum beschränkt und war selbst an der Effektenbörse, wo das müßige Kapital noch Verwendung finden könnte, solches Mißtrauen, daß nur wenige Anlagen gemacht wurden und die Kurse in ihrer Stagnation verharrten. Von den Arbeitern waren allein in den Seehäfen und in den Manufakturdistrikten des Innern zirka 100 000, in den New Yorker Gewerben 30 000 entlassen worden. Unter dem Preisrückgang der Baumwolle litten Handel und Fabriken. Viele amerikanische Baumwollspinnereien mußten ihre Arbeiten einstellen und liquidieren, weil sie zur Zeit, wo die Baumwolle sehr teuer war, mehr versponnen hatten, als der Markt tragen konnte.

Von Amerika trat die Krise ihre Wanderung über England nach dem europäischen Kontinent an . . . Doch hier seien diese Erinnerungen abgebrochen, damit es nicht den Anschein gewinne, als sollten Gespenster an die Wand gemalt werden.

---

## Wilhelmine von Zenge über ihren Bräutigam Heinrich von Kleist.

(Ein neu entdeckter Brief.)

Vor einiger Zeit veröffentlichte eine amerikanische Zeitschrift — The Journal of English and Germanic Philology (Volume VI, No. 3) — einen Brief Wilhelminens v. Zenge, der Braut Heinrichs v. Kleist.

Trotz seinem ungemein interessanten und aufschlußreichen Inhalt, — und obschon für die Beurteilung von Kleists Liebesleben ein Dokument von höchstem Wert —, blieb dieser Brief — soweit ich sah — von der deutschen Presse unbeachtet.

Das Material über Kleists Beziehungen zu Wilhelmine ist verhältnismäßig so spärlich, vor allem so lückenhaft, daß der Fund, den wir Frau Dr. Martha Krug-Genthe danken, doppelt wertvoll erscheint.

Zwar besitzen wir zahlreiche Briefe Kleists an Wilhelmine, die aber alles, nur keine Liebes-

briefe sind. Vielmehr: die leidenschaftlich und zugleich doktrinär geschriebenen Abhandlungen eines einsamen, liebebedürftigen Jünglings, der in dem geliebten Mädchen alle seine Wünsche und seine Sehnsüchte erfüllt sehen möchte. Dessen Phantasie das brave, gute Mädchen maßlos überschätzte, — also quälte. Der nicht sie, sondern ein Produkt seiner Phantasie liebte. . . .

Nein: dieser junge, sensible Melancholiker, in dessen Brust das Chaos wütete und nach Gestaltung rang, war kein angenehmer Liebhaber. Konnte keiner sein.

* * *

Von Wilhelmine sind nur wenige Schreiben auf uns gekommen. Keins aber ist so aufschlußreich als dieser Brief, den sie an ihren späteren Gatten, den Universitätsprofessor Krug (Kants Nachfolger an der Königsberger Universität) richtete.

Keiner beleuchtet ihr im Grunde liebloses Verhältnis so deutlich, so hell, — so grausam in seiner naiven Aufrichtigkeit.

Wie charakteristisch ist das Bild, das sie von Kleist entwirft. Wir sehen: den hypersensiblen, verschlossenen Jüngling, in seinem leidenschaftlichen, gefährlichen Ernst; verlegen und schüchtern; in seiner stolzen Vornehmheit, in seiner Scheu vor dem Gemeinen des Lebens. Ein Feind aller Kompromisse; ein rücksichtslos radikaler Geist.

Und es ist interessant, zu sehen, wie sich das Mädchen dem Eigenwilligen, Herrschsüchtigen anzupassen sucht, wie es sich ihm unterordnet, — wie es sich Mühe geben muß, — ihn, den Freund, zu lieben.

Wieviel Tragik birgt dieser Brief!

Es ist gleichsam, als ob zwei kleine, unschuldige Kinderhände die Saiten eines unerhört kostbaren und empfindlichen Instruments berühren. Dunkel ahnt das Kind seine Bedeutung.

Fremdartig und unzugänglich muß ein Kleist dem Mädchen immer erschienen sein. Sein „Anderssein“ brach immer wieder durch. Er wollte es ihr zuliebe verleugnen, wollte dem Ideal entsprechen, das sie lieben könnte, — nur um geliebt zu werden, — es war nicht möglich. Er mußte wieder zu seinem Ich kommen, — so riß er sich los. Gequält und unbefriedigt wie zuvor. Doch aus diesen Qualen schuf er sein ewiges Werk.

Wilhelm Herzog.

Der hier in der Orthographie des Originals mitgeteilte Brief hat folgenden Wortlaut:

Mein bester Freund!

Sie äußerten gestern Abend bei Ahlemanns den Wunsch, ich möchte weniger geheimnißvoll sein. Für Sie will, und werde ich nie etwas verheimlichen. Es hängt ganz von Ihnen ab, alles was meine Person betrifft von mir zu erfahren. Da ich so sehr wünsche, daß Sie mir ganz Ihr Vertrauen schenken möchten. So will ich Ihnen den Teil meines Lebens beschreiben, welcher bis jetzt für mich der wichtigste und interessanteste war, und ich hoffe, Sie werden mich Ihres Vertrauens werth finden. Daß ich von meinen Eltern sehr einfach und häußlich erzogen wurde, ist Ihnen bekannt. Von meinem 16 ten Jahre an, führte mich meine Mutter in alle Gesellschaften, sie begleitete mich in große Assembleen, wo ich das Hofleben anstaunte, Opern, Redouten und Bälle besuchte ich, und genoß, da mir diese Freuden so ganz neu waren, dies alles eine Zeit lang mit großem Interesse, doch blieb mein Herz bei dem allen sehr leer, und mit Freuden kehrte ich wieder in unsere stille Häußlichkeit zurück. Als ich 18 Jahre alt war bekam mein Vater das Regiment in Frankfurth. Damals trennte ich mich sehr ungern von Berlin, da ich einen sehr geliebten Bruder, und eine ebenso geliebte Freundin zurück lassen mußte; doch war mein Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden. Mit einem tanzte, oder unterhielt ich mich vielleicht lieber als mit dem andern, doch hatte keiner besonders Theil an meiner Traurigkeit bei dem Abschiede von Berlin.

Die erste Zeit gefiel es mir gar nicht in Frankfurth, wir lebten noch ganz in Berlin, bis sich auch hier Menschen fanden, welche sich für uns interessierten, und uns durch mancherlei Vergnügungen zu zerstreuen suchten. Unter diesen zeichnete sich besonders die Kleistsche Familie aus.

Der Lieutenant Kleist stand damals noch bei des Vaters Regiment. Auch er kam mit seinen Schwestern beinahe täglich zu uns, und wurde von

allen gern gesehen, weil er ein sehr fröhlicher junger Mann war, und uns durch seinen Scherz oft zu lachen machte. Sein älterer Bruder, welcher als Lieutenant bei der Garde stand, nahm damals den Abschied, um hier in Frankfurth zu studieren. Auch er wurde unser Nachbar, nahm aber keinen Theil an unserer Gesellschaft wenn wir zu seinen Schwestern kamen. Erst als sein Bruder nach Potsdam versetzt wurde, und seine Schwestern ihren Begleiter, und wir einen angenehmen Gesellschafter verloren hatten, gesellte er sich zu uns. Wir fanden aber alle, daß er die Stelle des Bruders nicht ersetze, denn er war sehr melancholisch und finster, und sprach sehr wenig. Bald aber begleitete er uns auf allen Spaziergängen, kam mit seinen Schwestern auch zu uns, spielte und sang mit mir, und schien sich in unserer Gesellschaft zu gefallen. Damals hörte er Experimentalphisik bei Dr. Wünsch, wovon er uns gewöhnlich nach dem Colegia mit großem Interesse unterhielt. Auch wir nahmen so lebhaft Antheil an allem was er uns darüber sagte, daß seine Schwestern wir, und noch einige Mädchen aus unserem Kreise zu dem Dr. Wünsch gingen und ihn baten auch uns Vorlesungen darüber zu halten. Dies geschahe, und wir waren sehr aufmerksame Zuhörerinnen, repetirten mit unserem Unterlehrer dem Herrn von Kleist, und machten auch Aufsätze über das, was wir hörten. Als Kleist einen Abend die Aufsätze von seinen Schwestern gelesen hatte, bat er mich ihm auch den meinigen zu zeigen; ich that es, und er fand ihn gut, nur sehr fehlerhaft geschrieben.

Er bat sich die Erlaubniß aus mir die Hauptregeln der deutschen Sprache nachgerade in kurzen Aufsätzen mittheilen zu dürfen, welches ich recht gern annahm, und recht fleißig studierte, um seine Mühe zu belohnen.

Einen Abend als ich bei Kleists war, gab er mir einen ähnlichen Aufsatz, wie gewöhnlich in ein weiß Papier geschlagen, doch wie erstaunte ich als ich es zu Haus öffnete und darin von ihm einen Brief fand, worin er mir sagte, daß er mich schon lange herzlich liebe, und ich ihn durch meine Hand sehr beglücken könne. Mir war es bis jetzt noch gar nicht eingefallen, daß ein Mann mich jemals lieben könne, denn ich fand mich immer sehr häßlich und unleidlich, und war nie mit mir zufrieden. Ich hatte ihn immer sehr unbefangen behandelt, und war ihm gut wie einem Bruder, doch liebte ich ihn nicht, und erstaunte über seine Erklärung, da ich vorher auch nicht das Geringste davon geahndet hatte, sondern immer glaubte er zöge meine Schwester Lotte mir sehr vor. Louisen machte ich zu meiner Vertrauten, und gestand ihr, daß ich ihm gut sei, doch wäre er gar nicht der Mann nach meinem Sinn. Den andern Tag schrieb ich ihm daß ich ihn weder liebe, noch seine Frau zu werden wünsche, doch würde er mir als Freund immer recht werth sein.

Leider konnte ich es nicht verhindern ihn wieder zu sehen. Er war außer sich über meine Antwort und wollte mir einen zweiten Brief geben, welches ich aber schlechterdings verbat. Acht Tage lang suchte er mich auf den Spaziergängen auf, da ich nicht mehr zu seinen Schwestern kam, und bat Louisen so sehr den Brief zu nehmen, und reichte ihn mir noch einmal mit thränenden Augen, so daß ich endlich bewegt wurde und ihn annahm.

In diesem Briefe fragte er was ich an ihm auszusetzen habe, und versicherte ich könne aus ihm machen was ich wolle, ich möchte ihm nur sagen wie er meine Liebe gewinnen könne. Ich schrieb ihm wieder, und schilderte den Mann wie er mich glücklich machen könnte. Er gab sich so viel Mühe diesem Bilde ähnlich zu werden, daß ich ihm endlich erlaubte an meine Eltern zu schreiben, und ihm meine Hand versprach, sobald sie einwilligten.

Er hatte etwas Vermögen, aber nicht so viel daß wir davon leben konnten, doch hatte er vom König das Versprechen in einem Amte angestellt zu werden sobald er ausstudiert habe. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung, doch mit der Bedingung, so lange zu warten bis er ein Amt habe, welches ich auch sehr zufrieden war. Meine Ausbildung und Veredelung lag ihm sehr am Herzen. Wenn er aus dem Colegia kam so beschäftigte er sich eine Stunde mit mir. Er gab mir interessante Fragen, auf welche ich schriftlich beantworten mußte, und er korrigierte sie. Er gab mir nützliche Bücher zu lesen, und ich mußte ihm meine Urtheile darüber sagen, oder auch Auszüge daraus machen. Er las mir Gedichte vor, und ich mußte sie nachlesen oder französisch übersetzen. Auch schärfte

er meinen Witz und Scharfsinn durch Vergleiche, welche ich ihm schriftlich bringen mußte. So lebte er ganz für mich, ich gewann ihn recht lieb und machte es mir zur Pflicht auch ganz für ihn zu leben. Wenn ich mir zuweilen gestand, daß er dem Ideale von Mann, welches ich mir entworfen hatte, noch immer nicht entsprach, so dachte ich es giebt vielleicht keinen Besseren, denn ich kannte auch keinen der mir lieber war als er. Ich erfüllte mein Vorhaben redlich. Alles, was er an mir tadelte, suchte ich fortzuschaffen, und alles, was ich dachte und that, bezog ich auf ihn. So lebten wir ein halbes Jahr sehr glücklich, da hatte er sein Studium hier beendet, er ging nach Berlin, um sich dort noch mehr zu vervollkommnen und zu einem Amte vorzubereiten.

Sein Umgang war mir nun so werth geworden, daß ich bei seiner Abreise sehr unglücklich war, und ihn nachher bei jeder Gelegenheit vermißte. Alle vierzehn Tage schrieb er an mich, und so oft er konnte, war er bei mir, und war noch immer der herzliche, gute Mensch. Er hatte viel Geist, seine schnelle Fassungskraft wurde von all seinen Lehrern bewundert, seine Phantasie war sehr lebhaft, und verleitete ihn oft zu Schwärmerei. Er hatte einen erhabenen Begriff von Sittlichkeit, und mich wollte er zum Ideal umschaffen, welches mich oft bekümmerte. Ich fürchtete ihm nicht zu genügen, und strengte alle meine Kräfte an, meine Talente auszubilden, um ihn recht vielseitig zu interessieren.

Weihnachten vor zwei Jahren kam er ganz unerwartet hier an, und sagte mir, er könne jetzt gleich angestellt werden wenn er wolle, doch wäre es ihm unmöglich ein Amt zu nehmen, die Amtsgeschäfte würden ihn unglücklich machen, auch könne er seine Freiheit nicht so aufopfern. Er fragte ob ich sein kleines Vermögen mit ihm theilen wolle, ich erschrak über dies alles sehr, ich wollte und konnte ihm weder ab- noch zurathen, um meinetwillen unglücklich zu sein, und versicherte, ich wolle alles thun, was zu seinem Glücke beitragen könne. Er reisete wieder nach Berlin, doch nicht lange nachher erhielt ich einen Brief, dessen Inhalt weit schrecklicher war als die erste Nachricht. In diesem Briefe sagte er mir, daß er jetzt die Kantsche Philosophie studiere, welche ihn so unglücklich gemacht habe, daß er es in Berlin in seinen engen vier Wänden nicht aushalten könne, er würde eine Reise machen, um sich zu zerstreuen. Er schickte mir sein Bildnis und eine Tasse mit einer sehr hübschen Inschrift, versicherte bald wieder zu kommen, und mir recht oft zu schreiben. Auch ich schickte ihm mein Bildnis, und sagte ihm nur ein schriftliches Lebewohl. Er reisete mit seiner Schwester nach Paris, schrieb mir anfänglich oft, doch als ich seit 3 Monaten keine Nachricht von ihm erhalten hatte, schrieb er mir — er werde sich in der Schweiz ankaufen, und hoffe, ich werde ihm dorthin folgen wenn er mich abholte. Ich bat ihn mit den rührendsten Ausdrücken in sein Vaterland zurückzukehren, und gestand daß ich ihm zwar folgen wolle wohin er ginge, doch würde es mir sehr schwer werden, meine Eltern zu verlassen, und besonders mich so weit von ihnen zu entfernen. Ehe dieser Brief beantwortet wurde, mußte ich 5 Monat alle Posttage vergebens auf Antwort warten. Meine Hoffnung, und die Erwartung von einer frohen Zukunft, waren schon längst in mir gesunken, ich sagte es mir oft daß ich mit dem Mann nie glücklich sein würde, da ich nicht im Stande war ihn glücklich zu machen. Doch wollte ich mein Wort halten und mich ganz für ihn aufopfern. Ich war ihm so viel Dank schuldig, und nahm so innig Antheil an Allem was ihn betraf, daß ich wenigstens hoffte ihn wo nicht beglücken, doch aufheitern zu können. Ich kannte seine Wünsche und wußte mich so gut in sein sonderbares Wesen zu schicken, daß ich überzeugt war, es könne außer mir kein weibliches Wesen mit ihm fertig werden. Nach fünf Monaten erfuhr ich endlich durch seine Schwester wo er sich aufhielt, ich schrieb an ihn, und bekam zur Antwort — er habe nicht erwartet von mir noch einen Brief zu empfangen, sondern habe mein letztes Schreiben als eine Weigerung angesehen ihm nach der Schweiz zu folgen. Nach einem heftigen Kampfe habe er es endlich dahingebracht mein Bild aus seiner Seele zu entfernen, er bäte mich deshalb nicht wieder an ihn zu schreiben. Da er durch Leichtsinn in Berlin sein Amt verscherzt habe, und durch seine Reise die Menschen zu großen Erwartungen von ihm berechtigt habe, so könne er nicht ohne Ruhm wieder in sein Vaterland zurückkehren. Sein einziger Versuch sei jetzt bald sein Leben zu enden.

— Dieser Brief erschütterte mich tief, doch beweinte ich mehr sein Schicksal als das Meine. Ich sah es sein, daß ich nie seine Frau werden konnte, und hatte auch schon lange aufgehört es zu wünschen. Ich hatte die Kraft mich von seinem Gemälde zu trennen welches ihm sehr ähnlich war, schrieb noch einmal an ihn, tröstete ihn als Freundin und sagte er möchte wenigstens seine Freundin nicht vergessen, sondern, mir zuweilen schreiben wie es ihm ginge, denn gewiß würde ich immer den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksale nehmen. Hierauf hat er nicht geantwortet.

Zu gleicher Zeit verlor ich einen sehr geliebten Freund und Bruder, — mein Schmerz war unbeschreiblich. Ich wurde sehr krank, und mein einziger Wunsch war bald zu sterben, denn mein Leben hatte für mich alles Interesse verlohren. Der Schmerz meiner Eltern welche auch durch den Tod meines Bruders einen großen Theil ihres Glückes verlohren hatten, erinnerte mich daß ich noch Pflichten zu beobachten habe. Ich verbarg meinen Schmerz, um sie zu trösten, und meine einzige Linderung waren jetzt bittere Thränen. Die Welt, und besonders die Männer waren mir sehr gleichgiltig geworden, nur Ahlemann war mein Vertrauter, er weinte mit mir, und tröstete mich. Mit der Zeit sah ich es ein, daß diese Trennung zu meinem Glücke sei und dankte dem großen Führer der Menschen für meine ertragenen Leiden, denn ich fühlte daß sie mich zu einem besseren Menschen gemacht hatten.

Meine Leidensgeschichte ist zu Ende. Die Wolken haben sich zertheilt, und ich sehe eine freundliche Sonne an meinem Horizonte aufgehen. Ich lernte Sie kennen, und gleich nachdem ich Sie zum ersten mal bei Ahlemanns gesprochen hatte sagte ich zu meiner Schwester: der Mann gefällt mir. Und mit Ihrer näheren Bekanntschaft fühlte ich immer mehr daß ich für Sie, und Sie für mich geschaffen wären, ich war so glücklich Ihnen zu gefallen, und hoffe Ihrer nicht unwerth zu sein. Die offene Mittellung meiner Jugendgeschichte wird Sie nicht beunruhigen, sie ist so war, wie ich immer gegen Sie sein werde. Wenn Sie nicht der Einzige waren der mein Herz rühren konnte, so kann ich doch versichern daß ich noch nie so von ganzem Herzen liebte, als ich Sie liebe, und daß der Entfernte nur noch als ein erhabenes Mittel, wodurch der gütige Schöpfer meine Veredelung bewirken wollte, in meinem Herzen tront.

Seien Sie ganz mein Freund, und wenn Sie in meinem Betragen auch nur das Geringste finden das nicht nach Ihrem Sinne ist, so bitte ich leiten Sie

Ihre

Wilhelmine.

Frankfurth am 16. Juni 1803.

---

## Eine intime Unterredung zwischen Bismarck und Carl Schurz.

Von Fidus.

Als Carl Schurz im Herbst 1867 auf einer Europa-Reise von Wiesbaden aus nach Berlin kam, der Stadt, in der er lange Jahre zuvor als Verfehmter gelebt hatte, um die überkühne Befreiung Kinkels aus dem Spandauer Zuchthause ins Werk zu setzen, ließ ihn Bismarck durch Lothar Bucher auffordern, ihn zu besuchen. Das interessante politische Gespräch, das sich nun zwischen den beiden Staatsmännern entspann, hat in dem eben erschienen Schlußbande der „Lebenserinnerungen“ des bekannten Achtundvierzigers eine eingehende Darstellung gefunden. Wir sehen hier von neuem bestätigt, wie frei und rückhaltslos sich Bismarck zu geben pflegte, wenn er einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüberstand. Gleich zu Beginn der Unterhaltung behauptete der Minister, er habe Schurz schon einmal Anfang der fünfziger Jahre im Zuge von Frankfurt nach Berlin gesehen. Schurz entgegnete, das sei unmöglich, da er damals nicht in Deutschland gewesen sei. „Hätten Sie mich übrigens dann nicht als Übeltäter arretieren lassen?“ „O, nein“, rief Bismarck fröhlich aus, „da kennen Sie mich schlecht. So etwas hätte ich nicht getan. Sie meinen wegen der Sache mit Kinkel? O nein, die hat mir Spaß gemacht. Und wenn es für den Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen und den Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht höchst unschicklich wäre, möchte ich einmal mit Ihnen nach Spandau fahren und mir an Ort und Stelle alles erzählen lassen“. Bis-

marck fragt dann, welchen Eindruck die gegenwärtige Lage in Deutschland auf einen amerikanischen Republikaner mache und erhält die erhoffte Bestätigung, daß sich ein neubelebter nationaler Ehrgeiz rege, und daß man einer liberalen Entwicklung entgegensehe. Seinerseits erzählt Bismarck von den großen Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um den Konflikt mit Österreich zustande zu bringen. Das größte Hindernis bereitete ihm die peinliche Gewissenhaftigkeit und das Zaudern des alten Königs, der sich gegen jede ihm nur im geringsten bedenklich erscheinende Handlung aufs entschiedenste sträubte. Er sprach von König Wilhelm immer nur als vom „alten Herrn“, und das in einem vertraulichen, höchst ungenierten Tone, der Schurz in das größte Erstaunen versetzte. „Als wenn wir unser lebelang vertraute Freunde gewesen wären, enthüllte er mir, anscheinend ganz rückhaltslos und mit übersprudelnder Lebhaftigkeit, Bilder von Vorgängen, die sich hinter den Kulissen während der berühmten Konfliktsperiode zwischen der Krone und dem Preußischen Abgeordnetenhause abgespielt hatten. Bismarck, der den Krieg mit Österreich unabwendbar kommen sah, hatte, ohne gesetzliche Vollmacht, Millionen über Millionen der öffentlichen Gelder dazu verwandt, das Heer für die große Krisis vorzubereiten. Die liberale Majorität der Kammern und die öffentliche Meinung erkannten beide nicht, daß die Einigung Deutschlands sein großes Ziel war, und erhoben sich hartnäckig und fest gegen dieses eigenmächtige Überschreiten seiner Machtbefugnis. Der König selbst schreckte vor einem derartigen Verfassungsbruch zurück, ja er fürchtete eine neue Revolution, welche ihm und seinem Minister den Kopf kosten konnte. Diese Befürchtung hätte sich leicht erfüllen können, wenn man im Kriege mit Österreich unterlegen wäre. Da hatte Bismarck, wie er sich ausdrückte, „verzweifelt die Sporen gebraucht, damit der edle alte Renner das Hindernis nahm und die Sache wagte.“ Einen viel zäheren und härteren Kampf hatte Bismarck mit der Bureaukratie, die allem Neuen und Kühnen abhold war, zu bestehen. Der anhängliche alte Herr war nicht zur Entlassung solcher Beamter zu bewegen. Schurz meinte, ob es nicht geholfen habe, wenn er mit seiner Demission drohte. „O, lachte Bismarck, „das habe ich oft versucht, vielleicht zu oft! Das wirkt nicht mehr. Was meinen Sie wohl, was geschieht, wenn ich damit drohe, mein Amt niederzulegen? Der alte Herr fängt an zu schluchzen und zu weinen. Tatsächlich vergießt er Tränen und sagt: ‚Nun wollen Sie mich auch verlassen?‘ Und wenn ich ihn Tränen vergießen sehe, was in aller Welt soll ich dann tun?“ Wiederholt drückt Schurz sein Erstaunen über Bismarcks rücksichtslose Offenheit, einem völlig Unbekannten gegenüber, aus. Er sollte später erfahren, daß dieser Ton der Unterhaltung bei Bismarck nichts Ungewöhnliches war, und daß der alte König, wenn er davon hörte, nur ruhig lächelte.

---

## Moderne Buchreklame.

Von Dr. Hans Landsberg.

Mit „Götz Krafft“, dem vierbändigen Wälzer des verflossenen Dichters Stilgebauer fing es just vor drei Jahren an, und man muß sagen, daß wir es seither herrlich weit gebracht haben. Wenn ein völlig Unbefangener, etwa Voltaires berühmter Hurone, heute das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ oder auch nur die jedem zugängliche Tagespresse zu Rate zieht, muß er sich wundern, welche Fülle von Genialität sich im deutschen Dichterwalde offenbart. Lauter hochragende Stämme, lauter kräftige deutsche Eichen, die in ihrem titanischen Wuchs bis zum Himmel reichen; von bescheideneren Pflänzchen oder etwa gar von Veilchen, die still im Verborgenen blühen, ist nicht mehr die Rede, und ein Dichter, der noch zu sagen wagte: „Mein Becher ist klein, aber ich trinke doch aus meinem Becher,“ würde einfach ausgelacht werden. Man trinkt nur noch aus riesengroßen Humpen, wie einst die Götter Walhall's ...

Man fühlt sich veranlaßt, den Schatten Grabbes heraufzubeschwören: „Reimschmiede, die so dumm sind, daß jedesmal, wenn ein Blatt von ihnen ins Publikum kommt, die Esel im Preise aufschlagen, heißen ausgezeichnete Dichter .... Die Wörter: ‚genial, sinnig, gemütlich, trefflich‘ werden so ungeheuer mißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden

Begriff erbärmlichen Zuchthauskandidaten vor dem ganzen Lande auf das unauslöschlichste zu infamieren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig, gemütlich, trefflich und genial! — O stünde doch endlich ein gewaltiger Genius auf, der, mit göttlicher Stärke von Haupt zu Fuß gepanzert, sich des deutschen Parnasses annähme und das Gesindel in die Sümpfe zurücktriebe, aus welchen es hervorgekrochen ist!"

Aber ruhig Blut! Es handelt sich hier nicht darum, vage Anschuldigungen vorzubringen; was gesagt wird, soll bewiesen werden. Von vornherein sei mit Freuden konstatiert, daß unter den vornehmeren Verlegern nach wie vor die gute Sitte herrscht, dem Buche nur das zu geben, was ihm zukommt und es als ein Geistesprodukt zu behandeln, das eine überlaute Reklame nicht verträgt. Es sei ferner zugestanden, daß bei der herrschenden Überproduktion und Überflutung eine gewisse Propaganda, ohne die ein noch so gutes Buch verborgen bleibt, durchaus notwendig ist. Gegenwärtig wird aber von einer steigenden Anzahl von deutschen Verlegern das Buch ganz einfach als Ware behandelt und die denkbar gröbste marktschreierische Reklame für die armseligsten Geistesprodukte in Szene gesetzt. Ein Buch nun ist kein Zahnpulver, keine Putzpomade, kein Frühstücksgetränk, kein Nervenmittel, keine Sektmarke. Man kann also an dem Erfindergeist der Reklame eine lebhafte Freude empfinden und doch durch die sinnlose Anwendung auf das Buch entschieden abgestoßen werden. Worin bestand denn die neue Methode beim seligen „Goetz Krafft"? Der Schriftsteller war ausgeschaltet, er hatte zu schmieren, wie man Stiefel schmiert. An seine Stelle trat der Verleger, der mit Hochdruck arbeitete und mit einer wahren Flut von Inseraten auf den Buchhandel und das sehr willfährige Leserpublikum eine förmliche Suggestion ausübte. Seither ist man auf dieser Bahn erklecklich weiter geschritten. Man zeigt ganz einfach jede Neuerscheinung als „das Buch der Saison" an (nach dem Muster des „Tagebuchs einer Verlorenen"). Man gibt geheimnisvolle Inserate auf, wie jenes, das unlängst im „Hannoverschen Courier" erschien. Dort sucht ein Mann die Hand einer Frau, die einen ähnlichen Charakter besitzen muß, wie die Gräfin X aus dem neuen Roman des genialen Dichters Y, dessen Buch natürlich wieder das „Buch der Saison" ist. Oder der Dichter Aloys Kuhschnappel, der vor kurzem aus Galizien nach Berlin eingewandert ist und in einem nicht einmal talentlosen Roman ein Bild der Großstadt zu geben versucht, wird von der Kritik, von der noch ein Wort zu sagen ist, als ein Meister hingestellt, der Zola an Großzügigkeit übertrifft und so ganz nebenher noch Dostojewski, Dickens und Meunier in sich vereinigt.*) Solcher kritische Unsinn, der leider Gottes in großen Tagesblättern zu lesen ist, weil die schlechtbezahlte oder überhaupt nicht honorierte Buchkritik den jüngsten Grünlingen anvertraut wird, richtet sich ganz von selbst. Wir müssen auf diesem Wege dahin kommen, daß der Gebildete und Urteilsfähige solche verstiegenen Anpreisungen, die der gewöhnlichsten Camaraderie und dem vorurteilslosen Lobe auf Gegenseitigkeit entspringen, überhaupt nicht mehr ernst nimmt und jedem neuen Buche das größte Mißtrauen entgegenbringt. Die hier charakterisierten Verlagshandlungen verfallen aber noch auf andere Finten, um ihre Marktware an den Mann zu bringen. Man gibt z. B. einen „Literarischen Jahresbericht" heraus und kauft sich einen Namen, der als Herausgeber zeichnet, etwa Detlev von Liliencron. Gewiß die geeignetste Persönlichkeit für die Redaktion einer populär-wissenschaftlichen Bücherschau über die Neuerscheinungen des Jahres! Außerdem überträgt man die Referate der verschiedensten Wissensgebiete an Universitätsprofessoren, die merkwürdigerweise heute für jedes noch so augenfällige Reklameunternehmen zu haben sind. Aber die journalistische, wieder absolut vorurteilslose Tätigkeit des modernen Universitätsprofessors ist ein Kapitel für sich und verdient, einmal besonders behandelt zu werden. Wenn diese Herren wirklich so naiv sind, um den Speck nicht zu merken, so sollten sie das gefährliche Terrain der Journalistik meiden.

*) So lautet es in den Tageszeitungen: „Die Schilderungen des Warenhauses heben unsern Epiker über Zola hinaus" „Ein Stück Zolaischer Gewaltsinnbilderei (sic!)" „Ich wurde an Zola erinnert. Die Charakteristik zeigt feine Pinselstücke Dickenscher Genialität und das ganze wirkt . . . wie ein echter Meunier."

Unser Jahresbericht segelt unter der Flagge von „Nord und Süd“, verschweigt aber, daß dieser Verlag und die „Harmonie“ einem Herren dienen. Es ist also ein Propagandaheft für den Harmonie-Verlag unter sorgfältiger Verschleierung des Tatbestandes. Ein paar Schweinereien, die Herr Professor Lombroso da Torino unter dem Kapitel „Perversitäten“ ausführlich darzustellen für nötig befand, haben dem Unternehmen den Hals gebrochen, weil der Sortimenter sich hüten wird, solche literarische Ausgeburten seinen Kunden ins Haus zu schicken. Bezeichnend ist die Wahl dieses Herrn Lombroso, der zwar einen berühmten Namen hat, wissenschaftlich aber doch eben nicht gar zu ernst genommen wird. In Deutschland war jedenfalls ein Psychiater und Kriminalist von ähnlicher Bedeutung nicht aufzutreiben. Dabei wird kein ernster wissenschaftlicher Arbeiter daran denken, sich über die Literatur seines Spezialfaches in einem familiären Jahresbericht zu orientieren. Man sollte die Hand von Dingen lassen, von denen man nichts versteht.

Diese Art des Büchervertriebes ist unsinnig und zugleich gefährlich. Es tut bitter not, eine strenge Scheidewand aufzurichten zwischen der Ware, die auf allerhand Instinkte des Publikums spekuliert und dem Buche als dem Werke eines Schriftstellers. Geistige Produkte haben auch ihre moralischen Gesetze, diese sind aber nie ärger verletzt worden als gegenwärtig. Mit der Ethik des Buchhandel steht es heute wirklich verteufelt schlecht, oder ist man etwa auch hier so weit, derartige ideelle Gesichtspunkte gegenüber dem alleinigen Ziele des Geldverdienens als veraltete Schrulle zu betrachten?

Man braucht kein Philosoph zu sein, um die notwendige Reaktion gegen dieses ungesunde und unheilvolle Treiben vorauszusehen. Höchstwahrscheinlich ist die Entwicklung bereits bei einem Punkte angelangt, wo die Rückkehr zur Vernunft und Natur sich als notwendig erweist.

Entscheidend hierfür wird aber die materielle Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen sein. Man wird endlich begreifen lernen, daß es nur in den seltensten Fällen dem Verleger gelingt, ein innerlich wertloses Buch und einen hohlen Autor zu „machen“. Büchererfolge pflegen so zu entstehen, daß sich eine Reihe von berufenen Kritikern für ein Buch einsetzt. So hat man trotz aller Schwerfälligkeit des Leserpublikums einem Liliencron, ja noch dem alten Fontane zum endlichen Erfolge verholfen. Und jüngsthin einem Berliner Biedermeier-Roman. Dem Kritiker nun ist die moderne Buchreklame einfach widerwärtig. Er wird aus dem Tamtam, mit dem die Bücher neuerdings in die Welt gesetzt werden, seine berechtigten Schlüsse ziehen auf die Schwächlichkeit dieser Geisteskinder und wird da, wo der Kapitalismus mit aller Macht einsetzt, seinerseits auf Lektüre und Urteil verzichten. Wir Kritiker sind noch immer nicht für Geld zu haben, und als Schriftsteller müssen wir mit aller Energie gegen einen Modus der Reklame protestieren, der sich bereits wie bei Lawsons Spekulantenroman „Der 13. März“ so weit verstiegen hat — Preise für die beste Kritik auszusetzen. Die moderne Buchreklame ist eine der schlimmsten Kulturerscheinungen, und der Kampf gegen sie ist zum mindesten so wichtig wie der Kampf gegen die Schundliteratur.

---

## Kurpfuscher.

Von Dr. med. Dammann.

Die fortwährend zunehmende Verbreitung des Kurpfuscherunwesens in Stadt und Land, besonders aber in unseren Großstädten beweist nur allzu deutlich, daß die bestehenden Gesetze völlig unzulänglich sind, ein Treiben zu bekämpfen, durch das die Gesundheit der Staatsbürger ständig gefährdet oder sogar ernstlich geschädigt wird. Von Zeit zu Zeit lesen wir wohl, daß der eine oder andere Kurpfuscher, der es gar zu arg getrieben hat, durch eine Freiheitsstrafe für einige Zeit unschädlich gemacht worden ist, den meisten jedoch gelingt es dauernd, durch die allzu weiten Maschen der bestehenden Gesetze hindurchzuschlüpfen und ihr heutzutage recht einträgliches Gewerbe ungestört fortzusetzen zum Schaden der allzu vertrauensvollen Mitmenschen. Denn selbst die ernstlich in ihrer Gesundheit Geschädigten unterlassen es häufig, Strafantrag zu stellen — teils aus Scheu vor den Kosten und vielfachen Umständlichkeiten des heuti-

gen Gerichtsverfahrens, teils auch aus Scham, die eigene Vertrauensseligkeit zugeben zu müssen.

Das einzig wirklich sichere Mittel gegen die vielfachen Übelstände, die das Kurpfuscherunwesen gezeitigt hat, wäre ein Gesetz, das die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde nur den im Besitze staatlicher Befähigungs-Zeugnisse befindlichen Personen, das heißt also nur den approbierten Ärzten gestattete. Kleinere Verrichtungen, wie z. B. Massage und andere äußere Heilmethoden dürften auch den geprüften Heilgehilfen überlassen bleiben, ebenso wie die notwendigsten geburtshilflichen Verrichtungen den staatlich geprüften Hebammen. Jede gewerbsmäßige ärztliche Tätigkeit anderer als der genannten Personen wäre durch Gesetz unter Strafe zu stellen.

Vom logischen Standpunkte aus müßte man es ja eigentlich als selbstverständlich ansehen, daß nur den approbierten Ärzten die Ausübung der Heilkunde gestattet würde. Die durch ein langes Studium und große Opfer an Zeit und Geld erworbene Approbation hat doch nur dann Sinn, wenn sie dem Arzt ein Vorrecht sichert und ihn vor der Konkurrenz der Nichtapprobierten schützt. Statt dessen aber haben sich heute die Verhältnisse in das Gegenteil gewandelt: während der approbierte Arzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und ihm die gesetzlich eingerichtete Ärztekammer auch die bescheidenste Ankündigung seiner Kunst strengstens verbietet, ja unter Umständen sogar die Anbringung eines zweiten Namensschildes an der Haustüre als standesunwürdig untersagt, wird der Kurpfuscher zum reichen Manne, da ihm infolge seiner oft ganze Seiten der gelesensten Tageszeitungen einnehmenden riesenhaften Annoncen, und durch die oft ganze Häuserfronten bedeckenden Reklameschilder ein ungeheurer Zulauf des leichtgläubigen Publikums sicher ist.

Zu bedauern ist es, daß Angehörige unseres eigenen Lagers, approbierte Ärzte selbst, an der Schaffung der gegenwärtigen ungesunden Verhältnisse mitgearbeitet haben. Bei der Beratung der Gewerbeordnung Ende der sechziger Jahre waren es approbierte Ärzte, die — aus durchaus anerkennenswerten Gründen — für völlige Freiheit eintraten, ohne die jetzt eingetretenen schädlichen Folgen derselben vorauszusehen, und auch die Einrichtung der Ärztekammern mit ihren Ehrengerichten, die dem Arzt jedwede Ankündigung seiner Kunst verbieten, ihn also davon abhalten, neben dem Kurpfuscher hervorzutreten, ist wiederum der Mitwirkung von approbierten Ärzten zu danken.

Wenn unter den heutigen Verhältnissen bei der ganz ungeheuren Verbreitung des Kurpfuschertums auch wohl an maßgebender Stelle die Erkenntnis vorhanden ist, daß durch gesetzliche Maßnahmen eine Besserung erstrebt werden muß, so besteht leider doch nur wenig Aussicht, daß ein Gesetz mit der erwähnten radikalen Forderung, nur Approbierten die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde zu gestatten, eingebracht und im Reichstage angenommen werden würde. Mancherlei Gründe werden gegen den Erlaß eines derartigen Gesetzes vorgebracht.

Der triftigste Grund, den man für die Beibehaltung des jetzigen Zustandes anführen kann, ist der, daß in dieser Beziehung wie auch sonst die persönliche Freiheit des Einzelnen gewahrt bleiben muß. Ein jeder Mensch hat das Recht, mit seinem Körper anzufangen, was er will, denn er allein hat die Folgen zu tragen. Hält es also jemand für richtiger, seinen erkrankten Leib nicht einem Arzt, sondern einem Kurpfuscher anzuvertrauen, so sollte ihn niemand daran hindern. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß der Staat die Pflicht hat, seine Bürger vor betrügerischer Ausbeutung und vor den Schädigungen zu schützen, denen sie sich infolge von Unerfahrenheit und Dummheit aussetzen können. Genau wie das Gesetz vom unlauteren Wettbewerb den Kaufmann daran hindert, durch falsche Vorspiegelungen das Publikum in pekuniärer Hinsicht zu schädigen, so muß der Staat auch verbieten, daß Leute, die nicht die allernotwendigsten Vorkenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers und von der Tätigkeit seiner Organe besitzen, an der Gesundheit der Unerfahrenen und Leichtgläubigen herumkurieren und dadurch oft schwere, dauernde Gesundheitsschädigung hervorrufen. Von mancher Seite wird eingeworfen, daß eine Hebung der allgemeinen Bildung auch der unteren Volkskreise eine Verminderung des Kurpfuschertums zur Folge haben werde. Ich wage

daran zu zweifeln, denn — wie wir erst kürzlich gesehen haben — sind es oft gerade die höchsten Gesellschaftskreise, die sich durch Gesundbeter und andere Kurpfuscher behandeln lassen. Es ist bekannt, daß der Schäfer Ast von Angehörigen der obersten Schichten häufig aufgesucht wurde.

Eine weitere Erwägung, die der Einführung eines radikalen Gesetzes entgegensteht, ist die, daß es unter den Nichtapprobierten eine ganze Anzahl gibt, die man nicht als Kurpfuscher im eigentlichen Sinne betrachten kann. Studenten oder Kandidaten der Medizin, letztere zuweilen sogar mit dem Doktortitel, die aus irgendwelchen Gründen das Staatsexamen nicht absolviert haben, können unter besonderen Umständen — wenn z. B. natürliche Begabung zum ärztlichen Berufe vorhanden ist — ganz Ersprießliches leisten. Solche Mediziner wenden sich häufig der Naturheilmethode zu und erzielen oft recht gute Erfolge bei ihren Kranken. Immerhin sind es Ausnahmen, die der Staat, der einen bestimmten Befähigungsnachweis verlangen muß, nicht berücksichtigen kann.

Man führt ferner die Tatsache an, daß sich auch nicht approbierte Personen gewisse Verdienste um den Fortschritt der ärztlichen Behandlung erworben hätten und erwähnt hier besonders die Naturheilkundigen und Wasserdoktoren, die mit Behandlungsmethoden arbeiten, die in der wissenschaftlichen Medizin zwar schon seit Jahrhunderten bekannt sind, aber weniger angewandt wurden, weil das Publikum sich dagegen sträubte. Vom approbierten Arzt verlangt der Kranke — und zwar auch vielfach der Gebildete — ein Rezept mit schwierigem lateinischen Namen, und hat wenig Vertrauen zu einem Arzte, der ihm statt dessen Einpackungen verordnet. Umschläge und Bäder könne man sich allein verordnen, dazu brauche man nicht einen Arzt zu konsultieren. Das den Naturheilkundigen zugeschriebene Verdienst besteht also im wesentlichen nur darin, daß sie im Publikum mehr Verständnis für eine wissenschaftlich längst anerkannte Behandlungsart geweckt haben.

Nach diesen Ausführungen könnte es vielleicht zulässig erscheinen, den Naturheilkundigen und Wasserdoktoren, auch wenn sie nicht approbiert sind, die Ausübung der Heilkunde zu gestatten, da sie ja eine wissenschaftlich anerkannte Heilmethode anwenden, mit der sie auch im allgemeinen kaum Schaden stiften können. Darauf ist zu erwidern, daß die allerwichtigste Vorbedingung für eine erfolgreiche ärztliche Behandlung die Stellung der richtigen Diagnose ist. Kann die Krankheit und ihre Grundursache nicht richtig erkannt werden, so wird die Behandlung immer Pfuscherei bleiben. Meines Erachtens wird es nur demjenigen möglich sein, eine Krankheit richtig zu erkennen, der den Bau des menschlichen Körpers, die Tätigkeit seiner Organe in gesunden und kranken Tagen gründlich studiert hat, also nur dem Arzt, der im Staatsexamen eine ausreichende medizinische Vorbildung nachweisen kann.

Der Nichtarzt wird meist nur die Symptome des Leidens behandeln können, nicht aber das Leiden selbst. Er wird bei Magenschmerzen stets die gleichen Verordnungen geben und nicht imstande sein, feststellen zu können, ob die Schmerzen von einem Magengeschwür oder Magenkrebs, von einem einfachen Katarrh oder einer Erweiterung, von einer falschen Zusammensetzung des Magensaftes herrühren oder als nervöse Magenbeschwerden aufzufassen sind. Er wird auch nicht feststellen können, daß die Magenschmerzen z. B. die Vorboten einer ernsten Erkrankung eines ganz anderen Organes sein können — ich erinnere an die gastrischen Krisen der Rückenmarkskranken und die Magenbeschwerden bei beginnender Lungenschwindsucht und bei Herzleiden und Leberkrankheiten —. Es ist jedem Laien ohne weiteres klar, daß z. B. ein Magenkrebs ganz anders behandelt werden muß als nervöse Magenbeschwerden; der Kurpfuscher jedoch wird diese verschiedenen Krankheiten, die sich alle durch das eine Hauptsymptom, die Magenschmerzen, dem Kranken selbst bemerkbar machen, auf dieselbe Art behandeln. Das allergefährlichste bei der Behandlung durch Kurpfuscher aber ist, daß oft die kostbarste Zeit durch unwirksame symptomatische Behandlung vergeudet wird, so daß der Kranke häufig erst dann in ärztliche Behandlung kommt, wenn es zu einer wirklichen Heilung des Leidens schon zu spät ist.

Keinem würde es einfallen, etwa seine beschädigte Uhr zur Reparatur einem Bäckermeister zu geben oder seinen zerrissenen Rock von einem

Klempner instand setzen zu lassen; die außerordentlich komplizierte Maschine des menschlichen Organismus, zu deren genauem Verständnis ein jahrelanges Studium gehört, vertraut man ohne Besinnen einem Menschen an, der in vielen Fällen nicht einmal die allereinfachsten anatomischen und physiologischen Kenntnisse besitzt.

Da anscheinend wenig Aussicht ist, ein Gesetz durchzubringen, welches allen Nichtapprobierten die Ausübung der Heilkunde verbietet, möchte ich im folgenden kurz die allerwichtigsten Forderungen zusammenstellen, die wir an das neue Kurpfuschergesetz stellen müssen, wenn es imstande sein soll, wenigstens die gröbsten Auswüchse zu beseitigen.

Jede Schädigung der Gesundheit, die nachweislich durch die Behandlung des Nichtapprobierten entstanden ist, muß als strafbare Handlung angesehen werden; insbesondere ist eine Gesundheitsschädigung auch dann für vorliegend zu erachten, wenn z. B. bei einem Kranken durch die unwirksame Behandlung des Kurpfuschers die rechte Zeit versäumt worden ist, in der die Krankheit bei sachgemäßer Behandlung noch hätte geheilt oder gebessert werden können. Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten wäre den Nichtapprobierten überhaupt zu verbieten, da gerade bei diesen Krankheiten die Folgen einer falschen Behandlung am verhängnisvollsten zu sein pflegen. Während die allergünstigsten Heilungsaussichten bestehen, wenn das Leiden sofort in ärztliche Behandlung kommt, kann jede Verschleppung verderblich sein. Gerade diese Krankheiten waren bisher — wie man auch aus den zahlreichen Anzeigen in den Tageszeitungen ersieht, — ein außerordentlich dankbares Feld für die Kurpfuscher, weil die ersten krankhaften Erscheinungen meist auch ohne jede Behandlung, also auch bei Anwendung der Kurpfuscher-Mittelchen von selbst bald zu verschwinden pflegen. Während aber der gewissenhafte Arzt den Kranken darauf aufmerksam macht, daß die Krankheit, auch wenn sich wochen- oder monatelang keine krankhaften Erscheinungen zeigen, durchaus nicht geheilt ist, sich vielmehr im Körper ganz im verborgenen weiter verbreitet, um erst nach längerer Zeit die schwersten Erscheinungen hervorzurufen, wenn nicht durch eine gründliche Kur das Gift im Körper vernichtet wird, erklärt der Kurpfuscher den Kranken für geheilt und nimmt gerne die begeisterten Dankschreiben der sich gesund wähnenden Kranken in Empfang, die er oft noch nach Jahren in den Zeitungen veröffentlicht, wenn der betreffende Kranke vielleicht längst an einem Rückfall der Krankheit zugrunde gegangen ist oder schwer an den Folgen zu leiden hat. Aus naheliegenden Gründen scheuen sich aber selbst diejenigen Kranken, die die Zwecklosigkeit der Behandlung durch den Kurpfuscher eingesehen haben, die weitere Veröffentlichung solcher Dankschreiben zu untersagen.

Genau wie es dem Arzt nicht gestattet ist, seine Kunst in Inseraten und großen Schildern anzupreisen, müßte auch den Nichtapprobierten jede Reklame untersagt sein. Man darf die ungeheure Macht der Reklame nicht unterschätzen, die selbst solche Leute, die an und für sich nicht geneigt sind, sich einem Kurpfuscher anzuvertrauen, dazu bringt, wenn sie an einer chronischen Krankheit leiden und nun Tag für Tag von den wunderbaren Erfolgen lesen, die der Heilkundige X. in den verzweifeltsten, von allen Ärzten bereits aufgegebenen Krankheitsfällen gehabt haben will. Auch die Veröffentlichung von Dankschreiben, mit denen ein ganz unglaublicher Unfug getrieben wird, sollte untersagt sein.

Endlich aber müßten alle Nichtapprobierten gezwungen sein, über ihre Kranken nach einem vorgeschriebenen Schema Bücher zu führen, aus denen die von ihnen bei den einzelnen Kranken gestellte Diagnose, sowie die Art der Behandlung im einzelnen mit sämtlichen Verordnungen sofort ersichtlich wäre. Hiermit wäre der Behörde, die selbstverständlich jederzeit Einsicht in diese Bücher nehmen könnte, eine wirksame Kontrolle gegeben, insbesondere würde z. B. in den Fällen, in denen die Behandlung schädliche Folgen gehabt hat, leicht festzustellen sein, ob die Krankheit richtig erkannt worden ist, und ob die angegebenen Verordnungen zweckentsprechend waren.

Jede briefliche Behandlung muß bei strenger Bestrafung verboten werden, denn es ist ohne weiteres klar, daß man einen Menschen, ohne ihn gesehen und untersucht zu haben, also ohne seine Körperkonstitution genauer zu kennen, nicht behandeln kann.

Eine besondere Art der Kurpfuscherei ist der Vertrieb von Geheimmitteln aller Art. Auch hier sollte das Gesetz wirksam einschreiten. Vor allen Dingen wären diejenigen Schwindelmittel und ihre Anpreisung zu verbieten, die gegen alle möglichen verschiedenartigen Krankheiten helfen sollen. Wenn ein Fabrikant ankündigt, daß sein Elixier gegen Lungenschwindsucht, Herzkrankheiten, Rückenmarksleiden, Krebs und Magenkrankheiten sicher hilft, so müßte sich jeder verständige Mensch sagen, daß das Schwindel ist. Trotzdem werden solche Mittel massenhaft gekauft, wenn nur die nötige Reklame gemacht wird. Die Fabrikanten, die eine für wenige Pfennige oder Groschen hergestellte Mixtur für 3 oder gar 5 Mark verkaufen, können nicht nur die hohen Kosten für die riesige Reklame bezahlen, sondern werden noch wohlhabende oder gar reiche Leute von den vertrauensvoll hergegebenen Groschen der armen Leute.

Die vorstehenden Ausführungen sollen nur auf die allerwichtigsten Punkte hinweisen, die die Gesetzgebung hoffentlich bald berücksichtigen wird. Dringend zu wünschen wäre freilich, daß man sich zu radikalen Maßnahmen entschlösse, um dem immer mehr anwachsenden Kurpfuschertum ein Ende zu bereiten, und daß der Staat dafür Sorge trägt, daß die Gesundheit und das Leben seiner Bürger nur denjenigen anvertraut würde, die durch die Staatsprüfung ihre Befähigung für den schweren Beruf eines Arztes dargetan haben.

---

## Revue der Revuen.

### Frankreich.

Während die Tageszeitungen sich minutiös mit den deutschen Geschehnissen beschäftigen, während sie übertreibend die Alarmnachrichten über Kaiser Wilhelms II. Gesundheitszustand ausdeuten, beschäftigen sich die Revuen nur oberflächlich mit Deutschland. Die Flottenvermehrung, die in Deutschland bevorsteht, wird in Frankreich nicht als ein eventuelles Angriffsmittel empfunden. Freundlich sieht man diese Beschlüsse an, als eine mannhafte Vernachlässigung der Empfindsamkeit nach den Herzlichkeiten im Haag. Die für diplomatische Fragen sehr kompetente Revue des Questions diplomatiques et coloniales druckt den wohlbekannten Artikel der Times nach und setzt nur den Ton zur Liebenswürdigkeit herab, der vielleicht als gehässig in dem englischen Blatte hätte aufgefaßt werden können (Dezemberheft). Frieden unter den Nationen und deshalb auch mehr Raum für geistige und künstlerische Interessen. Ein Freund des verstorbenen Vicomte Spoelberch de Lovenyone erzählt im Mercure de France (2. Dezemberheft), wie es im Hause und im Herzen des belgischen Bibliophilen ausgesehen hat. Solch Sammelfleiß ist eine seltsame Begabung. Ihre Ursache war im Grafen Spoelberch eine angeborene Schwermut, ein Pessimismus, der den Menschen nicht freundlich entgegenkam. Nun rettete sich dieser Mann vor den Kleinen, indem er sich an die Großen klammerte. Die Handschriften, alle Dokumente, die um das Werk und das Leben Balzacs existieren, waren sein Heiligtum. Mirbeau hat jüngst diese im Grund unfruchtbare Bücherwut auf ihren reellen, liebenswerten, aber nicht erheblichen Wert zurückgeführt. Immerhin ist es unterhaltend, das Seelengestrüpp dieses kranken Gemütes vom Freundesblick durchdrungen zu sehen. Das eigene Glück eines nicht alltäglichen Menschen. Das allgemeine Glück, auch des gedrücktesten Menschen, wollte jüngst der französische Jesuit J. Delbrel auf seine verzückte Gottesart. Er schrieb ein Buch über Priestergewinnung und Priestererziehung, und dieses fromme Werk wird in der Jesuitenrevue Etudes ausführlich gewürdigt. Eifer der Priesterlehrer, ihre Hingabe an die Jugend, ihr unermüdlicher Fleiß zum Seelenfang wird aufgerufen, damit eine „kranke Gesellschaft" geheilt wird, der man nicht das Evangelium in der genügenden Dosis einimpfen kann. Große Kultur will die Grande Revue im 2. Dezemberheft. Sie will, daß Frankreich nicht nur mit seinen Lebensfreuden uns die weiteste Gastfreundschaft übe, sondern auch mit seinen Ergötzungen der Seele. Und sie entwirft ein Programm, das allen Ausländern schönste Gelegenheit bietet, diese Freuden zu erwerben. Ein altes Lied stimmt endlich in der zweiten Dezembernummer die „Revue" an. Sie stellt den augenblicklichen

Tiefstand des deutschen Theaters fest und charakterisiert ganz klug einige Dramatiker der Gegenwart, als da sind Gerhart Hauptmann, Wildenbruch, Georg Hirschfeld und Rudolf Hertzog.

## England.

Natürlich steht der deutsche Kaiser wieder einmal im Vordergrund des öffentlichen Interesses in England. In ihrer Dezembernummer bringt die „Fortnightly Review" einen sympathisch gehaltenen Aufsatz von Calchas: „Der Kaiser und die Zukunft". Der Kaiser als Persönlichkeit sei den Engländern immer interessant und meistens auch sympathisch gewesen. England habe durch seine jüngste Vertragspolitik durchaus nicht beabsichtigt, Deutschland einzukreisen, und jetzt, da das europäische Gleichgewicht gesichert sei, würde auch niemand etwas gegen die Flottenpläne des Kaisers einwenden. In der „Contemporary Review" schreibt Friedrich Dernburg über den Kaiser und seinen Kanzler. Der Kaiser sei durchaus nicht so sehr Selbstherrscher, wie man im Ausland vielfach glaube. Dernburg geht ausführlich auf die politische Seite des Harden-Moltkeprozesses ein und auf die Beziehungen des Kaisers zum Fürsten Eulenburg. Ein Aufsatz von John Leyland im „Nineteenth Century" untersucht die Verteidigungsverhältnisse Englands für den Fall einer Invasion. Auch er ist der Ansicht, daß ein starkes stehendes Heer nicht viel nützen könnte, wenn die Flotte geschlagen sei. Eine starke Flotte und dadurch die Herrschaft zur See, das sei eine Lebensnotwendigkeit für das britische Weltreich. Ähnliche Gesichtspunkte spielen ja bei der Frage der Untertunnelung des Kanals eine Rolle. Sir Nathaniel Barnaby in der „Westminster Review" glaubt, daß ein Tunnel zwischen Dover und Calais trotz aller Sicherheitsmaßregeln stets ein Gegenstand der Beunruhigung in England sein werde. Dagegen würden die projektierten großen Fährboote, ähnlich wie sie in New York sind, einen schnellen, sicheren und bequemen Anschlußverkehr an die Eisenbahnen herbeiführen. In derselben Nummer spricht H. Hutcheson Harris ausführlich über die Schwierigkeiten, die man in England hat, um den Willen des Volkes gegen das Oberhaus durchzusetzen. Harris schlägt zur Lösung der Frage das Referendum vor, falls die beiden Häuser sich nicht einigen können.

## Italien.

Die letzte Nummer der „Rassegna Nazionale" gibt den Wortlaut einer sehr interessanten parlamentarischen Petition auf Reform der zurzeit ungleichmäßigen italienischen Grundsteuer wieder. Die Steuer ist zu Beginn des neuen Königreichs provisorisch erhöht, gleichzeitig aber die Herstellung eines allgemeinen Katasters für die neuerworbenen Landesteile angeordnet worden. Während nun Österreich oder Preußen ehemals ein solches Register in fünfzehn, beziehungsweise neun Jahren, fertigstellen konnten, sind in Italien erst achtzehn Provinzen mit einem Kostenaufwand von 112 Mill. steuermäßig beschrieben, für den Rest der Arbeit müssen noch weitere 35 Jahre und weitere 300 Mill. in Anschlag gebracht werden. Die Landwirte machen nun geltend, daß der Kataster ihre Steuerlast durchschnittlich um 38 % verringert, und daß deshalb einigen südlichen Provinzen ein vorläufiger rechnungsgemäßer Abzug von 30 % bereits gewährt wurde. In einer sehr gründlichen Untersuchung weist Badoglio in zwei Heften des „Giornale degli Economisti" auf die Leistungen der deutschen Staaten für Volkswohnstätten, im besonderen ihrer eigenen Arbeiter und Unterbeamten, hin, kommt aber zu dem natürlichen Schluß, daß die Kraft des Staates für die Gesamtheit aller weiteren Aufgaben nicht ausreicht. „Rivista d'Italia" bringt einen populär-wissenschaftlichen Aufsatz Barattas über das kalabrische Erdbeben. Zu Plinius' Zeiten und noch während der großen Erschütterungen des 18. Jahrhunderts galt die jonische Küste von Lokris für erdbebenfrei, heute aber kann man den Bewohnern der immer wieder gefährdeten Ortschaften nur den Rat einer entfernteren Ansiedlung erteilen! Außerdem veröffentlicht die genannte Zeitschrift eine Anzahl von — ziemlich unpersönlichen — Briefen des jungen Carducci an den zeitgenössischen Ge-

lehrten und Politiker, nachherigen Unterrichtsminister, Graf Mamiani und Nuova Antologia eine kleine Studie Venturis über Michelangelo, die recht viel Feines, wenn auch nicht allzuviel Neues enthält.

## Spanien.

In „España Moderna" erzählt Amadeo de los Rios in anregender und fesselnder Weise von seinen Besuchen in einigen andalusischen Nonnenklöstern maurischen Bauursprungs, deren Pforten sich fast niemals einem männlichen Besucher öffnen, Perez de Guzman bringt einiges Diplomatische zur Geschichte der französisch-spanischen Beziehungen vor dem Ausbruche der großen Revolution; Rivista General de Legislacion druckt die sehr wohlmeinende und ebenso wohlgesetzte Rede des Justizministers über die Beziehungen zwischen Moral und Recht bei der Eröffnung der gegenwärtigen Gerichtssession ab.

---

# Neue Bücher.

**Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:**

Max Schloß: Österreich-Ungarns Wacht zur See. Ein Mahnwort. Verlag Grefe & Tiedemann, Hamburg 1908.

* * * Götzendämmerung. Ein Kulturbild. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

M. v. Witten: Unsere Ostmark. Friedrich Ebbeckes Verlag, G. m. b. H. Preis 60 Pf.

Dr. jur. Klaus Wagner: Justizgesundung! Eine Programmschrift über Gerichtsorganisation, Trennung der Straf- und Streitgerichte, Gesetzessystematik, Verbrecherbehandlung und Richterstudium. Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1908. Preis M. 1,50.

H. A. Gillot: Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht. Ein Evangelium der Freiheit, der Toleranz und der Liebe. Moderne religiöse Gedanken. Friedrich Gottheiners Verlag August Brenzinger, Berlin 1908. Preis geh. M. 2,40, geb. M. 3,00.

Dr. Eduard Ritter von Liszt, k. k. Generalprokurator, † am 8. Februar 1779. Eine Gedenkschrift zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todestages. Verlag des „Universitätsblatt", Salzburg 1906. Preis geh. M. 2,00.

Ernst Thiele: Das Christentum — die Religion der Entarteten und Unmündigen im Laufe der Jahrhunderte. Nur für freie Geister. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

H. Tutor: Suprema lex oder Die Religion des Egoismus. Verlag Max Spohr, Leipzig. Preis geh. M. 1,00.

Hans Passarge: Ursprung des Lebens aus mechanischen Prinzipien. Verlag P. Schober, Akadem. Buchhandlung, Berlin 1908. Preis M. 1,50.

---

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane, herausgegeben von Josef Ettlinger. Berlin, Verlag F. Fontane & Co.

Gustave Flaubert: Madame Bovary. Sittenbilder aus der Provinz. Mit einer Einleitung von Guy de Maupassant. Deutsch von René Schickele. Autorisierte Ausgabe. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50.

Gustave Flaubert: Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsch von Felix Paul Greve. Autorisierte Ausgabe. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Gustave Flaubert: Briefe an Zeit- und Zunftgenossen. Deutsch von Felix Paul Greve. Mit einer Einleitung von Dr. E. W. Fischer. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50.

Frederik van Eeden: Die freudige Welt. Einzig autoris. Übersetzung von Else Otten.

Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. 1907.

Frederik van Eeden: Der kleine Johannes. Deutsche Ausgabe besorgt von Else Otten. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin u. Leipzig. 3 Bände. Preis geh. M. 7,00.

Peter Altenberg: Märchen des Lebens. Verlag S. Fischer, Berlin.

Johannes V. Jensen: Himmerlandgeschichten. Verlag S. Fischer, Berlin.

Felix Hollaender: Charlotte Adutti. Ein Buch der Liebe. Verlag Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H., Berlin 1908. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Maximilian Bern: Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild aus dem Bühnenleben. Verlag A. Mehlhorn, Berlin-Charlottenburg. Preis geh. M. 1,00, geb. M. 1,80.

Hans Heinz Evers: Das Grauen. Seltsame Geschichten. Verlag Georg Müller, München.

Hans Brandenburg: Erich Westenkott. Roman einer Jugend. Verlag E. W. Bonsels, München. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Waldemar Bonsels: Ave vita morituri te salutant. Roman. Verlag E. W. Bonsels, München. Preis M. 3,00.

Oskar Wiener: Verstiegene Novellen. Verlag Harmonie, Berlin.

Oskar Wiener: Der lustige Kindergarten. Bilder von August Geigenberger. Verlag der Jugendblätter, C. Schnell, München.

---

Bernhard Shaw: Ein Ibsenbrevier. Die Quintessenz des Ibsenismus. Verlag S. Fischer. Berlin. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Bernhard Shaw: Ein Wagnerbrevier. Kommentar zum Ring der Nibelungen. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Paul Goldmann: Vom Rückgang der deutschen Bühne. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Frankfurt a. M. Verlag Literarische Anstalt Rütten & Löning. Preis geh. M. 4,00, geb. M. 5,00.

Hermann Kienzl: Die Bühne, ein Echo der Zeit (1905—1907). Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin W 30. Preis geh. M. 6,50, geb. M. 7,80.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1805 bis 1807. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Seligmann. Verlag Hugo Heller & Co., Wien und Leipzig 1908.

Karl Schönherr: Erde. Eine Komödie des Lebens in drei Akten. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Victor Hahn: Moses. Eine Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Verlag J. C. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

U. C. Woerner: Imelda Lambertazzi. Drama in einem Aufzug. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Friedrich der Große. Die Schule der Welt. Komödie in drei Akten. Übersetzt von Hans Landsberg. Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1908.

Johannes Raff: Der letzte Streich der Königin von Navarra. (Hohe Liebe.) Ein Trauerspiel. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis geh. M. 3,00, geb. M. 4,00.

Fritz von Briesen: Die Sandbüchse. Ein neudeutsches Schauspiel in zwei Akten. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Hans Brand: Messias. Vier Szenen. Verlag Louis Hancke (Arnold Schneider), Plau (Mecklbg.). Preis M. 1,00.

Saint-Trond: Norland (Tenorio in Thule). Eine Rassentragödie. Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig.

Bernd Isemann: Lukrezia. Ein Akt. Verlag E. W. Bonsels, München-Schwabing. Preis M. 2,00.

---

Joseph Victor von Scheffel: Gesammelte Werke. 6 Bände. Verlag Adolph Bonz & Co., Stuttgart. Preis für jeden Band geh. M. 1,50, geb. M. 2,40. Einzelne Bände werden nicht abgegeben. 1. Band: Biographische Einleitung von Johannes Proelß. — Ekkehard I. 2. Band: Ekkehard II.

3. Band: Hugideo. — Juniperus. — Reisebilder. 4. Band: Epistein. 5. Band: Trompeter von Säkkingen. — Waldeinsamkeit. — Bergspalmen. 6. Band: Frau Aventiure. — Gaudeamus.

Hans Benzmann: Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik nebst einem Anhang: Die Freiheitskriege und die Reaktion im Liede der Zeit. Eine Anthologie. Verlag Georg Müller, München und Leipzig.

Maximilian Bern: Die zehnte Muse. Dichtungen vom Brett'l fürs Brett'l. 26. Taus. Verlag Otto Elsner, Berlin.

Max Brod: Der Weg des Verliebten. Gedichte. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig. Preis M. 4,00.

Max Dauthendey: Singsangbuch. Liebeslieder. Verlag E. W. Bonsels & Co., München.

Bernd Isemann: Doppelstimmen. Gedichte. Verlag E. W. Bonsels, München-Schwabing. Preis M. 2,00.

Paula Rösler: Fahana. Neue Lieder. Verlag E. W. Bonsels, München.

Friedrich Adler: Vom Goldenen Kragen. Ein Sonettenkranz. Mit Bildern von Richard Teschner. Verlag Carl Bellmann, Prag.

Udo Siegfried Fessel: Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Verlag Otto Tobies, Hannover. Preis 60 Pf.

Otto Ernst: Siebzig Gedichte. Neue und alte Verse. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1907. Preis M. 1,00.

A. K. T. Tielo: Klänge aus Litauen. Gedichte. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

M. von Massow: Junge Sehnsucht. Gedichte. Verlag Clauß & Feddersen, Hansa. Preis brosch. M. 2,40, geb. M. 3,00.

---

Adolf Hinze: Erscheinung und Wirklichkeit. Eine Kritik der reinen Empfindung. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Max Kaufmann: Heinrich Heine contra Graf August von Platen und die Homo-Erotik. Verlag Max Spohr in Leipzig.

Hans Bélart: Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Ihre persönlichen Beziehungen, Kunst- und Weltanschauungen. Verlag Franz Wunder, Berlin. Preis geh. M. 2,00.

Gustav Pollak: Franz Grillparzer and the Austrian Drama. Verlag Dodd, Mead & Company, New-York. Price Sh. 2,50 net.

Dr. med. Magnus Hirschfeld: Die Gurgel von Berlin. Band 41 der Großstadt-Dokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig. Preis geh. M. 1,00, geb. M. 2,00.

Trierisches Jahrbuch für ästhetische Kultur 1908. Herausgegeben von Joh. Mumbauer. Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung Friedrich Val. Lintz, Trier 1908. Preis M. 5,00.

---

Jahrbuch des Kaiserlichen Automobil-Clubs und der mit ihm im Kartellvertrag stehenden deutschen Automobil-Clubs. Herausgegeben vom Kaiserlichen Automobil-Club. Jahrgang 1907. Verlag Carl Flemming, A.-G., Berlin-Glogau.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---

# NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

ZWEITES JANUAR HEFT

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN






No. 6

1908

# NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES JANUARHEFT. 1908.

INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Harden und sein Prozeß.

Von

* * *

Der 4. Januar 1908 war ein Tag der Rache, wie ihn so furchtbar noch kein Publizist in Deutschland erlebt hat. Vier Monate Gefängnis. Bezahlung der Gerichtskosten. „Der gegen den Grafen Kuno von Moltke erhobene Vorwurf ist nicht nur nicht erweislich wahr, sondern direkt unwahr.“ Und was besonders bitter ist: Nicht einmal die bona fides zuerkannt, die sogar der Staatsanwalt gelten ließ. „Daß Harden als politischer Schriftsteller seine politischen Gegner so scharf wie möglich bekämpft, ist sein Recht. Aber dreimal hätte er es sich überlegen sollen, ehe er die vita sexualis bestimmter Personen in die Öffentlichkeit zerrte, und der Verdacht kann nicht zurückgewiesen werden, daß auch Sensationslust mit im Spiele war. Gerade die von ihm gewählte Form seiner Artikel deutet darauf hin. Die schärfste Rüge verdient es aber, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird. So wie in diesem Falle darf kein ernster politischer Schriftsteller handeln.“ Jedes Wort dieses Urteilsspruchs ist ein vernichtender Hieb für den Mann, dem einst auf Klippen und Wolken der Stuhl bereitet war an Bismarcks Tische und dessen heißester Ehrgeiz es war, von seiner mit Büchern vollgestopften Schriftsteller-Werkstatt aus Volksschicksale zu bestimmen und der Regierenden Ratgeber und Mahner zu sein.

Der furchtlose Ritter aus dem Grunewald, der in der strahlenden Rüstung Ulrichs von Hutten auszog, den deutschen Kaiser, „diese durch Erfahrung nicht gewarnte Seele“ aus der Umklammerung abnorm empfindender Grafen und Fürsten zu befreien und das deutsche Reich vor ewigem Verderben zu bewahren, ist unter dem zentnerschweren Panzer zusammengebrochen. Welch eine Parallele! Auch Maximilian Harden hat eine „Clag' und Vermanung“ in die deutschen Gaue hinausgesandt. Hatte Luthers fränkischer Kampfgenoß gerufen:

„Sie haben Gottes wort verkehrt,
das christlich volck mit lügen beschwert:
die lügen welln wir tilgen ab,
uff das ein liecht die wahrheit hab',
die war verfinstert und verdempfft.
Gott geb jm heil, der bei ihm kempfft,“

so sagte Hardens Verteidiger vor den Schöffen: „Die bewußte Unwahrheit ist vom Grafen Moltke gesagt worden. Wenn ich sehe, wie seit Monaten ein deutscher politischer Schriftsteller, der nur seine politische Pflicht getan hat, verfolgt wird mit wissentlichen Unwahrheiten, so habe ich Mühe, mich zu halten. Man lüge doch

nicht ganz Deutschland an! Wer kämpft hier mit unreinen Waffen — ich muß das Wort sagen, ich kann nicht anders — wer ist hier derjenige, der lügt?" Und über die (inzwischen vom Freiherrn von Berger unter Eid bestätigte) Erklärung des Fürsten Eulenburg, daß Baron Berger ohne Auftrag von Eulenburg oder Moltke zu Maximilian Harden gekommen sei, sagte derselbe Anwalt des Rechts: „Der Herr Fürst Eulenburg erzählt dem deutschen Volk eine faustdicke Lüge. Warum lügen die beiden Herren das deutsche Volk so an?" Und wie Ulrich von Hutten im Jahre 1519, so rief auch Maximilian Harden noch im Juni und im Oktober 1907. „Bin unverzagt, ich hab's gewagt und kann des Ends abwarten."

Als man ihn aber näher fragte, da hatte er gar nichts gesagt und gar nichts gewagt und keinen Menschen beleidigt. Und was er vor den Richtern vorbrachte, das hatte mehr Verwandtschaft mit dem Talmud als mit einer Streitschrift Ulrichs von Hutten. Noch am 22. Juni zitierte Harden in seiner „Zukunft" ein Londoner Börsenblatt, in dem er als der „Winkelried der Presse" verherrlicht worden war, und sagte im Tone Heinrich Heines: „Beruhigt euch, wackere Herzen, es wird gut. Die Sache ist so sauber und so sicher, ich habe sie so ernsthaft bedacht und so behutsam angefaßt, daß ich sie jeden Tag vor jedem Tribunal vertreten kann" und mit einer nicht mißzuverstehenden Drohung gegen den Grafen Moltke und seine Freunde fügte er hinzu: „Ich rate ihnen, Diplomaten, Grafen, Anwälten und Redakteuren, fortan doch ein wenig vorsichtiger zu sein. Cavete: adsum! ... Keiner kennt meine Beweismittel."

O, diese Beweismittel! Man fürchtete sie wirklich. Wer hat nicht ein Geheimfach, in dem er ungern fremde Finger stöbern ließe? Und durch Redaktionsstuben und Salons ging ein Geraune, Harden habe einen ganzen Berg kompromittierender Akten und Briefe aufgespeichert. Leicht möglich. Seitdem dokumentarisch festgestellt war, daß Fürst Bismarck mit dem „Freunde Max" die von Kaiser Wilhelm gesandte Flasche Steinberger Kabinett getrunken und sich sogar am Kaffeetisch im Berliner Königlichen Schlosse nach seiner Gesellschaft gesehnt hatte (für beides ist Geheimrat Schweninger Kronzeuge), seitdem der Welt offenbart worden war, daß die Fürstin Johanna dem Gast Harden Vanille-Eis vorgesetzt habe und daß — man höre und staune! — der älteste Sohn des Fürsten die an Harden gerichteten Briefe mit der Wendung zu schließen pflegte: „Verehrungsvoll der Ihrige. H. Bismarck" (vergl. die „Zukunft" vom 8. Dezember 1906) — seit dieser Zeit konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß es eine hohe Ehre sei, von Herrn Harden des näheren Umgangs gewürdigt zu werden, daß ein Staatswürdenträger nach dem andern in der Grunewaldvilla zur Audienz erscheine. Harden selbst deutete zuweilen diskret an, daß er mit Ministern und Botschaftern, Fürsten und Generälen, Großindustriellen und Bankdirektoren de pair en pair verkehre und daß er mit Wirklichen Geheimen Räten — natürlich nur „wenn diese es wünschten"

— das politische Geschäft bespreche, daß Offiziere ihn drängten, die deutsche Armee vor homosexuellen Versuchern zu schützen, und daß Staatsmänner ihn beschworen, dem ruinösen Treiben der jetzt Regierenden in der „Zukunft“ entgegenzutreten, die noch die letzte Zufluchtsstätte des unbestochenen, wahren Wortes sei.

Gewiß sind viele Beamtete und Unbeamtete zu Harden gekommen; er konnte einem Besucher mit feinem Lächeln den Stuhl zeigen, auf dem kurz zuvor Staatssekretär Dernburg gesessen hatte (dieser hat jetzt in einem Brief an die „Hamburger Nachrichten“ bestätigt, daß er lange Jahre höfliche und freundliche Beziehungen zu Herrn Harden gepflegt habe). Gewiß hat Harden in seinem von Messel erbauten Häuschen vieles erfahren, was den andern sterblichen Redakteuren verborgen blieb. Aber wenn er selbst erzählt, von hundert Geschichten, die er höre, komme vielleicht eine ans Licht, noch dazu immer an unauffälliger Stelle, damit nur um Gotteswillen niemand glaube, er wolle sich mit solcher Zufallskenntnis okkulter Dinge brüsten: so hat er die Zahl vielleicht doch zu niedrig gegriffen. Jedenfalls wußten seine Leser, daß er sie von Zeit zu Zeit immer wieder mit solchen Sultana-Rosinen oder mit einem Löffel voll Kaviar belohne, und so aßen sie sich oft tapfer durch einen ganzen Berg von Zitatenbrei hindurch.

Mit Bestimmtheit aber nahm man an, daß Harden — sobald er sich vor Gericht seiner Haut wehren müßte — keines dieser okkulten Dinge, durch das er seine Behauptungen stützen könnte, verschweigen werde. Noch nach der Schöffengerichtsverhandlung tat der Verteidiger so, als hätte Harden noch kaum ein Zehntel seiner Munition verpufft, und noch im zweiten Prozeß rief Harden dem Staatsanwalt zu, er solle ihn nicht zwingen, seinen letzten Trumpf auszuspielen, und als Dr. Isenbiel ruhig erwiderte: „Ich bitte, spielen Sie nur aus!“, da hatte Harden keine Karte mehr in seiner Hand. Diese Methode dunkler Drohungen und geheimnisvoller Wichtigtuerei, als hätte der Erzengel Michael selbst dem Publizisten Harden die delikatesten Neuigkeiten über Kaiser Wilhelm, den Fürsten Bülow und die andern Verantwortlichen ins Ohr geflüstert, diese Methode ist im Prozeß zusammengebrochen. Zusammengebrochen ist aber auch das andere System Hardens, die Menschen, die er bekämpfen will, durch Enthüllungen aus ihrem privatesten Privatleben unmöglich zu machen. Lamartine hat den tödlich treffenden Pamphletisten Heine damit entschuldigt, daß er mit einer Adlerkralle auf die Welt gekommen sei. Aber hoffentlich wird es Harden von jetzt an nicht mehr nach dem übel duftenden Lorbeerkranz gelüsten, den sich Heine im Kampf gegen jenen dichtenden Grafen erworben hat, der seine dunklen Neigungen in seinen Tagebüchern unter Qualen entschleiert.

Wenn Harden vor Gericht mit verzweifelter Logik erklärt hat, er habe die Ritter der Tafelrunde „nur“ gehöhnt und nicht beleidigt, so sprechen gegen ihn so häßliche Anspielungen wie: „Die Herren haben es schon warm genug.“ — „Ich habe nicht gefragt, wie die Herren Phili, Tütü, Willy ihre Begierden stillen, die in

ihrem Alter doch nicht mehr so wild sein können." „Ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich von einem Mann behauptete, er unterhalte seit langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg." Immer wieder wird Persönlichstes in den Kampf hineingezerrt, anstelle sachlicher Argumente, männlichen Widerspruchs werden Mehrdeutigkeiten und Spitzen in lange Artikel, die sich mit ganz andern Dingen beschäftigen, eingewoben und höhnische Beleidigungen in eine Form gekleidet, die juristisch kaum zu fassen ist.

Unzähligemal hat Harden selbst gesagt, der kontrollierbare Ehrbegriff reiche nur bis an den Nabel. Wer ohne Fug eine Geschlechtshandlung ans Licht zerre, sei ein Schwein oder ein Denunziant. „Schlafzimmerluft aufschnüffeln? Den Denunzianten spielen? Unmöglich!" Derselbe Mann, der diese Sätze prägte, hat, als die Schauspielerin Jenny Groß starb, ihr ohne die geringste Nötigung einen aus Skandalgeschichten geklitterten Nekrolog gehalten, daß noch ihr Leichnam hätte erröten können. Als Fürst Albert von Monaco in Berlin Gast des deutschen Kaisers war, schrieb Harden: „Seine erste Frau, ein Douglas-Hamilton, ist ihm bald weggelaufen; seine zweite, eine ins herzogliche Haus Richelieu geschmuggelte Heine, hat ihn (nur?) mit dem Komponisten Isidore de Lara so ungeniert betrogen, daß Witzbolde, längst bevor es zum lauten Skandal und zur Scheidung gekommen war, an die Mauer des Fürstenpalastes geschrieben hatten: Monseigneur, ici dort de Lara! Familienpech!" Seit Jahr und Tag kämpft Harden für die Abschaffung des § 175. Wir müßten auch diese Menschen menschlich beurteilen, es habe keinen Sinn, diesen Trieb als widernatürlich zu ächten; wer nicht zu den ganz Normalen gezählt werde, sei dadurch noch nicht in seinem Wert herabgesetzt.

Als Alfred Krupp im November 1902 plötzlich gestorben war, und das Gerücht verbreitet wurde, er habe, noch ehe der Staatsanwalt das von ihm erbetene Ermittlungsverfahren abschließen konnte, seinem Leben ein Ende gemacht, sagte Kaiser Wilhelm in Essen: „Die vergifteten Pfeile der Verleumdung haben ihn um seinen ehrlichen Namen gebracht und durch die hierdurch hervorgerufenen Seelenqualen getötet. Das ist eine Tat, so niederträchtig und gemein, daß sie aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröte auf die Wangen treiben mußte über die unserem ganzen Volk angetane Schmach." Damals war Harden mit dem Kaiser einer Meinung und tadelte den „Vorwärts", der die Gerüchte über Krupp wiedergegeben hatte: „Ein Feiertagsfressen für Radikalismus und Skandalismus. Das Gesindel entblödet sich nicht, Krupp als Verwüster kaprisischer Sittsamkeit hinzustellen." Er selbst hat seinen Lesern aber nur selten die Mitteilung vorenthalten, wenn ein angesehener Mann der Gesellschaft oder der Aristokratie wegen homosexueller Veranlagung aus dem Amt oder aus dem Leben scheiden mußte. Als ein Berliner Kommerzienrat sich tötete, um — wie man sagte — der Ahndung homosexueller Vergehen zu entrinnen, wies er auf die von den

Berliner Blättern verschwiegenen Einzelheiten dieser Tragödie hin, sprach von der „schlechten und unfruchtbaren Ehe“ des Verstorbenen und sagte, er habe kein Familiengeheimnis verraten, denn alle, deren Urteil dem Kommerzienrat wichtig gewesen wäre, wüßten, was er im letzten Lebensjahre gelitten habe und wie er gestorben sei.

Und warum erhob Harden gegen den Fürsten Eulenburg und die Gruppe öffentlich den Vorwurf der Homosexualität oder wie er es nach dem Besuche des Kartellträgers des Grafen Moltke vorsichtiger präzisiert hat, den Vorwurf normwidriger (wenn auch ideeller) Männerfreundschaft? Er glaubte, wie er sagt, den Kaiser warnen zu müssen, dieser habe nicht wissen können, daß er von einem Kreis abnorm empfindender Männer umgeben sei; er wollte nicht mitschuldig sein, daß Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute „der Kinädenmakel“ angeheftet wurde. Nur für Kaiser und Reich also hat Harden alles getan und gewagt.

Will man selbt dies noch gelten lassen und Harden glauben, er sei nicht das Werkzeug der Rachsucht eines Abgedankten gewesen, auch dann ist zu sagen: Man führt einen großen politischen Kampf, der das ganze In- und Ausland aufregt, nicht auf Grund von Eheklatschgeschichten, die man von einer hysterischen Frau erfahren hat, auf Grund vager Gerüchte, einer von verschiedenen Kommentatoren verschieden aufgefaßten, im Ärger ausgestoßenen Bemerkung Bismarck's und auf Grund der Aussagen eines Bollhardt. Kann man das, was man behaupten will, beweisen, dann verschanzt man sich nicht hinter Dreideutigkeiten, sondern ruft den Schädlingen die Anklagen offen und männlich ins Gesicht!

Kann man's nicht beweisen, dann muß man schweigen. Harden wußte, was auf dem Spiele stand. Gleich als er Einblick in die gräflichen Ehescheidungsakten erhalten hatte, schrieb er — den Marktwert der Enthüllungen erwägend — an den Vertreter des Grafen Moltke, sein Material könne zu dem „größten politischen Skandal der Neuzeit“ führen. Es wurde ein Riesenskandal. In Paris sprach man mit Schadenfreude von der affaire effroyable, in London spottet man über die Berliner Hofgesellschaft und über die Potsdamer Garde. Harden konnte nichts von alledem beweisen, was er von dem anormalen Empfinden und der schädlichen politischen Wirksamkeit der Gruppe behauptet hat. Diese Gruppe selbst ist zerstoben. Übrig geblieben ist nur Gestank und Tratsch. Das waren die gefürchteten Beweismittel.

Das Resultat des Prozesses ist eine gründliche Luftreinigung. Hardens Name aber bleibt von den Düften umwittert, die er aus fauligen Tiefen aufsteigen ließ. Der politische Strahlenglanz, der sein Histrionenhaupt umgab, ist für immer erloschen.

---

# Kolonialpolitik.*)

Von

Staatsanwalt Dr. Victor Fuchs.

## II.

Kolonialpolitik ist Sozialpolitik. Sie lindert die Klassengegensätze. — Die Quelle aller sozialen Unzufriedenheit ist der Raummangel. Ist der Raum einem Volke zu eng geworden für die Betätigung des Kapitals, der Arbeitskraft, des Wissens und des Ehrgeizes aller, so entsteht jenes rücksichtslose Drängen um den Futtertrog, an welchem die Vordersten sich den Magen überladen, während die Letzten darüber schreien, daß man sie ungerecht verhungern lasse. Unter der Peitsche des Hungers und der unbefriedigten Tatkraft nimmt der bürgerliche Wettbewerb schließlich die Grimasse des Bruderhasses an. Je mehr die Zahl der Abgedrängten wächst, je größer das Mißverhältnis zwischen dem materiellen und ideellen Gesamtbedürfnis aller und seiner Befriedigungsmöglichkeit innerhalb der Landesgrenzen wird, um so stärker wird das Verlangen, daß die Verteilung der materiellen und ideellen Landesmittel der Willkür des einzelnen, dem freien Wettbewerbe entzogen und der Gesamtheit genossenschaftlich übertragen werde. Der Sozialismus entsteht und der Staat selbst, trotz seiner grundsätzlichen Abneigung, sieht sich genötigt, ihm durch die von der Raumesenge gebotene Einschränkung des Individuums überall entgegenzukommen. Die Beschränkung des Staatsrechts zu Gunsten des in den Parlamenten verkörperten Individualrechts, die gewerblichen Berufsorganisationen, die fortschreitende gesetzliche Zurückdrängung des privatrechtlichen Eigentums- und Schuldbegriffs usw., sie alle haben im Grunde dieselbe Wurzel wie die marxistische Lehre: den Raumnotstand. Und am letzten Ende haben sie auch, auf verschiedenem Wege, dasselbe Ziel: die ökonomischere Verteilung und Ausnutzung der nationalen Kräfte und Güter zum Schutze des bedrängten Nächsten durch planvolle Association.

Dem Raumnotstande ein Ende zu machen, haben beide — Staat und Individuum — ein gleich eminentes Interesse. Dem Staat wird durch Klassenhaß und Klassenkampf, zu dem es kommen muß, die Einheitlichkeit und damit die Aktionsfähigkeit in Frage gestellt. Er sieht durch den wuchernden Sozialismus, der dem einzelnen mit dem Recht der freien Betätigung auch die Pflicht der persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen abnimmt, nicht nur die allgemeine Produktivität, sondern auch die allgemeine Sittlichkeit gedrückt, die Gesellschaft der physischen und psychischen Verödung und Verelendung entgegengeführt. Die allgemeine Prosperität

*) Vgl. den Aufsatz in Heft 3 der „Neuen Revue“.

leidet: die zunehmende Knappheit des Lebensmittelvorrats verursacht ein Steigen aller Preise, der Überfluß an Arbeitskräften auf die Dauer ein verhältnismäßiges Sinken der Löhne, beides ein Zurückgehen der allgemeinen Kaufkraft und infolgedessen des Ertrages des industriell-kommerziellen Kapitals. Das Nationaleinkommen beginnt zu stagnieren und geht damit verhältnismäßig zurück. Die Folge ist der Rückgang der Bevölkerungsziffer.

Dieser Bevölkerungsrückgang wäre nun allerdings das schließliche Korrektiv — aber gleichzeitig auch die Besiegelung des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Niederganges der Nation, ihr Verzicht auf weiteren Wettbewerb mit den voranschreitenden Völkern.

Das Individuum anderseits läuft immer mehr Gefahr, bei der wachsenden Erbitterung der zunehmenden Konkurrenz unter die Füße getreten zu werden. Je mangelhafter es persönlich und wirtschaftlich zum Kampf ums Dasein ausgerüstet ist, um so größer ist diese Gefahr.

Dem aus der Raumbeschränkung bei rasch zunehmender Bevölkerung drohenden Notstand gründlich zu begegnen, gibt es in der Hauptsache nur vier Wege:

1. die Auswanderung des Bevölkerungsüberschusses,
2. die Erhöhung des Bodenertrages durch gesteigerte Intensität der Bodenbearbeitung,
3. die Exportarbeit,
4. die Ausdehnung der Landesgrenzen.

Die Auswanderung in fremde Staatsgebiete hat man längst als ein Übel erkannt, weil sie den Volkskörper ebenso schwächt wie eine fortdauernde Blutentziehung den Menschen. Sie raubt dem Vaterlande Rekruten, Steuerzahler, Arbeiter im Bereiche der geistigen und der körperlichen Kraft. Um ebenso viel, wie sie das fremde Volkstum stärkt, schwächt sie das eigne.

Die Steigerung der Intensität der Bodenbearbeitung verspricht gründliche Abhilfe nur, wenn sie dem Bevölkerungswachstum zu entsprechen vermag. In Deutschland, wo mit einem täglichen Bevölkerungszuwachs von rund 3000 Köpfen zu rechnen ist, erscheint eine solche Steigerung vorderhand, d. h. ohne umwälzende neue Erfindungen ausgeschlossen. Immerhin hilft sie bei der rüstig schreitenden Schaffensfreude unserer Landwirtschaft die Not erheblich lindern.

Über Wasser gehalten hat uns während der letzten Generation die Exportarbeit. Unter ihr ist diejenige gewerbliche Arbeit des Inlandes zu verstehen, welche ihren Lohn in letzter Linie vom Auslande erhält, welche also die Gewinnung ausländischen Geldes zum Ziele, jedenfalls zum Ergebnis hat. Diese Exportarbeit ergänzt die direkte Naturalproduktion durch die indirekte, die Geldproduktion. Sie ist die Quelle, aus der ein Strom ausländischen Geldes in das Inland fließt, mit dessen Hilfe dieses sich die ihm fehlenden Nahrungsmengen im Auslande zu kaufen vermag.

Indes nicht jedes Volk kann diese Gewinnung exotischer Geld- und damit Nahrungs-

mittel systematisch entwickeln. Die natürlichen Verhältnisse — Vorhandensein von Kohle, Eisen, Wasserstraßen usw. — die politischen Zustände, die nationale Veranlagung usw. sprechen entscheidend mit. So z. B. ist Frankreich durch die Zerschlagung des Großgrundbesitzes während der großen Revolution ein Grundbesitzerstaat geworden oder vielmehr geblieben. Das hat es vor einer umfassenden Massenproletarisierung bewahrt, zugleich ihm damit aber auch die Fähigkeit geraubt, sich rasch zu industrialisieren und zu kommerzialisieren. Der Mangel dieser Fähigkeit hat seinen Nahrungsspielraum geschlossen und so die Bevölkerungsziffer zum Stillstand gebracht — mit allen weiteren jetzigen und künftigen Folgen.

Ganz anders England. Dieses Reich vermag sich schon fast seit Elisabeths Zeiten — seit das Wollschaf die Bauern mit seinen sich immer mehr ausdehnenden Weiden festlegte — nur mit Hilfe des Auslands und der Auswanderung zu ernähren.

Mit der letzten Generation ist nun auch unser Vaterland in die Reihe derjenigen Staaten getreten, deren inländische Lebensmittelproduktion für die rasch angewachsene und immer mehr anwachsende Bevölkerung unzureichend ist. Rettung vor Hunger und Rückgang brachte seine Industrialisierung und Kommerzialisierung, welche ihm ermöglichte, nicht nur seine übermäßige Bevölkerung zu ernähren, sondern sogar ihre allgemeine Lebenshaltung zu steigern. Das überraschend aufgeblühte deutsche Gewerbe hat durch die Ausfuhr seiner Industrie- und Handelsprodukte, durch die Schaffung auswärtiger Verkehrswege, durch die Tätigkeit seiner internationalen Geldinstitute usw. vom Auslande einen so gewaltigen Geldertrag nach dem Inland gelenkt, daß es möglich war, vom Ausland in Fülle die fehlenden Nahrungsmengen zu beziehen und sie zu bezahlen. Jener Geldertrag, jener vom Ausland an das Inland zunächst in Geld bezahlte, dann in Nahrungsmittel zurückgetauschte Arbeitsverdienst des deutschen Volkes ist also nicht etwa bloß eine Rente, die dem Deutschen das Leben behaglich und angenehm macht: er ist eine Existenznotwendigkeit. Ohne diesen exotischen Arbeitverdienst wäre Deutschland dem Hunger oder dem Rückgange preisgegeben.

Man kann nach den Ergebnissen der Nahrungsmittel- und der Handelsstatistik annehmen, daß etwa $1/3$ des deutschen Volkes in dieser Weise vom Auslande lebt. Es ist bezeichnend, daß diesem Drittel ungefähr der sozialistisch denkende Teil unseres Volkes entspricht, eine Tatsache, die u. a. beweist, daß Brot allein die Massen nicht zufrieden stellt, sondern daß dazu der Boden gehört, auf dem es wächst.

Diese Verhältnisse zeigen, in wie prekärer Lage Deutschland trotz seines glänzenden ökonomischen Bildes sich im Grunde befindet: es ist mit seiner Ernährung vom Auslande abhängig. Damit ist unzweideutig festgestellt, daß Deutschland übervölkert ist; denn übervölkert ist ein Land nicht erst, wenn es hungert — Rußland hungert zuzeiten und ist nicht übervölkert — sondern sobald es seine Bevölkerung nicht mehr autonom ernähren kann. Das aber ist in Deutschland nicht mehr der Fall, seit es in den 60er Jahren, etwa bei dem Überschreiten des zweiten Drittels seiner jetzigen Bevölkerungszahl, den

ersten Handelsvertrag schließen und damit anerkennen mußte, daß es mit der Ernährung nicht mehr auf sich selber stehe, sondern fortan — im guten wie im bösen — auf den Willen des Auslandes angewiesen sei. Mit Recht ist deshalb auch Deutschlands Handelsvertragspolitik — mag man über ihre Einzelheiten denken, wie man will — als eine rettende Tat gepriesen worden.

Diese Abhängigkeit des deutschen Nahrungsspielraumes vom Willen des Auslandes ist ohne Frage auf die Dauer ein Keim unabsehbarer Konflikte. Man braucht zunächst nicht an politisches Übelwollen gegen uns zu denken, an kriegerische Zusammenstöße, an zollpolitische Abschließung usw. Macht doch jener enge Zusammenhang unseren Nahrungsstand von jeder ausländischen Wirtschafts-Konjunktur und -Krise ohne weiteres abhängig und daher in einer Weise schwankend, die die schwersten Gefahren nach innen und außen mit sich bringt. Ja, wäre unsere auswärtige Geldgewinnung auf einem dauernd gesicherten, universellen Freihandel basiert, so ließe er sich, wie der immens gewachsene Reichtum des gewerbtätigen Englands während der freihändlerischen Weltära zeigt, als einigermaßen fester Faktor in die Rechnung stellen. Solch universeller Freihandel, der den gewerblichen Goldstrom vor Schlagbäumen bewahrt, ist aber weder erreichbar noch für Deutschland im gegenwärtigen Stadium seiner Entwickelung aus anderen Gründen wünschenswert, noch, wie die Erfahrung zeigt, irgendwie dauernd.

Einer Nation, die vorschauend ihre Zukunft sichern will, verbleibt daher als alleiniges sich selbst genügendes Mittel nur eines: die politische Ausdehnung. Die Ausdehnung der Landesgrenzen allein sichert dem Volke die Ernährung, ohne sein Wachstum zu beschränken, ohne sein Volkstum zu schwächen, ohne seine Lebenshaltung in Abhängigkeit vom Auslande zu bringen.

Die Ausdehnung kann kriegerisch oder friedlich sein. Die friedliche Ausdehnung ist die Kolonisation erworbener Fremdländer.

Die Kolonisation ist der Friede nach außen und innen. Sie gibt dem Tätigkeitsdrange ebenso wie dem Nahrungsspielraum Feld. Zusammenstöße nach Art der südwestafrikanischen von 1904/06, die sie unvermeidlich mit sich bringt, haben schlimmstenfalls immer nur den Charakter eines nationalen Zwischen-, nicht eines nationalen Unglücksfalles. Wer für den Frieden nach außen, für die Linderung und Versöhnung der Klassengegensätze im Innern, wer für Versorgung der im wirtschaftlichen Wettbewerbe der Heimat gefährdeten, für autonome Wirtschaftspolitik, Erhaltung des eignen Volkstums und Unabhängigkeit vom Auslande ist: der ist für Kolonialpolitik. Niemand aber hat mehr Interesse an ihr als der deutsche Proletarier. Sein Interesse deckt sich auf diesem Gebiete vollauf mit dem des Kapitalisten und Nationalisten; denn ihm soll in den Kolonien der Raum, der so viel lohnendere Absatzmarkt für seine Arbeitskraft geschaffen werden, dessen Fehlen er in der Heimat so schmerzlich beklagt und zum Ausgangspunkt seiner Beschwerden gegen Staat und Gesellschaft macht. Ist es den sozialistischen Führern

in Deutschland Ernst um das Wohl des Proletariats, so werden sie vor allen für eine energische Kolonialpolitik eintreten, weil diese ein ebenso sicheres wie friedliches und kulturelles Mittel zur Linderung der sozialen Schäden ist. Sollten sie Zweifel hegen, so mögen sie sich in die Kolonien begeben. Sie werden dort allerlei finden: doch keinen Sozialisten. Kein Wunder: Die Kolonie mit ihrem weiten Raum ist eben der wahre Zukunftstaat.

---

# Radetzky.

Von

Feldmarschalleutnant v. Woinovich, Direktor des österreichischen Kriegsarchivs.

Wien im Januar 1908.

In diesen Tagen, am 5. Januar 1908, waren es fünfzig Jahre, seit Radetzky, dreiundneunzigjährig, die müden Augen schloß, die zweimal die höchste Bedrängnis des Vaterlandes, zweimal aber auch dessen Wiederaufleben gesehen hatten, das es in nicht geringem Maße ihm verdankte.

Die kaiser- und vaterlandstreue Partei in Wien hat diesen Gedenktag schon im November gefeiert, um den alten Veteranen, die der Feier beiwohnten, die Unbilden der Januarwitterung zu ersparen; eine andere Partei jedoch war bestrebt, dieser Feier eine demonstrative Spitze gegen das verbündete Italien zu vindizieren, gegen Italien, das seit 1866, in seiner öffentlichen Meinung wenigstens, jeden Anlaß benutzt, um gegen Österreich zu demonstrieren, so z. B. erst jüngst gelegentlich des 25jährigen Todestages des Deserteurs Oberdank, jenes Triestiners, der ein meuchlerisches Attentat auf das Leben des Kaisers plante. Oberdank gegen Radetzky!

Diese antiösterreichische Strömung findet innerhalb unseres Vaterlandes gegenwärtig heftigen Widerstand. Die Zeiten sind endgültig vorbei, wo, wie 1848, das Parlament auf Kosten Österreichs fremde Prätentionen zu befriedigen bereit war. Der Name Radetzky verkörpert ein Prinzip! Radetzky hat noch das deutsche Prinzip in Österreich hochgehalten, das nun freilich, durch historische Vorgänge, an denen er keinen Teil mehr hatte, verdrängt worden ist und anderen Richtungen hat Platz machen müssen. Richtig und schön wird dies in der berühmten Adresse umschrieben, die die preußische Garde im Jahre 1848 dem alten Marschall überreichte. Es heißt darin unter anderem:

> „Die Tage von Sommacampagna und Custozza gehörten nicht Österreich allein! Sie gehörten allen Soldaten deutscher Nation, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen treu geblieben sind und ewig treu bleiben wollen, sie gehören dem deutschen Waffenruhm, der Deutschen Kriegsgeschichte! Gestatten Sie uns daher, Herr

Feldmarschall, daß auch wir in Ihnen unsern Feldherrn verehren, denn Ihre Sache ist die unsrige, daß auch wir stolz sind auf Ihre weise und kräftige Führung und auf die Ausdauer und die Tapferkeit, mit denen die Österreichische Armee gefochten hat."

So dachte man damals in dem exklusivsten und konservativsten Kreise Preußens über dessen und Österreichs Mission in Deutschland und Europa. Radetzky war von ähnlichen Anschauungen erfüllt, wie aus seinem umfangreichen, leider noch nicht genügend benützten schriftlichen Nachlasse hervorgeht.

Es ist überhaupt merkwürdig — allerdings vielleicht Schuld der Epigonen — daß Radetzky, selbst bei uns, mehr für einen tapferen Degen als für einen großen, erleuchteten Militär angesehen wird, welche Ansicht selbst Historiker von Ruf zu teilen scheinen. Die Ursache ist wohl unsere übergroße Bescheidenheit und in der Vergangenheit auch unsere Scheu, das, was das Schwert errang, mit der Feder zu verteidigen. In Preußen war es in dieser Hinsicht fast schon seit hundert Jahren anders; dort fand fast jeder hervorragende General seinen Biographen. Radetzky wurde höchstens in einer Hinsicht anerkannt, als Feldherr. Und gerade sein Feldherrntum erscheint uns, trotz seiner Siege, nicht die hervorragendste Seite an ihm; höher steht uns noch seine stille Tätigkeit als dreimaliger Organisator des Heeres, seine Bemühungen als Generalstabschef der Armee nach 1809, sein Schaffensdrang in den stillen Friedensjahren vor 1848, in einer Zeit, in der kein Mensch an einen Krieg dachte, sein Einfluß endlich, den er auf die Politik des Staates geltend zu machen bemüht war; von all dem ist bisher fast gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Hoffentlich wird es in Bälde möglich sein, jene archivalischen Schätze an den Tag zu fördern, welcher dies alles der Welt vor Augen zu führen vermögen wird.

In Radetzkys Leben lassen sich mehrere grundverschiedene Epochen unterscheiden. Die erste, die seiner stürmischen kriegerischen Jugend, die allein eine Darstellung verdiente, ähnlich wie sie uns Marbot in seinen Memoiren von seinen Erlebnissen lieferte. Radetzky holte sich seine kriegerischen Sporen im Türkenkrieg 1788 und 1789 unter Loudon bei der Eroberung von Belgrad und focht dann in allen Kriegen gegen Frankreich vom Rittmeister bis zum Feldmarschalleutnant mit Auszeichnung und zwar: 1792, 1793, 1794 und 95, 1796/97, 1799, 1800, 1805 und 1809. Es war dies sein militärischer Werdegang, in welchem er sich die reichen Erfahrungen erwarb, die er später verwertete. Radetzky war demnach allerdings Autodidakt, was ihm viele studierte Leute auch heute noch vorwerfen möchten und in welchem Umstande vielleicht jene von manchen Historikern geteilte Ansicht ihren Ursprung haben dürfte, daß er mehr Haudegen als Feldherr gewesen. In jener bewegten Zeit war eben eine friedliche Entwicklung, wie sie z. B. Moltke durchgemacht, unmöglich. Er war aber einer von den wenigen, die aus der Kriegserfahrung zu lernen verstanden. Diese Periode zeigt ihn uns also als jugendlichen Helden, als tüchtigen Truppenführer, der sich bei Novi das Ritterkreuz des Theresienordens erwarb und im Jahre 1809, wo er zum Schluß schon eine Kavalleriedivision

kommandiert, und Kommandeur des Theresienordens wurde, bekundet er bereits Talent und Verständnis für die höhere Kriegführung derart, daß er zuerst die Aufmerksamkeit des Fürsten Johannes Liechtenstein, des Nachfolgers von Erzherzog Karl im Armeekommando, auf sich lenkte, der ihn zum Chef des General-Quartiermeisterstabes machte. In dieser Stellung erwarb er sich das Vertrauen des Kaisers, der ihn auch im Frieden auf diesem Posten beließ. Leider waren die trostlosen Verhältnisse, die der Friede von Schönbrunn für die Monarchie schuf, nicht das geeignete Millieu, um seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen. Immerhin stammen aus jener Zeit die Anfänge mancher Einrichtungen in unserer Armee, die, entsprechend weiter entwickelt, heute noch bestehen.

Die nächste Lebensperiode Radetzkys ist die seiner Tätigkeit als Chef des General-Quartiermeisterstabes der Armee, als rechte Hand Schwarzenbergs in den Befreiungskriegen 1813, 1814. Hier tritt schon seine geistige Bedeutung zutage. Seine Wirksamkeit in diesem Kriege ist, was die Leitung der Operationen anbelangt, stark angegriffen worden. Wie jedoch ein aufmerksames, unparteiisches Studium zeigt, nicht ganz mit Recht. Verhältnisse, die abzuändern nicht in seiner Macht lagen, haben ihm zu häufig die Hände gebunden. Es war das vor allem der Einfluß Duka's beim Kaiser und jener Langenau's bei Schwarzenberg. Wir können uns hier der Bemerkung nicht erwehren, daß der bei uns, besonders zu jener Zeit beliebte Import von Ausländern, wie häufig, auch bezüglich Langenau's, der bekanntlich aus sächsischen Diensten übernommen wurde, der Armee wenig zum Nutzen gereichte.

Eine Epoche völliger militärischer Stagnation trat nach dem Wiener Kongresse bei uns und auch im Lebenslauf Radetzkys ein und währte für seine Person bis zur Übernahme des Armee-Kommandos in Italien im Jahre 1831. Radetzky war während dieser Zeit wiederholt nahe daran, den Dienst zu verlassen. Die erzwungene Ruhe und die geisttötende damalige Friedenstätigkeit in uninteressanten Garnisonen im Innern der Monarchie regten den lebhaften Geist Radetzkys nicht im mindesten an. Zu seinem Glücke hatte ihn jedoch sein alter Kriegsgefährte, G. d. K. Graf Trimont, Kommandierender in Italien, zu seinem Nachfolger ausersehen. Der Kaiser ging, zum Segen der Monarchie, darauf ein, und so wurde der Vierundsechzigjährige im Jahre 1831 an die Spitze der Armee in Italien gestellt.

Auf diesem Posten war es Radetzky beschieden, am Abend seines Lebens die größten Triumphe zu feiern und zwar nicht allein solche ephemeren Schlachtenglückes, sondern wohlvorbereiteter, militärischer Arbeit und politischer Voraussicht. Sein kleines Heer in Italien ward, wie bekannt, zur militärischen Pflanzschule für unsere Armee, zu der auch fremdländische Militärs wallfahrteten, wie dies zu Prinz Eugens und des großen Friedrich Jugendzeiten der Fall gewesen. Mit den geringen Mitteln, die ihm jene militärfeindliche, an militärischen Ausgaben knausernde Zeit noch gewährte, wußte er sein Heer in einem möglichst schlagfertigen Zustande, erfüllt vom besten Geiste, zu erhalten und auf die Höhe damaliger Kriegskunst zu heben, wodurch allein die Erfolge in den Sturmjahren 1848/49 möglich wurden. Seine durch die Praxis erworbene seltene Menschenkenntnis

ließ ihn eine glückliche Auswahl der Personen, welche ihn umgaben, und soweit dies von oben nicht gehindert wurde, auch der höheren Führer innerhalb seiner Armee treffen. Schon drei Jahre nach Antritt seines Kommandos gab er jene berühmt gewordene „Felddienstinstruktion“ heraus, welche, für die damalige Zeit mustergültig, den Gefechtswert seiner Truppen eine beträchtliche Höhe erreichen ließ und noch durch jährlich abgehaltene Lagerübungen und große Manöver vervollständigte. Dieser taktischen Vorbereitung folgten Maßnahmen organisatorischer Natur; er setzte durch, daß die seiner Führung anvertraute Armee schon im Frieden in Korps und Divisionen gegliedert wurde, was bei den übrigen Truppen der Monarchie nicht der Fall war. Er war der erste, der dem General-Quartiermeisterstab innerhalb seiner Armee eine kriegsmäßige Ausbildung zuteil werden ließ, wie sie sonst in der Armee damals noch nicht üblich war, die sich aber in Bälde glänzend bewähren sollte. Zahlreich sind auch, während dieser Periode, seine zielbewußten, reformatorischen Anträge an den Hofkriegsrat, die aber, wie z. B. jene „Pia desideria“ benannten, auf den Ausbau der Wehrmacht abzielenden, angesichts des in den hohen Regionen herrschenden, den militärischen Notwendigkeiten abholden Geistes, zurückgewiesen wurden. Auch in politischer Beziehung war er damals einer der wenigen, die den drohenden Sturm kommen sahen und vor ihm warnten — jedoch vergeblich! Die politischen Machthaber waren damals mit Blindheit geschlagen und Gott tut dies bekanntlich mit jenen, die er verderben will!

Und so kam, was kommen mußte. Der Aufstand in Mailand, während dessen der 82jährige Greis die edle Menschlichkeit besaß, die ihm von italienischer Seite allerdings nie gedankt wurde, die aufrührerische Stadt nicht vom Kastell aus in einen Schutthaufen zu verwandeln, sein Rückzug an den Mincio, die Wiederaufnahme der Operationen, die Schlachten von Sta Lucia, von Vicenza, von Sommacampagna und Custozza, für welch' letztere er das Großkreuz des Theresienordens erhielt, sein Siegeszug nach Mailand und endlich, 1849, sein viertägiger Feldzug gegen Piemont, der mit der Zertrümmerung der feindlichen Armee bei Novara endigte.

Während dieser Zeit hat sich die Macht seiner Persönlichkeit auf das Heer in einer Weise geltend gemacht, die ihn allein zu einem großen Heerführer stempeln würde, wenn ihm selbst alle anderen Attribute zu einem solchen gefehlt haben würden. Denn nur Gottbegnadeten wie Friedrich, Napoleon, Blücher ist es vergönnt gewesen, die Herzen ihrer Krieger so magisch sich zufliegen zu sehen. Er wußte aus seinen Soldaten zu machen, was er wollte. Er übte auf sie eine Suggestion fast ohnegleichen!

Die wenigen Jahre, die dem glückumstrahlten, in ganz Europa bewunderten greisen Feldherrn noch vergönnt waren, von dem Grillparzer singt:

„Wohlan, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht nur um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.“

waren aber keineswegs, wie viele glauben, geistige Ruhejahre für ihn, sie waren durchaus kein langsames Verlöschen seiner segensreichen Tätigkeit. Es ist merkwürdig, und geht aus den zahlreichen uns erhaltenen Schriftstücken aus seiner Feder hervor, wie bis kurz vor seinem Tode das hohe Alter nicht vermocht hatte, Radetzkys klaren Geist zu schwächen. Es betätigt sich dies beileibe nicht nur auf rein militärischem Gebiet. Sein weitschauender Blick umfaßt auch politische und staatliche Verhältnisse in seltener Schärfe. Wir erwähnen hier nur das von ihm stammende Reorganisationsprojekt für die Armee vom Jahre 1850, das leider nicht in seinem vollen Umfange zur Ausführung gelangte, seine Denkschrift vom 5. August 1854 über die Lage in Italien, in der er mahnt, über den Osten nicht den Westen der Monarchie, die Verhältnisse in Deutschland und Italien zu vergessen, und in welcher er der preußischen Politik den Vorzug gibt, weil sie die Finanzen des Staates bis dahin geschont und die Freundschaft Rußlands nicht verscherzt habe; und endlich einen Brief an seine Tochter, in welchem er schreibt, es stehe baldigst von seite Sardiniens ein Angriff zu gewärtigen und, charakteristisch für die ungebrochene Kraft seiner 89jährigen Heldenseele, hinzufügt: „Mir auch recht — ich stehe zu Diensten!"

---

# Im Bozener Batzenhäusl.

(O. E. Hartlebens gedenkend.)

Von Christian Morgenstern.

Heute tret' ich diese Schwelle,
die du gestern überschritten.
Morgen wird ein andrer kommen,
und ein vierter folgt dem dritten.

Jeder, der vorangegangen,
wird Vergangenheit dem andern
Und doch ist mir oft, als säh' ich
immerdar — den Selben wandern.

---

# Die Führer des jungen Deutschland.*)

Von

Rudolf Gottschall.

## Erinnerungen an Carl Gutzkow.

Der Bundestag hatte bei seinem Anathema eine sehr streitsüchtige Gesellschaft zusammengesperrt, welche das alte Sprichwort: Eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus, Lügen strafte. Heine, für dessen Zugehörigkeit zum jungen Deutschland der Bundestag einstehen mußte, während die Literarhistoriker ihn nicht mit den anderen Mitschuldigen zusammenwarfen, sondern ihm eine Ausnahmestellung einräumten, hatte in Carl Gutzkow einen erbitterten Gegner gefunden, und dieser junge Berliner war der eigentliche Rädelsführer des jungen Deutschland, das ein anderer Schriftsteller, Wienbarg, über die Taufe heben sollte. Carl Gutzkow war nicht der Mann der genialen Inspirationen wie Heinrich Heine, aber er war der Mann einer kühnen Initiative, von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, von seltenem Fleiß, einer der vielseitigsten Köpfe, von feinem Spürsinn für alle Regungen des Zeitgeistes, für alle Schattierungen geistiger Richtungen, die er meisterlich wiederzugeben verstand.

Ich hatte mich schon als junger Gymnasiast mit seinen Schriften befreundet und in den Mainzer Unterhaltungsblättern eine eingehende Kritik über seinen Roman „Basedow und sein Sohn“ geschrieben. War ich doch ein fleißiger Mitarbeiter dieses Beiblattes zur Mainzer Zeitung. Der Redakteur derselben war Carl Andrèe, der Vater Richard Andrèes, des hervorragenden Geographen, und der Redakteur der Unterhaltungsblätter war Carl Bölsche.

Gutzkow erschien mir damals als ein großer Mann. Als blutjunger Gymnasiast machte ich schon seine Bekanntschaft, und zwar im Studierzimmer Richard Andrèes. So jung er damals war, hatte er schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich: eine erbitterte Polemik mit seinem früheren Gönner Wolfgang Menzel in Stuttgart und die Gefängnishaft wegen seiner „Wally“. Er hatte mehrere große Romane vollendet, außer dem pädagogischen „Basedow“ auch den tibetanischen „Maha Guru“ mit seiner asiatischen Spiegelung des europäischen Papsttums und den heidnischen Verzerrungen des christlichen Gottmenschentums; er hatte geistvolle zeitgeschichtliche Porträts und Essays verfaßt und scharfe Kritiken, in denen das Hohngelächter über

*) Vergl. „Neue Revue“ No. 4 (2. Dezemberheft).

geistig-schwache Richtungen und Gedichte ansteckend wirkte, und ganz vor kurzem hatte er sich mit dem Drama „Richard Savage“ die Bühnen erobert mit Hilfe Emil Devrients, des talentvollen Dresdner Hofschauspielers. Damals erfüllte ihn ganz der Ehrgeiz, ein gefeierter Bühnendichter zu werden; in seinem ganzen Wesen lag eine unruhige Hast, nicht das behagliche Ausruhen auf erworbenem Dichterruhm, er hatte nichts von einer vornehmen Goethe-Natur, auch nichts von der Schwärmerei eines romantischen Lyrikers, er war kein blondlockiger Minnesänger, der am blauen Band die Gitarre trug. Sein Haar hatte etwas Struppiges, Rebellisches, seine Blicke hatten etwas Umherspürendes.

Das alles sprach von spitzfindiger Dialektik, von blühender Skepsis, aber auch von einer mutigen Initiative, wie sie dem Pfadfinder einer neuen Richtung eigen sein mußte. Wie winzig klein kam ich mir neben diesem schon berühmten Schriftsteller vor: ich glaubte vergehen zu müssen vor seinem Angesicht und dachte nicht entfernt daran, daß er von dem bescheidenen Adoleszenten irgendwelche Notiz nehmen würde Darin täuschte ich mich aber; kaum hatte ihm Dr. Andrèe mitgeteilt, daß ich über seinen Roman „Basedow“ eine Kritik in den Unterhaltungsblättern geschrieben hatte, da wuchs ich sichtlich in seinen Augen; ich war keine Null mehr, ich war auf einmal eine Nummer geworden. Ich war der Chorknabe, der das Weihrauchfaß schwang — und der Weihrauchduft ist immer angenehm. Gellert heimste für seine Fabeln mit Behagen zuerst das Lob seiner Köchin ein, ehe ihm die Anerkennung des deutschen Volkes entgegenkam.

Als ich in Königsberg die Universität bezogen hatte, fand mein Gutzkowkultus neue Anregung; der Professor der Philosophie, Carl Rosenkranz, dessen geistvolle Kollegien ich fleißig besuchte, hatte für Gutzkow, der in Berlin ja auch Hegels Hörer gewesen, die wärmste Anerkennung, und als ich später Dramaturg des Königsberger Stadttheaters war, fiel meine Tätigkeit in eine Zeit, in welcher Gutzkows vorzüglichste, die längste Dauer versprechende Dramen entstanden waren: „Zopf und Schwert“, „das Urbild des Tartuffe“ und „Uriel Acosta“. An den „Uriel Acosta“ knüpft sich eine Verstimmung in meinen Beziehungen zu Gutzkow; ich machte mich eines Sündenfalles schuldig, indem ich gerade dies Drama einer scharfen Kritik unterzog, die mir die lebhaftesten Vorwürfe meines Freundes Feodor Wehl einbrachten. In der Tat hatte ich mich in meinen ersten Gedichten dem Siegeszug der politischen Lyrik angeschlossen, und war in das Lager der Jung-Hegelianer übergegangen. Die Halleschen und die deutschen Jahrbücher pflegten aber den Jungdeutschen, auch Gutzkow am Zeuge zu flicken, und für den radikalen Standpunkt, den ich damals einnahm, schien das junge Deutschland mit seiner schwankenden Skepsis eine überwundene Richtung zu sein. In der Tat habe ich selbst als Dichter nie zum Gefolge der Jungdeutschen gehört, wenn mich auch einige der Neuesten in diese schiefe Stellung bringen wollen; als Literaturhistoriker habe ich ihre Bedeutung und das Talent ihrer leitenden Geister stets anerkannt. In

jener scharfen Kritik hatte ich die kritische Bilanz nicht zum besten der Gutzkowschen Aktiva gezogen und besonders die schwächliche Halbheit des Helden hervorgehoben, durch welche er im Gegensatz zwischem dem Freidenker und den orthodoxen Glaubenswächtern um seine ganze Schärfe gebracht wurde. Diese Kritik trübte indes meine Beziehungen zu dem Autor nicht, die große Woge der Märzrevolution war darüber hinweggegangen und hatte sie, wie so vieles Wichtigere, in Vergessenheit begraben. Als ich im Sommer des Jahres 1848 nach Berlin kam, hatte sich Gutzkow auch an der politischen Bewegung beteiligt, und zwar als Volksredner unter den Zelten; dazu fehlten ihm aber die starken Lungen; ich selbst konnte kaum einige Silben erhaschen und den Dichter selbst nicht sprechen.

Später, als er Dramaturg in Dresden war, der Nachfolger Ludwig Tiecks, fand ich in seiner Häuslichkeit die liebevollste Aufnahme. Damals lag sein Leben im hellen Sonnenschein. Einen Dichter wie Gustav Freytag behandelte er damals etwas herablassend, was ihm die jahrelange Feindschaft der „Grenzboten" zuzog. Er wohnte in derselben Straße mit Berthold Auerbach, stand aber keineswegs auf freundlichem Fuße mit dem schwäbischen Dorfgeschichten-Schreiber; es waren im Gegenteil zwei feindliche Heerlager. Gutzkow hatte den Wunsch, daß dem Auerbachschen „Barfüßele" irgendeine Parodie entgegengestellt würde, für welche er schon den Titel „Blaumeisele" gefunden hatte; er selbst kam nicht dazu, und mir fehlte das Talent für jede Dorfgeschichte, selbst für eine parodistische, gänzlich. Auch war ich dem biederen Auerbach durchaus nicht feindlich gesinnt. Ich war in Dresden bei ihm Mittagsgast ebenso wie bei Gutzkow, spielte gern mit ihm Billard und ließ es mir gefallen, wenn er mit seiner bekannten Offenherzigkeit von seinen Erfolgen erzählte.

Gutzkows dramaturgische Tätigkeit in Dresden war nicht von langer Dauer; als er mich später in Breslau besuchte, kam er zu mir als Redakteur der im Brockhausischen Verlage erscheinenden „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Die Redaktion hielt ihn indes zu sehr ab von einem selbständigen literarischen Schaffen; er wünschte eine Stütze, einen Unterredakteur, und hatte mich dazu ausersehen. Doch ich konnte mich nicht dazu entschließen. Es hatte sich inzwischen in der schlesischen Hauptstadt eine kleine, andächtige Gemeinde zusammengefunden, die dem berühmten Schriftsteller ihre Huldigung darbrachte. Größer war der Kreis, der sich später bei einer von mir veranstalteten Geburtstagsfeier in Leipzig im Hotel de Prusse um ihn versammelte. Gutzkow wurde bei dieser Gelegenheit in Vers und Prosa gefeiert. Der krankhafte Zug seines Wesens zeigte sich darin, daß er an den begeisterten Versen eines Verehrers schulmeisterlich zu kritteln begann, statt ihm den mit Recht erwarteten Dank auszusprechen.

Während seines Dresdner Aufenthalts hatte Gutzkow auch ein tragikomisches Duellabenteuer zu bestehen, bei dem es indes nicht zu dem landesüblichen Pistolenschießen kam. Einer der jüngeren Schriftsteller, der ganz in Gutzkows Bahnen wandelte,

war Robert Giseke, der Sohn eines Breslauer Regierungsrates, der Verfasser der „Modernen Titanen“ und des „Pfarr-Röschens“, talentvoll, aber geneigt, sich in allerlei Spitzfindigkeiten und Übertreibungen zu verlieren. Sein geistiges Gleichgewicht war durch eine Familientragödie gestört worden. Seine Schwester, im Sommerkleid zum Besuche des Zwingergartens gerüstet, hatte durch den überlaufenden, brennenden Spiritus einer Kaffeemaschine Brandwunden erlitten, die ihren Tod verursachten. Der Vater, der sie aus den Flammen retten wollte, starb gleichfalls. Dies hatte auf das Gemüt des jungen Dichters einen so großen Eindruck gemacht, daß er in eine schwermütige Stimmung und infolgedessen in einen bedenklichen Verfolgungswahn verfiel. Dadurch verlor er seine redaktionellen Stellungen in Dresden und Coburg. In Dresden ließ er sich in krankhafter Aufregung dazu hinreißen, einer braven Schriftstellerin, Amalie Boelte, der Verfasserin mehrerer Romane, eine Maulschelle zu verabfolgen, ein Mangel an Galanterie, den man auf das Schuldbuch seiner geistigen Störung setzen mußte.

Nicht lange darauf wurde ich in Breslau zur Nachtzeit von dem Telegraphenboten aufgeklingelt, der mir ein eiliges Telegramm Gisekes überbrachte; ich möchte sofort nach Dresden kommen, um ihm bei einem Duell mit Gutzkow zu sekundieren; er sei von diesem durch einige Stellen im „Zauberer von Rom“ beleidigt worden, die er mir auf das genaueste nach Band und Seitenzahl angab; ich schlug alsbald in meinem Exemplar nach und überzeugte mich, daß es sich hier nur um eine Halluzination Gisekes handeln könne, denn es waren Stellen, bei denen auch die leiseste und allerentfernteste Beziehung auf ihn vollständig ausgeschlossen war. So lehnte ich es ab, nach Dresden zu fahren. Unser gemeinsamer Freund Kunisch, der dasselbe Telegramm erhielt, hatte kein Exemplar vom „Zauberer von Rom“ zur Hand und glaubte, der Ladung Gisekes unverzüglich Folge leisten zu müssen. In Dresden erst sah er ein, daß das Duellfieber Gisekes mit seiner geistigen Krankheit zusammenhing, und insofern bot der Ausgleich keine Schwierigkeiten. Diese lagen nur in der Ansteckungsfähigkeit Gutzkows, der sich selbst bereits in den ersten Stadien des Verfolgungswahns befand und in der gänzlich unsinnigen Duellforderung Gisekes einen Akt der Feindseligkeit sah, der im Zusammenhang stehe mit einer großen Verschwörung seiner Feinde, die ihn zu verderben strebten. Und er war nicht leicht davon abzubringen, seinerseits Giseke zu fordern, nachdem dieser sich von der Grundlosigkeit seiner Forderung hatte überzeugen lassen. Giseke verfiel in seinen späteren Schriften in allerlei Tifteleien, die man als dialektischen Schwulst bezeichnen könnte. Er starb nach jahrelangem Aufenthalt im Irrenhause in Leubus in Schlesien, wo er sich damit beschäftigte, die voluminösesten Anklage- und Verteidigungsschriften in seiner eigenen Angelegenheit abzufassen, da er sich für ein preisgegebenes Opfer der Behörden hielt, die ihn in dieser Anstalt interniert hatten. Bei Gutzkow selbst aber nahmen diese Verdüsterungen des Gemüts bei seinem Aufenthalt in Weimar zu, wohin er als Sekretär der Schillerstiftung übersiedelt war. Ich traf ihn

hier in einem Zustande seelischer Verstimmtheit und tiefster Niedergeschlagenheit. Nach seiner Überzeugung hatten seine Feinde ausgesprengt, er sei in einem Stadium geistiger Unfähigkeit angelangt, er könne nichts mehr schreiben. Immer wieder holte er aus seinem Pult das Manuskript seines Romans „Hohenschwangau" hervor und wies auf den beträchtlichen Umfang desselben hin, der ein schlagender Gegenbeweis jener Verleumdung sei. Niederdrückend war für ihn besonders seine subalterne Stellung in Weimar, wo er gleichsam ein Untergebener Dingelstedts war, der von seiner größeren Machtvollkommenheit einen launenhaften Gebrauch machte, und wenn auch Gutzkow mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes waltete, und allen Bittstellern durch die genaueste Prüfung ihrer Leistungen und meistens auch durch liebevolle Befürwortung gerecht zu werden suchte, so fehlte es doch nicht an Kollisionen. So genial der „Kosmopolitische Nachtwächter" und so unbestreitbar sein Dichterruf war, so hielt Gutzkow doch seine eigene Bedeutung für größer, und es fiel ihm schwer, sich einem schriftstellerischen Kollegen unterzuordnen, der später als er in die Literatur eingetreten war. So spann sich Gutzkow immer tiefer in eine mit allerlei Halluzinationen verknüpfte Verdrossenheit ein. Mir machte er sogar Vorwürfe, daß ich in einem Artikel in Meyers Konversationslexikon ihn nicht nach Verdienst gewürdigt hätte. Es geschah dies bei einer Hoftafel, und trotz aller meiner Proteste und der Erklärung, daß ich nie eine Zeile für das Meyersche Lexikon geschrieben, verharrte er bei seiner vorigen Meinung.

Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Bald darauf gelangte zu mir die Kunde von seinen Wanderungen durch Deutschland, wo er sich auf jedem Bahnhof von Polizeispionen umgeben sah, von seinem Selbstmordversuch in Friedberg, von seinem Aufenthalt in der Bayreuther Heilanstalt. Ich erfuhr, wie er nach seiner Genesung, die bei Geisteskranken selten ohne Rest vor sich geht, in Deutschland umherpilgerte, von Genf nach Berlin, von Berlin nach Heidelberg, von dort nach Sachsenhausen, wo er von einem noch immer nicht ganz aufgeklärten Tod hinweggerafft wurde.

## Heinrich Laube.

Neben Carl Gutzkow gehörte Heinrich Laube zu den Leuchten des jungen Deutschland, und auch mit ihm bin ich auf meinen Lebenswegen mehrfach zusammengetroffen. Laube hatte sich mit sporenklirrender Bravour in die Literatur eingeführt; aber er war nichts weniger als ein imposanter germanischer Heldenjüngling; er war von kleiner Statur; seine Gesichtszüge hatten eher etwas Slawisches, fast Kalmückisches, doch das Imperatorische ist nicht gerade den Flügelmännern der Garde eigen. Das hat der kleine und doch so große Napoleon zur Genüge bewiesen. Laube's ganzes Naturell hatte etwas Befehlshaberisches, Kurzangebundenes, und ihn beherrschte ein starkes Gefühl der eigenen Unfehlbarkeit; er verstand es, seine An-

hänger zu magnetisieren, ganz wie sein Wiener Antagonist Friedrich Hebbel, nur daß beiden die magnetische Kraft versagte, sobald sie sich gegenüberstanden. Laube's erste Schrift, der Roman „Das junge Europa“ hatte einen revolutionären Zug; die Bewegungen des Jahres 1830 fanden darin ein lebhaftes Echo, besonders das Polentum, dem ja auch Graf Platen seine begeisterten Oden gewidmet hatte, wurde in mehreren Romankapiteln verherrlicht; dazu kamen einige sinnliche Schilderungen à la Heinze, das Ganze war danach angetan, Anstoß zu erregen, und der blieb nicht aus. Laube wurde in die Hausvogtei gesperrt und nur durch den Fürsten Pückler dazu begnadigt, in Muskau seine Gefangenschaft absitzen zu dürfen. In seinen Reisenovellen war Laube ein Kopist der Heineschen Reisebilder gewesen; man nannte ihn Heinrich den Zweiten; doch er reichte bisweilen nicht an Heinrich den Ersten heran: Frische und Ungebundenheit fehlte diesen Reisenovellen nicht, wohl aber Heines zündender Witz, der durch kecke Renommage nicht ersetzt werden konnte.

Ich sah Laube zum ersten Male bei meiner Durchreise durch Leipzig 1846; mit dem Grafen Reichenbach reiste ich nach Hallgarten zu Itzstein, wo sich alle Vertreter des deutschen Liberalismus in den verschiedensten, von Gagern bis zu Hecker vorhandenen Schattierungen zusammenfanden. Laube war Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ und sollte eine neue Mode erfinden, in welcher er und die Seinen durch die Straßen der Pleißestadt in das Rosental stolzierte. Dies, soviel ich mich besinne, knappe und etwas altdeutsche Kostüm ist gar nicht durchgedrungen; immerhin zeugte es, wenn auch auf einem mehr den Schneidern zugänglichem Gebiete, von dem erfinderischen Mute, den der Dichter des „Jungen Europa“ besaß. Er war besonders mit Corvin, dem späteren Verteidiger von Rastadt in den badischen Revolutionskämpfen, befreundet und stand unzweifelhaft an der Spitze der ganzen literarischen Gemeinde, die in Leipzig lebte, und zu der ein Herloßsohn, ein Robert Heller, der unentwegte Trabant Laube's, ein Oettinger, der fleißigste Biograph und Anekdotensammler gehörten. Er war der Diktator in Pleiß-Athen, bei seiner Wortknappheit machte er indes damals keinen tiefen Eindruck auf mich; ich stand schon ganz im Banne der politischen Lyrik und Junghegelschen Philosophie und hatte für die Leipziger Schöngeisterei und für eine Verjüngung der Literatur, die mit einer Verjüngung der Modekupfer Hand in Hand ging, kein besonderes Interesse.

Dann sah ich Laube in Wien wieder, wo er sich als Direktor des Burgtheaters bereits großen Ruf erworben hatte. Er setzte damals ein Lustspiel „Pitt und Fox“ in Szene, und ich fand Gelegenheit, sein Regietalent kennen zu lernen. Er hielt gewissenhafte Leseproben ab, wobei er kleine Einlagen und Zusätze machte, die von seinen Schauspielern stets mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die jüngeren Talente, die er um seine Fahne versammelt hatte, gingen für ihn durchs Feuer; die älteren, von ihm beiseite geschobenen Berühmtheiten der Burg kamen beim Lesen ganz neuer Stücke nur selten in Betracht — von ihnen spielte in meinem Lustspiel nur Herr Fichtner mit, der den König

Georg vortrefflich darstellte. Bei den Theaterproben war Laube mit unermüdlichem Eifer von Anfang bis zu Ende tätig; in den Lustspielen gab er den Darstellern manche glückliche Nuance an die Hand; er sprach ihnen oft den Text vor, allerdings mit einem widerspenstigen Organ, welches eines jeden Wohllautes entbehrte — und dennoch erschloß sein Vortrag sehr oft den Künstlern das volle Verständnis der einzelnen Stellen, und sie konnten ihn in den Wohlklang ihrer schönen Organe übersetzen. Im Trauerspiel dämpfte er aus Furcht vor dem Deklamatorischen zu sehr den begeisterten Aufschwung, der den schönen Versen der Dichtung gerecht zu werden suchte. Ihm war indes das dichterische Wort, das Gebärden- und Mienenspiel die Hauptsache, so daß er sich um das Drum und Dran der Bühne wenig kümmerte, die Poesie der Szene war ihm verschlossen, das unterschied ihn wesentlich von seinem Nachfolger Dingelstedt, der durch stimmungsvolle und prachtvolle Inszenierungen glänzte.

Laube stand damals, im Jahre 1864, im Zenit seines Ruhmes, die ganze Wiener Presse huldigte ihm, und diese Huldigung fand ein Echo in den andern deutschen Blättern; die von ihm entdeckte Künstlerschaft, Sonnenthal, Lewinsky, Gabillon, Baumeister, Charlotte Wolter und andere, hatte das ganze Publikum für sich, der grollende Mißmut der älteren Künstlergeneration konnte dagegen nicht aufkommen. Die Österreicher wußten es ihm Dank, daß er ihren Nationaldichter Grillparzer wieder ausgegraben, von dem Versenken in ruhmlose Vergangenheit gerettet hatte. Auffallend blieb es immer, daß Laube, dieser Gegner der spanischen Dramatik, sich so von der Muse eines Dichters entzücken ließ, die gerade in dieser Dramatik wurzelte. Doch Laube war ein aufrichtiger Verehrer derselben, wenn er auch nicht die eigensinnig im Pult verwahrten Stücke des Dichters auf die Bühne heraufbeschwören konnte, so weckte er doch alle andern, welche bestaubt im Winkel lagen, zu neuem Leben, und noch später, am achtzigsten Geburtstag des Dichters, hat er ihm ein großartiges Jubelfest veranstaltet, war der begeisterte Festredner und hatte die ganze Wiener Bevölkerung, von den Komtessen bis zu den Besenbinderinnen, mobil gemacht. Ich selbst war während meines Wiener Aufenthaltes die vielen Treppen zu dem Einsiedler in der Spiegelgasse emporgestiegen, in Begleitung Anastasius Grün's, des Grafen von Auersperg, der die Liebenswürdigkeit hatte, mich bei dem Dichter der „Sappho“ und „Medea“ einzuführen; ich fand einen alternden Bureauhocker, von der Stickluft des Metternichschen Systems angekränkelt, etwas schwerhörig und nicht leicht in Fluß zu bringen; dann aber doch von warmer Anteilnahme, mit dem Aufleuchten des echten Dichtergeistes und allen den Verdüsterungen des Mißmutes, in welche ihn eine jahrzehntelange Erfolglosigkeit versetzt hatte.

Daß Grillparzer für das junge Deutschland schwärmen würde, konnte man kaum erwarten. Doch er war dem Direktor des Burgtheaters dankbar, der die halbvergessenen Dramen wieder auf die Bühne gebracht hatte. In einem Schmollwinkel saß dagegen ein anderer deutscher, nach Wien verschlagener Dramatiker, der Holsteiner Friedrich Hebbel, und welche Menge von Erbitterung und Haß gegen Laube dieser bei sich auf-

gespeichert hatte, das kann man ja noch heute in seinen „Tagebüchern“ lesen. Hebbel aber hatte eine durch seinen Geist elektrisierte Gemeinde um sich versammelt, und soweit sich in Wien der Groll gegen Laube regen durfte, fand er hier ein Ventil. Laube teilte nicht die Bewunderung der Hebbelianer.

Er warf ihm Mangel an theatralischer Anschauung vor und wies mehrere seiner Dramen zurück. Ich selbst habe den Dichter der „Judith“ und „Maria Magdalena“ mehrfach besucht; er machte den Eindruck eines kranken Löwen, der sich in seine Höhle zurückgezogen hatte und ingrimmig seine Mähne schüttelte und seine Tatzen zeigte. Er bot dem Burgtheaterdirektor noch eine andere verwundbare Seite; seine Frau Christine Enghaus war eine Schauspielerin des Burgtheaters und noch mehr von Laubes Gunst und Ungunst abhängig, als der dramatische Dichter, dem ja alle übrigen deutschen Bühnen offen standen.

Meine dritte Begegnung mit Laube fand in Leipzig statt, wo er die Direktion des Stadttheaters übernommen hatte. Sein Vorgänger, Herr von Witte, war durch eine feindliche Partei, welche gehässige Flugblätter gegen ihn ausstreute, verdrängt worden; er hatte sich aber edel gerächt, indem er dafür sorgte, daß Laube, mit dem er in Karlsbad alles Nötige besprochen, und den er dem Leipziger Rat auf das wärmste empfohlen hatte, sein Nachfolger wurde. Dies rechneten ihm indes die Laubeschwärmer gar nicht an; sie hängten die Wittesche Direktion, die im Schauspiel Vortreffliches geleistet hatte, immer tiefer herab und begrüßten den kommenden Direktor mit einem Hosianna, das in allen deutschen Blättern widerhallte. Die Leipziger Musterbühne wurde gepriesen, obschon sie zunächst nur auf dem Zeitungspapier stand. Laube sollte sich doch noch als Direktor einer Privatbühne bewähren, als ein Theaterleiter, der aus eigener Tasche wirtschaftete, und das war doch etwas anderes, als mit einem festen Gehalt eine große Hofbühne zu leiten. Der Fürst war noch nicht da, und schon hatte er eine Kamarilla gefunden, die sein Lob in allen Tonarten sang; daß dies auf Unkosten des verdienstlichen Herrn von Witte geschah, erbitterte einen großen Teil des Leipziger Publikums, und auch ich selbst, obschon keineswegs ein Gegner Laubes, hatte Bedenken gegen diese Lobhudeleien, die das Weihrauchfaß mit übertriebenen Huldigungen schwenkten. Und als der Triumphator seinen Einzug gehalten hatte, hielt ich es für angebracht, die Tageblattkritik gegen den Verdacht zu verwahren, als wolle sie mit allen kritiklosen Lobrednern in ein- und dasselbe Horn stoßen; ich betonte daher, bei aller Anerkennung der Verdienste Laubes und mit den besten Glückwünschen für seine Direktion, daß das Tageblatt eine gesinnungsvolle Opposition machen werde, wie sie König Friedrich Wilhelm IV. selbst geliebt und anerkannt habe. Die Herren um Laube, schriftkundige Schauspieler und Literaten, sahen aber hierin eine Kriegserklärung, und er selber suchte mich in einem langen Zwiegespräch davon zu überzeugen, daß sich ein Theaterdirektor jede Opposition, auch eine gesinnungsvolle, verbitten müßte. Diese Unfehlbarkeit wollte ich nicht zugestehen, und wenn es auch nicht

zum offenen Bruche kam, und das Tischtuch zwischen uns nicht ganz zerschnitten war, so kriselte es doch bedenklich hüben und drüben, und es standen sich auf einmal zwei feindliche Heerlager gegenüber. Laube selbst brachte noch in guter Einstudierung mein Schauspiel „Catharina Howard“ und mein Lustspiel „Pitt und Fox“ zur Aufführung. Doch in dem Konkurrenzblatt des „Tageblatts“, den „Neuesten Nachrichten“, knatterte bald ein heftiges Kleingewehrfeuer gegen mich los, kritische Bemerkungen jeder Art, böswillige Glossen, die mich als Kritiker bloßzustellen suchten, und überall in der auswärtigen Presse las man, daß das „Tageblatt“ unfähig sei, die Laubesche Musterbühne nach Verdienst zu würdigen; und während eine Korrespondenz irgendwo im Süden hinzufügte, daß die Leipziger, mit einziger Ausnahme der Tageblattkritik, von der Laubeschen Theaterdirektion entzückt seien, las man irgendwo im Norden, daß das ganze Publikum zu wenig von der Kunst verstehe, um den Verdiensten Laubes gerecht werden zu können. Die Bühnenmitglieder selber wurden indes gegen mich mobil gemacht: eine erste Darstellerin verwahrte sich in den „Nachrichten“ gegen einen Atmungsfehler, den ich ihr zum Vorwurf gemacht hatte; selbst die Damen des Chors erklärten feierlich, wenn mir ihre Kostümierung zu mangelhaft erscheine, so möchte ich doch selbst das Geld dazu hergeben, daß sie ihre Garderobe verbessern könnten; auswärts mehrten sich die Stimmen, die mir bescheinigten, daß ich bei meiner mangelhaften kritischen Einsicht unfähig sei, die Leipziger Musterbühne nach Gebühr zu würdigen. Da riß auch mir mal die Geduld, und ich schrieb einen geharnischten Artikel, der die Mißstände der Laubeschen Direktion mit Schärfe hervorhob. Die Antwort blieb nicht aus; nach dem Kleingewehrfeuer wurden nun die schweren Batterien demaskiert und my poor self in einem gereizten Aufsatz der Nachrichten vernichtet, der von einem Schauspieler, dem dramaturgischen Berater Laubes, Emil Claar, herrührte und mit seinem Namen unterzeichnet war. Glücklicherweise hatte ich zu meiner Abwehr eine gute Waffe, deren Handhabung mir weiter keine Mühe machte; ich ließ nur ein Gedicht wieder abdrucken, welches mich mit weihevollem Schwung verherrlichte, das vor einigen Jahren ebenfalls in den „Nachrichten“ veröffentlicht worden war und denselben Verfasser hatte, wie das Pamphlet in Prosa, Herrn Emil Claar. Dann schrieb ich noch einmal eine wenn auch sachliche, doch scharfe Kritik, in welcher ich bei einer Tellaufführung einige Besetzungsfehler rügte, wohl mit Unrecht, wie ich jetzt glaube. An diese Kritik knüpfte sich, infolge eines kaum erklärlichen Mißverständnisses, das Attentat des Schauspielers Herzfeld auf den Laubianer Dr. Tellerstein, der eine Gegenkritik veröffentlicht hatte, ohne allzu heftig gegen mich vorzugehen, da er als Verfasser einer liebevoll verstehenden Biographie, die sich mit allen meinen Schriften in sehr eingehender Weise beschäftigt hatte, sein Pulver schonen mußte. An den tumultuarischen Vorgängen im Neuen und Alten Theater, die auf jenes Attentat folgten, hatte ich nicht den geringsten Anteil, ebensowenig an den bedauerlichen Ausfällen, die Tag für Tag in zahlreichen Zuschriften in den Spalten des Tageblatts sich gegen Laube

richteten und an den fulminanten Artikeln, welche, von ganz anderen Federn herrührend und ohne mein Wirken veröffentlicht, die Kampfgenossen Laube's und seine ganze Koterie in schonungsloser Weise angriffen. Davon war ich so überrascht, wie Laube es selbst nur sein konnte, und wenn er und seine Biographen mir dies alles in die Schuhe schoben, so zeugt dies, da ich von bösem Willen nicht sprechen will, nur von der größten Unkenntnis der Verhältnisse. Es hatte sich, durch die Maßlosigkeit der Laube-Enthusiasten und die Disziplinlosigkeit, die bei seiner Truppe herrschte, ebenso durch einige recht grobe Besetzungsfehler, wie die Zuerteilung der Rolle der Jeane d'Arc an eine Soubrette, Frl. Feuerstein, eine solche Masse von Zündstoff beim Publikum angehäuft, daß solche Explosionen unvermeidlich geworden waren. Nach der Entlassung Emil Claars trat eine Beruhigung ein; Laube dirigierte weiter, ich spendete mancher Vorstellung entschiedenes Lob — da rief der herabbröckelnde Plafonds des Neuen Theaters einen Konflikt zwischen den städtischen Behörden und dem Theaterpächter hervor, der mit der plötzlichen Verabschiedung desselben endete. Daß sich Laube mit dem Rat und dem Oberbürgermeister nicht gut zu stellen vermochte, trug ich doch wahrlich keine Schuld. Selbstverständlich verfolgte Laube zeitlebens die Seestadt Leipzig, wo sein Theaterschiff gescheitert war, mit ingrimmigem Haß; in seiner Schrift über „Das Norddeutsche Theater", in seinen „Erinnerungen" wurde die Stadt Leipzig und besondes ich selbst in den tiefsten Schatten gestellt, mir fälschlich die kleinsten Motive untergeschoben. Ich habe in meiner Nationalliteratur, in allen neueren Auflagen und auch in selbständigen Essays Laubes Verdienste mit größerer Wärme hervorgehoben, als dies in den meisten neueren Literaturgeschichten geschieht.

## Theodor Mundt.

Einen anderen jungdeutschen Autor, der von dem Bannspruch des Bundestags betroffen worden war, aber sich bald wieder mit den Behörden auf guten Fuß stellte und Dozent an der Berliner Universität wurde, Theodor Mundt, lernte ich im Jahre 1844 kennen, als ich in Berlin als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardeschützen mein Jahr abdiente. Theodor Mundt hatte großes Aufsehen erregt, als er zuerst mit einem frivolen Madonnenkultus und den Lehren von der Emanzipation des Fleisches aufgetreten war, mit seinen späteren größeren Romanen, seinem „Thomas Münzer" und anderen rechtfertigte er nicht die Erwartungen, die man nach seinem ertsen Auftreten von ihm hegen zu dürfen glaubte, ebenso wenig mit seinen literaturhistorischen und dramaturgischen Schriften, die oberflächlich und skizzenhaft, zum Teil aus einer geschäftsmäßigen Vielschreiberei hervorgegangen schienen. Und in seinen Reiseschriften, Erinnerungen an die Weltstädte, ihren Schilderungen hervorragender Persönlichkeiten, zeigte er sich als einen geistreichen und vielseitig gebildeten Autor, der in den Bahnen des Fürsten Pückler wandelte, ohne seine Marotten und hoch-

aristokratischen Launen zu teilen. Er war ein junger, liebenswürdiger Gelehrter mit einer gewissen Eleganz und Salonvirtuosität, wie sie weder Gutzkow noch Laube besaßen; in den Kreisen Varnhagens war er anfangs heimisch, bis der Apfel der Eris in den Saal der himmlischen Götter fiel; irgend eine Kritik Mundts, deren Wendungen nicht wohlerwogen genug waren, hatte dazu den Anlaß gegeben. Sehr oft machte ich mit Theodor Mundt Spaziergänge in der Umgebung Berlins und konnte mich dabei der angenehmsten Gespräche erfreuen.

Auch Theodor Mundt hatte seinen Salon, welchem seine Gattin Luise Mühlbach präsidierte, eine Dame, so voluminös wie ihre Romane. Dort wurde geplaudert, aber es wurden auch Gedichte und andere poetische Erzeugnisse vorgetragen. Mein Freund Feodor Wehl, der nichts weniger als ein Demokrat war, aber für einige epigrammatische Wespenstiche auf der Festung Magdeburg hatte büßen müssen, eine Haft, die ihm vielleicht weniger Kummer bereitet hatte als später seine mehrjährige Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters, gehörte zu den ständigen Gästen des Mundtschen Salons; er trug dort seine Dichtungen vor, und auch ich mußte meinen „Robespierre" teilweise vortragen und zwar in meiner Uniform als Unteroffizier des Garde-Schützenbataillons, die zu dem französischen Revolutionsdrama nicht recht passen wollte.

Einmal war ich eben ermüdet von einem der großen Gardemanöver zurückgekommen, als ich eine Einladung zu einer Abendgesellschaft bei Theodor Mundt erhielt. Ich schickte in aller Eile eine schriftliche Zusage und legte mich dann zu einem Nachmittagschlaf hin, zu dem ich mir durch die Strapazen der vorausgehenden Tage ein gutes Recht erworben hatte. Als ich aufwachte, wurde es schon Dämmerung; ich suchte im Kleiderschrank meinen Frack hervor, denn ich wollte diesmal in Zivil erscheinen. Da brachte mir das Mädchen den Kaffee; ich verzichtete auf diesen Nachmittagsgenuß, da es schon zu spät war. Wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß dies mein Morgenkaffee sei; ich hatte die Mundtsche Gesellschaft gänzlich verschlafen und nicht viel von der dicken Luise Mühlbach geträumt.

---

# Die Gattin des Connétable.*)

Von

Honoré de Balzac.

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Der Connétable von Armignac ehelichte aus Ehrgeiz nach hohem Geschick die Gräfin Bona, welche schon kräftig verliebt war in den jungen Savoisy, den Sohn des Kämmerers Seiner Majestät des Königs Karl des Sechsten.**)

Der Connétable war ein rauher Kriegsmann mit saurer Miene und runzliger, dicht behaarter Haut, der stets finstre Worte sprach, stets einen aufknüpfen ließ, stets im Schweiß und Staub der Schlachten war oder Kriegslisten ersann, doch nicht solche der Liebe. Und so war dieser wackre Krieger denn auch wenig darauf bedacht, das Ragout der Ehe zu würzen; er benutzte seine artige Frau als ein Mann, der höhere Ziele verfolgt, wovor die Damen einen weislichen Graus haben, maßen sie nicht die Bettpfosten als alleinige Richter ihrer Ziererelen und Streiche zu haben wünschen.

Also auch die schöne Gräfin, sobald sie das Weib des Connétable geworden, nun erst recht in den Apfel der Liebe biß, denn ihr Herz war voll davon für besagten Savoisy, welches ihr Gefährte auch wohl merkte.

Da sie beide die gleiche Musik spielen wollten, so hatten sie ihre Lauten bald gestimmt und das Zauberbuch entziffert; und es ward der Königin offenbart, daß Savoisys Pferde öfter bei ihrem Vetter Armignac als im Hotel Saint Paul waren, woselbst der Kämmerer hauste, seitdem seine Wohnung auf Befehl der Universität zerstört war, wie männiglich bekannt ist.

Die tugendhafte und kluge Fürstin, im voraus einen schlimmen Verdruß für Bona fürchtend, maßen der Connétable seine Klinge ebenso unbedenklich gebrauchte, als er seinen Segen gab, die besagte Königin also, die eine gewandte Zunge hatte, sprach eines Tages beim Verlassen der Vesper zu ihrer Base, als sie mit Savoisy Weihwasser nahm.

„Meine Teure, seht Ihr kein Blut in diesem Wasser?“

„Bah,“ erwiderte Savoisy der Königin, „die Liebe liebt das Blut, gnädige Frau . . .“

Welche Antwort die Königin sehr gut fand und sich aufschrieb, auch später in die Tat übersetzte, als ihr Herr und König einen ihrer Liebhaber verwundete, dessen Gunst man in dieser Geschichte wird lächeln sehen.

*) Diese Novelle ist das Vorbild des Dramas „Katherina Gräfin von Armagnac“ von Vollmöller, das gegenwärtig in den Kammerspielen aufgeführt wird.

**) Regierte von 1388 bis 1392, verfiel dann in Wahnsinn und starb 1422. Seine Gemahlin Isabeau, die bayrische Fürstentochter, führte die Regentschaft.

Ihr wisset durch mancherlei Erfahrung, daß jeglicher der beiden Liebenden im Lenze der Liebe große Furcht hegt, das Geheimnis seines Herzens zu verraten; und sei es aus Vorsicht, sei es wegen der Freuden, die der holde Betrug der Liebe gewährt, sie spielen um die Wette Versteck. Doch ein Tag des Vergessens genügt, um all die vergangene Vorsicht zu begraben. Das arme Weib fängt sich in seiner Liebe wie in einer Schlinge; ihr Freund verrät seine Anwesenheit oder bisweilen sein Lebewohl durch etliche Spuren, einen Hosenlatz, eine Schärpe oder ein paar Sporen, die er durch einen schlimmen Zufall zurückgelassen; und siehe, ein Dolchstoß zerschneidet das so minniglich gesponnene Gewebe ihrer goldigen Wonnen. Doch wenn die Tage erfüllt sind, soll man dem Tode kein schiefes Maul schneiden, denn der Degen des Gatten ist ein schöner Tod für die Liebenden, wenn anders es einen schönen Tod gibt! Also sollte auch die holde Minne der Gattin des Connétable enden.

Eines Morgens hatte Herr von Armignac ein gut Stück Muße vor sich, wegen der Flucht des Herzogs von Burgund, welcher Lagny geräumt hatte. Der Connétable gedachte also seiner Dame Guten Morgen zu sagen und wollte sie sänftiglich wecken, also daß sie nicht aufgebracht ward. Doch sie lag in schweren Morgenträumen und antwortete auf sein Tun, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Laß mich doch, Karl!"

„Oh! oh!" rief der Connétable, als er den Namen eines Heiligen vernahm, der nicht sein Schutzpatron war, „ich halte diesen Karl im Sinne."

Damit sprang er aus dem Bette, ohne sein Weib zu berühren, und eilte mit feuerrotem Antlitz und mit gezücktem Degen dorthin, wo die Kammerfrau der Gräfin schlief, denn er meinte, daß diese Dienerin ihre Hände mit im Spiel hätte.

„He! He! Höllendirne!" schrie er sie an, um seinen Zorn auszulassen, „sprich dein Vaterunser, denn ich werde dich zur Stunde umbringen wegen der Anschläge Karls, der ins Haus kommt."

„Ach, gnädiger Herr!" entgegnete das Weib, „wer hat Euch das gesagt?"

„Sei gewiß, daß ich dich ohne Frist umbringe, wenn du nicht die kleinsten Stelldicheins beichtest, und auf welche Weise sie sich ins Einvernehmen setzen. Wenn deine Zunge sich dreht und windet, wenn du mit den Wimpern zuckst, so ersteche ich dich mit meinem Dolche. Rede!"

„Erstecht mich," sprach das Mädchen. „Ihr werdet nichts erfahren."

Der Connétable nahm diese treffliche Antwort übel auf und erstach sie auf der Stelle, so sehr hatte ihn der Zorn erhitzt. Dann kehrte er in das Schlafgemach seiner Gattin zurück und sprach zu seinem Knappen, den er auf der Treppe traf und den der Todesschrei der Magd aufgeweckt hatte:

„Geht hinauf, ich habe mein Wappen ein wenig stark verbessert."

Ehe er jedoch wieder vor Bona trat, holte er seinen Sohn, welcher wie ein Kind schlief, und schleppte ihn zu ihr mit wenig sanftem Gebaren. Die Mutter machte die

Augen weit auf beim Geschrei ihres Kindes, wie ihr euch denken könnt; dann ward sie gar sehr bewegt, als sie den Knaben in den Händen ihres Gatten sah, welcher Blut an der Rechten hatte und beiden, Mutter und Kind, einen flammenden Blick zuwarf.

„Was habt Ihr?“ fragte sie.

„Madame,“ fragte der Mann des kurzen Prozesses, „ist dieses Kind aus meinen Lenden oder aus denen Savoisys, Eures Freundes?“

Bei dieser Rede ward Bona bleich und sprang auf ihr Kind zu wie ein erschreckter Frosch, der ins Wasser hüpft.

„Oh, es ist wahrlich das unsre.“

„Wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch seinen Kopf vor die Füße lege, so beichtet mir und antwortet grade heraus. Ihr habt einen Stellvertreter für mich erwählt?“

„Jawohl.“

„Wer ist es?“

„Es ist nicht Savoisy, und nie werd' ich den Namen eines Mannes nennen, den ich nicht kenne.“

Da erhob sich der Connétable und packte sein Weib am Arme, um ihr das Wort mit einem Degenstreich abzuschneiden. Doch sie warf ihm einen gebieterischen Blick zu und rief:

„Wohlan, tötet mich, doch rührt mich fürder nicht an.“

„Ihr sollt am Leben bleiben,“ entgegnete der Gatte, „damit Euch eine größere Züchtigung zuteil wird als der Tod.“

Und aus Furcht vor den Listen, Fallstricken, Redekünsten und Kniffen der Weiber in heikelen Fällen, welche sie bei Tag und bei Nacht, allein oder untereinander, in allen Lesarten studieren, verließ er sie mit diesem harten und bitteren Wort. Er ging unverzüglich, seine Diener auszufragen, und schaute sie an wie Gott, wenn er zürnt; daher antworteten ihm auch alle wie Gott dem Vater am jüngsten Tage, wo ein jeglicher Rechenschaft ablegen muß.

Keiner von ihnen kannte das ernstliche Ärgernis, das auf dem Grunde dieser kurzen Verhöre und listigen Fragen lag; doch schloß der Connétable aus ihren Worten, daß keine Mannsperson seines Gesindes die Finger im Spiel hatte, ausgenommen einen seiner Hunde, welcher stumm war, und den er zum Wächter des Gartens bestellt hatte. Den packte er mit den Händen und erwürgte ihn vor Wut. Diese Tatsache brachte ihn auf den Verdacht, daß der Liebhaber sich durch den Garten einschlich, welcher nur einen Ausgang hatte, nämlich ein Ausfallstor nach der Seine. Denen, so die Lage des Hotel d'Armignac unbekannt ist, muß gesagt werden, daß dieses nahe dem Königssitz bei Saint Paul einen beträchtlichen Raum einnahm. Auf dieser Stelle ward später das Hotel Longueville errichtet. Gegenwärtig aber hatte das Hotel d'Armignac eine schöne steinerne Vorhalle nach der Rue Saint-Antoine, war ringsum befestigt, und die hohen Mauern an der Flußseite gegenüber der Kuhinsel, an der Stelle, wo heute der Grèveplatz

ist, waren mit Türmchen besetzt. Die Zeichnung davon war lange zu sehen bei dem Herrn Kardinal Duprat, Kanzler des Königs. Der Connétable zerbrach sich den Kopf und fand im Grunde seines Hirns unter seinen schönsten Kriegslisten die beste heraus. Auch paßte er sie dem vorliegenden Falle so trefflich an, daß jener sich darin fangen mußte wie ein Hase in der Schlinge.

„Bei Gottes Tod!" rief er aus, „mein Hörneraufsetzer ist gefangen, und ich habe Zeit, darüber nachzusinnen, wie ich ihm dienen werde."

Dies ist der Schlachtplan, welchen der wackere rauhe Kriegsmann, der den Herzog Johann Ohnefurcht so gewaltig bekriegte, anordnete, um seinen geheimen Feind anzugreifen. Er nahm eine gute Zahl seiner treusten und geschicktesten Bogenschützen, postierte sie an den Uferwindungen und befahl ihnen bei den schwersten Strafen, ohne Ansehen der Person, ausgenommen ihn selbst, auf alle Leute seines Hauses zu schießen, die Miene machten, den Garten zu verlassen oder dem Liebhaber bei Tag oder Nacht Einlaß zu gewähren. Das gleiche geschah auf der Seite der Halle an der Rue Saint-Antoine.

Die Dienerschaft, selbst der Kapellan, wurde angewiesen, das Haus bei Todesstrafe nicht zu verlassen. Ferner ward die Wache auf beiden Seiten des Hotels Soldaten von seiner Leibkompagnie gegeben, mit dem Auftrage, die Seitenstraßen gut zu bewachen. Auf diese Weise mußte der unbekannte Liebhaber, dem der Connétable seine Hörner verdankte, auf frischer Tat ertappt werden, wenn er zur besprochenen Liebesstunde ahnungslos erschien, um seine Fahne auf dem rechtmäßigen Eigentum des Herrn Grafen aufzupflanzen.

Das war eine Fußangel, in die auch der Listigste fallen mußte, wofern er nicht von Gott ebenso ernstlich behütet ward, wie der gute Sankt Petrus durch den Heiland, als dieser ihn vor dem Ertrinken rettete, — an jenem Tage, da sie auf den Einfall kamen, zu erproben, ob das Meer ebenso feste Balken hätte wie die Erde.

Der Connétable lag mit Denen von Poissy in Fehde und mußte sich nach Tisch in den Sattel schwingen, so daß die arme Gräfin Bona in Kenntnis dieses Vorhabens schon am Tage vorher Sorge getragen hatte, ihren jungen Diener zu dem holden Zweikampf zu laden, in dem sie immer die Stärkere blieb.

Indessen der Connétable sein Haus mit einem Gürtel von Tod und Späheraugen umgab und auch Leute bei der Ausfallspforte in Hinterhalt legte, um den Liebhaber beim Herauskommen aufzugreifen, stand der armen Gräfin der Sinn nicht nach müßigen Scherzen.

Zunächst machte sich die mit dem Dolch an die Wand gespießte Kammerfrau los, schleppte sich zu ihrer Herrin und sagte zu ihr, daß der Herr Hahnrei nichts wüßte; und bevor sie ihre Seele aufgab, tröstete sie ihre teure Herrin mit der Versicherung, daß sie sich ihrer Schwester vertrauen könne, die Wäscherin im Hause und von solchem Schlage sei, daß sie sich wie Wurstfleisch zerhacken ließe, um ihrer Herrin gefällig zu sein, ja, daß sie das geschickteste und mutwilligste Frauenzimmer sei und unter den

kleinen Leuten von den Tournelles bis zur Croix du Trahoir im Rufe stünde, daß sie in heikelen Liebesangelegenheiten reich an Erfindungen sei.

Die Gräfin beweinte den Tod ihrer guten Kammerfrau und sandte zu der Wäscherin, ließ sie von ihrem Waschtrog zu sich bescheiden und beriet mit ihr hin und her über allerhand Listen, denn sie wollte Savoisy um den Preis ihres Lebens retten.

Zunächst beratschlagten die beiden, wie sie ihm den Argwohn des Hausherrn mitteilen und ihn bewegen sollten, sich ruhig zu halten.

So belud sich also die brave Wäscherin mit Wäsche wie ein Maultier und wollte das Haus verlassen. Doch in der Vorhalle fand sie einen Gewaffneten, der gegen alle Reden der Wäscherin taub blieb. Da entschloß sie sich aus besondrer Hingebung und Treue, den Soldaten an seinem schwachen Punkt zu fassen, und belustigte ihn durch so viele Ziererelen, daß er trefflich mit ihr spielte, obwohl er wie zum Kriege gewappnet war. Doch nach dem Minnespiel wollte er sie nicht auf die Straße lassen, und als sie versuchte, sich von ein paar der Schönsten, die sie für galanter hielt, einen Paß siegeln zu lassen, wagte keiner der Bogenschützen, Reisigen und andren, ihr das schmalste Pförtchen des Hauses zu öffnen.

„Ihr seid boshaft und undankbar," sprach sie zu ihnen, „daß ihr mir nicht Gleiches mit Gleichem vergeltet."

Zum Glück erfuhr sie bei diesem Handel alles weitere und kehrte in großer Eile zu ihrer Herrin zurück, der sie die seltsamen Vorkehrungen des Grafen anvertraute.

Da begannen die beiden von neuem Rat zu halten, und sie plauderten noch nicht so lange, als man zwei Hallelujas singt, über diese Kriegszurüstungen, diese Wachen, Verbote, Befehle und zweideutigen, heimtückischen, trügerischen und teuflischen Maßnahmen, als sie durch den sechsten Sinn, der jedem Weibsbild verliehen ist, die besondre Gefahr erkannten, die dem armen Liebhaber drohte.

Die Herrin hatte bald gemerkt, daß sie allein das Haus verlassen durfte, und sie machte sich rasch auf, um dieses Recht zu nützen. Aber sie kam nicht so weit, als wie eine Armbrust schießt, maßen der Connétable vier von seinen Pagen befohlen hatte, die Gräfin stets zu begleiten, und zwei Fähnrichen von seiner Kompagnie, sie niemals zu verlassen.

Als die arme Gräfin ihr Gemach wieder betrat, weinte sie so viel wie alle Magdalenen zusammen, die man auf den Kirchenbildern weinen sieht.

„Ach!" sprach sie, „mein Geliebter wird also umgebracht werden, und nie werd' ich ihn wiedersehen! . . . Er, der so sanft in Worten, so anmutig in Schimpf und Kurzweil war! Dies schöne Haupt, das so oft auf meinen Knieen geruht hat, wird also fallen! . . . Wie, ich sollte meinem Gemahl nicht anstatt dieses reizenden und wertvollen Hauptes ein eitles und nichtiges Haupt hinwerfen! . . . Ein unreines Haupt für ein gesalbtes, ein gehaßtes für ein geliebtes! . . .

„Ha, Herrin!" rief die Wäscherin aus, „wenn wir den Sohn des Kochs die Kleider

eines Edelmanns anlegen hießen? Er ist vernarrt in mich und langweilt mich gar sehr. Und wenn er so angetan ist, setzen wir ihn zur Ausfallspforte hinaus?"

Da blickten sich die beiden Weiber mit teuflischem Mordblick an.

„Ist dieser Sudelkoch erst erschlagen," begann sie von neuem, „so fliegen alle Soldaten auf und davon wie Kraniche."

„Wohl. Wird aber der Graf nicht den Küchenjungen erkennen?"

Und die Gräfin, sich an die Brust schlagend, rief kopfschüttelnd aus:

„Nein, nein, meine Teure, hier dies Edelblut muß fließen; es darf nicht geschont werden."

Dann dachte sie ein wenig nach, sprang vor Freude hoch und fiel der Wäscherin um den Hals, indem sie sagte:

„Dafür, daß ich meinen Freund durch deinen Rat gerettet habe, verschreibe ich dir dies Leben bis zu deinem Tode."

Darauf trocknete die Gräfin ihre Tränen, nahm ein Gesicht wie eine Braut an, ergriff ihren Almosenbeutel, ihr Stundenbuch und wollte nach der Kirche Saint Paul, deren Glocken sie läuten hörte, maßen die Abendmesse gesprochen werden sollte. Diese schöne Zeremonie verfehlte die Gräfin als händelsüchtige Frau nie, gleich allen Damen vom Hofe. Darob hieß man diese Messe auch die „geputzte Messe", dieweil sich dort nur süße Herrchen, schöne junge Edelleute und parfümierte Damen trafen; kurz, man sah dort keine Kleider, die nicht mit Wappen geschmückt waren, noch unvergoldete Sporen.

So ging die Gräfin Bona von dannen, dieweil die Wäscherin gar verwundert zurückblieb, mit der Weisung, die Augen offen zu halten. Sie erschien in der Pfarrkirche mit großem Gepränge, geleitet von ihren Pagen, zwei Fähnrichen und von Bewaffneten.

Es gebührt sich zu sagen, daß die Gräfin in dem Schwarm hübscher Ritter, welche die Damen in der Kirche umwedelten, mehr als einen zählte, dessen Freude sie war und der ihr sein Herz geweiht hatte, gemäß dem Brauche der Jugend, nach welchem wir mehr als nötig auf unsre Tafeln schreiben, nur zu dem Zwecke, wenigstens eine aus der großen Zahl zu erobern.

Unter diesen nach zarter Beute lüsternen Raubvögeln, die allzeit den Schnabel auftaten und mehr durch die Bankreihen und zwischen den Paternostern umherspähen, als die Blicke auf den Altar und die Priester zu richten, war einer, dem die Gräfin bisweilen mit den Augen ein Almosen gab, darum weil er sich minder mit Nichtigkeiten befaßte und tiefer angelegt war als die übrigen.

Dieser lehnte still an immer dem gleichen Pfeiler, ohne sich zu rühren, und wahrlich verzaubert durch den bloßen Anblick der Dame, die er sich erkoren. Sein bleiches Antlitz war sanft und melancholisch. Sein Ausdruck zeugte von einem wohlausgestattetem Herzen, einem von denen, welche sich von glühenden Leidenschaften nähren

und sich mit Wonne in die Verzweiflung einer aussichtslosen Liebe versenken. Von solchen Leuten gibt es wenige, dieweil man gemeiniglich mehr das liebt, was bekannt ist, als die unbekannten Seligkeiten, die in der Tiefe der Seele liegen und erblühen.

Besagter Edelmann erschien der Gräfin, wiewohl seine Kleider von gutem Schnitt und reinlich und einfach waren, ja selbst einen gewissen Geschmack im Aufputz verrieten, als ein fahrender Ritter, der sein Glück machen wollte und nichts sein eigen nannte als Mantel und Degen. Darum auch wünschte sie ihm die Gunst der Frauen und Glücksgüter, sowohl aus Verdacht auf sein geheimes Elend, wie auch, weil er sie heiß liebte, und ein wenig auch, weil er schmuck aussah, schöne schwarze, sehr lange Haare hatte und von schöner Gestalt war, und weil er demütig und in allem gefügig blieb. Um aber nicht Mangel an Liebhabern zu leiden und ihrem guten Hausfrauensinn folgend, nährte sie seine Glut je nach ihrer Laune mit etlichem Zuspruch, etlichen Blicken, die sich ihm entgegenringelten wie Natternmäuler, und machte sich jederzeit lustig über dies junge Leben, als Fürstin gewöhnt, mit kostbareren Dingen zu spielen, als es ein junger Ritter war. Und wahrlich, ihr Gatte, der Connétable, wagte das Königreich und alles dran, wie unsereines einen Gulden beim Spiele.

Schließlich, es war noch nicht drei Tage her, zeigte die Gräfin der Königin diesen Verfolger mit einem Blicke und sagte lachend:

„Dies ist ein Mann von hohen Eigenschaften."

Zufällig hatte die Gräfin bei diesem Edelmann das Rechte getroffen. Es war ein Ritter, der zu keiner Fahne geschworen hatte, namens Julian von Bois-Bourredon, welcher auf seinem Lehen nicht Holz genug geerbt hatte, um sich einen Zahnstocher zu schneiden, und keine höheren Güter besaß, als die reiche Natur, womit seine verblichene Mutter ihn sehr zu seinem Vorteil begabt hatte, denn er gedachte bei Hofe Nutzen und Zins daraus zu ziehen, wohl wissend, daß die Damen auf diese guten Gaben sehr begierig sind und sie hoch und teuer schätzen, wenn sie stets ohne Fehl zwischen Sonnenuntergang und -aufgang gewährt werden. Viele seinesgleichen haben derart den schmalen Weg der Frauen gewählt, um zu Ehren zu kommen. Doch er, weit entfernt, seine Liebe mit Maß und Ziel abzuteilen, vertat sie von Grund und Boden aus, sobald er bei der „geputzten Messe" der sieghaften Schönheit der Gräfin Bona ansichtig ward. Da fiel er in eine wahre Liebe, welche von großem Vorteil für seine Taler war, maßen er nicht mehr aß noch trank. Diese Liebe ist von der schlimmsten Art, dieweil sie uns zur Liebe der Enthaltsamkeit während der Enthaltsamkeit der Liebe anspornt; ein doppeltes Gebresten, deren eines genügt, einem Menschen das Lebenslicht auszulöschen.

Derart war der junge Herr beschaffen, dessen die gute Gräfin gedacht hatte und zu dem sie eilte, um ihn einzuladen, für sie zu sterben.

Als sie eintrat, erblickte sie den armen Ritter, der, seiner Liebe getreu, sie an dem Pfeiler lehnend erwartete, wie ein Kranker Sonne, Lenz und Morgenlicht erharrt. Dann

wandte sie den Blick von ihm ab und wollte zur Königin gehen, um ihren Beistand in diesem verzweifelten Fall zu erflehen, denn sie hatte Mitleid mit ihrem Geliebten; doch einer der Hauptleute sagte zu ihr im Tone tiefster Ehrfurcht:

„Madame, es ist Befehl ergangen, Sie mit keinem Mann noch Weib sprechen zu lassen, und wäre es selbst die Königin oder ihr Beichtvater. Bedenkt auch, daß unser aller Leben auf dem Spiel steht."

„So ist es nicht Euer Beruf, zu sterben?" gab sie zur Antwort.

„Und auch zu gehorchen," entgegnete der Krieger.

Die Gräfin kniete also auf ihrem gewohnten Platz zum Gebet nieder, und ihren Liebhaber nochmals betrachtend, fand sie, daß sein Antlitz magrer und hohler war denn je.

„Bah!" sprach sie zu sich, „ich werde mich über seinen Tod minder grämen. Er ist schon halb tot."

Bei diesem Gedanken warf sie dem besagten Edelmann einen jener heißen Blicke zu, die nur Fürstinnen und Französinnen zu Gebote stehen, und die falsche Liebe, die ihre schönen Augen bezeigten, bereitete dem Liebhaber am Pfeiler ein süßes Weh. Wer liebt nicht den heißen Ansturm des Lebens, wenn es derart das Herz umfließt, also daß es schwillt? Die Gräfin merkte mit einer Freude, die in der Seele der Frauen stets neu erwacht, die Allmacht ihrer herrlichen Blicke an der Antwort, die der Ritter ihr schweigend gab. Und wahrlich, die Röte, die seine Wangen bedeckte, sprach beredter als die besten Worte der lateinischen und griechischen Redner und ward auch wohl vernommen. Bei diesem holden Anblick ergötzte die Gräfin sich, um sicher zu sein, daß dies kein Naturspiel sei, damit, zu erproben, wieweit die Macht ihrer Augen ginge. Und nachdem sie ihren Diener mehr denn dreißigmal angefeuert hatte, glaubte sie fest, daß er bereit sei, tapfer für sie zu sterben. Dieser Gedanke rührte sie dermaßen, daß sie zwischen ihren Gebeten dreimal versucht war, ihm alle Freuden der Sterblichen auf einmal zuzuwerfen und sie ihm in einer einzigen Liebesgebärde zu schenken, damit man ihr nicht dereinst vorwerfen könnte, nicht allein das Leben, sondern auch das Glück dieses Edelmannes verscherzt zu haben. Als der Priester sich umkehrte und dieser schönen geputzten Herde das Missa est ecclesia entgegensang, wählte die Gräfin den Ausweg nach der Seite des Pfeilers, an dem ihr Liebhaber stand, schritt an ihm vorbei und suchte ihm durch einen deutlichen Blick zu bedeuten, daß er ihr folgen möge. Dann, um ihn im Verständnis und der bedeutsamen Auslegung dieses leisen Lockrufes sicher zu machen, wandte sich die kluge Dame, nachdem sie weiter gegangen, ein wenig zurück, um von neuem seine Gesellschaft zu fordern. Sie sah, wie er von seinem Platz etwas emporfuhr und nicht näher zu treten wagte, so bescheiden war er; doch auf dies letzte Zeichen hin mischte sich der Edelmann, sicher, daß es nun keine Anmaßung war, unter ihr Gefolge mit kleinen und leisen Schritten. Und ob er nun hinten oder vorn, rechts oder links schritt, stets warf ihm die Gräfin einen leuchtenden Blick zu, um ihn besser an sich zu locken, gleich einem Fischer, der die Angel langsam emporhebt, um den Gründling

in der Luft zu wiegen. Kurz, die Gräfin trieb das Handwerk der Freudenmädchen, wenn sie das Weihwasser auf ihre Mühle leiten wollen, so gut, daß man hätte meinen können, nichts sei einer Dirne so ähnlich wie ein Weib von hoher Geburt. Und wahrlich, als die Gräfin die Vorhalle ihres Hauses erreichte, zauderte sie, sie zu betreten; dann wandte sie das Antlitz von neuem dem armen Ritter zu und lud ihn ein, sie zu begleiten, indem sie ihm einen so teuflischen Blick zuwarf, daß er auf die Königin seines Herzens zueilte, da er sich von ihr gerufen wähnte. Alsbald reichte ihm die Gräfin die Hand, und alle beide, aus verschiedenem Anlaß kochend und schaudernd, betraten das Haus. Zu dieser Stunde schämte die Gräfin sich all dieses kupplerischen Gebarens zum Zwecke des Todes, nicht minder aber, daß sie Savoisy verriet, um ihn besser zu retten. Allein dieser leichte Gewissensbiß hinkte ebensosehr wie die schweren und kam zu spät. Als die Gräfin alles eingefädelt hatte, stützte sie sich fest auf den Arm ihres Dieners und sprach zu ihm:

„Kommt schnell in mein Zimmer, denn ich habe mit Euch zu reden . . .“

Und er, nicht ahnend, daß er sein Leben wagte, war keiner Antwort fähig; so erstickte ihn die Aussicht auf das nahe Glück. Als die Wäscherin den schönen Jüngling so geschwind an der Angel sah, sprach sie:

„Jawohl, nur die Damen vom Hofe verstehen sich auf solche Geschäfte.“

Dann betrachtete sie den Hofmacher mit tiefer Verbeugung, in die sich der ironische Respekt vor solchen mischte, welche für so geringen Anlaß ihr Leben dransetzen.

„Picarde,“ sagte die Gräfin, indem sie der Wäscherin am Rock zupfte, „ich finde nicht die Kraft zu dem Geständnis, mit welchem Preis ich seine stumme Liebe und seinen schönen Glauben an die Redlichkeit der Frauen zu belohnen gedenke.“

„Bah, Madame, wozu ihm das sagen? Schickt ihn befriedigt durch das Ausfallstor. Es fallen so viele Männer im Kriege für nichts. Kann er nicht für etwas sterben, was Grund hat? Ich schaffe Euch einen andern, wenn das Euch tröstet.“

„Genug,“ rief die Gräfin, „ich will ihm alles sagen. Das soll die Strafe für meine Sünde sein.“ —

In dem Glauben, daß seine Dame mit der Weibsperson ein paar Anordnungen und geheime Dinge beredete, um in dem versprochenen Zwiegespräch ungestört zu bleiben, hielt der unbekannte Liebhaber sich bescheiden zur Seite und blickte die Fliegen an. Freilich sagte er sich, daß die Gräfin sehr verwegen sei; doch fand er, wie selbst ein Buckliger es getan hätte, tausend Gründe zu ihrer Rechtfertigung und hielt sich für sehr würdig, solch einen Wahnsinn einzuflößen. Diese guten Gedanken erfüllten ihn, als die Gräfin die Tür ihrer Kemnate öffnete und ihren Ritter einlud, ihr zu folgen. Hier ließ die mächtige Dame all den Zubehör ihres hohen Geschicks fallen und ward zu einer schlichten Frau, die sich ihm zu Füßen warf.

„Ach, schöner Herr,“ sprach sie, „ich stehe sehr in Eurer Schuld. Hört mich an. Wenn Ihr dies Haus verlasset, findet Ihr den Tod. . . ie Liebe zu einem andern,

die mich entflammt, hat mich verblendet, und ohne daß Ihr hier seinen Platz einnehmen könntet, habt Ihr ihn vor den Mördern zu behaupten. Das ist die Freude, zu der ich Euch lud."

„Ach," sprach Bois-Bourredon, indem er eine finstre Verzweiflung in seinen Herzensgrund versenkte, „ich danke Euch, daß Ihr Euch meiner bedient habt als eines Gutes, das Euch gehört. . . . Ja, ich liebe Euch so, daß ich täglich darauf sann, Euch nach Art der Damen etwas zu bieten, was man nur einmal geben kann. So nehmt denn mein Leben hin!"

Und der arme Ritter schaute sie, dies sagend, mit einem Blick an, als wollte er alle Tage seines Lebens hineinlegen. Als Bona diese tapferen und liebenswürdigen Worte vernahm, erhob sie sich plötzlich.

„Ach, wäre nicht Savoisy, ich würde dich lieben!" sprach sie.

„Ach, mein Schicksal ist also vollendet!" seufzte Bois-Bourredon. „Mein Horoskop sagt mir, daß ich durch die Liebe einer großen Dame sterben werde. O Gott!" sprach er, nach seinem guten Degen greifend, „ich will mein Leben teuer verkaufen; doch ich werde zufrieden sterben in dem Gedanken, daß mein Tod der Geliebten das Leben rettet! Ich werde in ihrem Gedächtnis besser leben als in der Wirklichkeit."

Als die Gräfin die Gebärde und das leuchtende Antlitz dieses tapferen Mannes sah, ward sie mitten ins Herz getroffen. Und alsbald verletzte es sie tief, daß er sie scheinbar verlassen wollte, ohne auch nur eine kleine Gunst zu erbitten.

„Kommt, ich will Euch schmücken," sprach sie und machte Miene, ihn zu umarmen.

„Ach, Herrin," erwiderte er, indem das Feuer seines Blickes sich durch einen leichten Tränenflor trübte, „wollt Ihr meinen Tod vereiteln, indem Ihr mein Leben zu wertvoll macht?"

„Wohlan," sprach sie, durch die Glut dieser Liebe gezügelt, „ich weiß nicht, wie das alles noch endet. Doch komm. Später kommen wir alle in dem Ausfallstor um."

Die gleiche Flamme durchloderte ihre Herzen und die gleiche Saite erklang in beiden; sie umarmten sich rechtschaffen, und in dem köstlichen Anfall von Wahnsinn und Fieber, das Ihr männiglich kennt, vergaßen sie alles, die Gefahr, die Savoisy drohte, die eigne, den Connétable, den Tod und das Leben.

Indessen hatten die Späher dem Connétable gemeldet, daß der Liebhaber gekommen sei, und ihm berichtet, wie der Edelmann in seiner Raserei nicht der Blicke geachtet hätte, welche die Gräfin ihm während der Messe zuwarf, um ihn vor dem Tode zu bewahren. Sie fanden ihren Herrn in großer Eile, nach dem Ausfallstor zu gelangen, da nämlich seine Schützen am Ufer ihm von weitem zugerufen hatten:

„Da kommt Herr von Savoisy."

Und wirklich war Savoisy zur besprochenen Stunde gekommen. Und da er wie alle Liebenden nur an seine Dame dachte, hatte er die Späher des Grafen nicht bemerkt und war durch das Ausfallstor gekrochen. Durch dieses Sichkreuzen der Liebhaber

geschah es, daß der Connétable die Worte derer, die von der Rue Saint Antoine kamen, kurz unterbrach und ihnen mit gebieterischer Handbewegung verbot, ihm zu widersprechen.

„Ich weiß, daß die Bestie gefangen ist!" . . .

Darob stürzten alle mit großem Lärm in die besagte Ausfallspforte und schrien: „Tötet ihn! Tötet ihn!"

Und Gewappnete, Bogenschützen, Connétable, Hauptleute, alle stürzten über Karl Savoisy, das Patenkind des Königs, her und erschlugen ihn just unter den Fenstern der Gräfin. Und das Ächzen des unseligen Jünglings mischte sich mitsamt dem Gebrüll der Soldaten gar schmerzlich in die leidenschaftlichen Seufzer und die Ausrufe des Liebespaares, das sich in großer Angst eilte.

„Ach," klagte die Gräfin, vor Schrecken bleich, „Savoisy stirbt für mich."

„Doch ich werde für Euch leben," erwiderte Bois-Bourredon, „und werde mich noch glücklich schätzen, wenn ich mein Glück mit dem Preise des seinen bezahle."

„Verbergt Euch in dieser Truhe," rief die Gräfin, „ich höre den Schritt des Connétable."

In der Tat erschien alsbald Herr von Armignac mit einem Kopf in der Hand. Er stellt ihn blutüberströmt auf das Kaminsims und sprach:

„Hier, Madame, ein Bild, das Euch die Pflichten einer Ehefrau gegen ihren Gatten lehren wird."

„Ihr habt einen Unschuldigen erschlagen," antwortete die Gräfin, ohne zu erbleichen, „Savoisy war nicht mein Liebhaber."

Und indem sie so sprach, blickte sie den Connétable stolz an, mit solcher Verstellung und weiblichen Keckheit, daß der Gatte betroffen stand wie ein Mägdlein, das in großer Gesellschaft ein Wörtlein verlauten ließ; und ein Zweifel beschlich ihn, ob er kein Unheil angerichtet habe.

„An wen dachtet Ihr denn heute morgen?" fragte er.

„Ich träumte vom König," antwortete sie.

„Und, meine Teure, warum habt Ihr mir das nicht gesagt?"

„Hättet Ihr mir geglaubt in der tierischen Wut, in der Ihr waret?"

Der Connétable schüttelte den Kopf und fragte weiter:

„Aber wie kam es, daß Savoisy einen Schlüssel zu unserer Ausfallspforte besaß?"

„Ach, ich weiß nicht," antwortete sie kurz, „ob Ihr für mich soviel Achtung hegt, um zu glauben, was ich Euch zu antworten habe."

Damit drehte sich die Gräfin auf ihren Hacken behend um, wie eine Wetterfahne im Winde, und machte Miene davonzugehen, um ihren häuslichen Pflichten obzuliegen. Und denkt nur, Herr von Armignac war sehr verlegen über den Kopf des armen Savoisy, während Bois-Bourredon für sein Teil keine Lust hatte zu husten, als er den Grafen allein allerlei Worte brummen hörte. Endlich schlug der Connétable zweimal gewaltig auf den Tisch und sprach:

„Ich will über die von Poissy herziehen.“

Damit ging er von dannen, und als die Nacht gekommen war, stahl sich Bois-Bourredon verkleidet aus dem Hotel.

Der arme Savoisy ward von seiner Dame heiß beweint; sie hatte alles getan, was eine Frau vermag, um einen Liebhaber zu befreien; und später beweinte sie ihn nicht nur, sondern sehnte sich auch nach ihm, maßen die Gräfin ihr Abenteuer der Königin Isabeau verplaudert hatte, und diese Bois-Bourredon dem Dienst ihrer Base abspenstig machte, um ihn in den eignen zu nehmen: so gerührt war sie von den hohen Eigenschaften und dem festen Mut dieses Ritters.

Bois-Bourredon war ein Mann, der durch die Damen dem Tod sehr empfohlen war. In der Tat war er so hochfahrend gegen jedermann durch die hohe Auszeichnung, die ihm die Königin erwies, daß die neidischen Höflinge einen Tag benutzten, wo er den König Karl schlecht behandelt hatte und der Ärmste sich just bei Verstande befand, um ihm sein Hahnreitum zu verraten. Da ward Bois-Bourredon im Nu in einen Sack genäht und in der Nähe der Fähre von Charenton in die Seine geworfen, wie männiglich bekannt ist. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß mit dem Tage, wo der Connétable gewahr wurde, daß er unbedacht mit Messern gespielt hatte, seine brave Frau die beiden Morde, die er begangen, so gut zu benutzen wußte und sie ihm so oft an den Kopf warf, daß er sanfter ward als ein Katzenschwanz und auf den rechten Weg der Ehe kam. Er erklärte seine Gattin für eine tugendsame und ehrbare Frau, was sie ja auch war. Die Moral dieser Geschichte aber ist die: daß die Frauen in heiklen Augenblicken nie den Kopf zu verlieren brauchen, maßen sie der Liebesgott nie im Stiche läßt, insonderheit, wenn sie schön, jung und aus edlem Hause sind; ferner, daß die Liebhaber, wenn sie zum Stelldichein gehen, dies nie wie Gimpel tun sollen, sondern mit Maß und Ziel, und rings um den Fuchsbau auf alle ein Auge haben, um nicht in Schlingen zu fallen und ihr Leben zu verwirken; denn nächst einem guten Weibe ist das Köstlichste sicherlich ein hübscher Edelmann.

---

# Heinrich Mann, ein Künstlerproblem.

Von

Walter Behrend.

Der Schöpfer der flammenden Historien der Herzogin von Assy wurde in Lübeck geboren, der nordischen Stadt, deren gotisches Zackenwerk, wie es der schlaue und stolze Geist kriegerischer Handelsherrengeschlechter heischte, in schwere Meeresluft stößt, in ergrauter Herrlichkeit, die trotzig und traumhaft in den Azur greift. Im Milieu einer überfeinerten Patrizierfamilie wuchs er auf. Sinnliche Trauer, Melancholie, zur Tragik

gesteigert, ist die Stimmung seiner Seele, überschattet ihn mit Einsamkeit und Verlorenheit, in der er verharren kann, beseligt nur von den lichten und boshaften Schauspielen, mit denen seine Phantasie ihn entzückt. Thomas Mann, seinen musikalischen Bruder, überragt er hier. Ihm fehlt, wie diesem, der sens intime, der Sinn intim zu werden, mit dem Stendhal seinen romantischen Octave nicht ausgestattet hat. Und eine feine Sentenz La Bruyères wäre auf seine Seele anzuwenden, daß alle unsere Leiden daher kommen, daß wir nicht allein sein können.

Ironisch meinte Heinrich Mann von sich: „Man geht grelle Wege, legt das Viehische an Menschenfeindschaft. Nicht der Kitzel der andern ist das Ziel: wo wären denn andere. Sondern man schafft Sensationen für einen einzigen. Man ist darauf aus, das eigene Erleben reicher zu fühlen, die eigene Einsamkeit gewürzter zu schmecken.“ Die Fähigkeit südlicher Völker, für die er schwärmt, an den Grenzen der Dinge zu leben, ist bei ihm stark ausgeprägt, seine Sinnlichkeit, der die Gabe plastischer Intuition entsprang, hat ihn, den Bildner, vor metaphysischen Räuschen bewahrt. Für den Künstler (die Franzosen seien hier Beispiel) ist es wichtiger, die äußeren Erscheinungen, so viele wie nur möglich, heftig zu erleben, als nur sich selbst, sich zu ihnen in eine ganz bestimmte (nach der Individualität auszumessende) Distanz zu setzen. Man wird ruhiger dadurch, lebt bewußt und intensiver. In diesem Punkte muß man geschmeidig sein, um den Triumph des Willens zu feiern, der voll auf das Sinnliche gerichtet ist. Heinrich Manns Art gibt hier ein glänzendes Exempel. Ihn befähigen diese Eigenschaften, den modernen deutschen Roman großen Stils zu schaffen. Er verschwendet auch keine Unsumme von küntlerischen Kämpfen an das Problem, Ideal und Wirklichkeit auf einen reinen Akkord zu bringen. Er stilisiert einfach die Realitäten, die an unmittelbarer Eindringlichkeit deshalb keine Einbuße erleiden (im Gegenteil!), ist sensibel genug, einer zärtlichen Musik zu lauschen, die für ihn hinter allen Dingen singt. So gibt der Romancier Heinrich Mann bis auf das feinste durchgearbeitete Stimmungen, ist Ästhet sans phrase, den rauschende und schlichte Vorgänge fesseln; etwa nur eine flackernde Kerze, deren Licht in einen Silberspiegel, von Ebenholz umrahmt, springt, oder er gibt das kühl erfaßte Bild einer venezianischen Straße, die in der Tropenhitze zittert, in wundervoller Stimmung: „Sie schlichen zusammen um Mittag im stickigen Schatten der leinenen Schutzdächer den Korso entlang. Ein eherner Augusthimmel lastete auf den verödeten Palästen. Die Gecken mit ihren Mädchen waren von den Perrons vor den Caféhäusern verschwunden, die bunten Blumenverkäuferinnen schliefen, von den brennenden Schwellen flüchteten die goldenen Portiers. Beim Auftauchen eines vereinsamten Fremden mit dem Leinwandhut im Nacken, traten die Besitzer sehr teurer Geschäfte auf die Straße hinaus und boten ihm ihre Waren um ein Geringes an. Die Ausdünstungen der Läden, Parfüms, Blumen- und Tabaksdüfte durchdrangen den Geruch des erhitzten Asphalts, und eine leise Mahnung an Kloake plante über allem. Eine Zigarettenwolke blieb viertelstundenlang liegen in der stillen Luft.“

* * *

1897 ist er in die Literatur eingetreten. 1901 erschien sein erster Roman von Bedeutung: „Schlaraffenland“, ein Roman unter feinen Leuten. Andreas, ein Provinzler mit der Miene des Glückes, wird in das Berliner Literatenleben von 1893 geworfen. Er betritt die verschwenderischen Salons eines Börsenkönigs, dessen Gattin ihn lieben wird, die er, in eine Mönchskutte gehüllt, zu sich ins Bett zieht. La comédie humaine: er entrinnt seinem prekären Studentendasein, darf durch Frauengunst pompöse Träume, wie sie in den Herzen phantastischer Jünglinge flammen, verwirklichen, darf in Gold und Pracht wühlen, als hätte er der luziferischen Suada eines Vautrin, jenes majestätischen Galeerensklaven, gelauscht. Es handelt sich um eine schwächliche Imitation der Symphonien des robusten Balzac, an die viel Witz vergeudet ist. Die krausen, unerhörten Bahnen, über welche die Helden der ville-lumière hasten, sind auf die preußische Hauptstadt übertragen. Schnoddrige Requisiten dürfen nicht fehlen, nicht der Jammer der Nüchternheit. Andreas, der Dandy auf der Friedrichstraße, gewinnt die freche Hetäre seines Gönners, die er nach einer schrillen Orgie an sich preßt. Sein Schicksal ist besiegelt. Die Götter verlassen ihn, er versinkt wieder in die Alltäglichkeit. Das Experiment, das unterhält, mußte mißglücken, weil das grandiose Milieu fehlt. In dem spottsüchtigen Roman blitzt eine Fülle von scharfen Silhouetten, blendenden Charakteristiken auf, die Heinrich Mann erlebte und künstlerisch gab. Seine Art konnte er noch nicht verkünden.

Ein zweiter satirischer Roman „Professor Unrath“ liegt vor, der feine Bericht von den Geschicken eines Schultyrannen. Das Ringen nach einem Stil, den der Dichter sich schaffen will, wird bewußter. Wir haben es mit einem Versuch zu tun, eine Unglaublichkeit glaublich zu machen, sie derart zu gestalten, daß sie schlechthin überzeugend wirkt. Hier ist eine psychologische Wandlung ohnegleichen kühn und folgerichtig ermöglicht worden: der senile Pädagoge Unrath durchläuft die Metamorphose zum Verbrecher, ohne daß der schneidende Ton seines Wesens abbricht, die Hochspannung seines explodierenden Charakters um einen Grad sinkt. In Gift und Haß krümmt sich dieses greise Geschöpf in der Idylle seiner Bürgerlichkeit, seines Oberlehrertums. In tollem Vernichtungsfanatismus kreischt er auf, schwingt er die dürre Faust, rasche Gier läßt ihn vor nichts mehr zittern. Er gerät in die schmutzigen Netze einer Chantanthuldin, vor der er stammelnd in schäbigen Kleidern steht. Trotz durchzuckt sein winziges Despotenhirn, er will sie, die auf dem Podium plärrt „wail iesch noch so klain uhnd so uhnschuldisch bin“, seinem Schüler, dem nonchalanten Lohmann, abzwingen. Er heiratet sie. Vor der Stadt errichtet das lächerliche Paar eine Spielhölle, eine Lasterstätte, auf der Unrath, wie ein züngelnder Nachtalp brütend, seine ehemaligen Schüler, die er mit Haß belauert, zur Strecke bringt, Teufelstriumph in dem morschen Antlitz. Die ganze Stadt ist in Aufruhr, infiziert von den Ungeheuerlichkeiten des geifernden Scheusals. Das letzte Kapitel bricht grell ab: Unrath raubt dem Todfeind Lohmann in Hyänenwut eine Brieftasche, hinter ihm zu fliegt die grüne Tür des Gefängniswagens, gellt der Spott der Krapüle.

In meisterlicher Form sind die Vorkommnisse hingestellt, von der giftigen Beleuch-

tung der Groteske umflossen. Jedes Jota ist mit Haß und Verachtung gesetzt, gekritzelt mit der superioren Bosheit eines zerwühlten Herzens: der spitze Roman ist eine namenlose Satire auf die dumpfe Bourgeoisie. Kaum hat Thomas Mann, der Zärtlichere, in den „Buddenbrooks“ so viel Galle gegen die Lübecker Oberlehrer verspritzt. Er tat es nur mit scheuer Ironie.

* * *

Wir stehen vor den bezaubernden Kapiteln der „Göttinnen“, den Ekstasen, den elysischen Phantasien des Romantikers Heinrich Mann, die die Einbildung und Wirklichkeit mit rauschender Verklärung umfabeln. Nichts gleitet ins Wesenlose, in schattenhafte Sphären, die uns nichts angehen, alles umringt uns, alles empfinden wir fortdauernd schmerzlich, zerquält von der Tyrannei bleierner Tage. Es bleibt, wie geschrieben, nur ein Ausweg: die Wirklichkeit stilisieren. Heinrich Mann hat sie in den Assy-Romanen mit epischem Enthusiasmus, in dem jedoch die Foltern seines desillusionierten Geistes deutlich blinken, durch diese Perspektive begriffen und vorgegaukelt. Von goldenen Hörnern und Silberflöten schwebt die feierliche Musik in purpurne Dämmerungen, aus matten Adagien der Melancholie zu funkelnden Allegren orgiastischer Leidenschaften aufjubelnd, wie sie nie zuvor die Sinne aufstörten. Nie zuvor sind berückendere Gewalten im deutschen Roman gespürt worden. Dem schwelgerischen Latinisten d'Annunzio soll er ähneln; er hat kein Similigeschmeide, den schnöden Pomp bestechender Worte, zu verschwenden. Alles vielmehr ist an dem Künstler Mann problematisch, der mit der geschulten Sinnlichkeit, der gebändigten Phantasie des Romanen, die sich fest, leidenschaftlich, saugend an das Spiel der Erscheinungen schmiegt, mehr und mehr den für den Dichter besonders schwierigen Kampf aufnimmt, den Stoff, den Gegenstand gleichgültig zu machen und den absoluten Sieg der Form zu ermöglichen, die allein interessieren soll. Letzte künstlerische Ergebnisse sind schon die harten, blanken Sätze der Romane „Die Göttinnen“ und „Zwischen den Rassen“, die wie Dolchklingen funkeln. In breitem, bestrickendem Glanz entschwebt ihnen der Demantgehalt der Stimmung, die nie zerfahren wird, in der jede Nuance mit ungewöhnlichem Temperament und künstlerischem Bewußtsein erbracht ist.

Die Noblesse, mit der die „Göttinnen“ geschrieben sind, darf nicht übergangen werden. Mit Symbolen ist der Brandaltar behangen, der heidnischer Sinnlichkeit in den brennenden Nächten des Südens flammt, und es erklingt wie jene Träumerei: Tout n'est ici bas que symbole et que songe. Les dieux passent comme les hommes, et il ne serait pas bon qu'ils fussent éternels. Tragödie ... In drei schimmernden Phasen, bacchantisch und symphonisch, sind die majestätischen Fata Violantes, der Herzogin von Assy, die selbst Italiens Purpurfirmament überschimmern, verbildlicht. Drei Kapitel, Diana, Minerva und Venus, sind es, drei Symbole, die die Wandlungen ihres prunkenden Geistes spiegeln,

Sinnbilder, die uns unmittelbar packen, weil sie die Summe unserer hellen Kämpfe auch überflammen, die Qualen unserer Seele: Freiheit, Kunst und Liebe. Am Ausgang dieser pathetischen Metamorphosen stirbt Violante in Abendschönheit, mit verwüstetem Leib, zwischen den Goldflammen schwerer Kandelaber und düsteren Nebeln. Schwarze Todespracht überflutet sie, und die blassen Truggestalten ihrer beseligten Agonie sind von einer Plastik, die die Phantasie der Gegenwärtigen nicht mehr überflügeln wird. Violante, die Condottieretochter, hat das stolze Gesicht, das in die Vergangenheit gehört, den kühlen Rasseleib, für den die zarten Grandseigneurs sich in Paris duellieren. Sie agiert eine Glanzrolle in der Operette des dritten Kaiserreichs, auf den Tuilerienfesten tanzt sie, tanzt an der Schwermut des welken Napoleon vorüber, kurz vor dem Donner der Saarbrückener Kanonen. „Der Krieg mit Deutschland brachte sie zum Stillstehen inmitten eines Tanzes, dessen Musik jäh abbrach. Den von Melodien gewiegten Kopf noch wollüstig im Nacken, fühlten die Tänzerinnen von ihren Lippen das Lächeln gleiten und ein Zittern um sie her von fernem Donner.“

Sie siedelt nach ihrer adriatischen Heimat über, nach der Fischerstadt Zara. Ein blonder Volkstribun schwelgt vor ihr in der Musik seiner Tiraden, sie erliegt ihm. Gegen die lächerliche Dynastie beschwört sie eine Revolutionscharivari und flieht mit dem Brand vergeblicher Freiheitsideale über das Meer.

Mit schrillen Sätzen bricht die Dianaouvertüre ab. Violante lebt unter den Zypressen Italiens, die wie blaue Lanzen in den harten Sonnenhimmel stechen, im funkelnden Venedig unter schwarzwuchtenden Palästen, umbraust von Sternen und Abenteuern maßloser Epochen. Sie ist Minerva in Silbergewändern, die kühl die Zedernanmut ihres Leibes umgleiten. Wir wandeln eine Galerie bunter Figuren ab, unter denen Violante in Vestalinnenkeuschheit atmet, in magischer Einsamkeit. Und vom rauschenden Hintergrund, der von Gold und Lilien blitzt, heben sich die Silhouetten der unseligen Damen Blà und Properzia ab, ihrer verlorenen Freundinnen. Unter vielen taucht San Bacco auf, ein fröhlicher Marchese im Piratennimbus, der den Frühling der Garibaldilegende hinter sich hat. An seiner Bahre wird Violante trauern wie eine aufgelöste Andromache. Der Geliebte ihrer Seele aber ist Nino, der schüchterne Ephebe. Am Schluß des Minervaintermezzos wird den Siroccoleidenschaften ihrer alternden Psyche, die im dritten Roman stürmen, präludiert durch ihren Ausruf an San Baccos Leiche: „Ich aber, ich fühle in mir die Kraft von hundert Menschenleben!“ In taumelnder Jugend wandelt sie unter dem Silberfirmament.

Der Venusroman beginnt. Betörend blitzen die rubinenbesäten Portale schwüler Pantempel. Violante wird nicht flatternden Herzens lieben, wie Lady Olympia, jene laszive Offenbachkönigin, sondern mit der überwältigenden Andacht einer symbolischen Gestalt. In unversöhnlicher Reinheit fröstelt sie unter trunkenen, wollüstigen Heiligtümern, in zermalmendem Aphroditekult. Über blassen Jünglingsleichen lodert ihre gierige Liebe, unersättlich, umgellt von der Wut eines ganzen Volkes. Alle Brünstigen

besitzen ihren Leib, und noch kurz vor den Wundern ihres Totenlagers zu Neapel jammert Rustschuk, der ihn nicht hatte.

Durch alle Bacchanalien werden wir gehetzt, alle Zauber der hysterischen Renaissance sind feil. Die Morgenrothymne auf die Sinnlichkeit, auf die Lust tönt, jauchzt in ungezählten Akkorden. Und was wäre außerdem! Geist ist nichts weiter als sublimierte Sinnlichkeit. Uns bleibt nur die Leidenschaft und ein harter Adel: Freiheit, Kunst und Liebe.

Dieselbe Form ist in dem jüngsten Roman „Zwischen den Rassen" gehämmert, dessen Herausgabe Albert Langen in München ebenfalls besorgt hat. Die Verdammnisse und Unruhen des Mischblutes sind verbildlicht; ein verschämter Platonismus von den zwei Seelenhälften ist geklärt. Die feinsten Schwingungen der Frauenseele werden deutlich. Lola, die unfrohe Abenteurerin, verfällt dem Italiener Pardi, einer Figur, die in Piselli und dem Sohn der lasterhaften Fürstin Cucuru in den „Göttinnen" schon vorweggenommen wurde. Er ist der drohende Don Juan von brutaler, tierischer Schönheit, wie ihn die Frauen lieben, die daran verderben. Der Casanovatyp ist ärmlich, stellt er doch die Zersplitterung des Komplexes der Empfindungen dar. Lola mit ihrer verirrten Sehnsucht wird daher dem Malheur ihrer Heirat fliehen und den stillen Arnold lieben, den Mann mit den Stimmungen und der Seele. Überwunden sind die Qualen ihrer Art, die zwischen den Rassen stand.

Die Drangsal seines eigenen Mischblutes macht für Heinrich Mann die Aufwerfung des Rasseproblems künstlerisch notwendig. Es wurde für ihn zuletzt fast zum Programm, daß die Menschheit des Nordens, die im Begriffe sei, am Geist zugrunde zu gehen, sich erneuern müsse durch die des Südens: durch ihre gesündere Animalität, die sie vor den Verführungen und Lastern des Geistes bewahrt habe.

---

Wir wollen noch bei den kostbaren Novellen „Flöten und Dolche" verweilen, bei der ersten: „Pippo Spano". Sie ist den Krämpfen, dem Flennen des Poeten Mario Malvolto gewidmet, der die Komödie der Gefühle spielt, die er nicht hat. „Ich fühle den melancholischen Stolz auf ein Werk, das nicht die Kraft schuf, sondern nur der Wille zu ihr; auf ein Leben ohne wahre Stärke, das nur sehnsüchtiger Drang in die Höhe reckt, wie eine Niobe ihre Arme. Ich sehne mich am Schlusse von allen, die ich gehabt habe, noch heute nach der Frau. Ich träume von ihr wie mit zwanzig Jahren — nur hoffnungsloser." Er hat Furcht vor dem Weibe, daß es das Mysterium seiner Jämmerlichkeit, seiner Schwäche entschleiere. In seine Ohnmacht brechen Machtträume vor Pippo Spano's Bild, des Condottiere. In einen Monolog legt Malvolto seine Besiegtheit, die Zerrüttung des Spätgeborenen. „All meine Sehnsucht drängt nach den Starken, die das könnten, nach den Condottieri des Lebens, die in einer einzigen Stunde ihr ganzes Leben verschlingen und dann glücklich sterben." Und Gemmas Erscheinung wird für ihn zum ungeheuren

Ereignis, das ihn aufschnellen läßt. Er erträumt Leidenschaften, in denen alle Ängste zerstieben, rauschend wie die silberne Ozeanbrandung. In den Schrecken des Todes wird der Trug des Hysterikers verwehen. Er will mit der heroischen Gemma, der verzückten Lateinerin, sterben, erdolcht sie und ist zu feige, die Klinge in sein Herz zu senken — ein steckengebliebener Komödiant, den die Kunst ausbrannte. Über der Dichtung leuchtet das Balzacwort: Semblables à ces criminels d'autrefois, qui, poursuivis par la justice, étaient sauvés s'ils atteignaient l'ombre d'un autel, il essayait de se glisser dans la sanctuaire de la vie.

Es ist vielleicht, zum künstlerischen Dokument verdichtet, ein Akt der eigenen Tragödie Heinrich Manns, die uns hier anheult. Sein Problem. Nicht das Schicksal eines einzelnen Individuums wurde in Malvoltos Figur vorgespielt, sondern das Schicksal eines ganzen Typus, das Fatum des modernen Talentes, das in geistiger Trauer an der Leere des Gefühls und der Phantasie verelendet — unsere Zeit sei schuld daran. Mancher von uns, der auch zum Literaten ernüchtert ist, fühlt das. Sie sind blasser als der Opernholländer und wimmern aus den Martern der Abgebranntheit und der Vereinsamung nach dem erlösenden Weibe. Nur im Intellekt blühen Einbildungen von Größe, die wir nicht in Taten verwandeln können. Über uns unheilige Ironie . . . .

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Jetzt war es auch an Jason, darüber erregt zu werden. „Was ist das, Doktor?"

„Also — man läßt mich rufen."

„Wer?"

„Professor Wilken. Aber es war noch ein Rat vom Kultus da, ein junger, kleiner, blasser Mensch, irgend ein angehender Auditor oder Richter von der Universität, glaube ich. Ich kannte ihn nicht. Man müsse mir eine Vermahnung erteilen, sagte er. Mein Lebenswandel gebe zu öffentlichen Ärgernissen Anlaß, es wäre stadtbekannt, daß ich unlautere Beziehungen zu einer verheirateten Frau unterhielte, die von ihrem Mann getrennt lebe. Solange das nur Gerüchte waren, hätte noch kein ausreichender Grund vorgelegen, dagegen einzuschreiten, aber jetzt wäre eine Anzeige eingelaufen, und da könne man es nicht weiter unberücksichtigt lassen. Ein derartiges offenkundiges Ver-

hältnis ließe sich mit der Würde und dem Ansehen eines zukünftigen königlichen Beamten und Bibliothekars nicht mehr vereinen; aber man würde es trotzdem dieses Mal auf die Fürsprache des Professor Wilken hin bei einem Monitum bewenden lassen, wenn von mir das Versprechen gegeben würde, durch mein Verhalten dem Gerücht keine neue Nahrung zuzuführen. An jedes Wort erinnere ich mich!"

„Und was sagten Sie ihm?"

„Nun, ich blieb eben nicht ruhig. Ich sagte ihm, daß mein Privatleben derart wäre, daß es keiner Einmischung bedürfe, und daß ich deshalb jede Einmischung von der vorgesetzten Behörde strikte ablehnen müßte; wenn er es aber wagen würde, die Beleidigungen, die er hier in seiner amtlichen Eigenschaft gegen den Ruf einer Dame geäußert habe, mir gegenüber vielleicht noch einmal als Privatmann zu wiederholen, so würde er von mir sofort die gebührende Antwort erhalten. — Sie hätten das Gesicht sehen sollen! Wilken war ganz entsetzt aufgesprungen. „Aber Herr Doktor," rief er, „bitte nehmen Sie doch Vernunft an. Eine ganze Weile dauerte es, bis der kleine, blasse Mensch sich faßte. Als Privatmann, sagte er, habe ich nicht die Ehre, Sie zu kennen und enthalte mich jeglichen Urteils. In meiner amtlichen Eigenschaft aber habe ich Ihnen noch weiter mitzuteilen, daß es mit der Gesinnung eines zukünftigen königlichen Beamten für unvereinbar betrachtet werden muß, im Hause eines Menschen ein- und auszugehen, der den Aufsichtsbehörden seit langen Jahren als politisch verdächtig bekannt ist und der — wie Sie wohl nicht wissen — schon einmal in eine peinliche Untersuchung wegen Geheimbündelei verwickelt war."

„Diese Hunde, — Hunde!" schrie jetzt Jason durch die Nacht, in Gedanken an die alten qualvollen Monate. Er hatte ein Gefühl dabei, als risse man ihm da innen eine Narbe auf.

„Oh," sagte Kößling, „ich höre noch jedes Wort. Ich könnte die ganze Szene malen. Das kahle Zimmer, ein paar Stühle an der Wand, ein paar alte Bilder — Männer darauf mit großen, grauen Perücken, — ein kleines birkenes Tischchen dann, mit einem ganz großen Tintenfaß, einem Stoß Papier und den Akten daneben. Unten im Erdgeschoß war es, und ganz hell war der Raum vom Schnee draußen."

Kößling stieß mit dem Fuß in die weiße Decke.

„Da sitzt Wilken, hier der kleine, blasse Rat im flaschengrünen, langen Rock, und ich stehe mitten im Zimmer. Mir hat man keinen Platz angeboten. Oh, Herr Gebert, ich blieb ihnen wirklich die Antwort nicht schuldig. Ich werde mir meinen Umgang, sagte ich, nie vorschreiben lassen, und ich scheide mit diesem Augenblick aus dem Dienst, da ich nicht weiter einer Behörde unterstehen kann, die vorgibt, der freien Wissenschaft die Wege zu bahnen und statt dessen Gesinnungsschnüffelei treibt. Als ich das gesagt hatte, sprang der kleine Rat auf und griff nach seinen Akten. Ich verlasse dieses Zimmer, quiekte er. Aber Wilken, er meinte es wirklich gut, sprach mir noch eine ganze Weile zu und suchte beizulegen. Ich wäre jetzt erregt und wöge deshalb die Worte nicht. In

ruhigen Stunden müsse ich mir selbst sagen, daß man nur mein Bestes wolle. Wenn ihm nicht an meiner Mitarbeit läge, und wenn er für die Wissenschaft keine Hoffnungen in mich setze, so hätte er ja einfach in die Entlassung willigen können, die man von vornherein, ganz ohne Angabe des Grundes beabsichtigt hätte; und ich solle jetzt ruhig wieder an meine Arbeit gehen, er würde mich dann noch einmal zu sich rufen lassen. Dann würde ich wohl anderen Sinnes geworden sein. Für mein jetziges Benehmen könne nur meine Jugend als Entschuldigung gelten, aber er würde schon alles wieder ins Lot bringen.

Aber ich antwortete ihm, daß es zwecklos wäre, und daß ich in einer Stunde auch nicht anders sprechen könnte, als ich es hier getan hätte. Man hätte hier von einer edlen Frau und einem Mann, dem ich unendlich viel in jeder Weise verdanke, gesprochen, als ob es sich um Gesindel handle, und man hätte meine Beziehungen zu dieser Frau, die nicht das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen brauchten, in einer Weise gedeutet, für die es für mich und jeden Menschen von Ehre nur noch eine Antwort gäbe. Aber da ich ihm eben diese Antwort nicht geben wolle und dürfe, so möchte man mir wenigstens sagen, von welchem Buben diese Verleumdung herrühre, damit ich ihn züchtige. Das hat man natürlich nicht tun wollen; aber ich werde es schon herausbringen — und wenn ich die Tage und Nächte daran setzen sollte."

Jason zuckte die Achseln. „Warum, Herr Doktor," sagte er, „sind Sie denn der Meinung, daß Ihre Wunde weniger blutet, wenn Sie den Hund prügeln, der Ihnen heimtückisch in die Waden gefallen ist?"

Darauf wußte Kößling nichts zu entgegnen und biß nur auf seine Unterlippe.

„Ja," sagte Jason und hielt im Gehen inne, „ziehen wir das Fazit. Sie sind also nun nicht mehr an der Bibliothek."

„Ich habe sogleich dem Direktorium," meinte Kößling, „mein Entlassungsgesuch eingereicht und um sofortigen Dispens bis zur Gewährung gebeten."

„Wissen Sie auch, daß das unklug war? Man legt sich nicht an mit der preußischen Regierung."

„Und Sie, Herr Gebert, was hätten Sie an meiner Stelle getan?"

„Ich? Wohl das Gleiche. Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich klug handele?"

Sie waren jetzt beide auf der Langen Brücke angelangt. Oben, ihnen zu Häupten, ritt der Kurfürst durch die Winternacht. Sein weißer Hermelin wehte hinter ihm her, und erstarrt in schreckhaften Stellungen wanden sich die eingehüllten Sklavenleiber unter den Hufschlägen seines Rosses. Die Uferwege lagen ganz hell; und schwarz, tiefschwarz preßte sich die unheimliche Flut zwischen ihnen hindurch. Eisnadeln und Platten trieb sie gegen die Brücke in einem ununterbrochenen Knirschen, Schleifen und Knistern, das durch die stille Schneenacht zu den beiden heraufdrang. Weiter unten spannen sich noch andere Brücken, gleich weißen Webeketten von Ufer zu Ufer; und drüben tauchten vor ihnen auf dunklem Grund die mächtigen Umrisse des Schlosses auf, hoch hinauf,

bis zu den lichten Figuren, die sich scharf gegen den dumpfen Nachthimmel abhoben. Aber unten auf dem weiten Platz erschienen die langen Budenreihen dagegen, über denen so ein rätselhafter, spärlicher Lichtschimmer lag . . . erschienen in ihren Schneelasten dagegen, wie die hohen, weißen Wogen eines Sees, die nun ein Machtwort hatte erstarren lassen, ehe sie noch ihre Wut gegen das schwarze Mauerwerk richten konnten.

„Ja," sagte Jason nach einer ganzen Weile des Sinnens, während immer noch sein Blick auf dem Winterbild da vor ihm ruhte. „Ja, Doktor, was nun? Was werden Sie nun tun?"

„Daran habe ich noch nicht denken können. Ich weiß nur, daß ich das fortwerfen mußte."

„Erinnern Sie sich, Doktor, was Börne einmal sagt?" versetzte Jason und wollte sich zum Gehen wenden. „Wir haben, und sie behalten recht, sagt er; so wird es Ihnen auch gehen. So geht es Leuten unseren Schlages immer. Wollen Sie nun wieder nur schreiben? Gott, wenn Sie erst mal wie Raupach für den Akt zwanzig Dukaten hier bekommen, können Sie ja sicherlich ganz gut dabei existieren."

Kößling faßte das Brückengeländer, griff mit beiden Händen tief in den Schnee hinein. „Ich weiß nicht, Herr Gebert, ob ich je wieder etwas schreiben werde. Ich habe seit Monaten für mich kaum die Feder angerührt. Vielleicht habe ich es mir bisher nur eingeredet, ich hätte etwas zu sagen. Man glaubt ja so vieles von sich. Hören Sie, was ich jetzt spreche. Ich kann nicht mehr zu Haus sein, ich laufe fort, die Nächte lang. Ich sitze die ganzen Nachmittage, die ganzen Abende seit Wochen und Wochen beim Schachbrett. Ich wüßte nicht, was ich sonst tun würde. Sie werden mich nicht verstehen, aber wenn in meinem Hirn sich die schwarzen und gelben Steine untereinanderschieben, dann bin ich glücklich, dann habe ich keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung mehr. Sie marschieren da, bilden die Figuren, stellen sich da zu Reihen und zu Quadraten und lösen sich wieder in den seltsamen, unmöglichen Opfern. Noch Stunden, nachdem ich vom Brett aufgestanden bin, bis in meine wirren Träume spinnt sich das fort. Die Kinder sollen über ihre Spielsachen das Weinen vergessen. Lieber Herr Jason Gebert, ich glaube, ich würde weinen, die ganzen Abende weinen vor Sehnsucht und Elend, wenn ich mich nicht im Schach betäuben könnte. Ich spiele da immer mit einem Manne von vierzig Jahren, einem Witwer, dem die Frau vor kurzem gestorben ist, wir sitzen uns beide ganz stumm gegenüber — keiner spricht eine Silbe, — und schieben die Steine, das Roß, den Läufer, den Turm, die Dame. Partie folgt auf Partie — wir merken uns kaum, wer gewonnen hat, immer wirrer werden unsere Züge, immer unüberlegter — und doch wagen wir nicht vom Brett aufzustehen, denn wir wissen beide: nur hier sind wir geborgen, und schon an der Tür lauert es vielleicht wieder auf uns. — Wir haben uns das nie gesagt, nur der Blick des andern sagt es, wenn ich mich erheben will. Wirklich: manchmal, in stillen Nächten, da möcht ich die Hände ringen und beten!"

„Kößling, Kößling," rief Jason, „erinnern Sie sich, was ich Ihnen vor bald einem

Jahr sagte, wie wir beide an der gleichen Stelle standen. Damals in der Mondnacht? Ja? Das Leben ist ein Strom, sagte ich Ihnen, und in dem müssen wir schwimmen, so lange schwimmen, bis wir untergehen. Was haben Sie inzwischen gemacht? Ein paar Schläge — und schon sind Sie müde, und schon sind Sie verzweifelt. Ich schwimme nun schon fast zwei Jahrzehnte länger wie Sie in dem gleichen Strom, und ich habe mehr Elend, körperliches und seelisches gekostet, als Sie! Und wenn meine Schläge auch schwächer werden, ich halte durch, bis mir das Wasser über dem Kopf zusammenschlägt. Ich werde mich nie betäuben. Und auch im letzten Augenblick werde ich mich nicht an den brüchigen Strohhalm des Gebetes klammern!"

„Herr Gebert, was wissen Sie denn von mir und meinem Leben?! Ich habe gehungert und stolz gehungert, wenn die andern neben mir satt waren; aber solch ein Leben, ausgeschlossen sein von allem, das macht bitter. Sie vermochten doch Ihre Freude an der Schönheit zu finden. Sie hatten Ihre Porzellane, Ihre Bücher, Ihre Stiche. Ich bin immer nur wie ein Bettler um die Türen gelaufen. Sie meinen, daß das nichts wäre, und daß mir ja vielleicht dafür die Bäume des Waldes, die Blumen, die Wolken und die Worte der Dichter ebenso gehört hätten?! Weiß ich denn, wie ein Frühling aussieht? Bin ich nicht immer durch diese Welt gehetzt und gejagt, in ewiger Sorge um das bißchen Leben?! Ich kann mich nicht der Zeit erinnern, daß ich mal sorglos im Gras gelegen hätte — immer mußte ich weiter! Als Junge, ja, da habe ich einmal eine Harzreise gemacht, vom Geld, das ich mir vom Stundengeben abgespart hatte — und es regnete, regnete, regnete — früh und spät. Doch ich sah wenigstens einmal, daß es grüne Bäume gibt, und daß der Wald auch im Regen duftet. Aber am letzten Tag, Herr Gebert, wie ich meinen letzten Taler angriff, da wußte ich schon wieder, daß ich weitergejagt würde, ... von Morgen zu Morgen; daß ich von jetzt an nicht eine Stunde mehr am Wege ruhen könnte, und es gab im Augenblick keine grünen Bäume mehr für mich, und kein Wald duftete mehr für mich. Und so ist das nun stets gewesen, bald durch zwanzig Jahre — solange ich denken kann! Von der Stunde an, wo ich von der Volksschule ins Gymnasium kam, bis heute nacht. Gewiß, Dichterworte und Dichterträume hat es auch für mich gegeben, aber das Leben mit der Knute hat mich stets von neuem aus ihnen hinausgepeitscht. Und von dem, was unser Dasein vergolden soll, von dem, was unsere tiefsten, goldenen Stunden sein sollen, was habe ich denn davon bisher kennen gelernt und heimgetragen? Herr Gebert, — ich sage Ihnen, — nur ein paar ganz armselige Erinnerungen, die so kümmerlich und roh sind, daß mich jedesmal schaudert, wenn sie nur in mir auftauchen."

Sie waren indessen, ohne daß sie wußten, wohin sie ihre langsamen Schritte durch den Schnee lenkten, an der Spree entlang gegangen, den Uferweg, die Burgstraße hinabgewandelt, an verschneiten Zillen vorüber, die so ganz still und tot im Halblicht lagen. Von jenseits über das gurgelnde Wasser sah immer noch der phantastische Schloßbau mit der wechselnden Höhe seiner dunklen Geschosse und den krausen Linien seiner Dächer.

„Ich verstehe Sie, Doktor,“ begann Jason langsam und leise, und als es zu Ende ging, da sprach er hastig und laut. „Ich verstehe Sie, Doktor, und ich verstehe Sie doch wieder nicht. Sie mögen vielleicht recht haben mit dem, was Sie sagen, ich habe mir da für das, was ich eingebüßt habe, solch ein paar kleine mühselige Freuden am Leben erkämpft, und Hunger gelitten habe ich eigentlich nie, auch nicht der goldenen Stunden entbehrt, von denen Sie sprachen. Aber wissen Sie, Kößling, ich habe doch Hunger, mein Leben lang stets bittern Hunger gelitten, nach dem einen, was Sie gefunden haben und was Ihnen, ohne daß Sie einen Finger darum geregt haben, ohne Verdienst und ohne Mühe zugefallen ist. Oh, was sind Sie doch undankbar! Und wenn man mir sagen würde, ich sollte von hier bis Potsdam mit bloßen Füßen durch den Schnee laufen, um mit Ihnen tauschen zu können; hier, auf der Stelle, im Augenblick zöge ich meine Stiefel aus; und ich bin doch heute schon ein alter Bursche, der wirklich entsagen hätte lernen können. Sie neiden mir, Doktor, meine goldenen Stunden! — Nun, ich will Ihnen auch nicht gram sein. Sie haben mich die immer wieder siegende Macht des Lebens gelehrt, — aber was es heißt, ganz und für ewig in den Gedanken und Sinnen einer Frau leben, die so schön ist wie klug, so anbetungswürdig wie rein, — das habe ich nie erfahren. Und das habe ich gesucht, und gesucht, straßauf und straßab, mit wunden, lahmen Füßen, bis ich so steif und so grau wurde, wie ich es heute bin.“

„Vielleicht haben Sie recht, Herr Gebert, all das, was ich Ihnen da gesagt habe, wäre undankbar und schlecht von mir, wenn ich wüßte, sicher wüßte, daß Ihre Worte eben Wahrheit waren. Gewiß, ich will's mich ja auch immer wieder glauben machen, aber gerade, da ich von Tag zu Tag mehr fühle, daß sie nicht wahr sind, da ich erkenne, wie die Geliebte meinen Händen und meiner Seele immer von neuem entschwindet, und ich immer wieder ihr nach ins Leere greife, da ich fühle, wie wir uns voneinander entfernen, auch wenn wir uns zueinander flüchten, gerade deshalb bin ich ja jetzt immer so grenzenlos verzweifelt. Was habe ich denn für einen Teil an Jettchens Leben? All ihre Kämpfe hat sie stumm gekämpft, und die ganze Luft ihres Lebens, in die ich eindringe, sie wird mir nicht mehr wie ein fremder Hauch. Was wissen wir beide denn bis heute voneinander? Sagen Sie mir das!“

„Und was sie Ihretwegen getan hat? Wer so handeln kann, Doktor?“

„Oh, das habe ich mir ja hundertmal schon vorgehalten. Aber endlich galt es nicht ebenso sehr ihr wie mir? Galt es nicht vielleicht Ihnen? Galt es nicht der ganzen Welt, in der sie einzig leben kann?“

„Herrgott im Himmel!“ rief jetzt Jason, und er sprach da ganz gegen besseres Wissen, denn Kößlings letzte Worte hatten ihn doch seltsam verwirrt und betroffen. „Herrgott im Himmel! was sind doch Verliebte für komische Leute! Ich habe noch nie in meinem Leben Verliebte kennen gelernt, die sich nicht gegenseitig durch nutzloses Grübeln das Leben schwer machten; statt, daß Sie dem Schicksal die Hände küssen und dem da oben danken, wie gut Sie es haben. — Ich glaube nun dem jungen Herrn heute etwas Ange-

nehmes sagen zu können, und er tut, als ob alles für ihn verloren wäre. Ich bin heute abend bei meinem Bruder gewesen, hören Sie, und wir haben natürlich über Jettchen gesprochen, und es scheint mir, als ob man beginnt, sich mit der Sache abzufinden. An eine Einigung ist gewiß noch nicht zu denken, aber schon, daß man bei uns den Willen hat, die Sache um jeden Preis zu Ende zu führen, und daß kein Mensch mehr versucht, Jettchen im andern Sinne zu beeinflussen, schon das ist eigentlich für heute Sieg genug. Aber kommen Sie, Doktor, mir ist kalt, ich erzähle es Ihnen dann."

Und sie bogen vom Wasser ab, bogen in die Neue Friedrichstraße, die ganz schmal sich zwischen den dunklen Häuserreihen vor ihnen auftat, mit einem dünnen, ungetrübten Band von Weiß. Ganz glatt lag es im Licht der wenigen Laternen, die an den Ecken ihre eisernen Arme ausstreckten.

„Herr Gebert," begann Kößling, „Sie müssen mir verzeihen, was ich eben sagte, Sie müssen mir versprechen, nicht mehr daran zu denken. Die Szenen auf der Bibliothek, alle diese schwere Einsamkeit, die letzten Wochen, das hatte mich übermannt. Gewiß, ich war ungerecht, ich sage es mir ja selbst, wenn ich mir all das in Ruhe überlege."

„Oh," unterbrach ihn Jason, „seien Sie versichert, ich werde es Ihnen nicht nachtragen. In solch einer stillen Nacht, da redet man ja manches hin, was bei Lichte nicht bestehen kann. Aber nun will ich Ihnen erzählen. Hören Sie!"

Und Jason sprach. Er erzählte, daß er ganz überrascht gewesen sei, wie gut die Sache für sie beide stehe. Sein Bruder hätte, ohne daß er davon eine Ahnung gehabt hätte, schon Vorschläge gemacht, die er für sehr generös halte, und in denen er das erstemal seit Jahren die wahre Natur Salomons wieder gesehen hätte. Natürlich wäre man noch nicht darauf eingegangen, aber er erblicke doch darin einen Anfang, und schon das müsse sie beide freuen und ermutigen.

Jason kam ganz ins Feuer und ließ die Dinge weit rosiger erscheinen, als sie doch ausschauten. Ja, er sagte, daß er jetzt gar nicht mehr an einem glücklichen Ausgang zweifeln könnte. Welchen Abschluß aber diese Unterredung genommen, davon erzählte er Kößling nichts. Warum sollte er auch Doktor Kößling das anvertrauen?

Und Jason war gerade daran, sich selbst in diese aussichtsreiche Auffassung hineinzutrügen und ihr sogar musikalisch Ausdruck zu verleihen, indem er, durch eine merkwürdige Gedankenverbindung verleitet, die Ouvertüre aus dem Templer und der Jüdin zu pfeifen begann, als er neben sich ein Haustor knarren, einen Schlüssel schließen hörte, und als er sah, wie sich ein Tor öffnete und im Spalt der bloße Kopf des braven Vetters Julius auftauchte, um gleich wieder zu verschwinden. Nicht länger dauerte das, wie die Fischotter im Bach den Kopf heraussteckt, um Luft zu schöpfen und wupp, wieder untertaucht. Aber für Jason Gebert genügte es. Dann aber tuschelte und raunte es im dunklen Hausgang, und eine junge Person, mit heller, flatternder Chenille und hohem Federhut und Haaren so rot, daß man einen Dachstuhl daran anstecken konnte, trat heraus,

schnippte rechts, schnippte links mit dem Kopf und tappte vor den beiden her, mit den spitzen Stiefeletten durch den neuen Schnee.

Herrgott, sagte sich Jason, wo hast du denn die schon gesehen?! Und plötzlich war es Jason Gebert, als spüre er in der kalten Dezembernacht den Hauch eines warmen Frühlingsabends, und er sah eine Rosenbergsche Droschke an sich vorbei rattern, schwer bepackt und vollgestopft, mit allerhand johlendem und quiekendem Weibs- und Mannsvolk. Und oben auf dem Bock saß neben dem Kutscher der neue Vetter Julius und schwenkte eine leere Weinflasche, die er auf einen Stock gesteckt hatte, und neben ihm, halb auf ihm, saß in armseliger heller Kattunfahne, um die Hüften gehalten von des neuen Vetters männlichem Arm, eine große, rote Person. Richtig, das war sie. Damals trug sie noch nicht solchen Chenillemantel und noch nicht solchen teuren Italiener, .... aber das war sie.

„Onkel Naphtali hat ganz recht, lieber Doktor,“ begann Jason schmunzelnd nach einer ganzen Weile, während die rote Person hinten im Dämmern um eine Ecke verschwand. „Unser verehrter Freund Julius Jacoby scheint wirklich meist bis in die späte Nacht eifrig im Geschäft tätig zu sein!“

„Wie kommen Sie darauf, Herr Gebert?“ fragte Kößling erstaunt, denn er hatte nichts gehört und nichts gesehen.

„Oh,“ sagte Jason, „das fiel mir eben so ein.“ Und dann summte er weiter vor sich hin. Jetzt war er bei der Schweizerfamilie: Setz dich, liebe Emmeline, setze dich recht nah zu mir!

Eigentlich war der Vetter Julius gar nicht so übel. Immerhin, er hatte doch menschliche Seiten.

Langsam tappten die beiden an den Häusern entlang durch den frischen Schnee. Wie das so oft geht, war die schwere Stimmung Kößlings plötzlich umgeschlagen, und der Wind von Lebenslust schwellte ihm die Segel und trieb sein Schiff. Das würde doch nun alles gut werden, und er würde sich ja immer durchschlagen. Endlich war seine Stellung bei der Bibliothek ihm ja doch nur eine Zuflucht gewesen, und, genau betrachtet, ein Irrtum und eine Ablenkung von seinem eigentlichen, innersten Beruf. Jetzt würde er schon etwas zuwege bringen.

„Na, Herr Doktor,“ sagte Jason, und es war, als erriete er Kößlings Gedanken, „was wollen Sie nun beginnen?“

„Arbeiten, Herr Gebert!“

„Ich werde Ihnen etwas sagen, geben Sie doch Pfennigmagazine heraus.“

Kößling lachte. „Das ist vielleicht ein guter Gedanke, Herr Gebert, denn mit schlechtem und jämmerlichem Geschmack ist immer viel Geld zu verdienen, aber ich will es doch lieber nicht tun. Nein, ich habe andere Dinge vor. Ich freue mich, daß ich von Büchern nichts mehr höre und sehe. Ich will etwas ganz Unabhängiges schaffen, etwas aus dem Heute, aus dem Berlin von jetzt, oder will vielleicht eine

Handwerkergeschichte aus meiner Heimat schreiben. Das kenne ich, das habe ich miterlebt."

„Ja," sagte Jason, „Sie haben gewiß recht. Manchmal will es mir auch scheinen, daß wir uns alle aus dem Leben hinausstudiert haben und uns nun wieder hineinleben müssen. Ihre letzten Arbeiten gefielen mir deshalb nicht, sie hatten einen so Jean-Paulisierenden Stil, der ist nicht Ihr Eigentum, der liegt Ihrem Wesen nicht, das müßten Sie doch lieber uns anderen lassen."

Kößling lachte ganz laut durch die Nacht.

„Aber," sagte Jason Gebert und blieb stehen, „was nun, Doktor? Trinken wir noch eine Flasche Chambertin? Schleiermachers Leibwein, Doktor, denn es ist verteufelt kalt, und ich möchte endlich wieder einmal unter Dach und Fach kommen."

Aber Kößling bat Jason Gebert, er möchte ihm verzeihen, wenn er es nicht täte. All das, was er heute erlebt, hätte ihn mitgenommen, und dann wäre er zugleich jetzt so beschäftigt mit seinen Plänen, es strömte so auf ihn zu, daß er es nicht möchte, daß seine Gedanken im Dunst der Weinstube gleich wieder verflögen.

„Denken Sie doch an Hoffmann," sagte Jason.

„Nein, Herr Gebert, ich glaube nicht, daß Hoffmann in die Weinstube gegangen ist, wenn er mit seinen Gespenstern allein sein wollte, ich meine, erst wenn er nach Hause schwankte und auf den leeren, weiten Gendarmenmarkt trat, sowie er sich an den Schreibtisch setzte, da wurden erst seine Gestalten und Geister lebendig, zerrten ihn am Rock und zogen ihn am Haar, rissen ihn hin und her und spielten endlich Fangball mit ihm, und nicht um sie zu bannen, sondern um ihnen zu entfliehen, ist er dann wieder die halben Nächte hindurch, fast bis zum Morgengrauen, in die Weinhäuser gegangen. Eigentlich war er nur nüchtern, wenn er trank."

Sie waren indes schon wieder in die breite, licht- und schneehelle Königstraße eingebogen, hatten sich durch die hohen zerfahrenen Schneeflächen des Damms getappt und standen schon wieder — den Schnee von den Schuhen klopfend — an der Ecke der Königstraße, unter einer zuckenden Gasflamme.

„Also adieu, Doktor, ich will nicht daran schuld sein, daß Bacchus bei Ihnen die Musen und Charitinnen verjagt. Wenn Sie irgend etwas wünschen, irgend einen Rat haben wollen, oder vielleicht etwas anderes brauchen, so wissen Sie ja, wo Sie jederzeit anklopfen dürfen."

Und wie Jason das sprach, da sah er drüben eine Gesellschaft von Menschen auftauchen, Ferdinand und Max und Eli, Minchen und Hannchen. — Und da es ihm nicht lieb war, etwa von ihnen gesehen zu werden, so zog er schnell seinen Hut, machte Kehrt und hinkte nach Hause, während Kößling noch einen Augenblick stehen blieb und ihm nachblickte.

Als Jason nach oben kam, sah er noch in Jettchens Stube Licht, und er klopfte, ob sie schon schliefe.

Jettchen hatte bis jetzt auf Jason gewartet, aber nun, als sie ihn kommen hörte, hatte sie doch nicht den Mut gefunden, ihm entgegen zu gehen, denn es sollte nicht aussehen, als ob sie seinetwegen so lange munter geblieben wäre, und dann fürchtete sie sich auch davor, üble Nachrichten zu hören. Desto lieber also war es ihr nun, daß Jason klopfte und fragte, ob er sie noch sprechen könnte.

Jason war guter Dinge, das sah Jettchen sogleich. Er erzählte, daß er jetzt das erstemal den Eindruck gewonnen hätte, daß ihre Sache nicht schlecht stände, ja man hätte sich sogar schon fast völlig mit dem Gedanken einer Scheidung vertraut gemacht. Onkel Salomon hätte in großmütigster Weise Vorschläge getan, die natürlich nicht angenommen worden wären, aber immerhin: das wäre doch ein vernünftiges Wort von ihm gewesen, und endlich, endlich ein Anfang. Tante Riekchen hätte zwar gewünscht, daß Jettchen sogleich in ihr Haus zurückkehre, aber er hätte dem mit aller Macht widersprochen. Das könne sie ja später noch immer tun, wenn die gerichtliche Scheidung erst im Gange wäre; bei Tante Riekchens schöner Art, immer wieder auf das zurückzukommen, was s i e wolle und mit allen Mitteln zu versuchen, ihren Kopf durchzusetzen, würde sie ja Jettchen das Leben jetzt zur Hölle machen. Da wäre es schon besser, sie bliebe noch einige Zeit bei ihm.

Jettchen war ganz erregt über die Nachricht. Alles Traurige, der dumpfe Druck der Bekümmernis, unter dem sie nun Wochen und Wochen dahingelebt, hatte sich plötzlich von ihr gehoben, und es durchströmte sie wie eine warme Welle von Lebenslust und Lebensmut. Und ehe Jettchen noch recht wußte, wie das geschah, und ehe Jason noch recht wußte, was das bedeute, hatte Jettchen auch schon ihre beiden bloßen Arme, denn sie trug gerade einen weinfarbenen Morgenrock mit offenen Ärmeln, — um Onkel Jasons Schultern gelegt und Onkel Jason auf den Mund geküßt und noch einmal rechts und links auf die Backen geküßt — und dann ganz lange wieder auf den Mund, — aus einem plötzlichen Gefühle der Dankbarkeit. Und dann senkte Jettchen den Kopf und schluchzte auf, aber das war nicht vor Unglück, sonern vor Freude, daß es nun gut würde.

Jason machte sich schwer los. Alles Blut war ihm zu Kopf geschossen. Solange sich auch Jason erinnerte, hatte ihn Jettchen nie geküßt, und er hatte Scheu empfunden, selbst ihre Hand zu berühren. Er wollte etwas sagen, wollte das mit einem Wort ins Lächerliche ziehen, um dem Zwang des Augenblicks dadurch zu entgehen, aber er stand ganz stumm da und brachte keinen Laut hervor.

„Doktor Kößling," Jettchen nannte ihn Jason gegenüber nie beim Vornamen, „war am Abend hier, er hätte dich gern noch gesprochen, Onkel. Ich weiß nicht, was er dir sagen wollte, aber er hatte irgend etwas, das sah ich ihm an."

„Ja, ja," meinte Jason, froh, auf einen andern Gesprächsstoff übergehen zu können, „richtig, — ich vergaß. Ich traf ihn noch. Es war nichts von Bedeutung. Aber eins, Jettchen, du mußt versuchen, ihm das Schachspielen abzugewöhnen."

„Wie soll ich das, Onkel?" meinte Jettchen und seufzte.

„Das geht mich gar nichts an, das ist deine Sache. Eine Frau kann aus dem Mann alles machen, der Mann aus der Frau nichts. Gute Nacht!“

Und damit ging Jason und ließ Jettchen allein.

Langsam, ganz langsam ging Jason den Flur entlang, nach seinem Zimmer. Er war erregt, freudig und traurig zugleich. Er hatte über das kurze Liebesgeschenk ein Glücksempfinden, das ihn in seiner sinnlichen Gewalt ganz trunken machte, und zugleich krampfte ihm die Angst, daß sein Traum je Wirklichkeit werden könnte, das Herz zusammen.

Und lange, lange lag Jason noch, nachdem das Licht gelöscht war, mit offenen Augen, träumend im Bett und starrte in das Zimmer, das von der Schneenacht draußen seltsam und milde durchleuchtet erschien, so daß man unschwer die Umrisse und Formen der Möbel, die dunkleren Flecke der Bilder an der Wand erkennen konnte. — Jetzt schlief Jettchen gewiß schon.

Und lange, lange lag Jettchen noch, nachdem das Licht gelöscht war, mit offenen Augen träumend im Bett und starrte in das Zimmer, das von der Schneenacht draußen seltsam und milde durchleuchtet erschien, so daß man unschwer die Umrisse und Formen der Möbel, die dunkleren Flecke der Bilder an der Wand erkennen konnte. — Jetzt schlief Onkel Jason gewiß schon. . .

Und der Schnee wich nicht, ließ sich nicht verjagen, er blieb lange Tage und Wochen bis ins neue Jahr hinein. Er zog sich in hohen Wällen am Bürgersteig dahin und kaum, daß man den Fußweg an den Häusern freigemacht hatte, so besann sich der Himmel nicht lange und streute auch schon von neuem Schneekörner und Flocken darüber aus. Einmal warf er Schneefedern herab, groß und breit wie Schwanendaunen und ein anderes Mal feine, rieselnde Körnlein, ganz dicht wie rinnender Sand. Und wenn auch immer wieder die Leute in Fausthandschuhen mit ihren Schiebern und Besen und Hacken und Schippen kamen, den Schnee fortzustoßen und seine Last zu den vorigen, zu den grauen Bergen warfen, der Himmel ließ sich das nicht verdrießen, und sobald man sich des Morgens die Augen rieb, da war wieder alles beim alten. Die Fahrstraßen, die Dämme waren dadurch mit der Zeit ganz schmal geworden, und sobald zwei Fuhrwerke aneinander vorüber mußten, ging das nie mehr ohne Lärm, Streit und Schimpfworte ab, bis endlich einer von den Fuhrleuten sich doch entschloß, mitten durch die Schneehügel zu fahren, und dann mußten die Gäule wild emporspringen und mit aller Kraft an den Strängen ziehen, um die Wagen herauszureißen.

Und wenn der Schnee schon nicht verging, so wollte der Rauhfrost darin auch nicht nachstehen. Tag für Tag war ganz seltsames Wetter, stets kalter Nebel und der Himmel dabei so tief, daß die Kirchtürme ringsum und die breite Schloßkuppe sich fast jederzeit im Wolkendunst verloren. Und selbst am hellen Mittag arbeitete da der Silberschmied Rauhfrost weiter an seinen grazilen und zerbrechlichen Kunstwerken, und in den Nachtstunden war er ebenso noch am Werk. Er gönnte sich keine Ruhe, als wisse er, daß seine Zeit doch nicht allzu lange währen könnte. Und um seine Arbeit

zu bewundern, ging Jason sogar hinaus in den Tiergarten; er schritt dort zwischen Wänden, die ganz dicht aus dem weißen Maschenwerk von hunderttausend Zweigen gewebt waren, dahin — auf ganz schmalen, niedergetretenen Pfaden, mitten durch ein weiches, blendend helles Weiß, das die Büsche verschüttet hielt und in dem jedes Leben ertrunken und versunken war. Gerade, daß der Nebel nicht weit sehen ließ, sagte er, das wäre so schön gewesen. Wie durch die Säle einer marmorweißen Alhambra wäre man dahingeschritten, und die Tannenbäumchen am Wege, deren Zweige von den Schneelasten ganz niedergedrückt waren, sie hätten ausgesehen wie verzauberte maurische Prinzessinnen, von Kopf bis Fuß eingehüllt in Spitzenkleider.

Daß Kößling nicht mehr an der Bibliothek arbeitete, hatte Jettchen nicht verborgen bleiben können. Irgendwie war's aufgekommen, schon am nächsten Tage — da ja selbst die dicksten Wände ein Geheimnis nicht festzuhalten wissen. Und in wenigen Stunden war es Stadtgespräch geworden. Daß man sich erzählte, man hätte Kößling dieses Skandals wegen schimpflich fortgejagt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Und nur die Wohlgesinnten berichteten noch, daß man ihm zart gewinkt hätte, seinen Abschied zu nehmen. Es war ganz wertlos, dem zu widersprechen, denn es glaubte es doch niemand, und es erübrigte sich ja eigentlich auch. Denn ob mit eigenem Willen und eigenem Entschluß oder durch höhere Macht und auf fremden Befehl, ob handelnd oder leidend, die Schlußsumme blieb für Dr. Kößling nun einmal bestehen, blieb ganz die gleiche: Durch alle seine sicheren Aussichten für die Zukunft war ein dicker Strich gemacht worden, und ob das nun mit Recht oder mit Unrecht geschehen war, das änderte nichts an der Tatsache. Und darüber jetzt noch zu grübeln und zu reden, hieß leeres Stroh dreschen.

Jettchen weinte sehr, als sie es erfuhr. Nicht ihretwegen weinte sie, sondern Kößlings wegen. Sie hatte das Gefühl einer schweren Verantwortung, als ob sie es gewesen wäre, die Kößling aus Brot und Lohn gebracht hätte, und nicht die Schimpflichkeit der Verdächtigung schmerzte sie, denn die letzten Monate hatten sie daran gewöhnt, sie hinzunehmen ohne zu zucken und hatten ihr Herz den Reden der Leute gegenüber stolz gemacht, aber die ganze Niedrigkeit, die in der Anzeige lag, machte sie doch jedesmal von neuem aufschluchzen, wenn sie nur wieder daran dachte. Von wem diese Anzeige ausgegangen sei, das hatte Kößling nicht erfahren können, und Jettchen hatte für ihre Vermutungen auch keine rechte Unterlage. Endlich war es auch so schmutzig und widerwärtig, daß weder sie noch Jason, noch Kößling sich Mühe gaben, den Angeber festzustellen. Wenn es wirklich von *der* Seite kam, wie sie vermuteten, nun so waren das eben Waffen, deren sie sich nicht bedienen wollten und auch nicht zu bedienen vermochten; — wie ja der unanständige Gegner von vornherein eben den Vorteil seiner Unanständigkeit genießt!

Jason dachte wohl flüchtig daran, ob er nicht vielleicht aus seinen nächtlichen Wahrnehmungen dem Vetter Julius einen Strick drehen sollte, aber der Gedanke wurde nie alt bei ihm, und Jason nahm nie Gelegenheit, auch nur davon zu sprechen.

Jettchen suchte sich gewißlich ebenso mit in die Täuschung hineinzureden, daß es für Kößling das Beste gewesen wäre, seine Stelle aufzugeben, und daß er dadurch gleichsam Raum für seine eigene Entwicklung gewonnen hätte; aber sie hätte nicht den klaren Blick der Geberts für Menschen und Verhältnisse haben müssen, wenn sie nicht alsbald auch bei aller Zuneigung zu Kößling empfunden hätte, daß mit dem Verlust der Stellung Kößling wieder an Halt und Festigkeit verloren hatte, und daß das Träumerische und Ziellose plötzlich wieder in ihm die Oberhand bekommen hatte, — das Träumerische und Ziellose, das im Grunde seines Wesens lag und das ihn auch schon früh aus der festen Bahn heraus, in die ungewisse Daseinssphäre eines Literaten gestoßen hatte.

Aber jedenfalls trug die Entlassung Kößlings und die Anzeige gegen ihn mit dazu bei, daß Jettchen den geplanten Besuch bei Tante Riekchen und Onkel Salomon immer wieder und wieder hinausschob. Denn, wenn bisher die Zuneigung zu ihrer Tante Riekchen kaum eine Trübung erfahren und Jettchen es bisher gleichsam nur als ein Mißverständnis empfunden hatte, das zwischen ihnen lag, — da man sie eben doch nur in bester Absicht in eine Lage gedrängt hatte, der sie sich um jeden Preis wieder entwinden mußte, — so konnte sie jetzt plötzlich über die Empfindung von Feindschaft und Kampf nicht mehr hinwegkommen, und so viel sie sich auch selbst zusprach, daß doch sicherlich Onkel Salomon wenigstens daran unschuldig sei, so brachte es Jettchen doch jetzt nicht über das Herz, die beiden und ihr altes Heim aufzusuchen und wiederzusehen.

Und zudem schien es noch, als ob Jason doch allzu freundlich geurteilt hätte, und die erste freudige Aufwallung Jettchens, weil sie nun glaubte, in allerkürzester Zeit von dem lästigen Joch befreit zu sein, machte wieder der Entmutigung von vordem Platz, wenn auch ihre Schatten sich nicht mehr ganz so tief über ihr Leben zu senken vermochten. Noch sah zwar Jettchen keinen Ausgang aus dem Labyrinth, in dem sie sich verfangen hatte, aber sie hatte doch die Hoffnung, daß sie nun bald einmal am Ende einer neuen Biegung die Helligkeit der Pforte aufblinken sehen müsse, und schon diese leise und schwankende Hoffnung machte es, daß Jettchen wieder mehr Anteil am Leben nahm und mehr auf sich und ihre Person achtete. Sie begann Freude an ihren neuen Kleidern zu haben, die so lange schon seit der Hochzeit, seit der ersten Anprobe fast unberührt in dem Schrank gehangen hatten, und sie konnte halbe Stunden damit zubringen, wenn sie zu den Schuten und Capotten die kleidsamsten Frisuren vor der Spiegeltoilette ausprobte oder die Morgenhauben um eine Schleife bereicherte oder verkürzte. Es war das keine Eitelkeit und Putzsucht bei Jettchen, sondern es stand ihr wohl an und es gehörte zu ihrem Wesen, sich mit Sorgfalt schön zu machen und so durch ihren Anblick den anderen Freude zu bereiten. Für wen tat sie es denn? Für Onkel Jason, der es gern sah, und für Kößling, dem es manchmal aufblitzte, daß Jettchen heute irgendwie anders aussähe als gestern oder vorgestern, der aber vergebens sich Rechenschaft darüber abzulegen versuchte, worin dieses anders, dieses schöner oder liebenswürdiger nun eigentlich bestände. Sonst sah Jettchen kaum jemanden.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Sollen wir jetzt von der ersten in die zweite Etage ziehen? Das ist die Frage, die in den leitenden Geschäftskreisen ernstlich ventiliert wird. Die Industrie selbst dürfte sich durch diese Frage so getroffen fühlen, daß sie einen solchen Umzug natürlich verneinen wird. Einen Niedergang der Konjunktur, wie er jetzt so oft ziemlich phrasenhaft ausgesprochen wird, hat z. B. erst kürzlich die Direktion von Siemens & Halske in der Generalversammlung geleugnet, da die vorliegenden Aufträge die des Vorjahres nicht unbeträchtlich übersteigen. Schwartzkopff in Berlin hat von den italienischen Staatsbahnen weitere 24 Heißdampf-Schnellzugslokomotiven in Auftrag erhalten und ähnliche Äußerungen aus unseren großgewerblichen Zentren geben sich viele Mühe, unsere Marktlage noch immer als sehr günstig hinzustellen. Alle diese erfreulichen Momente helfen aber über das Rechenexempel nicht fort, daß die Gesundheit einer großen praktischen Tätigkeit weniger von der Größe ihrer Umsätze, als zuerst von der Größe ihrer Barmittel abhängt. In dieser Beziehung kann man ruhig sagen, die deutsche Hochfinanz hat die Industrie so über alle Maßen gefördert, daß es auch ohne den amerikanischen Krach bei uns zu einer starken Überdisposition gekommen wäre. Will man ganz kritisch verfahren, so könnte man sogar jene Zwischenfälle in New York als ein Glück für uns ansehen, da hierdurch wenigstens die Großbanken sofort zu einer Mäßigung ihrer bisherigen Politik schreiten mußten. Ohne diesen Zwang von außen würden unsere Geldverhältnisse heute sicher noch deroutierter sein. In diesem Sinne zürnen denn auch unsere Kaufleute über diejenigen Einschränkungen, welche ihnen heute auferlegt werden, ohne daß sie es sind, denen man im Gegensatz zur Industrie übergroße Ansprüche vorwerfen konnte. Wir haben aber doch keine reinen Handelsbanken mehr. Berlin, wo alles konzentriert ist und alle deutschen Kreditinteressen unterjocht zu sein scheinen, hat eben unseren Fabrikationen Jahre hindurch so viel Geld gegeben, daß es jetzt für seine kaufmännischen Kunden nichts mehr übrig hat. Man kann es aber den Letztbetroffenen nicht verdenken, daß sie sich energisch zur Wehr setzen, und keineswegs für das büßen wollen, was andere verbrochen haben. Ja, es geht noch weiter! Wollen doch gut Unterrichtete wissen, daß die Filialen unserer Großbanken diese kritische Zeit durchaus nicht zu einer klugen Milde benutzt hätten, sondern im Gegenteil oftmals nach dem Auslande hin eher pessimistische Auskünfte über die Lage vieler Handelsfirmen gaben. Ganz gleichgültig, ob die Rheinisch-Westfälischen Banken hierzu in einem erfreulichen Gegensatz standen, indem sie eher ermutigten und stützten, als ablehnten und düstere Prophezeiungen ausstießen, so sind doch die Wirkungen jener von Berlin aus diktierten Haltung recht niederdrückend gewesen. Selbstverständlich macht es sich unsere Kaufmannschaft etwas leicht, wenn sie auf eine starke Einschränkung der deutschen Industrie pocht, da ja auf diesem Gebiete auch ein Arbeitsmarkt in Betracht kommt, den man selbst nicht einmal teilweise brotlos machen darf. Ferner mag es vielleicht unserer Technik erwünscht sein, einmal eine zeitlang zu Atem zu kommen, um auf weitere Verbesserungen zahlreicher Methoden zu sinnen, aber die Grenzen hierfür lassen sich keineswegs aus dem Stegreif von irgend einem Bankdirektor stecken, da unter Umständen ein Stillstand zugleich einen Rückschritt bedeuten kann. Jedenfalls haben sich unsere Großbanken in vielen maßgebenden Handelskreisen neuerdings bedeutsame Gegner geschaffen und von keiner andern als von dieser Seite wird vielleicht in nächster Zeit eine Trennung der verschiedenen Banktätigkeiten unter anscheinend sehr sachlicher Begründung befürwortet. In unseren Bankkabinetten scheint man sich tatsächlich über das Nahen einer solchen Bewegung keinen Illusionen hinzugeben, denn sonst würden schwerlich einzelne

Bemühungen Londoner Finanziers, englische Banken nach unserem deutschen Muster einzurichten resp. zu erweitern, als so wichtig in der Presse hingestellt werden. In Wirklichkeit dürfte es dem einzigen Herrn Schuster, der in der City jetzt ein derartiges Großinstitut vorschlägt, kaum gelingen, über die ersten schriftlichen Versuche dabei hinauszukommen. Wenn die Engländer, selbst unter dem Ärger ihrer Fabrikanten und der Macht eines Chamberlain nicht zu einem Rückfall in den Schutzzoll gelangt sind, so werden sie auch sicher eine Teilung der Arbeit, wie sie ihre Banken längst durchgeführt haben, nicht mutwillig zerstören. Diese wachsenden Umklammerungen unserer einzelnen Banken seitens weniger Berliner Institute sind doch durchaus nicht ausschließlich auf wirtschaftliche Machterweiterungen zurückzuführen. Man erinnere sich nur, daß die Norddeutsche Bank in Hamburg von der Diskonto-Gesellschaft aus keinem anderem Grunde s. Z. aufgekauft wurde, als um aus dem beispiellosen Agiogewinn von zirka 30 Millionen die Verluste an Venezuela und dem Pariser Druckluftgeschäft abzuschreiben. Sollten wir also in nächster Zeit die Forderung wieder auftauchen sehen, daß andere Banken entweder Kredite geben oder Depositen nehmen (d. h. aus Neigung zu Zwischenzinsen ihre Verpflichtungen vermehren), so braucht man dabei keineswegs an börsenfeindliche und agrarische Quellen zu denken. Es mag heute noch voreilig sein, aber immerhin könnte eine frühe Zukunft zugunsten einer solchen Arbeitsteilung nach englischem Muster entscheiden. Indem wir voraussichtlich in dem ganzen Jahre 1908, wobei ja der Herbst wie gewöhnlich noch höheren Geldbedarf anzeigen wird, einen Diskonto von 5% und einen Lombardzins von 6% haben werden, kann die Frage nach einer Besserung dieser Verhältnisse sehr leicht auch einen agitatorischen und sodann einen parlamentarischen Charakter annehmen. Die Einigkeit der Großbanken dürfte dann nicht allzu viel nützen, selbst falls untereinander weitere Annäherungen stattfinden sollten, wie neuerdings zwischen der Handelsgesellschaft und der Dresdener Bank gelegentlich der Berliner Bodengesellschaft. Das Ohr der Regierung hat man auch nicht immer, wenn man mit dem ersten Manne bei der Dresdener Bank, der s. Zt. die Hibernia zu verkaufen hatte, wieder in Eintracht lebt.

* * *

Es ist ein wohlfrisierter Prospekt, den die Seehandlung in den ersten Tagen dieses Monats herausgegeben hat. Erst in unserer letzten Nummer hatten wir wörtlich geschrieben, daß innere Anleihen durch Diktatur der Seehandlung und Reichsbank den Banken einfach angesagt werden. Diesmal ist die Überraschung eine noch größere geworden, indem man es nicht einmal der Mühe wert gehalten hat, besondere Zeichnungsstellen zu ernennen. Das umgekehrte Prinzip! Früher glaubte man in der zu geringen Zahl solcher Stellen den Mißerfolg unserer Emissionen zu sehen, jetzt schlägt man den gerade entgegengesetzten Weg ein. Die etwa vermittelnden Bankfirmen erhalten einfach $^1/_4$ % Provision, stehen aber doch nicht ausdrücklich der Bequemlichkeit des Publikums zur Verfügung. Gegen das Fortlassen der eigentlichen Anleihesumme ist wenig einzuwenden, man nimmt eben, soviel man bekommen kann. Eine kritischere Beleuchtung verdient aber die neue Maßregel, daß die Zeichner erst nach einem Jahre ihre Stücke erhalten. Da noch im April 1907 die 4 %ige Schatzanweisungsanleihe 45 mal überzeichnet worden war, so scheint die Regierung diesmal sogenannte Konzertzeichner ausmerzen zu wollen. Heißt es nicht aber das Kind mit dem Bade ausschütten, indem man die gewünschten ernsten (!) Kapitalisten nicht nur ein ganzes Jahr lang von einem Verkaufe ihrer neuen Anlagen abhält, sondern ihnen auch noch den Ausweg versperrt, sich darauf in irgend einer Weise Geld zu machen. Wenn man wenigstens Sperrstücke hat, was aber diesmal unterbleibt, so lassen sich diese doch lombardieren. Nunmehr müssen jedoch die Zeichner einfach auf ein ganzes Jahr hinaus sich festlegen. Ob damit nicht ein arger Rechenfehler bezüglich der notwendigen Bewegungsfreiheit zahlloser deutscher Rentner begangen ist, dürfte sich bald zeigen. Keinenfalls scheint Herr Havenstein allein der Vater dieser Idee zu sein. Spricht man doch in intimen Kreisen unter anderm von ungewöhn-

lichen Lobeshymnen, die Herr Fürstenberg (Handelsgesellschaft) bezüglich der Eigenart des ganzen Prospektes erschallen lasse. Herr Havenstein, der überhaupt als aufmerksamer Zuhörer und deshalb guter Bekannter so mancher Bankiers gilt, wird in unterrichteten Kreisen alles eher als ein Bureaukrat genannt. Es hat aber schon viele Päpste gegeben, die vor ihrer Inthronisation Ghibelinen waren und es nach eigenem Bekenntnis später nicht mehr bleiben konnten. Vielleicht erlebt die deutsche Geschäftswelt auch bei dem gegenwärtigen Übergang des vorgenannten Seehandlungsherrn zur Reichsbank allmählich eine ähnliche Veränderung. Endlich muß auch das ganz Unvorbereitete dieser Emission mancherlei Bedenken erwecken. Gewiß riecht es nach vieler Geschicklichkeit, mit einer Anleihe so lebhaft zu überraschen, daß die Bundesstaaten, wie etwa jetzt Württemberg mit 30 und Hamburg mit 60 Millionen sofort folgen müssen. Entspricht aber auch der geringe Nutzen einer solchen Geheimniskrämerei der Würde unseres Staates? Wenn die Seehandlung das Vertrauen zu unseren Kapitalisten hat, daß sie so rigorose Bestimmungen, wie die oben angeführten, ruhig hinnehmen können, so muß sie doch auch die Zeiten als normal ansehen. Wozu also ein solches Versteckspielen? Eine ganze Woche vor Erscheinen des Prospektes wurden die 3% igen Konsols hinaufgesetzt, was doch nur die Seehandlung tun konnte, nachdem sie seit ihrer Kapitalsvermehrung den Anlagemarkt überhaupt hinsichtlich des Kurses kontrolliert. Begreiflicherweise haben dann die Banken, als ihnen die neue Überraschung zuteil wurde, zunächst mit einer Herabsetzung des Kurses geantwortet. Indessen ein ganz überflüssiger Trost wird jetzt der Börse mit der offiziösen Versicherung eingeflößt, die Seehandlung werde den Anleiheerlös, der ja vorderhand nicht gebraucht wird, der Börse zur Verfügung stellen. Abgesehen davon, daß die Börse so große Unsummen augenblicklich gar nicht braucht, klingt es doch seltsam, daß eine Bank, die mit Staatsgeldern arbeitet und just im Gegensatz zu den Aktienbanken von den Konservativen gestellt wird, ihre angeblich so notwendigen Kapitalien stets der Börse zur Verfügung hält. Kein Wunder! Dort macht man eben die meisten Zinsen und vor dem Zinsfuß beugt sich die Seehandlung ebenso tief, wie etwa die Zentralgenossenschaft, die ja unwillkürlich einen börsenfeindlichen Charakter in sich trägt.

* * *

Aus Amerika laufen noch immer Brandnachrichten genug ein, obgleich die eigentliche Hauptgefahr gedämpft zu sein scheint. Besonders auffällig sind Konkursnachrichten über einzelne Bahnen oder deren Zweiglinien, wobei fast regelmäßig zunächst von der Einsetzung eines Receiver (d. h. eines Verwalters) die Rede ist, was dann nachher durch ein schnelles Eintreten für die fällige Couponzahlung wieder rückgängig gemacht wird. Zur Aufklärung dieser verschiedenen Vorgänge sei hier bemerkt, daß ein Receiver gewöhnlich von den Hauptinteressenten befürwortet wird, welche also auch die Wahl der betreffenden Persönlichkeit vollkommen kontrollieren. Nun kann gleich einem Kapitän, der für Schiffsreparaturen auswärts Geld aufnehmen muß, der Receiver zur Erhaltung der Bahn Schulden machen, die allen andern vorausgehen. Solche Receiver-Certificates, unter Umständen schon zu ungemessenen Beträgen ausgefertigt, bedrohen also ein Bahnunternehmen so stark, daß sich so manche Bankiers zu einer Intervention treiben lassen, nur um die Receivership wieder rückgängig zu machen. Im übrigen hat der Staatssekretär Taft recht, wenn er in einer seiner jüngsten Reden die Gerichte und Eisenbahnverwaltungen gegen früher als stark gebessert hinstellt. Tatsächlich sind drüben die Richter mit den ehemaligen gesetzlich installierten Werkzeugen großer amerikanischer Geschäftsleute nicht mehr zu vergleichen und besonders die verschiedenen Höchstgerichte erfreuen sich heute eines unbedingten Vertrauens, auch bei den europäischen Großinteressenten. Ähnlich lassen sich die Eisenbahnleitungen mit Räubern vom Charakter eines Trustherrn nicht mehr vereinen. Es ist unmöglich, daß heute noch Prioritäten zur Anlage eines Doppelgeleises emittiert werden, das nie gelegt wurde, und es ist auch unmöglich, daß fortwährend neue Bondsgattungen ins Publikum dringen, nur um in die Tasche des Präsi-

denten Millionen fließen zu lassen. Jay Gould krönte seinerzeit sein Werk bei der Eriebahn, indem er ungeheure Posten von Aktien à la hausse kaufte und sodann, was er doch ganz sicher wissen konnte, seine Entlassung nahm. Darauf stiegen dann die Kurse ganz logischerweise 100 %. Damals hatten die Bahnleitungen auch oft das Prinzip, die Aktionäre und Bondsinhaber aufs brutalste auszubeuten, sich aber dementgegen beim großen Publikum durch Bequemlichkeiten aller Art, selbst durch billige Preise beliebt zu machen. Die gegenwärtige Korruption der amerikanischen Eisenbahnen ist erst aus der neuen Methode der Zusammenlegung großer Gesellschaften entstanden. Denn hierzu sind so ungezählte Millionen nötig, daß naturgemäß die Bankiers und Vermittler exorbitante Gewinne einzustreichen haben und — der Appetit kommt im Essen! Indessen abgesehen von den dortigen finanziellen Mißständen im Eisenbahnwesen spielen diesmal auch noch die Rücksichtslosigkeiten und Vergewaltigungen großer Warenhändler mit. „Mit wieviel sind Sie vorbereitet zu kämpfen“? (to fite). Diese Frage wird drüben ganz im Ernst an jeden sehr großen Warenkaufmann gerichtet, der entweder mit andern sich vereinen will, oder auch um Kredit nachsuchen muß.

* * *

In Wien wird jetzt die größte Anleihe aufgenommen, welche jemals dort abgeschlossen wurde. Trotzdem außer Italien kein Land seine eigenen Anleihen so stark absorbiert hat wie gerade Österreich, wendet sich die Kaiserstadt dennoch an das Ausland. Es sind die Länderbank und die Unionbank, durch deren Vermittlung die Société générale in Paris die Finanzierung übernimmt. Mit Recht oder Unrecht wird bei dieser Gelegenheit mancherseits der preußischen Regierung vorgeworfen, in den heutigen so geldknappen Zeiten von einer Beteiligung des Auslandes bei ihrer neuen Konsolausgabe abgesehen zu haben. Immerhin ist zwischen der Stadt Wien und der, wenn man sagen darf: Würde des preußischen Staates ein sichtbarer Unterschied. Die erste große Transaktion des Bürgermeisters Lueger wurde zwecks Elektrifizierung der Straßenbahn mit Siemens & Halske in Berlin gemacht, hinter denen die Deutsche Bank stand, welche den Wienern sodann die Anleihe hierfür versprochen hatte. Scheinbar wurden Siemens & Halske damals durch zahllose Einschränkungen und Verschärfungen um ihre Gewinnchancen gebracht, während von vorneherein als Hauptprofit die Preisveränderungen des dortigen Grund und Bodens in Berechnung kamen. Wie die chemische Industrie bereits seit langem ihre Hauptgewinne am Nebenprodukt verdient, so pflegen unsere Fabrikationen da, wo sie von Staat und Stadt zu knapp bezahlt werden, auf andern Wegen die ihnen gebührenden Summen wieder herauszuschlagen.

* * *

Man spricht in neuester Zeit in übertriebener Weise von der Wirkung der Rückwanderer aus Amerika auf unsere Arbeitsverhältnisse. Nun wird aber ein großer Teil dieser Emigranten aus Ausländern bestehen, die, selbst wenn sie noch Anstellung bei uns finden könnten, von unseren Behörden bald abgeschoben sein würden. Es ist dies früher während unserer Hochkonjunktur geschehen, als sogar deutsche Fabrikbesitzer selbst diese fremden Hände schwer entbehren konnten. Besonders unsere Glasfabrikation weiß hiervon einiges zu erzählen. Auf der anderen Seite läßt sich als das entscheidende Zeichen einer Wirtschaftskrisis die Auswanderung unserer Arbeiter bezeichnen. Eine solche Erscheinung ist aber in Deutschland seit langem nicht eingetreten, also auch dann nicht, wenn über den Niedergang unserer Konjunktur die ärgsten Darstellungen tagtäglich erschienen, und die Statistiker inmitten ganzer Säulenhallen von Zahlen die tiefsinnigsten Betrachtungen über der Industrie Glück und Ende anstellten.

* * *

In unserem Verkehrsministerium bekommen wir jetzt einen Ministerialdirektor für Wasserbau, was soviel wie eine größere Selbständigkeit im preußischen Kanalbau bedeuten soll. Bis jetzt hat es sich aber oft genug gezeigt, wie stark die alten fiskalischen Interessen den modernen Kanalprojekten entgegenarbeiten. Gegen den

Moselkanal, diese vielleicht wichtigste Verkehrserleichterung Preußens, hat neben dem Hüttenbesitzer Stumm die Kohlenbureaukratie an der Saar von jeher das Haupthindernis gebildet und in bezug auf andere Kanäle, für die sogar ein Königswort eingesetzt war, haben nicht nur unsere konservativen Parteien unterminieren helfen. Auch aktive Minister, wie z. B. Miquel, machten gar kein Hehl daraus, daß angeblich große Techniker (die natürlich anderswo ausgelacht werden würden) ein Kanalsystem überhaupt als überwundenen Standpunkt ansehen. Die Geschichte der Verhinderung des Moselkanals wird für den späteren Geschichtschreiber interessanter zu schildern sein als Hof- und Diplomatengeschichten.

* * *

In Temesvar hätte eine große Sparkasse ihre Zahlungen einstellen müssen, wenn ihr nicht von ungarischen Instituten schnell geholfen worden wäre. Dieser Zwischenfall bringt überhaupt die seit langem beliebte Geschäftsgebarung solcher Sparkassen in Erinnerung, die auch kleine Einlagen recht hoch verzinsen und dadurch sogar die Wirtschaftsgelder der Hausfrauen zur tageweisen Fruktifizierung zu erhalten pflegen. Wie dann diese Einlagen weiter angelegt werden — ob in Diskonten oder Effekten — hängt anstatt von Staatsvorschriften von dem Belieben der Direktoren ab. Nehmen nun die größeren Banken solche Wechsel oder Papiere nicht wiederum in Pfand, was ja geschäftliche Grundsätze oft genug verbieten, so entstehen oft unmittelbar die größten Zahlungsschwierigkeiten. Die Ungarn denken unaufhörlich und unter jedem Parteiregime an eine Vergrößerung ihres Geschäftslebens, aber sie scheinen zu vergessen, daß man auch im Kleinverkehr, der ja summiert einen großen Faktor vorstellt, laxe Gewohnheiten nicht dulden solle.

---

## „Wissenschaftlich“ und „Populär“.

Eine Betrachtung

von Dr. Eberhard Schalden.

Unser Geistesleben von heute zeichnet sich vor dem anderer Kulturvölker durch die eigenartigen Begleitumstände und Wirkungen einer Erscheinung aus, die man „Wissenschaftlichkeit“ nennt. „Wissenschaftlichkeit“ ist ein speziell deutscher Begriff, für den im Vokabular fast aller anderen Sprachen das Wort fehlt.

Mit frommem Schauder macht der angehende Jünger der Gelehrsamkeit vor dieser Schranke Halt, wenn er die Zettel zu seiner Doktordissertation zusammenstellt. Zweifelnd fragt er sich, ob es ihm gelingen wird, sie zu überspringen und damit darzutun, daß er „wissenschaftlich“ denken und schreiben kann. Aus ehrfurchtsvoller Ferne bewundern weite Kreise der Gebildeten die Auserwählten, die der Nimbus der „Wissenschaftlichkeit“ umstrahlt.

Andere Völker begnügen sich damit, zwischen Wissenschaft und Dilettantismus eine allgemeingültige Grenzlinie zu ziehen. Anders wir. Wir begrenzen unsere „Wissenschaftlichkeit“ enger und nach zwei Seiten hin.

Erstens nach der „Unwissenschaftlichkeit“ hin. Eine Abhandlung über eine wissenschaftliche Materie kann vielen Wissenschaftlern „unwissenschaftlich“ erscheinen, ohne im geringsten dem Dilettantismus anzugehören. „Wissenschaftlich“ ist, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, bald das, was die Wissenschaft fördert, bald, was ihre heute gebräuchlichen Methoden befolgt, bald, was (in Ermanglung dieser beiden Eigenschaften) wenigstens durch eine eigenartige Form sich dem Verdacht, weiteren Kreisen verständlich sein zu wollen, zu entziehen weiß. Und „unwissenschaftlich“ ist, was diese Forderungen nicht erfüllt, oder — „populär“ ist.

„Populär“ nennt man — hier kommen wir auf die zweite Grenzlinie —, was jeder gebildete Mensch lesen kann, und was jeden zu interessieren vermag. Das „populäre“ wird, auch wenn es mit dieser Eigenschaft diejenige, die Wissenschaft in

irgend einer Frage zu fördern, vereinigt, nicht als voll, als „wissenschaftlich" anerkannt. Gelehrte, denen die Wissenschaft eine Förderung verdankt, die in ihrem Leben aber nur Dinge geschrieben haben, die jeder Gebildete versteht, deren wissenschaftlichen Vorlesungen ein jeder zu folgen vermag, pflegen von solchen Gelehrten, die derartiges aus Vorbedacht oder aus Mangel an Fähigkeiten unterlassen, nicht als „wissenschaftliche" Männer anerkannt zu werden.

„Populär" bedeutet ein Odium, eine wissenschaftliche Schande, die in den Augen vieler schon der auf sich lädt, der in einer Tageszeitung oder in einer Zeitschrift für die gebildete Welt Aufsätze über seine Wissenschaft veröffentlicht.

Bei einer anderen Grenzlinie liegt der Beginn der „Wissenschaftlichkeit" für viele Laienkreise. Für manchen Leser ist durch die akademischen oder staatlichen Titel des Verfassers der Beweis für die Wissenschaftlichkeit dessen, was er schreibt, bereits erbracht. Kritischere unterscheiden zwischen „populärwissenschaftlich" und „wissenschaftlich", Zum ersteren gehört das, was man verstehen kann, was sich nett liest, den „Erdgeruch" der Gelehrsamkeit mitbringt, nach „Spänen" aus der „Geisteswerkstatt" aussieht. „Wissenschaftlich" ist das, was in langweiligen Zeitschriften steht und was man nicht kapiert.

Und wieder andere Leute, die diesen Wirrwarr der teils unvermeidlichen, teils absichtlich gezüchteten Mißverständnisse zwischen der gelehrten Welt und den wissensdurstigen Laien unbefangen beurteilen, schließen sich keiner dieser Auffassungen an.

* * *

Ist die Popularisierung der Wissenschaft in den Kreisen der Gebildeten berechtigt und notwendig, soll, was wirklich wissenschaftlich, wissenschaftsfördernd ist, auch — im guten Sinne — populär gemacht werden? Und wie hat dies zu geschehen? Die Klarlegung dieser Fragen ist hier von besonderer Bedeutung.

Unter Popularisierung der Wissenschaft kann Verschiedenes verstanden werden. Es können ihre Stoffe, die Art ihrer Erforschung, ihre wichtigeren, gesicherten Ergebnisse einem großen Kreis bekannt gegeben und verständlich gemacht werden. Eine solche Popularisierung kann, richtig angefaßt, von höchster Fruchtbarkeit für die Allgemeinheit werden. Nicht in allen Disziplinen werden solche Popularisierungen unternommen; wo es geschah, sind sie zum Teil in sehr ungleichem Maße durchgeführt. Nicht alle die volkstümlichen Handbüchlein der Einzelwissenschaften, von buchhändlerischer Spekulation in die Welt gesetzt, erfüllen diese Forderung. Das Beste, was der Laie von dem Fachmann empfangen kann und sollte, ist nicht summarische stoffliche Belehrung, wie sie z. B. in den Konversationslexika gefunden wird, sondern das tiefere Verständnis für Aufgaben, Wesen und Erfolge der Forschung. Nur selten erst vermag die deutsche volkstümliche Schriftstellerei solches zu vermitteln.

Nur zu häufig läßt es sich beobachten, daß Ergebnisse, Lehren irgend einer Spezialwissenschaft, die als ein notwendiger Bestandteil des allgemeinen Wissens, der allgemeinen Bildung angesehen werden müssen, im Wissensschatz auch hochgebildeter Laienkreise, die höhere Schulen frequentieren, entweder ganz fehlen oder nur in einer seit Generationen innerhalb der betreffenden Spezialwissenschaft überholten Gestalt angetroffen werden. Ist diese Erscheinung nicht höchst betrübend? Wenn in bezug auf irgend ein Gebiet der Nichtfachmann, der sonst geistig hochstehende Laie um Jahrzehnte hinter der wissenschaftlichen Forschung einherhinkt, so ist ihr selbst in erster Linie, nicht dem „Dilettanten" die Schuld daran beizumessen.

Eine umfangreiche Popularisierung — im guten Sinne — hat zu bewirken, daß wissenschaftliche Errungenschaften und Erkenntnisse dem allgemeinen Geistesleben fruchtbar werden. Sie wird vielfach durch eine weitgehende Spezialisierung des wissenschaftlichen Betriebs erschwert, nicht selten infolge der Detailmaulwurfsarbeit vieler Gelehrter unterlassen. Die Männer, die den Blick auf das Ganze ihrer Wissenschaft gerichtet halten, die weitere Stoffgebiete noch zu überschauen vermögen, und daher befähigt sind, das Beste vom Guten dem wissensdurstigen Laien einwandfrei und dabei anziehend mitzuteilen, scheinen immer seltener zu werden. Wenigen Fachleuten sich mitzuteilen, ist

leicht, weiteren Kreisen, ohne das Niveau herabzudrücken, schwer. Der Drang nach der „Wissenschaftlichkeit" hat schädliche Auswüchse hervorgebracht. Denn man sucht sie viel zu sehr in der äußeren Form.

Man bestrebt sich z. B., das Wissenschaftliche möglichst so vorzutragen, daß es einige Spezialisten richtig, andere Fachmänner mangelhaft, Laien überhaupt nicht verstehen, auch da, wo es sehr gut anders ginge. Gewiß gibt es Materien, deren ernste, gründliche Erforschung unmöglich in allgemeinverständlicher Form niedergelegt werden kann. Doch auch da, wo die „Wissenschaftlichkeit" d. h. Langeweile und Unverständlichkeit der Form gänzlich entbehrlich, ja schädlich ist, pflegt sie als eine chinesische Mauer vor dem Publikum aufgerichtet zu werden. Einem „Wissenschaftler" von diesem Schlage liegt der Gedanke daran, daß die Wirkung seiner Forschung, die Nachfolge, die sie findet, nicht lediglich durch ihren inneren Wert, sondern auch durch ihre künstlerische Sorgfalt und Durchsichtigkeit der Form bedingt ist, häufig sehr, sehr fern.

Auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften z. B. läßt sich das nur zu gut beobachten. Gerade hier, etwa in der Kulturgeschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte besteht in weiten Kreisen ein starkes Interesse, vielfach auch eine treffliche Mitarbeit. Das beweisen unsere Zeitschriften, die sich an das gebildete Publikum wenden, durch den Raum, den sie diesen Stoffen gewähren und durch die Namen ihrer Mitarbeiter, die häufig keine zünftigen Gelehrtennamen sind. Auf der einen Seite der chinesischen Mauer bezeichnet man diese Zeitschriften vielfach verächtlich mit dem Urteil „populäre" Zeitschriften. Darin zu schreiben, gilt vielen in der Gelehrtenzunft als „unwissenschaftlich". Und um sich desto deutlicher von den „Populären", „Unwissenschaftlichen" zu unterscheiden, verschanzt sich, wie es scheint, der Wissenschaftler dieser Auffassung gerade auf einem solchen Gebiet mit besonderer Vorliebe hinter einer ungenießbaren, abstoßenden Form. Je mehr Anmerkungen, Belege, Zitate, Einschaltungen, Exkurse, Tabellen seine Darstellung unterbrechen, je mehr sie mit fachmännischer Terminologie, unerklärten Abkürzungen und wechselnden Schriftarten durchsetzt ist, um so „wissenschaftlicher" dünkt ihm und manchem anderen seine Ausarbeitung. Der deutsche Stil, den dieses System erzeugte, ist vielfach abscheulich.

* * *

Daß vieles wirklich Wissenschaftliche auch sehr gut anders, anziehend nämlich und geschmackvoll, vorgetragen werden kann, beweist die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des französischen Gelehrtenstils. Es gibt bei unseren Nachbarn überhaupt keinen besonderen Stil und keine besondere Form für die wissenschaftliche Darstellung. Mancher, der ein wissenschaftliches französisches Buch in die Hand nimmt, erstaunt über seine Klarheit. Noch ehe er sich mit dem eigentlichen Inhalt bekannt gemacht hat, wird er durch die „leichte" Form gegen das Buch eingenommen. Das kann ja jeder verstehen! Ergo ist es ein unwissenschaftliches Buch! Nur zu häufig begegnet man solch törichter Auffassung. Man wende nicht ein, daß die französische Sprache innerlich weit gefestigter als die unsrige und von größerer Klarheit und Präzision, dem Schriftsteller einen geringeren Spielraum läßt, und daß darum der französische Gelehrte nur notgedrungen die Wissenschaftlichkeit seiner Gedanken gefährdet, wenn er sie in die populäre Form gießt. Nicht hierin liegt der Grund der Erscheinung. Man übertrage eine solche französisch geschriebene wissenschaftliche Spezialabhandlung etwa aus dem Gebiet der Literaturgeschichte in ein gutes Deutsch. Sie behält die Popularität der Form, aber sie büßt auch nichts von ihrer wahren Wissenschaftlichkeit ein. Sie zeigt also, daß wir ohne Gefahr es im Deutschen ebenso machen könnten, wie gut die falsche, weil äußerliche Wissenschaftlichkeit, der „Nimbus", entbehrlich ist. Und wenn wir im „Journal des Débats" oder in der „Revue des deux mondes", nach unseren Begriffen „populären" Organen, mitunter die wertvollsten Aufsätze der größten französischen Gelehrten lesen, oder wenn die Lebensarbeit eines manchen in „populären" Vorträgen, womöglich vor Damen und Nichtakademikern gehalten, niedergelegt ist, so zeugt diese Tatsache einmal von dem löblichen und für die Allgemeinheit höchst fruchtbaren Geschick,

mit dem diese Männer mit der Gesamtheit der Gebildeten den Kontakt aufrecht zu erhalten wissen, und sie beweist zugleich ihre große Vorurteilslosigkeit gegenüber der bei uns vielfach so verpönten „populären“ Schriftstellerei.

Ein Blick auf die rein wissenschaftlichen Publikationen des Volkes, das mehr als alle anderen für die Erfassung und Darstellung der Form begabt ist, kann in dieser Frage vielleicht noch lehrreicher sein. Niemand wird heute mehr bestreiten, daß auf vielen Wissensgebieten, besonders auf den historischen, die Wissenschaft Italiens der unsrigen, wenn auch nicht an Quantität, so doch an Qualität ebenbürtig ist. Und doch hat es die Gelehrtenschaft dieses Landes verstanden, bei aller Wissenschaftlichkeit des Inhalts sich einer, man darf sagen, künstlerisch veredelten Form zu bedienen. Es hat sich dort eine hochvollendete Gelehrtenprosa entwickelt, deren mannigfaltige Formen einem jeden den weitesten Spielraum zu neuer, künstlerischer Gestaltung lassen, und die infolgedessen vielen Wissensgebieten bei der gebildeten Welt eine starke Anziehungskraft verleihen konnte. Die große Popularität der Kunst- und Literaturgeschichte, der Geschichte, ja sogar der Sprachwissenschaft, die in dem starken Besuch der öffentlichen Vorträge großer Wissenschaftler auch seitens des nichtakademischen Publikums in Italien zutage tritt, die weite Verbreitung der gelehrten Publikationen aus solchen an sich dem Laien näher stehenden Gebieten, die Existenz und Beliebtheit „populärer“ Zeitschriften und Zeitungen, in denen viele wahre Wissenschaft geboten wird, — ich nenne nur den Florentiner „Marzocco“ —, sind Kulturfaktoren von gewaltiger Tragweite, deren Vorhandensein zu einem sehr großen Teile dadurch bedingt ist, daß der italienische Gelehrte, was er zu sagen hat, wenn irgend angängig, auch in vollendeter, ja künstlerischer Form vorträgt.

* * *

Die Nachteile einer solchen innigeren Fühlung zwischen Wissenschaft und Laienpublikum, die Ersetzung der Schranke zwischen „Wissenschaftlichkeit“ und „Unwissenschaftlichkeit“ durch die vernünftigere zwischen Wissenschaft und Dilettantismus, sind nur scheinbare Nachteile. Gewiß wird die Verlockung, rhetorische Erfolge bei der Menge wissenschaftlicher Forschung vorzuziehen, für manchen Wissenschaftler größer. Manch einer wendet der Zunft den Rücken und tritt in die Reihe der Modedichter und Tagespolitiker. Aber an ihm ist damit nichts verloren; wenn er bei der Wissenschaft geblieben wäre, seine Zugehörigkeit zu ihr etwa durch jene oben charakterisierte äußere Wissenschaftlichkeit einer abstoßenden Form dokumentierend, ängstlich seine Arbeiten mit wissenschaftlichem Schmuck behängend, wäre es nicht besser. Der Gefahr der Verflachung erlag in Frankreich, Belgien oder Italien schon manch einer. Aber er ist zuvor schon ein Flachkopf gewesen.

Dieser anderen Popularisierung, die jedes wissenschaftliche Goldkorn, sobald es gefunden, in blecherne Scheidemünze für jedermann umsetzen möchte, soll hier keineswegs beigestanden werden. Der Bildungshunger weiter Schichten wird leider vielfach durch eine sehr gefährliche Nahrung gestillt, das wissenschaftliche Süßholz. Solche, denen zu einer selbständigen Förderung der Wissenschaft Kraft und Fähigkeiten mangelten, denen sie eine Fundstätte der Sensationen, eine melkende Kuh bedeutet, sind seine Fabrikanten. Salonwissenschaftler und -popularisierer, die mit ihren Titeln, ihrer aparten Haartracht oder ihrer schönen Rednergabe eine kritiklose Menge blenden, existieren bei allen Kulturvölkern, auch bei uns. Dem pseudowissenschaftlichen Schönschwätzen über Kunst, Literatur, „Kultur“, liefern sie ergiebige Stoffe.

Die strenge Zurückgezogenheit der wahren Wissenschaftler, nicht in allen Stücken berechtigt und notwendig, macht solchen Karikaturen das Handwerk leicht. Um so dienlicher könnte es erscheinen, wenn das oft sehr geringe Verständnis des Laienpublikums für die richtige Wissenschaftlichkeit dadurch geschärft und der fruchtbare Kontakt zwischen Menschheit und Wissenschaft, zwischen der stillen Gelehrtenklause und dem hellen Tageslicht des heutigen Kulturlebens dadurch befördert würde, daß man unnütze Schranken zwischen Fachwissenschaft und Publikum einreißt. Zopfige Vorurteile, wie z. B. die manchen Gelehrten noch eigentümliche, auf der Unkenntnis

ihrer Aufgaben beruhende, aber auch von vielen anderen als aparter Stempel geistiger „Vornehmheit“ gewählte Verachtung der Presse, müssen fallen. Die wahre Wissenschaftlichkeit trete hervor und entreiße der Pseudowissenschaft den Wirkungskreis, die große Öffentlichkeit. Das zu fordern, hat die gebildete Welt ein Recht.

Man kann nicht leugnen, daß die Entwicklung der populären Schriftstellerei sich in den letzten Jahren immer mehr auch bei unserem Volke in dieser Richtung bewegt. Um so berechtigter ist die Hoffnung, daß der Mißbrauch ein Ende findet, der bei der Verwendung und Verwertung der Begriffe und Werte „wissenschaftlich“ und „unwissenschaftlich“, „populär“ und „populärwissenschaftlich“ bei der scientia und dem populus getrieben wird.

---

## Die Kartellfrage in Österreich.

Von Ignotus.

Es gibt in Österreich ein Gesetz, das sogenannte Koalitionsgesetz, das sich über die zivilrechtlichen Wirkungen von Kartellvereinigungen mit großer Einfachheit und Bestimmtheit folgendermaßen ausspricht: Verabredungen von Gewerbsleuten zu dem Zwecke, um den Preis einer Ware zum Nachteil des Publikums zu erhöhen, haben keine rechtliche Wirkung. Man möchte meinen, daß Kartelle in Österreich auf schwachen Füßen stehen, denn es dürften sich immer Richter finden, welche der Ansicht sind, daß jede Vereinbarung, die den Zweck hat, den Preis einer Ware zu erhöhen, zum Nachteil des Publikums erfolgt, und daß so ziemlich jedes Kartell in letzter Linie auf Preiserhöhungen abzielt. In den bekannt gewordenen Fällen, in welchen österreichische Gerichte über die Rechtswirksamkeit von Kartellvereinbarungen auf Grund des Koalitionsgesetzes zu entscheiden hatten, haben sie die Kartelle für ungültig erklärt. Trotz dieses Gesetzes und dieser Praxis bestehen in Österreich weit über 100 Kartelle und die Fälle, in denen ein Kartellmitglied vor Ablauf der Kartelldauer dem Kartell den Rücken kehrt, sind äußerst selten. Landesberger streift in seiner überaus lesenswerten Schrift über die rechtliche Behandlung der Industriekartelle die Frage, ob der § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, welcher ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, für nichtig erklärt, auf Kartellverträge und Kartellbeschlüsse Anwendung finden könnte, und meint, daß der Paragraph höchstens den Gerichten die Möglichkeit bieten könnte, gegen Kartellausschreitungen allerstärkster Art ein Warnungszeichen aufzurichten. Wie dem immer sei, das Beispiel Österreichs zeigt, daß kaufmännische Ehre oder kaufmännische Solidarität oder kaufmännisches Interesse Kartelle in Österreich trotz des Koalitionsgesetzes gut zusammenschweißt. Da es aber genug Leute in Österreich gibt, welche einem Kartell von vornherein feindlich gegenüberstehen (es sind meistens dieselben, die die Machtmittel des Staates gegen alle Großbetriebe angewendet sehen möchten), und da es auch genug Leute gibt, die diese Ansicht über Kartelle zwar nicht teilen, aber Kartellausschreitungen aufs schärfste verurteilen, bringt man dem Kartellproblem und den theoretischen und praktischen Versuchen, ihm im Wege der Gesetzgebung beizukommen, auch in Österreich lebhaftes Interesse entgegen.

Die geringen Erfolge dieser Versuche sind bekannt. Auf dem deutschen Juristentag in Innsbruck gab es erregte Debatten über das Kartellproblem, die österreichischen Juristen waren einer gesetzlichen Regelung des Kartellwesens geneigt, die deutschen wollten von einer Staatsaktion gegen die Kartelle nichts wissen. Der Beredsamkeit Kleins gelang es schließlich, einen Kompromißbeschluß durchzusetzen, der wahrscheinlich niemand von denen, die ihm zustimmten, befriedigt hat. Mit einem Kartellgesetz hat man sich in Österreich schon zweimal beschäftigt. Einmal hat die Regierung einen Gesetzentwurf im Abgeordnetenhause eingebracht, der sich auf Kartelle über Verbrauchsgegenstände der indirekt besteuerten Produktion bezog, ein anderer Entwurf wurde im Jahre 1901 im Industrierate ausgearbeitet. Der Regierungsentwurf machte die Kartelle anzeigepflichtig und sah die Errichtung eines öffentlichen Kartellregisters vor. Dem Finanzministerium sollte nach Anhörung der Kartelleiter und einer aus Beamten und Interessenten gebildeten Kartellkom-

mission das Recht zustehen, die Bildung von Kartellen oder die Ausführung von Kartellbeschlüssen zu untersagen, wenn sie geeignet wären, die Preise von Waren zum Nachteile der Verbraucher zu erhöhen und hierdurch das Erträgnis der indirekten Abgaben oder der Steuer- oder Konsumptionskraft der Bevölkerung offenbar zu schädigen; es wäre denn, daß die Preise durch die objektive Sachlage (Konjunktur) des betreffenden Industriezweiges gerechtfertigt wären. Das Finanzministerium hätte nach dem Regierungsentwurfe die Pflicht, ein Kartell zu untersagen, das den Zweck hätte, die Arbeitslöhne zum Nachteile der Arbeiter zu ändern. Der Industrierat schreckte in seinem Entwurfe davor zurück, bei Beurteilung von Kartellen und Kartellbeschlüssen eine so große Machtfülle in die Hand der Regierung zu geben, statuierte die Einsetzung eines Kartellrates, gab jedem, der sich durch Kartelle geschädigt fühlen würde, ein Beschwerderecht und verwies solche Beschwerden vor einen Einigungssenat. Gegen Kartellausschreitungen räumte der Entwurf dem Handelsministerium das Recht ein, die Einfuhrzölle auf kartellierte Waren aufzuheben oder zu ermäßigen, für derartige Waren Ausfuhrzölle einzuheben oder Ausfuhrverbote zu erlassen, entsprechende Tarifmaßnahmen zu treffen und durch Vergünstigungen die Konkurrenz zu befördern; auf Antrag des Kartellrates sollte aber der Handelsminister bei sonstigen hohen Geldstrafen dem Kartell die Beseitigung der rechtswidrigen oder wucherischen Ausnützung oder Schädigung auftragen dürfen.

Die Kritik hat namentlich dem Regierungsgesetzentwurf gegenüber dem Zweifel Ausdruck gegeben, „ob die Behörden in jedem einzelnen Falle imstande wären, zu einer hinreichenden Kenntnis der schwierigsten wirtschaftlichen Probleme (Beschaffenheit der Konjunktur, Angemessenheit des Unternehmergewinnes usw.) in jedem einzelnen Falle vorzudringen“ (Landesberger). Beide Entwürfe sind schätzbares Material geblieben. Seit sie bekannt wurden, sind einige Jahre vergangen, und wieder drängt sich das Kartellproblem in die öffentliche Diskussion. Vor kurzem hat der Ministerpräsident Freiherr v. Beck eine Interpellation über die Lebensmittel- und Kohlenteuerung beantwortet und ist in diesem Zusammenhange — man möchte fast sagen: selbstverständlich — auch auf die Kartellfrage zu sprechen gekommen. Das von ihm angedeutete Regierungsprogramm (Programme sind geduldig) zur Beseitigung der Lebensmittelteuerung und des Kohlenmangels werde nach Maßgabe des Bedürfnisses auch noch eine Ergänzung zu erfahren haben, und die Regierung werde in dieser Beziehung auch an die schwierigsten Fragen beherzt herantreten. Eine dieser Fragen sei die Regelung des Kartellwesens. Niemand täusche sich darüber, wie wichtig es ist, diese Frage ihrer Lösung zuzuführen. Das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt aber auch augenfällig, welche Schwierigkeiten sich gerade der Lösung dieser Frage entgegenstellen. Auf jeden Fall werde dieses Problem eingehend studiert werden, damit jene Maßnahmen getroffen werden können, die das Interesse der Konsumenten wahren, ohne die Produktion zu gefährden. Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen; bleibt nun abzuwarten, was das Ergebnis der eingehenden Studien der Regierung sein wird. Sie hat schon einmal eingehend studiert und das Resultat jener Studien, ihr Gesetzentwurf, schläft den ewigen Schlummer im Archiv des Parlaments.

Noch bevor aber die Regierung die angekündigten neuen Studien in Angriff nahm, hat sie das Kartellproblem in einem bestimmten Falle bereits überaus beherzt angepackt und ohne viel Kopfzerbrechen „gelöst“. Der vom Abgeordnetenhause bereits angenommene Gesetzentwurf, der die Zuckersteuer um 8 K. auf 30 K. herabsetzt, gibt der Regierung die Befugnis, solange die Gesetzgebung Vereinbarungen zur Erzielung unbegründeter Zuckerpreise nicht verhindern kann, die entsprechenden Maßnahmen durch Geldstrafen im Verordnungswege zu treffen. Noch hat das Herrenhaus zu dieser Bestimmung Stellung zu nehmen, aber das Abgeordnetenhaus hat sich mit solcher Wucht für die Strafbestimmung eingesetzt, daß die bedächtigen Gesetzgeber in der Pairskammer es wohl nur beim Kopfschütteln bewenden lassen, im übrigen aber ihre Zustimmung nicht verweigern werden. Alles überläßt der Gesetzentwurf dem Ermessen der Regierung: die Feststellung, ob die Zuckerpreise unbegründet sind, die Festsetzung der „entsprechenden Maßnahmen“, die Höhe der Geldstrafen und

die Auswahl der Personen, gegen die sie verhängt werden sollen. Etwas Genial-Einfacheres als diese Lösung des Kartellproblems im Verordnungswege kann man sich wohl nicht vorstellen; ihrer Übertragung auf die gesamte industrielle Produktion steht nichts im Wege. Es ist die Rückkehr zur guten alten Zeit, in der die hohe Obrigkeit alles war; woran bis vor kurzem nur die Bestimmung der österreichischen Gewerbeordnung gemahnte: daß für den Kleinverkauf von Artikeln, die zu den notwendigsten Bedürfnissen des täglichen Unterhalts gehören, Maximaltarife festgesetzt werden können. Das Kartellproblem ist gelöst, wenn man diese Einschränkungen „Kleinverkauf" und „notwendigste Artikel des täglichen Unterhalts" ausschaltet und einfach statuiert, daß die Regierung im Verordnungswege alle Warenpreise festsetzen kann.

Von den großen Kartellen, die bis vor kurzem das österreichische Syndikatswesen repräsentierten, hat das Zuckerkartell seit dem Geltungsbeginne der Brüssler Konvention, die den Zuckerzoll auf 6 frcs. herabsetzte, seine Bedeutung verloren; das Petroleumkartell hat sich im Frühjahre aufgelöst, und nur das Eisenkartell ist mächtig wie zuvor. Bevor die Brüssler Konvention das Budget des Staates von den Zuckerausfuhrprämien und den Konsum vom hohen Zuckerschutzzoll befreite, nützte das Zuckerkartell seine Macht rücksichtslos aus. Dasselbe ist vom seligen Petroleumkartell zu sagen, das im letzten Grunde daran scheiterte, daß der Konsum mit der galizischen Erdölproduktion nicht Schritt halten konnte. Es starb an der Not des Überflusses. Gerade in dem Augenblick, da die Kreditanstalt daran ging, die Petrolea den Rohölpreis auf 4½ K. erhöhen zu lassen, brach die Organisation der Petroleumproduzenten zusammen und der Rohölpreis fiel auf 1¼ K. Die diesjährige Bilanz der Kreditanstalt wird zur Erinnerung an diese Preisbewegung eine Abschreibung von über einer Million Kronen ausweisen. Die galizische Rohölgewinnung ist in den letzten Monaten bereits erheblich zurückgegangen, über kurz oder lang wird das Petroleumkartell wieder auferstehen. Der auf 6 frcs. herabgesetzte Zuckerzoll wird das Publikum vor „unbegründeten" Zuckerpreiserhöhungen besser schützen, als die neue Strafbestimmung; die Neubildung des Petroleumkartells aber wird den Petroleumpreis sofort wieder mindestens um jenen Betrag von 10 K., um welchen er mit der Auflösung des Kartells zurückging, heben. Das Eisenkartell hat den Eisenzoll im österreichisch-ungarischen Zolltarif und in den Vertragstarifen dem ungarischen Einfluß zu danken. Der Vater des österreichischen Eisenkartells, der heutige Privatier Wittgenstein, sprach sich über Zollschutz und Ausnützung des Zollschutzes einmal folgendermaßen aus: „Auf der einen Seite wird der Handelsminister beglückwünscht, wenn es ihm gelingt, mit einem benachbarten Reiche einen Handelsvertrag zustande zu bringen, durch welchen der inländischen Industrie Vorteile geboten werden, auf der anderen Seite wird es den Fabrikanten als ein Vergehen angerechnet, wenn sie untereinander zur Ausnützung dieser Vorteile Vereinbarungen treffen. Findet man den Vorteil zu groß und für den Konsumenten zu lästig, so möge man die Zölle heruntersetzen. Gegen Auswüchse des Kartellwesens kann nur eine Zollermäßigung Hilfe schaffen." Die Richtigkeit dieser Ansicht wird von allen Kartelleuten geteilt; die Konsumenten urteilen anders und eben deshalb gibt es eine Kartellfrage. Und weil die Kartellleute, wie Wittgensteins Ausführungen beweisen, nicht zugeben wollen, daß auch ein Kartell verpflichtet. Die Prager Eisenindustriegesellschaft hat zu den 36 000 Aktien der Alpinen Montangesellschaft, die sie schon besaß, jüngst weitere 10 000 Stück erworben, so daß sie nun schon ein Achtel des gesamten Aktienkapitals der Alpinen Gesellschaft besitzt. Man hat diesen neuesten Aktienerwerb sehr überraschend gefunden, einmal deshalb, weil er in einer Zeit erfolgte, da sich auch in den österreichischen Eisenpreisen die geänderte Konjunktur des deutschen Eisenmarktes fühlbar zu machen beginnt, dann, weil die Prager Eisenindustriegesellschaft den Kaufpreis nicht etwa aus schon vorhandenen flüssigen Mitteln bestritten hat, sondern aus den erst erwarteten bestreiten wird. Sie ist, wie ihr Leiter erklärte, mit den großen Investitionen nahezu fertig und stand offenbar vor der Frage, was sie in der Folge mit den Überschüssen machen soll. Zuletzt hat sie eine Dividende von 42½ Prozent verteilt und will offenbar den weiteren Dividendensteigerungen eine gewisse Grenze ziehen.

Ein verschämter Reicher. Statt den ganzen Gewinn an die Aktionäre auszuschütten, will man einen Teil in Aktien der Alpinen Montangesellschaft investieren, so daß die Aktionäre nur den von der Steuer nicht getroffenen Teil der Erträgnisse dieser Aktien bekommen werden. Aber außerdem bedeutet dieser Aktienerwerb einen weiteren Schritt zu einem engeren Zusammenschluß der beiden großen Gesellschaften. So bereiten die führenden Unternehmungen des österreichischen Eisenkartells auf ihre Weise die Lösung des Kartellproblems vor.

---

## Der moderne Staatsanwalt

stülpt das Barett auf den sorgfältig gescheitelten, grau-melierten Kopf und verschränkt die Hände auf dem Rücken. Dann beginnt er:

Ich bin der Oberstaatsanwalt Isenbiel,
Ich bin gerecht und kenne mein Ziel.
Ich darf mich nicht freuen und ärgern nicht,
Wie ein Pendelschlag tu ich meine Pflicht.
Ich bin ein Gemäßigter und kein Verwegner,
Das sagen von mir sogar meine Gegner.
Und was hohe Gönner von mir sagen,
Danach soll mich kein Sterblicher fragen.
Denn eines haß ich, man weiß gar nicht, wie:
Das ist die süßliche Koketterie.

(Der Herr Oberstaatsanwalt nimmt einen Schluck Wasser.)

Ich bin nicht Jurist und Beamter nur,
Ich bin gesättigt mit Kultur.
Ich bin Abonnent der „Zukunft" gewesen
Und habe auch den Ovid gelesen.
Besonders gefielen mir die famosen
Und geistreich verfaßten Metamorphosen.
Dabei ist mir, wie wohl Ihnen allen,
Ein zwingender Vergleich eingefallen:
Herr Harden hat mit dem — gleichfalls gescheiten —
Herrn Ikarus große Ähnlichkeiten.
(Nur hat sein Erzeuger — wie die Akten beweisen —
Nicht Dädalus, sondern Witkowski geheißen.)

Herr Ikarus und **Ernst Felix Max**
Sie hoben zur Sonne **die Flügel von Wachs,**
Ernst Felix Max und **Ikarus,**
Sie hatten erst Glück **und dann leider Verdruß.**
Denn beiden sind beim **Aufflug zur stolzen**
Majestät die Schwingen **abgeschmolzen.**
Ach, beider Streben war **ein hehres,**
Ein wissenschaftliches, **humanitäres.**
Ihr Schicksal ist würdig **des Heldenliedes,**
Sie wurden Opfer der — **bona fides.**

Was Harden schrieb, **roch nicht nach Narden.**
Aber in Villen und in **Mansarden**
Erquickte man sich am **Stile des Harden.**
Ich bin hier nicht bestellt **zum Barden,**
Aber sein Stil ist **wirklich genialisch,**
Er funkelt von Zitaten **bengalisch.**
Ich finde, so oft er **leitartikelt,**
Die Weltliteratur **dreingewickelt.**
Um's schlicht zu sagen: **Herr Harden ist**
Der Neuzeit **erarbeitetster Publizist.**
Und jedenfalls — **sagt' ich's nicht schon?** —
Ein Mann von großer **Distinktion.**

(Der Herr Oberstaatsanwalt **lüftet mit eleganter Bewegung sein Barett.**)

Nach dieser bescheidenen **Huldigung**
Bitt' ich tausendmal um **Entschuldigung.**
Ich muß, der Bewunderung **unbeschadet,**
Diesen Mann so gottbegnadet —
Der Antrag wird mir **selbst zur Bedrängnis** —

(Der Herr Oberstaatsanwalt **nimmt wieder einen Schluck Wasser.**)

Vier Monate schicken **ins Gefängnis.**
Auch laß ich diesen **genialen**
Herrn die gesamten **Kosten zahlen.**

Um einen würdigen **Abschluß zu finden,**
Will ich noch eines **hier verkünden:**
Man hat mich zu **erschießen gedroht,**
Des lach' ich und **fürchte nicht den Tod.**

---

## Eine gestohlene Novelle.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im April d. J. reichte ich beim „Pester Lloyd" meine Novelle „Ich werde dich lieben" ein. Der „Pester Lloyd" akzeptierte diese Arbeit und ließ sie in seinem Feuilleton erscheinen. Nicht gering war daher mein Erstaunen, als ich eines Abends — es war der 29. Oktober — das „Neue Wiener Journal" zur Hand nahm und dort meine Novelle „Ich werde dich lieben" wortwörtlich, jedoch mit dem Autornamen „Marie Gräfin Sturza" abgedruckt fand. Ich telephonierte an die Redaktion des „Neuen Wiener Journal" und bekam die Auskunft, daß meine Novelle tatsächlich von einer Gräfin Marie Sturza in Dresden, Hettnerstraße 1, eingesendet worden sei. Die Dame habe die Novelle bereits unter ihrem Namen im „Berliner Tageblatt" als Originalarbeit erscheinen lassen und sie dem „Neuen Wiener Journal" zum Zweitdruck, selbstverständlich gegen Honorar, eingereicht.

Der Sache nachgehend erhob ich, daß tatsächlich das „Berliner Tageblatt" am 23. August 1907 meine Novelle unter dem Namen Marie Gräfin Sturza gebracht hatte, und zwar mit folgender amüsanter Fußnotiz:

„Gräfin Marie Sturza, die unter dem Namen Marie Anne de Vovet auch in Deutschland durch Übersetzungen bekannte französische Schriftstellerin, stellt uns diese Skizze als eine ihrer ersten Arbeiten in deutscher Sprache zur Verfügung."

So schmeichelhaft es nun für mich ist, daß eine französische Schriftstellerin und angebliche Gräfin gerade meine Novelle als würdiges Objekt des Diebstahls auserlesen hat, und daß sowohl das „Berliner Tageblatt" als auch das „Neue Wiener Journal" meine Novelle (wenigstens unter gräflicher Flagge) ihres Feuilletonteiles würdig fanden, so sehr war ich überrascht, als beide Blätter es ablehnten, ihren Lesern die literarische Gaunerei, der sie zum Opfer fielen, bekanntzugeben.

Ich habe nun gegen Gräfin Marie Sturza, oder wie sie heißt, die Strafanzeige in Dresden und Wien erstattet und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß ein gegen die Täterin gerichtetes Strafurteil dieser Dame das Handwerk legen wird.

Hochachtungsvoll

Wien. Dr. Max Messer.

---

## Revue der Revuen.

### Frankreich.

Es ist in den französischen Tageszeitungen zur Sitte geworden, den Kampf der Antimilitaristen als einen Kampf gegen das Vaterland anzusehen und die verschiedenen Erscheinungen der Bewegung unter diesem Titel zu berichten. Die „Sozialistische Revue" sieht hierin einen Unfug. Sie beginnt schon im Dezemberheft einen wissenschaftlichen Feldzug gegen den Militarismus und setzt ihn im Januarheft fort. Aber sie leistet sich eine eigene Gattung von Postulaten. Sie ist der Ansicht, daß alle bisherigen Vorschläge, das Haager Schiedsgericht, der Hervéismus, niemals zum Ziele führen werden. Allein die kühne Tat einer Macht werde den Krieg aus der Welt schaffen. Und zu dieser Tat wird Frankreich aufgerufen. Es soll abrüsten, ohne nach allen anderen Nationen zu fragen. Es werde dann durchaus nicht eine Beute der gierigen Nachbaren werden. Im Gegenteil, die regierenden Häupter der übrigen Völker werden beschämt dem Beispiel der Franzosen folgen. — Nun, ehe diese Traumsehnsucht erfüllt ist, prüft Louis Aubert auf etwas festerer Basis den Antagonismus von Japan und Amerika. Er tut es in der „Revue de Paris" und fühlt sich gedrängt, Japan als den Friedensstörer zu bezeichnen, Japan auch als die Macht anzugeben, die im Falle eines Krieges anzugreifen entschlossen sei. — Für die „Revue Suisse" hat Henry Aubert die deutschen Städte durchwandert. Er schreibt über deren Psychologie. Er stellt mit kräftiger Ironie und mit ungerechter Übertreibung die Reinlichkeit, die Exaktheit, die Nüchternheit, die mangelnde Persönlichkeit in allen diesen Großstädten fest. Er sieht mit Befremden in ihnen zu viel Regelmäßigkeit, zu viel kühle Überlegung, zu wenig Kultur und Kunst.

Er schimpft auf viele Polizeireglements und ist der kindlichen Ansicht, daß hier ein böses Denunziantentum den deutschen Bürger nicht dazu kommen lasse, nach freiem Geschmack seine Großstädte auszubauen und zu entwickeln (1. Januar). — Im ersten Januarheft der „Revue de Paris" werden unbekannte Briefe mitgeteilt, die Bizet, der Carmenkomponist, an seine Mutter aus Rom schrieb. Da lesen wir folgende schöne Stelle: „Die tugendhafte Italienerin hat alle meine Bewunderung. Ich ehre und achte sie mehr als Jeanne d'Arc und Lukrezia. Bei meiner Abreise von Paris hoffte ich, den Leichtsinn der Frau aus dem Auge zu verlieren, und ich bin schön enttäuscht. Ich bin sicher, daß Du jetzt wütend bist, aber was willst Du? Ihr seltenen Frauen, die ihr wahrhaft tugendhaft seid, die ihr von der Ergebenheit und Familienliebe lebt, ihr wollt es nicht verstehen, daß ihr tausendmal mehr Verdienst habt als die heiligen Märtyrerinnen." — Den neuen Jahrgang beginnt endlich die „Revue" damit, daß sie sich bei französischen Literaten und Künstlern erkundigt, wie sie dem Alkohol gesonnen sind. Sardou, Jules Claretie, Bourget, Massenet, sie alle hassen ihn. Allein Rodin singt das Loblied eines guten Tropfens.

## Amerika.

Die Politiker in Amerika haben zu tun: Die Krisis und die Präsidentenwahl, die geheimnisvolle Ausreise der Flotte und der Kampf gegen die japanische Einwanderung, ja nicht zuletzt auch der Prozeß Thaw geben Artikelschreibern und Parteirednern genug Stoff zu Betrachtungen. Daß bei dem kriegerischen Charakter der beiden jugendlichen Völker die Spannung mit Japan früher oder später zum Kriege führen kann, ist durchaus nicht ausgeschlossen, besonders wenn große Industrie- und Spekulationsinteressen, oder auch das Bedürfnis, über innere soziale und politische Schwierigkeiten hinwegzukommen, schürend dahinter treten. Einstweilen rüstet man in Amerika mit Macht. Neben der Schaffung einer neuen atlantischen Flotte ist es auch die Küstenverteidigung, der man große Aufmerksamkeit zollt. In der Dezembernummer der „North American Review" gibt Georg Griswold Hill eine Übersicht über die Pläne der Regierung auf diesem Gebiete. Man schafft eine gänzlich selbständige Waffengattung der Küstenverteidigungsartillerie und scheut keine Kosten; vor dem New Yorker Hafen will man sogar eine künstliche Insel als Sperrfort anlegen. — In derselben Nummer wendet sich Henry C. Ide, der frühere Generalgouverneur der Philippinen, gegen alle Pläne, die Inseln etwa aufzugeben, oder selbständig und neutral zu machen. Das hieße, sie dem Chaos und der Überflutung durch Chinesen preiszugeben. In „Atlantic Monthly" spricht John L. Mathews über „Die Zukunft unserer schiffbaren Gewässer". Durch den Ausbau der Eisenbahnen haben die Flüsse ihre Bedeutung als Transportmittel sehr verloren, aber jetzt will man an einen großzügigen Ausbau der Wasserwege gehen und hofft, im Anschluß an den Panamakanal, auf einen riesigen Aufschwung des Gütertransports, besonders auch nach der Westküste von Südamerika.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---

# ·NEUE· REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES FEBRUAR HEFT






No 7

1908

# NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN
HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES FEBRUARHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Der Feminismus der Amerikaner.

Von

Wilhelm Cremer.

Alle Wissenschaft strebt dahin, die Auffassung, die wir von der Welt haben, zu vereinfachen, aber sie erreicht nur das Gegenteil, immer komplizierter, immer verwirrter wird das Netzwerk des Lebens. Immer neue Möglichkeiten tauchen bei jeder Entdeckung auf, und Erscheinungen, die wir gestern noch in feste Formeln bannten, spotten heute schon aller Fesseln. Das Leben ist unsern Nachstellungen noch immer davongelaufen, und das einzige, was uns bleibt, ist eine kluge Resignation und ein fröhliches Hinterherlaufen.

Was ist denn eigentlich feminin? Dürfen wir diesen Ausdruck wirklich noch gebrauchen, wenn wir von einer so gänzlich neuartigen Erscheinung reden, wie sie der moderne Feminismus ist? Das Seelenleben des Menschen ist so zart, daß bei seiner Sezierung auch die feinsten Instrumente versagen, und jedes Abwägen mit Worten wird hier nur ein plumpes und rohes Zufassen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß es auf keinem Gebiete so notwendig ist, einmal gänzlich umzulernen, wie gerade bei dem Begriff Feminismus.

In einer Zeit, die Mann und Weib in gleicher Weise auf den Arbeitsmarkt, in die Fabriken wirft, die in der Theorie wenigstens beiden dieselben Bildungsmöglichkeiten und bald auch dieselben Rechte gibt, findet eine immer stärkere Vermischung der Geschlechtsunterschiede, eine langsame Zersetzung und Auflösung der alten Geschlechtscharaktere statt. Was sich daraus entwickelt, wissen wir noch nicht, aber vorläufig sehen wir eine gewisse Annäherung der beiden Geschlechter aneinander, eine „unweibliche" Selbständigkeit bei der Frau und eine feminine Nervosität beim Manne. Wir stehen am Ende einer langen Entwicklung und am Anfang einer neuen. Das Ende ist der Mann, wie er bisher gewesen, und der Anfang ist die Frau, wie sie sein wird.

Man braucht diese Entwicklung weder zu begrüßen, noch zu beklagen. Der Mann wird dabei nicht seine Produktivität und Kampfesenergie, die Frau nicht die leidende Tapferkeit der Mutterschaft verlieren, und es schadet nichts, wenn sich die ästhetisch, oder wenn man will unmoralisch, neuschaffenden Instinkte des Mannes mit den ethisch weiterbauenden der Frau vermischen. Was verloren geht, sind nur das innerlich verlogene männliche Philisterheldentum und die hingebende Unwissenheit als Ideale auf der einen und der andern Seite.

Natürlich geht eine solche Entwicklung nicht gleichmäßig vonstatten. Wir finden sie in den fortgeschrittensten Schichten unserer Großstadtbevölkerung und am ausgesprochensten bei den Amerikanern. Aber ihre feineren Spuren sind überall zu finden,

wo die Einflüsse moderner Kultur arbeiten, und selbst bei einem so eminent männlichen Volk, wie es die Engländer sind, zeigt sich eine immer stärker werdende nervöse Färbung, die wir, wie auch sonst in der Welt, durchaus nicht nur als etwas Krankhaftes auffassen dürfen.

Amerika hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem großen Welttheater entwickelt, in dem alle modernen Probleme in nicht immer mustergültiger, aber stets interessanter Auffassung dargestellt werden. Die Lustspieldichter und Tragödienfabrikanten sitzen dabei meist in dem alten Europa, aber zur ersten Aufführung, zum Versuch kommt es da drüben, und technische, politische, soziale, psychologische, religiöse Probleme aller Art läßt man sich erst einmal von diesem Schauspielervolk vorführen, ehe man mit philisterhafter Behaglichkeit entscheidet, ob man davon etwas gebrauchen kann.

Die Amerikaner sind ausgesprochen feminin, darüber besteht für einen aufmerksamen Beobachter kein Zweifel. Sie sind aber auch außerordentlich energisch und mutig; Professor Lamprecht nennt sie ein Volk von geborenen Kriegern. Man darf daher in dem Begriff des Femininen durchaus nichts Minderwertiges oder gar Verächtliches sehen. Man ist noch lange nicht mutig, wenn man keine Nerven hat. Selbst da, wo der Amerikaner uns komisch erscheint, in seinem etwas weibischen Aussehen und Gebaren, in seiner übertriebenen Unterwürfigkeit gegenüber der Frau, sollten wir uns hüten, zu lächeln; wir erscheinen ihm dafür barbarisch und rückständig.

Wenn man die Seele des Amerikaners studieren will, muß man bei der Frau anfangen. Ihre bevorzugte Stellung im öffentlichen und privaten Leben ist noch jedem Europäer aufgefallen, ebenso aber auch ihr selbstsicheres Benehmen und ein gewinnender Reiz, der nur ihr eigen ist. Wilde sagt einmal: „Die Amerikanerin benimmt sich stets, als wäre sie schön. Das ist das Geheimnis ihres Reizes." In der Tat ist sie die liebenswürdigste Gesellschafterin und die einzige Frau auf der Welt, die unbefangen mit dem Mann Freundschaft halten kann.

Für die Amerikaner sind die Frauen immer etwas außerordentlich Kostbares gewesen, schon weil es ihrer stets zu wenig gegeben hat in diesem Lande. Sie wurden umschmeichelt und umworben, und die rauhen Abenteurer, die sich mit Raufen und Spielen die Zeit vertrieben, hatten einen ritterlichen Stolz, sich für sie aufzuopfern, für sie zu verschwenden, ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Für sie waren die Frauen der bessere Teil ihrer Seele. Alles was schön war und gut, das wurde das Reich der Frauen. Nur zwei Geschäfte behielten die Männer: das Geldverdienen und die Politik.

Und die Frauen haben diese Verhältnisse gründlich ausgenützt. Das ganze geistige und gesellschaftliche Leben Amerikas wird heute von den Frauen beherrscht, und auch im öffentlichen Leben setzen sie auf die Dauer alles durch, was sie durchsetzen wollen, denn sie machen den stärksten Faktor im amerikanischen Leben: die öffentliche Meinung. Der Amerikaner unterwirft sich seiner Mutter, Schwester oder Frau in der Familie und

in der Gesellschaft. Er läßt sich Sitten und Gewohnheiten von ihnen vorschreiben, es geht hierbei durchaus nicht wie in England nach seiner Bequemlichkeit. Die Frauen bestimmen ihm, was er liest, was er sieht und hört an Kunstgenüssen, wenn er überhaupt neben seinem Beruf, für die Frau möglichst viel zu verdienen, sich einen solchen Luxus gestatten kann. Die ganze literarische und künstlerische Produktion Amerikas ist von Frauen geleitet, trifft den Geschmack der Frauen, und nur ihre künstlerische Unfruchtbarkeit ist schuld daran, daß überhaupt noch Männer unter ihrer Leitung schaffen. Aber jeden Erfolg auf dem Büchermarkt, im Theater, Konzertsaal, in der Kunstausstellung macht die Frau.

Dasselbe ist auf allen wissenschaftlichen, sozialen, religiösen Gebieten der Fall. Zunächst haben sie das ganze Erziehungswesen in die Hände genommen, und man muß sagen, daß sie hier etwas geleistet haben. Bis in die höchsten Klassen der Gymnasien bilden sie die Mehrzahl der Lehrkräfte, und es sieht seltsam genug aus, wenn eine Schar halberwachsener Burschen von einem kleinen Fräulein über die Straße geführt wird. Die Frauen errichten und leiten die Kranken- und Armenhäuser, die Erziehungsanstalten, sie beherrschen auch die Kirchen.

Die Frauen befinden sich durch ihre reiche Betätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens natürlich auf einer höheren Kultur- und Bildungsstufe als die Männer. Während diese auch heute noch möglichst früh ins Erwerbsleben eintreten und in aufregender Hetzjagd ihre Nerven ruinieren müssen, genießen die Frauen ihre Jugend, studieren auf den Universitäten, widmen sich jeder Art von Sport und Körperkultur, reisen zu ihrer Ausbildung nach Europa und sind nachher den Männern in jeder Hinsicht, besonders auch in positivem Wissen weit überlegen, so daß sie mit geringschätzigem Spott auf das arbeitende Geschlecht herabsehen. Sie heiraten nur, weil sie es bequem finden, sich einen Mann zu halten, der das Geld herbeischafft für Toiletten und Brillanten, für Haus, Wagen, Dienerschaft, kurz für alles, was eine Dame zum Leben braucht. Und der Mann ist stolz, wenn er eine solche Frau hat, die das Geld mit vollen Händen wegwirft, er versagt sich auch die allernotwendigste Rast, nur damit sie es ihren Freundinnen noch zuvortun kann.

Sowas findet man aber nicht nur beim wohlhabenden Kaufmann, sondern auch in kleinerem Maße bei jedem Arbeiter. Der steht des Morgens auf, macht Feuer an, kocht Kaffee, den er seiner Frau ans Bett bringt, und geht erst dann zur Arbeit. In seinen Mußestunden hilft er im Haushalt, besorgt Einkäufe und verwahrt die Kinder. Er spart sich das Geld vom Munde ab, damit seine Frau bessere Kleider und Schmucksachen tragen kann. Kein Wunder, wenn in Amerika die Geburt eines Mädchens mit größerem Jubel begrüßt wird, als die eines Knaben. Selbst in den eingewanderten Familien, die ja ganz anders geartete Instinkte mitbringen, begreift man die veränderte Stellung der Frauen sehr schnell und unterwirft sich den Landessitten.

Diese tatsächliche Herrschaft der Frauen hat nun aber die Folge gehabt, daß der

Mann in Amerika sich in seinem ganzen Wesen immer mehr dem weiblichen Typus genähert hat und heute vollständig feminiert ist.

Schon seine ganze Erscheinung ist seltsam genug. Wenn man in einer amerikanischen Stadt über die Straße geht, so fällt einem das Stutzerhafte an der Kleidung der meisten Männer auf. Alles ist so auf den Effekt herausgearbeitet, und bei manchem möchte man von einer Hochstaplereleganz reden. Der Anzug im Warenhausgeschmack, meist von geringem Stoff, aber selbst bei älteren Herren bis auf jede Kleinigkeit nach der letzten Mode und frisch aufgebügelt. Die Hosen und Rockschöße zeigen scharfe Falten. Die Schuhe sind äußerst blank gewichst, von den Halbschuhen hängen kokett die sorgfältig gebundenen breiten Schnürbänder herunter. Der Amerikaner liebt Schmuck jeder Art und trägt schwere Ringe, Uhrketten, Brillantbusennadeln. Die größte Sorgfalt verwendet er auf die Frisur. Er liebt es, die Haare etwas lang zu tragen, und da der Nacken sorgfältig ausrasiert wird, sieht es täuschend aus, als trüge er eine Perücke. Dazu kommt das glattrasierte Gesicht. Auch sonst weiß er sich durch allerlei Mittel ein interessantes Aussehen zu geben. In New York findet man oft in Kaffeehäusern Leute, die mit Kneifern aus Fensterglas hausieren. Der Amerikaner hält sich dann für einen äußerst smarten Kerl, wenn er ein solches unbequemes Ding auf der Nase hat.

Selbst der Arbeiter im Wochentagsanzug ist immer noch bestrebt, eine gewisse Eleganz hervorzukehren. Er kann in einer schmutzigen, zerrissenen Kleidung umherlaufen, aber seine Stiefel wird er immer blank gewichst haben. Auffällig ist auch das Bestreben des älteren Amerikaners, um jeden Preis jung zu erscheinen. Das bringt ihn dazu, sich die Haare zu färben und in Gang und Haltung krampfhaft eine gewisse Elastizität zu wahren. Er beteiligt sich dann auch an jugendlichen Scherzen und Balgereien, was uns steifen Europäern bei Leuten dieses Alters grotesk und unnatürlich vorkommt.

Mehr noch als in seinem Äußern zeigt der Amerikaner seinen femininen Charakter in seinen seelischen Eigenschaften. Jeder von uns hat schon einmal in seinem Leben eine Frau kennen gelernt, die aus irgend einem Grund an die Spitze eines Geschäftes oder Unternehmens gestellt, hier plötzlich ganz bedeutende Fähigkeiten und eine unverwüstliche Energie entwickelte. Solche Frauen schlagen gewöhnlich die Männer aus dem Felde, weil sie nüchterner, zäher, ehrgeiziger sind. Und sie sind dabei oft die besten Mütter, oder gutmütige Versorger eines schwachköpfigen Mannes, in dessen Namen sie arbeiten. Nun, die Amerikaner haben etwas von solchen Frauen in ihrem Wesen. Ein ungeheurer Trieb zum Arbeiten scheint in ihnen zu stecken, eine Spielerleidenschaft, Erfolge zu erringen, ein unermüdliches Weiterwagen ohne Rücksicht auf das schon Erreichte. Nichts Hausbackenes, nichts Kleinliches, nichts Feiges. Also haben sie doch einen männlichen Charakter? Nein, denn das nicht erwerbstätige, öffentliche und private Leben des Amerikaners zeigt die ganze Musterkarte weiblicher oder weibischer Eigenschaften. Sensationslust, Sentimentalität, religiöser Aberglauben mit Zirkusflrlefanz, Quacksalberei und Wahrsagerei aufgeputzt, — Prüderie, eine im Sexuellen zu Masochismus

ausartende Sklavenehrfurcht vor dem stärkeren (hier weiblichen) Geschlecht, Autoritätsanbetung, Unterwerfung unter Mode und öffentliche Meinung, — Unproduktivität auf allen Gebieten wissenschaftlicher, künstlerischer, technischer Kultur, verbunden mit meisterhafter Anpassung an neu Erfundenes und mit der Fähigkeit, solche Erfindungen weiter zu bauen und auszunutzen. Nirgendwo etwas Erzeugen, aber Gebären, keine neuen Wege finden, aber sie erst gangbar machen. Man kann diese Aufzählung beliebig vermehren. Jede menschliche Eigenschaft hat einen femininen und einen maskulinen Pol, beim Amerikaner wird der Zeiger immer nach der femininen Seite ausschlagen.

Man übersieht in Europa diese Eigenschaften leicht, weil man den Amerikaner nur nach seinen Erfolgen und als Geschäftsmann beurteilt. Aber im Geschäft kann er nicht weich, sentimental und moralisch sein, da ist ihm für den Zweck jedes Mittel recht, er wird hart, rücksichtslos und roh. Dennoch darf man ihn nicht der bewußten Heuchelei zeihen. Der Mann, der soeben einen Konkurrenten durch einen feinen Trick ruiniert und zum Selbstmord getrieben hat, sitzt wohlgefällig in der Kirche und läßt sich von einem pomadisierten, parfümierten Geistlichen eine Verdauungspredigt halten. Die entrüstete öffentliche Meinung hat es durchgesetzt, daß z. B. die „Salome" oder „Frau Warrens Gewerbe" nicht aufgeführt werden können. Man läßt sich dafür Bauchtänze und Folterszenen auf der Bühne vorführen und ist fest davon überzeugt, daß Amerika nicht nur das moralischste, sondern auch das künstlerisch fortgeschrittenste Land der Welt ist.

Man wird dem Amerikaner nur gerecht, wenn man bei dem allen seinen guten Glauben nicht bezweifelt. Ich wiederhole es noch einmal, bewußte Heuchelei liegt ihm vollständig fern. Seine Kritiklosigkeit und seine Unfähigkeit, selbständig zu denken, führen ihn dazu, sich einmal die notwendigen Eigenschaften eines rücksichtslosen Dollarjägers zu erwerben und dann die von den Frauen fabrizierte und für deren Bedürfnisse zurechtgestutzte Moral damit zu verbinden.

Daß da ein Gegensatz vorhanden ist, das empfindet er gar nicht. Er ist so sehr an die weibliche Leitung gewöhnt — die Schwestern und Lehrerinnen geben ihn an die Braut und Frau ab, die er früh, meist schon mit 21, 22 Jahren heiratet — daß er niemals daran denkt, etwa antiweibliche Instinkte zu entwickeln. In Amerika sind die Männer gegen die Frauen noch weiter zurück, als bei uns die Frauen gegen die Männer. Die Amerikaner machen nicht einmal Emanzipationsversuche.

Die Vorherrschaft der Frau hat auch im öffentlichen Recht ihren Ausdruck gefunden, und die Gesetze bevorzugen die Frauen so sehr, daß es gefährlich ist, ihnen nicht den Willen zu tun. Jedes Mädchen kann einen Mann, der mit ihr einmal ausgegangen ist, verhaften lassen. Und wenn sie bei ihrer Aussage bleibt, daß er ihr die Ehe versprochen hat, so muß er sie entweder sofort heiraten oder auf ein halbes Jahr ins Gefängnis gehen. Ebenso hat es die Frau in der Hand, ihren Mann wegen Mißhandlung, Bedrohung, oder weil er nach ihrer Angabe sie nicht ausreichend ernährt, verhaften zu lassen. Umgekehrt

sind aber die Richter von einer bewundernswerten Milde gegen Damen, die — sagen wir unzart mit einem Manne umgesprungen sind. Ein Mädchen, das letzthin einem Masher, wie sie die Flaneure nennen, mit der Pistole in den Kopf geschossen hat, weil er sie auf der Straße ansprach, wurde natürlich freigesprochen. In einem kürzlich erfolgten Ehescheidungsprozeß stellte sich heraus, daß die Frau ihren Mann acht Tage lang in ein Zimmer eingesperrt hatte, ohne ihm etwas zu essen zu geben. In der Zeit amüsierte sie sich mit ihren Freunden. Dann verklagte sie den Mann, dem es endlich gelungen war, zu entfliehen, wegen böslichen Verlassens und brachte ihn ins Gefängnis, weil natürlich ihr Zeugnis mehr galt als seines.

Die Amerikaner haben sich auch in ihre gesetzliche und gesellschaftliche Wehrlosigkeit gegen die Frau vollständig gefunden und nehmen sich sorgsam in acht, mit ihr in Konflikt zu geraten. Ein resignierter, feiner Humor, eine delikate, kaum bemerkbare Selbstironie hilft ihnen wie über alles auch über diese Dinge hinweg, und es ist ein Genuß, in den Zeitungen die Reporterfeinheiten zu lesen, mit denen sie die Nachrichten vom ehelichen Kriegsschauplatz bringen.

Für uns aber entsteht die Frage, wie sich ein solches Volk nach außen hin entwickeln wird. Vor allen Dingen werden sie niemals mit irgend etwas, das sie erreicht haben, zufrieden sein. Wenn sie ihr eigenes Land erst voller Menschen haben, werden sie Britisch-Nordamerika einverleiben, wie sie es bis dahin schon mit Mittelamerika getan haben werden. Sie werden Südamerika unter ihre Verwaltung bringen. Wenn sie in Asien mit der gelben Rasse nicht fertig werden, werden sie sich in Europa, in Afrika, in Kleinasien und Indien in jede Angelegenheit mischen. Sie werden einmal den Amerikanismus zur Weltsache machen, denn sie haben keinen Respekt vor andern und sind von ihrer eigenen Universal-Überlegenheit viel zu fest überzeugt. Es kann sein, daß sie auch einmal gründlich Fiasko erleiden, aber eins werden wir ihnen auch dann nicht nehmen können: Das letzte Wort.

---

# Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen.

Von

Justizrat Bamberger.

## I.

Sozialpolitische Reformen haben im allgemeinen die Eigentümlichkeit, daß sie viel Geld kosten. Daher insbesondere kommt es, daß sie bei dem steuerzahlenden Bürger nicht ganz so beliebt sind, wie es sonst wohl der Fall wäre. Es gibt jedoch ein Problem auf dem Gebiete der Sozialpolitik, dessen Lösung keine Kosten verursacht, sondern im Gegenteil reiche dauernde Einnahmen mit sich bringt, das ist die Reform des gesetzlichen Erbrechts. Diese Reform besteht darin, daß bei dem Fehlen eines Testaments, — nur dann spricht man von gesetzlicher Erbfolge — zwar die nahen Anverwandten und die Ehegatten erben wie bisher, die Seitenverwandten hingegen ersetzt werden durch das Reich. Welche außerordentliche Tragweite diese Reform nach der materiellen Seite hat, ist wohl noch nicht allgemein bekannt. Der Ertrag des künftigen Reichserbrechts beläuft sich, wie früher berechnet wurde, auf jährlich 500 Millionen Mark.*) Setzt man nun den Fall, daß diese Änderung der Erbfolge vor zehn Jahren bereits vorgenommen und ihr gesamter Ertrag, also fünf Milliarden Mark, zum Ausbau der Flotte verwendet worden wäre, so besäße Deutschland heute ohne die geringste Mehrbelastung der Bevölkerung die stärkste Kriegsflotte der Welt, trotz Großbritannien; der deutschen Industrie wären ungeheure Aufträge, ein ungeheurer Nutzen zugefallen; die allgemeine politische Lage wäre vermutlich eine wesentlich veränderte! — Mit dieser Erwägung soll nicht rückschauende Konjekturalpolitik getrieben, sondern es soll an einem praktischen Beispiel gezeigt werden, daß die Bedeutung der Erbrechtsreform nur unterschätzt, nicht überschätzt werden kann. Die Erbrechtsreform stellt die beste, ausnehmend ergiebige Staatseinkommensquelle dar, und damit das geeignete Mittel zur Befestigung der schwankenden und unzulänglichen Reichsfinanzen.

Nach dem jetzt geltenden Recht erben, wenn es an einer letztwilligen Verfügung fehlt, nicht allein nahe Angehörige des Verstorbenen, seine Kinder, Eltern, sein Ehegatte, sondern auch Seitenverwandte bis zum zehnten, zwanzigsten Grade und darüber hinaus bis ins Unendliche. Obwohl dies unverständlich, unwahrscheinlich und den meisten Lesern dieser Zeilen auch unbekannt sein wird, so ist es doch Rechtens. Nach § 1929 BGB.

*) Vgl. den Artikel „Ein Reformprojekt" desselben Verfassers im 5. Heft der „Neuen Revue". Justizrat Bamberger hat seine Aufsätze, die diesem bedeutsamen Problem gewidmet sind, gesammelt und unter dem Titel „Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen" im Verlage von J. Guttentag in Berlin erscheinen lassen.

braucht derjenige, der den Nachweis führt, daß er der nächste Anverwandte Adams ist, sich nur an das Amtsgericht zu wenden, bei welchem dieser seinen letzten Wohnsitz gehabt, um als legitimer Erbe von Adam anerkannt zu werden. Ein noch so entfernter Verwandter erhält den Nachlaß, wenn keine näheren vorhanden sind, also der vom zehnten Grade, wenn die vorhergehenden neun ausfallen, der vom elften, wenn auch im zehnten keiner vorhanden ist, usw. Er erbt nicht etwa deswegen, weil positive überzeugende Gründe dafür sprechen, daß ihm das ganze Vermögen eines anderen übertragen wird, sondern er erbt darum, weil negativ keine näherstehenden Personen vorhanden sind. Wollte man hiergegen geltend machen, daß er doch immerhin noch verwandt mit dem Erblasser sei, daß also die Verwandtschaft den Grund für sein Erbrecht abgebe, so ist dieser Einwand nicht durchgreifend; denn der Erblasser kann ihn ja trotz dieser Verwandtschaft durch ein Testament einfach beiseite schieben und andere Personen einsetzen. Es müßten dann doch auch ein Verwandter im zehnten und ein Verwandter im elften Grade, die einander in ihrem Verhältnis zum Erblasser gewiß ziemlich gleich stehen, ungefähr in gleicher Weise von der Erbordnung berücksichtigt werden. Das aber ist nicht der Fall. Der vom zehnten Grade erhält alles, der vom elften nichts. Und wenn es noch so schwierig ist, festzustellen, wer als nächster Anverwandter des Verstorbenen zu betrachten sei, so werden die Gerichte, die Ministerien, Gesandtschaften, Konsulate, Privatpersonen, Zeitungen im In- und Ausland ohne Rücksicht auf die Kosten in Bewegung gesetzt, es werden Vormundschaften, Pflegschaften eingerichtet, Aufrufe, Verschollenheitserklärungen vorgenommen, um nur ja noch den Erben in dem verborgensten Winkel aufzustöbern und ihm, der oft von der ganzen Erbschaft, vom Tode und vom Leben des Erblassers keine Ahnung hat, dessen gesamtes Vermögen gleichsam auf dem Präsentierteller anzubieten. Läßt sich das Rätsel so nicht lösen, kommen mehrere anscheinend Gleichberechtigte in Betracht, dann beginnen nun erst die eigentlichen Erbschaftsprozesse, die bekanntlich so viel reine Freuden für die Beteiligten, so viel Segen und Frieden für den Kreis der Verwandten mit sich bringen und den Familiensinn stärken — bis zum Meineid und zum Giftmord!

Der Erfinder dieses arithmetischen Geduldspieles ist der byzantinische Kaiser Justinian. Er hat damit zugleich von Staats wegen ein Glücksspiel geschaffen, die Institution der lachenden Erben, bei dem ganze Vermögen auf der Schicksalskarte stehen; dem Spieler fällt der Gewinn zu, ohne daß auch nur ein Einsatz von ihm gefordert wird, — es genügt der Nachweis einer Verwandtschaft, auch wenn diese im ganzen Leben der Beteiligten sonst keine Rolle gespielt hat. Die großen Juristen der Blütezeit des römischen Rechts waren weit davon entfernt, so gedankenlose, nur auf mechanischer Zählung beruhende Rechtssysteme aufzustellen, weit entfernt davon, an die lex Julia et Papia Poppaea zu rühren, durch die Augustus, der weise Vorgänger Justinians auf dem Throne der Cäsaren, in gerechter Abwägung der Interessen der römischen Familie und der steigenden Bedürfnisse des Weltstaates das gesetzliche Erbrecht des Fiskus aufgerichtet

hatte. Allein das Erzeugnis römischen Verfalles erschien immer noch gut genug, um bei der Rezeption des römischen Rechts gegen Ende des Mittelalters gesunde und entwicklungsfähige deutsche Erbrechtsnormen zu verdrängen.*) Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß übertriebener Respekt vor dem fremden Recht und vor der lateinischen Sprache, wie sie bis auf den heutigen Tag herrschen, dazu beigetragen haben, um der oströmischen Institution Eingang zu verschaffen. Daß das preußische Landrecht noch auf demselben Boden steht, ist vielleicht nicht auffallend, da die romanistischen Grundsätze zu jener Zeit fast unumschränkte Geltung erlangt hatten. Befremdlich aber ist es, daß auch das Bürgerliche Gesetzbuch noch das unbegrenzte Verwandtenerbrecht aufgenommen hat; befremdlich sind auch die Gründe, die in den Motiven dafür angegeben wurden.**) Der Entwurf folge dem in Deutschland überwiegend geltenden Rechte, wenn er jede Begrenzung unterlasse. Das war ja gerade die Frage, ob dieses geltende Recht nicht sehr der Abänderung bedurfte. Weiter heißt es, ob aus sozialpolitischen Gründen die Verwandtenerbfolge zugunsten des Staates oder der Gemeinde beschränkt werden müsse, sei eine Frage, die zurzeit noch nicht spruchreif erscheine. Noch nicht spruchreif! So bescheidene Zurückhaltung war kein Verdienst des berufenen Gesetzgebers, nachdem seit einem vollen Jahrhundert eine reichhaltige ausländische und einheimische Literatur entstanden war, die übereinstimmend die Beseitigung eines Systems forderte, das nicht etwa nur veraltet sondern zu keiner Zeit gerechtfertigt gewesen war, — nachdem die besten Vertreter deutscher Staatswissenschaft, Roscher, Schmoller, Wagner, dieselbe Forderung erhoben, nachdem der hochverdiente Hans v. Scheel in seiner klassischen Schrift den Stab über die lachenden Erben gebrochen hatte!***)

Gesetzt aber, man habe vor 20 Jahren noch darüber streiten können, so wird heute kein Zweifel mehr aufkommen, daß die Frage spruchreif ist. Wenn es jemals erlaubt sein konnte, einen Nachlaß von Staats wegen einem einzelnen hinzugeben, der, ohne zu den nahen Angehörigen des Verstorbenen zu zählen, nur den leeren Namen der „Verwandtschaft“ als Rechtstitel auf das Vermögen eines anderen aufzuweisen hat, — so erscheint ein solches Verlangen nach fremdem Gut, nach ganz unverdientem Gewinn im Zeitalter der Sozialpolitik als ein schweres Unrecht gegen die Gesamtheit, zumal gegen die Staatsgemeinschaft, die den hohen Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit aufgestellt und bewährt hat.

Sollte sich aber durchaus keine Verwendung für die Erträge des Reichserbrechts finden lassen, sollte die Reform für die Befestigung der Reichsfinanzen überflüssig sein und keinen anderen Zweck und Erfolg haben, als daß sie es ermöglicht, einen Reichsschatz aufzusammeln für den Fall der Not, — wie jeder sorgsame Familienvater einen

---

*) „Vom Recht der lachenden Erben“ vom Verfasser in d. D. Juristenzeitung. 1. Juni 1907.

**) Motive zu dem Entwurfe eines BGB. f. d. Deutsche Reich. Bd. V, S. 366, 367.

***) „Erbschaftssteuer und Erbschaftsreform“. Jena 1877 von Professor Dr. v. Scheel, weiland Direktor des Kaiserl. Statistischen Amtes in Berlin.

Sparpfennig zurücklegt, — so wird mancher die Ansicht und den Wunsch teilen, daß schon um dieses Zweckes willen der unüberwindliche Gedanke der Reform aufs schnellste verwirklicht werden möge.

## II.

## Die Erbrechtsgrenze.

Das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt im § 1929, daß die Verwandtschaft einen Erbanspruch gibt, auch wenn sie ins Unendliche geht. Heute herrscht kein Streit darüber, daß diese unfaßbare Bestimmung gleichmäßig unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Logik, des Rechts und der Staatsinteressen. Wie sie zu ändern, zu ersetzen ist, das ist die Frage nach der Erbrechtsgrenze, die Frage, an welcher Stelle der Verwandtenstufenleiter das Erbrecht der Verwandten enden und das Erbrecht der Staats- oder Reichsgemeinschaft eintreten soll.

Die Lösung dieses Problems durch die geltenden Gesetze der verschiedenen Staaten zeigt eine große Mannigfaltigkeit. Während einzelne Gesetzgebungen, wie die deutsche, ein schrankenloses Verwandtenerbrecht aufstellen, lassen andere die Erbfolge der Verwandten beim 12. Grade enden, wie der Code civil, oder beim 8. Grade, wie Mexiko, oder beim 4. Grade, wie beispielsweise Guatemala. Schon an diesen Beispielen sieht man, daß sich über die Änderung des gesetzlichen Erbrechts in der Seitenlinie jedenfalls reden läßt. Es ist sehr bemerkenswert, daß die frühesten dieser Einschränkungen der Verwandtenerbfolge aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammen, aus der Zeit, als die ersten wissenschaftlichen Verfechter der Reform des Erbrechts auftraten, Bentham und John Stuart Mill.

Die Wissenschaft hat damals einen starken Einfluß auf die Praxis ausgeübt. Am weitesten in der Eindämmung des Familienerbrechts sind einige amerikanische Staaten gegangen, sie ziehen die Grenze bei dem 4. Grade der Seitenlinie, also bei den Vettern. So bestimmt der Codigo General de la Republica de Costa Rica in Art. 623, 635, daß der Nachlaß eines Verstorbenen, wenn Erben bis zum 4. Grade fehlen, dem Departement für Unterrichtszwecke anheimfallen soll. Diesem Beispiele folgten die benachbarten Freistaaten Venezuela und Guatemala. Verwandte erben bis zum 4. Grad in der Seitenlinie, in Ermangelung solcher aber fällt der Nachlaß an die guatemaltekische Landesuniversität — in Venezuela direkt an den Staatsfiskus. (Art. 957 des Gesetzbuchs für Guatemala, Art. 689, 702 des Gesetzbuches für Venezuela.) So hat man jenseits des Ozeans in zweckmäßiger Weise die privaten Interessen und das Interesse der Gesamtheit bei der Regelung des gesetzlichen Erbrechts berücksichtigt. Man griff entschlossen auf altspanische Verordnungen zurück und schuf sich ein eigenes Recht nach eigenem Bedürfnis, unbekümmert um Kaiser Justinian und um sein Corpus juris. Und diese freie Auffassung stammt nicht etwa erst aus neuester Zeit, das erste der in Rede stehenden Rechte, von Costa Rica, datiert vom 30. Juni 1841. Also schon zu jener Zeit hatten die leitenden

Männer in dem amerikanischen Freistaat ein starkes Gefühl dafür, was der Bürger dem Gemeinwohl, dem Staatsverbande schuldig war, zu einer Zeit, in der der Staatsgedanke in kulturell höher stehenden Ländern noch schwach entwickelt, die staatlichen Aufgaben beschränkte waren. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die einheimische Gesetzgebung im Vergleich hierzu rückständig geblieben ist, selbst dann noch, als Deutschland die Führung auf dem Gebiete sozialpolitischer Reformen übernommen hatte.

Welche Lehre soll man nun aus der vorstehenden Betrachtung ziehen? Vielleicht, daß man das Versäumte nachholen und die Erbrechtsgrenze nach dem Vorgang jener überseeischen Republiken bei dem 4. Grade der Verwandtschaft festsetzen müsse? Gewiß nicht. Das Deutsche Reich des 20. Jahrhunderts kann das Recht von Costa Rica aus dem Jahre 1841 ebenso wenig brauchen, wie das Gesetz byzantinischer Kaiser aus dem 7. Jahrhundert. Es bedarf keiner fremden Vorbilder. Die hervorragendsten Werke deutscher Gesetzgebung der Neuzeit, die großen Sozialgesetze sind nicht auf dem Boden der Fremdherrschaft römischen Rechts erwachsen, sondern es sind selbständige, von eigenen schöpferischen Gedanken erfüllte Rechtsbildungen, die ihrerseits Vorbild wurden für das Ausland. So sei es auch mit der Reform des gesetzlichen Erbrechts! Was dem heutigen Bedürfnis, dem heutigen Rechtsempfinden entspricht, angesichts der wachsenden Ausdehnung staatlicher Leistungen, das hat kein Geringerer als Gustav Schmoller im Anschluß an John Stuart Mill ausgesprochen, wenn er als einen berechtigten Gedanken hinstellt, daß das Erbrecht der Seitenverwandten zu beseitigen sei. Damit ist die Richtschnur für die Neuregelung der gesetzlichen Erbfolge gegeben.

Freilich hängt die Verwirklichung der besten Gedanken nicht allein davon ab, daß sie richtig sind. Die Frage nach dem praktisch Erreichbaren ist häufig anders zu beantworten. Da nun nicht zu verkennen ist, daß die Erhaltung des gesetzlichen Erbanspruches der Geschwister in weiten Kreisen notwendig erscheint, so empfiehlt es sich, den Grundsatz der Reform insoweit einzuschränken und das Erbrecht des Reiches erst nach den Geschwistern einsetzen zu lassen. Dabei aber müßte es verbleiben. — Der Erbonkel aus der Komödie kann als Testator seine ruhmvolle Rolle weiter spielen. Empfindet er ein Herzensbedürfnis, einen Neffen zum Erben einzusetzen, so kann er dies nach wie vor. Unterläßt er es aber, macht er von seiner Befugnis der Testamenterrichtung keinen Gebrauch, so ist ein staatliches Bedürfnis, ein Interesse des Gemeinwohls nicht dafür anzuerkennen, daß das herrenlos gewordene Vermögen dem lachenden Erben in den Schoß geworfen wird.

Die Reichskasse an Stelle der Seitenverwandten mit Ausnahme der Geschwister, das sei die Losung für eine Reform, die maßvoll und durchgreifend zugleich einen Platz neben den großen Sozialgesetzen in Anspruch nehmen darf. Wie diese wird sie ihren Siegeslauf durch alle Kulturländer nehmen.

---

# Über die Grenzen der Staatsanwaltschaft.

Von

S. v. H.

Othello und Jago! Gleichwie auf großen Bühnen die Darsteller dieser beiden Rollen einander zuweilen zu übertrumpfen suchen — das Publikum wiehert dann seinen Beifall dazu — so sehen in Italien die Monstreprozesse Verteidiger und Staatsanwalt als wahre Mimen auftreten. Die Kunst des vom Angeklagten Bezahlten reizt dort heißblütigerweise die Eitelkeit des nur vom Staate Bezahlten und so kehrt sich nur zu oft die ernste Gerichtsverhandlung zum hohlen Schauspiel um.

Sind wir nun Deutsche oder Italiener? Der letztere bringt wenigtens für diese gefährlichen Rechtsübermalungen die Fehler seiner Vorzüge mit, die von einem starken künstlerischen Temperament ausgefüllt werden. Nichts dergleichen ist aber bei uns angeboren und so erscheint, während der Südländer stets ein natürlicher Komödiant bleibt, der Nordländer unwillkürlich als ein — gelernter Komödiant. Also würden auch auf uns die Wirkungen solcher Theatralik ungleich häßlicher sein, als inmitten eines Volkes, wo fast jeder zehnte Mensch mit Ausdruck und Lebendigkeit reden kann. Einstweilen sind wir glücklicherweise noch nicht so weit, allein jene schlichte, trockene Art, die den preußischen Ankläger von jeher ausgezeichnet hat, ist in dem jüngsten Hardenprozesse vermißt worden. Es soll da keineswegs von dem Eintreten für die Herren Moltke und Eulenburg gesprochen werden! Indem es die bedeutendste Aufgabe des Gerichts darstellt, Angegriffene zu schützen, die Bestrafung der Angreifer demnach erst in zweiter Linie folgt, darf man schon von einer so maßgebenden Stelle aus die Unschuld eines Verfolgten mit dicken Strichen an die Tafel malen.

Ganz anders steht es freilich um die persönliche Haltung des Herrn Isenbiel in diesem Prozeß! Weil die Herren Bernstein und Harden eine verzweifelte Sache mit allen Künsten der Rhetorik und Mimik zu verteidigen hatten, brauchte ihnen der Staatsanwalt noch durchaus nicht zu folgen. Herr Isenbiel aber ließ sich von den feinen Karten, die er in der Hand hatte, zu einer triumphierenden Haltung fortreißen, so daß der Zuhörer meinen konnte, es handele sich hier nur um den Kampf zweier klägerischen Parteien. Als Herr Harden, von der Not des Augenblicks gepreßt, mit dem Vertreter des Gesetzes ein Privatgespräch begann: „Wollen Sie mich denn zwingen, meinen letzten Trumpf auszuspielen?“ hätte Herr Isenbiel sich einfach an den Vorsitzenden zu wenden gehabt: „Herr Präsident, der Herr Angeklagte droht mir, seinen letzten Trumpf auszuspielen; ich ersuche Sie hierdurch, ihn dazu ausdrücklich aufzufordern!“ — Das hätte dem wahren Sachverhalt mehr entsprochen, als die wirkliche Antwort des Herrn Isenbiel: „Bitte, Herr Harden, spielen Sie

aus!“ Es ist nur ein Nebenzug, der hier hervorgehoben wird, aber derselbe illustriert doch die ganze elegante, fechtende Art, zu der sich der betreffende Staatsanwalt durch die Talente des Angeklagten und seines Advokaten sehr bald hinreißen ließ. Augenscheinlich nahm Herr Isenbiel an, das Publikum erwarte von ihm, daß er sich ebenso interessant zeige. Indessen, nirgends waren doch Yankees zu sehen, die Wetten entrierten, wer nun von den beiden der Überlegenere, der Witzigere sei.

Noch sonderbarer wurde aber sein Irrtum, als er endlich zu plaidieren begann und uns nun zunächst des längeren seinen eigenen belletristischen Geschmack vorsetzte. Glaubte er tatsächlich, daß sich die Welt für die Mußestunden und die Lektüre eines Staatsanwalts erwärmt? Herr Isenbiel zu Hause! wird uns stets ein großer Unbekannter bleiben, dessen Heim man sogar in der „Woche“ nicht gründlich anzusehen braucht. — Herr Isenbiel bei Gericht! wird sofort zu einer wichtigen Persönlichkeit, eben, weil er dann gar kein Privatmann mehr ist; — sein sollte!

Ein minder gewappneter Herr könnte ja schon eitel werden, wenn er die Zeitungsberichte über sich liest, die den dunkelroten Plüsch der Türvorhänge als Hintergrund seiner hohen Gestalt eben so wenig vergessen, wie das blendende Weiß seines Kragens, das tiefe Schwarz seines Talars und den eisgrauen Schnurrbart, der sich wie drohend in die Höhe schiebt. In der Tat hatte Herr Isenbiel auch ganz gut erkannt, daß er jetzt aufhören müsse, denn bevor er mit der Offenbarung seiner innersten Geschmacksrichtung über den Angeklagten hervortrat, erklärte er ausdrücklich: „Ich könnte hiermit eigentlich schließen.“ Nun aber schloß der Redner erst recht nicht, und es begann eine Charakterisierung des Angeklagten, von der man schon sagen kann: der öffentliche Ankläger habe sich darin gefallen, auch einmal literarische Saiten anzuschlagen. Er nennt Herrn Harden und es wäre ein gutgebildetes Wort, wenn es richtig sein würde, den erarbeitetsten Journalisten der Neuzeit. Er heißt ihn ein Genie, nach anderen Drucklegungen „gewissermaßen“ ein Genie. Beides unverständlich für alle Menschen, die sich jemals außerhalb des Gerichtssaales und fern von Staatsanwaltsakten über den Begriff des Genies den Kopf zerbrochen haben. Er spricht endlich von den „ungeheuren Kenntnissen“ jenes Publizisten. Ich habe die verschiedensten Berichterstattungen nachgeprüft und fand in allen dieses „ungeheuer“ wieder. Auch war nirgends ein nachträgliches Dementi des so Zitierten zu ersehen und somit muß es sich Herr Isenbiel gefallen lassen, Leute wie Humboldt, Mommsen, Virchow ihrer bisherigen Singularität in Beziehung auf Kenntnisse entkleidet zu haben. Was geht es uns an, ob der Staatsanwalt den Werdegang Hardens genau verfolgt haben will, ob er seine Zwistigkeiten mit Lindau, Delbrück, Hartleben, Mehring, Hans Leuß kennt — „alles Namen von gutem Klang“. Herr Isenbiel muß es wissen! Sogar einen Diesem eigenen Stil glaubte er bei Harden hervorheben zu müssen. Das ist bei einem so erfolgreichen Schriftsteller so selbstverständlich wie

bei einem reichen Manne eine eigene Zahnbürste, die man doch auch nicht noch einmal extra bewundert. Der Henker Karl I. bat diesen noch auf dem Schafott um Verzeihung, aber die Zärtlichkeit, wie hier der Angeklagte gelobt wurde, war erst dem 20. Jahrhundert vorbehalten. Immer wieder kann es der Staatsanwalt nicht unterdrücken, vom Gerichtshofe hinweg Herrn Harden selbst anzureden, so bei Mitteilung des anonymen Drohbriefes: „Ich möchte Herrn Harden noch etwas sagen, was ihm in gewissem Sinne erfreulich erscheinen muß. Herr Harden hat begeisterte Anhänger, die bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen.“

In seiner ganzen Art des Plaidierens gab sich eine für Ruhigerdenkende peinliche Tendenz kund, nämlich, um keinen Preis langweilig zu sein. Indem aber das Effektvolle, Koloristische, Sprühende und Flimmernde bereits in so unübertroffener Weise von der andern Seite aufgetragen worden war, konnte sich der Staatsanwalt durch nichts besser und im edlen Sinne auch wirkungsvoller abheben, als durch größte Einfachheit. Dies hat er unbedingt versäumt, wobei Selbstgefälligkeit, die ja auch der Tüchtigste in sich bergen kann, als Ursache nicht gedacht zu werden braucht. Es war wohl mehr die irrige Meinung, daß der Vertreter des Gesetzes nicht hinter den Vertretern schwer gefährdeter Privatinteressen rednerisch zurückbleiben dürfe. Auf diese Weise ist denn auch Herrn Isenbiel die Gelegenheit verloren gegangen, noch weit über den Prozeß hinaus den eigentlichen Kern dieser ganzen Angelegenheit zu treffen. An ihm wäre es wohl gewesen, zum Schluß Worte der wilden Verachtung über den Klatsch an sich auszusprechen, den Klatsch, der von Schmutz fast niemals zu trennen ist, und dem der feine Pöbel heute mehr zujauchzt als je. Von einer solchen Höhe aus hätte Herr Isenbiel zahllosen Ehrlichen, Gradsinnigen und Anständigen das erlösende Worte aus der Seele gesprochen. — Er hatte aber wohl Wichtigeres zu tun; wenigstens nach seiner Meinung!

---

# Aus Thomas Alva Edisons Werkstatt.

Von

Dr. Techn. honoris causa Emil Kolben.

Der erfolgreiche Erfinder! Wohl die meisten Leute haben die sonderbare Vorstellung, daß die epochemachende Erfindung das Werk eines glücklichen Augenblicksgedankens sei, der wie ein zündender Blitz im Gehirn des geistreichen Denkers plötzlich aufzucke, und daß die glückliche Idee im Momente des Entstehens gleich der schaumgeborenen Venus in jener denkbar höchsten Vollkommenheit dastehe, in welcher sie später der

Kulturwelt unendlich wichtige Dienste erweisen soll. Falsch, ganz falsch! Ähnlich wie sich im Werke des genialen Künstlers, des Dichters, Malers oder Komponisten in kristallklarer Weise das Wesen der eigenen Zeitepoche wiederspiegelt, ebenso wie der künstlerische Genius die großen Ideen seiner Zeit in lapidar einfacher Weise in seinem Werke konzentriert, so ist es auch mit dem Entdecker, dem bedeutenden Erfinder auf technischem Gebiete bestellt, der ein seit langem „in der Luft" liegendes Problem, mit welchem sich vielleicht Hunderte von Fachgenossen vor ihm oder gleichzeitig beschäftigten, in der praktischsten, d. h. für die zweckmäßige allgemeine Verwendung einfachsten Weise löst. Die wertvolle technische Erfindung ist das Endprodukt vorhergegangener, ausdauernder, oft langjähriger Arbeit; des eisernen Fleißes, des zähen, ja geradezu starrköpfigen Beharrens in der Verfolgung und Durcharbeitung einer Idee; der Schlußstein, der das Werk der Ausdauer krönt.

Aus diesem Grunde ist es auch seit jeher das Schicksal großer Erfindungen gewesen, daß sich, als sie, die langerwarteten, endlich da waren, gleich eine Reihe von Leuten meldeten, welche die gleiche Erfindung lange vorher gemacht haben wollten. Leider fehlte an dieser „Vorerfindung" jene Kleinigkeit, jener Punkt auf dem i, das eben die Großtat des wahren Erfinders ausmachte, nämlich die langgesuchte, einfachste und zweckmäßigste Lösung des betreffenden Problems.

Ähnlich erging es auch Thomas Alva Edison mit seinen Erfindungen auf elektrischem Gebiete. Seiner genialen Idee, zur elektrischen Beleuchtung als Lichtquelle von mäßiger Intensität den im luftleeren Raume glühenden Kohlenfaden als „Glühlampe" zu verwenden, wodurch das Problem der elektrischen Beleuchtung mit einem Schlage glänzend gelöst war, waren zahlreiche Versuche anderer Forscher vorausgegangen, die es mit dünnen, zum Glühen gebrachten Metalldrähten, insbesondere Platindrähten erfolglos versucht hatten, die Frage der Herstellung von beliebig kleinen Lichtstärken an beliebig vielen Stellen auf elektrischem Wege zu lösen. Nur den unermüdlichen, jahrelangen Arbeiten Edisons, welche durch seinen unumstößlichen Glauben an seine Idee gefördert wurden, gelang es schließlich, die Kohlenfaden-Glühlampe in solcher Vollkommenheit herzustellen, und sie der Öffentlichkeit zu übergeben, daß die elektrische Beleuchtung in wenigen Jahren alle anderen Beleuchtungsarten aus dem Felde schlug.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre her, daß ich Edisons Arbeitsstätten und Arbeitsweise durch eine glückliche Fügung kennen lernte. — Die Elektrotechnik war damals im Wesentlichen noch Zukunftsmusik, aber gerade in den Vereinigten Staaten in rascher Entwicklung begriffen. Um diese zu studieren, dampfte ich als 25jähriger Ingenieur, mit einem kleinen Staatsstipendium ausgestattet, über den Atlantik. Einige Monate blieb ich in New York, dann unternahm ich Reisen in den Staaten und studierte insbesondere in den großen, aufstrebenden Industriezentren die gewaltigen Werke der Technik, welche die amerikanische Ingenieurkunst in von europäischen Fachbegriffen vielfach so abweichender Art geschaffen hatte.


Thomas a Edison

Mein Fonds, der nach europäischen Begriffen für zwei Jahre hätte ausreichen sollen, war nach Verlauf von wenigen Monaten allmählich derart zusammengeschmolzen, daß ich schleunigst nach New York zurückeilte, um dort eine Anstellung in einem elektrotechnischen Unternehmen zu finden, aber meine Bemühungen blieben, trotz der tatkräftigen Unterstützung des New Yorker deutschen technischen Vereines, erfolglos. Ein Zufall sollte mir zu Hilfe kommen. Eines Tages las ich in der „New York World“, daß die große Gießerei der Edison Machine Works in Schenectady, einem kleinen, am Mohawk-Fluß gelegenen Städtchen in der Nähe der Hauptstadt Albany des Staates New York (das damals etwa 15 000 Einwohner hatte, heute aber deren über 100 000 zählen dürfte), abgebrannt sei. In der richtigen Voraussetzung, daß aus diesem Anlasse technische Arbeitskräfte rasch benötigt werden würden, bot ich mich mit Expreßbrief zu sofortigem Eintritt an. Gleich den folgenden Tag, am 3. August 1888, früh erhielt ich folgenden lakonischen Anstellungsbrief:

„If you will come up here right away, we can put you to work.“ (Wenn Sie sofort heraufkommen wollen, so können wir Ihnen Arbeit geben.) — Noch am selben Tage kam ich mit dem „Chicago Expreß“ in Schenectady an und war schon abends wohlbestallter Elektro-Ingenieur mit 15 Dollars Wochengehalt im Konstruktions-Bureau der Edison Works.

Edison selbst bekam ich zunächst nicht zu sehen, da er nur bei wichtigen Anlässen, gelegentlich der Vorbereitung der fabrikationsmäßigen Herstellung neuer Maschinen und Apparate, in die Werke kam. Er hatte sich schon damals in Orange, N. J., im Llewellyn-Park, ein großartig ausgerüstetes „Laboratorium“ eingerichtet, eigentlich eine kleine Fabrik, ausgestattet mit den modernsten technischen Hilfsmitteln, einem Ingenieurbureau, einem schönen chemischen Laboratorium, einer leistungsfähigen mechanischen Werkstätte, die mit den modernsten Werkzeugmaschinen versehen war, und einer reichhaltigen technischen Bibliothek. Als im Oktober 1888 Edison von der Schenectadyer Fabrik die Delegierung eines Ingenieurs in sein Laboratorium verlangte, um ein neues, elektrisches Straßenbahnsystem auf Grund vorhergegangener Versuche für die Praxis durchzuarbeiten, wurde ich zu meiner nicht geringen, aber angenehmen Überraschung mit dieser Mission betraut.

In seinem Laboratorium lernte ich Edison inmitten seiner intensiven Tätigkeit kennen und hatte auch während meiner nachfolgenden vierjährigen Tätigkeit bei der Edison Company, bei welcher ich schon nach einjähriger Tätigkeit zum Chefingenieur der Konstruktionsbureaux und der Laboratorien avancierte, häufiger Gelegenheit, Edison bei der Lösung seiner Probleme an die Hand zu gehen.

Thomas Alva Edison war damals 40 Jahre alt; er war mittelgroß, nach amerikanischer Art glatt rasiert, hatte schon ergrautes Haar; er war lebhaft und heiter, mit einem jugendlichen Ausdruck des Gesichts, dem aber auch sein ganzes lebhaftes, impulsives Gebaren entsprach. Sein Blick hatte etwas Klares, sich tief in die Dinge Ver-

senkendes, sein feingeschnittener Mund, sowie sein kräftiges Napoleon-Kinn zeugten von der großen Energie, die dem Manne innewohnte. Im Umgang mit Bekannten war er stets von gewinnender Liebenswürdigkeit; neue Bekanntschaften mied er nach Möglichkeit, da er von Jugend auf stark schwerhörig war und das Gehör durch Beobachtung der ihm vertrauten Gesichtszüge beim Sprechen unterstützen mußte. Die ihm erteilten Antworten wiederholte er, indem er den Sprecher scharf beobachtete. Aus diesem Grunde, und um sicher zu sein, nicht mißverstanden zu werden, gab er seine Weisungen in Form von schriftlichen, kurzen Bemerkungen, die er in gefälliger, deutlicher und fester Handschrift auf lose Zettel schrieb, wie etwa den folgenden Auftrag, den ich in seiner eigenen Handschrift nachstehend reproduziere:

Can you keep up the output —
how about breaking down

Fig. 1.

In Übersetzung heißt dies: „Können Sie die Leistung aufrecht erhalten; wie steht's dann aber mit dem Zusammenbruch?"

Edison war eine heitere Natur, er liebte es, nicht nur selber gute und schlechte Witze zu machen, sondern insbesondere sich solche erzählen zu lassen. Über einen Aufsitzer konnte er vor Freude förmlich aus dem Häuschen geraten, und war imstande, viertelstundenlang über einen wohlgeratenen Witz herzlich zu lachen. Besonderes Vergnügen bereiteten ihm die Bären, welche er ihn interviewenden Zeitungs-Reportern aufbinden konnte. Er liebte es, ihnen scherzweise krasse Zukunftsphantasien über die weittragende Bedeutung der Resultate seiner Studien zu erzählen; sie setzten dann, ohne es zu ahnen, wie sie genarrt wurden, unglaubliche Nachrichten von Edisons Plänen in die Welt. Freilich wurden diese Nachrichten in Unkenntnis der näheren Sachlage von ernsten Fachgenossen oft mit bedenklichem Kopfschütteln aufgenommen. So ist es zu erklären, daß die Tätigkeit Edisons, dieses gediegenen, ernsten und erfahrenen Forschers, vielfach von der Fachwelt mißverstanden, und daß seine Arbeiten namentlich in der deutschen Gelehrtenwelt sogar als nicht ernst zu nehmen, eine Zeitlang mit einer gewissen Geringschätzung, als eine Art amerikanischer Humbug betrachtet wurden. Er selbst hat über seine Arbeiten direkt niemals Mitteilungen verfaßt und publiziert; er wußte wohl als Mann der Tat seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, auch die Theorie und namentlich das Experiment hierfür auszunützen, aber er war außerstande, die Ergebnisse seiner Forschungen theoretisch zu behandeln oder dieselben in einer so wunderbar einfachen, klaren, wissenschaft-

lichen Form niederzuschreiben, wie der große englische Forscher Faraday, der Entdecker der elektrodynamischen Induktion und ihrer Gesetze, der gleich Edison ein Autodidakt war.

In der naturwissenschaftlichen und elektrotechnischen Fachliteratur war Edison wohlbewandert; er wurde im Studium derselben durch sein ausgezeichnetes Gedächtnis sehr unterstützt. Seine Achillesferse war jedoch die Theorie, zu deren Beherrschung sich dieser prächtige Selfmademan, der in seiner Jugend leider eine allzugeringe Schulbildung genossen hatte, nie durchgearbeitet hat. Wiederholt jedoch versuchte er es, in die Geheimnisse der Theorie, namentlich auf elektrotechnischem Gebiete, einzudringen, allerdings mit geringem Erfolge. — Damals war beispielsweise über die Vorausberechnung

3 feet circle of
round Norway iron
1 inch dia - wound with
1/12 inch dia - gives so
many turns, with one
ampere how many
lines will there be at
Commercial saturation,

also when there is an
air space $\frac{1}{1000}$ of the
length -

Fig. 2

von Dynamomaschinen nur sehr weniges bekannt; als wir eines Tages in den Werkstätten in Schenectady die erste vierpolige Dynamomaschine erprobten, und als die Versuche nicht ganz die gewünschten Erfolge ergaben, sagte Edison zu mir und zu Mr. A. E. Kenelly, dem jetzt wohlbekannten Gelehrten und Professor, der sein Laboratoriums-Assistent war: „So, ihr Stümper, jetzt mach' ich mich darüber, euere Maschine nachzurechnen!" Sogleich ging er daran, vergleichende Berechnungen zwischen der neuen Maschine und den bestehenden anzustellen, um nachher auch zu versuchen, die Aufgabe von der theoretischen Seite anzupacken. Er kam jedoch damit trotz größten Eifers nicht vorwärts, kam schließlich zu mir und verlangte, ich solle ihm als Grundlage seiner Rechnungen die Lösung der folgenden Frage mitteilen, die ich vorstehend in seiner eigenen Handschrift im Faksimile wiedergebe:

In Übersetzung lautet dies: „3 Fuß Ring von rundem, norwegischem Eisen 1 Zoll Diameter — voll gewickelt mit $^1/_{12}$ Zoll Diam. (Draht) — gibt so und so viele Windungen, wieviele Kraftlinien werden mit einem Ampère erzeugt bei kommerzieller magnetischer Sättigung; ferner, wenn ein Luftzwischenraum von $^1/_{1000}$ der Länge vorhanden ist."

Es war dies eine Frage, welche bei dem damaligen Stande mit Hilfe der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft — Hopkinson und Kapp hatten gerade ein Jahr vorher in England ihre grundlegenden Arbeiten über den magnetischen Stromkreis veröffentlicht — beantwortet werden konnte. Als Edison die Lösung erhielt, machte er sich mit erneuertem Eifer an die Vollendung der Dynamoberechnung. Er skizzierte zunächst in klarer Weise den Verlauf des magnetischen Stromkreises, wie in Fig. 3 die Reproduktion

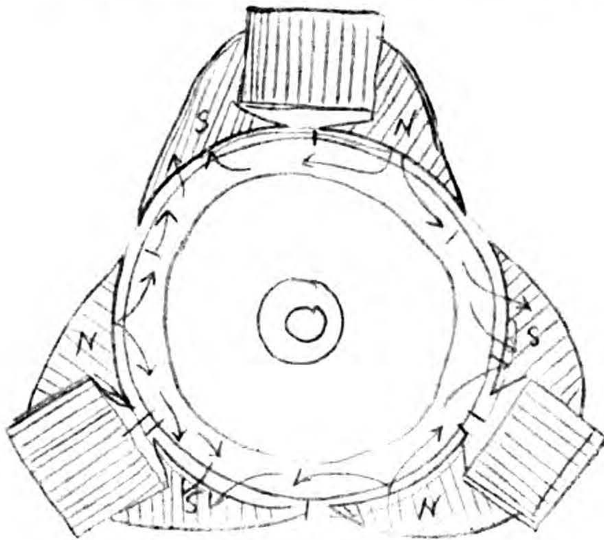



Fig. 3

der Originalzeichnung zeigt, dann begann er seine einfache **Rechnung, indem er den** ganzen Gedankengang in kurzen Sätzen auf kleine lose Blätter **schrieb, von welchen**

for 68/1000 -
832
" 136-
1664
" 272 - which is that required
must have 3328 - square in the
polar surface -

On No 20 - must have
3328 square inches in
both polar faces to make
air space equal resistance
magnetic circuit (closed) -

whereas there are only
175 or 350 on both,
or nine times too small,

Fig. 4

eines vorstehend wiedergegeben sei. Er gelangte jedoch zu unmöglichen Resultaten, was ihn nicht behinderte, uns — seine theoretischen Adjutanten — wegen des Mißerfolges weiter zu hänseln und aufzuziehen.

Wenn sich Edison an die experimentelle Lösung eines aktuellen Problems begab, so hatte sein Stab von Gehilfen, Ingenieuren, Konstrukteuren, Werkmeistern usw. schwere Zeiten; dann hieß es Tag und Nacht in des Wortes wirklicher Bedeutung arbeiten. Ich erinnere mich einer fast fünf Wochen dauernden Periode, im Herbst 1889, als Edison aus Orange in die Fabrik nach Schenectady kam, um die sämtlichen Details für einen kompletten elektrischen Straßenbahnwagen auszuarbeiten. Er rührte sich nicht aus der Fabrik, nahm dort seine Mahlzeiten ein, schlief nachts drei bis vier Stunden auf einem Diwan in seinem Bureau, überwachte überall — im Konstruktionsbureau und in der Modellschreinerei, in der Gießerei, in den Werkstätten — den Fortgang der Arbeiten, war bei sämtlichen Proben der einzelnen Maschinen und Apparate anwesend, er ruhte und rastete keinen Augenblick, gab seine Anordnungen ruhig, aber höchst energisch; sein brennendes Interesse an der Sache teilte sich allen Mitarbeitern so intensiv mit, daß es kein Gefühl der Müdigkeit aufkommen ließ. Derart arbeitete er wochenlang, und wir mit ihm, Tag und Nacht, mit vier Stunden Schlaf täglich, bis die Arbeit, wenn auch mit zahlreichen Abänderungen, wie sie die Natur einer derartigen technischen Neukonstruktion eben erfordert, für die fabrikationsmäßige Herstellung in großem Maßstabe reif dastand. Das beharrliche, zähe Festhalten an einmal konzipierten Ideen, die er für richtig hielt, das ausdauernde Fortarbeiten an Plänen, die andere als Mißerfolg schon aufgaben, ist eine seiner hervorragenden Charakter-Eigentümlichkeiten, denen er in erster Linie seine Erfolge verdankt.

Gerne hätte ich es unternommen, genaue, authentische Daten über Edisons Lebensgang hier in der „Neuen Revue" mitzuteilen. Ich wandte mich daher an ihn selbst, mir möglichst eingehende Informationen zu geben, eventuell amerikanische Publikationen zu senden. Edison machte mir jedoch darüber am 19. November 1907 folgende, ihn charakterisierende Mitteilung:

> „I don't find much data thats published, except lots of newspaper stuff, that is pretty unreliable. I fear you will have to rely on your memory of the strenous times we had, in the early pioneering days."

So habe ich es denn versucht, nach dem Gedächtnis einiges den originellen Erfinder Charakterisierende aus der tatenreichsten Epoche seines Lebens hier darzustellen und hoffe, daß Edison, der unlängst seinen 60. Geburtstag feierte und sich ungeminderter Geistesfrische und Gesundheit erfreut, die vorliegenden Mitteilungen nicht auch zu dem „unzuverlässigen Zeitungskram" zählen werde.

# Der Tyrann.

Von

Heinrich Mann.

Er sitzt aufgestützt und eine Hand an der Schläfe. Hinter der niederen Tür in der Holztäfelung klopft es leise. Er schrickt auf. Mit der Hand zum Herzen:

„Es ist so weit?.. Wie lächerlich aufgeregt ich bin! Und ich fürchte mich doch nur, weil sie schön ist?.. Werde ich sie besitzen: vorher noch? Schulde ich es mir nicht? Dann werde ich sie also besitzen.“

Er geht gesenkten Kopfes umher, bleibt vor dem großen Spiegel stehen und starrt hinein.

„Warum empfange ich sie: vorher noch? Wer zwingt mich? Den Befehl, den ich in einer halben Stunde geben werde, kann ich ihn nicht gleich jetzt geben? Muß ich mir erst beweisen, daß ich sie nicht fürchte?“

Er atmet keuchend, hastet zum Tisch, entnimmt ihm einen Dolch und verbirgt ihn im Uniformrock. Er will zur Tür. Anhaltend:

„Eine Frau!“

Und er zieht den Dolch hervor und trägt ihn wieder zurück.

„Ich fürchte sie doch nur, weil sie schön ist!“

Grübelnd:

„Das ist das Unleidliche: sie begehrt zu haben und nun, indes ich sie besitze, mir vorstellen zu müssen, wie sie — nachher sein wird. Denn nachher wird sie aussehen, wie die andern aussahen: wie alle Menschen aussehen, an die ich rühre.“

Sich aufrichtend, mit bösem Lächeln:

„Die an mich rühren.“

Es klopft, noch leiser als das erste Mal. Er öffnet und spricht hinaus.

„Ihr habt die Dame mitgebracht? Bittet sie, näher zu treten.“

Die Stimme einer alten Frau:

„Herbei, Signora, Seine Hoheit ruft Euch.“

Er tritt von der Tür zurück. Steif:

„Ich warte.“

Die Stimme der Alten:

„Wo bleibt Ihr, Signora? Was fällt Euch ein, den Herrn Herzog warten zu lassen! Wohin habt Ihr Euch versteckt, im Schatten all dieser hölzernen Heiden?“

Ein Gepolter. Ein Schrei.

Die Stimme der Alten:

„Signora Raminga! Was ist Euch geschehen?"

Raminga Guidati stürzt wankend herein. Sie ist in einem gebauschten dunkeln Seidenkleid, über dem Scheitel schwarze Spitzen, die unter der Brust undurchsichtig verknotet sind.

Der Herzog:

„Sie sind also gekommen, schöne Raminga. Aber ich erwartete, Sie nicht so bleich zu sehen —"

Leiser, starr:

„— schon beim Kommen."

Raminga:

„Hoheit, ein Schwert ist gefallen."

„Ein Schwert?"

„Vor mir nieder. Es streifte meine Brust und meine Hand."

„Sprechen Sie im Fieber?"

„Warum befahlen Sie der Kupplerin, mich durch diese dunkle Theaterruine zu führen? Mir schauderte gleich: es roch nach Moder. Die geschnitzten Bilder auf den Galerien bebten, wie ich ging, und wollten auf mich herabspringen. Einer ließ sein Schwert fallen: warf es vielleicht nach mir?"

„Sie sprechen wahrhaftig, wie jemand spräche, der das Schwert verdiente."

Sie rafft sich zusammen.

„Ich verstehe Sie nicht, Hoheit. Wissen Sie nicht, was es bedeutet, wenn zwischen zwei, die sich lieben, eine Waffe fällt? Einer von ihnen wird sterben. Sie lieben mich, ließen Sie mich wissen. Und mir —"

Sie nimmt die Haltung der Schamhaftigkeit ein.

„— sind Sie nicht gleichgültig."

Er steht befangen.

„So begreifen Sie doch, daß dies Schwert, das herabfiel, mich um Ihretwillen in Schrecken setzte!"

Der Herzog, noch befangen:

„Was haben Sie mit Waffen zu tun, Signora?"

Er richtet sich auf, sieht sie scharf an.

„Fürchten Sie nicht auch für sich?"

Pause.

Er, weicher:

„Wenn durch unsere Liebe denn Einer sterben müßte: soll ich Sie ungeliebt lassen? . . . Gehen Sie! Sie sind frei."

Mit einem kindlichen Lächeln, nahe daran, zu bitten:

„Nichts ist geschehen. Ich werde vergessen. Nein: danken werde ich Ihnen Ihre Sorge und Sie ehren, Signora."

Sie, mit Verachtung:

„Sprechen Sie als Mann?"

Er, umschlagend, plötzlich nichts als galant:

„Sie haben recht. Wie könnte ich auf Sie verzichten. So lange schon bete ich Sie an. Sie sind, meinen Sie, meinem Leben gefährlich; aber macht die Gefahr Sie nicht noch schöner? Signora, ich liebe die großen, starken Frauen. Wie Sie denke ich mir die Judith... An Ihrer Rechten ist ein wenig Staub von dem Schwert, das Sie gestreift hat. Lassen Sie zu, daß ich ihn wegküsse!"

Indes er gebückt steht, führt sie die Linke an den Knoten des Spitzenschals, zögert und senkt sie.

„Wie Sie jung sind, Hoheit! Ich wußte wohl Ihre Jahre, aber ich glaubte, Ihr Gesicht müßte älter sein als Sie; und nun ist es jünger. Ihre — Taten müßten Sie gealtert haben. Haben sie Sie denn verjüngt? Ich sehe einen sehr reinen Siebenzehnjährigen. Ein Kind. Ein Kind soll ich — —"

„Was denn, Signora?"

Sie erschrickt.

„Lieben?.. Wie Sie sich stattlich gemacht haben, Hoheit! Die großen Aufschläge Ihres Rockes kleiden Ihre Brust ganz in Scharlach, wie einen —"

„Henker?"

„O nein! Wie einen Fürsten! Sie sehen aus, als empfingen Sie einen Ihres Gleichen, und nicht nur eine Patrizierin Ihrer Stadt. Wollten Sie mir denn gefallen? Welch weiche Knabenhand, worauf die lange Gemme mit dem Basilisken so unheilvoll glimmt! Auch Ihr Arm ist weich, und Ihre Brust ... Kein Panzer? Wie? Unter Ihrer Uniform ist kein Panzer! So ist es nicht wahr, daß Sie gepanzert Audienz erteilen, daß Sie gepanzert — schlafen?"

„Auch mit einer Geliebten?.. Sie vergessen, scheint es, über Ihren Fragen, Signora, wozu Sie kamen."

„Wie sollte ich nicht um den besorgt sein, der mich geraubt, mich in Flammen versetzt hat! Ich sah Sie, ritten Sie unter meinem Fenster hin, immer nur bedeckt von Ihrer Wache. Hinter all den braunen Gesichtern verschwand Ihres weiß und ganz schmal. Ich konnte kaum die Breite Ihrer Schultern ermessen; nicht mein Auge zog mich zu Ihnen, nein, meine Seele. Der Nachhall Ihrer Karrosse verfolgte mich durch eine schlaflose Nacht."

„Ihre Augen, Signora Raminga! Warum verhängen Sie mit dem Schleier Ihre Augen?"

„O! aus Scham über mein Geständnis. Aus Scham über das, was ich nun gesagt, und über das, was ich schon getan habe. Denn ich habe mich Ihnen angeboten. Mußte ich's nicht? Sie waren schüchtern wie ein Kind. Monatelang haben Sie täglich meinen Blick gestreift und bei seinem Zeichen die Lider gesenkt. Ich

war genötigt, damit Sie mir die Kupplerin schickten, vor Ihren Augen aus dem Bade zu steigen ..."

Der Herzog, die Zähne zusammengebissen:

„Sie haben eine sehr schöne Brust, Signora."

Er nähert sich ihr; und er läßt die Hand, die sie betasten sollte, wieder sinken.

„Sie sind sehr gütig, daß Sie gekommen sind. Aber haben Sie bedacht, welcher Art meine Geliebte sein müßte? Sie sahen schon, daß ich noch unlängst ein Knabe war. Auch bin ich sehr allein. Mir wäre eine Beschützerin nötig, fast eine Mutter."

„Sie haben eine, aber Sie haben Sie verbannt."

„Eine Mutter, die mich lieben würde. Ich bin von allen Menschen ungeliebt."

„Sie beklagen sich: Sie?"

Er lächelt zaghaft.

„Ich sage nur, daß die meine Geliebte wäre, die mich warnt, die abwechselnd mit mir wacht; denn keiner andern Wache darf ich trauen; — die den Dolch, den jemand mitgebracht hat, durch die Mantelfalten hindurch erspäht und ihn von meiner Brust fortstößt ..."

Sanft eindringlich:

„Warum sind Sie erschrocken, Signora?"

„Warum? Reden Sie denn nicht Schreckliches? Das Leben, das Sie für das Ihre ausgeben, wäre schlimmer, als Sterbenmüssen. Aber Sie übertreiben. Wie sollten Sie der Ihren nicht sicher sein. Die Stadt weiß zu gut, daß Sie sich auf die Ihren verlassen können."

„Auf mein Gesinde, meine Schergen? Nicht auf die Besseren von ihnen. Vielleicht die nächste Verschwörung wird ihr Ehrgefühl aufrütteln, und sie verlassen mich. Auf die andern — wohl; denn ihre Verbrechen, in meinem Dienst begangen, machen ihnen die Rückkehr zu den Menschen unmöglich. Nicht ganz doch; es gibt eine Tat, mit der sie von allen andern sich loskaufen, kraft deren sie unter die Guten wieder aufgenommen werden könnten."

„Was müßten sie tun?"

„Mich töten."

„Sie — spielen mit dem Grausigen! Ihre Gedanken sind so ganz auf Schlimmes gerichtet, daß sie noch in der Milch einer Mutter nach Gift suchen würden."

„Wer sagt, daß keins darin wäre? Auch ein Ei scheint ein unschuldiges Gericht, wie? Aber ich habe einmal in der Schale eines Eies, das ich essen sollte, ein Loch gefunden: o, ein winzig kleines, das niemand gesehen hätte als nur ich, dessen Beruf das ist. Und der Hund, der das Ei fraß, starb."

Er lacht auf, reibt sich die Hände.

„O! noch ist's keinem gelungen, mich umzubringen; und wer weiß, ob ich nicht immer durchkommen werde. Die Kirche betet für mich; aber ich verlasse mich nicht

so sehr auf sie, als auf meine Geschicklichkeit. Sie macht mich stolz; ein Leben, daß schon oft gewaltsam abgebrochen werden sollte und es nicht ward, ist voller Genugtuungen. Oder glauben Sie, Signora, daß es nicht mein Selbstgefühl erhöht, wenn ich einen meiner Leibwächter die Summe nennen höre, für die er mich umbringen soll, und ich stehe als Pferdeknecht hinter ihm? Denn Sie können nie wissen, Signora, ob nicht der kleine Wasserverkäufer, der Ihnen einige Tropfen Anis ins Glas spritzt, der Herzog ist; oder ob nicht mitten in der fremden Schauspielertruppe euer Tyrann euch mit einem Spaß zum Lachen bringt. Ich bin ein Künstler, Signora. Mehr, als Sie glauben!"

„Niemand, der dies ungezogene Knabenlachen hörte, würde erraten, daß es über Leichen erschallt. Sie machen mich starr vor Trauer, Hoheit. Aber ist ihnen denn so wohl, wie Sie vorgeben? Ich bin eine Frau; und ich sehe Sie in diesem Augenblick ganz als Kind, wie wir Frauen eigentlich euch Männer sehen; sehe Sie, wie wenn Sie mein eigenes Kind wären. Und ich glaube nicht, daß Ihr Lachen lustig war."

Er sieht, verstummt, an ihr vorbei.

„Was glauben Sie also?"

„Daß Sie bemitleidenswert sind. Daß Sie vielleicht doch nicht alles wissen, was um Sie her geschieht, für Sie und in Ihrem Namen."

Er wehrt ab.

„Mich hat vorhin Ihr Lächeln enttäuscht; es ist so zart und scheint von Güte zu wissen. Ich dachte, ehe ich kam, nicht daran, daß Sie lächeln würden."

Die Finger verschränkend und lösend:

„Jetzt bin ich nicht mehr sicher, was zu tun ist."

Der Herzog, mit einem streng klagenden Seitenblick:

„Und vorhin waren Sie's? Warum begehrten Sie nach mir, Signora?"

„Sie wollen, daß ich's sage? Fast möchte ich's. Was kann ich —? Der Schrecken, den Sie verbreiten, zog mich an. Das Ungeheure, das über Sie umgeht, machte mir heiß. Halten Sie's für verirrte Neugier, für böse Lust. Genügt Ihnen das nicht? Sie müssen doch schlecht denken von den Frauen? Verachten Sie nicht die, die Sie gekannt haben?"

„Ich habe noch keine gekannt."

„Keine —? Aber alle die, die als Ihre Opfer beklagt werden!"

„Vielleicht hatte ihnen jemand ein Kind gemacht, und welche Ausrede wäre bequemer, als daß sie vergewaltigt seien vom Tyrannen?"

„Träume ich denn? Aber Sie sind es doch, der den jungen Valente und seine Freunde an sich gelockt, sie verraten und dem Henker preisgegeben hat."

„Ich war ihr Freund."

„Zu ihrem Verderben! Hätten jene jungen Leute den Minister Vampa beseitigt, ohne Sie einzuweihen, wer weiß, wie sehr Sie, auf den Thron gelangt, es ihnen gedankt hätten."

„Ja, wer weiß das. Sie nicht; aber vielleicht ich. Ich war ihr Freund.“

Raminga, ausbrechend:

„Schänden Sie nicht noch heute das Gefühl, das die Unglücklichen Ihnen schenkten! Jene waren jung, zu jung: sonst hätten sie sich nicht der Hoffnung schuldig gemacht, einem Geschlecht von Unterdrückern könnten sie einen Befreier abgewinnen; hätten nicht, da es galt, den Zutreiber des Herzogs zu erlegen, sich dem Prinzen vertraut; hätten seinen Freundschaftsschwüren den Hohn eisigen Respektes entgegengesetzt.“

Er, mit Feuer:

„O! Das taten sie nicht. Wir liebten uns. Es war das einzige Mal, waren die einzigen. Gino! Seiner bin ich sicher! Als sie sterben mußten: als wir entdeckt waren; der Beichtvater brachte alles heraus; meine Mutter handelte, denn mein Vater hatte seinen Verstand nicht mehr, und sie gab mich für den Spion aus, der sich in die Freundschaft der Verschwörer eingeschlichen und sie ausgeliefert habe: — als sie dann sterben mußten, o! seiner bin ich sicher, er hat das Grauenhafte, das ihm über mich zugeraunt ward, nicht gelten lassen; er ging von mir ohne Verdacht; er hat den Glauben an mich mit hinabgenommen!“

Raminga, außer sich:

„Er? Er verachtete seinen Mörder!“

„Es ist nicht wahr!“

„Er bestaunte seine Niedrigkeit! Er starb gern, so sehr hatten Sie ihn über das Leben enttäuscht!“

„Es ist nicht wahr! Nicht wahr!“

Er sträubt sich, mit verzweifelten Armen.

„Was wagen Sie! Woher wissen Sie!“

„Woher? Der Valente war mein Bruder!“

Sie taumelt gegen einen Sessel. Sie beißt sich in die Knöchel der geballten Hand. Er streckt seine gegen sie aus.

„Sie verraten sich! Sie hassen mich! Leugnen Sie noch, daß Sie mich hassen?“

Sie steht keuchend, mit einer ratlosen Gebärde. Er bekommt grübelnde Augen, verliert sie aus dem Gesicht, läßt, auf einem Stuhl zusammengebeugt, das Gesicht in die Hände fallen.

„Sprich du selbst, Gino! Sage, wie sehr wir uns liebten! Das wenigstens war da, sie können es nicht ungewesen machen. Unter allen Tagen, die genachtet haben, ist auch der, als wir über die Hügel nach San Paolo wanderten. Beim Brunnen der Abtei setzten wir uns und sahen zurück.“

Er belebt sich.

„Von unsern Worten hatten wir das Blut in den Wangen. Und wie nun von Cypressen zu Rosen und von der Pfirsichblüte zum Silber des Öllaubs das Land auf uns zu seinen Reigen ging, die Wege uns Mensch und Herden zuführten und der

Städte Blinken uns grüßte: welche Liebe, o Gino! Wir waren es, wir, aus denen über dies alles hin die Sonne der Freiheit brach! Wir waren geweiht zu Erlösern! Einer in des andern Auge sahen wir den stummen, köstlichen Schauder. Solch Wissen um einen Freund muß noch in der Ewigkeit wach bleiben: und dir sollte es schon vor dem Grabe erloschen sein? Das ist Lüge; entlarve doch die Lüge, Gino!.. Ach, du schweigst, du bist im Schweigen ...“

Müde:

„Woher wollen Sie also wissen, Signora, daß Ihr Bruder mich verworfen habe?“

„Ich habe seine letzten Erklärungen empfangen, im Gefängnis, den Tag, bevor er starb.“

„Sie waren bei ihm? Und ich nicht!“

Heftig:

„Man ließ mich nicht! Wollen Sie mir nun glauben, daß der Verrat mir trügerisch angeheftet ward?“

„Und wenn er echt war: hätten Sie dem Geopferten am letzten Tage ins Auge sehen wollen?“

„Nicht einmal den offenen Mut des Verbrechens trauen Sie mir zu, das Sie mir andichten. Ja, feige! Ich war feige, weil ich nicht floh und jenseits der Grenze in die Welt hinausschrie, daß man mich mißbrauchte und dem Bösen verkaufte. Sie sinnen nur darauf, hätte ich schreien sollen, wie sie die Herrschaft der Gewalt und des Eigennutzes hinfristen, und ich soll ihr Werkzeug werden. Sie lügen mich zum Verräter an Freunden und Freiheit, damit ich mein Leben lang ausgestoßen aus dem Reich der Fühlenden und ihr Gefangener sei. Sie opfern mich, schrecklicher mich, als jene, die nun sterben müssen. Eine Mutter tut das! Die ganze, stumpfsinnig erstarrte Machtgier von zwanzig Fürstengenerationen treibt sie an, und die Kirche macht ihr Angst davor, ihr Kind mehr zu lieben als den Thron! . . Ich hätte schreien sollen. Aber ich schwieg; ich blieb, gelähmt vom Schmerz, vom Druck der Umwelt und Vergangenheit, zu Hause und ließ das Unsägliche geschehen. Wieviel Kraft zum Guten fordern Sie denn auch von einem, dessen Väter Heldenkräfte für die Ausrottung aller Güte auf Erden verbraucht haben? . . Dann aber —“

Er zuckt auf. Frohlockend:

„— als ich handeln konnte; mein Vater starb: da verbannte ich meine Mutter. Ich habe sie doch verbannt! Jetzt müssen sie mir doch glauben! . . Nicht? Noch immer nicht? Was bleibt mir dann zu sagen? Bin ich wirklich dazu verurteilt, in keines Menschen Seele vorzudringen? Auch Gino also hat mich zurückgestoßen von seiner?“

Sie schwankt, ob sie bereuen soll.

„Wenn Sie denn unschuldig waren, warum haben Sie seitdem den Thron zu einem schwereren Alp gemacht, als Ihr Vater tat?“

„Weiß ich's? Meinen Sie, daß mir nicht schon Grauen kam vor dem Weg, den es

mich treibt? und Angst bei der Erinnerung an den, der ich war? Ich will nicht glauben, daß ein Jenseits auf uns wartet, es wäre schrecklich, würde ich Gino wiedersehen!"

Sie senkt Kopf und Hände. Er geht fiebrig umher.

„Als ich anfing zu herrschen, war alles schon geschehen. Das ist's: ich vermochte nichts, was nicht schon beschlossen war. Ich kam gezeichnet zur Welt. Die Gefühle, die meine Väter in euch genährt hatten, ihr Menschen warfet sie auf mich. Es half nichts, daß ich mit Leidenschaft euer Freund gewesen wäre. Meine Geburt war eins mit dem Laster, das alle mir ansahen, das alle von mir erwarteten, das alle von mir heischten. Meine erste Untat hatte ihnen zu lange gesäumt: sie hatten sie mir untergeschoben. Zur zweiten und dritten zwangen sie mich. Nicht rasch genug konnten sie mich blutbesprengt sehen! Ich war ein Kind: die Hoffnung machte sie frech, die verpestete, von der Macht verpestete Rasse in dem Einen, Letzten zu ersticken. Ich wehrte mich, wie man den Arm ausstreckt, um nicht zu fallen. Dann war hinter mir die Brücke eingestürzt, die zu euch geführt hatte; der Stolz des Einsamen härtete mich, und ich erfuhr das schwindelnde Lebensgefühl dessen, der tötet. Ich lernte höhnen. Ihr habt nicht vergessen, wie ich euren letzten Verschwörern, die sich nicht fangen ließen, über den unbewachten Schloßhof einen Automaten schickte, von meinen Zügen und in meiner Uniform. Sie schossen; ich hatte sie. Daß ich mich erhielt, war meine Rechtfertigung; und daß Ihr an mir zerbracht. Muß nicht ein Leben sehr kostbar sein, dem soviele andre Leben dargebracht wurden? Ich bin wie das Fabeltier auf dem Berg in der Wüste. Unter mir kriecht menschliches Gewürm herauf, den Dolch in den Zähnen, zwischen den Spalten des Gesteins, und glaubt sich versteckt. Ich aber erspähe jeden. Der erste Kopf reckt sich herüber: meine Tatze zermalmt ihn. Warum vermaß er sich bis zu mir? Aber es zieht sie an; sie müssen herauf; und Berg, Wüste und Himmel sind einzig gemacht, damit ich töten kann! Ich brauchte nur mich fallen zu lassen: und die Welt wäre erlöst. Aber ich tu's nicht."

Stehen bleibend, wild und feierlich:

„Auch ich bin gottgewollt. Vielleicht ich vor allen! Kann sein, daß alle nur den Sinn haben, mich aufzubauen. Meine Gefühle sind höher und Gott näher, als die Gefühle derer, die heraufkriechen und mir auflauern. Um mich geht reinere Luft. Ich bin größer und schöner."

Mit stillem Nachdruck:

„Und schwerer hab' ich's. Geht, seid getrost: ihr wißt nicht um die Nächte eines, der gepanzert schläft. Eines, der die Gesamtheit, der das Leben selbst gegen sich hat; der sich durchsetzt wider die Natur! Eines, der alle abwägt, durchschaut, lenkt, und den keiner sieht, keiner kennt! Eines, der alle richtet, und den niemand richtet, als er selbst! Müdigkeit bricht wohl herein, und ich sehne mich nach Sünden: nach dem Nachlassen dieser Strenge, nach Menschlichkeit und Schwäche. Ein Dasein haben, wie einer von euch: eins, auf das nichts ankommt, das man nicht genau nimmt, das von ungefähr und fahrlässig dahinläuft und, plumps, in eine bequeme Grube fällt."

Raminga nimmt die Hände vom Gesicht, geht rasch auf ihn zu und ergreift seine Rechte.

„Danken Sie ab! Sie wären gerettet und wir. Und wären wir's nicht: ich sehe nur noch Ihr Leiden, und finde unseres von ihm verdunkelt. Ich kam nicht her, um von Ihrem Schicksal zu erfahren. Jetzt wird alles, was ich für Lästerungen der Menschheit hielt, zum wehen Stammeln eines verirrten Kindes. Könnte ich Sie trösten! Könnte ich Ihnen die Güte spenden, ohne die Sie verloren sind! Danken Sie ab!"

Sein Blick durchdringt sie grübelnd.

„Als ob ich davon nicht träumte! Es wäre so wenig. Man schlösse die Augen und wäre ein anderer. Gutmütig und dumpf schöbe man sich nun durch's Gedränge, hätte herzliche Hände in seiner, röche liebe Menschenwärme um sich her. Sich geliebt wissen nach so viel Haß! Seinesgleichen haben! Was man schlecht fand, gut sein lassen!"

„Sie wären erlöst! Danken Sie ab! Kommen Sie in unsere Reihen, sie sollen sich Ihnen öffnen. Ich werde Ihr Verkünder sein; werde bezeugen, daß Sie es verdienen, an Menschenherzen zu rühren."

„Und wenn nicht. Es ist nicht nötig, zu leben. Leben doch so viele; und alles dies zur Behauptung eines Einzigen? Manchmal, vom Pferd herab, spähe ich in Menschenaugen und denke: Warum sollte dein Wunsch, mich zu vernichten, dir nicht erfüllt werden? Einmal endet auch der Tapferste. Dies Land hatte viele Tyrannen; noch sieben sind übrig, wir sieben; und die Flut der Zeit schwillt gegen uns her. Wann fällt der Nächste? Zwischen Gestern und Morgen, die uns nicht kennen, ist das Heute ein elendes Riff, und wir hängen daran. Ich fühle das Meer der Geschichte über mir zusammenschlagen, und der Himmel der Ewigkeit drückt auf mich."

„Sie sind nicht allein! Hören Sie mich? Stützen Sie sich an eine Brust: wenn Sie eine nicht zu schlecht finden, die Sie — schön nannten."

Er macht eine nachgebende Bewegung — und reißt sich wieder zurück.

„Ich darf nicht; ich muß voraussehen . . . Ich fürchte mich vor dem Erkalten der Brust, auf der ich geruht hätte."

„Armer!"

„Sagen Sie mir eins: spricht man, daß ich schwach sei? Flüstert man, ich sei grausam, weil ich bereue; ich mache mir den Mut zu der vorigen Strafe durch die nächste? Ganz im Geheimen fühlt ihr vielleicht, daß ich lieber gut gewesen wäre, — und dafür, ja dafür stellt ihr mir nach? . . Nein? Ich will es hoffen. Denn ihr könntet euch täuschen. Ich weiß sehr wohl: so lange der Tyrann kein Gewissen hat, ist er im Recht, und sie lassen ihn darin. Sie mögen ihn hassen und übermannen; aber sie werden sich nicht besser dünken. Mein erster Vorfahr auf diesem Thron, jener Ercole, der die kleinste meiner Städte, Haus um Haus, blutig bezwang: wie haben sie ihn bewundert! Sie gingen, Färber und Schuster, als besiegte Titanen in dem Festzug, worin er Jupiter war. Die Statue, die er aus der Erde grub, ließ er sich antrauen. Er war der Gatte der Schönheit

und ein Triumphator über Riesen, war furchtbar und heiter. Mein Vater noch war's, auf seine kleine und verschrobene Art. In seinem gestickten Rock, mit seinem Puderzopf und Kugelstock stolzierte er im Straßenpöbel, ließ einen hängen und machte Späße dazu, daß die anderen lachten. Verhungerten Jungen schenkte er eine Kupfermünze, wenn sie Kot verschlangen. Von den grotesken Foltern, die er euch in seiner letzten, irren Zeit erfand, werdet ihr länger reden, als von den Wohltaten eines Messias. Ich muß sein wie er! Er war unantastbar, weil er selbst sich nicht antastete. Nur die unvermischte Bosheit nehmt ihr hin. Nichts hat ein Tyrann so sehr zu fürchten, wie die Menschlichkeit, für die er vielleicht geboren wäre. Ihr würdet mir's nie verzeihen, fühltet ihr mich zweifeln. Habt ihr's etwa schon gefühlt? Es ist ein Irrtum! Sagen Sie es ihnen, Signora! Ich zweifelte nie an der Macht! Es ist nicht wahr, daß sie entwürdige, auch den entwürdige, der sie ausübt, denn in seinesgleichen erniedrige er sich selbst: es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr, daß ich mich je gesehnt habe, in freie Augen zu blicken, daß ich die Helden des Altertums, die Bürger der alten Republiken je zurück und in mein Zimmer träumte! Kein Grund besteht, die Macht in meinen Händen zu verachten! Ich wäre der Mann, die Verachtung in Grausen umzuwenden!"

Raminga schluchzt. Er greift sich an die Stirn.

„Wen beweinen Sie, Signora? Glauben Sie denn, ich sei nicht frei, auch Größeres zu tun, als irgendein Tyrann vermag? Ich sei ein Gefangener der Macht? Nicht mir gehöre die Macht, sondern ich ihr, die mein Blut vergiftet hatte, bevor ich da war? Aber ich kann, ihr zum Trotz, Dinge wollen, von denen die Verwegensten unter euch nie geträumt haben! Ich kann beschließen, an eurer Spitze hinauszuziehen gegen die anderen sechs: gegen meine Mittyrannen."

Raminga führt, mit einem aufflammenden Lächeln, die gefalteten Hände an den Mund.

„Ihre eigenen Völker werden mir, geblendet von Seligkeit, entgegenstürzen, wie nun Sie es wollten, Signora! Ich reiße sie mit auf meinem Siegerzuge! Noch einmal führe ich das Schwert des Ercole, und wie es in seiner Hand, Haus um Haus, eine Kleinstadt erlegte, soll es in meiner, Königtum um Königtum, dies ganze, von Inbrunst heiße Land zusammenschmieden! Nun seid ihr mein: Alle; singt mir Hymnen und baut mir den breiten Thron. Ich aber steige seine Stufen hinab. Wie ich einem schönen, großen, bunten und kostbaren Vogel den Käfig öffnen und ihm lächelnd nachblicken würde, als sei's nichts: so gebe ich euch frei. Ich gebe das Land frei, das ganze, von mir eroberte und geeinte Land, danke ab und entferne mich."

Raminga stürzt vor ihn hin, drückt ihr Gesicht in seine Hände. Mit ersticktem Jubel:

„Alessandro! Ich liebe dich!"

Er spricht seherisch über sie hinweg nach dem großen Spiegel hin.

„Ich stehe auf dem Schiff und sehe die Küste, der ich das Glück brachte, zurück-

bleiben. Die Liebesschreie, das Abschiedsweinen folgen mir und verhallen. Schon höre ich nur noch das Brausen der leeren Weite. Im Blau dahinten löst die Erde sich auf, deren größter Sohn ich war."

„Du bist es! O, diese Stunde! Hörte ich sie denn nicht nahen? Der Erlöser stand vor der Tür, und ich ahnte ihn nicht? Gott! ich wollte ihn töten. Hörst Du, Alessandro, ich kam mit dem Dolch: auch ich!"

Sie reißt ihn aus den Falten des Spitzentuches und wirft ihn fort. Der Herzog ist aufgezuckt, seine Miene erinnert sich und bricht, lautlos, in ein böses Frohlocken aus. Dann erkämpft er Fassung, ungesehen von ihr, die auf seine Hände weint und stammelt.

„Ich kannte Sie nicht; ich bin in der Fremde geboren, auf Irrfahrten aufgewachsen; mein Vater war verbannt von Ihrem. Mein Gatte, auch ein Flüchtling, haßte Sie; er starb an seiner Ohnmacht vor Ihnen. Ich kehrte unter falschem Namen zurück und sah meinen Bruder untergehen durch Sie. Seine Verachtung für Sie und der Haß, den mein Gatte gehegt hatte, waren mein Erbe. Die Sehnsucht nach der Freiheit war das große Vermächtnis, das mein alter Vater aus dem Elend mir mitgegeben hatte. Nie hatte ich Sie gesehen, nie Ihr Lächeln, bevor ich den Plan faßte, Sie zu töten. Kraft der Seele allein zog mich's zu Ihnen: ich habe Sie nicht belogen. Der Nachhall Ihrer Karosse verfolgte mich durch eine schlaflose Nacht, so wild war mein Gefühl für Sie!"

„Bedauernswerte Frau! So schön, so ganz zur Liebe geschaffen, und mußte dem Haß verfallen! Wer hat ihn Ihnen eingeträufelt? Ein Toter nur? Und die Blicke des Werbens und Verehrens, die ich, ein Lebender, Ihnen täglich ins Fenster sandte, haben Sie nie irregemacht, nie erweicht?"

„Konnten sie denn? Da Sie selbst täglich mit neuen Gräueln die besseren Gefühle niederschlugen, die in mir vielleicht sich regen wollten? Aber ich glaube davon nichts mehr! Auch mein Bruder starb im falschen Glauben an Ihren Verrat! Habe ich Sie schlecht gesehen? Ich sah nur Ihr Lächeln, hörte nur Ihre Worte; habe Sie bemitleidenswert gefunden, rein und verirrt, schüchtern, zum Größten fähig, und der Liebe bedürftig. Das nur ist wahr! Die anderen haben gelogen!"

„Sehr der Liebe bedürftig: einsam wie ich bin, und so jung. Wer hat gelogen, arme liebe Frau?" — und er liebkost ihren Kopf.

„Der Castellari, der Gabella, beide Sassi: Alle Verwandten, alle Freunde meines Hauses, die Gassen und die Stadt."

„Aber der sinnreiche Einfall, mich auf galante Art zu beseitigen, mich zu töten, indes ich liebte: wem kam der?"

„Mir selbst! Verachten Sie mich! — aber glauben Sie: in meinem schlimmen Plan war schon die Absicht des Schicksals, das mich Sie kennen lehren wollte! Ganz im Grunde meines Herzens — o! nun verstehe ich mich — war es schon bestimmt, daß ich nicht ging, um Tod, vielmehr um Liebe zu bringen; daß ich aus dieser Türe treten werde, um allem Volk nicht einen Toten, nein, einen Retter zu zeigen!"

Zu ihm hinauf:

„Denn nicht wahr, jetzt treten Sie hin und tun das Werk, gleich jetzt? Sie müssen mit mir das Schloß verlassen, ungesehen. Jene, die sich Ihre Diener nennen und Ihre Wächter sind, würden Sie nicht fortlassen. In unserer Mitte werden Sie sicher sein, uns heilig, das Pfand der Freiheit!"

„Sogleich! Wo finden wir die Ihren?"

„Einige warten drüben im Gesù, die andern in unserem Hause."

„Sie warten!"

Auflachend:

„Ah! sie warten. Worauf wohl? Auf meinen Kopf? Sie dachten, ihnen meinen Kopf aus dem Fenster hinzustrecken?"

Er stößt sie fort, so daß sie von den Knien auf die Hände fällt, und wirft sich lachend in einen Sessel. Mit den Fingern nach ihr zeigend, hell:

„Da liegt sie, leer wie eine Austernschale! Ich habe alles aus ihr herausgeschlürft: daß ihr Name falsch ist, was ich nicht wußte, und den Rest, der mir bekannt war. Denn natürlich kannte ich Sie und Ihre Leute. Ich wußte alles!"

Mit grabendem Hohn:

„Sie konnten töricht genug sein, Signora, sich einzubilden, ich hätte mich Ihnen anvertraut bis aufs Letzte, wie ich's tat, wenn ich nicht wußte, daß Sie würden sterben müssen? Ah! Die Vorbedeutung des fallenden Schwertes. Einer von uns wird sterben müssen. Sie erschraken; aber Sie wußten nicht, wie sehr Sie Ursache zu erschrecken hatten!"

Sie hat sich vom Boden erhoben, ist mit den Händen vor der Brust und entsetzten Gesichtes schrittweise zurückgewichen. Ihr Fuß trifft den Dolch. Sie greift darnach, sie stürzt vor. Er flieht hinter den Tisch, er schreit sinnlos:

„Wache! Wache!"

Die Mitteltür geht auf, Leibwächter zeigen sich darin. Der Herzog hat sich gefaßt.

„Nichts. Noch nicht."

Und die Tür schließt sich wieder.

Er kommt hervor, tritt auf sie zu, die den Dolch im Rücken hält und leise und verächtlich lacht. Trotzig hervorgestoßen:

„Ich bin nicht feige! Es ist nicht wahr! Verdient nicht die größere Achtung einer, der von Natur nicht tapfer, sich zwingt, zu handeln, als sei er's? Ich habe nur eine Feigheit begangen, und für die sollten Sie mich nicht verachten: ich habe Sie, als Sie sich mir gaben, nicht genommen, — weil ich wußte, Sie würden durch mich sterben. Sie haben mich mißverstanden, Signora: nicht das Aufhören Ihrer Liebe fürchtete ich, als ich das Erkalten Ihrer Brust fürchtete."

„Wozu sprechen Sie noch mit mir? Da Sie nur lügen, nur verderben können — und mein Verderben Ihnen schon gelungen ist?"

„Ich rede wahr. Ich habe mich gefürchtet, Ihren — Tod zu entweihen."

„Viel für Sie. So wären Sie nicht ganz das Scheusal, das durch den Reiz seiner Jugend noch giftigere Scheusal, nach dem ich soeben stoßen wollte? O! wie ist's möglich, daß ich schon wieder im Begriff bin, Ihnen zu glauben? Und die Komödie, mit der Sie mich gefangen haben? Diese erbärmlich meisterhafte Komödie, in der Sie sich verkannt stellten, Seelenqualen heuchelten und sich beinahe unter die Helden stahlen!"

„Trauen Sie mir nicht allzuviel Meisterschaft zu! Halten Sie mich nicht für kälter, als ich zu sein vermag! Wenn ich als Wasserverkäufer durchs Volk streiche und irgend einer mich um fünf Heller betrügt, — es kommt vor, daß ich mich zu wahrer Entrüstung versteige. Aber lassen Sie hinter mir zwei Verschwörer tuscheln: ich werde jedes Wort beherzigen. So ging mir's mit Ihnen, Signora!"

Sie tritt nahe an ihn hin. Sie läßt seine Augen nicht los.

„Sie sagen zu wenig! Sie gaben nicht nur eine Rolle, die Sie empfanden: Sie gaben Ihr Leben! Das war Ihr Leiden; das waren Ihre Träume; das war, was Sie hätten sein können! . . Sie schlagen die Augen nieder. Ich halte nun die Wahrheit: o, nehmen Sie sie mir nicht wieder! Nicht wahr, ich halte sie?"

„Vielleicht. Ich hatte einen Augenblick der Überreiztheit, der Müdigkeit. Es ist geschehen. Oft habe ich widerstanden. Der Kerker manch eines, den ich hatte verurteilen lassen, hat mich angezogen. Ich schmachtete danach, mich hinzuschleichen und dem, der sterben mußte, zu verraten, wer ich bin. Nun weiß er, daß er nach einem Falschen stieß; ein Mensch kennt mich nun. Aber kaum wird's Morgen, führen sie ihn mit Trommeln hinaus und machen ihn stumm . . . Immer noch habe ich widerstanden: warum nicht auch heute?"

„Es war bestimmt! Ich sollte Sie gewinnen, Sie retten!"

„Sie haben mich verleitet. Ich hätte Sie gern verschont, Sie sind so schön. Jetzt muß ich Sie töten. Warum gingen Sie nicht, als ich Sie, weil das fallende Schwert uns gewarnt hatte, frei gab? Ich konnte es noch. Jetzt kennen Sie mich, und keiner, der mich kennt, darf leben."

„Warum nicht — wenn Sie selbst sich zu leben entschließen. Wenn Sie aufhören, zu töten, sich selbst abzutöten, und sich und uns dem Leben schenken."

„Meine Ehre will, daß ich mich nicht hingebe. Es ist mir verboten, schwach zu sein."

„Sie sind nicht schwach: Sie haben ein menschliches Herz. Erkennen Sie es an!"

„Es wäre sträflich. Wer bliebe mir, verließe ich selbst mich."

„Wir alle! Das Volk! Die Menschheit!"

„Und man würde dem bekehrten Tyrannen glauben? Hat man ihm, der noch ein Kind und rein von Blut war, die Freundestreue geglaubt? Hat der Freund selbst sie ihm geglaubt? . . Sie sehen, Signora, Sie müssen mich verloren geben. Ich bin ein Ausgestoßener, und mein Ruhm will, daß ich nicht um Einlaß bitte. . . Ach! gehen Sie. Fliehen

Sie! Verschonen Sie mich mit diesem großen graden Blick! Setzen Sie mich nicht länger Ihrer Schönheit aus! Und wenn ich Ihnen, was Sie wollen, opfern würde? Meine Selbstachtung? Nicht lieber mein Leben? Sie haben mich so weit gebracht, daß mich's danach gelüstet. Das erst wäre die wahre Abdankung ... Und vielleicht wär's süß gewesen, die Kälte des Eisens zu spüren, das Ihre Hand in mein Herz senkte? Sie gleichen der Judith, von der ich in meinen kränksten Stunden träume."

Mit einem gierigen Blick über ihre Schulter:

„Halten Sie nicht noch immer den Dolch im Rücken?"

Raminga läßt ihn hinter sich zu Boden fallen. Sie nimmt seine Hände.

„Sie töten! Ich kann's nicht. Ich kann nicht fliehen ohne Sie. Mögen sich jene die Freiheit selbst erobern; ich bin Frau, ich kann keinen Unglücklichen von der Hoffnung abschneiden, kann nicht töten, wo so viel, so viel zu trösten wäre."

„Was wollen Sie? Ist's nicht genug?"

„Ich will Sie weit fortführen und Sie an ein sanftes, gütiges Leben glauben lehren."

„Ich weiß, daß es keins gibt. Ich erträume mir Menschengüte auf andern Sternen. Diesen kenne ich zu gut."

„Sie sollen von ferne sehen, wie in der Luft der Freiheit die Menschen aufblühen, gesund und gut werden; denn beides ist eins; — und das wird Sie heilen."

„Zusehen?"

Er macht sich los.

„Machtlos zusehen? Daß ich ein Narr wäre! Ihr also werdet frei und glücklich sein: und was habe ich davon, der ich von der Macht lebe? Denn kann ich durch die Macht nichts erringen und nichts schaffen, so friste ich in ihr doch mein Dasein. Etwas anderes vermögt ihr alle nicht. Ich glaube an nichts anderes."

Er dreht sich auf den Absätzen und knallt mit zwei Fingern.

„Überhaupt: eure Güte würde mich langweilen, herzlich langweilen. Dann soll ich euch nicht mehr hassen dürfen, euch nicht mehr quälen, abfassen, strafen dürfen? Ah! daraus wird nichts."

Zurücktretend:

„Wer die Einzigkeit des Tyrannen kennt, sein Spiel mit Menschen, seine Verachtung der Menschen, seine Angst vor Menschen, — glauben Sie nur nicht, daß der je freiwillig auf sie verzichten wird!"

Auf der Lehne eines Sessels zusammengekrümmt, mit dick gefalteter Stirn und Blicken von unten:

„Das alles ist zu durchsichtig. Ihr wollt mich auf gute Art loswerden. Mein Tod würde euch zu viel Lärm machen. Habe ich aber einmal die Stadt verlassen, bin ich noch sicherer verloren."

Auflachend, knabenhaft:

„Ihr seid recht dumme Betrüger. Nun habe ich euch. Wieder einmal ein Fang.

Die Schwester des Valente! Auch er wäre dabei! Es soll meine letzte Torheit gewesen sein, daß ich ihn für meinen Freund hielt. Er war klüger: er zweifelte an mir. Sie werden doch im Gesù die Geduld nicht verloren haben? Seht ihr, daß ich mich durchbringe? Wache!"

Stampfend:

„Wache! Wache!"

Zu den Eindringenden:

„Verhaftet diese Frau!"

Raminga reißt sich aus ihrer Erstarrung empor.

„Alessandro!"

Er schreit abgewendet und stampfend:

„Bringt sie zum Schweigen!"

Einer hält ihr den Mund zu.

„Sie wird vor unser geheimes Gericht gestellt. Wir werden das weitere schriftlich verfügen. Wir wollen die Frau nicht mehr sehen."

Und die Arme verschränkt, dreht er sich ruckweise, so daß er sie, die abgeführt wird und den Hals verzweifelt nach ihm reckt, bei jedem ihrer Schritte im Rücken behält.

---

# Kaiser Karls Geisel.*)

Erste Aufführung im Berliner Lessingtheater.

Von

Dr. Josef Adolf Bondy.

Der große Kaiser und die kleine Hure. Es bleibt eine Vergewaltigung. Die Geschichte von der Liebesraserei Karls des Großen für ein schönes, verrottetes Mädchen, das ihn so umstrickt hielt, daß er um ihretwillen der Weltherrschaft und des Ruhms vergaß, mag noch so glaubwürdig überliefert sein: lebendig geblieben ist von ihr kein Hauch. Wer sie eingesargt findet in irgend einem italienischen Folianten aus dem 16. Jahrhundert und sie auferstehen heißt, wird den schwersten Kampf gegen die Volksphantasie bestehen müssen. Schon in der Seele jedes Kindes thront Karl, der Völkerbezwinger, der Völkervater, in unnahbarer Glorie.

Es gibt keine Stufen, auf denen diese hohe Gestalt aus dem Legendenglanz

*) Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel von Gerhart Hauptmann. S. Fischer Verlag, Berlin.

ins Licht des Alltags niedersteigen könnte. Als Gerhart Hauptmann gerade diesen Gewaltigen vom Menschenlos, vom Männerlos bedrängt darstellen wollte, um die schleichende Macht weiblichster Reize an diesem Männlichsten und Stärksten zu zeigen, Erlebnisse jedes Beliebigen im höchsten Symbol aufsprießen zu lassen, da fühlte er sofort: der überlebensgroße Karl der Sage muß bleiben; und wenn sein weiser Geist dem Zauber einer Dirne erliegen soll, dann muß auch sie ein großes Geheimnis umwittern.

In seinem Drama, das er ein Legendenspiel nennt, stecken die Keime zu einer Erfüllung dieser großen Absichten. Aber seine Kraft und seine künstlerische Geduld haben wieder einmal versagt. Karl der Große ist hier ein geschwätziger Held, der immerzu von seinen Taten und Werken erzählt. Er ist das Gegenteil von jenem König Karl, der, ohne ein Wort zu sprechen, am Steuer saß, bis sich der Sturm gebrochen; weit eher ein miles gloriosus, bemüht, seine Umgebung durch dröhnende Worte von seiner Wichtigkeit zu überzeugen. Man erkennt seine Größe nicht daran, was er tut, sondern nur an dem Enthusiasmus seiner Höflinge, wenn sie von der Furchtbarkeit seines Zorns, von der Allmacht seiner Gnade sprechen.

Und das Mädchen? Der Heiligenschein, mit dem Hauptmann ihre Verkommenheit umweben möchte, bleibt nicht haften. Vergebens rückt er sie in mystische Ottegebe-Sphären, vergebens bringt er sie mit dem Kultus der Adamiten in Beziehung, die in ihrer Nacktheit von Orgien der Entsagung zu Orgien der Befriedigung taumelten; vergebens beschuldigen sie die Pfaffen des Bündnisses mit dem Teufel. Wir selbst nehmen kaum etwas Dämonisches wahr, fühlen kaum etwas von der Ekstase, von dem „finsteren Dienst“, dessen Priesterin sie sein soll, sobald der unersättliche Gott von ihrem noch kindlichen Leib Besitz ergreift. Keine psychologische Brücke führt zum Verständnis des Rätsels, welcher Zwang dieses fünfzehnjährige Mädchen aus einer vornehmen Sippe des keuschen Sachsenvolkes in die tiefsten Abgründe des Sinnentaumels hinabgeschleudert hat.

Andere erzählen, daß sie sich wonnezuckend im Schmutze armseliger Schifferkneipen wälzt. Wenn sie selbst den Mund auftut, dann hören wir nichts Ungewöhnliches. Nur gut berechnete Worte eines kleinen Dirnchens, die diesen einfangen, jenen abstoßen werden. Ungewöhnlich ist nur die vollkommene Freiheit von Scheu, die Schamlosigkeit, mit der sie dem großen Kaiser gegenübertritt. Dies nie Erlebte könnte den Alternden verblüffen und reizen. Aber ein so schnell sich verbrauchender Zauber, der nicht von der Lust zu herrschen, nur von der Begier, beherrscht zu werden, ausgeht, kann nimmermehr den ungeheuren Anteil erklären, den der Kaiser, und eigentlich nur er allein, an diesem Mädchen nimmt. Aus den vielen mahnenden und beschwörenden Worten, die er an sie richtet, hört sie schnell heraus, daß hinter den väterlichen Gefühlen noch ganz andere lauern. Und wenn er ihrer begehrt: sie bietet sich ja mit jeder Gebärde an. Wenn er in begreif-

lichem Ekel sich weigert, mit räudigen Hunden aus derselben Schüssel zu essen, wenn diese Entsagung ihn, der zu entsagen nicht gewohnt ist, auch mit heimlichen Gluten füllt, so reicht auch das nicht aus, das Ungeheuerliche zu begründen, daß dieser Selbstbewußte aller Pflicht vergißt, des Mädchens wegen im innersten Gemüt erkrankt und sich in seiner Schwäche zum Gespött der Welt macht.

Da wir immer an das Wirken mystischer Gewalten glauben sollen, selbst aber nur Zeugen von Gesprächen zwischen dem Kaiser und der Dirne sind, die des Außerordentlichen bar bleiben, so glauben wir zum Schluß weder an den großen Karl, noch an diese schöne sächsische Teufelin. Es ist ein peinlicher Augenblick, wenn dies Mädchen sich dem Sagenkönig mit den Worten: „Sei doch nicht närrisch, Alter", an den Hals hängt. Nicht minder peinlich die Szene, in der der Besieger der Welt, vor dem die Völker beben, zum Neurastheniker wird. Weil er in einem Brief wegen seines Spiels mit der Dirne gehöhnt wurde, sieht er auf einmal von allen Seiten Steine heranhageln und wimmert bei jedem eingebildeten Schlag.

Eine seltsame Legende, die den Heiligen und Helden in sein Widerspiel verkehrt! Man begreift nicht den plötzlichen Umschwung, wenn die freche, sächsische Geisel Karls, nachdem sie alle seine Worte in den Wind geschlagen hat, ihn auf einmal als Übermenschen verehrt, aus den Händen des Feindes den Giftbecher nur darum nimmt, weil dieser lange, weiße Haare hat wie Kaiser Karl, und noch sterbend des Vergötterten Namen lispelt. Unbegreiflich bleibt nach allem, was geschah, der endlose und wirre Nekrolog, den Karl der Große an der Bahre des Mädchens hält; er nennt sie heilig — und doch hatte sie selbst, so lang sie lebte, keinen Namen so entsetzt zurückgewiesen, wie gerade diesen — und gesteht, daß er sie beinahe zur Göttin des Frankenreiches gemacht hätte. So stürzt das ganze Drama in seiner Unwahrscheinlichkeit zusammen. Wie sollte auch die Strahlenkrone, mit der Sage und Geschichte das Haupt des großen Karl geweiht haben, neben sich das irrlichtelierende Diadem dulden, mit dem die Nachgeborenen das in dunkeln Verzückungen schwelgende Laster verherrlichen wollen!

Die Aufführung im Lessingtheater — eine der schlechtesten, die in diesem Hause zu sehen war — hat die stolzen Schemen nicht beseelt. Herr Marr als Karl ließ auch noch die Verse im Gerassel seiner Schreistimme untergehen. So zog die Dichtung als wirres Getöse vorüber, hinter dem man dennoch Schönheiten ahnte. Man entdeckt sie schnell, wenn man das Drama liest. Als Poet hat sich Hauptmann hier stärker bewährt, denn seit langem. Die Verse, die zu Beginn an die eigensinnigsten und antithesenreichsten Grillparzers störend anklingen, erheben sich bald zu männlicher Selbständigkeit. Sie gehören zu den schönsten, die Hauptmann geschrieben hat, zu den klangschwersten, bildkräftigsten, die uns die letzten Jahre überhaupt beschert haben. Man höre die Bitte des Sachsen Blunit um Freilassung der Geisel Gersuint:

Herr, gebt sie frei! Sie ist ein Pyrol! ist
kein Rabe! dient dem Rabengotte nicht.
Was Wunder, wenn sie mit den Flügeln schlägt,
da sie schuldlos im engen Käfig schmachtet.
Sie spürt die Buchenwipfel! spürt den Wald,
den goldnen Himmelshirsch, mit klingenden
Geweihen morgens schreitend durch den Hag.
Sie will zu mir! will heim! will ihre Brüder
und Spießgesellen wiedersehn. Will vom
Gehöft, geklammert auf der Stute Rücken,
hinbrausen durch die Niederung zur Jagd:
fliegenden Haars, in reiner Gottesluft!

Die Gespräche Karls mit Alcuin, so sehr sie auch den Charakter einer späteren Zeit tragen, sind voll adelig-heiterer Ruhe. Mit erschütternden Worten klagt Karl, daß ihn das Alter von unten auf in Stein zu wandeln droht, und herrlich braust er auf, als ihn der Kanzler mahnt, von neuem zu befehlen, da sonst die Welt stillstehen muß.

Was? daß ich nicht befehle? handelt! tut
das Gute, tut das Rechte, unbefohlen!
soll ich im Schweiße meines Angesichts,
ob mir die Zunge lahm wird, nur befehlen?
Holzfäller ruhen, Ackersleute rasten!
reißt doch die faulen Mäuler auf und schreit:
hier dies! hier das! tut das! und dies! und dies! —
nur durch ein Jahr, nicht durch ein ganzes Leben,
und seht, ob ein Lastträger müde wird!?

Hauptmann hat sich über die ängstlichen Kleinlichkeiten und Zufälligkeiten, die ihn so oft mit tausend Zwirnen an den Boden fesseln, hoch emporgeschwungen. Kurzum man meide die Vorstellung und lese das Buch. Alles Lob und alle Verurteilung lassen sich in diesen Rat zusammenfassen.

---

# Schlesien.

Von

Dr. Fritz Wolff.

Es wäre eine Frage, die nicht von einem und in wenigen Zeilen, sondern nach reiflicher Überlegung von einer ganzen Reihe kluger Kenner von Land und Leuten zu beantworten wäre: die nach den tieferen Ursachen der so merkwürdigen, schwer erklärbaren Stellung der Provinz Schlesien innerhalb Preußens und Deutschlands überhaupt. Sicher ist es die komplizierteste unter denen aller preußischen Landesteile, schwieriger als die der östlichen Nachbargebiete, die im offenen nationalen Kampfe stehen, schwieriger als die so mancher in ihrer Zugehörigkeit zur Monarchie weit jüngeren Provinzen. Es ist nicht die Rede von äußeren Schwierigkeiten, die etwa den täglichen Gesprächsstoff abgeben und denen mit öffentlichen Maßnahmen einfach beizukommen wäre, vielmehr handelt es sich um Verborgenes, das nur mittelbar in äußeren Erscheinungen wirkt, und das sich ganz klar nur darin ausspricht, daß dieses Land voll natürlicher Güter, das in unaufhörlicher Folge Begabungen über Begabungen hervorgebracht hat und hervorbringt, trotzdem die Stellung im preußischen und deutschen Gesamtleben nicht einnimmt, die ihm zukommt. Auf diese Dinge kann und soll hingewiesen werden, auch angesichts der Gewißheit, daß simple Lösungen und Erklärungen auf flacher Hand nicht geboten werden können.

Hat der preußische Staat dieser Provinz gegenüber irgendwie seine Pflicht versäumt, ihr Schaden zugefügt, der sie heute verhindert, als eines der industriereichsten, handelskräftigsten Länder auch auf dem Felde der geistigen Produktion, in Literatur, Kunst, Vollendung der äußeren Lebensführung ihre Position vor ganz Deutschland zur Geltung zu bringen? Ist die Gewohnheit, heute im Süden und Westen des Reiches diese Gebiete als unendlich entlegen, fast an die Grenzen Asiens entrückt und verschollen sich vorzustellen, auf solche Sünden zurückzuführen? Erklärt es sich so, daß die Turner vom Bodensee und Schwarzwald, als sie sich zum Breslauer Turnfest versammelten, sich nur mit polnischen Taschenwörterbüchern versehen hinwagten? Ganz gewiß nicht. Die Ursachen liegen vielmehr in Verhältnissen, die mit der Verwaltung des Landes ebensowenig zu tun haben, als ihnen durch irgendwelche künftige Maßregeln kurzerhand und einfach abzuhelfen wäre.

Seit den Tagen, in denen der Degen des jungen Friedrich das Land aus dem völkerverderbenden Österreich heraushieb und damit seinen fruchtlosesten und traurigsten Zeiten ein Ende machte, ist es durch die strenge Ordnung seiner Verwaltung, durch die allmähliche Aufschließung seiner wirtschaftlichen Kräfte zu einem der preußischsten Teile Preußens geworden. Auf seine unauflösliche Verbindung mit den

alten Teilen der Monarchie waren alle Maßregeln von Anbeginn gerichtet. Nur so konnte Schlesien gerade 50 Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg, der den siebenjährigen Krieg beendete, zum Brennpunkt preußischen Lebens und seiner Wiedererhebung werden. Das waren die glänzendsten Zeiten von Schlesiens politischer Rolle im Königreich, ja in Deutschland. Von da an hat es an allgemeiner kultureller Geltung nicht nur nicht gewonnen, sondern leider verloren. Seine wirtschaftliche Stellung als eines der größten bergbauenden Länder ist gebietend. Wie 1788 auf der Tarnowitzer Friedrichsgrube die erste Dampfmaschine in Deutschland, 1796 auf der Gleiwitzer Hütte der erste Kokshochofen aufgestellt wurde, so steht die schlesische Montanindustrie auch heute in gigantischer Größe da. Was von Schlesien gilt, gilt auch von Breslau. Immer wieder sei es betont: Nicht an Wert, nicht an produktiver Kraft, nicht der Zahl der auftretenden Talente nach hat die Provinz verloren. Vermindert ist nur ihre Wirkung nach außen, die Anerkennung von außen.

Hierfür sind die Gründe so kompliziert. Ihr erster, ursprünglichster, in der Natur selbst liegender ist die gefährliche geographische Zone, der die Provinz angehört. Ein Teil jenes Streifens, in dem die norddeutsche Brandung und die süddeutsche Gegenbrandung sich treffen, wäre sie zur Ausbildung einer völlig einseitigen Eigenart auch dann nicht geschaffen gewesen, wenn das dritte Element ihrer Bevölkerung, das polnische, nicht vorhanden wäre. Nur so erklären sich ihre unendlichen, jäh wechselnden politischen Schicksale: Ihre schwache Selbständigkeit, die doch wieder Proben höchster Kraft nicht ausschloß. Dann die Verbindung einzelner Teile mit Ungarn, endlich der Anfall an Österreich. Kurz ein Land, das zu allen Zeiten eine Defensivrolle zu spielen gezwungen war.

So nicht durch eigene Schuld, sondern als leidender Teil ist Schlesien auch in die Beschwerlichkeiten seiner heutigen kulturellen Stellung geraten. Breslau, nach Süden zu seit 170 Jahren Grenzstadt geworden, hat es doch nach Norden hin zur Hegemonie nicht bringen können. Die Verschiebung der großen Verkehrswege von Westen und Süden nach Osten, der schwierige Grenzverkehr nach Rußland, endlich das Aufstreben Berlins haben ihm von allen Seiten her das Leben schwer gemacht. Alte Märkte, einst berühmte Treffpunkte der Handelsherren aus dem tiefsten Rußland und von Süden, aus Nürnberg und Augsburg, haben durch andere Wege und Formen des Handels ihre Bedeutung eingebüßt. Freilich ist unzähliges Andere an dessen Stelle getreten. Aber nichts, was die aufs stärkste in die Erscheinung tretende frühere Verbindung mit aller Welt noch erhalten würde. Schlesien ist zu einem Lande geworden, das an produktiven Kräften, an Gütern, an Begabungen unaufhörlich nach außen abgibt, ohne daß ihm an höheren Gütern entsprechend gelohnt würde. Daß die Talente nach der Weltstadt gezogen werden, ist

unausbleiblich, aber auch der durch seine Arbeit zu Gelde gekommene Landmann bleibt nicht in der Heimat, sondern zieht nach Berlin — nicht nach Breslau — um das Erworbene zu genießen. So unterhält Schlesien ein ungeheures Feuer, dessen Wärme ihm, teils naturgemäß, teils einer sehr bedauernswerten und verhängnisvollen Untreue gerade der wirtschaftlich Stärksten wegen, nicht zugute kommt.

Gerade an der letzteren Tatsache freilich ist eine Stadt wie Breslau nicht ohne Schuld. Hamburg, München, ja selbst weit kleinere Städte, wie Frankfurt a. M., haben es durch eine weitschauende Baupolitik dahin gebracht, daß es selbst dem Anspruchvollsten genügen kann, unter seinesgleichen etwa an der Bockenheimer Landstraße zu wohnen. So daß die Abwanderung von dort in keinem Verhältnis steht zu der Zahl von Familien, die Berlin alljährlich aus den verschiedenen Gegenden Schlesiens an sich zieht. Und auch wer seinen Wohnsitz nicht verlegt, bezieht zum großen Teil seinen kostspieligen Bedarf an Möbeln, Kleidern, Kunstgegenständen, aus der Hauptstadt, nicht aus der engeren Heimat. Im Theater- und Musikleben ist ihm allein das weltstädtische Vorbild maßgebend, die gesellschaftlichen Formen regeln sich durchaus nach ihm. Wie sehr mit Unrecht und wie sehr zum Verhängnis, versteht sich von selbst.

Erst in neuester Zeit zeigen sich allmählich Anzeichen einer Wendung. Und zwar von einer Seite her, die, da sie die Tat für sich hat, auch Erfolg verspricht.

In besonders unerfreulicher Lage befanden und befinden sich zum Teil noch jetzt, infolge aller jener erwähnten Gründe und Verhältnisse, in Schlesien und Breslau Kunst und Künstler. Die Stadt, die Menzel geboren hat, an deren Kunstschule Albrecht Bräuer jahrzehntelang Lehrer war, zählt als Kunststadt in Deutschland nicht mit. Und alle Majoritätsbeschlüsse und Resolutionen haben hieran nichts geändert. Nicht vom Publikum allein, aus dem sich jetzt öfter als früher Stimmen melden, nicht von hier aus ist eine Änderung zu erwarten; das erfreuliche Ereignis ist vielmehr das glückliche, energische Hervortreten der in den letzten Jahren regenerierten Breslauer Kunstschule. Heute, da die Bevölkerung ihre Mittel verzehnfacht hat, da eine Schicht sich gebildet hat, an die mit Erfolg und mit Gewinn appelliert werden kann, kommt vielleicht auch wieder eine Zeit heran, in der nicht jedes Talent schlechthin erwerbenden Berufen, sondern auch künstlerischen sich zuwendet. Aus der Möglichkeit dieses Zusammentreffens ergeben sich immerhin erfreuliche Perspektiven. Es läßt sich heute kein Schritt zurücktun, die dem kulturellen Dasein Schlesiens nachteiligen Verhältnisse sind auf absehbare Zeit nicht zu beseitigen. Zum Teil bestehen sie von jeher. Aber ganz gleich, welches das Ziel ist: mit diesen Anfängen wird doch wenigstens mit dem Zustand absoluter Stagnation gebrochen. Auch hier ist die Bewegung zwar nicht alles, aber doch das wichtigste.

Eine Ausstellung dieser Breslauer Kunst- und Kunstgewerbeschule war in den

letzten Wochen im Berliner Kunstgewerbe-Museum zu sehen. Zugegeben, daß das Erwähnenswerte an ihr in der Hauptsache nicht der etwa vor aller Augen liegende künstlerische Wert der ausgestellten Schülerarbeiten ist. Sensationen, zu denen das versammelte kritische Kriegsvolk schwören kann, sind da nicht zu finden. Sehr vieles wird man aufs allerentschiedenste ablehnen. Aber eins ist rückhaltlos anzuerkennen: Diese Schule ist ein Individuum für sich, mit einem ganz bestimmten, auf die praktischen Ziele der Schüler, die nicht nur Künstler, in ihrer Mehrzahl vielmehr speziell Kunstgewerbler werden wollen, zugeschnittenen Programm. Sie rubriziert nicht einfach unter dem Begriff der staatlichen Kunstschule, wie sie da und dort nuancen- und daher zumeist erfolglos auf Grund irgend eines Lehrplans errichtet werden. Sie ist die einzige dieser Schulen in Preußen, die vom Unterrichtsministerium ressortiert, und sie macht eine ebenso erfreuliche wie seltene Ausnahme. Noch nicht in ihren fertigen Leistungen. Entschieden aber in dem Geiste, in dem sie von ihrem neuen Direktor Poelzig geleitet wird. Als Künstler kenne ich ihn zu wenig, um ihn zu beurteilen. Auf ihn aber ist hinzuweisen, als auf einen der wenigen Leute an ähnlicher Stelle, die heute wissen, was sie als Organisatoren solcher Schulen wollen und sollen. In höchst sympathischer Weise liegt der Ton der ganzen Arbeit an dieser Schule auf dem Technischen. Der Handelsminister hat erst in diesen Tagen in der Budget-Kommission des Abgeordnetenhauses den Verfall zahlreicher kunstgewerblicher Techniken beklagt. Ein Besuch dieser Ausstellung kann ihm zeigen, wie diesem Mangel auch an den dem Handelsministerium unterstehenden Schulen zu begegnen wäre.

Dies ist der Weg zu einer Gesundung des kunstgewerblichen Wesens. Alle die vielumkämpften Stilfragen mögen dann an die Reihe kommen und werden wie von selbst zugunsten zeitgemäßer Formen, nicht im Sinne der Nachahmerei beantwortet werden. Von dieser Schule, wenn sie hält, was sie heute verspricht, ist zu erwarten, daß sie auf dem kürzesten — immerhin noch hinreichend langen Wege — eine tüchtige Generation von Schülern heranzieht. Ob von ihr weltstürzende Leistungen ausgehen werden, ist eine andere Frage. Jedesfalls eher, als aus der Aufzüchtung gewisser potemkinscher Erfolge durch billige Schlagworte.

Es wäre eine Freude, wenn diese Leute ihr Ziel erreichten. An Größe des Arbeitsfeldes fehlt es in Schlesien nicht. Die großen Breslauer Möbel- und Bautischlereien können neue, bessere Kräfte dringend brauchen. Das schlesische Glas, einst eine Weltmacht, vegetiert in erstarrten Formen. Den Glasschliff künstlerisch wiederzuerwecken, wäre eine höchst verdienstliche, noch nicht in Angriff genommene Aufgabe der Breslauer Schule. Die von ihr gepflegten textilen Techniken bedürfen nur — aber auch dringend — eines Ornamentikers, der sich ihrer annimmt, und die Wirkung auch auf die schlesische Teppichfabrikation würde vielleicht nicht ausbleiben. Die Schüler der Klasse für dekorative Plastik sind auf einem sehr

viel versprechenden Wege, nachdem Taschner einige Jahre ihr Lehrer war, und in dem Münchner Gosen, einem der besten deutschen Kleinplastiker, hat der Direktor einen ausgezeichneten Nachfolger für ihn gefunden. Dieser Direktor ist der Mann, dem künstlerischen Leben der ganzen Provinz in den möglichen Grenzen durch Anregungen aufzuhelfen.

Der Schule und dem Lande ist zu diesen Anfängen, — mögen sie auch einstweilen mehr im Geiste liegen, als in den ausgestellten Dingen, — soweit ihr absoluter künstlerischer Wert in Frage kommt, aufrichtig Glück zu wünschen. Gerade die Besten waren immer ehrlich genug, die schlesische Misère nicht zu leugnen. Vielleicht ist dies einer der Anfänge zu ihrem Ende.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

. . . Und es kamen Weihnachten, weiße Weihnachten. Am Vormittag, als Jason irgend einen Gang hatte, zog Jettchen heimlich zum Weihnachtsmarkt durch den weißen, frostigen Nebel, der ihr ordentlich den Atem vor dem Mund frieren machte. Schon von der Schloßbrücke an hörte man ein Brausen und Sausen und Lärmen und Geschwirr, und die Kinder mit den Schäfchen hängten sich ihr ordentlich an das Kleid, bis sie ihren Zoll entrichtet hatte, und die Waldteufeljungen mit Baschlicks über den Ohren und Wolltüchern um den Hals brummten neben ihr her, und erschreckten sie, indem sie die Teufel aus dem Kasten springen ließen, und ihre langen vielgliedrigen Scheren, auf denen Holzsoldaten exerzierten, ihr plötzlich entgegenstreckten. In den Buden standen Männer und Frauen mit Gesichtern rot wie Hahnenkämme, eingewickelt und vermummt in Mäntel und Tücher, trampelten mit den Füßen, bliesen sich in die roten Hände oder streckten sie über ihre Feuerkieken aus, und dazu zählten sie ohne Aufhören ihre Waren her, riefen die Vorübergehenden an, stehen zu bleiben, schimpften auf den schlechten Geschäftsgang, fragten Kunden nach ihren Wünschen, und zankten sich mit Nachbaren, die drei Buden von ihnen entfernt Pfefferkuchen feilboten. Und zwischen den Budenreihen stapfte und schob im niedergetretenen Schnee eine bunte,

vielköpfige Menge dahin, Frauen mit Kindern, die rechts und links an den Zipfeln der Kantentücher zogen und zerrten, wie die Englein am Mantel der Maria; Väter, von blondzöpfigen Töchtern flankiert; Studenten und schäkernde Liebespaare. Da es kalt war, hatte aber keiner recht Lust, die Börse zu ziehen; und wenn der Franzose mit dem Turban sein Fleckwasser noch so zungenfertig anpries, die Menge staute sich wohl einen Augenblick vor seiner Rednertribüne, aber sowie er glaubte, die Leute von der Unfehlbarkeit seines Wassers überzeugt zu haben, und seine Fläschchen in die Menge werfen wollte, da schob sie lachend und lärmend weiter; und der arme, zappelnde Turbanträger haspelte von neuem seine Kette französischer Flickworte heraus, mit ungeschwächter Lungenkraft durch den grauen Nebel und die Winterkälte. Bei einem Parfümeriekrämer aus Altona kaufte Jettchen eine Flasche Eau de Lavende, und bei einem Lebkuchenbäcker Thorner, Liegnitzer und Nürnberger Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Und endlich wählte sie noch beim Pyramidenhändler eine schöne Pyramide, wohl drei Fuß hoch. Sie war ganz aus grünem Ölpapier aufgebaut und ihre Zweige trugen zudem noch runde Perlen aus rotem Lack, und sie prunkte mit einer Unzahl kleiner gelber Wachskerzen. Die kaufte Jettchen, und sie gab dem Laufjungen noch ihre Päckchen dazu, er solle sie heimtragen. Aber sie selbst eilte voran, wieder nach Haus zu Jason, so schnell sie konnte, denn sie wünschte nicht, daß sie jemand mit ihren Einkäufen sähe.

Im Hause Onkel Salomons hatte man Weihnachten nie gefeiert. Nicht etwa aus Engherzigkeit, sondern im Sinne alter Überlieferung, die doch sonst in keiner Weise gehalten wurde. Und wenn Jettchen eine Kleinigkeit, eine Börse oder einen Serviettenring, für Onkel Jason zum Weihnachtsfest gehäkelt oder gestickt hatte, so hatte sie das ganz heimlich getan, und Onkel Salomon durfte das nicht sehen.

Aber jetzt wollte Jettchen ihrem Leben doch das bißchen Festesglanz nicht nehmen, und sie wußte auch, daß Onkel Jason es liebte, daß Weihnachten nicht so ganz klanglos und unbemerkt an seinem Hause vorüberging. Und endlich war Jettchen der Meinung, daß sie damit auch Kößling, der doch seit einem Jahrzehnt oder schon länger ganz einsam in der Welt stand, — auch ihm eine heimatliche Freude damit bereite.

Und am späten Nachmittag kam Doktor Kößling, als im Zimmer die ersten Kerzen entzündet wurden, und sich draußen schon der Abend blau über die Schneedecke legte. Man ging nach hinten, ging in Onkel Jasons Bibliothekszimmer, grad so wie sonst. Und nur wenn Jettchen an das Fenster trat und über die Galerie in diese engen Höfe hinabsah, die schmal und langgestreckt, sich bauchend und sich schließend, von weißen Bäumen und armseligen verschneiten Gartenflecken unterbrochen sich dahinzogen — nur dann erinnerte sie ein Licht, das ganz fern im Blau in einem der Hinterhäuser aufblitzte und der erste blecherne Ton einer Kindertrompete daran, daß es doch heute Heiliger Abend war. Onkel Jason und Doktor Kößling hätte sie es nicht angesehen.

Kößling hatte der Verlust seiner Stellung doch stärker aus dem Gleichgewicht

gebracht, als er es sich eingestehen wollte, und er konnte sich in das alte Leben nicht so recht wieder hineinfinden. Einen Teil seiner Verbindungen hatte er auch in seiner Stellung abgebrochen, und nun, als er da wieder anklopfte, waren schon längst andere an seinen Platz gerückt. Denn das Leben geht immer weiter, und in jede Bresche springen zehn für einen. Kößlings Mittel begannen sich zu erschöpfen. Bei allen Einschränkungen wurde das täglich weniger, und er, der sonst sorglos, frisch und stolz gewesen war, fürchtete sich mit einem Mal vor Not und vor Hunger.

Tag für Tag hatte er nun wieder zu arbeiten versucht, fast zwei Wochen lang. Aber seine Kraft war wie gelähmt. Die Taschenuhr tickte dann neben ihm auf dem Tisch, und solch ein Vormittag wollte und wollte ihm gar kein Ende nehmen. Bis Kößling endlich doch aufstand. Aber das Blatt war nur mit ein paar Zeilen beschrieben, und wenn er die las und wieder las, dann mißfielen sie ihm so, daß er sie in seiner Wut vernichtete. Es kam so weit, daß er sich freute, wenn er nur recht spät erwachte. Dann war doch wenigstens der einsame, graue und kalte Tag nicht gar so lang mehr. Sowie der Nachmittag aber kam mit seiner frühen Winterdämmerung, hielt ihn nichts mehr. Und wenn Kößling sich auch fest vorgenommen hatte, heute nicht zu gehen — er mußte zum Schachtisch. Aber wenn er endlich vom Brett aufstand, da war er immer noch wie in einem Rausch und durchflog in halbwirren Gedanken ungeahnte Reihen von Möglichkeiten. Von der Bedrängnis seiner Seele fand er in keiner Philosophie Erlösung, und die klaren Bauten Kant's, Spinoza's oder Goethe's, zu denen er sich flüchten wollte, schienen ihm lichtlos und unwahr. Seine Seele suchte etwas, worin sie sich ganz und willenlos verlieren konnte, suchte ein Wasser, das sie trüge wie das Öl den Kork. Wie sich sein Geist ganz und gar in den unendlichen, spielerischen Rhythmen des Schachs verfangen hatte, so verfing sich allgemach, ganz unmerklich sein Gemüt wieder in den weichen Lockungen der Glaubensvorstellungen, in den tiefen Brünstigkeiten des Gebets, denen er seit Jahrzehnten, seit seinen letzten Gymnasiastenjahren sich entronnen glaubte.

Es war ihm wie allen gegangen: Zu Hause, in früher Jugend waren ihm Glaube und Frömmigkeit kaum mehr wie eine Prügelsache gewesen; ein Muß, eng, finster und beschränkt. Dann aber war der Rektor der Johannisschule, der alte Isemann, ihm Lehrer gewesen, und der Pfarrer Renanus der Paulskirche hatte in ihm schon den künftigen Geistlichen gesehen. Der junge Mensch hatte sich mit der Innigkeit und Inbrunst seiner Jugend den neuen Eindrücken hingegeben, hatte Nächte im Gebet gerungen, ganz erfüllt von seiner Schickung, die sündige Menschheit zum Leben in Christo zurückzuführen. Aber dann waren Zweifel in seine Seele gekommen, er hatte erkannt, daß jenseits der Glaubenswelt andere Welten lagen, stark und frei — und gleichsam über Nacht war er allen Glaubens ledig geworden. Eines Tages stand er auf, und was gestern noch mächtig in ihm gewesen war, es war heute ganz macht- und wesenlos für ihn geworden. Gewissensbisse gab es, Auftritte mit Rektor und Pfarrer, man

steckte sich hinter die Eltern, deren Eitelkeit es schmeichelte, einen zukünftigen Geistlichen und Gottesmann als Sohn zu haben, und die eigentlich nur um dieser Aussicht willen in den Besuch des Gymnasiums eingewilligt hatten; aber all das machte, daß Kößling innerlich und äußerlich sich nur immer mehr von seinem Kinderglauben abwandte. Und keine seiner späteren Studien war danach angetan, ihn wieder zurückzuführen.

Aber nun plötzlich nach jahrzehntelangem Schweigen meldeten sich wieder in seinem Innern die längst vergessenen Bedenken und ein tiefes Bedürfnis nach einem willenlosen Sichverlieren an eine höhere Macht, nach dem Aufgehen in dem Glanz und in der Güte eines menschlich-himmlischen Wesens kam über ihn. Nicht bei Tag und bei Licht, sondern in stillen, schlaflosen Nächten, im halbhellen Zimmer. Und Fragen, die sonst ganz fern seinem Wesen lagen, wie jetzt der Streit in Magdeburg über die Gottheit Christi, begannen ihn wieder zu erregen und zu beschäftigen. Und wenn Kößling mit Jason Gebert am Nachmittag oder Abend zusammentraf, kam er wieder und wieder darauf zurück. Und so entging Jason Gebert diese Wandlung Kößlings nicht. Aber Jason mochte nicht mit Dr. Kößling darüber sprechen, weil er fühlte, daß jedes seiner Worte nur die Kluft vergrößern würde, und er hatte sich deswegen einen anderen Sprecher gewählt: Das Leben Jesu von David Friedrich Strauß. Als es erschien, war Jason das Buch eine Offenbarung gewesen. Aber jetzt hatte es schon durch vier, fünf Jahre in irgend einem versteckten Winkel seines Bücherzimmers seinen Platz gehabt, ohne daß er jemals die Nötigung empfunden hatte, wieder hineinzublicken. Denn diese Fragen des Glaubens waren so völlig aus seinem Leben geschieden, daß ihm das Für und Wider über sie gleich fern lag. Nun aber hatte Jason das Buch von neuem hervorgesucht. um es gegen Kößling als Sturmbock zu benutzen. Denn wenn es ihm schon um Kößlings geistige Freiheit leid war, so sah er mehr noch eine Gefahr darin, die auch Jettchen beträfe, eben die Gefahr jeden Glaubens: die der Überhebung und der Unduldsamkeit. Und er, der bisher das Bekenntnis eines Menschen immer nur als eine Äußerlichkeit betrachtet hatte, die man aus einem gewissen Zwang heraus mit Anstand zu tragen hat, und die gleichsam den Nachbar nicht berühre — er, Jason Gebert, empfand plötzlich, daß es doch tiefgehende Verschiedenheiten des Wesens und der Empfindung bedinge, die man vielleicht verhüllen, aber schwerlich überbrücken konnte. Und ohne daß er es sich eingestehen wollte, machte er sich deshalb Sorge um seine beiden Schützlinge. Und es entfremdete ihn Doktor Kößling, für dessen Wollen, Wünschen und Empfinden, wenn es auch dem seinen entgegenlief, er bisher immer ein Mitgefühl aufgebracht hatte. Dieser beginnenden Wandlung in Kößlings Wesen aber stand er plötzlich ganz anteillos und kalt gegenüber.

Und nun, heute am Heiligen Abend, hatte ihm Kößling das Buch zurückgebracht, fast wortlos. Er hatte es nicht zu Ende gelesen. Er sagte, es hätte ihm weh getan. Jason aber hatte, trotzdem er ein anderes erwartet hatte, das Buch ruhig an seinen Platz gestellt. Doch nicht so ruhig, daß Jettchen, die am Fenster stand, nicht bemerkt hätte, daß

Onkel Jason das nicht ohne eine tiefe Verstimmung tat und daß es ihm schwer wurde, ein unbefangenes Gespräch aufzunehmen. Jettchen hatte sich heute so auf den Abend gefreut, sie fühlte, daß in ihr und in ihrem Blute das Leben sang, und sie wäre selbst so gern diesen Lockungen gefolgt und hätte selbst so gern die anderen freudig und zukunftsfroh gemacht, und statt dessen mußte sie sehen, wie auf ihnen nur die Schwere des Daseins lastete, und wie sie sich zergrübelten und in Sorgen und Sehnsüchten sich verzehrten. Der eine weichmütig und doch voll gärendem Trotz, der andere mit der überlegenen und ironischen Geste des Entsagens.

Draußen ließ Jettchen von Fräulein Hörtel die kleinen Wachskerzen der Pyramide anzünden, ließ Kuchen hinstellen und Tee bereiten, und hier spöttelte Jason über Professor Tholuck, der nun doch ins Theater gegangen sei, um Seydelmann als Mephisto zu sehen und sich dadurch jedem wahrhaft Frommen im Lande nun zu einem Greuel und Ärgernis gemacht hatte — und fragte dann noch so im Gespräch, wie weit denn eigentlich Hengstenberg jetzt mit seinem Buch über Bileams Esel wäre, ob Doktor Kößling das nicht vielleicht wüßte. Und Kößling lachte dazu — aber gezwungen und unfroh.

Da klopfte Fräulein Hörtel ganz leise an — so war es verabredet. Und Jettchen wandte sich vom Fenster ab und bat, man möchte doch zu einer Tasse Tee mit vor kommen.

„Du bist doch heut so feierlich, Jettchen," sagte Jason und lachte. „Was hast du denn?"

Aber wie er auf den Flur hinaustrat, der schon ganz hell und goldig war von all dem Licht, das durch die Türscheiben floß, da wurde er gerührt und konnte gar nicht schnell genug nach vorn kommen. Und Kößling bekam einen roten Kopf, wäre am liebsten Jettchen nachgelaufen, um sie zu küssen. Was war er doch schlecht, und was war sie doch lieb und zart und gut!

Schon draußen auf dem Flur hatte es so ganz leicht nach Wachskerzen und Ölpapier gerochen, und wie Jason die Tür aufstieß, da sah er die Pyramide, wohl mit zwanzig Kerzen, ganz in einen gelbroten Schein gehüllt, und ihre Wachstropfen weinten herab auf durchbrochne Meißner Schüsseln, die bis an den Rand mit Süßem gefüllt waren, und deren Mitte je ein kleiner, kunstvoller Berg von Nüssen und Hasenköpfen bildete.

„Ach," sagte Jason und zog die Schüsseln aus dem Tropfbereich der Pyramide, „das soll ich alles bekommen? Das ist aber beinahe zuviel für eine Person."

„Nein," rief Jettchen, „es steht ja dran. Das ist für Doktor Kößling, das für dich und das für mich. Und du, Onkel, weil du dich so gern schön machst — hier ist noch eine Flasche Eau de Lavende für dich. Und hier noch, Onkel, weil du dir doch immer alles, was du vorhast, aufschreibst, hast du noch ein kleines Merkbüchlein. Ich glaube nicht, daß du es kennst, es ist etwas ganz Neues. Man kann die Schrift immer wieder fortwischen und wieder darüberschreiben. Und du, Fritz, weil ich gesehen habe, daß du es

brauchen kannst, — hier habe ich für dich eine Geldbörse gehäkelt." Und damit schwenkte Jettchen eine grüne Börse, die in Rot Kößlings Namenszug trug und von zwei goldenen Ringen umspannt wurde, hin und her. „Ich habe sie recht groß gearbeitet und recht eng gehäkelt, Fritz, damit viel hinein und nicht so leicht etwas hinausgeht."

„Ja," sagte Jason, „und wie ich sehe, sind auch gleich zwei Ringe daran. Das ist sehr praktisch."

„Ach, ist das gut von dir," rief Kößling, der ganz verwirrt war, denn es waren seine ersten Weihnachten seit langen Jahren. „Und ich schlechter Mensch komme mit leeren Händen. Aber ich wußte ja gar nicht, daß es hier solche Weihnachten gäbe."

Jettchen lachte verlegen und sagte: „Es ist mir genug, daß du hier bei mir bist, du brauchst mir nichts zu schenken." Aber ganz im Geheimen verstimmte es sie doch, daß er ihr so gar nichts gebracht hatte, nicht einmal eine Blume oder eine Papeterie oder eine Bonbonnière. Denn Jettchen war es von je gewöhnt, daß man ihr etwas schenkte, und es freute sie nicht einzig die Art und der Wert der Gabe, sondern sie liebte noch mehr die stille Huldigung, die in dem Geschenk an sich lag, liebte das Gedenken in ihm. Und so verstimmte es sie, daß Kößling ihr nie etwas brachte und gar nicht fühlte, wie leicht er ihr durch ein paar Groschen eine Freude machen konnte, mit einer Blume, einer Näscherei, einem Stickmuster oder einem neuen Almanach. Es verstimmte sie, daß Kößlings Wesen jede Galanterie fern lag, und daß ihm jene ewig neuen Werbungen fremd waren, die Geschenke, Andenken und Aufmerksamkeiten für Frauen bedeuten.

„Nun," sagte Jason, „für Sie, Herr Doktor, habe ich auch etwas." Und er zog ein ganz dünnes Bändchen aus der Rocktasche. „Hier sehen Sie 95 Sätze gegen das Schachspiel. Der zum Schachspiel verführten Menschheit, insbesondere Herrn Doktor Friedrich Kößling — das habe ich noch zugeschrieben — Herrn Doktor Friedrich Kößling insbesondere, gewidmet von einem Leipziger Theologen. Es ist ein lehrreiches Buch. Darf ich Ihnen daraus vorlesen? — Satz 23: Nicht allein eine schwere, sondern auch eine brotlose Kunst ist das Schachspielen. Sie ernährt ebensowenig ihren Mann wie die Dichtkunst. Das Schachspiel bringt kein Brot; und wer kein Brot hat, kann auch keine Frau nehmen."

„Da ist es mit mir also doppelt schlecht bestellt," sagte Kößling und lachte mühselig, „da ich zwei brotlose Künste auf einmal betreibe."

„Nein," entgegnete Jason, „bei der Dichtkunst hat der Mann sich geirrt. Was versteht auch ein Theologe von der Dichtkunst. — Aber mit dem Schach hat er recht."

Dem stimmte Kößling bei. „Vielleicht nicht ganz. Aber unrecht hat er jedenfalls nicht."

„Und nun, Jettchen, kommst du daran," rief Jason und hinkte mitten in das Zimmer. „Jetzt stell dich mal gerade vor mich hin und mach fest die Augen zu. Es wird dir nicht leid tun."

Und wie Jettchen das tat, da knüpfte ihr Jason so schnell und geschickt, als wäre

er eine Kammerzofe, ein Stirnband über das Haar, ein schmales, schwarzes Sammetband, in dessen Mitte an einer kleinen Öse eine einzige, schwere, goldgefaßte Perle hing.

„So, Jettchen, wenn du jetzt noch das weiße Seidenkleid mit den silbernen à la grèc-Borden anziehst, so mußt du darin aussehen wie eine Königin aus dem Morgenland.“

Und Jettchen lief schnell an den Spiegel sich beschauen. Und sie wurde ganz rot vor Glück, und sie eilte zu Onkel Jason und schüttelte ihm die Hand und zog die Hand an die Lippen und streichelte sie und war ganz außer sich vor Freude.

Kößling stand abseits mit einem bittern Gefühl im Herzen.

„Ja,“ sagte er dann, als ihm Jettchen die Perle zum Bewundern hinhielt und ihre Stirn ganz nahe an seine Augen brachte. „Ja, Jettchen, so etwas dir zu schenken läge nicht in meiner Macht.“

„Oh,“ versetzte Jason mit leichtem Unmut in der Stimme, „jeder tut es eben so gut wie er's kann.“

Kößling wurde rot.

„Ach bitte,“ rief Jettchen, „der Tee wird ganz kalt. Wollen wir uns nicht setzen?“

Und man setzte sich um den Tisch und plauderte. Und Jettchen wollte guter Dinge sein, und Jason Gebert wollte guter Dinge sein — aber es war kalt im Zimmer. Nicht etwa, daß man schlecht geheizt hätte — der Raum war nur seltsam frostig, und doppelt war das bemerkbar, weil eben jeder versuchte, es zu vergessen. Jettchen hatte sich so sehr auf den Nachmittag gefreut; und wenn sie auch über die Worte und Erzählungen Jasons lachte, laut lachte — sie konnte die Schatten sich nicht fortlachen. Kößling aber schalt sich insgeheim einen Narren und Esel und ergriff jede Gelegenheit, um mit Jason anzustoßen und Jettchen zuzuwinken. Aber er bekam die Falten nicht von der Stirn fort.

Jason erzählte von Turnvater Jahn. Er hätte ihn von Ansehen gut gekannt. Die Friseure hätten seinetwegen verhungern können. Der lange Doktor Wiebe hätte ihn jetzt in Halle besucht, aus alter Anhänglichkeit, denn er hätte einst unter Jahn in der Hasenheide geturnt. Aber der Doktor Wiebe hätte eine kleine Enttäuschung erlebt, denn der alte Jahn wäre ihm entgegengekommen mit einer Nase, rot wie eine Feuerbohne.

„Oh Jüngling,“ hätte er gerufen und ihm die Hand gedrückt, daß jener meinte, er würde sie nie wieder zu irgend einer menschlichen Verrichtung benutzen können — „oh Jüngling, stoße dich nicht an meiner verfluchten Nase. Sie ist das einzige Glied meines Körpers, das ich dem Dienste meines Vaterlandes entzogen habe. Diese Nase ist für die teutsche Freiheit verloren. Denn höre, du Wackrer — ich schnupfe. Sonst aber bin ich immer noch der Alte.“

Jettchen lächelte und winkte Jason ganz heimlich. „Wenn es dir nur nicht wie Vater Jahn geht,“ sagte sie lächelnd. Und Jason verstand.

Kößling sprach von Hoffmann, der ja doch gegen Jahn als Kammergerichtsrat zu verhandeln gehabt hatte.

„Nun," sagte Jason, „das ist nicht so klar. Soweit ich es weiß, soll er es abgelehnt haben."

Und damit kam das Gespräch auf die Politik und auf das Königshaus.

Jason hatte den Kronprinzen im Theater gesehen. Er war bleich, grau und gedunsen gewesen und sehr unruhig. Mitten im Spiel wäre er aufgesprungen, hätte sich wieder gesetzt, wäre wieder aufgesprungen, und in den Pausen hätte er überlaut gelacht und überlaut gesprochen. Er wundere sich nur, daß man jetzt die „Schwärmerei aus Mode" von Blum hier aufführen dürfe, denn das müßte dem Kronprinzen mit seinen pietistischen Neigungen doch gegen den Strich gehen, da es eine Verspottung des Muckertums wäre. Ob Kößling schon davon gehört hätte. Die Hauptperson hieße Herr von Reckum. Das sollte er nur umkehren, dann wisse er genug. In ganz Berlin spreche und lache man schon darüber.

Aber trotz aller Mühe, die sich Jason Gebert gab, kam kein rechtes Gespräch zustande. Und plötzlich — die Kerzen von der Pyramide waren noch nicht alle heruntergebrannt, und ein paar besonders ausdauernde an der Spitze zuckten und knisterten noch — erhob sich Kößling, um zu gehen.

Jettchen bat ihn, er möchte doch zum Abendessen hier bei ihnen bleiben. Aber Kößling wollte die Aufforderung aus falscher und schlecht angebrachter Bescheidenheit nicht annehmen, trotzdem er ihr eigentlich gar zu gern gefolgt wäre.

Warum in aller Welt er denn jetzt gerade gehen wollte, fragte Jason Gebert erstaunt.

Man hätte ihn gebeten, sagte Kößling, heute einmal in den Tunnel an der Spree zu kommen. Es war das eine Ausrede von Kößling. Es fiel ihm das gerade so ein. Aber es war unklug, es zu sagen.

„Ach ja," meinte Jason in einem leichten Ton von Ironie, „richtig, ich weiß. Da feiern sie heute Louis Schneider. Ich glaube, es ist das Fest der hundertsten Tabatière, die er vom Kaiser Nikolaus geschenkt bekommen hat. Da würde ich an Ihrer Stelle, lieber Herr Doktor, auch nicht fehlen."

Nun war es Kößling ganz und gar unmöglich geworden, zu bleiben, wenn er sich nicht bloßstellen wollte. Und er schämte sich innerlich seiner Ungeschicklichkeit. Zugleich kam aber auch sein alter, mürrischer Trotz durch, und obgleich ihn Jettchen noch einmal bat — Kößling gab nicht nach und ging. Der Abschied in der Tür aber fiel kürzer und spärlicher aus als sonst, sodaß Jettchen sich ganz traurig zurückschlich zu Onkel Jason.

Aber seltsam, wie Jettchen wieder in das Zimmer trat, in den warmen Lichtkreis mit dem letzten Flackern der Wachskerzen, mit seinem Duft von Tee, Pfefferkuchen und Behaglichkeit, mit seinem grünen Seidenglanz ringsum und seiner blitzblanken Sauberkeit auf den Servanten, Schränken, Porzellanen und Bronzebeschlägen, mit der blauen Schneenacht vor den hohen Fenstern, die das Zimmer gleichsam doppelt heimisch machte — da fühlte sie sich auch schon wieder von ihrer ganzen Atmosphäre von

Traulichkeit, von plaudernder Behaglichkeit umfangen. Und kaum daß sie Platz genommen, fiel alles Trübe von ihr ab, und sie war wieder sie selbst.

Onkel Jason hatte aber auch seinen guten Tag heute. Er plauderte von tausend Dingen. Von Onkel Eli und alten Verwandten, die Jettchen gar nicht mehr gekannt hatte, besonders von Vetter Nestor sprach er, der ein sehr barocker und skurriler Herr gewesen sei und die lustige Eigenheit besessen habe, im Schlafe zu pfeifen.

Er, Jason, habe mal als junger Mensch mit ihm zusammen eine Reise gemacht, und wie sie da in Prenzlau im ‚Bären' übernachteten, da habe der Vetter Nestor die ganze liebe lange Nacht aus dem Schlafe gepfiffen. Alle Opern der Reihe nach, von Jessonda und Tancred bis zur Weißen Dame. Kaum daß eine Arie fertig war, kam die andere. Gerade wie bei der Spieluhr, so daß er, Jason Gebert, sich beim Schein des Öllämpchens im Bett, das ihm ohnedies viel zu kurz war, hin- und hergewälzt habe und kein Auge habe schließen können. Plötzlich aber sei ihm ein befreiender Gedanke gekommen: „St! Vetter Nestor! St! Vetter Nestor," habe er gerufen, so laut er konnte — und der sei ganz entsetzt hochgefahren, denn er habe geglaubt, es seien Räuber und Mörder im Zimmer. „Was ist denn? Was gibt's denn?" habe er geschrieen und sich die Nachtmütze beinahe vom Kopf gerissen. „Ach, Vetter Nestor," habe er, Jason Gebert, ganz ruhig gesagt, „ich wollte Sie nur mal bitten, Sie sollen auch mal etwas aus Norma pfeifen." Aber ehe der Vetter Nestor noch seine Bitte richtig verstand, und ehe er noch die rechte Melodie fand, da habe er, Jason Gebert, auch schon auf der andern Seite gelegen und geschnarcht, daß die Dachsparren sich bogen. Am andern Morgen aber habe der Vetter Nestor ihm in der Gaststube gesagt, mit ihm reise er niemals in seinem Leben mehr zusammen. Er habe ja die ganze Nacht kein Auge zutun können.

Man aß zu Abend, und dann schloß Jason Gebert mit feierlichen Gesten und langsamer Würde seine Servanten auf, nahm Porzellane heraus, stellte Puppen, Gruppen, Geschirre hinaus in das goldene Licht auf die spiegelblanke, braune Mahagoniplatte des Tisches, die das Weiß und die Buntheit in Strahlen zurückwarf. Er ließ die Figuren bewundern, erklärte Jettchen die Art der Bemalung und die Schärfe des Brandes, die Güte und Schönheit der Masse, und er kehrte die einzelnen Stücke fürsichtig um und wies Jettchen die Porzellanmarke und ihre Bedeutung. Hier die Krone und da das Szepter. Hier die Schwerter und da das R, das N und das F und die frühen und späten Meißner Signaturen. Vor kurzem hatte Jason bei einem Trödler ein paar bayrische Jagdgruppen gekauft. Ein Eber und ein Hirsch waren es, von Hunden umstellt, kämpfend und schon halb gedeckt, verbellt und schon halb niedergerissen. Und dann, fast als Zugabe, hatte er noch einen Windhund bekommen mit Beinen so dünn und zierlich, daß sie im Licht fast durchschimmerten. In diese drei Porzellane war Jason Gebert nun ganz verliebt, und er stellte sie mit fast zärtlicher Besorgnis auf die glänzende, braune Tischplatte und lobte und pries Jettchen die Schönheiten. Kiss könnte so etwas sicher nicht. So voll Leben und Bewegung wäre das. Und eigentlich wäre es

doch nur ein schlichtes Porzellan, ein anspruchsloses, kleines Kunstwerk, das sich einmal vor sechzig Jahren fürnehme Herren auf die Tafel gestellt hätten.

Eins nach dem andern baute Jason Gebert unter der Pyramide auf. Wohl länger als eine Stunde nahm er das fort und stellte jenes hinaus — denn sein Reichtum an Porzellanen war groß. Da kamen Reifrockdamen und glotzäugige Möpse, langschnäblige Phantasievögel und flüchtende Nymphen, Amoretten mit Vogelbauern und Savoyardenknaben mit Murmeltieren und Querflöten, Büsten als Petschafte und Tischglocken kamen und kunstvolle Schachfiguren. Und dann Frauen in ländlicher Tracht, das Kind an der Brust, auf dem Rücken von großen, langhaarigen Ziegenböcken. Ein ganzer Karneval von Miniaturwesen drang hinter den blanken Glasscheiben hervor, wanderte über den braunen Tisch und nahm wieder hinter den blanken Glasscheiben Aufstellung. Und Jettchen schaute, die bloßen Arme aufgestützt, von drüben anteilvoll und erfreut zu. Denn das sah sie jetzt: wenn man eben solch Stück in der Hand halten und es hin und her drehen konnte, daß die Lichter und Falten blitzten, wenn man es von vorn und von rechts, von links und von der Seite betrachten konnte, wenn man ihm ganz nahe war und die Bewegung der Formen und die kühle, edle Masse gleichsam in den Fingern spürte — dann, erst dann gab es eben all seine geheimen Schönheiten her, die es sonst fast sorglich und ängstlich in sich selbst verschlossen hielt, solange es noch neben und zwischen den andern im Glasschrank stand.

„Sieht sich Doktor Kößling,“ fragte Jason endlich ganz wie zufällig, „manchmal die Porzellane an?“

Jettchen sagte, daß es vielleicht möglich sei, daß sie es aber noch nicht bemerkt habe.

„So,“ sagte Onkel Jason, „ich meinte, er interessierte sich hier einmal für ein Figürchen.“ Und damit stellte er mit spitzen Fingern die letzten Stücke in den Schrank zurück und schloß bedächtig wieder ab. „Gute Nacht, Jettchen,“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Bleibst du nicht noch, Onkel?“ fragte Jettchen, denn sie fühlte, daß ihre Gedanken an den zerrissenen Abend wieder über sie Macht gewinnen würden, sowie sie allein sich selbst überlassen blieb — und das wollte sie hinausschieben.

„Ach nein,“ sagte Jason, „es ist spät und ich möchte noch etwas lesen.“

„Es ist doch erst halb zehn,“ meinte Jettchen und blickte nach der Uhr, die zwischen den weißen Alabastersäulen geschäftig tickerte.

„Nein,“ sagte Jason, „es ist später. Deine Uhr hier geht nach. Aber das schadet nichts; eine Uhr, die nachgeht, macht immer einen soliden und gutbürgerlichen Eindruck.“

Und damit schritt Jason Gebert grüßend aus dem Zimmer. Er wußte schon, weshalb er ging. Er wäre vielleicht ganz gern noch ein wenig geblieben, aber er fürchtete seinen plötzlichen Unmut zu zeigen, denn die Gedanken, die in ihm aufgeschossen waren, hatten ihm mit einem Schlage die Ruhe und die Freudigkeit genommen. Wenn er sich auch hundertmal gesagt hatte, daß eben nur vorübergehende Trübungen zwischen

Jettchen und Kößling seien — endlich kam er doch nicht darüber hinweg, ob nicht etwa zwischen ihnen unüberbrückbare Verschiedenheiten beständen. Und so ging er eben, nachdem er die Lampe entzündet hatte, eine ganze lange Weile noch hinten in seiner Bibliothek vor den braunen Bücherreihen auf und ab, bis es an der Tür klopfte, und er stehen blieb.

Ach, das war gewiß Fräulein Hörtel, die kam, mit ihm abzurechnen oder sich für das Weihnachtsgeschenk zu bedanken.

Aber da öffnete sich ganz langsam, geisterhaft langsam der Türflügel, und in der Türfüllung erschien Jettchen. Groß und aufrecht, den Kopf im Nacken, in lächelnder Feierlichkeit. Sie hatte das schwere Haar anders frisiert, denn vordem, glatt in der Mitte gescheitelt und die Zöpfe rechts und links zu großen Rosetten zusammengelegt. An dem schwarzen Sammetband, mitten auf der Stirn, lag ihr wie eine silberne Träne die Perle, und zu dieser Perle hatte Jettchen das weiße Seidenkleid angelegt, dessen Taille kreuz und quer mit Silberbändern gebunden war, und um dessen weiten Glockenrock sich ein handbreiter silberner Mäander zog. Und silberne Armspangen trug sie um die Handgelenke.

So stand Jettchen eine ganze Weile, regungslos, lächelnd und erfreut. Und Jason neigte sich vor ihr, huldigend und förmlich.

„Ich komme nur noch einmal, um mich bei dir zu bedanken, Onkel Jason," sagte sie endlich. „Und damit du auch deiner Glocke Klang hörst, habe ich dazu nach deinen Angaben die Toilette gewählt."

Und Jason schritt auf Jettchen zu, um ihr devot die Hand zu küssen. Aber sie beugte — immer noch lächelnd — und immer noch ganz in dem hoheitsvollen Stil ihrer Maskerade — den Kopf vor und reichte ihm die Lippen, die Jason zaghaft berührte. Und dann wandte Jettchen sich so stolz und so unnahbar, wie sie gekommen, und schritt auf ihren kleinen, hohen Stiefeletten so steif und ehrfurchtgebietend, wie sie gekommen, wieder den Flur hinab, den Kopf hoch und die schwarzen Rosetten der Flechten tief im Genick.

* * *

Und die Zeiger rückten weiter.

Am nächsten Tage klangen die weißen Straßen wider vom Lärm der Kindertrompeten, und kleine Mädchen in neuen, braunen Wintermänteln und blauen Käppchen trippelten stolz durch den Schnee, ohne sich nach irgend jemand umzusehen, ganz verliebt in ihre Puppen, die sie vorsichtig auf dem Arm hielten und zärtlicher anblickten, als eine Mutter auf ihr Kind schaut. Und in der Mitte auf dem Damm katzbalgten sich die Jungen um die Schlitten, und der Sohn vom Holzhacker, dem der Vater seinen Gleitschlitten aus den verschiedenartigsten Brettern zusammengeschlagen hatte, die er bei seiner letzten Tätigkeit fürsorglich hatte mitgehen heißen, hielt sein Vehikel, das

er am groben Strick nachschleifen ließ, für ebenso schön wie den Stuhlschlitten von Söhlke, der 5 Taler gekostet hatte, und den die Kinder des Hofrats langsam vor sich herschoben, eingepackt und eingehüllt wie die Waschbären. Und etwelche Herren sah man sogar die Königstraße hinabeilen, die breiten Holländer-Schlittschuhe am Riemen schlenkernd, die flatternden Spenzer offen, als ob sie der Winterkälte ihre Verachtung damit kundtun wollten. Man sah sie den Zelten zueilen, allwo sie beabsichtigten, auf dem Eis der Spree ihre Künste spielen zu lassen vor den bewundernden Blicken der Damen, die oben auf der Veranda stehen und sich an dem Anblick erlaben durften.

Und auf die frischen und lärmvollen Weihnachtstage folgten, immer noch im Frost, so ein paar unbestimmte und seltsame Tage, nicht Wochentag, nicht Sonntag, nicht Arbeitstag, nicht Feiertag — die paar Tage, die da so eingeklemmt liegen zwischen Weihnachten und Neujahr, und von denen keiner recht weiß, was er mit ihnen anfangen soll. Die Budenreihen am Schloßplatz sanken zusammen, und die Händler, die von außerhalb gekommen waren, zogen fort mit müden Gäulen in ihren Planwagen, aus denen die langen Stangen hervorsahen, hin auf andere Märkte, und es ging ihnen wie allem Schönen, das dahinschwindet, im Augenblick waren sie schon vergessen, und der Platz lag wieder ganz weit und leer, behütet von dem schwarzen, bebänderten und verschneiten Schloßbau. Die paar Buden mit Neujahrswünschen in der Breiten Straße — das waren nur so die letzten Trabanten. Die zählten ja kaum.

In diesen Tagen kam in den Nachmittagsstunden Doktor Kößling und brachte Jettchen ein Taschenbüchlein, einen Cyanenalmanach auf das Jahr 1840, der Liebe und Freundschaft gewidmet von Samuel Schlesinger. Ein sehr zierliches Bändchen war es mit gepreßtem Deckel, in rosa zartem Glanzpapier. Und innen war es mit gar sauberen Stahlstichen geschmückt und verschönt. Dort weinte die trostlose Kennedy, während Maria Stuart, stolz wie eine Königin — und das war ja auch ihr ureigentliches Metier — zum Block ging, und an andrer Stelle Kosinsky sagte, wie sein Name ist. Likate aber, die anmutige Herrscherin der Madagassen, bekrönte ihre schwarze Nacktheit mit einem Federbusch.

Jettchen freute sich sehr damit. Aber diese Freude verwischte doch nicht ganz ihre Verstimmung vom Weihnachtsabend. Auch Jason, der hinzukam — denn es war seine Dämmerstunde — fand das Büchlein hübsch und blätterte gar lange darin. „Ja," sagte er, „ich nenne so etwas wirklich anmutig und liebenswürdig. Dem Vetter Julius, liebes Jettchen, sollen, wie mir Ferdinand erzählte, ja auch die Vergißmeinnicht-Almanache so gut gefallen haben, daß er sich jetzt noch die ‚Kartoffeln in der Schale' gekauft hat."

„Wann hast du denn Onkel Ferdinand gesprochen?" fragte Jettchen erstaunt.

„Heute vormittag bei Salomon im Kontor," sagte Jason zögernd. „Es war nicht gerade erfreulich, unser Gespräch."

Jettchen erschrak. Was es denn um Himmels willen schon wieder gäbe.

„Ach Gott, Wolfgang ist doch so leidend. Salomon hat gestern mit Stosch darüber gesprochen.“

„Der arme Junge!“ rief Jettchen und hatte die Tränen in den Augen. „Ist es denn ernst mit ihm?“

„Wie man es nehmen will,“ versetzte Jason. Und auch bei diesen Worten verließ ihn sein Lächeln nicht, das immer etwas Geistiges, aber auch immer etwas Müdes und Schmerzvolles hatte. „Stosch hält es sogar für ganz aussichtslos. Er gibt ja dem kleinen Kerl leider überhaupt nur noch Tage und Wochen. Nach seiner Meinung ist es die Auszehrung. Ferdinand — er hat es ihm ja nicht so offen wie Salomon gesagt — doktert jetzt auf eigene Faust an dem Jungen herum. Er hat ihm einen Lieberschen Tee gegeben, er verspricht sich etwas davon, aber ich fürchte, der wird ihm auch nichts mehr nützen.“

Jettchen hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte still in sich hinein. Sie hatte den kleinen Wolfgang, den scheuen und verprügelten Jungen, der vor andern so gar nicht aus sich herausging, draußen in Charlottenburg im letzten Sommer lieb gewonnen und hatte gesehen, welch eine feine und verträumte Innigkeit in ihm ruhte, eine Klugheit, die nicht auf Bücher gerichtet war, und eine Reife, die sich nicht im Wissen, sondern im Verstehen kundgab. Und an diese kleine, arme und verflogene Seele würde nun der Tod seine Hand legen, und ob s i e die Hände ringe und jammere — das Leben werde alsbald ohne den kleinen Wolfgang Gebert weiterrollen, als ob seine schmalen Kinderfüße nie auf seinen Wegen ihre Spuren eingedrückt hätten.

Jason schien Jettchens Tränen zu verstehen.

„Ach Gott, der kleine Kerl, wer weiß, was in ihm war! Die Schule ist ja gar kein Maßstab. Max war immer Erster, und ich glaube, Wolfgang, der stets auf den letzten Plätzen sich herumdrückt, ist der Begabtere von beiden. Schade — er kann eben nicht mehr die Probe aufs Exempel machen.“

Kößling war an das Fenster getreten und blickte stumm über die beschneiten Dächer in die graublaue Abendluft. Gewiß tat ihm der kleine Junge leid, eben wie uns jedes junge Leben, das zerbrochen wird, weh tut; aber endlich — er hatte den Jungen einmal gesehen in seinem Leben und kaum auf ihn geachtet, und seine Fremdheit zu diesen beiden hier trat ihm nur wieder doppelt schwer vor die Augen.

„Ja,“ meinte Jettchen, „glaubst du, daß ich einmal zu ihm kann, Onkel?“

„O gewiß, ich habe ihm schon gesagt, daß du nach ihm sehen wirst. Aber weißt du, ich denke, Wolfgang hat doch bald mal seinen Geburtstag; geh dann hin, denn Hannchen hat natürlich keine Ahnung, wie es mit ihrem Sohn steht. Und selbst wenn sie es weiß, sie macht sich eben nichts wissen. Sie treibt es wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt und meint, nun wird's vorübergehen. Aber der da oben versteht nun einmal keinen Spaß.“

Kößling kam wieder vom hellen Fenster in das Halbdunkel der Stube hinein und nahm zögernd auf einem Stuhl Platz. Er hatte Sehnsucht nach Musik und wagte doch nicht, sich an das Instrument zu setzen.

„Ja," sagte Jason, „und auch in anderer Beziehung war unser Zusammensein heute nicht gerade erfreulich. Salomon war gar nicht er selbst mehr, so hat er sich in diesen Tagen aufgeregt. Es ist ja auch keine Kleinigkeit für ihn. Du weißt ja auch, wie er ist, Jettchen, und wie er auf sich hält in geschäftlichen Dingen. Und da muß ihm sowas passieren! Ich bin eigentlich der einzige, der die Sache nicht so schlimm ansieht. Dieser Posener Fuchs, sage ich mir, wird schon wieder den Kopf aus der Schlinge kriegen."

Jettchen war noch ganz mit dem traurigen Schicksal des kleinen Wolfgang beschäftigt, und erst bei den letzten Worten horchte sie erschrocken auf.

„Ja," sagte Jason auf Jettchens stumme Frage, „unser braver und verehrter Vetter Julius Jacoby hat sich da nämlich durch d i e Benjamins hier, weißt du, d i e" — Jason machte die Bewegung des Erdrosselns — „also durch d i e Benjamins in ganz umfängliche Börsengeschäfte hineinhetzen lassen, zu denen man doch mehr Kapital braucht, als er zur Verfügung hat, und wohl die Dinge auch etwas besser kennen muß, als er sie kennt. Und nun ist mit einemmal Polen offen. Mit seinem Leder bleibt er diese Saison auch halb und halb sitzen; also, wenn man ihm nicht zu Hilfe kommt, so ist im Handumdrehen auch dein ganzes schönes Geld zum Teufel. Und das darf eben Salomon nicht zulassen, denn auf wen fällt es zurück? Nicht wahr, auf ihn. Er hat Julius Jacoby das Geschäft hier eingerichtet, und er ist doch sogar in seinem Vertrauen so weit gegangen, ihm seine Nichte zur Frau zu geben, und deshalb wird auch nicht ein gewisser Herr Julius Jacoby aus Benschen in Berlin Bankrott machen, sondern nur der Neffe des reichen Salomon Gebert. Das weiß Salomon ganz genau, und deshalb muß eben Salomon dran glauben, ob er will oder nicht, Salomon muß. Weißt du, Mitleid braucht man deswegen immer noch nicht mit ihm und Riekchen zu haben. Das Schlimmste kann sein, daß Salomon bei Mendelssohn fünfzigtausend Taler weniger liegen hat, und deswegen wird Riekchen auch nicht eine einzige Apfeltorte weniger backen. Salomon ist natürlich furchtbar aufgebracht und schreit Riekchen an, wenn sie nur den Namen Julius ausspricht. Ich habe ja deine liebe Tante heute auch im Kontor gesprochen, sie war ganz klein und wie um den Finger zu wickeln, so weich. Aber endlich, was wird all das Salomon nützen? Er muß in den sauern Apfel beißen. Jetzt hat er natürlich ganz den Kopf verloren und meint, daß alles zum Teufel sei. Aber ich bin der festen Überzeugung, sie kommen endlich doch mit heiler Haut aus der Sache wieder heraus; — und wie ich Salomon kenne, findet er auch schon morgen seinen Kopf wieder."

So sprach Jason Gebert, trotzdem Jettchen, immer noch im Innersten erregt durch die Krankheit des kleinen Wolfgang, kaum auf seine Worte zu achten vermochte. Jason fühlte das.

„Du scheinst die Sache nicht ganz zu begreifen, liebes Jettchen," fuhr er schärfer fort. „Es ist nämlich d e i n Vermögen, das da auf dem Spiel steht. Wovon willst du denn später leben, wenn das Geld nicht gerettet wird? Oder wenigstens so lange leben, bis dein Onkel Salomon und deine Tante Riekchen die Augen geschlossen haben. Hast du dich das mal gefragt?"

Jettchen schüttelte nur mit dem Kopf. Sie hatte ja bisher nie Vermögen besessen und nie darüber nachgedacht, wo es herkam.

„Aber endlich," begann Jason wieder nach einer nachdenklichen Pause: „Jedes Böse hat auch sein Gutes. Salomon sieht jetzt doch ein, was er getan hat. Er verhandelt überhaupt nicht mehr mit Julius Jacoby, das tut Ferdinand für ihn. Und er ist der Rechte, weißt du, der sich kein X für ein U machen läßt. Aber das muß sich Salomon jetzt doch sagen: was Sie auch sonst für Fehler haben mögen, lieber Doktor Kößling, — an die Börse wären Sie nicht gegangen, und mit gepaschtem Leder wären Sie auch nicht sitzen geblieben. Und endlich bin ich sicher, daß Ihnen Jettchen nicht schon gleich am Hochzeitstage auf und davon gegangen wäre. Sie können das gar nicht so begreifen. Aber, Kößling, je mehr die Köln-Aachener fallen, desto mehr steigen Ihre Aktien."

Kößling, der so fremd dabeigesessen hatte, war es gar nicht lieb, daß er plötzlich in die Debatte gezogen wurde. Aber was blieb ihm übrig, als zu lachen und zu versichern, daß er nicht einmal gepaschtes russisches Rindleder von ehrlich gekauftem deutschen Schafleder unterscheiden könnte, und daß er nicht einmal wisse, wo die Börse sich befinde, also hierin ganz und gar rein und kinderunschuldig sei. Und durch das Halbdunkel des Zimmers leuchteten Kößling, als er so sprach, Jettchens Augen zu.

Aber da erhob sich Jason. Ob Doktor Kößling jetzt mit ihm käme? Er werde noch einmal in der gleichen Angelegenheit zu seinem Bruder ins Geschäft gehen, und es würde ihm freuen, wenn Kößling ihn ein Stück begleiten wollte.

Und Kößling verstand die Mahnung und sagte, daß er es gern täte, trotzdem es ihn doch mit allen Nerven und Sinnen zu Jettchen zog, und trotzdem er fühlte, wie ungern ihn Jettchen fortließ.

Aber auch Jettchen wagte nicht dagegen zu sprechen. Jason empfand wohl, daß es hart von ihm war, aber er fürchtete, es anders nicht verantworten zu können. Und damit die Wunde weniger schmerze, sagte er zu Kößling im Hinausgehen, daß er ihnen übermorgen zu Sylvester nicht wieder so entwischen dürfe wie am Weihnachtsabend. Und er solle ja nicht verabsäumen, sich auf ein Glas Punsch einzufinden, das sie alle zusammen auf eine bessere Zukunft dem neuen Jahre, dem Jahre des Heils 1840 entgegentrinken wollten. Den ganzen Weihnachtsabend hätten sie beide hier allein verplaudern müssen, — und das sei nur seine Schuld gewesen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Die Wechselkurse stehen nicht zu unseren Ungunsten, erste Hypotheken sind im Handumdrehen billiger geworden, Unsummen, die zu $4^3/_8$ und $4^1/_2$ % angelegt werden sollen, liegen einfach brach, trotzdem die Berliner Hypothekenbank $4^1/_2$ %ige Pfandbriefe ausgibt, und endlich sind fast alle neuen deutschen Anleihen sehr gut gegangen. Sodann ist der englische Bankdiskonto ungewöhnlich rasch auf 4 % herabgesetzt worden, was für die Reichsbank jedenfalls vorbildlicher wird, als die gleichzeitige Reduktion in Paris sogar auf 3 %. Mehr kann unmöglich die Börse verlangen, die doch so gerne Geldmangel vorschiebt, da wo einfach Unlust drückt. In Wirklichkeit ist aber immer Geld dagewesen, nur teuer war es. Jetzt wird es die Seehandlung bald merken, daß sie den Erlös der neuen Konsols, die absichtlich nur den ganz gediegenen Kapitalisten auf den Leib geschrieben wurden, gar nicht der Börse so leicht, d. h. gut verzinslich, zur Verfügung stellen kann. Wozu auch? Man bedenke nur, wieviele Hypothekenzinsen am 1. Januar eingegangen sind, wieviele zu diesem Termin gekündigte Hypotheken bezahlt wurden, und es werden auch höchst umfangreiche Summen dabei unterlaufen, die in den Effektenverkehr münden. Allerdings läßt sich die Frage, ob knapp oder flüssig? nur von Berlin aus beurteilen. Die anderen Plätze werden von den ersten Banken nur benutzt, um Geld herauszuziehen. Die umgekehrte Nutzanwendung, da man doch Filialen eigentlich gründet, um den betreffenden Großstädten mit Kredit und Bar zur Seite zu stehen. In London natürlich, wo ungleich reichere Leute sind, hatten es unsere Niederlassungen von vornherein auf den großen Beutel abgesehen, aber tatsächlich ist es soweit gekommen, daß Frankfurt, auch wohl Hamburg wie die City behandelt wird. Denn man mag die Dinge drehen, wie man will, so weiß doch unsere Hochfinanz am ziffernmäßigsten, wie große Engagements noch auf ihr lasten. Ganz abgesehen von den Verpflichtungen der Fabrikation, die einzige Enthüllung bei der Berliner Hotelgesellschaft mit ihrem Eberbach als papierene Seele deutet auf zahlreiche ähnliche Verwickelungen hin. Nicht daß dieselben etwa gleich schwindelhaft wären, allein fast alle diese großen Geschäfte waren nicht nötig, sie wurden zumeist von irgend einem Aufsichtsratsmitglied, oder dessen Freund, oder dessen Verwandten diktiert, der daran ein eigenes Interesse hatte. Wiederum in anderen Fällen dachte die Bank gar nicht erst über den Nutzen einer neuen Gründung nach, da diese ja ihr selbst Nutzen bringen werde. Dieser bloße Agiostandpunkt hat eine wahre Legion von Umwandlungen hervorgerufen, bei denen die überflüssigsten Geldsummen aus dem Publikum herausgezogen wurden, deren Kontrolle aber, und sei es auch nur im Kurszettel, den betreffenden Banken noch immer Kosten und Sorgen bereitet. Und es kommen aus anderen Gebieten neue Forderungen hinzu, die schier ohne Ende zu sein scheinen. Die Staatsanleihen sind nun so ziemlich gut untergebracht, obgleich die Badenser und Hamburger eine verhältnismäßig stärkere Beteiligung aufweisen, als die bei den neuen Preußen. Im Grunde sind doch die erreichten 181 Millionen nicht allzuviel, aber immerhin bedeutet bei den bekannten drakonischen Vorschriften diese Emission keine Niederlage, wie sie mancherseits dargestellt wird. Indessen folgen nun noch Stadt auf Stadt mit ihren Anleihen (Kassel allein mit 20 Millionen), und bei allem Respekt vor den damit beabsichtigten Erweiterungen und Neueinrichtungen, muß doch die Frage erlaubt sein: Woher nehmen? Die Banken selbst arbeiten wieder mit Kapitalsvermehrungen so mancher Aktiengesellschaften, mit Bezugsrechten usw. ganz so,

als ob es keine Wunden mehr gäbe, sondern nur noch Narben. Und wer hätte z. B. jetzt an den plötzlich bekannt gegebenen Geldbedarf der Hamburg-Amerika-Linie gedacht? Generaldirektor Ballin, der unter den Industriellen als einer der maßvollsten gilt, trotzdem auch er von seinen Bankiers oft gezügelt werden muß, hatte über die Größe seines Bedarfs gewiß schon lange volle Sicherheit gewonnen; und lieber wären ihm gewiß junge Aktien, als Obligationen gewesen, welche letztere doch immer eine Art Verlegenheit ausdrücken. Gerade diese Art der Deckung zeugt von der Erkenntnis der Hochfinanz, daß wir wieder glücklich in der Ära der Obligationen angelangt sind, was gewöhnlich alle drei oder vier Jahre der Fall ist, aber von den Industriellen selbst nur unter großem Widerstande in die Praxis übersetzt wird. Also von irgend einer Belebung der Börse ist bei uns nur wenig zu erblicken und bei Andauer der heutigen Verhältnisse dürfte wohl auch eine glücklich vollzogene Revision des Differenzeinwandes — das Depotgesetz hält sich dann wärmstens empfohlen — vorerst noch keinen größeren Aufschwung bringen. — Einen Augenblick freilich schien es, als ob die Börse sehr bewegt werden könnte, das war bei der plötzlichen Ausrufung Mulai Hafids an Stelle von Abdul Assis. Indem aber selbst die vornehmsten französischen Preßorgane zu dieser Erweiterung der marokkanischen Frage keine einheitliche Kriegsstellung nahmen, brauchte sich auch Berlin nicht sonderlich zu echauffieren. Inzwischen blickt die auswärtige Hochfinanz auf die Chancen eines deutschen Spiritusmonopols, da sie in diesem Falle gern bereit ist, der Reichsregierung 500 Millionen anzubieten. Die deutschen Geschäftsfreunde sind deswegen schon seit Längerem mit der eventuellen Führung der Präliminarien betraut, aber Gebrauch von dieser Vollmacht scheint noch nicht im allergeringsten gemacht zu sein.

* * *

Fallimente sind noch immer sehr zahlreich, und da angesichts der amerikanischen Krise unsere Exporte dorthin als Vorwand genommen werden können, so erklären sich bei uns Geschäftsleute der verschiedensten Branchen unversehens bankerott. Trotzdem nun der Welthandel vor fünfzig Jahren ungleich geringer war als heute, so läßt sich doch die berühmte Katastrophe von 1857, trotz aller Mühe einiger schreibseliger Federn, mit der gegenwärtigen gar nicht zusammenbringen. Damals hatte man es mit einer ungeheuren Überspekulation am Warenmarkt zu tun, der infolgedessen mit Wechseln angefüllt war, deren Akzeptanten, Indossanten und Trassanten dann nacheinander notleidend wurden. Diesmal ging der Anstoß ebenfalls von Amerika aus, aber keineswegs infolge einer unmittelbaren Warenkrisis, vielmehr als unerbittliche Konsequenz der endlosen Geldaufsaugungen durch die Trustgewaltigen, drüben der größten Aktiengesellschaften. Diejenigen Firmen, welche jetzt bei uns zusammenbrachen, einerlei ob in Leder, Konfektion, Holz, Wachsbleiche oder Dampfmühlen, sind natürlich zum Teil den allgemeinen Kreditversagungen erlegen. Andererseits haben aber auch viele die schickliche Gelegenheit benutzt, um inmitten der allgemeinen Depression ihre weit älteren Sünden in der üblichen Form abzubüßen. Dererlei Harikiri, sobald nicht sehr angesehene Familien in Betracht kommen, werden weit öfters vollzogen, als der Fernstehende zu erkennen vermag. Wirft man doch auch den Inhabern von Haller - Söhle vor, sie hätten nach dem Tode des Vorbesitzers das Erbe nicht anders als unter Vorbehalt antreten sollen, was natürlich ihren Wechselkredit gekostet haben würde. Wieder in anderen Fällen wird mancher Kaufmann, der fremdes Geld im Geschäft stecken hat und dennoch schlechte Erfolge erzielte, den Tod seines Kreditgebers zu einer Liquidierung benutzen. Denn jetzt, wo er das Geld zurückgeben muß, hat er der Öffentlichkeit gegenüber, die ihm doch wieder Vertrauen schenken soll, eine bessere Ausrede, als wenn er seine wirklich mißlungenen Geschäfte enthüllen müßte. Aus Eigenem erfolgen solche Entscheidungen nur selten, auch der Gläubiger spielt dabei keineswegs immer eine grausame Rolle, sondern zumeist drängen die nächsten Verwandten dazu, tabula rasa zu machen. In der gegenwärtigen

Krisenperiode regnet es auch von auswärts zu uns herein. Wir erleben Zusammenbrüche in Chile, die bezeichnenderweise damit motiviert werden, daß die deutschen Banken jetzt ihr Geld selbst gebrauchen und es infolgedessen vom Übersee zurückziehen mußten. Man liest von Stockungen in China, wo die amerikanischen Warenherabsetzungen nachwirken, von solchen in Schweden, wo die Hamburger augenblicklich ihre Kredite einzuschränken haben und infolgedessen dann den kleineren deutschen Firmen von ihren nordischen Verbindungen nicht gezahlt werden kann. Beachtung verdient auch die Schließung einiger Dampfmühlen bei uns! So eine moderne Dampfmühle vermahlt, wenn es hoch kommt, täglich sogar bis zu 4000 Sack, ist also häufig in weiten Spekulationen begriffen. Gegenwärtig gelten die Getreidepreise als gesund, insofern ihre enorme Höhe dem Verhältnis von Vorrat und Nachfrage entspricht. Der Markt jedoch gilt als faul, weil fast alles Getreide sich in zweiter Hand befindet, es also nicht die Konsumenten sind, die den Markt tragen. Die Konsumenten halten eben zurück.

* * *

Mirabeau wollte den König mit einer Kette am Fuß und einem schweren Gewicht daran. Die Badenser ließen im Jahre des Heils 1848 die Republik und den Großherzog leben, und Graf Kanitz wünscht unsere Goldwährung mit einer silbernen Mauer umringt. Die ganze Debatte über unseren hohen Diskonto muß jenem Bürgertum, das den Konservativen und Agrariern vertraut, das höchste Unverständnis eingeflößt haben. Denn alle die Mittelchen, welche aus solchen parlamentarischen Kreisen dem neuen Reichsbankpräsidenten angeraten wurden, vermögen uns doch offenbar kein billiges Geld zu verschaffen. Warum in aller Welt können diese Herren nicht den geraden Weg gehen, indem sie unsere Knappheit aus den steigenden Ansprüchen der Industrie erklären? Sie kennen diesen Aufschwung nur zu gut, schon aus ihrem eignen Mangel an Feldarbeitern, die von unseren Fabriken immer mehr aufgesaugt werden. Und auch über die Höhe der deutschen Technik müßten sie einiges wissen, die unser Land fortgesetzt zu neuen gewerblichen Tätigkeiten anspornt. Es gibt übrigens in der Goldwährungsfrage noch einen anderen Standpunkt, als den rein wirtschaftlichen, das ist der der Noblesse. Als im Jahre 1896 die Präsidentenwahl in der Union den heftigsten Kampf der Silbermänner unter dem noch heute lebenden Bryan entfachte, erklärte Mc Kinley: Unser Volk muß den Stolz besitzen, in dem besten Gelde zu bezahlen! — Ebenso ist Deutschland heute zu angesehen, um nach fragwürdigen Mitteln zu greifen, sobald es die ihm so notwendigen Rohstoffe zu decken hat. Das Schlimmste dabei ist der Zweifel, und somit wird das Ausland aus diesen Reden, die weder gut noch klug waren, gerade kein besonderes Vertrauen geschöpft haben. Im übrigen geht Herr Havenstein, ebenso wie Herr v. Rheinbaben, wahrscheinlich fehl, wenn er aus einer Verallgemeinerung des Checkverkehrs eine große Erleichterung für den deutschen Geldmarkt erhofft. Eine jede derartige Erleichterung fällt schließlich zu unseren Ungunsten aus. Bei der Zentralisierung unserer großen Aktienkassen genannt: Banken, fließen nämlich alle Barmittel doch schließlich unseren Großinstituten zu, und diese werden, wie einmal die Geschäftsströmung ist, der sie vorerst noch nicht entrinnen können, mindestens das Doppelte ihrer neuen Zuflüsse wieder verborgen.

* * *

Der greise Chef der größten Minenfirma der Welt ist von einem angeblichen Erfinder künstlicher Diamanten in Paris, der noch nicht einmal ein Chemiker, sondern nur ein Ingenieur ist, um 1 600 000 Francs geprellt worden. Töricht sind nur die Vorwürfe dabei gegen Sir Wernher, er habe mit jener Erfindung den Kurs seiner Debeersaktien nach ungeheuren Blankoverkäufen ins Nichts herabschleudern wollen. So ein Herostratus wird man bei gesunden Sinnen niemals! In Wahrheit hatte ja vor vielen Jahre der berühmte Franzose Moisson unter 3600 Grad Hitze wirklich künstliche Diamanten erzeugt; so winzige Stäbchen allerdings, daß sie nur mikroskopisch wahrnehmbar waren. Eine Weiterentwickelung dieser Erfindung erschien wissenschaftlich als

ausgeschlossen, und selbst wenn die Praxis die Theorie Lügen gestraft hätte, so würde damit doch gewiß kein materieller Gewinn eingetreten sein. Denn indem ein Edelstein kein Bedarfsartikel wie etwa Indigo ist, so würde mit dem Aufhören der Seltenheit auch die Wertlosigkeit eintreten. Der Leiter der englischen Firma Wernher, Beit & Co., die als Hauptproduzent eine geradezu despotische Gewalt über den Diamantenmarkt ausübt, muß also jenen Betrüger keineswegs finanziert haben, um dessen Erfindung auszubeuten, sondern um sie gegebenen Falles in der Hand zu haben und zu unterdrücken. Wie nun ein so gewiegter Mann dazu kam, sich irre führen zu lassen, ist leichter verspottet, als erklärt. Jedenfalls hatte er dieserhalb noch Autoritäten befragt, ebenso wie das Gerücht falsch sein wird, daß die Speyers nur auf das Gutachten eines einzigen Ingenieurs hin die Undergroundbahn unternommen hätten. Vor allem hat aber Sir Wernher mit Einem nicht gerechnet, mit der — Pariser Luft! Trägt doch dieser Ingenieur Lemoine Züge in seiner Geschichte, ähnlich sehr bekannten dortigen Industrierittern, die einst sogar die ersten deutschen Banken um viele, viele Millionen geprellt hatten. Auch diese wiesen wegen ähnlicher schwindelhafter Projekte schon schwere Vorstrafen auf, allein wer weiß in dem einen eleganten Viertel von Paris, was sich in dem andern schon ereignet? Sodann begnügte sich auch hier der Pseudoerfinder keineswegs mit dem Gelde seines Finanzmannes, er will diesen noch weit übertrumpfen. Er versucht 10 000 De Beers zu fixen, wofür sich ja in Paris schon binnen einer Woche Käufer gefunden hätten, um sodann sein Geheimnis preiszugeben und zu den niedrigsten Kursen zurückzukaufen. Natürlich weiß man an der Seine nie, ob solche wirbelige Pläne in dem Kopfe eines Einzigen entsprungen sind, oder mit Hilfe von mehreren Freunden, die dann Spekulanten hinzuzogen, ausgearbeitet wurden. Unter allen Umständen bleiben aber jene verschleuderten 1 600 000 Frcs. in Wirklichkeit ein Gewinn für jenes Minenhaus, denn die sonst zur Tat gewordene Möglichkeit, daß künstliche Diamanten hergestellt würden, und natürlich so billig wie böhmisches Glas an den Markt kämen, würde Wernher, Beit & Co. über Nacht von ihrer bisherigen Höhe gestürzt haben. Der jetzige Zustand inklusive eines großen Verlustes ist den Herren angenehmer.

* * *

Solange unsere Industrie zu tun hat, schafft sie auch zu ganz lohnenden Preisen. Von einer Überproduktion bezw. Überfabrikation ist trotz aller Abschwächung noch keine Rede. Nur darf man nicht vergessen, daß die Mehrzahl unserer Werke seit langem bedeutend erweitert worden ist, also überwiegend sich auf große Beschäftigung eingerichtet halte. Aus dem Nachlassen derselben würde also diesmal eine weit ernstere Schädigung entstehen, als früher, wo auf solche Betriebsvergrößerungen hin noch keine neuen Aktien aufgenommen waren. Es ist aber durchaus nicht immer die Konjunktur, die zur Einschränkung jetzt drängt, sondern vielfach suchen die Banken nach dieser Richtung hin einzuwirken, damit sie etwas von ihrem Gelde zurückerhalten. Natürlich hängt der Erfolg solcher Beeinflussungen auch mit den Personen zusammen. Ist so ein Montandirektor energisch, so weiß er zu widerstehen, während wiederum der Leiter selbst eines bessersituierten Werkes oft schwach genug ist, nichts ohne sein Kreditinstitut zu tun, das freilich dann auch eine starke Individualität an seiner Spitze sehen muß. — Das Menschliche dringt eben immer wieder durch, ungeachtet der glänzendsten Versuche, alles mit Organisation und Statistik durchführen zu wollen. Höchlich gelobt wird nunmehr der Stahlverband, man tut immer gut hinzuzusetzen: des Herrn Thyssen. Ohne diesen Verband, der angeblich die Preise vorher nie zu hoch geschraubt hat, würde jetzt ein großes Schleudern eintreten und zwar durch starkes Unterbieten der einzelnen Werke. Die Betrachtung ist aber insofern nicht völlig zutreffend, als jener Verband erst zusammengeschweißt worden ist, — nachdem fast alle jene vorhin erwähnten Vergrößerungen nebst dividendenberechtigten Mehrkapitalien bereits fait accompli waren. Über diesen Gegenstand dürfte sich in schwierigen Zeiten nicht so leicht hin-

wegkommen lassen. Immerhin sind Arbeiterentlassungen in stärkerem Umfange bisher nicht bekannt geworden, was ja in der kalten Jahreszeit doppelt bedrücken müßte. Eigentümlich hatte es berührt, daß die Auftragsbestände beim Roheisensyndikat am 31. Dezember von 953000 Tons auf nur 173000 Tons zurückgegangen waren. Außenstehende wollten diesen abnormen Rückgang zwar damit begründen, daß die Verbraucher triftige Ursache hatten, Preisreduktionen zu erwarten und nun mit ihren Bestellungen zurückhielten. Es darf jedoch bezweifelt werden, daß dieser Umstand 780000 Tons ausmachen konnte. Vielleicht kommen noch Buchungen in betracht, die zu Ende des Jahres eine andere Form tragen, als zum Jahresbeginn. Jedenfalls ist daraus zu ersehen, wie schwer es bleibt sich für ein Herabsetzen der Bedingungen zu entscheiden; denn man muß immer mit der Phantasie der Käufer nach oben und nach unten zu rechnen. In diesem Sinne kann auch die erste Preisherabsetzung die Hoffnung auf eine zweite und dritte hervorrufen, und damit ein Abwarten, das die Werke kaum lange aushalten könnten.

* * *

In der Union sind im verflossenen Jahre auffallend viele Leute an Herzkrankheit gestorben! Wer die jähen Überraschungen des letzten Halbjahres verfolgt hat, wird den betreffenden Statistikern, da es sich ja nicht um Kupfer oder Baumwolle handelt, unbedingt Glauben schenken. Andere interessante Zusammenstellungen ergeben, daß im Jahre 1907 nicht weniger als 537 000 Zwischendeckspassagiere aus der Union nach Europa zurückgewandert sind. Und man schätzt jeden dieser Passagiere — wobei hoffentlich Frauen und Kinder nicht irrtümlich eingeschlossen sind — auf einen Besitz von mindestens 200 Doll. Ungezählte Millionen würden dann auch auf Deutschland entfallen. Das kann uns aber angesichts des weiteren Anhaltens der amerikanischen Krisis wenig Trost einflößen. Das Schlimmste erscheint natürlich überwunden, wie die Wiederaufnahme der Barzahlungen bei den Banken beweist, allein das Schlimme ist geblieben. Einzelne Institute, selbst bis nach Kanada hinein, beginnen erst jetzt zu stocken, was wenigstens die deutsche Hochfinanz neuerdings wieder verwirrt hat. Unsere Direktoren erkennen nämlich immer mehr, daß man auch noch heute, nach all den umfangreichen Aufklärungen, keinen sicheren Einblick in die dortigen Verhältnisse gewinnen kann. Große Emissionen, wie sie vor allem Morgan und sodann auch Speyer wiederbringen, kommen nur formell an den Markt, da Prospekte eben nicht zu umgehen sind. Im übrigen werden amerikanische Eisenbahnshares von unserem Publikum noch durchaus nicht verschmäht, d. h. von demjenigen, das der Börse ferner steht. Denn nur einem solchen kann man die früheren hohen Kurse vorzeigen, um ihm die gegenwärtig gesunkenen als billig hinzustellen. Inzwischen sind aber die Einnahmen gerade der Eisenbahngesellschaften furchtbar zurückgegangen, sodaß Lohnkürzungen, und zwar ganz offen, beschlossen worden sind. Sonst warteten solche großen Unternehmen, bis ihnen umgekehrt die Arbeiter mit erhöhten Forderungen kamen. Wenn dann im Ablehnungsfalle mit einem Ausstand gedroht wurde, den die Compagnien natürlich keineswegs hinderten, so waren sie es dem Anscheine nach nicht, die ihr Personal wegen Geschäftsrückganges reduziert hatten. Unberechtigtes Aufsehen macht das nachträglich vielleicht wieder geflickte Zerwürfnis zwischen der großen New Yorker Bankfirma August Belmont und den Rothschildschen Häusern. War doch schon seit Jahren Herr Belmont wegen einer ganzen Reihe von Transaktionen in der amerikanischen Finanz derart charakterisiert, obgleich er öffentlich nicht mit Emissionen heraustreten durfte, daß die Rothschilds Unkenntnis solcher höchst merkwürdigen Dinge kaum vorschützen können. (S. vor allem die Affaire der Georgia Bonds!) Erst jetzt aber, wo es sie selbst betrifft, waren sie daran, ihren wichtigsten Korrespondenten zu einer deutlichen Trennung zu zwingen. Wenn übrigens berichtet wird, daß es das Frankfurter Welthaus gewesen sei, von dem Herr Belmont zuerst — vor 50 Jahren — hinübergeschickt worden ist, so heißt das für die Unternehmungslust jenes Hauses nur sehr wenig. Süddeutschland und

der Rhein liefern eben eine ungewöhnliche Zahl von scharfen, weitausschauenden Köpfen, die nach Schulung und Rasse zu Finanzoperationen aller Art besonders geeignet sind. Diese Leute, die vorwärts kommen wollen, bieten sich von selbst an, wobei sie natürlich zunächst in Frankfurt anklopften, um erst später in London und Paris an den gleichen hervorragenden Stellen einzumünden. So wurde s. Zt. Herr Belmont aus Alzey bei Bingen von Meyer Karl von Rothschild angenommen, aber keineswegs entdeckt, und so sind durch diesen Bankherrn auch noch verschiedene andere minder offizielle Agenten in der Union gelandet. Früher wurden drüben Millionen in aller Stille sehr hoch verzinst, und so verdiente der Bankier, noch mehr aber — seine Vertreter, die dann, wenn sie nach Frankfurt kamen, wohl manchen derben Spott ihres Geldgebers herunterschlucken mußten, — non olet! Übrigens hat es schon wiederholt amerikanische Krisen gegeben, denen gegenüber die Reichsbank eine scharfe Restriktion übte. Alsdann kam es auch vor, daß Wechsel von Belmont auf Rothschild wegen der einmal angenommenen grundsätzlichen Haltung zum Diskontieren abgelehnt wurden. Schickte der Besitzer des Wechsels zu Rothschild selbst, so war die Sache rasch erledigt, und wie immer — wesentlich unter Banksatz. — Der Fluch der gegenwärtigen Krise zeigt sich noch immer, da die Preisstürze in Waren auch solide europäische Firmen überrascht und betroffen haben. Nur unser Zucker hat sich im Ganzen gut gehalten. Das ist eben ein Artikel, den die Yankees nur als Einkäufer, aber nicht als Erzeuger, in die Hände bekommen, also auch niemals, wie bei ihren eigenen Produkten, einschließen können. Unsere Fabriken müßten allerdings den Zucker teurer liefern, ohne die wachsenden Fortschritte in den betreffenden Maschinenbetrieben.

* * *

In den Papieren des geschlagenen und sodann noch revolutionierten Rußland finden heute weit größere Umsätze statt, als in den Renten des siegreichen Japan. Das hängt mit den Kurschancen zusammen, die vor allem die Pariser von den Zarenwerten erhoffen, ohne damit schon die Verluste von früher irgendwie einholen zu können. Immerhin steht hinter jener Kursbewegung ein allezeit bereitwilliger Helfer — der russische Finanzminister, während Japaner mehr sich selbst überlassen bleiben. Diese letzteren würden, auch ohne die scharfe Spannung neuerdings mit der Union, die einstige Finanzierung von New York aus entbehren müssen. Denn schon gleich anfangs stellte es sich sehr rasch heraus, und dies zur Bestürzung der europäischen Emittenten, daß das Publikum drüben für feste Anlagen noch nicht reif ist, sondern möglichst rasch wieder verkauft. Genau so ist es auch mit der Deutschen Anleihe gegangen, welche s. Zt. von einem New Yorker Bankier in einer unserer geldknappen Perioden übernommen wurde. Die Papiere kamen sämtlich bald wieder zu uns zurück. Im übrigen geht es den Japanern heute, wie nach dem Siege von Königgrätz den Preußen. Die verweichlichte Welt sprach damals immer von der „Armut“ des Siegers, ohne vorauszusehen, daß in diesem Volke die gleiche ungeheure Kraft auch zu einer Friedensarbeit steckte.

* * *

Die enormen Aufträge, welche die italienischen Bahnen jetzt unserer Fabrikation zuteil werden ließen, gehen aus der dortigen Armut an Eisenbahnmaterial hervor, dessen kläglicher Zustand allen Fremden schon längst auffällt. Längere Kredite werden dabei sicher nicht in Anspruch genommen, da hierfür der deutsche Zinssatz zu hoch ist. In einem solchen Falle hätten sich jene Bahnen, hinter denen ja der Staat selbst steht, an französische Werke wenden müssen, die sich leicht sehr billiges Geld schaffen können. Im übrigen stehen alle italienischen Rentenwerte höher als die unseren, weshalb auch den dortigen Auftraggebern eine rasche Zahlung keine Schwierigkeit machen würde. Interessant wäre es noch zu erfahren, ob man sich unsererseits um die betreffenden Aufträge beworben hat d. h. ob die deutschen Etablissements wegen weiterer Beschäftigung vorsorgen.

---

## Eine Erklärung des „Berliner Tageblatts".

Auf die in der „Neuen Revue" veröffentlichte Zuschrift des Herrn Max Messer sendet uns die Redaktion des „Berliner Tageblatts" die folgende Zuschrift:

In Sachen des Abdrucks der untergeschobenen Novelle „Ich werde dich lieben" ist unseres Wissens nur von der Redaktion des „Neuen Wiener Journals" an uns herangetreten worden, der wir den Bescheid geben mußten, daß von dem Wiener Zweitdrucke uns nichts bekannt sei, und daß ein selbständiger Fall vorliege. Eine Bekanntgabe des Tatbestandes ist von hier aus niemals abgelehnt worden. Sie ist nur dadurch verzögert, daß das von der gleichzeitig durch die angebliche Gräfin Sturdza geschädigten Ellen Key eingeforderte und von uns mitgeteilte Gutachten eines ungarischen Advokaten zunächst Schritte gegen die Plagiatorin aussichtslos zu machen schien. Sollte ein Versuch zu anderer Erledigung, den wir inzwischen unternommen haben, mißlingen, so wird selbstverständlich die Reklamation des Herrn Dr. Messer, die er an Sie richtete, im „Berliner Tageblatt" erfüllt werden.

---

## Goldmarks „Wintermärchen".

Uraufführung im Wiener Hofoperntheater am 2. Januar 1908.

Von Paul Stauber.

Ewige Jugend, das köstlichste Geschenk der Natur, ward Karl Goldmark verliehen. Mit frischer Hand griff er, ein 78 jähriger Greis, nach einem neuen Text und schuf sein jüngstes Werk, das „Wintermärchen". Fast klingt es wie ein Märchen, daß der Meister an seinem Lebensabend noch die Kraft gefunden, eine neue Oper zu schreiben, die trotz manchen Spuren der Senilität von dem Feuer eines Jünglings durchlodert, von dem Talente eines großen, reifen und edlen Künstlers erfüllt scheint. Gleich Verdi, der als Greis das Wunder des „Fallstaff" der erstaunten Mitwelt enthüllt hatte, flüchtete auch Goldmark zu Shakespeare. Sein „Wintermärchen", voll von Phantastik und realem Leben, bot dem Johannistriebe Goldmarks erwünschten Spielraum. Die Liebe des Leontes zu Hermione, seine Eifersucht, Wut und Raserei, schließlich Trauer und Reue, und nicht zuletzt die Wiedererweckung des schuldlosen Weibes zu neuem, glücklicheren Leben, sind Stimmungen, die jedermann ergreifen, Komponisten insbesondere. Die Skala menschlicher Leidenschaften tönt voll und laut im „Wintermärchen". Dazwischen die Idylle des Schäferspiels in Böhmen, jenem sagenhaften Böhmen, das Shakespeare in dichterischer Freiheit an die Meeresküste verlegt. Von der poetischen Lizenz hat Herr Willner, der geschickte und kluge Librettist Goldmarks, allzufreien Gebrauch gemacht. Unter seinen flinken Fingern flossen die ersten drei Akte der Shakespeareschen Dichtung in einen Aufzug zusammen. Auch sonst wurde manche Szene geändert, fiel dem Handwerk zum Opfer, und in den Sang des Schwanes vom Avon mischen sich bisweilen Verse bedenklicher Natur, die hart an Banalität streifen. Vieles verunglückte, manches gelang. Der Raub der Perdita zum Beispiel mag als dramatischer, effektvoller Aktschluß bestehen. Goldmark hat hier dramatische Akzente gefunden, im übrigen an seinem alten und bewährten System des fortschreitenden Dialoges, der durch Zwischennummern, Chöre, Arien, Duette und Terzette unterbrochen wird, festgehalten. An Reminiszenzen und liebevollen Opernerinnerungen fehlt es freilich nicht. Die stolze Pracht der „Königin von Saba", die Glut des „Merlin", die beschauliche Heiterkeit des „Heimchen am Herd" grüßen im Wintermärchen ihren Schöpfer. Aber auch das Gewitter aus der Walküre blitzt herüber, und gar meistersingerlich klingt's im zweiten Akt. Wer würde darum Meister Goldmark schelten! Gibt er doch aus Ureigenstem noch viel, sehr viel Schönes und Herrliches. Dazu gehören gleich im ersten Akte die Arie des Polixenes, Hermiones Wiegenlied, der duftige und luftige Schifferchor, im zweiten Aufzuge die Volksszenen beim Feste der Schafschur, die, von bukolischer Heiterkeit durchtränkt, zu dem Lebendigsten zählen, das Goldmark geschrieben. Perditas Arie, die unermüdlich neue Melodien-

blüten treibt, ihr Duett mit Florizel, das darauffolgende Terzett, Perditas Abschiedslied, endlich der flotte, durchaus vornehm gehaltene und kontrapunktisch meisterlich gearbeitete Walzer, sie alle reihen sich gleich Perlen in kostbarer Fassung an eine Schnur. Der letzte Akt bringt die weihevollen Klänge von Hermionens Wiederbelebung, die im Vorspiele bereits ertönten, und wird ansonst von dem reichen thematischen und melodischen Material der beiden ersten Akte getragen. Ist im „Wintermärchen" der Melodie breiter Spielraum gelassen, so mangelt es andererseits nicht an charakteristischen Momenten. Ich erinnere nur an die aufsteigenden, chromatischen Quinten zu Beginn der Oper, die Leontes' Verdacht und Eifersucht deutlich erkennen lassen, an den Spottchor der Schäfer, an die launige Ehestandspredigt Valentins und vieles andere. Nur gegen das Vorspiel zum zweiten Akt, das auf einem, lebhaft an „Hänsel und Gretel" erinnernden Thema aufgebaut, sich zu toller Lust steigert und im Rhythmus wie in der Orchestration ausartet, habe ich schweres Bedenken. Um so mehr, weil das große Publikum an diesem Stücke stürmisch Gefallen findet. Auch die stellenweise falsche, sinnwidrige Deklamation wäre zu bemängeln, und last not least die ermüdende Länge einzelner Szenen, die eine straffere Zusammenziehung wohl vertragen hätten. Über alles Lob erhaben ist die Instrumentation. Sie leuchtet in Glanz und Pracht, überstrahlt das Werk mit lauterem Gold und klingt überzeugend und natürlich. Goldmarks interessante Modulation seine vollendete Beherrschung des Chorsatzes,gaben dem „Wintermärchen" Farbe und Leben.

So ist der große, unbestrittene Erfolg, den das Werk gelegentlich der Erstaufführung gefunden, erklärbar und begreiflich. Der kostbare Rahmen, den die Hofoper beistellte, trug nicht wenig zum Gelingen bei. Die schönsten Stimmen, erlesene Darstellungskunst, der treffliche Chor, das unübertreffliche Orchester unter Leitung des Kapellmeisters Walter vereinigten sich zu einem Ensemble von seltenem Rang. Goldmark mußte ungezählte Male vor die Rampe, um für den Applaus zu danken. Aus seinen Augen leuchtete der Stolz eines großen und vornehmen Künstlers, dessen letzte Schöpfung seinen Lebensabend mit mildem Glanze verklärt.

---

# Zahltag.

Von Paul Westheim.

Keine Finanzromantik! Nichts von den Roués der Börse, die — halb Schwindler, halb Genies — mit Millionen tändelnd spielen, bis auf einmal die vielen Nullen zerplatzt sind. Die literarische Physiognomie dieser bêtes noires ist bereits geprägt. Zuerst und gleich vorzüglich von den französischen Realisten. Jetzt finden sie noch Absatz als „Börsenkönige" oder in den sensationssüchtigen Reporterfeuilletons der Kreisblätter . . . . Allein . . . ! Wir kennen schon die moralische Schlußpointe: Zahltag heißt Tag des Gerichts.

Doch Geld kann auch ein Groschenartikel sein! Wie in Berlin NO., N., O. Wo der Zahltag der Besitzlosen eine nüchterne Lohnauszahlung am Sonnabendnachmittag ist.

Kahle, endlose Straßen mit rußigen Brandmauern, Lagerplätzen, Geschäftshäusern. Aus einem grell erleuchteten Fabriktor strömen Arbeiterscharen auf die dämmergraue Straße. Alte und Junge, Männer und Frauen, Leute mit schaffensmüden, ausgemergelten Gesichtern, mit Bewegungen, die die stete Gleichartigkeit der Tätigkeit erzeugt; bleichsüchtige, zusammengefallene Frauen, junge Burschen, deren sehnige Muskeln noch der Lebenssorgen spotten, und junge Mädchen, die ihre roten Lippen und ihre rote Halskrause kokett zur Schau tragen. Die Arbeitswoche liegt hinter ihnen. Sie drängen heraus aus der Arbeitskaserne. In dem papiernen Lohnbeutel klappern ein paar Geldstücke. Es ist ja Zahltag heute.

Und auf einmal erwacht die sonst so öde Straße aus der starren Ruhe der Arbeitstage. Die Ausgänge der Fabriken sind von einer schwatzenden Menge umlagert. Kolporteure verteilen die „Metallarbeiterzeitung" oder ein anderes Gewerkschaftsblatt. Mit einer fast mechanischen

Selbstverständlichkeit zahlt jeder und jede den Sechser. Daneben eine Gruppe Frauen, die den Wochenlohn vor den Verlockungen der Bierbank und der fidelen Freundschaft retten wollen. Lange und geduldig warten sie in der Kälte auf den Mann, vielmehr auf die 24 oder 27,50 Mark, die er verdient hat. Andre, denen noch das Geld zum Einholen fehlt, stehen mit Markttaschen bereit. Zuweilen taucht auch ein Bursche auf. Die Hände in den Hosentaschen, will er eine „Freundin" abholen. Und eben hängt sich eine aufgeputzte Schöne in den Arm eines stämmigen Arbeiters. Ein derbes Scherzwort fliegt ihnen nach. Sie kichert. Und er führt sie in den Kinematographen, der an der Ecke so verführerisch klimpert. Vielleicht kauft er ihr auch irgend etwas von dem Talmiflitter, den das 98-Pfennig-Kaufhaus gerade am Sonnabend so grell anpreist. Er ist „nobel" heute am Zahltag.

Aber die Kinematographentheater, die Vorstadtvariétées, die Wirtshäuser, die jetzt alle Musikautomaten angedreht haben, sind nur die bunte Schminke auf der fahlen Physiognomie dieser fieberhaften Lebendigkeit.

Heute herrschen die fliegenden Händler. Am Trottoirrande haben sie ihre Karren und Tische aufgeschlagen. Rauhe Ausruferstimmen preisen Fische, Fleischstücke, Fett, Butter, Käse, Kartoffeln, Zwiebeln, Mehl, Kolonialwaren, Holz, Kohlen, Koks an. Wie am Potsdamer Platz „Sieße Mimosen", am Alexanderplatz Glühbrenner oder Fleckenreiniger feilgeboten werden, will man hier oben die ernstesten Lebensbedürfnisse befriedigen. Ein Herr im abgeschabten Paletot trägt ein Schild auf und ab: Warmes Mittagessen 30 Pfennig. Mit Bratkartoffeln 40 Pfennig. Auf der andern Straßenseite hat der Metzger den Stuhl mit der Schürze vor die Türe gesetzt. Der Bäckerladen steht weit auf und entsendet den Geruch frischen Brotes. Und der Konfektionskommis strengt sich an, um die Leute in den Laden zu kriegen. Frauen feilschen. Frauen klatschen. Schnodderige Bemerkungen flattern durch die Luft. Kinder spektakeln, wenn sie nicht selbst Kleinigkeiten verkaufen müssen. . . .

Geld, Geld, Geld ist der Unterton, der aus dem Getriebe leise emporsurrt.

Ernst ist das Leben, das so von Zahltag zu Zahltag gefristet wird.

Wenn auch der dicke Destillenwirt hinter seiner Kasse so behäbig dazu grinst — — —

---

# Revue der Revuen.

## England.

Die Januarnummer von „Nineteenth Century" bringt zwei Aufsätze über den deutschen Kaiser. J. Ellis Barker spricht über die auswärtige Politik Wilhelm II. Er erinnert an die Anekdote, daß der Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt einer Schneiderfirma einen ihm übersandten Frackanzug zurückgeschickt habe mit den Worten: „Die Hohenzollern tragen keinen Frack." Barker nennt die Hohenzollern eine militärische Rasse und findet, daß zwei Zahlen die ganze Politik des Kaisers bezeichnen: 1888 waren die jährlichen Ausgaben für die deutsche Flotte 50 Millionen Mark, 1898 waren es 360 Millionen. Der Ausbau einer gewaltigen Flotte von Dreadnoughts sei der Kern seiner Absichten. Ganz im Gegensatz dazu sieht Dr. Louis Elkind in seinem Aufsatz in der sozialen Reform das wichtigste Kennzeichen seiner Regierungslaufbahn und drückt seine wärmste Bewunderung aus für das, was der Kaiser auf sozialem Gebiete geleistet habe. Was uns Deutsche ebenfalls interessiert, sind die Pläne der englischen Regierung, eine allgemeine Altersversicherung einzuführen. In einem Aufsatz in der „Contemporary Review" untersucht Harold Spender diese Frage. Er ist der Ansicht, daß sie die wichtigste und schwierigste Aufgabe für die nächsten Jahre sein werde und das weitere Schicksal der heute herrschenden Regierung bestimmen werde. Noch heute gelten die Feststellungen Booths, daß ein Viertel aller alten Leute in England der Armenunterstützung bedarf. Alle private Unterstützung hat versagt. Aber auch das deutsche System findet Spender für England nicht anwendbar, da der Charakter des Engländers eine polizeiliche Reglementierung nicht ertragen werde. In der „Fortnightly Review" verteidigt

Archibald Hurd die englische Flotte gegen die Angriffe ihrer Kritiker. Er untersucht ausführlich die ganzen Verhältnisse und kommt zu dem Resultat, daß die Flotte noch niemals, sowohl absolut als auch im Verhältnis zu andern Flotten, so stark gewesen sei wie heute. Daß sie auch nie so kriegsbereit gewesen. Die Verwaltung sei eine vorzügliche, und man habe gerade in den letzten Jahren eine wirklich hervorragende Arbeit geleistet.

## Amerika.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Amerika werden vor Beendigung der Präsidentenwahlen kaum zur Ruhe kommen. Immerhin scheint aber die akute Börsenkrisis zu Ende zu sein, während die Schwierigkeiten in der Industrie noch anwachsen. In der Januarnummer des „Metropolitan Magazine" spricht John Paul Ryan über die Ursachen und Wirkungen der Oktoberpanik. Er zeigt, daß es diesmal nicht an Prophezeiungen und Sturmwarnungen gefehlt hat, daß aber das Publikum vollkommen sorglos blieb, um nachher desto kopfloser zu werden. Für die kommenden Wahlen wird ein Artikel des „Cosmopolitan Magazine" interessieren. Charles Edward Russell erzählt, wie die betrunkenen Insassen der Lodging-Häuser am Wahltage von einem Bezirk zum andern geschleppt werden, um auf Namen, die sie nie gehört haben, ihre Stimmen abzugeben. In der Tat ist der Wahlbetrug und Stimmenkauf allgemein und jedem bekannt, und bleibt charakteristisch für die amerikanischen Zustände, daß man nicht imstande ist, auch nur die schlimmsten Ausschreitungen zu verhüten. In „McClure's Magazine" schreibt Henry Reuterdahl über die Mängel der amerikanischen Flotte. Er sagt, die amerikanischen Schiffe seien in derselben Lage wie die russischen, deren Panzerung bei der schweren Kriegsbelastung sich unter Wasser befand, während der obere Teil ungeschützt blieb. Auch die fünf neuen in Bau befindlichen großen Schiffe hätten denselben Fehler. Dann seien die Schiffe viel zu langsam. Ein Drittel aller Geschütze wurde unbrauchbar bei stärkerem Seegang. Die Geschoßkammern stehen mit dem Deck in offener Verbindung, und explodieren, sobald ein fremdes Geschoß einschlägt. Reuterdahl setzt diese Liste noch fort und fordert eine vollständige Umgestaltung der Marineverwaltung, der er absolute Unfähigkeit vorwirft.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

---

**Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.**

---

# NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ZWEITES FEBRUAR HEFT






No 8

1908

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES FEBRUARHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1. Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Kindersterblichkeit und Zentrumspolitik in Bayern.

Von

Ph. Stauff.

Das Königreich Bayern ist das klassische Land der Parteipolitik, und zwar nicht im landläufigen, sondern im schlimmsten Sinne, den dieses Wort haben kann. Wenn im bayerischen Landtage ein liberaler oder bauernbündlerischer Abgeordneter einen Antrag einbringt, so brauchte der eigentlich gar nicht verlesen zu werden. Es genügte, wenn man den Namen des Antragstellers verkündete; denn damit wäre der Antrag schon gefallen. Was er enthält, ist dabei ganz nebensächlich. Ich habe mich allen Ernstes schon oft gewundert, daß nicht diejenigen Abgeordneten, welche weder dem Zentrum noch der Sozialdemokratie angehören, einmal in corpore erklären: „Wir tun nicht mehr mit!" Es wäre wirklich von Vorteil, wenn sie das erklärten. Dem Zentrum müßte wenigstens vor dem ganzen Lande die alleinige Verantwortung für das parlamentarische Geschehen zugewiesen werden. Einen Zweck hat nach Lage der Sache die Anwesenheit liberaler Volksvertreter im bayerischen Landtag ohnehin nicht. Die Agitation im Lande wäre wertvoller, und dem Volke könnte direkt und indirekt viel Geld erspart werden. Die Diäten der streikenden Abgeordneten fielen fort, und das Zentrum hätte keine Möglichkeit zu seinen unsachlichen Brandreden im Prannersaal. Vielleicht reichten dann mit einem Male fünf bis sechs Monate im Jahr für die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte aus. Denn so, wie es ist, braucht man mindestens acht Monate und dann noch eine Nachsession. Und — qualitätloser könnte die Arbeit des Parlaments wohl auch nicht werden dadurch.

Am schlimmsten ist es natürlich, wenn der liberale Pfarrer-Abgeordnete Grandinger im Landtage den Mund auftut oder auch nur seinen Namen unter einen Antrag setzt. Mit dem Teufel Bitru selbst würde das Zentrum lieber zusammenarbeiten als mit ihm, und was von Grandinger kommt, davor bekreuzigen sich unsere patentierten Stützen der katholischen Religion und des klerikal-bayerischen Partikularismus. Wenn Grandinger eines Tages im Landtag erklärt, zweimal zwei ist vier, so darf man gewiß sein, daß in stundenlangen Reden die Unrichtigkeit dieses Satzes nachgewiesen wird. Am deutlichsten trat das jüngst in Erscheinung, als er einen Antrag zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit einbrachte und in überaus sachgemäßer, warmherziger Weise begründete. Er wollte einen jährlichen Staatsaufwand von ungefähr 200 000 Mark für diesen Zweck und brachte einen eingehenden Entwurf, um zu zeigen, auf welche Art mit dieser Summe eine wirkliche Besserung der Verhältnisse in denjenigen südbayerischen Distrikten erzielt werden könnte, die jetzt die größte Kindersterblichkeit aufzuweisen haben.

Die Sache hatte Hand und Fuß, und auch die Abgeordneten des Bauernbundes, sowie die Liberalen und die Mannen der Sozialdemokratie traten für den vernünftigen Antrag ein. Natürlich umsonst; das Zentrum mochte nicht. Und das Zentrum hat im bayerischen Landtage die absolute Mehrheit. Man erklärte, daß die Verhältnisse so schlimm gar nicht lägen, wie sie Grandinger in der Begründung seines Antrages geschildert habe, und daß seine Worte geradezu eine Beleidigung der niederbayerischen Mütter bedeuteten, die gerade so gut wüßten, auf welche Weise man für die Gesundheit der Kleinen sorgt, wie die Mütter in anderen Gegenden auch, und wie der Herr Pfarrer Grandinger. Also das Zentrum stimmte kraft seiner Mehrheit den Antrag tot, und eine Reihe geistlicher Zentrumsherren aus den niederbayerischen Distrikten fielen überdies in einer Weise über den Pfarrer Grandinger her, daß man dabei nicht etwa nur jedes kollegiale Gefühl, sondern auch jede Spur von Ehrlichkeit und Sachlichkeit vermißte.

Und jetzt veröffentlicht das bayerische Statistische Landesbureau seine Zahlen über die Bewegung der Kindersterblichkeit in Bayern während des Jahres 1906. Um nicht in den Verdacht zu kommen, als machte ich mir das dort niedergelegte Material einem Parteizwecke gemäß zurecht, folge ich in der auszugsweisen Wiedergabe der Veröffentlichung einer Notiz in Nr. 21 des „Reichsanzeiger“ vom 24. Januar 1908. Da heißt es: Die Veröffentlichung des bayerischen Statistischen Bureaus „läßt erkennen, daß dort (in Bayern) die hohe Kindersterblichkeit noch fast unvermindert andauert, und zwar sind es keineswegs die industriell entwickelten, mit großen Städten durchsetzten Gegenden, die die meisten Opfer liefern. Gerade einige fast ausschließlich Ackerbau treibende Kreise der oberen Donaugegend stehen obenan. In den beiden Bezirksämtern Parsberg und Ingolstadt starben von 100 geborenen Kindern mehr als 40. Selbst die kulturell und wirtschaftlich rückständigsten Teile Deutschlands, selbst die Stätten der Hausindustrie in den Mittelgebirgen erreichen diese Sterblichkeit nicht. Man muß bis nach Rußland gehen, um ähnliche Ziffern zu finden. Die Gebiete der größten Kindersterblichkeit in Bayern bilden einen zusammenhängenden Herd, der südlich von Augsburg und München, westlich von Nördlingen, nördlich von Nürnberg und Amberg begrenzt wird und sich östlich bis zu den Ausläufern des Bayerischen Waldes erstreckt. Es ist also fast genau der Kern des Königreichs. Außer den beiden genannten Bezirksämtern haben noch Stadtamhof, Friedberg, Schrobenhausen, München, Kelheim und Beilngries eine Säuglingssterblichkeit von mehr als 37 pCt., Eichstädt und Neuburg a. D. eine solche von 35—37 pCt., während der Durchschnitt für das gesamte Deutsche Reich im Jahre 1906 bei den ehelichen Kindern 18,6, bei den unehelichen 31,4 und bei sämtlichen Kindern 19,6 pCt. betrug. Hätten die fraglichen Bezirksämter dieselbe Durchschnittssterblichkeit wie das ganze Deutsche Reich, so hätten dort von den lebend geborenen 23 822 Säuglingen von weniger als einem Jahre 2 626 sterben müssen. In Wirklichkeit sind aber

5310 gestorben, sodaß also dieses kleine Gebiet ein nutzloses Kinderopfer von 2700 Säuglingen in einem einzigen Jahre brachte. Das sind mehr Leben, als der ganze Feldzug in Südwestafrika gekostet hat. In Irland und Schweden beträgt die Kindersterblichkeit nur etwa 10—11 pCt. Mit diesem Maße gemessen, würde das vermeidbare Kinderopfer fast 4000 Säuglinge betragen haben."

Soweit die Notiz des „Reichsanzeigers". Ihr ist sachlich nichts hinzuzufügen. Höchstens mag darauf hingewiesen sein, daß es der Kern der katholischen Gebiete Bayerns ist, der die größte Säuglingssterblichkeit aufweist. Es sind diejenigen Bezirke, in denen das Zentrum in allen Wahlkämpfen unbedingt siegt, auch wenn sich sein Kandidat den Wählern garnicht vorstellen würde. Wenn dort die Parteileitung des Zentrums einen blödsinnigen Schäferknecht als Kandidaten aufstellen würde: meine Hand dafür ins Feuer — er würde gewählt.

Aber diese Verhältnisse zu bessern, dazu kann das Zentrum seine Hand nicht bieten. Daß man, wie der Reichsanzeiger sagt, bis nach Rußland gehen muß, um ähnlich unerquickliche Zustände zu finden, kümmert die Herren vom Zentrum nicht. Die Bauern in den genannten Kreisen sind fromm und stimmen fürs Zentrum; wozu sollen sie auch noch klug sein? Da schafft man lieber bei Gelegenheit noch das siebente Schuljahr ab; denn „je gescheiter einer von der Schule kommt, um so größer wird hernach der Lump" nach der Erklärung des Passauer Seraphims.

Daß diese horrende Kindersterblichkeit auch eine enorme Bedeutung hat für das Zurückbleiben der bayerischen Bevölkerungsziffer gegenüber der Bevölkerungsbewegung in den übrigen Gebieten des Deutschen Reiches, ist selbstverständlich. Schon jetzt kann Bayern im Gegensatz zu anderen deutschen Staaten sein Rekrutenkontingent kaum mehr stellen, sodaß bereits eine Herabminderung des Präsenzstandes der bayerischen Armee vorgenommen werden mußte. Daß mit diesem Zurückbleiben der Bevölkerungsziffer auch der Einfluß Bayerns im Reiche zurückgeht, wenn auch langsam und unmerklich — das kann für den logisch denkenden Menschen auch kaum eine Frage sein. Und über eine Minderung dieses Einflusses jammert das Zentrum — ob nun mit oder ohne Berechtigung, sei hier dahingestellt — im bayerischen Landtag anläßlich der Etatsberatung alljährlich ein paar Tage. Man sieht: in Logik sind sie nicht stark, die Herren. Aber sehr stark ist das Brett, das ihre Köpfe vor den Einwirkungen des kulturellen Denkens unserer Zeit behütet.

Für die liberalen Abgeordneten sollte aber meines Erachtens das Schicksal des Grandinger'schen Antrages zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit eine Lehre sein. Daß Zentrum will allein hausen, allein beschließen im Lande Bayern. Es ist nicht gut, daß man es darin stört. Ergibt sich wieder eine Gelegenheit, die mit Parteipolitik absolut nichts zu tun hat und doch auf Grund der Parteirücksichten vom Zentrum erledigt wird, so kann meines Erachtens die einzige Antwort der andersdenkenden Abgeordneten lauten: „Wir haben hier nichts mehr zu tun". Und

kein liberaler Mann darf eines der niedergelegten Mandate aufgreifen. Denn es ist besser, man ist im bayerischen Landtage überhaupt nicht vertreten, als man ist mit einigen zwanzig Mandaten vollkommen einflußlos und läßt sich vom Gegner den Vorwurf der Verhandlungsverschleppung machen, wenn man den bekannten — auch nach seiner Begründung bekannten — liberalen Standpunkt entgegen der selbstherrlichen Zentrumswirtschaft zu den auftauchenden Fragen betont.

Man trage der Sachlage Rechnung und meide den Schein, als ob unter den gegenwärtigen Umständen das Reden und Tun liberaler Abgeordneter in der bayer'schen Kammer von irgendwelchem Wert sein könnte. Und man bringe auch keine Anträge ein, nicht einmal zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit. Vielleicht erscheint den Mitgliedern des Zentrums gerade diese hohe Kindersterblichkeit als ein bayerisches Reservatrecht, an dem man nicht rütteln lassen darf.

---

# Parteien.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Feuer allein kann nichts treiben. Es kann nur verbrennen. Um zu wirken, dazu bedarf es des Wassers und bedarf es eines Zylinders, einer Maschine. Die Partei an und für sich bringt kaum etwas zuwege; wenn sie zu heftig und ausschließlich wird, wird sie nur zerstören. In Verbindung aber mit anderen Elementen und in einem festgefügten Staate kann sie Wohltätiges schaffen.

Um stark zu wirken, muß die Partei von feuriger Glut und metallener Härte sein; nur so kann sie eine bedeutende Stoßkraft entfalten. Nur so kann sie Überlieferung bekommen, jenen Kern ansetzen, der für alles geschichtliche Wachstum unentbehrlich ist. Infolgedessen muß die Partei einseitig sein. Denn nur harte Einseitigkeit hat Erfolg. „Der Handelnde,“ sagt Goethe, „ist immer gewissenlos.“ Um so einseitiger und abweisender muß sie sein, je mehr Fremdes ganz von selbst an sie von außen herantritt, je mehr die Forderung des Tages zu Kompromissen verleitet.

Denn alles ist im Flusse. Wie Rassen, Sprachen, Völker und Staaten, so sind auch die Parteien fortwährendem Wechsel unterworfen. Sogar in das Gegenteil können sie sich verkehren. Die agrarischen Tories sind als Unionists die erklärten Förderer der See- und Weltmacht geworden; vom entgegengesetzten Standpunkt her erwuchsen die kleindeutschen Freisinnigen und Volksparteiler durch den „Block“ zu Verfechtern der Kolonialpolitik. Vor allem haben sich die Sozialisten aller Länder gemausert. In Frankreich und Italien werden sie Minister, bei uns erwärmen sie sich allmählich für Landesverteidigung, und Schippel wenigstens für Kolonien.

Der ewige Fluß der D nge führt denn auch ein beständiges changement de décorations in der Parteistellung, in der Bündnispolitik der Parteien herbei. Warum? Weil eben der Gehalt einer Partei nie gleich bleibt, weil immer einmal diese, einmal jene Grundsätze mehr in den Vordergrund treten, und dadurch eine Anähnlichung bald an die, bald an jene Nachbarpartei hervorgerufen wird. Man darf kühnlich sagen, daß nicht eine einzige Partei völlig isoliert steht, daß eine jede durch irgend einen Grundsatz mit einer jeden anderen, ja mit der entgegengesetzten verbunden ist. Unsere Konservativen fühlen sich durch die starke Überlieferung und das Autoritätsprinzip des Zentrums angenehm berührt. Die Demagogen des Zentrums neigen einesteils zu den Demokraten, zu den Sozialdemokraten, andernteils durch die agrarischen, Bauernbund-Interessen zu dem Bund der Landwirte, der freilich nicht politisch sein will, aber tatsächlich doch Partei ist, wie er den Mitgliedern die Wahl zwischen der Zugehörigkeit zum Bund und einem nationalliberalen Mandate gestellt hat. Der Staatssozialismus endlich, den schon seit langem, namentlich unter Posadowsky, die preußische Regierung getrieben hat, den auch in so mancher Hinsicht Konservative unterstützt haben, berührt sich mit marxistischen Idealen. Sobald es gilt, einer Zurückdrängung fremder Nationalitäten, wie der Polen und der Franzosen in Lothringen, zu begegnen, da stehen Ultramontane und Sozialdemokraten Schulter an Schulter. Die selben Parteien haben gemeinsam gegen das Jesuitengesetz gestimmt. Sie haben in Bayern überhaupt ein dauerndes Trutz- und Schutzbündnis geschlossen. Eine Einzelheit. Niemand hat sich mehr für die Unantastbarkeit der Schwarzen, der Eingeborenen, ins Zeug gelegt, als Bebel. Darin trifft er sich mit dem konservativen Herrn v. Bodelschwingh und anderen Pfarrern, die ihm doch sonst ein Dorn im Auge sind.

Die Folgerung hieraus? Keine irgend denkbare Konstellation ist praktisch unmöglich, keine noch so seltsames Bündnis darf für ganz ausgeschlossen gelten. Caesar stützte sich auf das Volk; ebenso Napoleon III. Jetzt gehen Bonapartisten, also Anhänger des Usurpatorentums, und Orleanisten, Anhänger der Legitimität, als Nationalisten, mithin als Nations-, als Volkspartei, zusammen. Unsere Demokraten hielten früher in ausgesprochener Hinneigung zu proletarischen Lehren; jetzt müssen sie, im Zeichen des Blocks, wohl oder übel selbst Anträge der Konservativen unterstützen. Die Demokraten haben bereits zweimal ihre Haltung geändert. Einst, im Jahre des Heils 1848, waren sie für ein starkes Deutschland, für Flotte, für Krieg mit Polen, Dänemark, Frankreich — dann taten sie sich als Gegner Bismarcks und jeder starken und Ausdehnungspolitik hervor — und nun blasen auch sie das Horn des Imperialismus.

In den Kreuzzügen hob die gemeinsame Zugehörigkeit zum Adel über alle Schranken der Nationalität hinweg. Französische Offiziere, die auf der Burenseite gekämpft hatten und in Gefangenschaft gerieten, wurden von den britischen Offizieren geradezu freundschaftlich behandelt. Die Fürsten Europas fühlen sich als e i n e große Familie. Genau so greifen auch die Parteien über die Grenzen der Nation und des Staates hinaus. Man

spricht von einer roten und einer schwarzen Internationale. Die deutschen Sozialisten sammelten Gelder für die russischen; englische Gewerkschaften haben mitunter deutschen Ausständischen unter die Arme gegriffen. Auf großen Kongressen betätigt sich die Gemeinbürgschaft der Proletarier. Ähnlich helfen sich die Ultramontanen in Polen, Belgien und Italien, in Spanien und Peru. In Rom treffen sich die Katholikenführer aller Länder. Das ist bekannt genug. Dagegen wird viel seltener auf die Verbindungsdrähte hingewiesen, durch die Liberale und Konservative des einen Landes mit denen eines anderen Landes verknüpft sind. Die Liberalen Englands haben stets mit Rat und Tat, mit Geld und Sympathiekundgebung für die Liberalen, ja für die Revolutionäre anderer Staaten gewirkt; so in Griechenland, Bulgarien, Rußland, Persien. Auch unsere Liberalen haben stets britische Muster vor Augen gehabt und solche den Gegnern angepriesen. Eine Zeitlang konnte der Beifall unserer Liberalen sogar den Kadetten und Oppositionsfraktionen des Zarenreiches den Rücken stärken. Die englischen Liberalen wollten einen Schritt weiter tun und nicht nur eine Adresse an den Zaren richten, sondern auch, zur Ermutigung der Duma, einen Flottenbesuch in Kronstadt machen, ein Schritt, der mit knapper Not gerade noch vereitelt wurde. Mit derartigen politischen Maßnahmen hängen die Vorstellungen zusammen, die seit einem Vierteljahrhundert, seit der großen Judenverfolgung in Rußland, von den Israeliten und den mit ihnen öfters verbündeten Liberalen bei auswärtigen Regierungen, in Petersburg, in Bukarest, in Fes, erhoben werden, um eine liberalere Behandlung der Juden zu erwirken. Auch die Konservativen entbehren keineswegs eines außerstaatlichen Rückhalts. Schon im alten Hellas half der Adel von Sparta und Theben adligen Emigranten von Athen. Zunächst: wie bei den Fürsten, so gibt es auch bei den Konservativen internationale Familienverbindungen und Freundschaften Und sie lernen voneinander. Zur Bekämpfung des Anarchismus treffen konservative Regierungen gemeinsame Maßregeln. Der französische Großgrundbesitz geht mit dem spanischen, der englische mit dem amerikanischen, der schwedische mit dem deutschen. Am auffälligsten aber ist die enge Berührung, fast Wahlverwandtschaft zwischen preußischen und russischen Konservativen. In mehr als einer Krise haben die von Konservativen geleiteten beiderseitigen Regierungen mit Rat und Tat einander beigestanden. Auch Bismarck hatte eine merkliche Hinneigung zu den Übermensch-Methoden, die im Zarenreich gang und gäbe sind.

Noch eine letzte Betrachtung. Wir leben in der Zeit der Syndikate, Trusts, Konzerne und Interessengemeinschaften. Der Grundsatz des Zusammenschlusses zeigt sich auch bei den Parteien. Daher die staatserhaltenden Parteien Bismarcks, daher das Kartell Miquels, daher der Block von heute. Der Masse kann man nur mit Masse begegnen, einem Verband der Arbeitnehmer nur durch einen Verband der Arbeitgeber, einem Syndikat der Spiritusproduzenten durch ein Syndikat der Spirituskonsumenten. So konnte die Demagogie des Zentrums und des Sozialismus bloß durch einen Konzern aller anderen Parteien bekämpft werden. Darin liegt die tiefste Existenzberechtigung des Blocks.

---

# Taines Briefe.

Von

Ludwig von Hatvany.

Die Natur wollte einmal die Macht des logischen Denkens, des Willens und der Methode zeigen . . . da ward Hyppolite Taine. Staunend erfuhr an ihm die Menschheit, daß man mit Logik, System und Energie nicht nur ausgezeichnet lernen und lehren, verstehen, denken und erfinden, sondern auch fein und tief empfinden und mit dichterischem Schwung zu schreiben vermag.

Wie oft schildert sich der junge Taine, bereits vom frühesten Morgen an bei seiner Arbeit — vertieft in die Lektüre Platos oder Hegels, die er nur unterbricht, um stundenlang ruhig in den Herd zu starren und hinzudämmern. Doch er läßt sich nicht, wie andere junge Leute, durch das Flammengeprassel in süße oder wilde Träume wiegen, er umwindet da in seiner Gedanken keuschen Einsamkeit mit dem Seil dicht und kräftig geflochtener Syllogismen alle Geheimnisse von Gott und Welt. Die Leidenschaft, zu denken, ist die einzige, die er kennt. Nie wär's ihm möglich, sich in ein schönes Mädchen zu verlieben: „Je n'ai pas cette irréflexion.“ In der Liebe läßt sich die erwünschte Linderung für jeden Schmerz, und selbst für den ureigenen Schmerz des Lebens, nur unter der Bedingung auffinden, daß jene Liebe sich nicht auf eine Person, auf einen einzelnen Gegenstand beschränkt, sondern immer höher, immer allgemeiner wird. Taine nennt die Philosophie seine reine und liebe Maitresse. Doch nützt gegen Spleen alle Weisheit der Welt gar wenig — auch der junge Taine muß ihn über sich ergehen lassen — auch er fühlt sich oft gräßlich allein — in diesen furchtbaren Momenten, wo alles zusammenzustürzen scheint, sind ihm der Trieb des Forschens, die geometrische Wissenschaft, die einzig sicheren, festen Punkte. Sein Halt, sein Glaube, seine Ethik, seine Lebensregel, seine Moral heißt: Wissen; ein Fanatismus, eine Trunkenheit der Methode lebt, ja lodert in ihm.

Einst, als er in der Öde irgend einer Kleinstadt zum Mittelschullehrer verdammt, sich recht erbittert fühlt, und ihm Aristophanes, ja selbst sein Hegel nicht mehr zum Troste gereichen, erwacht in diesem Bibliothekseinsiedler ein weltlicher Wunsch: er möchte nach Paris! Doch nicht die Gesellschaften, die Theater, nicht die Unterhaltungen locken ihn, er träumt von anderen Orgien, er möchte chirurgische Operationen, er möchte sezieren sehen, um seine erschlafften Fähigkeiten zu beleben.

Alles menschliche Tun verwandelt er seinen Neigungen gemäß in Gedankenwerk. Politik nennt er die Idee, welche sich in der Richtung der Tatsachen, Kunst hinwiederum die Idee, welche sich in der Richtung der Schönheit ins Werk setzt. Beethoven, so soll er sich geäußert haben, sei schön wie ein Syllogismus! Er empfindet

nichts, er entschließt sich zu nichts, er urteilt über nichts — hat er nicht seinen Eindruck erklärt, klargelegt, die Essenz der Erscheinungen ausgezogen, man könnte sagen ausgesogen und in einige vereinfachende, prägnante Worte gefaßt. Er erinnert an den Helden seines Lieblingsschriftstellers Stendhal, an Julien Sorel, der sich von der Provinz auf einmal nach Paris in den Salon eines Grand Seigneurs versetzt findet und dort vor allem beschließt, ein Werk über den Charakter jeder einzelnen Person zu schreiben. So möchte auch Taine im großen Salon des Universums über alle edlen Figuranten, über Sonne, Mond und Sterne, über die Erde mit all ihren lebenden und leblosen Bewohnern sein abschließendes Wort geschrieben haben. Auch über sich selbst kommt er nicht hinweg, ehe er die einzelnen Stadien seines Lebens nervig und kurz zusammengefaßt aufs Papier gebracht hat . . . nur wenn er sich definiert, kann er sich überwinden und vorwärtsschreiten. Das ist die Lyrik des Gedankenmenschen — die Erleichterung, die dem Dichter ein Lied gewährt, gibt ihm die Definition! Wenn Taine durch eine solche Selbstschau auf die Spur irgend einer Unvollkommenheit kommt, dann macht er sich allen Ernstes an die Arbeit der Ergänzung. Nie bleibt er beim Vorsatz — rastlos, systematisch, hartnäckig verfolgt er den Zweck, bis er ihn erreicht. Er kennt keine jähen Übergänge, keine Sprünge — nie läßt er sich von seiner Laune hinreißen. Jedes Gebiet wird Schritt für Schritt erobert. Nie wagte er sich daran, Geschichte zu schreiben, das heißt Menschen zu schildern, nie Politik zu treiben, das heißt Menschen zu lenken, wenn er die Grundfrage nicht ins Reine gebracht hat: wo denn der Platz, was denn die Rolle des Menschen in der Welten ungeheurem All ist?

Auf diese Weise ist es ihm gelungen, jeden Gedanken über das Tatsächliche und Begreifbare in das Unlösbare des kosmischen Problems zu binden; ohne selbst davon zu wissen, schwang er sich dadurch so hoch ins Abstrakte, daß er keines Entschlusses, keiner Tat mehr fähig war. Bei einer Wahl verweigert er seine Stimme abzugeben, da er mit den Verhältnissen, mit der Geschichte Frankreichs nicht genug im klaren sei, um sich das gute Recht eines Urteils zuzutrauen. Nach dem Coup d'état ist seine Seele mit Abscheu erfüllt — aber er drängt das Gefühl in sich zurück und trachtet den Willen der Majorität zu begreifen. So setzt er sich mit dem Kopf gegen jede Regung der Seele zur Wehr. Was ist die Ursache des Verfalls im modernen Frankreich? — das ist die sehr nüchterne Frage, die sich nach dem deutsch-französischen Krieg mit all dem Leid des Patrioten auf seine wunde Seele wälzt. Nun erst, nachdem er nach zwanzigjährigen Studien den Kreis fast aller Wissenschaften durchlaufen und dadurch das Recht, Menschen zu schildern, Geschichte zu schreiben, endlich erlangt hat, fühlt er die Zeit gekommen, wo er vor der Beantwortung dieser Frage nicht mehr zurückscheuen müsse.

Sein Verhältnis zur Tat, zum praktischen Eingriff in Menschenschicksale ändert sich, sobald er zum Geschichtsschreiber wird. In seiner ersten Periode war seine Meinung, der Gelehrte habe die Wahrheit, um nichts bekümmert, voll herauszusagen; er solle seine Pflicht als Staatsbürger erfüllen, aber im Moment, wo er die Feder ergreife, sich

weder um Staat, noch um Religion mehr kümmern und alles Gefundene frei verkünden. Nach dem Krieg lenkt ihn die Historie zur Schwelle der Tat. Er möchte die Fehler der Verfassung aufdecken, um die Wege der möglichen Genesung zu zeigen. Doch bald ertönt aus den Briefen die Resignation; er merkt, daß man mit Büchern nicht regieren kann, daß Geschichte und Politik zwei verschiedene Sachen sind; wieder spricht er davon, sich der Tat fernzuhalten; doch ist das keine freiwillige, stolze Zurückweisung, sondern die wehmütige Einsicht der Aussichtslosigkeit jedes solchen Vorhabens. Er gelangt endlich zum resignierten Schluß, daß der Gelehrte schreibe und forsche, um seinen Neigungen nachzugeben; um sich in Schriften auszuleben, um einige gebildete Leute — vielleicht nicht einmal Franzosen! — damit zu belehren und zu unterhalten Völkerschicksale ändern, auch im geringsten bessern, könne der Historiker ebensowenig, wie der Philosoph.

## II.

Wie entwickelte sich aus Taines Gabe, unerbittlich scharf und logisch zu denken, schnurgerade Gedankenketten zu bilden, ein künstlerisches, mannigfaltiges, alles umfassendes Wesen? Wie vollzog sich diese Wandlung des einseitig logischen und bei aller Schärfe doch so plumpen Gedankenwerkzeugs in den feinsten, heikelsten, durchdringendsten Fühlapparat? Fand denn diese Verfeinerung, diese Vervielfältigung auch tatsächlich statt? Oder ist's bloß ein täuschender Schein, der bei näherer Betrachtung zerfließt? Alle diese Fragen können in eine einzige zusammengefaßt werden: wie ist der Künstler, und ist denn überhaupt ein Künstler im wahren Sinne des Wortes aus diesem Denker entstanden?

Anfangs vertraut sich Taine blindlings seinen gradlinigen Argumentationen an und kann sich nicht genug wundern, wenn seine Evidenz nicht auch sofort die eines anderen wird. Nicht nur über Weltliches, sondern auch über alles Außerweltliche soll der Syllogismus, wie ein ewige Wahrheiten spendender Born, befragt werden. Taine zweifelt an der allgemeinen Gültigkeit, an der zwingenden Kraft der Antworten, die er erhält, nicht im mindesten.

Prévost-Paradol, der spätere Diplomat und glänzende Essayist, Taines Mitschüler und bester Freund, kann an die Existenz eines höchsten Wesens, an Gott nicht glauben. Taine ist darüber verzweifelt; er schreibt ihm unter anderem: „Da hast Du nun eine Demonstration in sechs Zeilen. . . . Sie ist ganz einfach.“ Wir wollen die Demonstration nicht anführen; genug, sie ist klipp und klar, tatsächlich ganz einfach; der Gottesbeweis ist in drei folgerichtigen, durchsichtigen Axiomen geliefert. Doch Prévost-Paradol war nicht so leicht herumzukriegen. Er verblieb weiter bei seinem Unglauben, und wir müssen ihm darin vollkommen recht geben. Taine jedoch konnte damals noch nicht einmal begreifen, daß Einfachheit, Klarheit, Folgerichtigkeit, Durchsichtigkeit mit überzeugender Kraft, besonders in derlei Sein- und Nichtsein-Fragen

keineswegs zusammenfallen, und dringt immer darauf, Prévost-Paradol möge sich endlich vor der Macht der Beweise beugen. Es ist fast um seine Freundschaft getan, als Prévost weiter bei seiner Verneinung bleibt.

Derlei Erfahrungen müssen endlich Taine zur Erkenntnis geführt haben, daß zur Übertragung von Ideen, zur vollen Gefangennahme einer ganzen Persönlichkeit mit allem Mächtigen, ja mächtigsten Irrationellen eines Menschen, noch ganz andere Mittel vonnöten sind, als bloß die Kraft eines fehlerlosen Schlusses, einer geschickten Deduktion, des klaren Ausdrucks klarer Gedanken.

Sarcey erzählt, daß Taine auf der Hochschule unter den vielen brillanten Kollegen durch seinen dürren, schmucklosen Stil peinlich auffiel. Er beschloß daher, sich einen Stil zu machen: „Il faut se faire un style."

So erwachte der Künstler im Denker. Er gibt seinen Worten eine poetische Färbung, er trachtet seine Ideen durch Bilder ins Auge springend darzustellen — seine Poesie entspricht kaum einem innern Bedürfnis, sie ist eher Mittel zum Zweck einer möglichst vollständigen Gedankenübertragung. Die Macht der schönen Sätze soll die Leser für die Ideen gewinnen. Alle Vorteile und Nachteile des Taineschen Stils lassen sich aus diesem Ursprung ableiten; in der Folge werde ich trachten, festzustellen, daß auch manche Eigenheiten seines Denkens, die Grenzen seines Begreifens und seiner Darstellungskraft durch die Art und Weise seines Ausdrucks bedingt sind.

Wie er es anstellte, um schon in seinen ersten Werken als vollendeter Stilist hervorzutreten, das verraten uns einige seiner späteren Briefe, in denen er auf die Entwicklungszeit zurückblickt. Vor allem hatte er einen guten Professor der Rhetorik, der ihm von Kindesbeinen die Kunst der klaren Komposition beibrachte; selbst seine philosophischen Neigungen entsprangen der Rhetorik.

Es hieß nun, das Skelett eines gut gedachten Werkes mit Fleisch und Haut zu bedecken; die Glieder gelenkig zu machen und durch den ganzen Körper das Netz feiner, empfindlicher Nerven zu ziehen.

Einst geschah es, daß jemand im Namen einer feinen, sensiblen, sehr unglücklichen Dame sich an den bereits weltberühmten Taine mit der Bitte wandte, zur Bezwingung ihres neurasthenischen Lebensüberdrusses ein Mittel anzugeben. Taine gibt zur Antwort, die Dame müsse Künstlerin und zwar Schriftstellerin werden. Habe man eine allen schönen Eindrücken zugängliche Seele, so müsse man nur w o l l e n. Man müsse sich zwingen, seine Eindrücke in kleine, genaue Sätzchen zu bannen — was sich doch durch unausgesetzte, alltägliche Übung in zwei, drei Jahren erreichen lasse. Habe man es in der Beschreibung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, dann komme der Dialog an die Reihe. Die Ursache jedes Gelingens bei den besten Autoren müsse festgestellt, die Emotion, welche eine Stelle emporhält, müsse erforscht werden. Auch dürfe man die Charaktere, die Abhängigkeit der Charaktere voneinander, von Zeit und Ort nicht außer acht lassen usw.

Ob die Dame diese Ratschläge befolgt hat und Schriftstellerin geworden ist, das können wir aus dem anonymen Schreiben nicht feststellen. Es ist kaum wahrscheinlich. Überhaupt wäre dieser Brief, wie jedes andere Kunstrezept, mit seinem unangenehmen Beigeschmack von „Geschicklichkeit ist keine Zauberei“, mit seiner, alle Kunst zur bloßen Fertigkeit entweihenden Tendenz, geradezu empörend oder doch lächerlich, rührte er nicht von Taine her. Dadurch gewinnt er, als Zeichen seiner liebenswürdigen Selbsttäuschung, er habe sich aus Nichts zu einem Talent gedrillt, den Wert eines Geständnisses. Und wenn Taine gar schließlich erklärt, daß ein Zweck, den man unverdrossen verfolge, ein System, das man nicht loslasse, zur völligen Zufriedenheit, zum Glück führe, wer merkt da nicht, wie alte Erinnerungen in ihm aufsteigen? Ähnlich hört man seine Stimme aus allgemein gehaltenen Ratschlägen, die er seinem Neffen André Chevrillon, der Literaturhistoriker werden will, erteilt. Könnte man nur diesen Briefen Glauben schenken, so gibt es ein Verfahren für jedermann, um glänzende Essays zu schreiben!

Dieser Glaube an Lehren, Dogmen, Theorien in Sachen der Kunst ist eben das, was ihm als unvertilgbare Spur seines Entwicklungsganges immer haften blieb. Taine vergißt, daß man des ganzen Talents eines Taine bedarf, um Taines Schriften zu schreiben. Natürlich klafft ein schmaler, aber tiefer Riß zwischen seinem und eines Künstlers Wesen, selbst dem eines Artisten, dessen Schriften bedeutend minderwertiger sind als die Werke dieses großen Begreifers und Willensathleten. Taine fehlt das Bezeichnende des Artistentums: das schlichte Sichgehenlassen, das sichere Vertrauen zum ersten Eindruck. Die minder entwickelte Empfindsamkeit verrät sich im Übertriebenen seiner Darstellung. Einem schönen Erzeugnis der Natur oder der Kunst gegenüber jauchzt in Taine der Instinkt nicht entgegen — nichts wendet sich in ihm verletzt vom Häßlichen hinweg; er sucht, er tappt, er ringt nach einem Gefühl, nach einer Stimmung — beide erlangt er nur, wenn er die Erscheinungen in ihrem Werden erklärt, verstanden, zersetzt hat — er wittert hinter dem Verständnis verborgene Gefühle und Stimmungen — er zieht sie, zerrt sie hinaus ans Tageslicht und faßt sie dann in fortwährendem Kampf gegen seine „mauvaise nature“, der man so alles mit Anstrengung abgewinnen muß, in kleine, wuchtige, dicht wie Hagel klopfende, einen von überall bestürmende, überrumpelnde Sätze, — man fühlt die Kraft, man gibt ihr nach, aber man fühlt auch die Bemühung, die darin steckt. Längst hegte ich den Verdacht, daß dieser Stil eine gewisse Furcht vor eigenen Impressionen, eine Unsicherheit des spontanen Urteils, einen Mangel an Sensibilität verberge — nun bringen die Briefe die Bestätigung dieses Verdachtes. Man hat nur Taines Bücher vorzunehmen und kann fast überall gegenüber der Buchdarstellung in den Briefen ein bedeutendes Minus an Erlebnissen vorzeigen. Der gute Glaube Taines soll damit nicht im mindesten bezweifelt werden — in England oder Deutschland hätte er sich mit allen Kanten und Ecken seiner Persönlichkeit, in der ganzen Schroffheit seines gewaltigen,

wenn auch unkünstlerischen Wesens entwickeln können — in Frankreich mußte er sich in eine Uniform zwängen. Deshalb trennten sich im Leben Künstler und Mensch und fanden sich vereinigt nur in den Werken wieder.

III.

Anno 1854 bricht der junge Taine ohne viel Umstände den Stab über die ganze Malerei der Renaissance — sie enthält nicht genug Gedanken für seine Ansprüche. Die Maler seien wie gute Arbeiter — ihr Ideal sei, einen gut gezeichneten Körper zu malen, ihre Ambition gehe darüber nicht hinaus. „Diese Menschen hatten einen engen Verstand — und gar keine Erfindung,“ selbst Michel Angelo nicht — der dachte auch, mit der ungeheueren Macht und der größtmöglichsten Variation körperlicher Formen alles ausdrücken zu können, und kam dabei über die Anatomie nicht hinweg. „Ein Menschenknäuel (un empilage de bonshommes), das ist sein letztes Gericht.“ Da lobt sich Taine die philosophisch gebildeten und erzogenen Delacroix und Martin.

Dieses unglückselige Denkerkind hat noch keine Augen, keine Sinne — es weiß noch nicht, daß Kunst weder Gedanke noch Form, sondern ein Ich ist, das sich vibrierend zur Gestaltung bringt, einerlei, ob diese Gestaltung durch gut gezeichnete Körper, durch Töne, Laute, Worte, mit Hilfe von Regeln oder auch gegen alle Regeln sich vollzieht. Auf einer Reise in den Pyrenäen scheint Taine zuerst das Bewußtsein erlangt zu haben, wie weite Lande jenseits der Ultima Thule unseres menschlichen Verstandes liegen. Von einer Bergspitze blickt er unruhig umher und bemerkt, daß er seine Sinne zum bloßen Schauen nicht erzogen hat — er kommt darauf, daß man sich durch schöne Ansichten die schönsten Aussichten jämmerlich verderben kann. Wie bereits gesagt, Taine entdeckt nie einen Fehler, ohne sich sofort an seine Verbesserung zu machen. Er stellt sich die Frage: wie sieht der Maler? und beschließt, nach ruhiger Zurechtlegung, mit Maleraugen umherzublicken. Natürlich ist vorerst der Maler, wie er ihn sich konstruiert, ein reiner Palettenliterat, ein Schriftsteller mit Farben, der seinen Pinsel besser in Tinte tauchen sollte, ein Mann, der in Farbenkontrasten nicht das ergötzende Spiel von Hell und Dunkel, sondern wahre Tragödien lebloser Dinge sieht. Taine glaubt, die Farbe sei die Leidenschaft der Gegenstände; er glaubt auch, daß einem Künstler jede Brechung der Linie einen Schmerz bereiten, daß eine Schlingpflanze, ein krummer Stamm, der sich vor ihm windet, ihm wie der Anblick eines vor ihm hinsiechenden, unbeholfenen, alten Menschen Tränen entlocken, daß hingegen die dicke, geistlose Rundlichkeit eines Kreises, die elegante Einfachheit der Ellipse, die wonnige Hinschmiegung der Wellenlinie seine Seele mit Lust erfüllen muß.

Aus diesem Ideenkreis ist Taines Werk: „Die Reise in den Pyrenäen“ entstanden, worin es ihm gelingt, manche, vom Wind der Berge wild durchwehte, vom nassen, duftigen Hauch der Föhren frisch durchtränkten Seiten zu schreiben, auch bringt das Buch zum Schluß, wie zur Entschuldigung seiner Poesie, eine ganze Theorie und

Philosophie der Naturfreude. So gelingt es Taine, durch bedachtsames Zurechtlegen, den Seelenzustand eines spontan vom Anblick der Landschaft Hingerissenen vorzustellen, ihn sogar zu überflügeln. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß sich in Taines Seele nichts geregt hat, wir wollen nur darauf hindeuten, wie das Buch jenes Plus der Sensation bringt.

Wer könnte vergessen, wie sich in seiner „Philosophie de l'art" aus dem satten, reinen, blinkenden Bild Hollands die von Samt und Seide rauschende, von Blut rinnende, von Fleisch weich schwellende, mit dem fetten Schmelz reifer Trauben matt glühende Schilderung der holländischen Kunst sich entwickelt?

Wie liest sich dagegen der briefliche Bericht Taines an seine Mutter:

„Die Reise ist ganz angenehm. . . . Ich langweile mich nicht. . . . Ich fische mir viele Ideen aus allem heraus, die ich dann in Paris auszuarbeiten gedenke. . . . Die Reise wird mir nützlich sein, ich werde einige Artikel über Rubens daraus ziehen. . . . Glaubt ja nicht, daß ich in einer Ekstase lebe. . . . Bilder und Kirchen machen mir mehr Freude dadurch, daß sie in mir neue Ideen und Anschauungen erwecken, als durch ihre eigentliche Schönheit. Ich bin Kritiker und kein Künstler. . . ."

Als ob der Kritiker nicht ein Künstler im Empfangen sein sollte, sein müßte?

Eine der besten Schriften Taines ist sein Buch über England; ein englisches Warenhaus und eine Galerie, ein Ladenschwengel und ein Dichter, eine Straße und eine Zimmereinrichtung, das Parlament und eine Fabrik — alles scheint ihn anzuregen, aufzuregen.

Man höre nun den Londoner Bericht an seine Mutter:

„Dieses große London ermüdet mich und macht mich traurig: Ich erfülle gewissenhaft meine Pflicht als Anatom, aber sonst ist nichts mit mir los."

Kaum glaublich ist es, daß sich diese Erscheinung auch in Italien wiederholt.

Was er in Italien gefühlt und gedacht, soll seine Mutter, so schreibt er ihr, aus seinen Notizen erfahren; aus den Notizen, die das Material des berühmten Buches über Italien und der schönsten Kapitel der Philosophie der Kunst werden sollten. „Im Grunde genommen sind diese Aufzeichnungen falsch, sie geben meinen Seelenzustand nicht wieder. . . . Der Künstler und Beobachter schildert sich in ihnen und nicht der Mensch. In Wahrheit ist der Mensch ganz was anderes . . . Um offen zu reden, ist mein Vergnügen nicht sehr groß. . . . Ich bekomme viel Interessantes, doch wenig Genießenswertes zu Gesicht . . . Ich lerne viel und freue mich wenig . . . Die Figuren und Formen reihen sich in ein Ideensystem, die ihnen ein Relief geben. . . Ich fand in den Statuen und Bildern eine zweite Literatur, die die andere erklärt und ergänzt.

Es wäre unnütz, weiter zu zitieren. Er faßt seine ganze italienische Reise als die Wanderung eines Historikers und Psychologen durch die Kunst zusammen. Man könnte diesen Spruch auf sein ganzes Leben und Wirken treffend anwenden. Immer führen weite Strecken vom unzulänglichen Eindruck zur vollen, übervollen Gestaltung, — weite Strecken, auf denen Taine vom Willen und vom Gedanken weitergetragen wird.

Wie anders bei Goethe, dessen Reiseberichte weniger als seine Reisebriefe geben und dessen Brief weit hinter dem empfundenen, mächtigen Schauder zurückbleibt, — dessen Wort das Gewaltige, Unmeßbare, Ungeheure des Erlebnisses nur ahnen läßt!

Am empfänglichsten unter allen Künsten war Taine natürlich für Literatur; in alles drängt sich die literarische Reminiszenz — sieht er etwas, so steigen in ihm Leseerinnerungen auf — „mes lectures me reviennent“. Seine Spezialität, seine ganz besondere Virtuosität besteht ja eben auch darin, durch geschickt zusammengestellte Berichte Zeiten, Menschen, Landschaften zu beleben. Doch die Empfindung des Allzugrellen verläßt uns auch dann nicht, wenn wir seine literarischen Essays lesen. Immer dieselbe Überfülle, die ein Manko verdeckt. Schriftwerke muß er nicht minder, wie Gegenden, Bilder oder Menschen in sein System reihen, um ein Verhältnis zu ihnen gewinnen zu können.

Was war nun jenes System, welches er für so wertvoll hielt, für welches er so viel Opfer brachte, um dessentwillen er, um es durch Beweise zu stützen, alle Gebiete des Wissens und Fühlens durchwanderte? Eigentlich war's nur ein Umweg Taines um seine „mauvaise nature“. Indem er die Erscheinungen in seine Methode hinübergleiten läßt, spielt er unvermerkt das Künstlerische in das Historisch-Psychologische hinüber. Rasse, Zeit- und Milieu-Studien sind seine Anhaltspunkte, seine Leitersprossen, um mit seinem positiven Geist festen Schrittes Höhen zu erklimmen, wohin ein anderer nur im Flug getragen wird. Auch indem er aus der Hypertrophie einer Eigenschaft, aus der sogenannten Dominante gerne eine Person, ein Volk, eine Stadt oder eine Landschaft erklärt, geht er eigentlich nicht der Natur nach, sondern nur seinen eigenen Neigungen. An die Dominante sich klammernd, kann er seiner Darstellung jene Wucht und jenes Relief geben, mit deren Hilfe er sich über sich selbst hinaushebt.

Das Tainesche Essay ist bunt und belehrend, zieht das Mannigfachste in sein Bereich, doch fehlt dabei oft das Eigentliche, das Letzte, das Adäquate des Eindrucks, das wir von Sainte-Beuve immer bekommen. Erblickt man etwas, was man nur aus Taines Beschreibung kennt, liest man ein Buch auf seine Empfehlung, so empfindet man zuerst eine Enttäuschung. Man muß das Auge den matteren Lichtern der Wahrheit anpassen, um des Lebens blassere, aber um so nuancenvollere, abwechslungsreichere Farben genießen zu können. In Taines Schilderung fehlt alles, was die Wirkung und Geltendmachung einer Eigenschaft beeinträchtigt, das Hervorragende in der Natur dämpft. Er stellt zwar seine Charakteristiken gerne aus petit faits zusammen, aber sie werden großen, scharf begrenzten Gesichtspunkten untergeordnet. Das Nebensächlich-Anhängende, das Zufällige gibt jeder Beschreibung Leben und Bewegung — fehlt es, so kann man die großartigsten Wirkungen erzielen, aber immer nur auf Kosten des Lebens, denn diese Macht ist zugleich auch Starrheit. Taine schafft keinen Luftkreis um die Erscheinungen, er hüllt sie in ein dichteres, heißeres Element.

Natürlich liegt in all dem ein Grund von Pedanterie, seine Kunst könnte ein

Böswilliger die Rhetorik der Pedanterie nennen. Doch das ginge entschieden zu weit! Denn nie hat noch Pedanterie der größten, der schönsten Empfänglichkeit so ähnlich gesehen, sie noch nie in so mancher Hinsicht übertroffen! Doch bleibt der pedantische Bodensatz immer bestehen. Sainte-Beuve fühlte ihn auch heraus; gab es sogar bei einer Gelegenheit Taine selbst zu verstehen.

Dies geschah, als Taines Buch erschien, worin er unter der Maske eines amerikanischen Schweinehändlers das Pariser Gesellschaftsleben in lustigen, schneidend-herben Croquis schilderte. Das Buch erschien in einem Witzblatt, artikelweise — doch muß man nicht denken, daß Taine lustig war um der Lustigkeit, geistreich um des Geists willen — ob Spaß oder Poesie, alles hat bei ihm dieselbe Funktion, seine Ideen dem Publikum einzuflößen. Nichts aus Freude an den Sachen selbst zu tun, ist auch eine jener Eigenschaften, die ihn immer vom Künstler trennen werden. Indem er nun Sainte-Beuve bittet, seine Meinung über das Werk zu äußern, macht er ihn auch zugleich aufmerksam, daß sein Buch trotz der drolligen Form eigentlich sehr ernst gemeint sei. Es sei nichts weniger und nichts mehr als die Anwendung der Taineschen Lehren auf die Gegenwart.

Sainte Beuve empfand das Groteske des Unterfangens, einigen treffenden Bemerkungen und witzigen Aussprüchen die Geltung von Gesetzen geben zu wollen, und der alte, kluge Fuchs schreibt einen sammtenen, höflichen, dämonisch-sarkastischen Brief. „J'hésite, je flotte . . .“, doch eigentlich ist seine Sprache nicht zu mißdeuten:

„Diese Aufzeichnungen haben den Fehler aller Urteile, die Sie über die Gegenwart fällen. Sie wählen da eine äußerst gefährliche Art, Theorien auf ihre Wahrheit zu erproben — an Ihrer Stelle würde ich mehr acht geben. Man kann die Dinge auf die verschiedenste Art ansehen. . .“

Heißt das nicht soviel, als hätte er gesagt:

„Lieber Freund! Sie sind ein Ideolog, ein Doktrinär. Sie erfreuen sich nicht an der Beobachtung von Menschen; Sie wollen eine Lehre triumphieren lassen. Recht schön von Ihnen — es wäre ein Verbrechen, Ihnen das zu verargen — besonders da Sie Ihre Hypothesen so glänzend vortragen können — und macht einem doch nichts auf der Welt so viel Spaß, wie ein schöner Vortrag; doch ich beschwöre Sie, halten Sie Ihre schönen Vorträge über die gute, begrabene, bequeme Vergangenheit, damit die Tatsachen einem nicht in die Augen springen, einem die Freude nicht verderben und Sie sofort widerlegen.“

Taine empfand den Stachel nicht, oder wenn er ihn auch empfand, er konnte sich nicht helfen. Er war übrigens in dieser Beziehung sehr arglos. Als er zuerst nach England kam, fand er Land und Leute den Vorstellungen, die er sich über sie gemacht hat, vollkommen entsprechend und folgerte daraus, daß man über das alte Rom und Athen sich nicht minder ein exaktes Bild machen könnte als über London — daß es eine Möglichkeit gäbe, Geschichte der Wahrheit vollkommen entsprechend zu schreiben.

Er vergißt immer, daß man „die Dinge auf die verschiedenste Art ansehen kann“, er bemerkt nicht, daß er London durch die Brille seiner Ideen und vorgefaßten Meinungen besichtigte. Nur so gelang es ihm dort, die Bestätigung seiner Ideen und seiner Wahrheiten zu finden. Wie sollte man solchem Irrtum nicht noch mehr in versunkenen Städten ausgesetzt sein, zu denen einen nur die Phantasie führt oder eine Wegweiserin, die — dem Anschein nach so züchtig und gelassen — eigentlich noch viel zügelloser ist als die tollste Phantasie: ich meine die Wissenschaft der pragmatischen, der Urkunden erforschenden Geschichte?

## IV.

Lehren werden von der Vergangenheit destilliert; vertraut man sich statt dem Leben den Regeln an, so wird man mit der Zeit konservativ; noch so umfassende Lehren reichen nicht aus, um des Lebens immer wechselnde Erscheinungen zu umfassen. Wer hätte das vom jungen Heißsporn Taine voraussagen können, von dem jedes Buch Schulen aufrüttelte, Akademien empörte, daß noch eine Zeit kommen werde, wo er konservativ genannt werden kann. Und doch, er änderte sich nicht, er entwickelte sich nur. Vom Jüngling, der einst Gott in sechs Zeilen beweisen wollte, führt ein gerader Weg zu dem alten Gelehrten, der in allen Begriffen der Ästhetik, der Moral, der Politik, der Geschichte mathematische Verhältnisse finden, in ihnen Kraft- und Quantitätsmessungen anstellen und die Parallele zwischen den physischen und den Kräften, die die moralische Welt leiten, in 8, sage acht, Maximen auch auszuführen sich nicht scheut.

Natürlich mußte Taine selbst vor den notwendigen Folgen seiner Lehren, dem Realismus, erschrecken. Er war es, der einst auf die Wichtigkeit des p e t i t f a i t, des augenscheinlich unwesentlichen und eigentlich doch so wichtigen Details hinwies, er war es auch, der vor allem menschliche Dokumente ohne Rücksicht auf ihre Schönheit, auf ihren Nutzen oder auf ihre Nutzlosigkeit sammeln wollte — nun, da sich eine ganze Schar junger Künstler dieser Ideen bemächtigt, möchte er diese Vorrechte der Wissenschaft reservieren. Man folgt dem Historiker, wenn er menschliche Abarten darstellt, wie einem Arzt, der seziert. Ein Romancier erzählt jedoch nicht die Wahrheit, er schafft seine Typen frei, und man wird von all den schlechten Gerüchen erdrückt, ohne dafür eine Entschädigung in der Belehrung zu bekommen. Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß des Künstlers Größe in der Darstellung seines Ideals liegt, daß es eine Skala des Ideals geben muß, dessen Abstufung nach seiner wohltuenden Wirkung bemessen wird. Kaum ist es zu glauben, daß Taine den neuen Künstlern und Schriftstellern, mit denen er korrespondiert, — als könnte Kritik die Kunst leiten! — immer und immer wieder Hinweisungen auf seine eigenen Ausführungen gibt. Statt Bourget zu sagen: „Gehen Sie Ihren Neigungen nach, je freier, desto besser, seien Sie S i e selbst“, überschüttet er den Romancier mit Ratschlägen; immer kehrt die peinliche Wendung wieder: V o y e z-c e q u e j'a i d i t l à-d e s s u s . . . und der Paragraph wird angegeben, dem man nur zu folgen hat, um ein Kunstwerk zu schreiben.

Regeln sind nicht nur Ketten, sondern auch Schranken. Je größer, je bedeutender ein Mensch, um so weniger kommt man ihm mit Regeln nahe; Persönlichkeit ist ja gleichbedeutend mit Ausnahme. Das Wort, so heißt eine Regel Taines, sei nicht da, um mit der Farbe zu konkurrieren; deshalb sei die allzu große Sorgfalt der Beschreibung in Flauberts Büchern verfehlt. Selbst eines solchen Mannes halber ist er nicht gewillt, die struppige Hecke seiner Regeln zu durchbrechen; da er ein für allemal festgestellt hat, daß Worte im Kampf mit der Farbe den Kürzeren ziehen, will er davon nichts wissen, daß die Worte eines Flaubert diesen leuchtenden Kampf nun doch getrost wagen können.

Dem Stil der Modernsten hält er wieder entgegen, daß man vor allem für die Augen schreibe und daher einen klaren Ausdruck wählen müsse. Immer eine Verstandesvorschrift! Gewiß: Klarheit ist eine ausgezeichnete Qualität — aber es gibt viele Künstler, die ihre Ziele in der nebligen Verschwommenheit des Ausdrucks besser erreichen können. Weshalb ihnen das verwehren? Taine warnt seine Tochter vor Verlaine wie vor einer Gefahr. Seine Motivierung ist wahrhaft erschreckend. Er geht davon aus, daß jedes Kunstwerk zwei Teile habe: der eine sei der lebhafte, malerische Ausdruck, der andere hinwiederum das Intellektuelle, das Planmäßige der Komposition, die logische Aneinanderreihung. Dieses letztere vernachlässigten nun die Impressionisten: Verlaine, die Goncourts, Daudet usw.

Natürlich kann Taine keine deutsche Prosa vertragen. Er vergleicht die Romane Goethes mit den Schriften der geschwätzigen Pedantin Frau Cottin. Den riesigen Unterschied zwischen schwächlichem, geschwätzigem Sichgehenlassen und ruhigem Ausbreiten, den weithin tragenden, stillen Schlag mächtiger Flügel scheint er gar nicht zu fühlen. Er ist zu sehr an Balzac, Stendhal und Mérimée, überhaupt an die französische Novelle gewöhnt, durch sie zu sehr verwöhnt. Eine Geschichte, die nicht dasteht, wie auf eigenen Füßen, wie seit einer Ewigkeit, wie von niemandem geschaffen, die sich nicht selbst zu erzählen scheint und, wie die deutsche Novelle, den Erzähler in der Erzählung sehr stark fühlen läßt, die merkwürdig verschlungene Mäanderwege beläuft, fortwährend mit Einsturz droht, die nur von der immerwährend sich in die Handlung einmischenden Persönlichkeit des Autors wie von einer stützenden Säule emporgetragen wird, verdient nach Taine nicht einmal den Namen eines Romans oder einer Novelle. Welch Glück, daß er sein geplantes Buch über Deutschland nicht geschrieben hat. Man denke sich folgende Idee als Dominante eines Werkes nach Taines vergrößernder, vergröbernder Art ausgeführt:

„Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, „Dichtung und Wahrheit“, „Die Wahlverwandtschaften“ von Goethe sind schlecht geschrieben, das heißt überhaupt nicht geschrieben; sie enthalten einen Grund akademischer Phrasen. Diese Menschen haben keine Ahnung vom Werte eines Wortes, einer Wendung; sie können nicht synkopieren, einen Punkt nicht mit Licht bescheinen lassen, nicht eine Bewegung,

eine Landschaft zeigen. Ich könnte sogleich zwanzig kleine Schilderungen des Witzblattes „Vie Parisienne“ nennen, die alle gelungener sind. Unsere großen Schriftsteller überragen sie um hundert Fuß.“

Die Ursache der Überlegenheit des Franzosen sieht Taine hauptsächlich darin, daß seine Landsleute, wenn sie schreiben, immer den Leser vor sich sehen; sie vergessen nie, daß sie es mit einem nervösen, wählerischen, ungeduldigen Weltmann zu tun haben, der starke Emotionen braucht. Da finden wir, wie die Selbsterfahrung Taines ihn zu der einseitigen Idee bringt, ihn darin einschließt: Stil sei reine Gedankenübertragung. Taine scheint nicht zu ahnen, daß sie auch Selbsterlösung, Selbstdarstellung sein kann! Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß die meisten Werke, alle Werke, die ihren Weg am leichtesten durch die Weltliteratur machten, in Taines Sinne geschrieben wurden. Nun gibt es auch eine andere, gewiß nicht so erfolgreiche, aber nichtsdestoweniger gleichwertige Art, zu schreiben, welche am meisten in England und Deutschland gepflegt wird; zu schreiben, ohne an Leser zu denken. Ich zitterte immer für Taine, daß ich in seinen Briefen irgendwo den Namen Gottfried Kellers erwähnt finden könnte. Der Züricher Stadtschreiber, der unbekümmert um Leser oder Zuhörer seine Seele in Laute hineinflüstern, in das Wort bald schimmerndes, bald dämmerndes Licht bringen will, der oft auf einer und derselben Seite schaurige und schnurrige Phantasien, tief eindringende Lebenserfahrung und tollen Spaß, realistische Beobachtung und ein wahnsinniges Hirngespinst ineinandermengt — er hätte Taines romanisch-französische Ideen über Komposition und Darstellung alle über den Haufen geworfen, und ratlos, eindruckslos hätte er Seiten und Seiten hinabwürgen müssen. Ich könnte ja Taines Gesichtspunkt begreifen, doch freue ich mich, daß mein Gerechtigkeitssinn nicht allzusehr auf die Probe gestellt wird. Auch läßt mich der Umstand, daß Taine in Goethe akademische Phrasen vermutet, für ihn hoffen, daß er nicht genug Deutsch verstand, um sich über Worte, die Goethe vom saftig grünen Stengel des Begriffs wie purpurne Blumen abpflückt, ein Urteil bilden zu können. Chauvinismus darf man Taine nicht vorwerfen, — ihm fehlte einfach der Sinn für germanische Art — was um so merkwürdiger ist, als kein Franzose die angelsächsische Art so begriffen hat, wie der Geschichtsschreiber der englischen Literatur. Auch ist sein Unverständnis nur auf die deutsche Prosa beschränkt, — der Gedankenarbeit des Deutschen, der deutschen Musik und Lyrik zollte er volle Anerkennung. Goethes Faust nimmt er immer wieder vor einen seiner schönsten Artikel schrieb er über die Iphigenie. Für diesen Artikel soll ihm auch verziehen werden, wenn er in einem unbedachten Moment den Ausspruch wagte, daß alle deutschen Prosaisten zusammengepreßt werden könnten, ohne daß man aus ihnen den Saft nur eines einzigen Turgenjeffschen Blattes auspressen könnte.

Hätte er wenigstens Tolstoi gesagt, — oder meinetwegen auch Dostojewski — aber Turgenjeff, das ist denn doch zu arg!

Die deutsche philologisch-historische Wissenschaft respektiert er zwar sehr, aber er weiß von einem anderen Humanismus und ist von dessen größerer Kulturkraft durchdrungen. Mir scheint, er habe hier den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist ein spezifisch deutscher Irrtum, die humanistische Wissenschaft als etwas Intimes zu betrachten. Wissen wird von anderen empfangen, und soll es nicht als aufgehäuftes Material verwesen und vermodern, so muß es durch Weitergabe im lebhaften Kreislauf erhalten werden. Doch die meisten wissenschaftlichen Werke, die in Deutschland entstehen, sind eher Mitteilungshindernisse als Mitteilungswege. Alle Taineschen Ideen haben in der didaktischen, also zur Mitteilung geschaffenen und Klarheit erfordernden Prosa ihre Berechtigung. Taine versteht zwar, daß ein Esprit complet sein Leben der Erforschung römischer Altertümer widmet, doch wenn er zur Lektüre eines derartigen Buches kommt, dann gähnt er, langweilt sich und meint, der Autor sei zwar lehrreich, gelehrt und anständig, sonst aber nichts! Er scheine nichts gedacht und empfunden zu haben — wenigstens habe er es versäumt, seine Ideen und Gefühle in andere übergehen zu lassen. Ein derartiges Bestreben wird sub titulo französische Frivolität verurteilt. Unter dieser Bezeichnung wird auf Kunst, Stil, Talent, Ausführung ein Anathem geworfen, als ob Sainte-Beuve nur deshalb schön geschrieben hätte, um Rhetorik zu treiben, um sich angenehmen Phantasien zu überlassen! „Der französische Gelehrte ist Psychologe, Liebhaber seelischer Sonderbarkeiten, sein Mittelpunkt ist die Kenntnis des Menschenherzens und der Menschenseele, daher ist der Stil, die feine, nuancierte, genaue Form ein notwendiges Instrument. Gut schreiben ist nicht Selbstzweck — es geschieht, um Nuancen wiederzugeben und zu malen."

Als Taines großes Geschichtswerk erschien, machte ihm Gaston Paris den Vorwurf, daß es zuviel Dokumente enthalte — die Archive bewahren ja diese Schriften — wem es Spaß mache, der könne sie auch herausgeben, aber wozu reihe sie ein Taine seinen Werken ein. Taine findet an dieser Kritik nichts auszusetzen — er fühlt, daß ihm die Kraft gefehlt habe, um den Materialienhaufen jenen Ruck zu geben, der das Ganze beleben soll. Keinen Ruck ins Phantastische, aber einen Ruck ins Künstlerische! nicht wie Michelet, aber wie Macaulay möchte er vorgehen, das wäre sein Ideal in der Geschichte, das er mit Wehmut gesteht, nicht voll erreicht zu haben.

Taine ist eben mit dieser Riesenarbeit beschäftigt, als ein junger deutscher Dozent, der dem Material diesen gewissen Ruck zu geben so wie keiner verstand, ihm seine Arbeiten einsendet. Taine schien an denselben ein gewisses Gefallen gefunden zu haben, aber eine Bedeutung mißt er den Schriften nicht bei. Der arme Nietzsche nahm die höflichen Phrasen zu ernst und bemerkte gar nicht, daß Taine unter anderem, um Nietzsches Ideen zu charakterisieren, den Ausdruck boutades gebrauchte — eine Bezeichnung, die man entschieden nicht unpassender hätte wählen können, die höchstens für Geistesblitze eines Dumasschen Raisonneurs oder eines Wildeschen Paradoxjägers gebraucht werden könnte. Berühmte Menschen sollten sehr acht geben, wenn sie von

u ngen Leuten aus aller Herren Ländern mit Ehrenexemplaren überschüttet werden. Mit einer höflichen Antwort ist es nicht getan; um sich vor der Zukunft nicht zu kompromittieren, muß man erkennen. Besser nicht antworten als verkennen. Da Nietzsche eine Besprechung zu fordern scheint, so wird ihm Bourdeau empfohlen als tüchtiger Kenner deutscher Literatur. Man muß nur Bourdeaus Buch über deutsche Poeten und Humoristen lesen, um einzusehen, wie traurig es mit der tüchtigen Kenntnis dieses Mannes um die deutsche Literatur bestellt ist. Schade, daß Taine die Rolle des Nietzsche-Entdeckers versäumt hat und sie Brandes überließ. Taine, der die Größe Nietzsches erkennt, das wäre ein großartiges Schauspiel gewesen — die Übertragung der Fackel aus der Hand eines Siegers in die Hand eines anderen.

Nietzsche begrüßte Taine als seinen Meister, heute verdunkelt Nietzsches Name selbst in Frankreich den Namen Taines. Wer schließlich vor der Nachwelt größer dastehen wird, das werden die Enkel entscheiden. Beide haben je eine Generation erzogen — der eine war, der andere wäre aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinen Zöglingen unzufrieden gewesen.

Für Taine ist jetzt eine kritische Zeit, die Zeit der Auflehnung, der Reaktion gekommen. Er und seine Zeitgenossen versprachen sich zu viel von ihrer Wissenschaftlichkeit; sie meinten, die Induktion würde alles geben, was die Deduktion verweigerte: eine soziale Hygiene, eine positive Schönheitslehre, Gesetze der Moral usw.

Taine wollte einer Idee dienen, die in hundert Jahren die Welt unterjochen sollte — ein halbes Jahrhundert lang ist ihm dieses Werk gelungen. Es war ein heilsames Werk! Doch als die Sucht nach Regeln und Generalisationen zu allgemein wurde, oder gar vorerst in Einzelforschungen stecken blieb, und dabei das Vertrauen am Zweck der Forschung, an eben jenen Regeln und Verallgemeinerungen, immer mehr dahinschwand, mußte in uns die freudige Ehrfurcht wachsen vor dem ewig Entschlüpfenden des Ausnahmefalles, des Kunstwerks an sich mit seinem inneren Leben und Beben, mit seinem geheimnisvollen, von Persönlichkeit und Zeit getrennten und doch so mächtig wirkenden Dasein. Für Taine und Genossen war das Kunstwerk ein Zeichen, ein Dokument — an sich ganz wertlos — das nur als Gehäuse eines lebenden Wesens seine Bedeutung erlangt. In der Einleitung der englischen Literaturgeschichte stellt er die Frage, worin eigentlich die Schönheit einer modernen Gedichtsammlung läge? Die Schönheit — so gibt er sich zur Antwort — sei das Abbild eines modernen Menschen, „eines behandschuhten Herrn im schwarzen Rock, der seine Schulen absolviert hat, der viel gereist ist, der jeden Abend an fünfzigmal grüßen muß und zwanzig Damen geistreiche Bemerkungen zu sagen verpflichtet ist, der frühmorgens seine Zeitung liest, zumeist im zweiten Stock wohnt, seiner Nerven wegen nicht zu lustig sein kann, . . . das ist es, was wir in Meditationen oder modernen Sonetts auffinden.“ Auf ähnliche Weise entrollt er das Bild des Franzosen aus dem achtzehnten Jahrhundert, des Griechen aus der klassischen Zeit, des Indiers usw.

Uns erscheint das ein mageres Resultat der Beschäftigung mit Kunst. Die Kenntnis der Zeit, des Ortes und der Persönlichkeit hat für uns nur insofern einen Wert, als sie den Genuß am Kunstwerk erhöht; der Kunstgenießer zieht Völkerkunde, Psychologie, Geschichte, Altertumswissenschaft nur zu diesem Zweck bei; für ihn sind Wissenschaften der Kunst zuliebe da und nicht umgekehrt. Um das Bild jenes Herrn im schwarzen Rock, ja sogar um mir das Bild eines gepuderten, mit Maschen und mit Pluderhosen gezierten Herrn am Hofe Ludwig des Vierzehnten, eines griechischen Athleten, Chormeisters oder Epheben, eines indischen Priesters oder Königs vorzustellen, brauche ich ja keine Gedichte. Ich werde an die Persönlichkeit denken, wenn er Goethe, Byron, wenn er Molière, Horaz oder Euripides heißt, ich werde ihn zu vergessen trachten, wenn sein Name Victor Hugo, Zola oder Hauptmann, wenn er ein Racine, ein Vergil, ein Pindar ist — lauter Menschen, die durch sich selbst ihren Werken keinen neuen Reiz zu verleihen imstande sind. Und was besonders die Vergangenheit betrifft, so kann mir die Tatsache, daß Männer selbst wie Horaz oder Euripides gelebt haben, ziemlich gleichgültig sein; außer, mich reizt ihre Sonderlichkeit als ein Kuriosum. Von Belang ist unser Verhältnis zu dieser Sonderlichkeit; nicht wie jemand gelebt hat, sondern was noch von ihm lebt, nicht was er war, sondern was er noch ist, soll der Kulturforscher feststellen. Im übrigen soll damit Taine kein Vorwurf gemacht werden — er war ja ein Kulturforscher, er gab einer realistischen Zeit, was sie verlangte, nämlich: Dokumente und positive Aufklärungen über die Kunst. Wir haben nur noch nicht die Ruhe erlangt, um in seiner Arbeit den Schwung, die Linie des Talents, die Entfaltung der Persönlichkeit zu beobachten. Wir stehen ihm wie einem Feind gegenüber und wollen ihn bezwingen.

„Ich fasse auf? Nein! ich singe!“ sagte einst eine junge Sängerin, die für die Auffassung irgend einer Rolle von einem Kritiker belobt wurde.

Ich fasse auf? Nein! ich dichte, erzähle, male, meißle, musiziere! . . . das ist unsere Philosophie der Kunst. Jeder hat recht, der's trifft, und Taine hat doppelt recht, da er's traf, wie selten einer. Er hatte die glänzendste Entschuldigung jeder Theorie, jedes Glaubens, jedes Dogmas — ein Skeptiker würde noch sagen jeder Tat — das Talent, das große, seltene, herrliche Talent!

---

# Im Familienhause.

Von

Gustav Wied.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Alfons Fedor Cohn.

Schneiders Kesten vertrug es jetzt nicht mehr, zu Bett zu liegen. Sie konnte so schlecht Luft holen, wenn sie lang lag. Darum saß sie gern unter Kissen und Decken verpackt in einem alten, rotgestrichenen Armstuhl mit ausgebuchtetem Rücken.

Es war weiter nichts von ihr zu sehen, als das Gesicht und die Hände. Das Gesicht war klein und welk, mit bösen, triefenden Augen. Und die Hände lagen in ihrem Schoß gefaltet, mit großen Gichtknoten auf allen Gelenken.

Sie hustete hohl wie ein Mann, aber ihre Stimme war dünn und schleppend. Unter der schwarzen Wattehaube hatte sie stets ein paar längliche Kräuterkissen. Eins über der Stirn und eins hinten im Genick. Denn die Gicht konnte sie bisweilen überfallen, grade wenn sie saß.

Sie hatte die mittelste Stube unten im Familienhause am Brachwege. Auf dem nördlichen Ende wohnte Maren Fars, die an zwei Stöcken ging und eine Tochter hatte, die „wunderlich" war. Die südliche Stube wurde von Hemming Terkel mit Frau und sechs Kindern bewohnt. Hemming war „heilig" und hielt oft Erbauungen zu Hause oder Versammlungen im Walde ab, wo er auf dem Deckstein eines ausgegrabenen Hünengrabes stand und „des Herrn unendliche Gna—ade durch Jesum Christum" verkündete.

Kesten war meine Amme gewesen. Sie war seinerzeit schlimm davongekommen mit dem sommersprossigen Schuhmachergesellen, der ein paar Jahre in der Gemeinde hauste und Petersen hieß. Der aber später spurlos verschwand und drei Witwen hinterließ, wovon die eine Zwillinge bekommen hatte.

Da Kesten sonst als ein anständiges und gesundes Mädchen bekannt war, wurde sie meine Amme. Ich mochte sie sehr gern und besuchte sie immer, wenn ich nach Haus kam.

Später erbte sie ein Haus hier drüben in Kamstrup und ging von Lolland fort und verheiratete sich. Da fing sie an, für Leute zu nähen und zu flicken. Saß auf den Höfen herum, tageweis für Kost und zwölf Schilling. Aber jetzt war die Brust schlimm geworden von dem scheußlichen Wetter, in das sie oft hinaus mußte. Und dazu war noch die Gicht gekommen.

Auf den Namen ihres Mannes kann ich mich nicht mehr besinnen. Wahrscheinlich weil er am häufigsten unter der Bezeichnung Schneider-Kestens Mann ging. Er war sehr auf Branntwein, wurde aber doch beizeiten von Hemming Terkel und Kaplan Möller bekehrt. Und starb danach in einer Irrenanstalt an religiösem Wahnsinn. Er litt an

der fixen Idee, daß er nur vier und ein halbes Jahr und drei Monate alt wäre. Aber behauptete nichtsdestoweniger, daß er seinerzeit bei Mariä Verkündigung zugegen gewesen sei.

Ein Jahr nach seinem Tode verkaufte Kesten das Haus und zog in die Mittelstube am Brachweg, wo Maren Fars ihr zur Hand ging, jetzt, wo sie außerstande war, sich selbst zu helfen. Kinder hatte sie keine seit dem vom Schuhmachergesellen, das mit sieben Monaten gestorben war. — — — — —

Eines Abends kam ich auf einem meiner Spaziergänge am Familienhause vorbei. Maren huschte grade aus Kestens Tür und hüpfte an ihren beiden Stöcken auf dem Steinpflaster längs der Mauer hin zu ihrer eigenen Wohnung. Sie war eine flinke kleine Frau mit einem schlagfertigen Mundwerk.

„Guten Abend, Maren!“ grüßte ich ziemlich laut, da sie etwas schwerhörig bei bestimmtem Winde war.

„’nabend, ’nabend!“ sagte sie erschrocken und blieb stehen. „Wer ist denn da?“

„Ich bin’s,“ sagte ich und ging näher.

„So — ah, der ist’s!“ sagte sie beruhigt. — „Man kann ja nie wissen, wer da rumkriecht! — — Aber gu’nabend soll ich doch zuerst sagen,“ fuhr sie fort und streckte ihre rechte Hand hin, nachdem sie beide Stöcke in die linke genommen hatte.

„Guten Abend, Maren!“

„Au, Satan,“ schrie sie und zog ihre Hand rasch zurück. „Ich habe ja einen verschworenen Mittelfinger, hab’ ich.“

„Herrgott, wie ist denn das gekommen?“ fragte ich teilnehmend.

„Gekommen, gekommen ja!“ sagte sie. „Einer schneidet und sticht und reibt ja für sich selbst und auch für andre, da kommt ja sowas immer vor. — — Wollen Sie vielleicht ’rein zu Kesten, Johannes?“ fragte sie, „mit ’nem halben Viertel Kaffee, hi, hi?“

„Nee, daran hatte ich eigentlich nicht gedacht,“ sagte ich.

„Och, ja, ja, ja!“ seufzte Maren plötzlich.

„Steht es schlecht mit Kesten?“ fragte ich.

„Ja—a, das ist schon so,“ sagte Maren und seufzte wieder. — „Es ist wohl richtig am allerletzten, glaub’ ich, möcht’ ich vermuten.“ — — „Aber ich muß sagen,“ fuhr sie fort, „daß sie in ihrem Leben reichlich ausgestanden hat, und der liebe Gott hätte ihr ruhig das bißchen Bereitwilligkeit früher erzeigen können.“

„Davon verstehen wir Menschen nichts, Maren!“

„Nee, nee,“ sagte sie schnell. — „Ich rede sowas auch nicht so sehr oft!“

„Ich glaube, Kesten singt?“ sagte ich und lauschte.

„Ah, Gott besser’s! — — Nee, das sind die Heil’gen am Südende! — — Die singen und die trällern, und das ist ohne Maß mit ihrer Freud’ und Herrlichkeit!“

„Ich gehe doch etwas hinein zu Kesten,“ sagte ich.

„Ja,“ nickte Maren, „sie hat Sie ja auch in der Wiege gewartet, Johannes. — —

Aber ich muß nach Inger sehn!“ unterbrach sie plötzlich. „Der Deibel weiß sonst, worauf sie noch kommt.“

„Ist es gar nicht besser mit ihr?“

„Die wird auch niemals besser,“ sagte Maren und fuhr mit ihrem einen Krückstock durch die Luft. — „Sie ist von Geburt an gezeichnet, will ich Ihnen sagen, und mit der Art Menschen ist kein Auskommen! — — Adje!“ sagte sie dann und hüpfte weiter über die spitzen Pflastersteine.

Ich öffnete die Tür und trat in die Küche, die zu Kestens Stube gehörte.

Auf dem Herd stand ein Topf über ein paar glühenden Kohlen. Und es roch darin nach Torf.

Ich klopfte an und öffnete die Tür zur Stube.

„Ist das Hemming?“ kam es von Kesten, die mit dem Rücken gegen mich saß.

„Nein, ich bin’s, Kesten,“ sagte ich und ging zu ihr hin. „Wie geht’s dir?“

„Gu’nta—ag,“ sagte sie langsam und schleppend und versuchte mir die Hand zu reichen, aber die sank wieder auf ihren Schoß zurück. „Bist du das, Johannes? — — Ja, hier sitze i c h,“ sagte sie und hustete.

Den Gesang drin bei Hemmings hörte man deutlich durch die Wand:

O Jesus, der von Ost und West
einlädst zu deinem Hochzeitsfest
aus allen Erdenländern,
durch deinen Geist, Wort und Gebot,
das in die Welt ausgehen tut,
dein Reich laut zu verkünden
vor aller Welt in Sünden.

„Wie geht es, Kesten?“ fragte ich und nahm einen Stuhl, mit dem ich mich neben sie setzte.

„Ja—a, ich glaube ja, es ist’n bißchen besser mit dem Husten.“

„Und die Gicht?“ fragte ich.

„Ja—a, d i e kann ja zuzeiten böse werden. — — Aber nu hab ich ja die Katzenfelle bekommen.“

„Na, sieh mal an. — — Ist der Doktor unlängst hier gewesen?“

„Nein, die brauchen ja die Pferde,“ sagte Kesten in ihrem schleppenden Ton, „vor nach der Ernte kommt er wohl nicht.“

Und der Gesang drinnen hinter der Wand ertönte:

Doch wer von dir geladen war
und bald von aller Frommheit bar
sich ird’schem Sinn vertraute,

auf den kommt deines Zornes Schal'
und du sprichst dann: mein Abendmahl
soll nimmermehr den letzen,
den Weltlust kann ergetzen.

„Die singen wohl?“ sagte ich.

„Ja—a,“ sagte Kesten und hustete, während der Schleim ihr in der Brust rasselte. Und sie sangen lauter, der Mann, die Frau und die Kinder. Und sie sangen falsch:

Doch fest gegründet steht der Herr
und sein Geist siegelt die Gewähr;
der Herr erkennt die Seinen.
Durch unsern Geist zeugt Gottes Geist,
daß er uns liebe Kinder heißt;
wenn wir auf ihn nur hören,
läßt er uns selbst gewähren.

„Soll ich nicht hineingehen und sie bitten, aufzuhören?“ fragte ich.

„Ne—in, das ist grade so schön anzuhören,“ sagte sie. — — „Was hast du heute für mich mit, Johannes?“ fragte sie nun.

Sie saß und wackelte still mit dem Kopf. Und die Finger in ihrem Schoß lagen ineinander gefaltet, soweit sich das bei den Gichtknoten tun ließ.

„Ich habe garnichts, Kesten,“ sagte ich. „Als ich von Haus fortging, hatte ich nicht die Absicht, dich zu besuchen.“

„So—o, nein, versteht sich,“ murmelte sie. „Aber mit Kaffee sollst du nicht mehr kommen.“

„Nicht?“

„Ne—in, das sollst du nicht,“ wiederholte sie; „denn da sitzen bloß Maren und Inger und trinken alles aus — — ich kann die nicht länger ausstehn.“

Und sie sangen:

O Jesu, Seelenhirte gut,
dein Heil bringt mich in sichre Hut,
da ich verloren schweife,
verirrt in Irrwahns Wüstenei
tief in der Sünde Düsterheit
da rette mich, du Leiter,
zu deiner Herde weiter.

„Wozu würdest du denn Lust haben?“ fragte ich.

„Ja—a,“ sagte Kesten und sah beinah leckerhaft aus, „wenn das möglich wäre,

daß du mir die schaffen könntest, Johannes, so glaube ich schon, daß ich ein paar Stückchen geräucherten Aal essen möchte."

„Das wäre ja möglich," sagte ich, „Aber es ist vielleicht etwas schwierig, ihn in der Jahreszeit zu bekommen."

„Ja—a, das ist es wohl," sagte sie, „dann muß man schon sehn, ohne ihn zu leben. — — Wann reist du?" fragte sie plötzlich.

„Das ist noch lange hin, Kesten."

„Ja—a, dann seh ich dich ja bei meinem Begräbnis," nickte sie beruhigt. — „Das sagte ich auch schon zu Maren —"

Kesten bekam einen Hustenanfall und hielt sich die Brust.

„Ach, ja, ja, Gott ja, Va—ter!" stöhnte sie.

Aber drin bei Hemming sangen sie:

Ach lieber Gott, Erlöser mein,
dein Geist gieß' Licht und Kraft mir ein,
daß ich mich selbst erkenne,
und was dir höchlich wohlbehagt
und darauf denke Tag und Nacht,
die Sünde ganz vernichte
und neu den Geist errichte.

Und damit hörte der Gesang auf.

„Du sagtest ja vorhin, daß es besser wäre, Kesten," versuchte ich aufmunternd.

„Ja—a," murmelte sie, „aber das ist bloß schon der Tod. — — Denn gestern abend, wie Maren mich zu Bett gebracht hatte, und ich wollte anfangen einzuschlafen, da springt die Küchentür auf, daß es rasselt. — — Und wie Maren am Morgen reinkommt, da sagte sie, es roch hier so nach verbranntem Buchsbaum und versengten Tannenreisern, sagte sie — — und das weiß ja jeder, was das bedeutet."

„Das ist der Torf," sagte ich. „Von dem riecht es so stark draußen in der Küche."

„Und die Tür stand weit offen," murmelte Kesten.

„Das ist der Wind gewesen," sagte ich. „Es war ja gestern abend sehr windig."

„Und ich sah Feuerslohen hier vor dem Fenster," fuhr sie fort, „die hüpften und die sprangen vor meinen Augen. — — Ich habe nichts mit euch zu schaffen!" rief sie nun, „denn ich habe Gottes Wort vernommen und bin oft zum Abendmahl gewesen, als ich noch auf meinen Beinen stehen konnte! — — Und dann sah ich unsern Herrn Jesus am Kreuz!" fuhr sie fort und ihre Augen leuchteten — „und seine hei—ligen Wun—den sah ich — — und er streckte die Arme nach mir aus und sagte: komm zu mir, Kesten! sagte er. Gottes Rei—che gehören dir, sagte er, alldieweil du vernommen hast das ewi—ge Heil — —"

Hier bekam die Alte wieder einen Hustenanfall. Und ich mußte ihr den Kopf mit meinen Händen halten, während sie sich im Stuhle wand.

„Ja, ja," sagte ich, „das ist ja alles ganz schön, Kesten! Aber du sollst doch nicht so viel sprechen."

„Und nu hab ich Hemming gebeten, heut abend hier rein zu kommen", begann sie wieder, ohne darauf zu achten, was ich sagte — „und eine kleine Erbauung zu halten mit Gebet und so. — Denn e r war's doch, der Hans Jörgen den Branntwein abgewöhnte, so daß er im Glauben seiner Mutter starb. — Denn Hemming legt die Schrift so hübsch aus!" schloß sie.

Man hörte Schritte von Pantoffeln und Holzschuhen draußen in der Küche. Und Maren kam in die Stube mit ihrer Tochter.

„Ist es Hemming?" fragte Kesten.

„Nein", sagte Maren — „aber er kommt gleich. — Setz du dich dahin, Ingerchen", fuhr sie fort, zur Tochter gewandt. — „Du brauchst nicht bange vor d e m zu sein, denn das ist ja Johannes oben vom Hof."

Aber Inger wollte wieder aus der Tür. Sie murmelte ein paar unverständliche Worte und suchte an der Mutter vorbeizukommen.

„Nein, nicht doch, nicht doch!" sagte Maren und hielt sie am Arme zurück.

„Ist das Inger?" kam es von Kesten.

„Ja", sagte Maren, „sie ist bange vor Johannes, ist sie, das dumme Tierchen! — — Sitz' jetzt nur ruhig", sagte sie und drückte die Tochter vorsichtig auf einen Stuhl am Fenster nieder — „er tut dir wirklich nichts! — — Sie soll auch ein Gotteswort hören", fuhr Maren fort und nickte zu mir hin. — „Sie kommt ja nie in die Kirche, und lesen kann sie auch nicht."

Inger hielt sich fast immer in den vier Wänden auf, und es war das erstemal, daß ich sie in der Nähe sah. Sie war ein lang aufgeschossenes Mädchen von neunzehn — zwanzig Jahren. Die Leute sagten, daß sie noch nicht richtig sprechen konnte. Ihr Gesicht war breit und gelblich. Die Augen groß und wasserblau. Ihre Nase war zur Hälfte von Krebs weggefressen, und durch die Höhlen staken zwei kleine Guttaperchaschlangen.

„Es ist wohl am besten, ich mache den Kaffee, bevor Hemming kommt?" fragte Maren.

„Ja, mach du den Kaffee", sagte Kesten. — „Aber i c h will keinen haben!"

Maren ging in die Küche. Und augenblicklich stand Inger auf und ging ihr nach.

„Kannst du denn jetzt auch all die Störung vertragen?" fragte ich Kesten.

„Wenn Hemming nur bald kommen wollte!" murmelte sie.

„Da ist er gewiß", sagte ich, da ich Holzschuhtritte draußen auf dem Steinpflaster vernahm.

„'nabend, 'nabend!" sagte Maren draußen in der Küche. — „Bitte geh rein, bitte,

Hemming! — — Es ist nur Johannes oben vom Hof. — — Hast du Tassen mit, Trine? denn wir haben ja nicht mehr draußen als wie drei Paar.“

Hemming trat in die Stube.

Er arbeitete im Garten oben auf unserm Gut, wir waren also alte Bekannte. Ich ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

„Glaubst du auch, daß Kesten das hier aushalten kann?“ fragte ich.

„Was da in Gottes Namen geschieht, Herr Johannes, das kann niemals einem Menschen Verdruß machen!“

„Ja aber — —“

„Ist es Hemming?“ fragte Kesten — „dann komm doch hierher!“

„Sollen wir erst Kaffee trinken?“ fragte Maren und steckte den Kopf durch die Küchentür.

„Nein,“ sagte Kesten — „nein — — es ist solche Unruhe in mir!“

„Ja, denn sie hat Gesichte.“

„Dann ist es wohl am besten, wir beginnen?“ fragte Hemming und sah auf mich.

„Ja, ich bleibe hier“, sagte ich schnell. — „Wenn ich darf?“

„Ich verwehre keinem, die Berufung zur Gnade zu empfangen“, sagte Hemming und ging hin und öffnete die Tür nach der Küche.

Und Maren kam herein und Trine und alle Kinder. Sie nickten mir ernst zu und stellten sich in einer Reihe an die Wand. Nur Inger setzte sich hinter die Mutter auf den Stuhl am Fenster. Alle sahen sie feierlich aus und doch mit einem Anstrich verdrossener Schläfrigkeit.

Hemming stellte sich vor Kesten hin mit dem Rücken gegen ihr Bett. Er stand einen Augenblick und stierte auf den Boden. Darauf faltete er die Hände und sah zur Decke empor.

Es war jetzt so still in der Stube, daß ich das leise Rascheln der Blätter draußen in den Pappeln hörte. Selbst der rasselnde Atemzug der Kranken war gedämpft.

Und Hemming betete:

„Allbarmherzigster Gott und Erlöser! — — Sieh mit den Augen deiner bodenlosen Barmherzigkeit hernieder auf den elenden Zustand unserer armen, sündigen Herzen! — — Erleuchte die Augen unseres Sinnes mit den Strahlen deines himmlischen Lichtes, bring’ Licht in unser Dunkel, daß wir recht erkennen dürfen unser Inneres, die Beschaffenheit unseres Herzens und gib deine Gnade dazu, daß wir uns ganz und gar loszureißen vermögen davon, was an uns hanget, von dem jämmerlichen Zustand. Bewahre uns davor, allmächtiger Erlöser! daß wir niemals wieder mit freiem Willen unser Herz dem teuflischen Feinde überliefern mögen, niemals es ihm einräumen als Heim oder Wohnstatt irgendwelcher Art! — — Befreie du uns, Allmächtigster! von aller Ansteckung der Sünde! nimm unsre sündigen, unreinen Herzen fort von uns und schaffe

in uns ein neues und bereite dir in uns eine neue und behagliche Wohnstatt zu deines heiligsten Namens Verherrlichung, o Jesus Christus! — Amen."

Augenblicklich fielen Hemmings Frau und Kinder mit Gesang ein:

„So schrecklich ist es ja, daß Satans arge List
auf Menschenkinder solche Macht gewinnt,
daß er sie feste faßt
und sie in Sündenlast
nur fröhlich weitergehen
und niemals darauf sehn,
was wird geschehn!"

Kesten saß vornübergebeugt und stierte mit ihren kleinen rotgeränderten Augen Hemming steif ins Gesicht.

„Mehr, mehr!" murmelte sie.

Hemming holte tief Luft und begann:

„Wie das Leben hier auf Erden, so wird das Leben droben! — — Wandelst du hier auf Erden ohne Gottes Hilfe und ohne Jesum, unseres ewigen Erlösers Hilfe, ohne Glauben und ohne Gebet, so gehest du auch da ohne Jesus und gehest dahin, wo das Heulen und Zähneklappen ist in der ewigen Qual des brennenden Höllenfeuers."

„O Gott, o Gott!" stöhnte Kesten. „Va—ter, Va—ter!"

„Gna—denvoller Erlö—ser im Himmel!" sagte Maren in ihrer Ecke.

„Hemming!" sagte ich und ging auf ihn zu. „Sie kann das nicht aushalten, ich sagte dir es ja."

Aber Hemming stand ruhig vor mir mit seinen gefalteten Händen und antwortete nicht.

„Die Gna—de?" murmelte Kesten. „Die Gna—de? — — Denn da g i b t es auch Gnade, Hemming?" bat sie und reckte ihre zitternden Arme zu ihm auf.

Und Hemming trat hin an den Stuhl und legte seine Hand ihr auf den Kopf.

„Komm nur, wie du bist," sagte er — „mit all deiner Sünde und all deinem Unglauben zu Jesus und bitte ihn um die Kraft, zu glauben, so sollst du schon erfahren, daß er dir geben kann, was du von ihm begehrest! — — Und wenn du dann Jesus gefunden hast, so weißt du, wo du hingehest, denn dann gehest du zu den Hallen des Himmelreichs, zur ewigen Freude und Wonne unserer heiligen Gotteskinder! — — Amen."

Und der Chor fiel ein:

Ich geh auf die Reise und weiß auch wohin,
zu Gottes ewigen Reichen,
ich reise zum Geisterfreunde nun hin,
zum Lande, wo niemals mit Trauer mehr
von den Seelen die Seelen weichen.

„Und er streckte die Arme nach mir aus,“ murmelte Kesten, während sie den Kopf vor und zurück bewegte — „und er sagte: ‚Gottes Reiche gehören dir,‘ sagte er, ‚dieweilen du sein Wort recht vernommen hast — —“

Hemmings Augen strahlten. Er warf sich auf die Knie und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung bebte:

„Ich danke dir, himmlischer Va—ter, daß du dieses durch mich vollbringen ließest!“

Und alle knieten sie nieder und falteten die Hände. Nur Inger auf ihrem Stuhl rührte sich nicht. Ihre großen, wasserblauen Augen waren starr vor Verwunderung.

Kesten hatte die Augen geschlossen. Und ich hörte sie vor sich hin murmeln, während ich leise die Stube verließ.

Als ich auf dem Wege vor dem Hause war, ertönte wieder der Gesang:

Lob und Dank und ew'ge Ehre
sei dir, Gottes Herzenssohn,
wer dir gern ein Diener wäre
— — — —

Den nächsten Vormittag zwischen zehn und elf starb Schneider-Kesten, nachdem Hemming noch einmal für Erlösung ihrer Seele gebetet hatte.

---

# Eine Komposition Franz Grillparzers.

Von

Dr. Richard Batka.

Jean Pauls geflügeltes Wort vom Sonnengott, der die Gaben der Musik und Poesie immer nur getrennt nach rechts und links unter die Sterblichen verteilt, ist durch mehrere Künstler älterer und neuerer Zeit bereits zur Genüge widerlegt. Aber in den meisten Fällen bestand zwischen diesen Gaben ein gewisser Zusammenhang, indem sich die dichterische Grundbegabung der Tonkunst etwa von der Seite näherte, wo sie mit der Poesie verwandt ist. Dem gegenüber stellt Franz Grillparzer einen sehr interessanten und seltenen Typus dar, da er dem Anscheine nach gewissermaßen Reinkulturen des absolut dichterischen und des absolut musikalischen Sinnes in seinem Geiste vereinigte.

Denn Grillparzer war mehr als ein Poet, der nebenbei auch die Musik liebt. Die Musik ist ihm zeitlebens, oder wenigstens bis an die Tage seiner Taubheit eine der wichtigsten Nährquellen seiner Phantasie gewesen. Und wie merkwürdig getrennt

bei ihm die Welt des Hörens von jener des Vorstellens war — sie lagen miteinander oft genug im Streite. Und zwar erwies sich die Musik dabei als die unduldsamere und herrschsüchtigere Kunst. Niemand hat sich gegen das Eindringen dichterischer Elemente in den Organismus der Musik heftiger gewehrt als Grillparzer, der Dichter. Niemand hat die Entwicklung der Musik zur Tondichtung, die in seiner Epoche erfolgte, schroffer verurteilt als er. Darum ist es nicht unwichtig, die seelischen, intellektuellen und technischen Grundlagen kennen zu lernen, worauf seine Kunstgesinnung sich aufbaute.

Grillparzers musikalische Anlage darf man unbedenklich als ein Erbteil seiner Mutter betrachten, die nach seinem eigenen Bericht in der Tonkunst lebte und webte. Etwas von dem Musikerblut der in der Geschichte des Wiener Musiklebens wohlberufenen Familie Sonnleithner, der sie angehörte, rollte auch in den Adern ihrer Kinder. Kamillo, Grillparzers dritter Bruder, konnte sich nach des Vaters Tode durch Klavierunterricht versorgen. Ein andrer Bruder, Adolf, „besaß eine gute Tenorstimme und wurde im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Konvikt seine Studien zu vollenden“. Den ersten Unterricht auf dem Klavier erteilte dem kleinen Franz die Mutter selbst. Dann der genial liederliche Mederitsch Gallus, die es aber beide nicht verstanden, dem Knaben Liebe für das Instrument einzuflößen. „Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen“, sagt die Selbstbiographie. „Die Abneigung gegen das Klavier nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein.“ Als sein zweiter Bruder Violinunterricht erhält, greift Franz bei jeder Gelegenheit zur Geige, übt ohne Anleitung seine Skalen und spielt mit dem Lehrmeister des Bruders kleine Duette. Dieser Lehrer schrieb ihm großes Talent zu und beschwor Franzens Eltern, ihn weiterlernen zu lassen. Vergebens. „Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter.“ Gleichwohl wird der Unterricht bei einer „recht tüchtigen“ Lehrerin fortgesetzt, bis eine Blamage Franzens auf einem Hausball den Vater veranlaßt, die Stunden zu sistieren. Durch sieben oder acht Jahre wird nun keine Taste mehr berührt.

Erst in der ernsten Stimmung, die das Kränkeln des Vaters heraufbeschwor, erwachte die Neigung zur Musik aufs neue. „Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte alles vergessen. Da kam mir nun zustatten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntnis der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasieren konnte.“

Dieses freie Phantasieren ist die Grillparzer immer am besten zusagende Art

des Musiktreibens geblieben, und zwar vorzugsweise des Abends, wogegen er zum Dichten gern den Morgen wählte. Viele seiner Stücke (Irene, Spartakus, Scylla, Wer ist schuldig, Heinrich IV., Le poèt siffle, Sappho, Gastfreund, Medea, Friedrich der Streitbare, Treuer Diener, Des Meeres und der Liebe Wellen, Bruderzwist) beginnen am Morgen. Sie sind eben aus der Morgenstimmung herausgedichtet. „Mich stimmt überhaupt nichts mehr zur Liebe," schreibt der siebzehnjährige in sein Tagebuch, „als ein schöner Abend im Freien. An einem schönen Morgen ist das ganz anders. Dieser begeistert mich, erhebt mich über alle Leidenschaften." Die Bedeutung des Sonnenaufgangs in „Traum ein Leben" wird danach klar. Er ist das Symbol der „Reinigung der Leidenschaften". Und ebenso verstehen wir nun, wie Kunigundens „Es hört sich gut zu in der Abendkühle" die Hingabe an die sinnbetörende Zither des Zawisch einleitet.

In der Dämmerung liebte Grillparzer, „um der inneren Anregung loszuwerden", am Flügel zu phantasieren. „Stundenlang am Klavier zu sitzen und unter dem Zuströmen von Melodien und Wendungen jedes Gefühl in Tönen auszudrücken, war mir ein Leichtes." (Tagebuch 1826.) Der Strom dieser musikalischen Phantasien ist bei Grillparzer übrigens ebensowenig ein fortlaufender, wie der poetische. Er steigt und fällt, ja er versiegt zeitweise gänzlich. So im Sommer 1826; und als Ursache dieser „ungeheuren Erkältung der Phantasie" gibt Grillparzer selbst das Studium des Kontrapunktes bei Sechter an. „Es drängte mich, die Grundlagen einer Kunst kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt immer eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poesie war. Zugleich bemächtigte sich der Gedanke an jene Tonverhältnisse meines Innern so überwiegend, daß ich bald selbst im Traume nur Musik und Generalbaß trieb." (Tagebuch, März 1826.) Allein schon nach kurzer Zeit geht es aus einem andern Ton. „Ich habe die Lust zur Musik halb verloren oder vielmehr das Talent hierfür ganz." Die Fähigkeit des freien Phantasierens ist ihm abhanden gekommen. „Gewiß hat mir das Studium des Systems der Musik hierin geschadet, da ich es früher aufgab, ehe seine Lehren, zur halb unbewußten Gewohnheit geworden, die Phantasie unterstützt hätten, benahm es nun vielmehr meinen Harmoniefolgen alles Eigentümliche und jeder Gedanke geht in regelrechter Eintönigkeit unter."

Neben dem Klavierspiel pflegte der Dichter seit seinen Beziehungen zum Hause Fröhlich auch den Gesang, worin Katharinas Schwestern seine helle Baritonstimme ausbildeten. Grillparzer nennt seine Stimme zwar einen Tenor, wohl wegen der Klangfarbe. Die Tonlage seiner Lieder aber scheint jene Überlieferung, die auf einen Bariton deutet, zu bestätigen.

Schon in jener Zeit des Wiedererwachens seiner Musikalität begann Grillparzer Lieder zu komponieren, darunter Goethes „König in Thule". „Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satthören. Ich mußte es

Δευρ' ἀγ' ἰ ων πολυ - αιν' Ὀδυσσεῦ μεγα κυ - δος Ἀ-χαιων

νῃ - α κα - τα - στῃ - σον ἱ να νω ἱ τε-ρην ὀπ' ἀ- κουσῃς

οὐ γαρ πω τις τῃ - δε παρ- η - λα-σε νη - ï με - λαι - νῃ πριν γ' ἡ με

ων μελι - γη ρον ἀ - πο στομα - των ὀπ' ἀ- κοι - σαι

ἀλλ ὁ γε τερφα - με - νος νεῖ- ται και πλει - ο - να εἰ - δως

ἴδ - μεν τοι γαρ πανθ δσ' ἐ νι Τρο- ϊ- η εὐ - ρει - ι

Α - χαι - οι Τρω - ες τε θε - ων ἰ ο τη τι- μο - νη- σαν

ἴδ - μεντ δσ σαγε - ντ,- ται ἐ- πι - γθο-νι πο-λι-βο - τεί - ρη

immer wieder spielen und singen." Die Schwestern Fröhlich zeigten Hanslick drei von Grillparzer komponierte Lieder. Ein „Integer vitae" (D-dur), Heines „Fischermädchen" (G-dur), „Kampf ist das Leben" (ein leidenschaftliches Allegro in As-moll). In der Donebauerschen Autographensammlung, die nächstens zu Berlin veräußert wird, befindet sich noch ein viertes Lied in der Handschrift des Dichters, das ich hier zum erstenmal veröffentliche.

Es ergänzt Grillparzers eigene Angaben über das Maß seines musiktheoretischen Vermögens. Er ist über die Anfangsgründe nicht hinausgekommen. Offenbar hat er die Komposition während oder bald nach seinen Studien bei Sechter gewagt. Die Melodie, die fest an den einfachsten Grundakkorden klebt, und deren Modulation sich nicht weiter als zur Dominantharmonie versteigt, ist sehr primitiv psalmodierend und gibt gar nichts von dem Schwung der griechischen Odysseeverse wieder, denen sie dienen soll. Der Schluß auf der Terz statt auf der Tonika will vermutlich als historische Feinheit verstanden sein. Die Klavierbegleitung ist Verlegenheit. Brillenfiguren, steife Sextengänge über dem Orgelpunkt der Tonika, dilettantische Baßführung. Vom Standpunkt des Musikers also eine Stümperei, und doch interessant genug, nicht nur, weil es den von Fr. Littrow in die Welt gesetzten Übertreibungen von Grillparzers musikalischer Geschultheit ein Ende macht, sondern doch auch, weil es einen Begriff davon gibt, wie sich ein Dichter, wie er, die musikalische Einkleidung homerischer Verse dachte.

Mir fällt eine Stelle in der Selbstbiographie ein, wo Grillparzer sagt, er habe beim Phantasieren gern einen Kupferstich auf das Klavier gelegt und die darauf dargestellte Begebenheit gespielt. Und nun stellen wir fest, daß er, der Bewunderer Mozarts und Rossinis, selbst eine so trocken rezitierende Singweise erfindet. Grillparzer bekämpfte die Programmusik und den deklamatorischen Gesang also, weil er aus eigener Erfahrung darin Krücken für den stockenden Gang einer echt musikalischen, aus dem Vollen quellenden Gestaltungskraft sah. Er argwöhnte in jedem Komponisten, der nach äußeren Anregungen schafft und Deklamationsgesang schreibt, einen Genossen seiner eigenen Unkraft, der aus der Not eine Tugend machen wolle. Manche Widersprüche in Grillparzers Ansichten über Musik lösen sich von diesem Standpunkt aus.

---

# Historische Plakatkunst.

Von

Paul Westheim.

Scharfe Augen, wie sie ein Menzel oder ein Meissonier hatten, sind selten. Die meisten Menschen erfassen lediglich eine Impression von dem rastlos wechselnden, flirrenden, wirrenden Lebensbild. Nur die starken Lokalfarben und die breiten Konturen der allseitigen Bewegtheit werden vom Bewußtsein aufgenommen. Der Rest — all die vielen Sondererscheinungen — die das Ganze so überreich beleben, versinken, wie das einzelne, buntgesprenkelte Blatt unter dem fallenden Herbstlaub.

Das Auge überspringt und übersieht vieles. Wir nehmen nur Kenntnis von den Dingen, denen wir von vornherein eine besondere Beachtung schenken, oder die sich dem Blick mit roher Aufdringlichkeit entgegenstellen. Das übrige wird erst bemerkt, wenn es uns fehlt. Das sind Kleinigkeiten des Alltags, aus denen die altgewohnten Kulissen unseres Daseinsspieles zusammengesetzt sind. Es ist der stetige Hintergrund, der uns gleichgültig läßt, bis er irgendwo eine Pointe aufzuweisen hat, bis wir ihm irgendwo eine Aktualität angeheftet haben.

Diese notwendigen Unscheinbarkeiten, die wir so achtlos hinnehmen, haben alle ihr kleines Einzelschicksal und ihre kleine Einzelgeschichte — vom Menschen, der ohne eigne Physiognomie, vielleicht nur als Glied einer Masse, einer Gruppe vor uns tritt, bis herab zu dem winzigsten Eintagswesen. Eine solche Eintagsfliege, der — von Mitternacht zu Mitternacht — kaum mehr als 24 Stunden gegönnt sind, ist das Plakat, dessen historische Entwicklung eine Ausstellung für Geschäftsausstellung und Reklame in Berlin zeigt. Es ist ein Ankündigungsmittel, das sich an eine große, persönlich unfaßbare Menge wendet. Es dient dem Einzelnen, der eine Aufforderung an die Allgemeinheit richten möchte. Seine Sprache ist geräuschlos und doch eindringlich. Mit der fesselnden Zeichnung und dem gedruckten Wort wendet es sich an das Auge, wo das Ohr durch wirres Getöse und durcheinander dröhnende Geräusche betäubt ist.

Bei den dünnen Bevölkerungsschichten der Städte in vergangenen Jahrhunderten war die Affiche nicht gerade notwendig. Ein Bedürfnis entstand erst mit den Menschenansammlungen, die sich durch die Entfaltung der Messen und Märkte ergaben. Sie vereinigten die zahlungsfähigen Bewohner einer ganzen Landschaft an einem einzigen Platze. Die Meßtage gehörten zu den wichtigsten Ereignissen des zivilen Daseins. Sie waren die gegebenen Termine für die Zahlungen; Bürger und Bauern deckten möglichst in dieser Zeit ihren gesamten Bedarf. Alles sparte, um an solchen Tagen um so mehr ausgeben zu können. Der Zirkulation dieses

frischen Geldes entsprachen naturgemäß erhöhte Anstrengungen der Erwerbenden. Jeder wollte den goldenen Strom nach seiner Bude lenken. Der Boden für eine Reklame war vorhanden.

Die Händler und Handwerker mußten sich allerdings scheu zurückhalten. Die Satzungen ihrer Zünfte und Gilden verboten jede Reklame. Diese Organisationen waren bestrebt, jedem Meister ein gewisses Auskommen zu sichern, dagegen sollte der Einzelne nicht zum Nachteil seiner Kollegen allzu stark emporkommen. Man hätte — und es ist in versteckter Form auch manchmal geschehen — am liebsten die Käufer ganz bestimmten Meistern zugeteilt. Jede Art der Reklame mußte diese Absicht durchkreuzen, und so tat man das Bequemste: man verbot und verpönte sie ganz.

Wir sind daher nicht erstaunt, auf alten Meßplakaten zunächst nur Ankündigungen von fahrenden Leuten zu finden. Mit allen Mitteln mußten sie die zahlende Menge in ihre Schaubuden locken. Je fragwürdiger ihre Kunststücke waren, um so stärker mußte die Reklame für sie werben.

Die ersten noch erhaltenen Plakate dieser Art sind im Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Das Germanische Museum in Nürnberg, dessen vorzüglicher kulturhistorischer Sammlung die hier abgebildeten Plakate entnommen sind, besitzt eine venezianische Seiltänzeraffiche (Fig. 1). Zwei Holzstöcke sind zum Druck dieses Blattes verwendet worden. Der Schnitt ist kräftig und klar. Die bekannte Architektur des Markusplatzes, der Seiltänzer in der Luft, die staunenden Zuschauer und die herbeieilenden Gondeln sind geschickt zu einem Bild vereinigt, das die Neugierde erregen sollte. Eine Straßburger Ankündigung eines ägyptischen „Ichneumon" aus der Zeit von 1580—90 befindet sich in der Münchener Hofbibliothek.

Aus dem 16. Jahrhundert sind nur ganz wenige Ankündigungszettel erhalten geblieben. Die Erhaltung einiger Blätter verdanken wir lediglich dem Zufall.

Die Verbreitung von Wissen und Bildung durch den Humanismus und die starke Verwendung von agitatorischen Streitschriften, Flugblättern, Karikaturen im Zeitalter der Reformation mußten die Benutzung des Ankündigungszettels fördern. Der Nachhall aller dieser Erscheinungen mußte die geschäftskluge Artistenwelt immer mehr auf den Anschlagszettel als Reklamehilfsmittel aufmerksam machen.

Das Aussehen jener Zettel ist ziemlich gleichartig. Das Blatt zerfällt in zwei Teile. Unter einem Holzschnitt, der die obere Hälfte ausfüllt, steht eine ziemlich umständliche Beschreibung der Sehenswürdigkeit (Fig. 2).

Das Elefantenplakat verdient eine nähere Betrachtung. Der Holzschnitt ist sicher keine hervorragende Künstlerschöpfung, sein Gestalter war aber zweifellos ein tüchtiger Handwerker, der sein Fach verstand, und dem in der Figur des Führers wirklich eine achtbare Leistung gelungen ist. Die klare, kräftige Type und das prächtige Satzbild sind geradezu mustergültig; es gibt in unserer Zeit trotz der ernsten Bemühungen des Buchgewerbes kaum ein ebenbürtiges Gegenbeispiel.

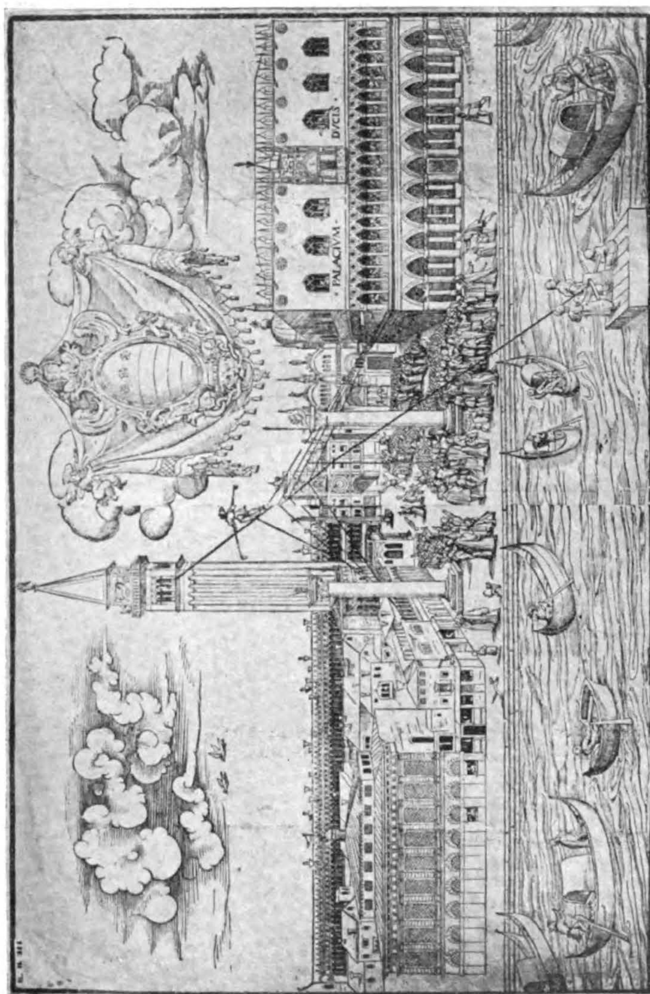



Fig. 1.

Das Schriftplakat des Wassertrinkers Manfredi (Fig. 3) bereitet dem Auge einen ähnlichen Genuß. Einen Doppeladler, so kraftvoll, wuchtig und formvollendet, wie er dieses Blatt ziert, hat keine moderne Schriftgießerei aufzuweisen. Herr Manfredi, „dieses achte Wunderwerk der Welt“, hatte reichlich viele Worte nötig, um dem Publikum seine — sagen wir — ungewöhnlichen Fähigkeiten zu schildern. Durch einen Trunk Wasser wollte er in der Lage sein „auss seinem Leib natürlicher Weise einer Picken hoch springende Weinbrunnen von mancherlei Farben“ springen zu lassen. Ja mehr noch, „Brandewein, Engelwasser, Rosenwasser, Milch,


KUnd vnd zuwissen sey jedermänniglich/ daß von heut Dienstags an/ wie auch folgende zwen tag/ Mitwochs vnd Donnerstag/ der Orientalische Elefant in dem neuen Comödienhauß auff der Schüt/ wirdt zusehen seyn/ da Er dann mehr als zuvor geschehn/ sich mit wunderlichen Künsten wirdt sehen lassen/ soll ein Alte Person geben 4 kreutzer/ ein kleine person 2 kreutzer: mag so lang zusehen als jhn beliebt/ dann man wirdt den gantzen Tag/ morgens von 7 biß zu 11/ vnd nach Mittag von 1. biß 6 vhrn/ solchen sehen lassen.

Fig. 2.

Öl, Blumen, Konfekt und eingemachte Sachen sambt noch anderen wohlriechenden Wässern" pflegte er bei dieser Gelegenheit „auszugießen" (Fig. 4).

Das Plakat wird nun bilderbogenartig. Statt des langatmigen Textes werden um ein großes Mittelbild mehrere kleinere Darstellungen gereiht, die ein Tier oder einen Artisten in ihren verschiedenen Programmnummern zeigen (Abb. 5). Meistens stehen unter den verschiedenen Feldern kurze Reime, bis auch diese verschwinden und durch eine ornamentale Umrahmung eine geschlossene Wirkung angestrebt wird.



CVM PRIVILEGIO SVÆ SAC. CÆS. MAJEST.

SOLUS SICUT SOL.

DEmnach der Herr von MANFREDI auß Maltha/der in aller Welt berühmte wunder-grosse Wassertrincker in erfahrung gebracht/ was massen etliche Vaganten sich hin und wider in Teutschland für den berühmten Wassertrincker fälschlich angegeben/ als hat er nicht unterlassen wollen/ sich von Paris auff den Teutschen Boden/ und folgends gar bißhero auff etliche wenig Tag zu begeben. Solchem nach wird männiglich nach Standes gebühr/ insonderheit aber alle Hochgelehrte erfahrne Medici und Philosophi bestes Fleisses ersucht/ dieses achte Wunderwerck der Welt nach gnüge zubeschawen/ damit sie auch deß jenigen Lusts theilhafftig werden mögen/ dessen viel hohe Potentaten/ der Römische Keyser/ König und Fürsten in Europa bereits mit grosser Verwunderung beywohnende genossen. In deme ermelter Herr von Manfredi nach zu sich genommenen Wasser auß seinem Leib natürlicher weise einer Picken hoch springende Weinbrunnen von mancherley Farben springen lässet/ sonsten auch Brandewein/ Engelwasser/ Rosenwasser/ Milch/ Oel/ Blumen/ Confect und eingemachte Sachen/ sambt noch anderen wolriechenden Wässern außzugiessen pflegt. Diese Kunst nun ist von sonderbarer Consideration, auch gewißlich von niemanden vorhin gesehen oder practiciret worden. Dieses wird er auch allhie zu Werck setzen und Uhren unfehlbarlich. Ist auch des Anerbietens/ auff gebührendes Erfordern sich zu einem oder dem andern in das Hauß zu begeben.

Fig. 3.

Plakate wurden damals auch bei der Anwerbung von Soldaten benutzt. So ist aus dem Jahre 1740 eine Affiche erhalten, auf der zum Eintritt in das neugebildete Fürstl. Anhalt-Zerbstische Infanterie-Regiment aufgefordert wurde.

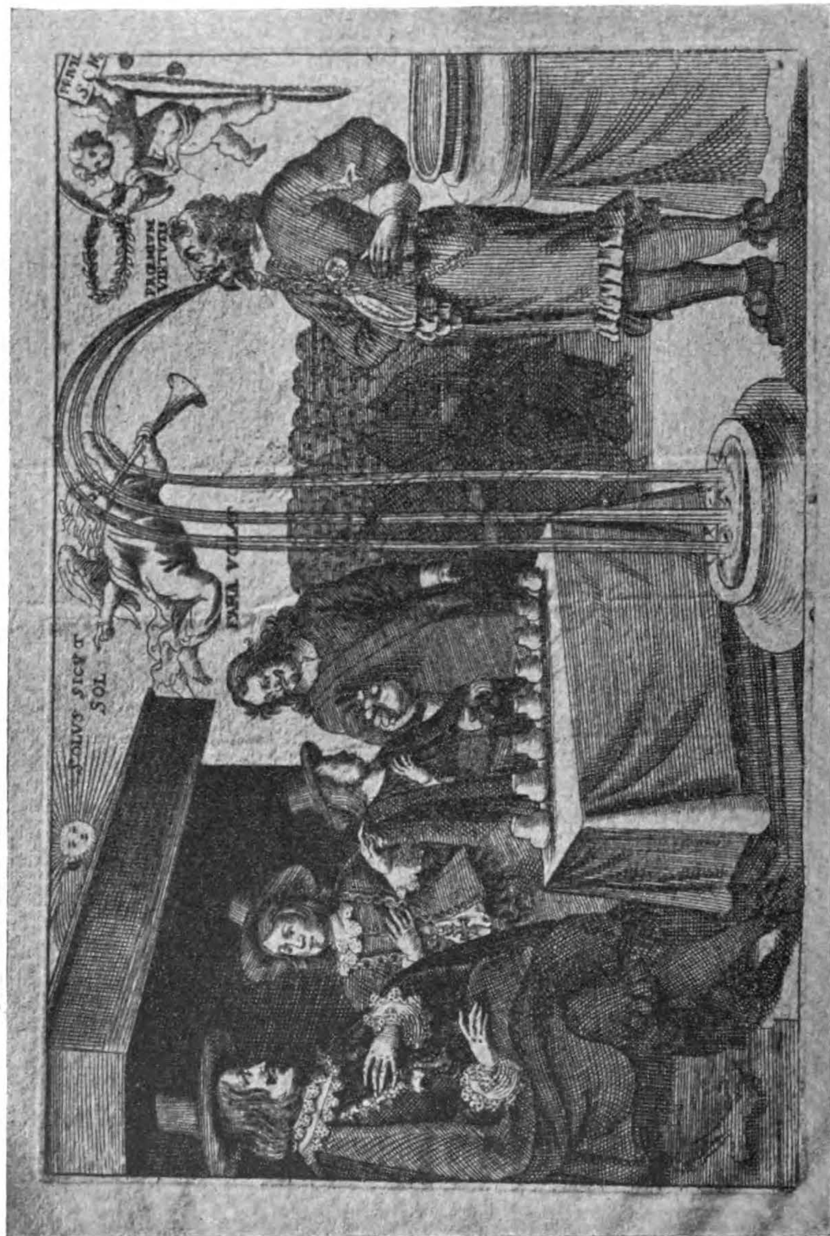


Fig. 4.

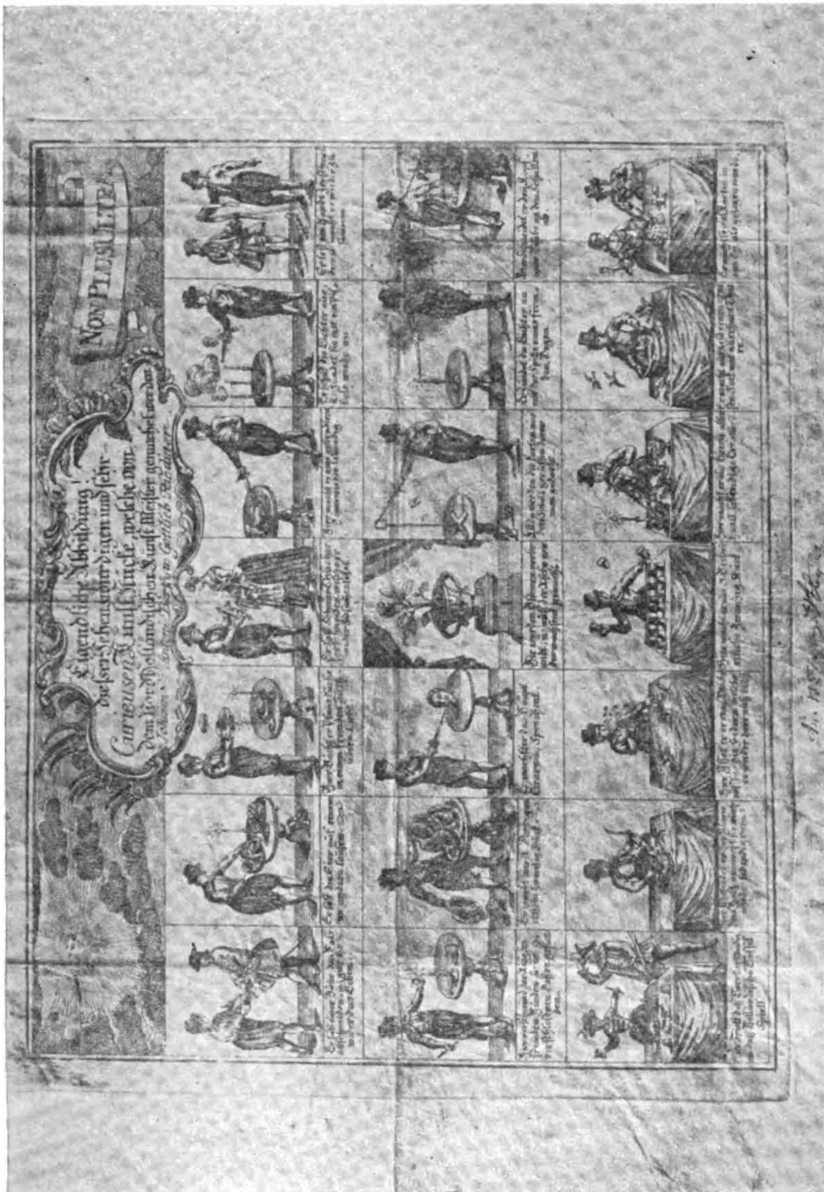



Fig. 5.

Die Affichen der nächsten Generation weisen auf die Vorliebe für physikalische Apparate, für die „englischen oder mechanischen Kabinette", die meist von fahrenden Heilkünstlern geleitet wurden. Den Abschuß dieser Vorführungen bildeten die Luftballonfahrten von Montgolfier, Blanchard, Chiarini in den Jahren 1785, 1788, 1805 und später.

Das schönste Blatt, das wir aus dem 18. Jahrhundert kennen, ist wohl die Ankündigung einer Seiltänzergesellschaft aus dem Jahre 1758 (Fig. 6). Es ist über-

Mit gnädigster Bewilligung

Wird der von Ihro Röm. Kayserl. Königl. Majestät rc. rc. allergnädigst privilegirte Seiltäntzer, Balancier- und Voltisierer, wie auch Holländischer Tabletkünstler die Ehre haben, seine Schaubühne zu eröffnen, und auf derselbigen mit unterschiedenen Exercitien folgendes Vergnügen schaffen:

1) Wird unser kleine Hanns Wurst sein Meisterstück zeigen, und mit ein paar Stelzen, so unten rund sind wie ein Apfel, und an den Füssen angebunden, auf dem Seile tanzen, und damit unterschiedliche Sprünge und Veränderungen machen, dergleichen noch wenig gesehen worden sind.

2) Werden auch unsere kleine Mademoisellen auf dem Tanz-Seile mit unterschiedlichen Kunststücken ihre Aufwartung machen.

Den Beschluß macht eine lustige Bourlesque,

Betitult:

Hanns Wurst / der geplagte Schuldner / zu bezahlen.

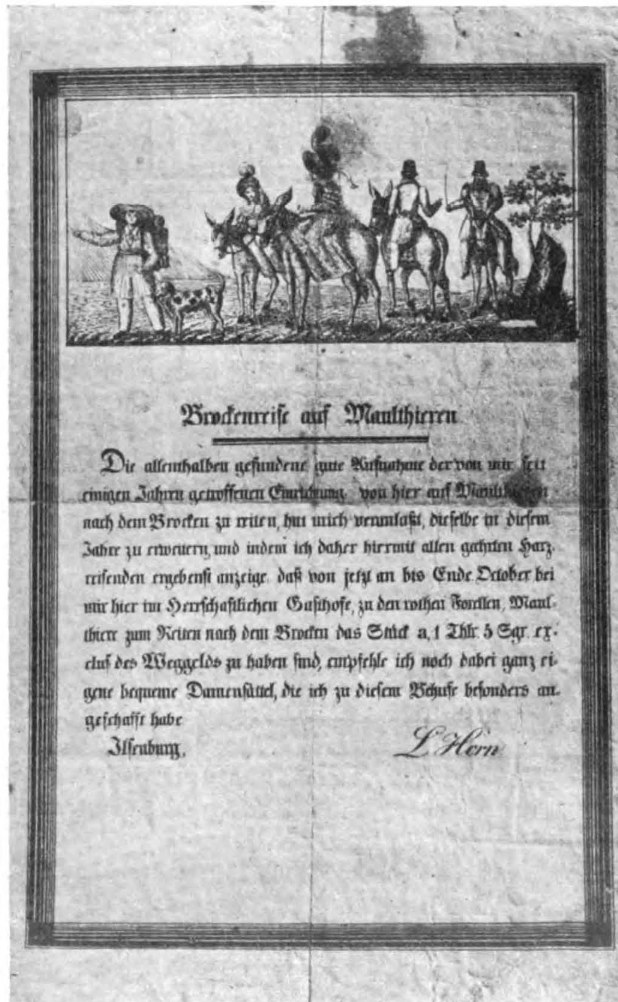
Wobey

Einige musicalische Arien gesungen werden.

Fig. 6.

**raschend, wie lebendig und farbig dieser schlichte Holzschnitt wirkt. Wie prachtvoll wirkt das Gewand jenes Harlekin auf der rechten Seite! Wie fein sind die Figuren in die Fläche eingeordnet! Das Blatt ist unbedingt ein Beispiel guter graphischer Flächenkunst.**

**Um so tiefer führt der Niedergang, der mit dem 19. Jahrhundert einsetzt.**



Brockenreise auf Maulthieren

Die allenthalben gefundene gute Aufnahme der von mir seit einigen Jahren getroffenen Einrichtung, von hier auf Maulthieren nach dem Brocken zu reiten, hat mich veranlaßt, dieselbe in diesem Jahre zu erweitern, und indem ich daher hiermit allen geehrten Harzreisenden ergebenst anzeige, daß von jetzt an bis Ende October bei mir hier im Herrschaftlichen Gasthofe, zu den rothen Forellen, Maulthiere zum Reiten nach dem Brocken das Stück a 1 Thlr. 5 Sgr. exclus. des Weggelds zu haben sind, empfehle ich noch dabei ganz eigene bequeme Damensättel, die ich zu diesem Behufe besonders angeschafft habe

Ilsenburg.

L. Hern

Fig. 7.

Eine Anzahl Buchhändleranzeigen aus den 30er Jahren zeigen in ihrer erschreckenden Dürftigkeit, daß damals in den Setzereien jedes Gefühl für eine anständige Druckarbeit geschwunden war. In dieser Erschlaffung löste die Erfindung der Lithographie ein paar kräftige Pulsschläge aus. Sie war eine Vereinfachung und eine wesentliche Erleichterung. Einige tüchtige Talente hatten sich der neuen Technik zugewendet, und so entstanden in der Tat einzelne recht bemerkenswerte Affichen. Namentlich aus der Dresdener Steindruckerei von E. Böhme sind verschiedene ganz vorzügliche Zirkusplakate hervorgegangen.

Dann aber beginnt die Maschine ihren Eroberungszug. Der Handwerker wurde von dem Arbeiter verdrängt. Massenerzeugnisse und Massenauflagen waren das erstrebte Ziel. Aus der Plakatkunst entstand eine Plakatindustrie. Eine Plakatindustrie, die noch heute vorherrscht, die es verstanden hat, die neuen merkantilen Reklamebestrebungen an sich zu reißen, ohne sie ihrem inneren Wesen nach befriedigen zu können. Eine Umkehr ist erst in den letzten Jahren zu verzeichnen, in denen die Künstler an diesen Aufgaben mehr und mehr Freude gewonnen haben.

---

# Von britischer und deutscher Kunst.

Von

Dr. Fritz Wolff.

## I.

In immer kürzeren Zwischenräumen folgen sich die retrospektiven Kunstausstellungen. Ohne Zweifel sind das Zeichen der Zeit. Früher nur Ereignisse von Bedeutung für den Kunsthistoriker und Sammler, erobern sie immer mehr und mehr das Interesse des großen Publikums. Was sie nicht könnten, lebte in diesem nicht der vielleicht noch geheime Wunsch, von den relativen Werten und ewigen Experimenten von heute zu gefestigten und großen Maßstäben zurückzukehren.

Ein Symptom, das man zugleich mit Bedauern und Freude sieht. Mit Bedauern, denn es ist nicht gleichgültig, ob die Welle der künstlerischen Kraft einer ganzen Generation ruhmlos zerstiebt. Und der beste Teil dieser Kraft ist die Gewißheit der Schaffenden, von der Gesamtheit getragen, ihr lebendiger Ausdruck zu sein. Doch auch mit Freude sieht man solche Anzeichen, denn diese Wendung der Blicke nach rückwärts kann kein endgültiges Abwenden sein, es ist zuversichtlich nur die Reaktion auf den Grundfehler und Grundirrtum alles heutigen Schaffens,

auf die Verachtung und Beleidigung der Tradition. Es mag sein, daß es noch nicht viele sind, die diese herzliche Freude teilen. Aber ihre Zahl ist fortwährend im Zunehmen. Sagen es heute nur wenige Stimmen, so werden es in wenigen Jahren ihrer zehnmal soviele sagen, daß die Zeit gekommen ist, in der nicht mehr Geschäftigkeit für Talent, politisch-demagogische für künstlerische Befähigung wird genommen werden. Und diese Verstärkung des Chorus können wir ruhig abwarten.

Vor zwei Jahren hat die Jahrhundertausstellung den Glauben zerstört, als sei es die große Revolution, die Umschichtung der Gesellschaft, in Deutschland technisch die Kunst des Kornelius und der Nazarener gewesen, die die Tradition zerschnitten. Obwohl das nicht in der Absicht aller unter ihnen lag, haben die Veranstalter der Jahrhundertausstellung durch deren Begrenzung zwischen die Jahre 1775 und 1875 zugegeben, daß die Linie der Tradition über alle noch so fundamentalen Wandlungen hinweg bis in die Zeit vor nun dreißig Jahren lief. Und daß erst dann die unorganische Übertragung der Prinzipien des französischen Naturalismus nach Deutschland diesen Faden zerriß.

Es soll nicht behauptet werden, daß die Vermeidung dieser Beeinflussung möglich, daß sie nicht in bestimmten Grenzen notwendig war. Fruchtbar geworden ist sie jedenfalls nur für wenige starke Naturen, die gegenüber diesem Ansturm des Fremden sie selbst blieben. Allen Mitteltalenten dagegen hat sie nichts gebracht, als eine neue Manier an Stelle der alten. Es sind nun einmal, schon der Zahl nach, Mitteltalente — aus der Nähe gesehen täuschen sie leicht Größe vor — die die künstlerische Physiognomie einer Zeit für die Mitlebenden bestimmen. Sie sind es und ihr leeres französisches Dogma, deren völligen Bankerott wir heute in Deutschland erleben. In der Enttäuschung über diesen Bankerott wenden sich immer und mehr Augen nach rückwärts, in der Erwartung, den verlorenen Anschluß an die Tradition noch zu finden und an ihrer Hand einen besseren und stilleren Weg gehen zu können. Was wir der hinter uns liegenden Zeit des Naturalismus verdanken, wird darum nicht verloren sein. Vielmehr kann er erst jetzt fruchtbar werden, da er als „Partei" — um in seinem politischen Jargon zu sprechen — „reaktionär" geworden ist.

Beiläufig noch eins, um Irrtümern vorzubeugen: Es zeigen sich sehr erfreuliche Anzeichen eines Umschwungs. Daneben aber auch andre in andrer Richtung, von denen gar nicht ausdrücklich genug abgerückt werden kann. Es gibt da einige Herren, die es mit der Veröffentlichung höchst nebuloser Bücher nicht genug sein lassen, sondern denen es auch Bedürfnis ist, angetan mit Sammetwams, Schlapphut und genialischem Flatterhalstuch einen deutschtümelnden Verein zu gründen, der sich nach einer, wie ich höre, Göttin Werdandi nennt. Das spezielle Ressort dieser Dame ist mir nicht bekannt. Doch scheint es, daß sie alle die persönliche und sachliche

Verschwommenheit, schwachbegabte Eigenbrödelei usw. betreffenden Angelegenheiten unter sich hat. Derlei Vereinshuberei trägt das Stigma der Unfruchtbarkeit natürlich an der Stirn. Denn wie jemand einmal hübsch sagte: In Dingen der Kunst gibt's keine Solidarität. Aber auf alle Fälle: Man möchte nicht in den falschen Schein geraten, als unterhielte man zu diesem Bardeninstitut irgendwelche Gesinnungs- oder sonstige Beziehungen.

So lächerlich wie die Form dieser Bündelei ist ihr Programm. Man kann neugierig sein, zu sehen, wie sie es anfangen werden, den deutschen Impressionismus aus der Welt zu leugnen. Wie bei allen ähnlichen, den Göthe-, Dürer- und sonstigen Bänden, handelt es sich um eine Simpelei, die mit der künstlerischen Weiterentwicklung nicht das geringste zu tun hat. Oder nur insofern, als sie sie durch Verworrenheit und Trivialität aufs Bedauerlichste kompromittiert.

II.

Eins allein schon würde der Ausstellung alter englischer Malerei in der Akademie ungeheuren aktuellen Wert geben: Daß sie das Bild eines national völlig geschlossenen Schaffens dem deutschen Publikum vor Augen stellt. Ein Ruhmestitel, der aus sehr andern Gründen als bei manchen deutschen Kritikern in England keinen Anwert fände: Es hat in England niemals einen Menschen von der bei uns dutzendweise auftretenden Art gegeben, die den seichtesten Internationalismus der Kunst predigt und, was noch mehr ist, an ihn selbst glaubt. Eine Sorte von Beurteilern, für die es zwar englische und französische, skandinavische, ja selbst eine finnische Kunst gibt, aber beileibe und um Gottes Willen keine deutsche. Daß die Zeiten dieser Leute vorüber sind, dafür wird mehr und mehr die gründliche Bekanntschaft andrer geschlossener Kulturkreise wie dieses englischen und ihrer künstlerischen Physiognomie sorgen, ein Interesse, das über solche dialektischen Spitzfindigkeiten hinweg von selbst auf den eigenen zurückführen muß.

Man empfindet diese Ausstellung im Grunde gar nicht als retrospektiv und kunstgeschichtlich. So viele allerlebendigste Probleme werden hier berührt und angeregt. Zum größten Teil durch den Vergleich zwischen diesem Kunstzustand und dem heutigen deutschen, einen Vergleich, der förmlich aufgedrängt wird durch die Beobachtung, wie sehr die heutigen gesellschaftlichen Zustände in Deutschland an die englischen von vor rund hundert Jahren erinnern.

England hatte damals das erste Stadium der Industrialisierung hinter sich. Das ganze Volksleben stand unter dem Einfluß der neuen Kräfte des in seinen Formen unendlich vergrößerten, vervielfachten neuen Erwerbslebens. Es war die Zeit, da die Macht und der Reichtum Englands von Jahr zu Jahr wuchs. „Das Fabriksystem, die Gewerbe, alles, was Geld gibt und mit Geld bewirkt wird, blühte;

die Reisenden konnten nicht satt werden, zu loben und zu bewundern". Eine Zeit so glänzend, aber auch so problematisch wie die deutsche Gegenwart. Denn die Reisenden „sahen nur die Oberfläche, die mit Goldblech bedeckt war. Unstreitig verbreitete sich damals auch über den Mittelstand große Behaglichkeit und selbst Reichtum. Aber dieser Mittelstand gewöhnte sich zugleich an eingebildete und künstliche konventionelle Bedürfnisse und wurde Affe der Reichen".

Die Engländer dieses Zeitalters porträtierte Sir Josuah Reynolds. Hat ihn, den Sohn der Aufklärungszeit, den über den Ärmelkanal der Hauch des vorrevolutionären Frankreich anwehte, der das Bild seiner englischen Gegenwart gewiß bis in die letzten Tiefen und Hintergründe kannte, alles das und diese Kenntnis, zum seichten Negierer gemacht, der nach der Art der heutigen deutschen Porträtisten alle seine Modelle nur als Karikaturen zu sehen vermochte? Ist er — wenn aus keinem andern Grunde — darum kleiner als sein Zeitgenosse Goya? Der Vergleich ist völlig unmöglich. Wie der Vergleich des Volkes, das Gibralter verlor mit dem andern, das es eroberte und festhielt. Ein großes Volk auf der Höhe des englischen von damals ist optimistisch von Natur. Optimistisch trotz alles Elends, aller Schäden, die, gerade den Besten am bewußtesten, unter der Decke von Goldblech verborgen waren. Dieser lebensfreudige Optimismus, dieses Freisein von aller Negation, von aller, also auch von sozialkritischer Tendenz, ist das innerste Wesen dieser alten englischen Bilder. Aus dem allgemeinen Gefühl, daß es vorwärts gehe, aus der Entschlossenheit, nichts auf dem Wege zu dulden, den man gehen werde, daraus enstand die Selbstgewißheit, der unposierte Stolz, die aus den strahlenden Augen, der zuversichtlichen Stellung, den blühenden Farben dieser Menschen sprechen. Dieses britische Nationalbewußtsein hat Goethe im zehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" gefühlt und geschildert, wo er sagt: „Der Verfasser des Landpriesters von Wakefield, Doktor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Wert und ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist und die Vorteile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift, durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die große Welt mit ein; auf der weiten bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt".

Dieses britische Nationalbewußtsein, dieser Geschichte gewordene Optimismus erfüllt alle diese Werke der englischen Maler ganz und gar. Zu denken, daß diese britische Kunst sich jemals selbst verleugnen könnte, ist unmöglich. Und was wird der Kulturhistoriker des einundzwanzigsten Jahrhunderts aus den Porträts der größten Rivalen Englands vom Anfang des zwanzigsten lesen?

III.

König unter diesen Meistern ist Reynolds. Seinen dreißig hier zusammengebrachten Werken hätte der große Ehrensaal gebührt, an Stelle der Gainsborough's, deren Wert noch dazu so ungleich ist. Aber wie seine Porträts durch alle Zimmer und Säle verstreut sind, beweisen sie dem Beschauer immer und immer wieder, wie völlig unvergleichbar dieses Mannes Können mit dem aller übrigen ist. Es gibt kaum einen zweiten von gleicher Unerschöpflichkeit an Wandlung in Form und Farbe. Und es gibt, die Kunstgeschichte auf und ab, kein halbes Dutzend Maler von solchem seelischen Scharfblick. Ihn als Eklektiker denunzieren, ist lächerlich. Wo er den roten Vorhang her hat und wo die Säule, woher das Motiv der Schlacht im Hintergrund des Porträts des Marquess of Granby, ist gleichgiltig, und ist eine Frage von kunstphilologischem, nicht von künstlerischem Interesse. Portiere und Säule und Schlachthintergrund sind nicht Reynolds, das Rot mag venezianisch, der Baumschlag der der Caracci sein. Aber die Menschen, diese alten Haudegen und Gelehrten, diese Mütter und Kinder sind Reynolds, und nur Reynolds. Und sie sind nicht Venedig und nicht Amsterdam noch Rom, sondern England. Zu dieser Technik sollen die deutschen Maler wallfahrten, um zu sehen, was eine Hand umspannen konnte, und wie diese Hand in siebzig Jahren nicht müde wurde, zu lernen und im Widerstand gegen alle konventionelle Gewöhnung und kalte Virtuosität.

Stark verschieben muß die Ausstellung die Vorstellung des deuschen Publikums von Gainsborough. Und nicht zu seinen Gunsten. Man sehe, um den unmittelbaren Vergleich mit Reynolds zu finden, dessen prachtvollen Marquess of Granby im schwarzen Küraß an, diesen Hünen voller Kraft und Feuer, und das gegenüberhängende Reiterporträt des Generals Honywood, dieses alten Kommißreiters, der quer über die Breite, flach wie eine Pappscheibe mit erhobenem Säbel zu Pferde sitzt. Aber auch die Frauenporträts, also der eigentlichste Gainsborough, sind eine starke Enttäuschung für den deutschen Beschauer. Soviel Atelierherrlichkeit, soviel falsche Pose und offenkundige, devote Schmeichelei, solcher Mangel an Fähigkeit, das Individuum nach dem Individuellen zu fragen, konnte hundertfünfzig Jahre nur überdauern, wenn sie von dieser unbeschreiblichen Technik fort und fort entschuldigt und gerechtfertigt wurden. In einer Beziehung nur übertrifft er alle Erwartungen: als Landschafter. Von seinen Hintergründen, von diesen gelben Sonnenuntergängen hinter fernen, grünen Waldhügeln kann man sich kaum trennen. Und auf mehr als einem dieser Bilder wünscht man die Lady oder Viscountess fort, die die köstliche Fernsicht vorstellt. Ein Zeichen dafür, wie das Ganze, die wundervolle Landschaft und die in seelenloser Grazie erstarrte Figur so ganz und garnicht verschmelzen können. Seinen „blue boy“ will ich für jeden Reynolds hingeben, und besäße ich sein Bild der Julia Lady Petre, die nicht

Engländerin ist und nicht Französin, so könnte es Herr Pierpont Morgan gegen das der Miß Elisabeth Farren des meinetwegen Routiniers Lawrence wann immer bei mir abholen.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Sonst war es Überlieferung gewesen, daß jeden Silvester alle Geberts sich bei Salomon und Riekchen trafen und damit ihre innere Zusammengehörigkeit für ein Jahr gleichsam von neuem beschworen, verbrieften und versiegelten. Jason pflegte sogar stets zu diesem freudigen Anlaß alle Geberts in einem gereimten Loblied zu besingen, und man hatte immer für einander Neckereien und Überraschungen im Hinterhalt. Aber zu diesem Jahresschluß 1839 ging auch alles verquer. Salomon und Riekchen mochten nach der Aufregung der letzten Wochen keine Gäste mehr bei sich sehen. Ferdinand und Hannchen wollten nicht von Wolfgang fortgehen, der seit 6 Tagen fest lag, und der alte Eli konnte nicht mehr recht mit seinen Füßen weiter. Er humpelte im Zimmer herum, nörgelte, schnauzte Minchen an und sagte, er hätte das Reißen. Jettchen wäre auch fern geblieben — und so war dieses Jahr erst gar nicht von Silvester die Rede gewesen. Denn um ein Stück zu geben, braucht man doch zu allererst Schauspieler. Nur Pinchen und Rosalie, die immer noch bei Ferdinand und Hannchen die Stühle warm hielten, waren mit dem Gang der Dinge wenig zufrieden und schwer beleidigt und gekränkt. Sie hatten sich so sehr auf den Abend gefreut, und sie wünschten doch wenigstens etwas von dem Silvestertrubel auf der Friedrichstraße zu sehen. Wenn Ferdinand es nicht wollte, konnte doch Joel es ihnen zeigen. Denn bei ihnen zu Hause gäbe es so etwas nicht. Und Ferdinand stieg die Galle hoch, und er meinte, daß wohl ihr Herr Bruder nach dem Gespräch, das e r heute mit ihm geführt hätte, keinen Grund habe, Silvester in besonders fröhlicher Stimmung zu begehen und ihn inmitten des Trubels der Friedrichstadt zu verbringen. Für ihn aber verbiete sich das von selbst — da sie um Wolfgang doch leider in Angst und Sorgen seien.

* * *

Und als nun das schöne Jahr 1839 sich zum Abschied rüstete, um seinen blütenzarten Frühling, seinen reichen Sommer, seinen braunen Herbst und seinen weißen Winter der Vergessenheit zu überliefern, und als es schon in der Tür stand und sich nur noch einmal umwandte, als müsse es sich auf irgend etwas besinnen, das es vergessen hätte, da war es ganz erstaunt, daß es nicht wie so viele seiner Vorgänger, alle Geberts zusammen sah, und daß der eine hier und der andere dort war. Salomon und Riekchen trieben Ausstandspolitik und hatten sich früher als sonst zur Ruhe begeben, um auf getrennter Lagerstatt in friedsamem Schlummer in das neue Jahr hinüberzusäuseln, Eli und Minchen hatten so viele Jahre gemeinsam kommen und gehen sehen, daß es ihnen auf eines mehr oder weniger nicht recht ankam, und während Minchen sich nach dem Tee in ihre Kemenate zurückgezogen hatte, saß Eli nun in seinem dämmrigen Zimmer mit den goldenen Stühlen stocksteif in seinem Sessel, mitten am Tisch, ein Licht rechts vom Buch, ein Licht links vom Buch, und las einen Räuberroman von Leibrock, in dem es grausig und schaurig zuging. Da lag in finsterer Mitternacht an der Kirchhofsmauer Rinaldo im Hinterhalt, und ruhte — vielseitig wie er nun einmal war — zugleich umgeben von Häschern, beim fahlen Schein der Blitze in den liebesseligen Armen der wunderschönen Gräfin Aurora Dulcinides . . . . ruhte aus von den Strapazen des letzten Doppelraubmordes, verbunden mit Hostiendiebstahl und Nonnenschändung — dem immerhin edle Motive nicht abzustreiten waren. Daß der alte Onkel Eli so stocksteif saß, war nun nicht etwa eitel Stolz von ihm, sondern die Weitsichtigkeit des Alters, und daß er von allem Lesestoff dieser Welt sich gerade an den Abenteuern Rinaldos erletzte, das lag daran, daß ihm die Schäferspiele seiner Jugend geschmacklos geworden waren, und daß sein Gaumen nach scharfer Kost verlangte, so wie ja Friedrich der Große in seinem Alter die Suppen nur dann genießen konnte, wenn er sie mit Spaniol gewürzt hatte.

Hannchen aber saß, ein Kissen unter den Füßen und eins im Rücken, in dem tiefen Lehnstuhl vor dem birkenen Bett Wolfgangs, der heiß, unruhig und schwer schlief. Denn da die Lungen mit ihrem Lebenswerk nicht recht mehr weiter konnten, so flog und zitterte nun das kleine Herz, dem allzu schwere Arbeit zugemutet war und schuf dem armen Jungen eine innere Unruhe, daß er immer wieder auffuhr und eine neue Lage suchte, kaum daß er seine Lider geschlossen und seinen Kopf auf die Seite gesenkt hatte.

Und in Tante Hannchens kleinem Hirn wollte in den langen Nachtstunden, die sie nun schon hier saß, manchmal der Gedanke aufdämmern, daß es mit Wolfgangs Krankheit doch vielleicht etwas mehr zu bedeuten hatte, als das bißchen Bräune und Röteln, das sie an ihren Kindern und mit ihren Kindern schon durchgemacht hatte. Die Vorstellung aber war ihr unlieb und flößte ihr Grauen ein, und sie gab sich alle Mühe, sie zurückzudämmen und sie nicht klar und greifbar werden zu lassen. Jedoch ebensowenig wie man dem Wetterleuchten befehlen kann, aufzuhören, das in der Sommernacht Stunden und Stunden am Himmelsrand bleibt und immerfort seine Blitzesscheine über

das stille Land schickt — das Land, das doch scheinbar ganz friedlich unter der Sternendecke schlummert — so wenig wie man dem Wetterleuchten befehlen kann, nicht zu zucken und zu blitzen — so wenig können wir im Lande unserer Gedanken befehlen, daß nicht die fernen Gewitter ihre huschenden Lichter herüberwerfen und uns immer wieder erschrecken und zusammenschaudern lassen. Und so perlten, ohne daß sie es wollte, der braven Tante Hannchen dicke Tränen über das Gesicht, kamen aus den kleinen, zwinkernden Jacobyschen Jet-Augen und zogen lange Spuren über die breiten, feisten Backen. Hannchen fürchtete sich, mit dem kranken Jungen allein zu bleiben, wenn — Gott behüte — was passieren könnte. Aber Ferdinand Gebert kam nicht. Der saß nun schon Stunden und Stunden, breit und wohlgefällig mit Max im Kontor und wälzte die Kladden und die Hauptbücher, zog die Restsummen, ordnete lange Zahlenreihen, schrieb sie hier- und dorthin, addierte und subtrahierte und brachte aus den verschwiegenen Blättern seines Geheimbuches manchen Friedrichsd'or hinüber auf das Debet von Spesen und Geschäftsunkosten, von dessen Verwendung zugunsten seines Unternehmens niemand bisher etwas hatte ahnen können.

Und so wäre in diesem Jahre des Heils 1839 nirgends bei Geberts etwas von Silvester zu spüren gewesen, und die kalte, neblige Schneenacht wäre ebenso hingegangen wie all ihre Vorgängerinnen, wenn nicht oben in der Klosterstraße bei Jason Gebert der bittersüße Pomeranzenduft des Bischofs — den Jason mit vieler Feierlichkeit zusammengebraut hatte — die Räume durchzogen hätte. In feinen, grauen Wolken stieg er aus dem Rund einer alten Steingutterrine empor und zog um die blanken Mahagonisäulen der Porzellanschränke und strich den süßen Grisetten Gavarnis, die da in braunem Birkenrahmen von der Wand pendelten, um die Näschen, daß sie ganz heimlich und verstohlen danach schnupperten und mit lüsternen Blicken hinübersahen. Und man wußte nicht — galt dies nun nur dem warmen Süßtrank oder etwa auch jenem Berg von braunen Handgranaten, die da im Lichtkreis der Lampe ihre Zuckerglasuren blitzen ließen, und von denen jede eine angenehme Überraschung in sich trug, ob sie nun Himbeermus enthielten oder Apfelgelee, Pflaumen oder Hagebutten.

Kößling war erst spät am Abend zu Jason Gebert und Jettchen gekommen; vielleicht vom Schachtisch hergekommen, mürrisch, so wie der Mensch, der mit sich selbst in Hader liegt, eben mürrisch ist. Dann aber hatte er sich, ohne daß man ihn aufforderte, an das Instrument gesetzt, und all seine inneren Unstimmigkeiten hatte er über dem Spiel vergessen. Es beruhigte seine Sinne und ließ seine Wünsche und Nöte mählich einschlummern, daß sie nur noch manchmal aufschluchzten, wie ein Kind noch einmal im Traum aufschluchzt, das sich in den Schlaf geweint hat.

Und Jettchen hatte sich herbeigelassen, zu singen; das erstemal seit langer Zeit, einfache Liedchen von Weber, die halb gesprochen wurden und in denen der Gesang nur wie die Begleitung zu den Worten klang, Lieder, in denen die Kunst wenig bedeutete und die Schlichtheit der Empfindung alles war. Jason Gebert hatte ganz nahe und still

dabeigesessen und Jettchen betrachtet, wie der wechselnde Widerschein dieser Lieder von Sehnen und Bangen, Harren und Entsagen über ihre Züge huschte und ihre Schönheit vergeistigte und verklärte. Er konnte sich nicht von diesem Anblick losreißen, sich nicht genugtun in diesen stummen Huldigungen und bat Jettchen immer wieder, zu singen, nur um ihr Auge mit dem halbgesenkten Lid noch einmal betrachten zu dürfen, nur um das weiche Heben und Senken der weißen Hände über den schwirrenden Tasten zu sehen. — Aber Doktor Kößling, der in jedem Nerv Musik spürte, und dessen Tonvorstellungen weit schärfer und klingender waren, als es der einfache und schmucklose Vortrag Jettchens geben konnte, hörte nur wie aus Höflichkeit zu und vermochte nicht Lob und Bitten so warm und aufrichtig zu stimmen, so viel Mühe er sich auch gab, es zu tun. Für ihn gewann Jettchen nicht, wenn sie am Spinett sang, ihn beunruhigte jeder Ton, der nicht ausgehalten wurde, jeder Ton, der zittrig und unsicher einsetzte. Er empfand nicht, daß Jettchen es nur seinetwegen tat, um ihm nahezukommen, er hörte nur das zage Spiel, das keine Schwierigkeiten zu lösen wußte, und die Unbehilflichkeit der ungeschulten Stimme. Und das Gleiche, was Kößling noch vor einem halben Jahr oben bei Onkel Salomon an Jettchen entzückt und sie ihm nahegebracht hatte, das rückte sie ihm jetzt in die Ferne, machte sie ihm für Augenblicke fast fremd und gleichgültig. Jettchen fühlte das und hörte mit dem Singen auf. Und Kößling vermochte kein Wort zu sagen, er atmete fast auf, als sie es tat.

Aber dann hatte Jason Gebert schnell die Gläser gefüllt. Denn, sagte er, man müsse früh anfangen, wenn man auch nur eine nennenswerte Verminderung herbeiführen wollte. Und das starke, heiße Getränk hatte bald alle guter Dinge und redselig gemacht. Man hatte sich zugetrunken, und Jason hatte es sich nicht nehmen lassen, aufzustehen, mit beiden Händen sich auf die Mahagoniplatte zu stützen und nachdenkliche Worte zu sprechen für seine zwei seltsamen Gäste, Worte, denen Jettchen und Kößling dankbar und verwirrt lauschten, denn es war das erstemal, daß man ihre Namen gleichsam bei einer öffentlichen Gelegenheit miteinander verflocht, und daß Jason Gebert etwas anerkannte, das er sonst doch nur schweigend zu übersehen schien.

Jason Gebert erzählte, er habe heute auf der Königstraße zwei Damen gesehen, und er sei eine Weile hinter ihnen her gegangen. Sie hätten schöne Pelzmäntel angehabt, und man hätte sie auf den ersten Blick für wohlhabende Bürgerfrauen halten können; vielleicht für eine Mutter mit ihrer jung verheirateten Tochter. Und alle sonst hätten sie wohl auch dafür genommen. Aber er habe sie gleich erkannt. Es sei niemand sonst als das Jahr 1839 und das Jahr 1840 gewesen.

Die Mutter habe nun der Tochter Vermahnungen gegeben und ihr gesagt, was sie zu tun hätte. Er habe alles genau gehört, aber es wäre indiskret, wenn er es verriete. Nur das eine wolle er sagen — und es ginge ja auch sie am meisten an — die alte Dame habe der jungen ganz besonders eingeschärft, daß sie ja nicht vergesse, an Frau Henriette Jacoby und Doktor Friedrich Kößling das gut zu machen, was sie ihnen beiden Übles

getan habe. Und die Junge sei ihr ins Wort gefallen: das brauche sie ihr gar nicht zu sagen; es sei übrig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, und sie habe schon ehedem sich über die Hartherzigkeit ihrer Mutter gar nicht genug wundern können — und ehrlich gesagt, sie habe sie weder begreifen noch billigen können. Da aber sei die alte Dame ganz böse geworden und habe den Kopf unwillig geschüttelt, daß ihre Pudellocken nur so flogen.

„Du junges Ding, du Grünschnabel, du Guckindiewelt," habe sie gerufen, „werde erst einmal so alt wie ich es bin, und dann wirst du auch verstehen, warum ich so und nicht anders an den Beiden gehandelt habe; nur um sie hart zu schmieden und abzuschleifen, um sie auszuproben und stark zu machen, um für sie durch die Kämpfe eines kurzen Jahres das Glück langer Jahrzehnte zu erringen, das sie, wenn es ihnen von selbst in den Schoß gefallen wäre, vielleicht bald mit eigenen Händen zerbrochen hätten.

Und da habe die Junge wieder gerufen, daß s i e ja das Gewesene nichts angehe, i h r e Sache wäre die Zukunft und die werde sie schon gut für ihre Schützlinge gestalten.

Aber kaum hätte sie das ausgesprochen, da seien schon beide weg gewesen, fort, wie von der Erde verschlungen, als ob sie ins Pflaster gesunken wären.

Und darauf, daß die junge Dame im Pelz, das Jahr 1840, ihr Versprechen halte, darauf leere er sein Glas.

Jettchen und Kößling waren ganz gerührt, und Jettchen sah Jason Gebert dankerfüllt und zärtlich in die Augen, als sie ihre Gläser leerten. Kößling fühlte diesen Blick und neidete ihn Jason Gebert, denn er erkannte in ihm eine gewisse Wärme und Vertraulichkeit, die den verträumten Blicken, mit denen Jettchen i h n zu betrachten pflegte, eben fehlte. Nicht als ob in ihnen nie ein Wunsch oder ein Begehren gezuckt, nicht als ob in ihnen nie eine weiche Hinneigung sich ausgegeben hätte, aber eben jene zärtliche Vertraulichkeit, jenes wortlose Bekenntnis der Zusammengehörigkeit — das fehlte. Und die lähmende Wirkung des starken, heißen Punsches war es, daß Doktor Kößling lange Zeit an diesem Gedanken haften blieb, und daß er ihm immer wieder zuflog, kaum daß er meinte, ihn weggejagt zu haben. Und das umdüsterte seine Stirn und machte sein Wesen dumpf und linkisch, seine Worte zäh und langsam, seltsam nachdenklich. Denn auf dem Boden von allem, was Kößling sprach, flammte eben für ihn immer der eine Satz: Ich bedeute ihr nichts. Und die anderen wurden von der gleichen, nachdenklichen Stimmung mit ergriffen, und so saßen die drei die letzten beiden, melancholischen Stunden des Jahres 1839 zusammen, hie und da, hüben und drüben um den runden, blanken, braunen Mahagonitisch. Der Berg von Handgranaten da auf der weißen Schüssel wollte gar nicht niedriger werden, und das goldene, dampfende Gebräu füllte immer noch das Rund der Bowle fast bis oben hin. Und doch schien es jenem schon, als ob er unmäßig viel getrunken hätte, und er hörte das Blut in den Schläfen sausen und singen.

Und selbst als Jason mit einer großen Neuigkeit herausrückte, die er erst heute von seinem Bruder Ferdinand erfahren hatte, wurde doch keiner der Stimmung Herr, jenes

Gefühles von halber Angst und halber Zwecklosigkeit, jener Nachdenklichkeit, als ob man jetzt und gerade jetzt den Sinn dieses unklaren und verwirrenden Lebens packen könnte. Ja, den Vetter Julius habe man nun ganz in die Enge getrieben, er habe nichts mehr verheimlichen können, das sei ja noch weit schlechter gewesen als zu erwarten, aber man habe ihm jetzt alles, auch alles aus den Händen genommen, und er habe schriftlich auf jede eigene Führung der Börsengeschäfte und jede weitere Vergrößerung seines Lagers verzichten müssen. Man habe heute vormittag in Salomons Kontor vier Stunden mit ihm unterhandelt, bis man ihn so weit gebracht habe, und er habe von Ferdinand Reden einstecken müssen, die man sich sonst sicher nicht bieten lasse. Salomon hätte ihn aber im andern Fall auch ohne jede Gnade in Konkurs gehen lassen. Und daß ihm dann die Benjamins das letzte Hemd ausgezogen hätten, darauf könne man sich verlassen.

Jettchen tat nun eigentlich im geheimen dieser Vetter Julius leid, dem sie ja doch nichts Böses wünschte, und sie sah auch nicht ein, warum diese Nachricht für sie gerade so besonders freudig sein sollte. Aber Jason erklärte ihr, warum es für sie gut sei, daß man jetzt den Vetter Julius wie einen gefangenen Vogel in der Hand halte. Wie bald, und er müsse pfeifen, wie sie wollen.

Kößling, der als echter Literat von allen geschäftlichen Dingen nur ganz vage und dämmrige Vorstellungen hatte, fühlte sich nur unangenehm berührt, daß er von Jason von neuem an das Vorhandensein dieses Vetters erinnert wurde, den er freudig und gern auf dieser Welt vermißt hätte. Und Jason Gebert empfand das und kam plötzlich darauf zu sprechen, daß er noch fort müsse, nach den Linden, zu Kranzler. Jettchen, die fürchtete, es könnte Onkel Jason in dem Trubel und der Ausgelassenheit der Neujahrsnacht etwas zustoßen, bat ihn, er möchte doch zu Hause bleiben, und im stillen hoffte sie auch, daß man dann länger zusammen sein könnte. Aber Jason sagte, daß er einfach gehen müsse. Weshalb, wisse er zwar eigentlich nicht recht, aber er tue es nun jedes liebe Jahr, und er fürchte etwas zu versäumen, wenn er es diesesmal nicht täte. Es sei eben damit endlich auch nicht anders wie mit dem meisten hier im Leben, ob man es nun stolz Wissenschaft oder bescheiden Liebe nenne, man tue es nur deshalb, weil man fürchte, etwas zu versäumen, wenn man es unterließe. Und als Jason noch so sprach, da hörte man draußen Glockenschläge und Kinderstimmen rufen von fern und nah, und Jettchen und Kößling liefen zu den dicht beschlagenen Fenstern, sie aufzureißen. Und Jason füllte sich sein Glas bis zum Rand und hinkte langsam hinüber, es vorsichtig in der Hand balancierend.

Jettchen und Kößling hatten sich ganz wider ihre Art umfaßt und die Köpfe dicht aneinander gedrückt. Und sie sahen nun wortlos zum Himmel, der schwarz und hoch war, sahen aus dem Halbdunkel Bäume und Häuser wie weiße Gespenster auftauchen, sahen die silberne Schneedecke über dem Boden und die harten Geleise unten auf den Wegen und Fahrstraßen, auf denen die scharf geschnittenen Umrisse schwarzer Gestalten sich bewegten, von vielen Menschen, die auf die Straße geeilt waren und ihre

punschselige Begeisterung für das kommende Jahr in die Nacht hinausbrüllten, die immer wieder und wieder ihren Ruf wiederholten, während oben die Glocken klangen, und ein Hund, durch all den Lärm wild gemacht, bellte und bellte, bis er mit der Stimme überschlug.

Und die beiden hatten doch die seltsame Empfindung, als ob irgend etwas an ihnen vorüberstriche, irgend etwas ihnen entgegenwehte, durch die Ruhe der schneereichen Winternacht, eine Ruhe, die eben so stark und fühlbar war, daß all das Lärmen da unten, all das Klingen da oben sie doch nicht völlig zu trüben und zu übertönen vermochte.

Jason, der auch an das Fenster getreten war, mochte wohl etwas ähnliches fühlen.

„Ja," sagte er und berührte Jettchen an der Schulter, „ja, Jettchen, eigentlich ist das doch nun ein Tag wie alle Tage, und doch gibt er uns fast greifbar zwei Dinge, die wir oft im Lärm des Seins nicht mehr spüren: die Empfindungen von Zeit und Ewigkeit. Diese Sterne da oben im Nebel über uns, die weiße Decke ringsum, alles tief und weit, nichts, das uns ein Zeichen gibt, feierlich, unerbittlich und unentrinnbar — das ist die Ewigkeit. Und diese tobenden Menschen da, die sich nicht genug tun können im Prost-Neujahr-Brüllen, dieser Hund da unten, der bellt, diese Kinder, die in ihre Weihnachtstrompeten blasen, die zärtlichen Blicke deines Nachbarn — das ist die Zeit, das Lebende und Taumelnde und Vergängliche. Und Kößling, Doktor Kößling, wenn es Ihnen auch jetzt scheinen mag, als ob das da oben mehr bedeute als das hier unten — es ist nicht wahr. Nur hier sind wir zu Hause; nur hier ist unser Glück und unser Elend, das endlich auch noch Glück ist, weil es Leben sein darf."

Und damit nahm Jason feierlich einen langen Zug und goß ebenso feierlich den Rest des Getränks in weitem Bogen zum Fenster hinaus, als brächte er dem neuen Jahr 1840 ein Trankopfer dar. Man hörte, wie es aufschlug, und vernahm von unten eine tiefe Stimme, die heraufrief, was denn der Unfug bedeute, das wäre ja noch schöner!

Und Jettchen und Kößling fuhren kichernd vom Fenster zurück, und Jason schenkte seinen Gästen wieder ein und bat sie, Pfannkuchen zu essen. Und man stieß an und wünschte einander viel Glück. Und Doktor Kößling stand mit dem grünen Bowlenglas in der Hand und hielt eine kleine, wohlgesetzte Ansprache, in der er die Tugenden des besten Onkels pries.

Aber der beste Onkel war nun ganz und gar nicht dafür, daß man ihn pries, und er nahm seinen neuen braunen Zylinder aus dem Schrank, den er sich hatte aus Paris verschreiben lassen, bügelte ihn und streichelte ihn noch einmal fein säuberlich mit einer Sammetbürste, warf seinen pelzbesetzten Umhang kühn über die eine Schulter, als wäre es ein spanischer Mantel, überzeugte sich, daß er sehr unternehmend aussah, und meinte, es wäre jetzt höchste Zeit, daß er ginge. Spät komme er nicht zurück.

Und Kößling nahm zärtlichen Abschied vor den Augen Jason Geberts, denn er fühlte nach Jasons Rede, daß er jetzt sicherlich dazu berechtigt sei.

Und wie Jettchen in das leere Zimmer zurückkam, das noch ganz erfüllt war vom

herbsüßen Duft der Bowle, den nicht einmal die neblige, kalte Nachtluft, die von draußen hereinflutete, verdrängt hatte, da mischten sich in den Lärm von unten immer noch die dumpfen und hellen Glockenklänge von allen Kirchen ringsum, der Nikolai-, der Marienkirche und der Garnisonkirche. Und das Spielwerk der Parochialkirche sandte auch für das neue Jahr ihre schon so oft unbeherzigte Mahnung: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" durch die schneehellen Straßen mit ihren harten Wegen und Gleisen.

Jettchen vergaß das Fenster zu schließen, setzte sich an den Tisch, nahm den Kopf zwischen die Hände und träumte in all dem Lärm und Klingen vor sich hin. Und sie baute an einer reichen und glücklicheren Zukunft, so wie sie es jedes Jahr zur gleichen Stunde getan hatte; nur daß heute ihre Träume bestimmter und blutvoller denn je waren. Und endlich, als draußen die letzten Glockenklänge erstarben und die Prosit-Neujahr-Rufe nur noch seltener und leiser erklangen und sich nur noch dumpf antworteten, wie die nächtlichen Rufe der Soldaten von den entfernten Wachtposten draußen auf den Wallgräben, da fröstelte Jettchen auf und schloß die Fenster. Eigentlich hätte sie gern noch einmal mit Onkel Jason gesprochen. Aber wann mochte der zurückkehren?

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Jettchen war noch nicht lange zu Bett gegangen, da schlich auch schon Onkel Jason zurück, sehr leise und sehr kleinlaut. Er sah gar nicht mehr so unternehmend aus wie vorher, als er jetzt die Treppe heraufhumpelte, und er hatte ein weißes Batisttaschentuch um den Kopf gebunden mit vier Zipfelchen, nach jeder Himmelsrichtung einen. Sein schöner brauner Zylinder nämlich, den er noch so zärtlich geglättet hatte, bevor er wegging — zuletzt hatte er ihn noch gesehen, wie er aufseufzte unter den Rädern einer schwer beladenen Henochschen Droschke, die ihm quer über die Krempe fuhr — gerade da, wo die Linden und die Friedrichstraße sich kreuzten. — Aber heiliger Himmel, wie hatte man ihn schon vorher mißhandelt! Plötzlich war er Jason vom Kopf geflogen. Er wußte nicht, wie das geschah. Er war ihm nachgestürmt. Aber einer hatte ihn ganz geschwind dem anderen zugereicht, als wär's ein Feuereimer, und jeder hatte ihm noch einen Puff und einen Knuff und einen Hieb versetzt, der hatte ihm einen Fußtritt versetzt, und der ihn noch in die Luft gewirbelt. Er war auf den Damm mitten in den Schnee gefallen, und ehe ihn noch die johlende Menge wieder aufraffen konnte, hatte ihn ein Pferd mit einem Huftritt plattgetreten wie eine Flinsenpfanne und dann — nicht genug — waren die Räder mitten darübergegangen, als wollten sie seinen Durchmesser feststellen. Und Jason war mit einem letzten Blick auf die Leiche seines neuen Pariser Hutes zu Kranzler in den Laden geflüchtet, damit er zum Schaden nicht noch den Spott hätte. Er war wohl Philosoph genug, um sich nicht zu ärgern, aber doch nicht genug, um auf eigene Kosten mitzulachen. Auch war Jason Gebert, so sehr er beim Volk Ausgelassenheit liebte, nicht roh genug, um es lustig zu finden, wenn

ein Bulle ein Kunstwerk in Fetzen stieß, und ein Kunstwerk war in seinen Augen dieser Pariser Zylinder gewesen.

Und als Jason Gebert mit dem Taschentuch um den Kopf — denn es war bitterer Frost, und ein scharfer, ätzender Nebel ließ es noch kälter erscheinen — an den Häusern entlang nach Hause humpelte, da tauchte plötzlich im dichtesten Gewühl, gerade unter einer Gasflamme, das rote Gesicht des Vetters Julius vor ihm auf, den Mund weit offen und die kleinen, schwarzen Jacobyschen Jet-Augen fast zugekniffen, und seiner Kehle entströmte ein herzlicher Gesang. Und nicht die rote Person war seine Begleiterin, nein, an jedem Arm hing ihm gleich eine kleine Frauensperson, die er fast mitschleifte und mitzog. Und wie Jason näher hinsah, erkannte er unter den braunen Schuten die erstaunten gelben Gesichter von Pinchen und Rosalie, auf denen deutlich zu lesen war, daß Pinchen und Rosalie nicht recht wußten, was sie zu all dem sagen sollten und sich deshalb ganz angstvoll an ihren starken Bruder Julius klammerten.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Ferdinand Gebert hatte, als die Glocken zwölf Uhr verkündeten und im lauten Schall einsetzten, gerade seine letzte, wenn auch nicht allerletzte Summe für das verflossene Jahr gezogen, hatte Abschreibungen über Abschreibungen gemacht, hatte bei seinen Debitoren von vornherein mit mehr Ausfällen gerechnet, als zu erwarten waren — und trotz aller Vorsicht war der Jahresverdienst um ein Erkleckliches über den des Vorjahres gegangen, und Aufträge hatte er noch in Hülle und Fülle bis tief in den Mai hinein. Und als Ferdinand Gebert sich all dieses so recht deutlich vergegenwärtigte, sehnte seine Seele sich nach einem guten Glase warmen Punsches. Der Junge, — na ja, der würde doch auch schon wieder mal gesund werden! Und Ferdinand Gebert fühlte das innige Bedürfnis, dieses bescheidene Gläschen Punsch doch nicht allein, in beschaulicher Selbstbetrachtung zu schlürfen, sondern all seine Lieben daran teilnehmen zu lassen, — selbst seine Gäste sollten dabei nicht fehlen. Irgendwie müsse man doch merken, daß ein neues Jahr begonnen hätte. Und wie begonnen hätte, unter welchen glücklichen Aussichten begonnen hätte! Ferdinand winkte also Hannchen, sie möchte aus dem Zimmer Wolfgangs kommen, und das konnte sie auch wohl tun, denn der arme kleine Kerl war nach Mitternacht ruhiger geworden und schlief ganz fest, nur mit etwas kurzen, quälenden Atemzügen. Und Ferdinand Gebert setzte darauf seine Gemahlin Hannchen mit behaglichem Händereiben von seinem Vorhaben und seinen Wünschen in Kenntnis und sagte auch, daß er noch Pinchen und Rosalie holen wolle. Aber Hannchen meinte, sie schliefen schon, und es wäre *ihr* lieber, wenn sie heute ganz unter sich wären. Ferdinand Gebert aber war von je gewohnt, das Gegenteil von dem zu tun, was seine Frau wünschte, und er sah nicht ein, warum er

im jungen Jahr 1840 plötzlich mit dieser lieben Gewohnheit brechen sollte — und er hielt es sogar für einen besonders feinen Scherz, wenn er selbst hinginge, Pinchen und Rosalie aus den Betten holen. So also begab er sich an die Tür ihres Schlafgemaches und klopfte mit energischer Faust. Er hielt den Atem an, um den Erfolg seiner Bemühungen abzuwarten. Jetzt würden die gleich drinnen aufkreischen, sagte er sich. Aber es rappelte gar nichts. Es blieb totenstill — unheimlich, beängstigend still. Dieser jungfräuliche Schlaf belustigte Ferdinand, und er klinkte ganz leise die Tür auf, um seine Gäste höchstselbst mit zartem Gepuffe und Geknuffe zu erwecken. Stichdunkel war es. Aber Ferdinand Gebert wußte in seinem eigenen Hause Bescheid. Er fand das eine Bett, er tappte am Kopfende und fühlte nur die kühle Decke — am Fußende . . . nur Decke, nur Federn. Kein Bein, kein Fleisch, nichts Menschliches. Er tastete leise noch einmal mit beiden Händen — so dünn konnte doch gar kein Mensch sein, nicht einmal Rosalie. Aber vielleicht lagen sie beide drüben. Nein, auch da, alles kühl, alles glatt und platt. Kein Arm, kein Haar — nichts. Ferdinand Gebert wurde es ganz unheimlich zu Mut. Und er schlug mit seinem Fixfeuerzeug Licht. Da lag das ganze Zimmer — hier ein Bett und da ein Bett — unberührt, still, schön, ohne eine Falte. Im Augenblick hatte Ferdinand Gebert, der von sich auf andere schloß, eine ganze Geschichte zusammengereimt. Daß er das sich nicht schon lange gesagt hätte! Aber geargwohnt, ja geargwohnt hätte er es schon.

Und voll innerlicher Entrüstung ging Ferdinand Gebert mit wuchtigen Männerschritten zurück zu seiner Gattin, die gerade eine Zitrone in die Bowle preßte und mit ihren dicken, rosigen Fingern mit aller Macht an der gelben Schale herumdrückte, und setzte sie schonend von dem Schrecklichen in Kenntnis.

„Pinchen und Rosalie sind nicht da," sagte er bestimmt, gemessen und würdig, „so etwas dulde ich in meinem Hause nicht."

„Ach die armen Mädchen," versetzte Hannchen, und ihr breites Kindergesicht war ganz beschattet vom tiefen Bedauern mit ihnen, „was haben sie denn hier. Kann man es ihnen denn übelnehmen, wenn sie mit ihrem Bruder zusammen den Silvestertrubel sich ansehen wollen?!"

„So," versetzte Ferdinand, und zog das So dermaßen lang, als wollte er es gleich bis zum nächsten Neujahr ausdehnen, „so —!"

Ach du liebe Zeit! Hätte Hannchen gesagt, daß Pinchen und Rosalie allnächtlich auf verbotenen Lasterwegen wandelten, — der Schaden wäre für Ferdinand vielleicht gutzumachen gewesen, — aber diese Aufklärung, diese mit Julius — da gab es nichts mehr zu nieten, zu flicken und zusammenzubringen. Das eine „So" hatte entschieden. Und Hannchen wagte nicht einmal mehr, für ihre Schützlinge ein letztes Wort einzulegen.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840.

Als Jettchen an einem der nächsten Morgen erwachte, hörte sie erst ein ganz leises Glucksen und Gurgeln und ein Singen und Klingen und ein immerwährendes, leises Knattern von den fallenden Tropfen, die auf die Fensterbretter schlugen, und in der Dachtraufe rauschte es, als hätte man einen Mühlbach darin eingesperrt. Der Nebel aber hing dabei wie ein graues, wollenes Tuch vor den Fenstern, und als er sich mählich hob, da sah Jettchen, daß drüben auf den Dächern der Schnee fast geschwunden war und daß er nur noch ärmlich, dünn und grau auf den Schindeln sich breitete, daß an allen Gesimsen Tropfenreihen als Besätze hingen, und daß die Götterfiguren auf ihren Podesten sich aus ihren Pelzmänteln gestrampelt hatten und ihre heidnischen Glieder von neuem frei reckten. Auf der Straße waren die grauen Schneeberge über Nacht eingesunken, und in den Fahrrinnen stand das helle Wasser, das der Wind kräuselte. Der hartgetretene Schnee des Bürgersteigs jedoch war von tausend Tropfenmustern gezeichnet und gehöhlt. Ganz schwarz waren wieder die Bäume, blank und wie abgewaschen, und die allerletzten Hauben der Zaunpfähle drüben am Lagerhaus waren so recht verdrückt und schief gerutscht, wie die Hauben bei alten Großmüttern, die ein wenig im Sorgenstuhl eingenickt sind.

Dann aber kam der Regen hinzu, aus einem grauschwarzen Himmel. Erst langsam, mit schweren, einzelnen Tropfen, bis der Westwind einsetzte, und das Wasser von allen Seiten herabpeitschte. Der Rauch wurde glatt von den Schornsteinen fortgerissen, und die Menschen, die unten die Schirme gegen die himmlischen Brausefluten stemmten, steuerten langsam und schwer dahin, mit fliegenden Mänteln und gebauschten Röcken, wie Segelschiffe, die im Nordweststurm rollen. Herrgott nochmal — der Regen machte ordentliche Arbeit! Er wusch die Wände der Häuser und die Dächer und die Gärten und die Bäume und die Pflastersteine und sparte nicht Wasser dabei. Es schäumte ordentlich von den Wänden herab, und auf allen Pfützen schwammen große Blasen im Kreis umher. Die Schneeberge wurden ganz armselig und ganz kleinmütig unter diesen Wasserstürzen, und nur die Gartenmauer schräg drüben trieb bei der kalten Nässe für wenige Stunden einen reifigen Silberbelag auf ihre rauhe Steinfläche, der aber auch schwand unter der immer nachsickernden Wassermenge.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem neuen Jahr 1840.

Gegen Mittag, als gerade der Regen eine kleine, trügerische Pause machte — ach, er sammelte nur neue Kraft für seine Nachmittagstätigkeit! — da wankte ein großer, altmodischer Reisewagen, der schon lange Jahre unbenutzt in Onkel Ferdinands Remise gestanden hatte, mit einem Bau von Kisten und Schließkörben auf dem Verdeck und drei großen Reisetaschen unter dem Spritzleder, langsam durch die

Königstraße dahin. Seine breiten Räder durchfurchten das Wasser der gekräuselten Pfützen, daß es in Fächern nur so rechts und links um sie her spritzte, und bei jedem Hufschlag der braven beiden Braunen, da platschte der graue Matsch des durchweichten Schnees nach allen Seiten auseinander.

Und oben auf dieser fahrenden Wasserkunst thronte der Kutscher Johann stocksteif in seinem grauen Mackintosh. Und nebenher ging Ferdinand Gebert. Das heißt auf dem Bürgersteig, in respektvoller Entfernung, außerhalb der Spritzweite. Er rief Johann noch gute Lehren zu und empfahl ihm diese Fuhre ganz besonders. Er solle sie ja gut und schnell nach Benschen bringen und sie ja nicht etwa umwerfen.

Und in dieser fahrenden Wasserkunst, hinter den bespritzten Scheiben saßen nun Pinchen und Rosalie, eng aneinander gedrückt, wie das zärtlichen Schwestern zukommt. In braune Reisemäntel waren sie gehüllt, und jede hatte ein Koberchen auf dem Schoß. Sie hatten auf dringendes Anraten Tante Hannchens plötzlich eine unstillbare Sehnsucht nach Benschen bekommen, und Ferdinand hatte erklärt, daß es ihm leid täte, daß sie schon abreisen wollten. Er wolle ihnen aber trotzdem nichts in den Weg legen, und er wolle ihnen sogar einen eignen Wagen noch zur Verfügung stellen. Aber da sie sich doch nicht allein allen Fährlichkeiten und Anfechtungen einer weiten und beschwerlichen Winterreise aussetzen konnten, so war ihnen als männlicher Schutz und Schirm der alte Onkel Naphtali zugesellt worden, der auch in der letzten Zeit seine Benschener Bequemlichkeiten arg vermißt hatte. Und in deren Erwartung saß Onkel Naphtali nun in der fahrenden Wasserkunst, den beiden gegenüber, in einen uralten Schafpelz gewickelt, — uralt wie er selbst, die Beine in einem Fußsack und den Kopf in einer Pelzkappe. Und dabei summte er vor sich hin, wie eine Winterfliege in der Ofenecke. Er war eigentlich nicht unzufrieden.

„Nun“, sagte er sich, „jedes Ding hat eben seine Zeit. Man kann in der Großstadt leben und man kann in der Kleinstadt leben. Hier hat kein Mensch gewußt, wer ich bin. Zu Hause in Benschen kennt mich wieder jedes Kind auf der Straße. Nur wie die Sache mit Joel wird, das hätt' ich wirklich noch gern hier abgewartet.“

Pinchen und Rosalie wieder waren aber keineswegs so zufrieden wie ihr Nachbar, und sie trennten sich keineswegs so leicht und ruhigen Herzens von Berlin. Nicht etwa, daß es ihnen die Reize des großstädtischen Lebens angetan hätten: nein, was die Schönheit und Annehmlichkeit des Lebens anbetraf, da zogen sie Benschen schon bei weitem vor — aber sie hatten doch leise gehofft, daß sich hier für sie oder wenigstens für eine von ihnen — jede dachte dabei an sich selbst — etwas finden würde, eine passende Partie, so daß es sich ganz und gar erübrigt hätte, wieder nach Hause zu fahren. Aber diese Hoffnung war nun wie der Schnee draußen rein zu Wasser geworden. Keine passende, nicht einmal eine

unpassende Partie war in der Ferne aufgetaucht, nichts hatte sich gezeigt, und dabei hatte ihnen doch Tante Hannchen vorher geschrieben, daß sie sich bestimmt danach umtun würde. Nun ja, auf die Verwandten ist eben nie Verlaß.

Und Onkel Ferdinand ging selbst bis zum Königstädter Theater, bis zum Alexanderplatz mit, klopfte noch einmal an die Scheiben und winkte hinein. Und Pinchen und Rosalie nickten heraus, Freundlichkeit und Süße auf den Gesichtern, aber innerlich voller Galle. Aber Onkel Naphtali ließ sich durch Ferdinand Gebert nicht stören und wandte kaum den Kopf nach ihm. Ihn interessierte dieser Mann überhaupt nicht. Endlich hätte er seine Postfahrt ja auch so bezahlen können, wenn er nur gewollt hätte.

Die beiden Braunen, die bis dahin im Schritt gegangen waren, fielen nun in Trab, und der alte Reisewagen rumpelte und stuckerte über den Alexanderplatz hin, daß die Kasten und Körbe auf dem Verdeck nur so durcheinander tanzten. Ferdinand stand und sah ihm noch eine Weile nach, wie er die Landsberger Straße hinunterschwankte, sah ihm nach, bis er klein und kleiner und undeutlich wurde und endlich seinen Blicken ganz entschwand. Dann wandte Ferdinand Gebert sich erleichtert um, und es fiel ihm ein, daß er noch einen Geschäftsweg machen könnte, einen von jenen, die er erst zum Schlusse des Jahres auf sein Geschäftsunkostenkonto zu verbuchen pflegte.

Und wie dieser Reisewagen Ferdinand Geberts Blicken entschwindet, so entschwinden uns hier nun auch die beiden — Pinchen und Rosalie — und als dritter der brave, alte Onkel Naphtali, und wir werden nichts weiter von ihnen mehr hören und lesen. Sie kehren nach Benschen zurück, woher sie gekommen sind, tauchen wieder unter für uns in das Heer der Namenlosen, werden ausgelöscht aus diesem Buche, und über ihre ferneren Geschicke wüßte ich auch nichts mehr zu sagen und zu singen. Nur soviel: wie Onkel Naphtali selbst nicht wußte, wann er geboren war, so entzieht es sich meiner Kenntnis, wann er gottselig verblichen ist. Aber das Eine weiß ich doch: es gab eine große Enttäuschung. Denn Onkel Naphtali besaß nicht ein Viertel von dem, was man geglaubt und erhofft hatte. Pinchen jedoch — oder war es Rosalie? — heiratete später doch noch nach Berlin. Sie heiratete einen Witwer, oder sie heiratete den Witwer, denn es wird immer nur der gleiche Witwer geheiratet, an der Grenze der Fünfzig, unansehnlich, mit Kindern und mit Erinnerungen und mit dem zwingenden Bedürfnis nach einigen Tausend Talern. Rosalie aber — oder war es Pinchen? — verblieb in Benschen, und sie trug noch nach 20 Jahren das Haar so, wie es ehedem Jettchen getragen hatte, und sie behauptete immer, daß man das Haar in Berlin so trüge.

(Fortsetzung folgt.)

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Gewaltige Überraschungen, wie jüngst wieder der Doppelmord in Lissabon, sind schon mehrfach jetzt an einem Sonntage bekannt geworden, wodurch dann die Börse angeblich Zeit zur Beruhigung gewinnen konnte. Als ob es sich noch um den Ozean von früher handelte, wo die Kurse dann haushohe Wellen auftürmten, oder in jähe Tiefen stürzten, — um die grellen Bilder wahrheitsliebender (!) Agitatoren nachzuahmen. In Wirklichkeit finden derartige Eruptionen nur noch in Romanen statt! Denn die deutschen Plätze sind längst durch das famose Reformgesetz eingeengt. London lebt erst mit dem Minenmarkt wieder auf, und endlich hat Paris, wo das meiste — bewegliche Geld ist, keine rechten Spekulationswerte mehr, da seine auswärtigen Renten fast gänzlich untergebracht sind und inländische Industrieaktien noch fehlen. Da zudem aber die Seinestadt eine bourse à crier besitzt, wie die betreffende Art des Verkehrs genannt wird, so verwechseln die Fremden das Schreien dort mit Schlachtengebrüll. In Paris nun hätte die Nachricht von jenem so furchtbaren Lissaboner Attentat gefährlich einschneiden können. Im Gegensatz zu Deutschland, das nur noch wenig portugiesische Werte liegen hat, nicht einmal die sichersten: die fundierten Tabak-, — bleibt das französische Kapital, neben Portugal selbst, die stärkste Eigentümerin all dieser Papiere. Indessen in Paris, wo die Beziehungen zum Tajolande alteingefahrene Wege wandeln, und wo man die Überredungen des Königs Eduard gegenüber seinem Freunde Dom Carlos zu einem verfassungsmäßigen Regiment intimer als anderswo kannte, wurde die Lage schon seit Monaten mit Mißtrauen verfolgt. Das Ultimogeschäft ist dort erlaubt, Stücke sind entweder an Ort und Stelle, oder auch von Lissabon und Oporto (man muß eben die Quellen kennen!) zu leihen, und alle diese Gelegenheiten hatte die Pariser Spekulation zu umfangreichen Leerverkäufen in portugiesischen Werten gereizt. Als daher an jenem Montag an der place de la bourse die Attentatsnachricht einzuwirken hatte, fiel sie in einen — verfixten Markt. Den naturgemäßen Abgaben traten sofort zahlreiche Rückkäufer gegenüber, und der Ausgleich einer Panik war wie von selbst gegeben. Das ist das Geheimnis, weshalb die Kurse dieses Gebietes eine so geringe Änderung zu erfahren brauchten. — Eine außerordentlich eindringliche Lehre über den Nutzen der so verpönten Kontermine, für alle, die ihre Augen noch nicht ganz verschließen und bisher nur die Berechtigung zu einer guten, aber keineswegs zu einer schlechten Meinung über Börsenpapiere zuzulassen beliebten. Im übrigen darf man schon sagen, daß 3 prozentige Portugiesen auch schon vor jener fatalen Wagenfahrt nach der Hauptstadt verhältnismäßig recht hoch gewesen sind. Sie rentieren sogar nach ihrem gegenwärtigen Kurse noch mit ca. 4½ Prozent, warum sollten da nicht Viele unsere Schatzscheine, die 5 prozentigen Russen und, wenn ein ganz barocker Vergleich erlaubt ist, selbst Venezuela vorziehen. Letztere Schuld steht wenigstens unter europäischer Kontrolle, was hier natürlich keineswegs zur Empfehlung, sondern nur zu einem bedeutsamen Hinweise auf den portugiesischen Anleihedienst gesagt sein soll.

* * *

Die erfahrenen Leute wollen unsern Privatdiskonto von unter 4¼ % als künstlich niedrig gehalten ansehen und zwar von den Banken, so lange, bis diese die neuen 4 %igen deutschen Fonds wirklich gut klassiert finden. Vielleicht reichen aber die Gedanken unserer Hochfinanz noch weiter, indem sie den Markt überhaupt jetzt bei guter Laune halten wollen, wegen neuer Aktienausgaben oder da, wo es nicht anders geht, neuer Obligationen. Diejenigen, welche es sich mit populärem Wortschwall bequem machen, werden natürlich immer dabeibleiben, daß der Zinssatz möglichst niedrig bleiben müsse, aber es ist möglich, daß wohl zu-

weilen das Gegenteil davon zu erwägen wäre. Und somit dürften auch Praktiker anzunehmen sein, nach deren Urteil ein Privatsatz von 5% unsern gegenwärtigen Verhältnissen besser entsprechen würde, als alles, was darunter ist. Hauptsache bleibt, daß unsere Großbanken auf geraume Zeit ihre alte Politik, sich in jeder Art von Geschäften zu engagieren, aufgeben. Eine solche Abstinenz drückt sich keineswegs bloß in dem Nichtunterschreiben von fremden Anleiheprospekten aus, wobei ja die öffentliche Meinung Wach- und Schließgesellschaft spielt, sondern nach ganz anderen Richtungen hin. U. a. sind es in deutschen Groß- und Weltstädten jene riesigen Luxusbauten, die bereits in der Anlage, d. h. durch die notwendigen (!) Aufkäufe von Grund und Boden, eine Überkapitalisierung darstellen. Hierzu sind unsere Großen nämlich fast immer bereit, entweder, weil sie sich von dem Gigantischen dabei wirklich blenden lassen, oder weil sie den „Andern" als schwarzen Peter zu sehen hoffen, oder aber weil ihnen nahestehende Kreise mit dieser neuen Transaktion ein gewinnbringendes Geschäft bereits abschließen. Kein Wunder, daß auf diese Weise auch unter Provisionen sehr stattliche Ziffern aufgestellt werden können, so lange als vielleicht die Forderung noch nicht hervorgetreten ist, buchmäßig zwischen reinen Provisionen und Provisionen zu unterscheiden. Nur auf die ersteren beziehen sich übrigens die Verhandlungen, eine allseitige Erhöhung durchzuführen. So rasch jedoch wie dies gemeldet wurde, sind sämtliche Banken dabei keineswegs unter einen Hut zu bringen, da die wichtigen Provinzinstitute noch ihre Bedingungen stellen dürften. Jene unaufhörlich neu sich gebärenden Finanzierungen können nicht genug gezeichnet werden, schon wegen des bedeutsamen Beweises, daß der Hauptsache nach in dem Fangballspielen mit höchst umfangreichen Summen nichts geändert ist. Es sind eben doch nicht mehr die alten Männer an der Spitze, sondern „reiche Erben", die auf den Erfolgen ihrer Vorgänger stehen und eine wahrhafte Blutentleerung, wie z. B. in den Jahren nach dem Wiener Krach, nicht miterlebt haben.

* * *

Die 55 Millionen Mark, welche die Regierung für drei Doppelschächte im Dortmunder Kohlenbezirk erhält, haben zu einer jener sattsam bekannten Debatten über die Kohlenteuerung geführt. Der preußische Fiskus soll seine Zechenerweiterung zu einer Verbilligung der Kohlen benutzen, was natürlich sogleich abgelehnt wurde, aber leider nicht unter der offenen Begründung, daß solche Gewinne bei uns keinen sozialpolitischen, sondern vorläufig noch einen militärischen Charakter haben. Und wer sich z. B. die Agitationskarten unseres Flottenvereins, selbst auf den kleinsten Bahnhöfen, ansieht, welche Berechnungen Deutschlands Milliardenreichtum bis in den Himmel erheben, der weiß auch, wohin später alle Überschüsse aus dem Staatseigentum abfließen, nein: abstürzen. Hätte der Handelsminister nur die Gelegenheit benutzt, um das Syndikat wegen seines, man könnte fast sagen arroganten, Schweigens öffentlich festzunageln; wo dieses Syndikat doch wenig zu verschweigen hat! Denn tatsächlich ist ihm sein wichtigster Abnehmer: die Eisenindustrie, immer mehr entschlüpft. Und wenn nun noch in absehbarer Zeit auch die Eisenbahnen ihre eigenen Zechen haben werden, so bleibt als Kundschaft hauptsächlich nur das Publikum — das fabrizierende und das heizende. Das erstere ist bisher von Essen aus so gleichgiltig behandelt worden, daß z. B. die wichtigsten chemischen Fabriken oft gar nicht zu einem direkten Syndikatsabschluß kamen, weil diese Konsumenten ausgesuchte Sorten beanspruchen, was einfach als zu weitläufig angesehen wurde. Sogar die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft inklusive der Berliner Elektrizitätswerke mußten schon einmal wegen zu hoher Preisforderungen vom Bezug der Ruhrkohle absehen. Verbleibt nur noch der Hausbrandbedarf, der allerdings so notwendig ist, daß seine Verbraucher keine andere Wahl haben, als in Preise zu willigen, die sie wenigstens von ihrem Standpunkte als zu hoch ansehen. In dieser Beziehung wächst die Erbitterung, der Erfolg aber bleibt noch aus, trotzdem sogar die Düsseldorfer Handelskammer gegen das Syndikat gesprochen hat.

* * *

Auf den Gang der deutschen Industrie werfen die Zeitungsnachrichten eher einen ungünstigen Schein. Denn indem nur die Preisermäßigungen gemeldet werden, die unveränderten Sätze aber nichts Neues darstellen, also auch nicht extra mitzuteilen sind, wird die Luft nur mit Abwärtsdepeschen erfüllt. Das prägt sich der ganzen Stimmung, zum mindesten der Börse, auf, die ja ihrem Wesen nach bezüglich fremder Gebiete stets nach oben oder nach unten blickt. Tatsächlich nehmen aber die Fachkreise selbst, für die deutsche Montanindustrie statt des so eifrig kolportierten Stillstandes nur eine bedeutende Abschwächung an, und sie gehen sogar soweit, dem Stahlverbande gegenwärtig die Tendenz, richtiger: die Politik einer absichtlich ungünstigen Marktschilderung zu unterschieben. Es hänge das mit dem Geldstande zusammen, den man unbedingt erleichtern wolle. Jedenfalls ist einer einzigen Stelle, wie sie z. B. heut im Stahlverbande, resp. in Herrn Thyssen existiert, fast alles möglich, was sonst bei einer Vielheit von Interessen und — selbständigen Interessen ganz außer Betracht kam. Es sind jetzt gleichsam einzelne bedeutende Schachspieler großgezogen worden, in deren Züge wir uns unfreiwilligerweise vertiefen müssen. Dabei sagte man bis vor noch nicht langem dem Direktorium bei Thyssens manche persönliche Temperamentsfehler nach, im Gegensatz vor allem zu der angeblichen Objektivität der Leiter vom Stinnes'schen Concern. Je rascher übrigens später ein Wiederaufschwung angängig ist, desto näher rückt auch der Moment, wo Thyssen und Stinnes ihre Wege trennen. Merkwürdig genug verharrt gerade das Ausland in seinem ungünstigen Urteil über den Stand unserer Industrie, was aber vielleicht mit der Mißstimmung an sich gegen Deutschland zusammenhängt. Etwas Politik unterläuft ja stets bei derartigen Antipathien, wie denn Deutschland einmal als Hort aller Reaktion zu gelten scheint. Indessen die eigentliche Wurzel des Hasses faßt sich gröber an und betrifft unsere allenthalben hervortretende Konkurrenz, notabene mit starken Unterbietungen. Ob Sir Ernest Cassel als Bankier sagt: ich mache nicht gerne mit Deutschen Geschäfte, da ich nicht für ein halb pro Mille arbeite! oder ähnlich ein Fabrikant in Sheffield, ein Exporteur in Liverpool: die Klagen über jene unaufhörlichen Unterbietungen mehren sich auf allen Gebieten. Auch über unsere Elektrotechnik scheint sich das Ausland übertriebenen Vorstellungen hinzugeben. So kann man von sehr gut unterrichteten fremden Kaufleuten neuerdings über das rapide Sinken unserer elektrischen Aufträge mit großer Sicherheit reden hören. Tatsächlich erklärt man aber auf unsern Gesellschaften selbst, sie hätten so „wahnsinnig" zu tun, daß sie vor lauter Arbeit krank würden. Auch nach einer anderen Richtung eilt das Ausland, wie man wohl annehmen darf, der Entwicklung der Tatsachen voraus. Das zielt gegen unsere sieghafte Überlegenheit in zahlreichen technischen Zweigen, denen angeblich auch die fremden Chemiker, Elektriker und Ingenieure nunmehr endlich nachgekommen seien. Gesetzt nun, das alles wäre wahr, so würde es sich dabei doch immer nur um die gleichwertigen Generäle handeln, während unser Heer von tüchtigen technischen Soldaten schon mittels unserer Übervölkerung nur äußerst schwer zu übertreffen wäre. Die Feldherren geben den Laboratorien Glanz, das große geschulte Heer selbst ermöglicht jedoch erst unsere so riesenhafte Fabrikation.

* * *

Über Herrn Belmont ist die Newyorker Skandalchronik still geworden. Nur daß Herr Walter Rothschild aus London, der jahrelang in diesem Geschäfte tätig war, sogar seine amerikanischen Verwaltungsratsstellen niederlegen mußte — auf Befehl seines Vaters. Die Rothschildschen Häuser würden in den siebziger und achtziger Jahren schon gerne eine eigene Filiale in Newyork errichtet haben, da gerade ihnen die amerikanischen Chancen nahegerückt waren. Indessen besannen sie sich noch rechtzeitig auf die Kraft und die Kühnheit der dortigen Milliardäre, denen gegenüber selbst sie nur eine zweite Rolle gespielt hätten. Und anders als in einer ersten Rangloge konnten die Rothschilds auch in der Neuen Welt nicht gut thronen.

* * *

Bisher haben wichtige Aktiengesellschaften ihre alten Aktionäre sehr oft festzuhalten gesucht, indem sie ein Bezugsrecht auf die jungen Aktien

stipulierten. Die „Harpener Bergbau", gewiß eines unserer besten Unternehmen, ist aber diesem Grundsatze wieder untreu geworden. Das mag scheinbar einen Gewinn ergeben, aber es gibt auch dabei einen moralischen Verlust, die Einschränkung des bisherigen Aktionärstammes. Dieser, dessen Dividendeverringerung durch eine Kapitalsvermehrung immerhin möglich bleibt, hätte dann doch in seinem Bezugsrecht eine Art Ersatz gefunden. An die Stelle einer großen Zahl von Interessenten tritt nunmehr aber das übliche Bankenkonsortium, d. h. die Hochfinanz, was in harmlose Worte gekleidet sich dahin ausdrückt, daß die Verwaltung ermächtigt werde, die Einzelheiten der Ausgabe festzusetzen und die Aktien zu begeben. Das beschließen natürlich die Großen selbst, welche im Aufsichtsrate sitzen und die Majorität dank der Folgsamkeit der Kundschaft in ihren Aktiengewölben besitzen. Dieses Konsortium zieht wiederum Unterbeteiligte heran, in Erwartung baldiger Gegenseitigkeit, und schließlich tritt da eine Handvoll Geldleute und Direktoren die Vorteile zahlreicher ernster Aktionäre an. Gerade jetzt, wo so manche große Firma innerhalb und außerhalb Europas an schweren Verlusten leidet, tritt der Vorteil einer bisherigen Beliebtheit zutage. Und andererseits gibt es mächtige Häuser, denen gerade jetzt der alte Umstand schadet, daß sie nur höchst ungern an sich verdienen ließen. Auch bei Aktiengesellschaften — und je größer, desto sicherer — kann sich einst eine derartige Kleinlichkeit rächen. Übrigens hatten die Herren es bequemer zu Zeiten, da es noch Termingeschäft gab. Damals pflegte oft der leitende Bankier knrz vor der noch unbekannten Kapitalsvermehrung den ganzen Betrag zu fixieren und denselben hierauf unter dem Eindruck des veröffentlichten Beschlusses gleichsam von der Aktiengesellschaft selbst billiger zurückzukaufen. Es hieß dann offiziell: Die neuen Aktien seien bereits an ein Konsortium fest vergeben.

---

# Das Wunder der Mimi Aguglia.

Von Max Hochdorf.

Paris, im Februar 1908.

Wer inbrünstig an die Kraft des Herzens glaubt, wer sich grämig und enttäuscht in die Winkel verkriecht, wenn ihm in menschlichen Dingen die frostige Alltäglichkeit, Unbedeutendheit und gefühlsleere Gleichgültigkeit begegnen, der flieht entsetzt vor dem heutigen Pariser Theaterleben. Das ist, wie schon vor zwei Jahrhunderten Voltaire geklagt hat, so ein ewiges Getändel um das Liebeln, so ein mehr oder weniger oberflächliches Herumrechnen mit der Dürftigkeit der Seele. Nicht die große Leidenschaft wird gespielt und offenbart, sondern das verpuffte Feuer, die arme Salonbeschäftigung mit Gemütsplänkeleien. Alles sind Stücke, die sich ähneln, alles sind Schauspieler, die außer ihrem Drill und ihrer Technik keinen rührenden Ton lieben. Schaltet man zwei Männer und eine tüchtige Frau, die Suzanne Desprès, aus der Schar aller lebenden französischen Komödianten, dann bleibt eine Menge zum Teil hochberühmter Gaukler, die ganz zu Unrecht den Lorbeer des echten Künstlers tragen.

Das ist jetzt nicht anders geworden. Aber das Pariser Theaterleben hat jüngst eine tiefe Bewegung durch eine bisher fast unbekannte Frau erfahren. Schade ist nur, daß dieses reich begabte Weib keine Französin ist. Sie heißt Mimi Aguglia. Sie stammt aus Sizilien. Sie ist das Kind fahrender Schauspieler. Wie sie unverhofft aufgetaucht ist, so hat sie auch ganz Unerwartetes gebracht. Sie hat wieder gezeigt, aus welchem Stoffe die obersten Schauspieler geformt sind. Sie hat das Verständnis für die seltsame Wahrheit eröffnet, daß viele Theatergenies nichts als Schauspielerstücke machen wollten, und daß den so niedrig Wollenden dennoch so Mächtiges gelang. Die hatten nämlich in der Erfahrung und im Blute das Gefühl für leidenschaftliche, heilig passionierte Komödianten, nicht für Konservatoristen französischer Schulung, nicht für Anhänger der Altgoethischen Doktrinen. Mimi Aguglia hat die Regeln ihrer Kunst nie gelernt, und sie herrscht doch über diese Regeln.

Man kennt das Geheimnis der indischen Jogis,

jener Brahmanjünger, die sich leicht und schwer nach Belieben machen können, die auf Minuten das Leben einstellen und den Atem anhalten, denen man nachsagt, daß ihnen sogar die Macht des Fliegens gegeben sei. Dem Wunderbaren gehören diese Legenden an, und die Psychologen haben sich bemüht, einiges Licht in derartige Priestertaten zu bringen. Sie treffen auch auf große Rätsel bei der Mimi Aguglia. Ihr Äußeres ist ganz das einer gewöhnlichen Frau. Ein Weib von einiger Weichlichkeit in den Linien. Sie ist nur mittelgroß. Sie verrät den Typus ihrer südlichen Heimat nicht stark. Etwas derb ist sie anzuschauen, etwa von jener herben Anmut, die in frühen italienischen Madonnenreliefs gefesselt ist. Sie hat ein gleichgültiges Kinn, Arme ohne Beredsamkeit, geradezu dicke Finger und eine Haltung, die verrät, daß sie als behäbige Hausfrau sich recht wohl fühlt. Dazu zeigt ihr Blick noch, daß in ihr keine tobende Sinnlichkeit wütet. Kurz, wer der Mimi Aguglia auf der Straße begegnet, der hebt kaum zu ihr die Augen empor, und wäre er auch ein sehr bescheidener Draufgänger.

Aber diese für den oberflächlichen Beobachter ganz nebensächliche Frau ist imstande, ihre Seele vollständig umzustülpen und aus ihrem Körper etwas ganz Fremdartiges zu machen. Daß ein Schauspieler mit dem Wort und auch mit dem Blicke über seine Empfindungen gebietet, ist nichts so Seltenes. Er hat den angeborenen Schmelz oder die klingende Ehrwürdigkeit in der Kehle; und so ist alles schön und voll anzuhören, was er spricht. Er hat die Heiterkeit oder die majestätische Größe im Blick, und so sind seine Gesten von anmutender Liebenswürdigkeit oder von bewältigender Wucht. Aber die Mimi Aguglia besitzt solche Gaben der Natur gar nicht. Da ist es um so wunderbarer, daß sie auch keiner Regung des Frauenherzens den letzten Ausdruck schuldig bleibt. So kann diese behäbige Frau über ihr Gesicht eine Lieblichkeit und eine fröhliche Leichtigkeit zaubern, die ohnegleichen sind. Und so wuchtige, erschütternde Tragik kann in e i n e r hurtigen Sekunde über dies eben verzückte Antlitz fahren, daß ihre Züge denen der Meduse ähneln, daß man erschrickt vor der Aguglia, daß uns die Bangigkeit über ihr Entsetzen anfaßt, daß wir wieder geführt werden an den Born der echtesten und der ernstesten Tragik. Solche Macht einer Künstlerin ist nicht das Erzeugnis irgendwelcher Erziehung. Dazu ist sie bei weitem zu ursprünglich. Solche Macht ist nur angeboren, und wie bei vielen Tugenden und genialen Fähigkeiten der Menschen alle vernünftige Erklärung versagt, so kann man nur Besessenheit im alten, gruseligen Märchensinne als den Grund derartiger Begabung annehmen.

Mit ihren ordinären, dicken Fingern versagt die Aguglia oft, sofern sie ein weiches Wort zeichnend begleiten soll. Dann ist es, als wenn sie nicht genug achtsam wäre, auf den Dämon ihres Gemütes zu hören. Aber sie berauscht sich an den Worten, sie wird inniger und ergriffener, behender und belebter wird das Spiel ihrer Finger. Da werden sie zart, fein, weiß und blumenhaft, so, wie nur Finger sind, die von der Stirne den Schmerz streicheln, die auf den Lippen des lächelnden Kindes ein zärtliches Neckespiel treiben. Die Aguglia ist traurig. Sie wird in irgendeiner Rolle gedemütigt. Sie hat sich klein zu machen. Ihre Seele solle einschrumpfen, weil sie beleidigt wird. Die Frau soll sich einducken, weil man mit Gehässigkeit nach ihrer Ehre schlägt. Man verfolgt die Phasen dieser Demütigung. Man sieht die Aguglia so im Jammer, daß man ihr Schicksal mit dem eigenen vermischt, daß auch der abgebrühteste Kulissenkenner ganz in dem Ereignis untergeht, daß er mit der Aguglia seufzt und stöhnt. Dann springt sie auf, um den Angreifer und Vernichter ihrerseits fortzuhetzen. Und eine so heftige Energie von Teufelei, von Hexenhäßlichkeit, von Vampyrwut und Gespensterschrecklichkeit sprüht aus der Frau, daß wir zu allen Greuelträumen unserer verworrensten Jugend zurückgerufen werden. Auf der Bühne wird die Aguglia von hysterischen Starrkrämpfen befallen. Sie bildet mit ihrem Körper den berühmten Bogen der hysteroepileptischen Menschen. Sie verweilt minutenlang in dieser gefährlichen Lage. Dann senkt sich der Vorhang, und lächelnd wirft sie Kußhände denen allen zu, die mit ihrem Beifall nicht aufhören wollen.

Einer könnte sagen, solche Kunst ist nichts, sie ist nur berechnete Ausnutzung der viehischen Natur, ein Akrobatenkniff. Wer das sagt, der hat aber nicht gemerkt, wie unter diesen physischen Mirakeln das Seelische der Aguglia ständig lebt.

Sie hat eben gar keine Individualität, weil alle Individualitäten in ihr verborgen sind. Sie ist nie in Gefahr, einen Stil herauszubilden oder eine Sonderart. Sie ist stets und ohne Eigenwillen das, was der Dichter will. Sie ist mit einem Worte ein vollkommener Schauspieler, nicht nur ein großer oder ein pathetischer oder ein lieblicher oder ein beredter. Sie ist alles, alles, die Mimi Aguglia, das Wunder.

Im Vergleich zu ihr sind ihre Genossen nur brave Leute. Einer von ihnen muß aber noch besonders gerühmt werden, weil er sich zu einer edlen und innigen Sprechkunst erzogen hat. Das ist der Cavaliere Grasso. Wenn man ihn jedoch hört, ihn, der in rührenden Momenten sehr schön wirkt, der in angenehmer Herzlichkeit und in zitternder Verhaltenheit redet, dann kann man erst den ganzen Reichtum der Aguglia ermessen. Dem Grasso gehört ein Vorzug, sie meistert alle Tugenden. In italienischen Bauernstücken, in der „Tochter des Jorio“ d'Annunzios, in einer ländlichen Tragödie des Capuana, leistet sie ihr Bestes.

Sie hat die Franzosen nicht nur überrascht, sie hat sie auch erzogen. Denn sie nehmen sich seit altersher das Recht, den Schauspieler zum kalten Virtuosentum zu verleiten. Wie der verlotterte Tenor hat der Komödiant irgend eine Paradestelle seiner Rolle gewandt und gefällig hervorzubringen. Dann hat er artig eine Pause zu machen und abzuwarten, daß ihn der Beifall des Theaterfreundes überschütte. So wird durch die unerzogene Einmischung des Zuschauers der französische Schauspieler zur Virtuosität, zur seelenlosen Spielerei verführt. Die Aguglia kümmert sich nicht um diesen Mißbrauch. Sie unterdrückte derartige überflüssige Gunstbeweise unkultivierter Theaterbesucher, die ganz zu Unrecht im Rufe stehen, der Bühne die Kultur gebracht zu haben. Voltaire hat einmal die Adligen von der Szene vertrieben, die zu pöbelhaft das Spiel der Künstler störten. Die Aguglia hat die Spießer zum Unterdrücken eines häßlichen Gelüstes gebracht. Sie will auch nach Deutschland kommen. Man soll sie dort mit Ehrfurcht begrüßen.

---

# Revue der Revuen.

## Frankreich.

Frankreich hat als wichtigste Frage seiner inneren Politik gegenwärtig diejenige der Einkommensteuer auf dem parlamentarischen Programm. Aber es ist charakteristisch für dieses Land mit dekorativer Vergangenheit und dekoraven Neigungen, daß sich für eine progressive und obligatorische Einkommensteuer sehr wenige Freunde finden. Nicht das tatsächliche Einkommen muß versteuert werden, sondern das in der äußeren Lebenshaltung sichtbare. Die Höhe des Wohnungszinses ist die Norm für die Höhe der jetzigen Steuer. So zahlt ein reicher, im beschränkten Hause wohnender Knicker, wenig, so wird ein Mann zu hoher Steuer gezwungen, der vielleicht aus geschäftlichen Rücksichten eine große Wohnung gemietet hat. Man will nicht große Veränderung dieser Zustände, und der ehemalige Minister Baudin beharrt in einem viel gelesenen Artikel der Grande Revue auch in der konservativen Reserve. Die Zeitschrift „Armée et Marine“ begrüßt sympathisch die Bemühungen des Militärbudgetberichterstatters in der Kammer, des Herren Messimy, der bei dieser Steuerreform für den gemeinen Soldaten eine Besserung anstrebt und die Bezüge der Offiziere auch gleichmäßiger gestalten will. Die Revue „De Politique extérieure“ bespricht die Krise im deutschen Flottenverein, aber sie hütet sich, irgendwie Partei zu nehmen. Sie neigt nur dazu, die Spaltung innerhalb des Vereines als eine für Frankreich kaum wichtige Überflüssigkeit anzusehen. Auch mit dem Wohlstande Frankreichs beschäftigt sich ein literarischer Artikel des Mercure de France (1. Februar). Dort stellt Arnold Bennett fest, wie England im Gegensatze zu Frankreich seine literarischen Autoren und auch die minderen Götter glänzend leben lasse, wie die glänzende Organisation des englischen Buchhandels allen Beteiligten ein anständiges Einkommen sichere. Was würde der Verfasser erst sagen, wenn er Deutschland mit England vergliche?

## England.

Das Parlament ist eröffnet, und mit voller Macht wendet sich das öffentliche Interesse den

großen innerpolitischen Aufgaben zu, die dringend ihrer Lösung harren. Kaum jemals hat eine Regierung eine solche Majorität gehabt, und doch steht sie vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. In der Februarnummer der Contemporary Review legt der Abgeordnete George White die Grundsätze der liberalen Schulvorlage dar, die ja schon einmal an dem Widerstand des Oberhauses gescheitert ist. Er fordert die Ausschaltung jedes kirchlichen Einflusses aus Staatsschulen. Keine konfessionellen Schulen sollen mehr unterstützt werden. — Über die kommende Altersversicherung spricht in Nineteenth Century James G. Hutchinson. Er bezweifelt es, daß der Staat heute in England dieses Problem lösen kann und fordert einen Ausbau der Selbstversicherung der Arbeiter in ihren Organisationen, vielleicht mit Unterstützung der Regierung. — Über „Arbeit und Tarifreform“ verbreitet sich in derselben Zeitschrift der Graf von Dunraven. Er sieht die soziale Zukunft in schwärzestem Lichte. Die free-breakfast-Politik habe bankrott gemacht. Heute könne man die Zahl der Beschäftigungslosen in England auf 1½ Millionen schätzen. Es gibt 100 000 Auswanderer jährlich, Deutschland importiert Arbeiter, England muß sie ausführen. Noch ausführlicher behandelt in der National Review L. J. Maxse diesen Gegenstand. Er sagt, gegen die 60 Millionen Deutschen und fast 100 Millionen Amerikaner könne England mit seinen 44 Millionen nicht mehr lange den Zweimächtestandard aufrecht erhalten. Die Flottenpolitik müsse notwendigerweise zum Imperialismus, zu einer Einigung sämtlicher englischen Länder mit Zollabschluß führen. Dazu komme, daß der Boom, der große geschäftliche Aufschwung, seinen Höhepunkt überschritten habe, daß jetzt schon, wie die neuesten Veröffentlichungen zeigen, die Löhne in England unter den Durchschnitt der letzten zehn Jahre gesunken seien. Und es würde noch viel schlimmer werden. — Über die Reise der amerikanischen Flotte spricht Sydney Brooks in einem bemerkenswerten Artikel der Fortnightly Review. Nichts sei für einen ausländischen Beobachter in den letzten zehn Jahren so interessant gewesen, als die langsame Verschiebung der amerikanischen Interessen vom atlantischen zum stillen Ozean. Wenn nun jetzt 16 große Kriegsschiffe nach dem Westen führen, so sei das nicht einfach nur eine Übungsreise, sondern ein politisches Ereignis von vielleicht großer Tragweite. Wenn auch unmittelbar nichts für den Frieden zu befürchten sei, so würden doch die Kalifornier, sobald erst die Flotte am Goldenen Tor ankerte, darin eine Unterstützung ihrer japanfeindlichen Gesinnung sehen und vielleicht neue Kundgebungen herbeiführen.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---

# NEUE REVUE

ERSTER JAHRGANG

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN · HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD · BONDY U · FRITZ WOLFF · VERLAG DER NEUEN REVUE · BERLIN

ERSTES MÄRZHEFT






Nº 9

1908

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES MÄRZHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Österreichische und deutsche Balkanpolitik.

Von

* * *

In der Balkanpolitik der Großmächte hat eine neue Epoche begonnen. Andere Männer, andere Zeiten. Der Quietist Graf Goluchowski ist nicht mehr. Ein neuer, ehrgeiziger Minister, Baron Aehrenthal, leitet die auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, und hinter ihm taucht die Gestalt seines Protektors, des österreichischen Thronfolgers, Erzherzogs Franz Ferdinand auf. Was der österreichische Botschafter in Konstantinopel Baron Calice im Jahre 1898 ohne Erfolg betrieben hat, den Bau der Anschlußbahn an die bosnischen Linien durch den Sandschak Novibazar, das hat jetzt sein junger und rühriger Nachfolger, der Markgraf Palavicini, unter Aehrenthals Leitung durchgesetzt.

Man muß den Wert der Bahn von Uwatz nach Mitrowitza, die das österreichisch-bosnische und das türkische Eisenbahnnetz verbinden soll, nicht überschätzen. Sie geht durch Gebirgsland und muß den Ragoza-Balkan erklettern; ihr höchster Punkt, der allerdings von großer strategischer Bedeutung ist, ragt über die Tausendmetergrenze hinaus. Das Wesentlichste ist: Die Bahn wird schmalspurig sein, wie ja auch die bosnischen Linien nur schmalspurig gebaut sind. Waren, die aus dem Innern Österreichs (und aus Deutschland) auf diesem Wege nach dem Südosten wandern sollen, müßten zweimal umgeladen werden. Die dadurch entstehende Frachtverteuerung wird die Konkurrenz mit den auf dem billigen Seewege heranschwimmenden französischen und italienischen Waren nicht gerade erleichtern.

Der „Temps“ sieht in einer Fieberphantasie Saloniki schon als einen neuen österreichisch-deutschen Kriegs- und Handelshafen und nennt es ein zweites Triest. So schnell galoppiert man nicht in der Türkei. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Paris, Graf Khevenhüller, hat die Franzosen, die die Verbindung zwischen Berlin-Wien und Saloniki so sehr beunruhigt, daran erinnert, daß Wien schon jetzt mit Saloniki durch einen Schienenweg (über Belgrad und Üsküb) verbunden ist, der fast um 200 km kürzer ist als die neu zu kombinierende Linie. Obendrein ist die schon bestehende Bahn eine Vollbahn und nicht schmalspurig wie die neue Strecke, die dafür allerdings in ganz anderem Maße unter österreichischer Kontrolle stehen wird. Auch ihre militärische Leistungsfähigkeit ist begrenzt; diese Kleinbahn nach Mitrowitza, bei der es sich nur um den Ausbau von 140 km handelt, kann also unmöglich eine Umwälzung aller Zustände auf dem Balkan herbeiführen.

Aber sie ist die Einleitung einer neuen und voraussichtlich gewaltigen Kulturarbeit, an der Deutschland mit seiner hochentwickelten Industrie als Nachbar und Bundesgenosse Österreich-Ungarns bedeutenden Anteil haben wird. Auch dieses Ding will

Weile haben. Die Türken werden ihren Wahlspruch „Jawasch! Jawasch!" (Langsam, langsam!) nicht so bald ändern, um so weniger, als er sich gerade jetzt gegenüber dem Drängen der Großmächte so ausgezeichnet bewährt hat. Aber die wirtschaftliche Gewalt, die auf eisernen Gleisen hereinbrausen wird, wird stärker sein als die zähe Passivität des Türkentums. Durch die Ankündigung der neuen und vom Sultan schon genehmigten Bahn im Sandschak Novibazar hat Freiherr von Aehrenthal eine Losung ausgegeben, deren Kraft weit über das vorliegende Projekt hinausreicht. Österreich-Ungarn und Deutschland mögen zur Beschwichtigung des Lärms, der sich in Petersburg, Paris und — wenn auch schwächer — in London und Rom erhoben hat, offiziös noch so feierlich versichern, daß sie die gemeinsamen Reformbestrebungen der Signatarmächte des Berliner Vertrags auch weiterhin kräftig unterstützen werden: Diese ganze wichtigtuerische Reformaktion war im wesentlichen zuletzt ein schöner Selbstbetrug, und die famose Justizreform ist soeben in einem Meer von Papier ersoffen. Die Herren der Konstantinopeler Botschafterkonferenz haben ihre Ohnmacht gegenüber der Schlauheit des Sultans, der sich im kritischen Augenblick hinter religiösen Bedenken verschanzt, nie so deutlich erkannt, wie gerade jetzt.

Deshalb wirkte Aehrenthals Ankündigung in den letzten Januartagen mit der ganzen Überlegenheit eines planvollen Gedankens, einer festen Tat gegenüber pathetischen Reden und nutzlosen Demonstrationen. Aehrenthal sagte nicht mehr und nicht weniger als: Ihr könnt euer Paragraphenspiel in Konstantinopel ruhig weitertreiben. Österreich wird kein Spielverderber sein. Aber es will sich von jetzt ab an Greifbareres und Nahrhafteres halten. Diese kleine Sandschakbahn haben wir schon so gut wie in unserer Tasche. Das heißt: Österreich-Ungarn will nicht mehr in unergiebigem Wettbewerb mit den andern Mächten auf dem Umweg über erpreßte und dann wieder abgeleugnete Reformen die wirtschaftlichen Vorteile erschleichen, die von allen so heißhungrig ersehnt werden, sondern es will logischerweise mit einer starken, wirtschaftlichen Expansion anfangen, die dann von selbst zur Pazifizierung Nordmazedoniens führen muß. Daß dies ein zweckmäßigeres Vorgehen ist, werden im stillen alle Signatarmächte und in erster Reihe die Engländer, die es oft erprobt haben, zugeben. Ihr Schmerz ist nur, daß bei dieser Methode Österreich-Ungarn durch das Übergewicht seiner nachbarlichen Vorrechte von vornherein am günstigsten gestellt ist. Dazu kommt, daß es schon vor 30 Jahren und just auf Antrag des englischen Bevollmächtigten, Salisbury, vom Berliner Kongreß ausdrücklich die Vollmacht zu alldem erhalten hat, was es jetzt unternehmen will.

Der Artikel 25 des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878, in dem Österreich das Recht zugestanden wird, Militär- und Handelsstraßen im Sandschak Novibazar zu besitzen, ist so unanfechtbar, daß selbst Iswolski in seiner offiziösen Note in der „Russia" daran nicht zu deuteln versucht. Freiherr von Aehrenthal aber beruft sich nicht einmal so sehr auf das historische Recht. Als Vertreter der Interessen eines „Fünfzig-

Millionenreiches" — so kann er nach dem Abschluß des österreichisch-ungarischen Ausgleichs sprechen, und man hat seit langem von Wien aus nicht so selbstbewußte Worte gehört — leitet er ganz einfach aus der Nachbarschaft das Recht auf eine Art pénétration pacifique, auf eine allmähliche wirtschaftliche Erschließung des unmittelbaren Grenzgebiets ab. Darum kann ihn das Diplomatengezänke darüber, ob die Betreibung des Bahnprojektes jetzt „opportun" war oder nicht, recht kühl lassen. Auch der russisch-französische Zeitungslärm, ob durch die Sandschakbahn die österreich-ungarische Entente, die nach dem Petersburger Besuche des Kaisers Franz Josef im Jahre 1897 zustandekam, und das Mürzsteger Programm vom Jahre 1903 „durchlöchert" seien, wird ihn nicht sehr erschüttern.

Die österreichisch-russischen Vereinbarungen galten nur der Erhaltung des politischen status quo auf dem Balkan und einem gemeinsamen Vorgehen zur Verwirklichung der Reformen in Mazedonien. Bei dem vom Sultan gebilligten Bau der Sandschakbahn kann von einer österreichischen Gebietserweiterung keine Rede sein, und Österreich-Ungarn und Deutschland erklären sich bereit, gemeinsam mit Rußland und den andern Mächten am Reformwerk weiterzuarbeiten. Unter diesen Umständen haben die verantwortlichen Leiter der russischen Auslandspolitik keine Handhabe, um gegen das von Deutschland unterstützte österreichische Projekt vorzugehen und sich über Vertragsbruch zu beklagen. Waren schon die Kriegsdrohungen der russischen Panslawisten gegen die Türkei angesichts der gegenwärtigen Lage Rußlands mehr als komisch, so wäre es noch lächerlicher, jetzt an die Möglichkeit eines ernsten russisch-österreichischen Konfliktes wegen der kleinen Mitrowitza-Bahn zu glauben.

Ob Rußland in der Balkanpolitik wieder zur alten Rivalität mit Österreich zurückkehren, ob die Entente zwischen Rußland und Österreich-Ungarn von jetzt an nur noch ein Scheindasein fristen wird? Verträge gelten ohnehin nur so lange, als sie für die eine und die andere Partei nützlich oder unvermeidlich sind. Niemand kann voraussagen, was aus dem Balkanchaos werden wird. Aber selbst durch das schon jetzt an die Wand gemalte Gespenst einer russisch-englisch-französisch-italienischen Orient-Allianz kann sich Österreich-Ungarn nicht abhalten lassen, seiner durch den inneren Zwist nur allzulange gehemmten Wirtschaftskraft den einzigen natürlichen Weg nach dem Südosten zu bahnen. Und ebensowenig kann sich Deutschland darin beirren lassen, Österreich-Ungarn die Bundestreue zu halten und seine Bestrebungen auf dem Balkan zu fördern, die indirekt der deutschen Industrie und dem deutschen Handel zugute kommen werden. Die selbstverständliche Voraussetzung ist nur, daß Österreich-Ungarn nicht bloß die Forderungen einer Großmacht erhebt, sondern auch die Pflichten einer solchen erfüllt und dem Zustande ein Ende macht, für den der Kriegsminister jüngst in der österreichischen Delegation die furchtbaren Worte gefunden hat: „Die Armee verdorrt."

Die großen Entscheidungen auf dem Balkan sind heute wohl noch in weiter Sicht.

Aber der allgemeine Tumult, der sich gleich jetzt bei diesem kleinen, wenn auch für die weitere Entwicklung maßgebenden Anfang erhebt, wird für die beiden Bundesgenossen Österreich-Ungarn und Deutschland eine nicht mehr zu vergessende Mahnung bleiben: mit geschlossener Kraft und vorsichtiger Beharrlichkeit die Zukunft vorzubereiten. Die Habsburgische Monarchie hatte nur zu lange den Ehrgeiz, die von allen Großmächten gelobte, anspruchslose Tante zu sein. Kaum aber hat sie sich nach dem Ausbau des bosnischen Bahnnetzes und nach der Festlegung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Reichshälften zueinander bis zum Jahre 1917 endlich auf ihre Kulturaufgaben im Südosten und auf die ihr völkerrechtlich zustehenden handelspolitischen Eroberungen besonnen, so zeigen ihr England und Frankreich gleich ein ganz neues Gesicht.

Schnell genug hat sich das Bild geändert. Hie Freund! Hie Feind! Baron Aehrental hat in den Delegationen ganz offen auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die sich beim neuen Kurs der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik ergeben können: „Es wird nicht immer leicht sein, das Schiff des Friedens durch die Klippen zu pilotieren, welche alte, längst bestandene Probleme und gegensätzliche Auffassungen schaffen." Und im selben Atemzuge hob er das gegenseitige Interesse Österreichs und Deutschlands an der Erhaltung (und, wie man im stillen hinzufügen kann, an der Stärkung) ihrer Großmachtstellung hervor. Vielleicht wirkt der aus schwerer Lethargie neuerwachte weltpolitische Geist im österreichisch-ungarischen Völkergemisch Wunder. Vielleicht erweist sich der wirtschaftliche Expansionsdrang stärker als alle Beschwörungen der Krone und der gemeinsamen Minister zur Sammlung der Kräfte. Keine diplomatischen Erfolge, keine fruchtbare Ausnützung der Bündnisfähigkeit ohne ein starkes, modernes Heer. Nur wenn der Notruf des Kriegsministers, Feldzeugmeisters Schönaich, in Ungarn gehört und — wie zu hoffen ist — noch in diesem Sommer beherzigt wird, kann die österreichisch-ungarische Diplomatie ihre Forderungen auch tatsächlich vor aller Welt beglaubigen.

An Geschicklichkeit fehlt es ihr jetzt nicht. Daß die italienischen Blätter sich beim letzten papierenen Feldzug Zurückhaltung auferlegt haben, trotzdem der neue Weg von Wien nach dem Ägeischen Meere unter Umgehung Serbiens und Bulgariens gerade den Italienern wenig willkommen sein wird, ist eine Folge der klugen Vorarbeit Aehrentals in Desio und auf dem Semmering. Seine schnelle Zustimmung zu dem Gegenprojekt der altjüngferlich pikierten russischen Regierung, zur Donau-Adria-Bahn, war auch kein übler Schachzug. Diese Bahn soll bekanntlich von der Donau, von Radujevatz, wo der Strom seine Schiffbarkeit verliert, nach Nisch, dann die serbisch-türkische Grenze entlang nach Kurschumlje gehen, das Guljak-Gebirge durchschneiden, die schon bestehende Linie Ueskueb-Mitrowitza und die neue Bahn von Uvatz nach Mitrowitza kreuzen, über Prisrend nach Skutari und von hier aus, (da Österreich gegen jede Bahn im Küstengebiet von Antivari nach dem Artikel 29 des Berliner

Vertrages Protest erheben könnte), bei San Giovanni di Medua das adriatische Meer erreichen.

In Wirklichkeit würde diese von Rußland kontrollierte Transversalbahn, die von den Gegnern Österreich-Ungarns und Deutschlands schon seit mehr als einem Jahrzehnt dem Sultan angelegentlich empfohlen und besonders heiß von Serbien ersehnt wird, die österreichischen Absichten vereiteln. Sie würde den Verkehr von der — auch in ihrem strategischen Wert beeinträchtigten — Sandschakbahn und von den bosnischen Linien ablenken und dem serbischen Export einen von Österreich-Ungarn unabhängigen Zugang zum Meere verschaffen. Aber Baron Aehrenthal hat das Jrade, durch das der Sultan die Trassierung der Bahn nach Mitrowitza genehmigt, schon in Händen, und er hat lange genug die Luft in Konstantinopel geatmet, um zu wissen, wie schwer es sein wird, Abdul Hamid die Zustimmung zu neuen Bahnprojekten abzuringen, die er im Gegensatz zur Sandschakbahn für gefährlich hält.

Und selbst, wenn diese Zustimmung erteilt würde, wer sollte die ungeheuren Geldmittel für diese vom ersten Tage an zur Unrentabilität verurteilte Bahn aufbringen, die durch die armseligsten Landschaften der ganzen Balkanhalbinsel, durch die unwirtlichsten Gebiete des albanischen Hochlandes führen und sich durch die fast unzugänglichen Felsenengen des Drin hindurchkämpfen müßte? Man braucht nur an die klägliche Blamage des im Rutschsand erstickten Baus der Bahn von Zaitschar nach Paratschin auf serbischem Boden denken, die als eine Teilstrecke der erträumten Balkantransversalbahn geplant war, um die Chancen des russischen Gegenprojektes zu würdigen. Die Donau-Adria-Bahn wird noch lange, lange eine wirtschaftliche und technische Unmöglichkeit bleiben. Deshalb konnte Baron Aehrenthal zur Beruhigung der russischen Diplomaten, die noch immer gern, wenigstens zum Schein, die alte Rolle wie vor dem großen Kriege spielen möchten, auf den Gegenvorschlag Rußlands erwidern, er sei ihm willkommen, denn eine Vermehrung der Eisenbahnverbindungen in der Türkei könnte auf die wirtschaftliche Expansion Österreich-Ungarns nur fördernden Einfluß ausüben. Er fand dadurch eine Formel, der nach vielen Krümmungen und Wendungen auch der englische Unterstaatssekretär Lord Fitzmaurice beipflichten mußte.

Noch viele Schwierigkeiten werden zu überwinden sein. Dafür werden die Russen, Franzosen, Engländer und die Balkanstaaten sorgen. Aber die Bahn von Uvatz nach Mitrowitza wird gebaut werden. Das ist der erste Erfolg des neubelebten österreichischen Selbstbewußtseins. Es ist wahrscheinlich, daß Freiherr von Marschall von allen Schritten, die Markgraf Palavicini bei der Pforte unternahm, unterrichtet war und ihnen mit Sympathie folgte. Die ruhige Entschiedenheit, mit der Deutschland in den letzten lärmvollen Wochen die Balkanpläne seines österreichischen Bundesgenossen gebilligt und unterstützt hat, zeigt, daß man in Berlin den klar vorgezeichneten, geraden Weg zu gehen entschlossen ist. Unbekümmert um Verleumdungen und Ver-

dächtigungen. Der „Figaro" spricht schon von einer Lösung der Orientfrage zugunsten der Germanen gegen die Slawen.

Deutschland ist nun einmal das wirtschaftliche Hinterland Österreich-Ungarns und wird nur die natürlichen Vorteile genießen, die sich aus dieser Tatsache ergeben. Die österreichisch-ungarische Industrie braucht seine Konkurrenz auf dem Balkan, wenn sie ihr auch in diesem und jenem Falle unbequem sein wird, nicht zu fürchten. Es ist schon wiederholt gesagt worden: bei der Verwandtschaft der Kulturen, Geschmacksrichtungen und Fabrikationsmethoden bahnt der regsame deutsche Kaufmann dem österreichischen den Weg und umgekehrt. Der Österreicher hat den Vorzug der größeren Nähe, der Deutsche den der höheren Entwicklung seiner Industrie. Der Wettbewerb, der selbstverständlich schon jetzt besteht, wird nur intensiver und dabei für beide Teile einträglicher werden. Die große österreichisch-deutsche Handelsstraße nach dem Osten wird nicht in Mitrowitza und nicht in Saloniki enden. Drei Tagereisen zur See führen von Saloniki zum Ausgangspunkt der Bagdadbahn. Im türkischen Osten winken der österreichischen und der deutschen Industrie die nächsten und sichersten Erfolge. Die notwendige Entwicklung wird sich vollziehen. Die Sandschakbahn ist nur der verheißungsvolle Anfang.

---

# Kolonialbahnen im englischen Parlament.

Von

Walther,

Fregattenkapitän z. D.

Die soeben erschienene Denkschrift über Ostafrika berichtet erfreulicherweise über recht bedeutende Fortschritte der Kolonie. Die Einnahmen der Kolonie sind gegen das Vorjahr um über 1 Million gestiegen, die Zölle haben die des Vorjahres um 664 000 Mk. überschritten, an Kaffee wurden aus Tanga in diesem Jahre 497 000 Kilogramm gegen 400 000 Kilogramm exportiert usw.

Daß all diese Fortschritte durch weiteren Ausbau von Eisenbahnen noch unendlich gesteigert werden könnten, ist eine Tatsache, die nach den Erfahrungen aller afrikanischen Kolonien wohl kein Mensch mehr bestreiten dürfte. Es ist daher auch zu erwarten, daß die Kostenbewilligung zu den geforderten Eisenbahnen für unsere Kolonien im Reichstage nicht auf Hindernisse stoßen wird. Angesichts der bevorstehenden Debatten dürfte aber die Art und Weise von Interesse sein, wie vor kurzem im englischen Parlament eine Bahn zur Erschließung von North Nigeria bewilligt worden ist, einer Kolonie, die mit unserem Ostafrika manche Vergleichspunkte aufzuweisen hat.

Der Flächenraum North Nigerias ist zirka ein Achtel kleiner als unser Ostafrika, die Einwohnerzahl hingegen mit 8—9 Millionen um zirka 1 Million größer. Der Staatszuschuß betrug im letzten Jahre 6 Millionen Mark, also genau ebensoviel wie der unsrige für Ostafrika. Letztere Tatsache sei hier für diejenigen angeführt, die glauben, daß die englischen Kolonien alle auf eigenen Füßen stehen.

Die neue, in Frage kommende Bahn nimmt ihren Anfang von der am Niger gelegenen Stadt Baro, 70 englische Meilen stromaufwärts. Sie ist schmalspurig und führt von Baro über die volkreichen Orte Zungaru und Zaria nach der Hauptstadt Kano als Endziel, das sie 1911 erreichen soll. Die ganze Strecke beträgt zirka 500 englische Meilen.

Die Bewilligung des Parlaments zum Bau dieser wichtigen Bahn erfolgte am 25. August auf Grund folgender Ausführungen, die ebensogut auch für unsere Bahnen hätten gemacht sein können.

Nachdem der Unterstaatssekretär Runciman darauf hingewiesen hatte, daß durch den Bahnbau die Verwaltungskosten der Kolonie sich verringern würden, nahm der Kolonalminister Churchhill das Wort und begründete die Notwendigkeit des Bahnbaus folgendermaßen: „England sei mit Besitznahme der ausgedehnten Gebiete mit über 8 Millionen Einwohnern auch für deren Verwaltung verantwortlich. An hierzu erforderlichen Truppen seien nur Eingeborenentruppen vorhanden, und die militärische Lage bliebe äußerst prekär, solange nicht die Hauptgarnisonen durch Eisenbahnen zu erreichen wären. Der Hauptgrund für den Bahnbau beruhe demnach auf strategischen und administrativen Rücksichten; dazu käme dann noch die finanzielle Seite. — Der Staat zahle jetzt für die Kolonie eine Beihilfe von 6 Millionen Mark und er sähe kein Mittel, die schwere Last zu verringern, wenn die Gebiete nicht erschlossen, Kapital und Unternehmungsgeist herangezogen würden.

Nach Fertigstellung der Bahn würde es auch möglich sein, die Ausgaben für die Truppen zu verringern und die Transportkosten wesentlich herabzusetzen. Aber ganz abgesehen von der Entwicklung der Kolonie spräche bei dem Bahnbau auch die Versorgung der Baumwollspinnereien in Lancashire mit, für die die Ausdehnung der Baumwollkultur in den eigenen Kolonien von enormer Wichtigkeit wäre. Die Baumwollindustrie sei gegenwärtig viel zu sehr abhängig von dem amerikanischen Baumwollmarkt. Bei ungenügendem Vorrat ließen sich die Preise jetzt beliebig von der Spekulation in die Höhe treiben, und die Folgen seien Ungewißheit und Geschäftsstockung."

Diese letzten Ausführungen decken sich übrigens genau mit denen unseres Staatssekretärs, der die Notwendigkeit der Baumwollkultur in unseren Kolonien ebenfalls überall hervorhebt. In einem von ihm im Januar 1907 gehaltenen Vortrag führte er aus, daß Deutschland gegenwärtig je nach den Preisschwankungen 150 bis 200 Millionen Mark jährlich an die auswärtigen Baumwollproduzenten allein an

Mehraufwand zu zahlen hat, eine Summe, die etwa das 5—6 fache von dem, was das Reich jährlich für seine Kolonien ausgibt.

Nach den Angaben Churchhills wurden aus Lagos, dem gemeinsamen Hafen North und South Nigerias, im Jahre 1903 500 Ballen, 1905 3200, 1907 aber bereits 12 000 Ballen Baumwolle exportiert, die jedoch noch sämtlich aus South Nigeria stammen. Ihre nördliche Nachbarin wird von Sachverständigen aber für ähnlich geeignet zur Baumwollkultur angesehen. Es ist daher auch kein Wunder, daß außer den bereits in Angriff genommenen Eisenbahnen noch weitere Projekte im Werke sind, deren Bewilligung ohne Zweifel ebenso glatt vonstatten gehen dürfte, wie die letzte.

Dieser Bahnbau sowie seine projektierten Zweiglinien geben wieder von neuem den Beweis dafür, wie man in England die Erschließung der Kolonien nur durch den Bau von Eisenbahnen für möglich hält und die Bauten ohne Bedenken zur Ausführung bringt. Man weiß dort ganz genau, daß ein Risiko nicht damit verbunden ist, daß vielmehr alle Kolonialbahnen, insbesondere der Tropenkolonien, als eine vorzügliche Kapitalanlage anzusehen sind.

Von der betreffenden Parlamentsverhandlung, in der die angeführten Reden gehalten wurden, sei zum Schluß noch kurz angeführt, daß die Bewilligung für so selbstverständlich angesehen wurde, daß die Forderung vor fast leeren Bänken und ohne Debatte angenommen wurde.

---

# Georg Herwegh an seine Frau.

## Unveröffentlichte Briefe aus den Jahren 1861—1862.

Herausgegeben

von

Marcel Herwegh und Victor Fleury.



Dreizehn Jahre waren verlaufen, seitdem der Dichter Herwegh an der badischen Revolution teilgenommen hatte; seit 1851 lebte er in Zürich, von den politischen Strömungen nicht mehr unmittelbar berührt. Bewährte Freunde, Dichter und Gelehrte, umkreisten ihn; sein Heim hatte sich in einen sicheren Hort der Wissenschaft und der Kunst verwandelt. Einen Doktor Faust in seiner Klause nannte ihn Franz Liszt, der ihn 1853 und 1856 besuchte, über die Tiefe seines Wissens und die Universalität seiner Kenntnisse erstaunte, und das „Königliche Zelt“ nicht genug rühmen konnte, wo Herwegh nach vollendeter Arbeit seine Vertrauten um sich

versammelte. Zu denselben gehörten damals vor anderen Richard Wagner, der verbannt und noch ruhmlos in der Schweiz lebte, der Baukünstler Gottfried Semper, der Physiologe Moleschott und Wilhelm Rüstow, der geniale Militärschriftsteller. Im Sommer 1861, zur Zeit, wo Herwegh aus Gesundheitsrücksichten auf der Ärzte Anraten sich zum erstenmal nach Karlsbad zur Kur begab, war Wagner nach dem Fiasko der Tannhäuservorstellung in Paris und dem Scheitern seiner Hoffnungen auf eine Tristanaufführung in Wien wie verschollen für seine Freunde. Semper und Rüstow verkehrten aber immer im Hause des Dichters, und sie werden auch in dem folgenden Briefwechsel wiederholt erwähnt. Semper mußte gleich Wagner nach Unterdrückung des Dresdener Maiaufstandes im Jahre 1849 die sächsische Residenz verlassen, da er, der frühere Hofbaumeister, mehr aus Schönheitsgefühl als aus politischer Überzeugung, wie behauptet wird, den Barrikadenbau zur Verteidigung der Altstadt geleitet hatte.

Was ihn während seines Aufenthalts in der Schweiz an Herwegh fesselte, war das ungewöhnlich feine Verständnis des Dichters für alle Kunstfragen. Wilhelm Rüstow hatte bis 1850 als Offizier im preußischen Heer gedient; nachdem er das Büchlein über den deutschen Militärstaat vor und während der Revolution, in welchem er dem Kastengeist der stehenden Armee die Volksbewaffnung gegenüberstellte, veröffentlicht hatte, wurde er zu 31 jähriger Festungshaft verurteilt; es gelang ihm, aus seinem Kerker zu entfliehen, und er lebte seitdem in Zürich als hochgeschätzter Offizier, später als Stabsoffizier, an seinen umfangreichen Werken über die Kriegskunst und -geschichte arbeitend. Als Garibaldi den 1860er Feldzug im Königreich Neapel unternahm, trat Rüstow an der Spitze der schweizerischen Freiwilligen in das italienische Revolutionsheer; seine Brigade kämpfte so tapfer in den Schlachten bei Capua, daß sie „col diavolo rosso alla testa“ der Schrecken der königlichen Truppen wurde. Erst seit kurzer Zeit war Rüstow aus dem Krieg zurückgekehrt, als Herwegh nach Österreich ins Bad reisen mußte.

Herwegh wurde im Jahre 1862 genötigt, die Karlsbader Kur wieder zu gebrauchen. Zwischen seinen beiden Badereisen traf ihn die unerwartete Nachricht, daß an der neuorganisierten Hochschule der Stadt Neapel der Lehrstuhl der vergleichenden Literatur und Philologie ihm angetragen werde. Keiner schien in der Tat berufen, wie er, diese Stelle würdig zu bekleiden, und schon freuten sich alle Freunde und Bekannte des Dichters über die Wahl des italienischen Unterrichtsministers. Es wurde aber nichts aus dem Versprechen: De Sanctis blieb nicht im Amt, und sein Nachfolger Mateucci ließ die Sache fallen, weil Frankreich und Preußen, d. h. Napoleon der Dritte und die preußischen Diplomaten, die Berufung hintertrieben. Emma Herwegh berichtete, ihr Gatte habe sich das Fehlschlagen des glänzenden Projekts nie zu Herzen gehen lassen, sondern es ganz gelassen aufgenommen: Du siehst, äußerte er zu ihr, daß ich dazu geboren bin, keine Anstellung zu haben.

Das psychologische Interesse der Briefe aus den Jahren 1861—1862 liegt darin, daß sie das Charakterbild des Dichters vervollständigen, über dessen Weiterentwicklung bis jetzt nur dürftige Quellen Aufschluß geben. Von dem jungen Stuttgarter Flüchtling, der sich, nachdem er die theologischen Studien aufgegeben hatte, auch vom Kasernenzwang befreien wollte und sich in die Schweiz flüchtete, ist öfters die Rede gewesen. Vom berühmten Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, die zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung die Gemüter begeisternd ergriffen, von dem weiß jedermann. Über den „Freischärler", der im April 1848 mit der Pariser deutschen Legion über den Rhein fuhr, um die republikanische Erhebung Struves und Heckers im Großherzogtum Baden zu unterstützen, haben offizielle und nichtoffizielle Historiker viel, zu viel gefabelt. Was folgt, schwebt im unklaren und wird von den Gegnern geflissentlich verfälscht; über den reifen Dichter sind die näheren Auskünfte aus sicherer Quelle nur noch spärlich in die Öffentlichkeit gedrungen.

Wohl kaum hätte man damals in dem Vierziger (Herwegh, 1817 in Württemberg geboren, war zur Zeit seiner Karlsbader Reise volle 44 Jahre alt) den wehmütigen Sänger, der einmal die herrliche Elegie gedichtet: Ich möchte hingehen wie das Abendrot, oder auch den Revolutionär erkannt, dessen Lieder vom Kreuzaufreißen, vom Tyrannentod strotzten und von glühendem Haß sprudelten. Das Haupthaar war etwas dünner geworden, die Stirne höher und breiter, eine mächtige Stirne, die feste Entschlossenheit, heitere Ruhe zum Ausdruck brachte; um die Mundwinkel spielte ein witziges und mitleidiges Lächeln; der schwarze Bart, aus welchem wenige graue Haare blickten, hing tief über die Brust herunter. Es verrät alles die Willensstärke, den Ernst, den Stolz des Denkers, der in einem erfahrungsvollen Leben viele Wunden getragen, aber sich nicht unter der Bürde gebeugt, der, auf alle Täuschungen verzichtend, seine Mitmenschen ohne Nachsicht, aber ohne jede Bitterkeit beurteilt, und, ein Stoiker in seiner Entrüstung, bei aller Weltverachtung das Vertrauen erweckt, denn er ist weiser, aber eigentlich kein anderer geworden. Wer die folgenden Briefe liest, darf nicht von Ver- und Mißstimmung sprechen. Alles ist Licht, alles Heiterkeit und gesunder Humor.

Victor Fleury.

Karlsbad Sonntag 16. Juni 1861.

Liebe Emma.

Seit Freitag endlich bin ich hier und sitze in dieser eleganten Menschenwüste wenn nicht auf so doch sehr passend im „Kameel", auf der Höhe über der Kirche, nicht sehr weit vom Auge Gottes, Prager Straße, nahe beim Dr. Hochberger der mich sehr artig empfangen und meinen Besuch bereits erwidert, aber mich leider nicht getroffen hat. Nicht so billig, als ich erwartet, wohne ich wenigstens in einem großen, luftigen Zimmer. Die Vermiether sind, wie alle Leute hier von einer exquisiten

Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Es fehlt mir an Nichts als eben an Euch und an einem guten Freunde, um die nöthigen Randglossen zu dem albernen Text, den man hier vor Augen hat, nicht blos im Stillen für mich machen zu müssen. Stoff genug im buchstaeblichen Sinn ist dazu vorhanden.

Alle Schaufenster der Welt haben ihre chiffons hierher geschickt, um mehr oder weniger die Blößen der Natur zu verhüllen. Alte Koketten wie Sand am Meere, in Crinolinen wie die Peterskuppel, auch so ein Dutzend wahrhaft schöner Maedchen, und andere gerupfte und ungerupfte Gaenschen. Ich möchte einmal all das Zeug vor unserm Oberst am Mühlbach*) defilieren lassen. Die militaerische Musterkarte laeßt auch Nichts zu wünschen übrig.

Indessen herrscht doch im Ganzen ein Ton der Ungezwungenheit und Gleichheit, der mir nicht mißfaellt. Die Herren Erzherzöge besuchen dieselben Kneipen und müssen dasselbe schlechte Essen genießen, wie die übrigen Sterblichen. Unsterbliche hab' ich noch keine gesehen. Selbst Laube**) scheint noch nicht eingerückt zu sein. Wohl aber Graefe-Ladenberg***), den ich nicht die Ehre habe zu kennen. Die Crelinger†) steht in der Kurliste. Prinz Adalbert amüsirt sich mit der Therese Elsler,††) einer ganz netten Erscheinung ohne Crinoline. Der Bruder des Koburgers promenirt die ehemalige Karlsbader Schauspielerin Geiger als seine Gemahlin. Der ehemalige Reichsminister Heckscher kurirt die Zuckerkrankheit d. h. seine eigene.

Berlin ist in seiner ganzen schnarrenden Nichtigkeit an jedem Kaffeetisch vertreten. Kurz eine Welt von Frivolitaet, wie man sie nicht so leicht wo anders beisammen sehen kann. Zwei Drittel derselben sollte man lieber an einen Gift- als einen Heilbrunnen senden. Ich bin seit gestern durch den Schwiegersohn des alten Baur, der jedes Jahr hieher kommt, unter eine Heerde Hamburger und Cölner Kaufleute gerathen, mit denen ich auch nichts anzufangen weiß und die ich allmälig wieder abzuschütteln gedenke.

Der Müßiggang gibt Einem hier unglaublich viel zu thun. Man behaelt nicht so viel Zeit übrig, einen ordentlichen Brief zu schreiben. Eine schoenere und bequemere Gegend ist mir aber auch noch nicht vorgekommen. Man muß Virtuose im Bummeln werden. So hab' ich denn auch, ich weiß nicht wie, zwei Tage seit meiner Ankunft verstreichen lassen, ohne Euch zu schreiben.

Meine Reise war etwas verkehrt eingerichtet, und wenn wieder Jemand aus Zürich Lust hat, nach Karlsbad zu gehen, so möge er ja die Eisenbahn über Zwickau

*) Der eidgen. Oberst Rüstow (in Zürich).
**) Heinrich Laube.
***) Geheimrat von Graefe, ältester Bruder Albrechts v. Graefe.
†) Auguste Crelinger, geb. Düring, berühmte Tragödin (1795—1865).
††) Schwester der Fanny Elsler, ebenfalls Tänzerin.

bis Schwarzenberg benützen, von wo man in fünf Stunden hieher fährt. — Feuerbach*) hatte mich am Mittwoch bis Bamberg begleitet, wo er mir nach der Inspektion des Doms einige Ueberreste von 1848 vorsetzte. Abends wurde eine kleine Gesellschaft zusammen getrommelt, der ich Gelegenheit hatte über Manches die Augen zu öffnen und die Exemplare der Unità und des Popolo, die sich wohl noch nie in diese edle Gegend verirrt hatten, zurücklassen mußte. Die beiden Nummern müssen also von De Boni**) auf's Neue reclamirt werden. Im Übrigen koennt Ihr mir's glauben, daß Alles entsetzlich dickköpfig wird, sobald man Baiern, und noch dickköpfiger, sobald man Oestreich betritt. Karlsbad ist noch eine Insel der Intelligenz. Der Rest sind Botokuden.

Ich habe wenigstens die Finanzen des Landes mit vier Gulden Strafe für „verschwiegene Cigarren" aufgebessert. Das war mein Eintritt in Oestreich und ich hatte diese Annehmlichkeit einem Esel von Mitreisenden zu verdanken, der eine ganze Kiste voll Glimmstengel, die er in seinem Koffer mit sich führte, trotz meinem Rath nicht declariren wollte und natürlich abgefaßt wurde, was die Durchsuchung des Wagens veranlaßte, in dem auf dem Sitz ganz offen und unschuldig mein Päckchen mit 25 Stück lag, waehrend ihrer nur 10 zu freier Einfuhr erlaubt sind. Der Kerl von Douanier hielt uns zwei Stunden mit Schreibereien und Protokolliren hin, und ich mußte ihn am Ende noch mit klingender Münze bezahlen, die er nur nach ihrem Nominalwerth annahm, „da", wie er sich ausdrückte, „die Douane keinen Cours kennt". „„Da ist wenigstens die Douane sehr glücklich in Oestreich"", erwiderte ich ihm.

Den Wagen von Hof hatte ich nur bis Eger genommen, das Franzensbad, kahl, langweilig, praetentiös, über die Dauer eines Mittagessens mit meiner Gegenwart beehrt, in Eger die Theilung der Arbeit bewundert, d. h. die Art und Weise wie sich ein Dutzend böhmischer Lazzaroni um Einen Reisenden verdient zu machen suchen, und Abends endlich die kleine Retourpost nach dem noch zwei Stationen von Karlsbad entfernten Falkenau benützt wo man mir, da alle Zimmer, d. h. ihrer 6 oder 7, besetzt waren, das Bett in einem etwa 80 Fuß langen Tanzsaale aufschlug. Freitag um 11 Uhr kam ich endlich in dieser Wasserzwangsanstalt an und hoffte einen Brief von dir vorzufinden, traf aber nur eine Nummer des Courrier du Dimanche, den Madame Eugénie***) sehr pünktlich abgesandt hatte. Soll ich oder soll ich nicht — nämlich die Unità und den Popolo mir schicken lassen? Da ist guter Rath theuer. Bei einzelnen Zeitungen machen sie Schwierigkeiten, nehmen Einem wenigstens das Ehrenwort ab, daß man dieselben nicht weiter ver-

*) Der Philosoph Ludwig Andreas Feuerbach.

**) Filippo De Boni (1816 bis 1870), bekannter italienischer Schriftsteller, Freund Mazzinis und Garibaldis, damals Mitarbeiter an der Unità.

***) Madame Eugénie Fetis, Freundin Challemel-Lacours.

breitet u. s. w. Journal de Genève (und Confédéré) wünsche ich jedenfalls. Das Übrige sei deiner Inspiration und Verpackung überlassen. — Den Brunnen, und zwar den Schloßbrunnen, trink' ich seit gestern, vier Glaeser. Den Kaffee nehm' ich nicht in der Stadt, sondern im Freien, im Posthof oder Schweizer Hof. Die Natur ist über alle Beschreibung schoen, und nur die haute volée kann so geschmacklos sein, sich zu diesem Geschaeft in der stinkenden alten Weise hinzuräkeln. — Gott, wie schön koennt' es hier sein, wenn unser kleiner Zürcher Kreis hier beisammen waere! Sag' das nur Allen. Sag' Rüstow, wie sehr ich ihn vermisse; zum Schreiben bin ich zu müd' und zu gedankenlos. Aber dankbar werd' ich für jede Zeile sein, die mir von Euch kommt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie geht es Frau Rüstow? Wenn ich nur Etwas von dieser himmlischen Luft in diesen Brief schließen koennte.

Adieu, mein liebes, gutes Herz. Grüße Alle, küsse die Kinder.

Dein Georg.

Empfiehl mich dem Dr. Rahn!

Leg' doch dem naechsten Brief 2 oder 3 Exemplare des Schützenfestgedichts bei, um das mich hier einige Langweiler gebeten.

Laengster Tag. 1861.

Mein lieber Schatz. Wenn die Kur in dem Maaße anschlaegt, als der höhere und niedere Blödsinn bei mir zunimmt, so hab' ich allen Grund mit mir zufrieden zu sein. Eine solche Last des Vergnügens hab' ich noch nicht ertragen. Ich wollte eigentlich dem letzten Brief sogleich einen zweiten auf dem Fuße nachsenden, aber er waere wahrlich das Porto nicht werth gewesen.

Für deine liebenswürdige lange Epistel tausend Dank! Alles kommt richtig und ohne Anstand in meine Haende. Nur schick' mir um Gotteswillen nicht die dicke Mineralquellenlehre von Lasch, die ich mir allerdings vor Wochen zur Einsicht ausgebeten hatte. Remittire vielmehr dieselbe und bitte Schulthess*) in ein Paar Zeilen, seine Zusendungen bis zum 1. August zu sistiren, sehr Interessantes aber gefaelligst bis dahin zurückzulegen. — Der Kreis meiner Bekanntschaften erweitert sich natürlich mehr als mir lieb ist; denn ich bin eigentlich nur von 11—2 Uhr Herr meiner Zeit, und alsdann schon so ermüdet, da ich um 4 oder 5 Uhr aufstehe, daß ich kaum die Zeitungen zu lesen und heute diesen Brief an dich zu schreiben im Stande bin. Um 2 Uhr, von Morgen an um 3 Uhr, dinire ich, sehr wenig, sehr schlecht und sehr theuer, in der Regel im Hannöverischen Hof, wo wir zu Fünfen oder Sechsen einen kleinen Tisch für uns in Beschlag genommen haben. Gleichgültige, gute Menschen, denen Alles, was ich sage, etwas wie böhmische Dörfer

*) Zürcher Buchhändler.

vorkommt, die sich aber gerne belehren lassen und auch nicht die geringste Veranlassung zu irgend einer lebhafteren Diskussion geben. Ich haette gerne einige militaerische Bekanntschaften gemacht; es wollte sich aber bis jetzt nicht schicken. Rüstow kennt gewiß einen oder den andern dieser Herrn. Frag' ihn z. B. einmal nach dem Major Teicher, der einzige und wie du siehst bürgerliche Adjutant des Erzherzogs Karl Ferdinand, an dem eben darum was sein koennte.

Aus den Ungarn, die hier herumwandeln, koennte man ungefaehr eine Garibaldi'sche Legion bilden. Sie tragen alle die Hosen in den hohen Lederstiefeln und mögen auch sonst ledern sein. Wo ich hin höre, keine Sympathien mehr für sie. Im Übrigen wird von Politik nicht laut, und selten einmal leise gesprochen. Alles hat zu viel mit dem eigenen Cadaver zu thun, um sich mit dem gesellschaftlichen beschaeftigen zu koennen. Dazu haben gewiß neunundneunzig Prozent der hiesigen Gesellschaft überhaupt nie gewußt, was in der Welt vorgeht, und sind wahrlich nicht nach Karlsbad gekommen, um es da zu lernen.

Liebe Emma, verlange von einem Menschen, der so und so viel Glaubersalz im Leibe hat, kein attisches Salz und ertrage in Geduld die Oede dieser Zeilen! Fahre fort an meinem Tische so geistreich zu sein, als ich fortfahren werde, dem Charakter des Kameels, in dem ich wohne, und nebenbei auch dir getreu zu sein. In der That getreu! Die Toiletten haben auch den letzten Reiz für mich verloren, seit ich das „unreinliche" Geschlecht mir des Morgens bei den Brunnen besichtige. Man soll sich, wie bekannt, die Zaehne erst nach dem Trinken putzen; ich glaube, die Mehrzahl dehnt diese Vorschrift auch auf die übrigen Theile des Körpers aus. Die Maenner scheinen auch etwas problematischer Natur zu sein; wenigstens haben neulich zwei Privatdocentinnen aus Paris, die man ausgewiesen, der Polizei erklaert, sie waeren schon von selbst gegangen, da mit diesen Wassertrinkern Nichts anzufangen sei. — Eben bringt man mir eine Karte von Dr. Claessen aus Köln, den wir in Neapel gesehen haben. Er hat seitdem zwei Frauen unter die Erde gebracht und ist dadurch so reich geworden, daß er die übrige Praxis aufgesteckt hat. — Buchhaendler Wigand strolcht ebenfalls herum; bis jetzt kennen wir uns nicht. Ich will es ihm überlassen, den Anfang zu machen. — Brockhaus sendet trotz dem Rüstow'schen Brief nichts. Doch hab' ich das letzte Feuilleton auf dem hiesigen Lesekabinet, das sehr dürftig für ein Weltbad bestellt ist, aufgetrieben. Und da faellt mir auch ein, daß das Buch von Hoff, welches dir Schabelitz zugeschickt hat und das du verkreuzbändelt hast, bis zur Stunde nicht eingetroffen ist. Die Carlsbad betreffenden Bücher, die ich von Schulthess erwarte, sind ganz klein; das eine von Hochstetter, das zweite von Reuss, das dritte — ein Paar Blaettchen von Warnsdorff. Indeß bin ich noch nicht zum Steinklopfen gekommen. Trotz aller Vorbereitungen, die ich dazu schon in Zürich gemacht habe. Wir haben 24 Grad Hitze im Schatten — Karlsbader Granit und

Hornstein nebst Feldspatzwillingen koennen mir gestohlen werden, solang nicht ein Donnerwetter in dieses Thal faehrt. Sag das Stöhr*)! Wird er kommen oder nicht! In meinem Hause sind viele Wohnungen; selbst in meinem Zimmer steht noch ein Bett. Ich wollt' ich koennt es dir anbieten, nebst dem kleinen Marcel**). Der würde sich amüsiren, die Grossen***) auch, versteht sich; ich habe diese eifersüchtige Bande nicht weniger lieb. Aber die soll noch ein Paar Jahre tüchtig in's Zeug gehen. Horace rufe ich auch von hier namentlich das Privatstudium in's Gedächtniß. Sag mir irgend einen geheimen Wunsch von ihm, den ich erfüllen kann; ein Hauptvergnügen der Bademenschen ist ja, Empletten zu machen und sich betrügen zu lassen. — Eine Geschichte, die ich in meinem Briefe vergessen habe, muß ich dir noch erzaehlen. Der dir schon wohlbekannte Douanier hatte zweimal beharrlich in seinem Protokoll George Hernagh†) statt Herwegh geschrieben. Ich traute meinen Augen und Ohren kaum und weiß es mir bis jetzt noch nicht zurechtzulegen. — Ich werde übrigens vollstaendig unbehelligt gelassen. Popolo, Unità, Alles scheint in Karlsbad erlaubt zu sein. Es ist ja auch gar kein Material zum Verführen hier. Wie geht es Schw.? Tausend Grüße an den Mühlbach! Karlsbad ist nicht Caserta oder Capua. Was soll man schreiben? Schickt mir das zweite Heft des italienischen Kriegs††) sobald Ihr koennt. — Ich kann leider Mauleier noch keinen Rapport über meinen Gesundheitszustand senden, und dir ebensowenig. Die „Krise" wie's die hundert Narren von Doktoren nennen, ist noch nicht eingetreten. Die verfluchte Hitze im Gesicht und das naechtliche Zusammenfahren wollen noch nicht aufhören. Bülletins werden erst spaeter ausgegeben. Doch hoff' ich das Beste, für mich und für dich. Adieu

Dein Georg.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dr. Emil Stöhr (Bergmann), Freund G. Herweghs.

**) Marcel Herwegh.

***) Horace und Ada Herwegh.

†) NB. Felice Orsini reiste mit dem Paß G. Herwegh's im Jahre 1858 vor seiner Gefangenschaft in Mantua und er hatte, da das Signalement auch auf ihn anwendbar war, nur den Namen Herwegh in Hernagh verwandelt, um sein Inkognito zu bewahren, was später von der österreichischen Regierung entdeckt worden ist.

††) „Der italienische Krieg" von Rüstow.

# Drei Gedichte des Bhartrihari.

Aus dem Indischen frei übertragen von J. Berstl.

## „Das Licht."

Sieh, so neige ich mein Gesicht
Still und tief
Vor jenem ruhigen Licht,
Das keiner bei Namen nennt,
Das nicht im Raum,
Noch in der Zeit
Leuchtet und brennt
Und dennoch glüht bis in Ewigkeit!
Das wie ein Traum
Ganz Duft und Geist
Die Kraft aus eigener Quelle speist,
Leise und traumhaft trunken spricht:
„Ich leuchte!
Ich bin das Licht!"

---

## „Des Lebens Trank."

Hier singt die Laute sich in meine Seele —
Dort schrillt ein Wehgeschrei aus wunder Kehle.

Hier springt des Dichters Quelle rein und golden —
Dort kreischt ein Zank von wüsten Trunkenbolden.

Hier prunkt ein Weib mit ihrer Schönheit Segen —
Dort hinkt das Alter hüstelnd und verlegen.

So reicht des Lebens Strom dir seinen Trank:
Ist's Gift?! Ist's Nektar?! — Trink und sage Dank!

---

## „Resignation."

So gleitet uns das Leben aus den Händen:
Einst Fest der Freude an des Weibes Brust,
Genuß und Schönheit, Rausch und junge Lust —
Dann Abkehr, Irrfahrt, Tappen, Suchen, Wenden
Und jene klare Ruhe reifen Lebens.

Und dennoch als die Frucht des höchsten Strebens:
Am Strom der Götter hocken wir und rufen
Hinauf zu denen, die uns schufen,
Und kreischen laut und hilflos:
„Siwa! Siwa!! Siwa!!! — —*)

## Zulija Merkez.

Eine Erzählung aus Bosnien.

Von

Victor Tausk.

Ich rückte die blauen Amtsbogen zurecht.

„Zulija Merkez, wie alt bist du?"

„Sie wissen es ja." Die junge Türkin hatte den Kopf zurückgelehnt und starrte vor sich hin. Der kleine Mund war ein wenig geöffnet, die blassen Finger mit den rotgefärbten Nägeln lagen lässig auf der Tischkante.

Arme, kranke Blume, dachte ich. Sie konnte die Größe ihres Leides gar nicht ermessen.

„Du mußt antworten," sagte ich einfach.

Fast unmerklich bewegte sie die Lippen.

„Sechzehn Jahre."

„Bist du schuldig?"

„Schuldig. Sie wissen es ja."

„Hast du das Kind umgebracht?"

„Geschlachtet. Sie wissen es ja."

Ihre Augen folgten langsam meiner Hand, die ihre Worte auf das blaue Papier brachte. Der Kopf lehnte unbeweglich an der Stuhllehne.

„Warum hast du es getan?"

„Aus Schande. Ich mußte. Sie wissen es ja. Es ist besser zu sterben, als vom ganzen Dorfe angespieen zu werden."

„Du bist ein armes Mädchen," sagte ich, anstatt sie auf die Stirn zu küssen.

„Ein armes Mädchen," wiederholte sie. Dann heftete sie die Augen auf meine große, blonde Haarmähne.

„Warum hast du so lange Haare?" fragte sie. Sie fragte wie ein Kind, zwischen Freude und Neubegier.

*) Gott des Todes.

Sie griff mit den langen, schlanken Fingern nach meinen Haaren, liebkoste sie ganz leise und freundlich und sagte mit einer Stimme, die aus einer besseren Welt kam: „Du hast schöne Haare.“

---

Zwei Frauen schon hatte Mula Haschim begraben, als er um Fata Merkez warb. Die erste hatte er genommen, als er neunzehn Jahre alt war. Die gebar ihm fünf Kinder, zuerst vier Mädchen und dann einen Sohn. Die Mädchen starben, als sie noch in der Wiege lagen. Als der Sohn zur Welt kam, da war er das einzige Kind. Der Bursche wuchs heran wie ein Baum im Walde, und als er neunzehn Jahre alt war, spaltete ihm jemand bei einer Rauferei den Kopf mit einem großen Zaunpflock. Mula Haschim begrub den Sohn und bald darauf auch die Frau, mit der er fünfundzwanzig Jahre gelebt hatte.

Im nächsten Jahre nahm er sich ein junges, achtzehnjähriges Mädchen zur Frau. Aber diese Ehe blieb zwei Jahre lang kinderlos. Die Frau kränkte sich die Augen trüb wegen des Unsegens, der auf ihr lastete. Mula Haschim aber verlor die Geduld und sagte ihr, daß er sie wegjagen werde, wenn sie nicht zum nächsten Neumond schwanger würde.

Die Frau konnte es ihm nicht zuliebe tun, denn sie starb noch im selben Monat an irgend einem bösartigen Fieber, gegen das die Amulette und Verschreibungen des Hodscha *) und der Wratscharitza **) ebensowenig helfen wollten, wie gegen die Unfruchtbarkeit.

Und dann blieb Mula Haschim lange ohne Weib. Erst als er sechsundsechzig Jahre alt wurde, freite er die Fata Merkez.

Nun war er siebzig Jahre alt geworden. Aber die Jahre hatten ihm nichts angehabt. Über den Durchschnitt hoch gewachsen, trug er im Sommer wie im Winter die Brust offen. Und es tat ihm nichts, daß sich die Haare auf seiner Brust in dicke Eiszapfen verwandelten, wenn der Nordwind ging und die Bäume vor Kälte barsten.

Den Kopf trug er etwas nach vorne geneigt. Mit seinen kleinen, durchdringenden grauen Augen schaute er unter den zottigen Brauen stets geradeaus und vor sich hin. Er schaute die Vorübergehenden prüfend an, sein Blick heftete sich rasch und sicher an des Nachbars Scheune oder Kuh, und wenn er einen Gruß gab oder erwiderte, so tat er es nicht mit der mechanischen, unbewußten Bewegung, mit der die Hand die Ahmedija ***) berührt, um sofort wieder interesselos am Körper hinabzubaumeln. Mula Haschim grüßte mit Tendenz, anziehend oder abstoßend, lang und fest oder beleidigend kurz. Man sah es Mula Haschim an, was sein Gruß zu bedeuten habe.

---

*) Türkischer Lehrer, Gelehrter, auch Vorbeter in der Moschee. Die Hodschas treiben oft Quaksalberei und verkaufen Amulette gegen Krankheiten und bösen Zauber.

**) Zauberin, Medizinfrau.

***) Das Tuch, das um den Fez geschlungen wird und mit diesem zusammen den Turban bildet.

Das war ein schlechtes Zeichen für Mula Haschim. Das zeugte von innerer Abhängigkeit und Unruhe, das bewies, daß Mula Haschim noch nicht die große Ausgeglichenheit und Unberührbarkeit erlangt hatte, die einem gläubigen Moslem in seinem Alter geziemt hätte. Mula Haschim hing noch mit seinem halben Herzen an den Freuden dieser Welt und jagte ihnen ganz unbesonnen und unbekümmert nach.

Mula Haschim war darum im Dorfe auch gar nicht geachtet. Er war noch nie Muktar*) gewesen, und niemand dachte daran, daß er es jemals werden könnte. Man grüßte ihn nicht gern und wich ihm aus. Seine Gesellschaft bestand ausschließlich aus dem wilden und ungezügelten Teil der Dorfjugend, der die altväterliche Tugend beim Militär zuschanden geritten hatte und jetzt den letzten Rest moslimischer Tugend zu Tode soff.

Mula Haschim hatte in dieser Gesellschaft auch die Freuden der Stadt wünschen gelernt, denn die Burschen erzählten von ihren nächtlichen Abenteuern mit schwabischen**) Mädchen, die in der Garnisonstadt, da oben in des Kaisers Residenz, so leicht zu haben wären und die man nie satt bekäme.

Und die Augen glänzten und der Branntwein floß — — — Haj, hoj! Hatte der Prophet doch nur den Wein verboten!

In Mula Haschim war der Teufel gefahren, ganz und gar. Wenn er so über die Straße ging, mit dem kaum angegrauten, kurz gestutzten Bart, die rotbraunen, baumstarken Arme von blutgeschwellten Adern durchzogen, man hätte ihm kaum mehr denn fünfzig Jahre zugemutet.

Er liebte es, ganz nahe an den jungen Mädchen vorüberzustreichen, ihnen fest und lüstern in die Augen zu schauen und im Vorbeigehen ihre Hand zu berühren. Und wenn solch ein Mädchen ihm mit abgewandtem Kopfe „ekelhafter Teufel", zurief, dann zog es listig um seine Augen und seinen Mund, als wollte er sagen:

„Du, mein Täubchen, hier ist nicht der richtige Ort, aber ich nehme es auf mit dir."

Wenn er zwei Oka***) Rakija†) getrunken hatte, dann kam die große Jugend über ihn, und er ging auf Mädchen aus. Die christlichen, unverhüllten, mit den halbnackten Brüsten und stämmigen Beinen lockten ihn ganz besonders. Da griff er manchmal auch nach einer jungen Mädchenbrust, wenn ihm die Gelegenheit günstig erschien, und wich dem vom Zorn geführten Schlage der derben Mädchenfaust mit einem hurtigen Seitensprung aus. Manchmal aber gab es auch Steine, die plötzlich von irgendwo um seine Ohren geflogen kamen, manchmal hieß es auch einem wohlgeschleuderten Prügel geschickt auszuweichen, ja manchmal ging es auch an den Kopf. Aber Mula Haschim kam stets unversehrt davon, ging für einige Zeit aus dem Dorfe, trieb sich einige Wochen

*) Behördlich bestellter Ortsältester.
**) Die Bosniaken nennen alle Österreicher „Schwaba'
***) Oka = 1,28 Liter.
†) Rakija = Branntwein.

in der Umgebung herum, wo er gegen ein kleines Entgelt, ein Nachtlager, eine Mahlzeit, den Leuten die Kleider flickte und kam dann wieder, kräftig und trotzig, aber offenbar beruhigt, nach Hause.

Bis es ihn wieder übermannte.

In diesem Zustande der erwachenden Sünde war Mula Haschim, als Fatas Schwester, die junge Zulija, in sein Haus kam, um sein Weib zu betreuen, das ihm vor drei Tagen einen Sohn geboren hatte.

---

Fata schleppte sich mit aufgetriebenem Unterleib und geschwollenen Füßen in der Stube umher. Es dämmerte zum Abend.

Zulija ging in den Stall, um der Kuh die Spreu zu erneuern und frisches Wasser zu geben. So war sie es nun schon seit einer Woche gewohnt, seit sie bei der Schwester war.

Sie trug die Blechkanne in der linken Hand und ging über den abschüssigen Hof mit kurzen, raschen Schritten, von der Schwere der Kanne seitlich gebeugt und zur Eile gedrängt. Mula Haschim trat aus dem Stall und blieb in der Türe stehen.

„Da bin ich schon," rief Zulija der Kuh zu und wollte sich an Mula Haschim vorbeidrängen. Mula Haschim verstellte ihr den Weg.

„Sprich nicht mit der Kuh, schau lieber mich an," sagte er scherzend und erhob langsam die Hand zu einer Liebkosung, während seine Augen deutlich den Zweifel am Erfolge seines Vorhabens ausdrückten. Zulija schob sich kräftig am Türpfosten vorbei und sagte halblaut mit zorniger Stimme:

„Geh du zu deiner Frau!" Mit einem heftigen Stoß schleuderte sie die Türe in den Pfosten und machte sich bei der Kuh zu schaffen.

Mula Haschim blieb vor der Türe. Dann sagte er so laut, daß es Zulija hören mußte:

„Ach was, die Frau."

Und dann schaute er eine kleine Weile vor sich hin. Es war wieder gekommen. Das alte Herz fing an hart zu klopfen. Nachdenklich und erregt schritt er über den Hof und ging zur Ahmetova Kafa.

Fatas Stimme scholl zornig über den Hof.

Zulija tappte nach der Wasserkanne, riß die Stalltür auf und rannte zum Hause. Von der nahen Moschee verkündete der Mujezzin die Jacija. *)

Der Hofhund stand mit gespreizten Vorderbeinen vor der Stubentür und schaute ihr ins Gesicht.

„Was schläfst du da unten," schalt Fata. „Du hast doch nicht gekalbt! Ich will weggehen und du liegst im Stall!"

Zulija trat in die rauchige Stube. Fata hatte den Jaschmak **) umgelegt, bereit

*) Abendgebet.

**) Weiße Umhülle, die den Kopf, das Gesicht, und den Oberkörper verhüllt.

auszugehen. Im Zimmer stand der kleine, zehnjährige Sohn des Hodscha und hielt eine ungeheure Laterne in der Hand.

„Ich gehe zur Hodschinitza zum Sijelo.*) Sie hat den Mujo nach mir geschickt. Bleib beim Kind. Wenn Mula Haschim kommt, sag' ihm, er soll mich abholen.“ Fata schob den kleinen Mujo vor sich her und wandte sich zum Gehen. Zulija drückte die Tür ins Schloß.

Ein fahles Licht brach durchs offene Fenster. Vom irdnen Herd stieg ein unterbrochenes, rotes Flackern auf. Ein beizender Geruch von verbranntem Holz erfüllte die Luft.

Auf dem Boden lagen bunte Halbwollfetzen, Decken und Schaffelle. Das waren die Betten. Alles hatte einen Stallgeruch. Neben der Mangala**) lag eng zusammengeschnürt, die Hände und Füße mit starken, breiten, roten Bändern fest umwickelt, ein kleines Bündel Menschenkind. Das rote Licht vom Herd beleuchtete unruhig das große, aufgedunsene Gesicht mit den verquollenen Augen. Bis in die Stirn hinein wucherte eine garstige Flechte über den spärlich mit dünnen, hellen Haaren bewachsenen Kopf.

Kein Zug dieses kranken, elenden Gesichtes bewegte sich. Ein übler, sauerer Geruch schlug Zulija entgegen, als sie sich zu dem Kinde neigte. Das war die Frucht, die aus dem mit Branntwein durchsetzten Blute des siebzigjährigen Mula Haschim aufgegangen war.

Zulija verfolgte das unruhige Spiel des roten Lichtes auf den fahlen Zügen des Kindes. Wie sonderbar! In ihrem Kopfe lag alles so nebeneinander, das Kind, der Herd und die Mangala, und dazwischen stand sie selbst und alles das hatte keinen Sinn und Zusammenhang. Was hätte das auch alles sein können? Früher war etwas nicht und jetzt war es. Und so auch mit dem Kinde. Früher war es nicht und jetzt war es. Und wie es dalag. So bleich, verquollen und krätzig. Es tat ihr so leid, so leid. Langsam flossen ihr die Tränen über die Wangen. Der letzte Dämmerschein des Tages war verschwunden. Unter dem Fenster wetzte sich der große Hofhund am Boden herum.

„Er kann sich nicht zurechtlegen,“ dachte Zulija ganz klar und ruhig, hob den Kopf und richtete den Oberkörper auf. Aus dem Stalle hörte man ein eisernes Rasseln.

„Die Kuh geht schlafen,“ sagte Zulija halblaut. Das Kind wimmerte leise. Und sie war so müde wie noch nie. Die Augen fielen ihr zu. Aber Mula Haschim könnte kommen, ehe die Schwester zurück ist. Nein, sie muß wach bleiben. Sie wird das Kind beruhigen.

Sie setzte sich neben das Kind auf den Boden und wälzte es leise hin und her. Bald lag es wieder still und leblos da.

Von der Stubendecke begann es langsam herabzurieseln wie Spinnengewebe, aber ganz helle und glitzernd. Die Tür tat sich ganz leise auf, und das Rieseln versiegte.

---

*) Abendunterhaltung; wörtlich: Sitzung, Zusammenkunft.

**) Kohlenbecken.

Ein breiter weißer Streifen Mondlicht fiel durch das Fenster, gerade auf den Türspalt. Mula Haschim trat leise zur Tür herein.

Ein großer, harter Block schien ins Zimmer gefallen zu sein und alle Luft daraus verdrängt zu haben. Es gab keine Luft zum Atmen im Zimmer, alles war wie in einen Felsen hineingewachsen, starr, machtlos, unbeweglich.

Mula Haschims Schritte schlürften durch das Zimmer, sie kamen von tief, tief unten, unbezwingbar, unaufhaltsam.

Ein Schritt, noch ein Schritt, so lange Schritte. Wie lange man horchen muß, bis einer nach dem anderen folgt! Nein, nein!

„Och, du, weg, weg . . . .!" Zulija griff verzweifelt nach Mula Haschims Brust. Mit aller Kraft wollte sie sich aufrichten, da riß ein langer Streifen von seinem Hemde ab und blieb ihr in der Hand. Sie fuhr stürzend zurück.

„Das Kind, das Kind," keuchte sie zwischen den harten Fingern der Hand, die ihren Mund verschlossen hielt. Aber Mula Haschim hatte bereits etwas großes, weiches unter seinem Fuße verspürt, etwas hatte geknackt, dann kam ein leises Gurgeln — — —

Mit aller Schwere stürzte er sich auf das Mädchen, das mit dem Hinterkopf hart aufschlug. Ein blitzendes Licht durchzuckte ihre Augen, dann wurde es ganz finster, der Kopf sank bleiern zurück.

---

Erst kam etwas wie ein rötlicher Nebel aus der Ferne. Dann brüllte und polterte es rings herum und schwere harte Gegenstände schlugen ihr an die Stirn und Hände. Das konnte leicht ein großes Tier sein, das auf ihr herumstampfte, oder ein Leiterwagen, der über sie fuhr. Dann rief es: „Zulija."

Fata rüttelte und zerrte an dem Mädchen und rief: „Was schläfst du wie ein Holz? Du, Unglück, du, was ist mit dem Kind?"

„Das Kind, das Kind," hörte Zulija schreien. Sie richtete sich auf und blickte erschrocken umher.

„Das Kind, a—a—a—." Fata heulte wie ein Wolf beim Vollmond. Sie riß sich das Tuch vom Kopf und schlug sich in die Brust. Dabei rannte sie im Zimmer herum wie ein suchender Hund. Mula Haschim kniete im Schein der großen Laterne neben dem Kinde und wickelte die Bänder von dem kalten steifen Körperchen.

Fata hatte eine zinnerne Pfanne ergriffen und schlug auf Zulija los und kreischte und jammerte verzweifelt: „Was hast du mit dem Kind gemacht, du Unglück! daß deine Hand verdorre, daß deine Seele zu Stein werde!"

Zulija wehrte mit beiden Händen die wütenden Schläge ab, stöhnte und schluchzte und rief: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht — — — —"

„Was weißt du nicht?" schrie Fata, warf das Zinngefäß weg und stürzte mit beiden Händen auf den Kopf des Mädchens zu. „Du hast es fallen lassen, du hast es erdrosselt." Wie eine Wahnsinnige vergrub sie die Hände in Zulijas Haare und riß

Büschel auf Büschel aus dem Kopfe. Das ganze Zimmer war mit einem Gewoge von Jammern, Heulen, Kreischen und Poltern angefüllt. Mula Haschim kauerte allein ganz still und wortlos neben dem toten Kinde. Seine Hände hielten den Wickel und zitterten.

Jemand klopfte mit Gewalt an das Fenster, dann wurde die Tür aufgerissen. Zwei Nachbarinnen, eine Türkin und eine Christin, kamen herein und beteiligten sich am Schreien. Der Hund bellte furchtbar.

Fata ließ Zulijas Haare los und schrie:

„Dieses Unglück, diese Pest, kommt mir mein Kind umzubringen! Ach, meine Mutter, warum hast du mich geboren! Warum hast du diese Pest geboren!" und zu den Nachbarinnen sagte sie: „So ein großes Tier, sie könnte schon selbst Mutter sein, läßt mir mein Kind fallen und schlägt es tot." Nun sie es den Nachbarinnen gesagt hatte, war sie auch selbst davon überzeugt, daß Zulija das Kind fallen gelassen habe, als ob sie es selbst mit angesehen hätte.

Zulija lag auf dem Boden und hatte das Gesicht in die Decken vergraben. Der ganze Kopf brannte ihr wie von loderndem Feuer. Die Haare schienen glühend zu sein, die Hände waren zerschlagen und schmerzten bei jeder Bewegung.

Mula Haschim stand langsam auf und ging ohne ein Wort zu sagen zur Tür hinaus.

Die christliche Nachbarin war um die Wratscharitza Staka gegangen und kam bald mit dem alten Weib wieder herein.

Die Wratscharitza hob das Kind vom Boden auf und die anderen Weiber stellten sich um sie herum. Die türkische Nachbarin leuchtete dem Kinde mit der Laterne ins Gesicht.

Das Gesicht des Kindes hatte eine fahle, bläuliche Farbe. Die Augen waren halboffen. Unter der Nase und auf den Lippen war etwas Blut und Schaum. Die Wratscharitza befühlte dem Kinde den Magen und die Brust. Dann zwängte sie ihm den Zeigefinger in den Rachen und zog ihn blutbeklebt wieder heraus.

„Gott verzeih uns," sagte sie, „es ist tot. Sie hat es fallen lassen und da ist ihm das Herz abgerissen. Es war zu schwach angewachsen, weil der Vater zuviel Branntwein trinkt, Gott verzeih ihm." „So war es auch bei der Schemsibegowitza," sagte die türkische Nachbarin, „Schemsibeg hat zuviel Branntwein getrunken, und wie das Kind einmal aus der Wiege gefallen ist, hat es sich gleich das Herz abgerissen. Von so einem Mann soll man keine Kinder haben, weil man sie nicht großziehen kann."

Auch die Wratscharitza war dieser Meinung.

Zulija saß währenddessen auf dem Boden und zitterte vor Angst, daß man ihre Schande erfahren könnte. Aber man fragte sie nichts. Man wußte, daß sie das Kind fallen gelassen habe.

---

Nachdem man das Kind begraben hatte, kam Mula Haschim nach Hause, hockte sich neben den Herd und begann einen Kaffee zu brauen. Er hatte noch kein Wort

gesprochen seit jener Stunde, in der er neben dem toten Kinde in der halbdunklen Stube gekauert hatte.

Mula Haschim war nicht wieder zu erkennen. Sein Bart war grau geworden, sein Kopf zitterte auf dem Halse, die Hände zitterten und vergossen den Kaffee, die Augen waren matt und ausdruckslos, der Gang schlottrig und langsam. Er murmelte von Zeit zu Zeit etwas Unverständliches und blickte niemanden an.

Fata lag bäuchlings auf dem Fußboden und stöhnte. Zulija war nicht in der Stube.

Nachdem Mula Haschim den Kaffee ausgetrunken hatte, drehte er sich eine Zigarette, erhob sich leise ächzend vom Boden und ging langsam, die Füße gleichsam nachschleifend, zur Tür hinaus. Niemand blickte ihm nach.

Das große Alter war über Mula Haschim gekommen. Er war hundert Jahre alt geworden. Immer gleichmäßig langsam, die Füße nachschleifend, ging Mula Haschim die Dorfstraße entlang, immer gleichmäßig langsam. . . . .

---

Muharem brachte einen Brief nach Hause und führte zugleich den kleinen Moscho, den Sohn des spaniolischen Kaufmanns, ins Haus, damit er ihm den Brief vorlese.

„Liebe Mutter und lieber Bruder,“ las der Kleine vor.

„Gott gebe ihr Gesundheit,“ sagte die alte Merkez.

„Laß ihn lesen,“ sagte Muharem.

„Gut, gut, er soll lesen,“ sagte die alte Merkez.

„Diesen Brief schreibe ich euch durch den Hodscha Fejzo,“ las der kleine Moscho.

„Gott gebe ihm Gesundheit,“ sagte die alte Merkez.

„Du läßt ihn nicht lesen,“ sagte Muharem ungeduldig.

Die Alte murmelte noch etwas Freundliches und setzte sich zur Ruhe.

„Ich sende Euch viele Selams durch den Hodscha und wünsche, daß Ihr gesund seid. Auch die Fata ist gesund und Mula Haschim ist in die Dörfer gegangen. Wir haben noch keinen Haber*) von ihm. Ich bitte Dich, lieber Bruder, daß Du mich in meinem Unglück abholen kommst. Das kleine Kind haben wir vorige Woche begraben, weil es gestorben ist. Ich habe es fallen lassen, weil es das Unglück so gewollt hat, und da hat es sich das Herz abgerissen, weil es zu schwach angewachsen war. Dann ist es gestorben. Verzeiht mir, liebe Mutter und lieber Bruder. Ich weine sehr viel. Die Fata hat mich auch geschlagen, weil ich es verdient habe. Die Fata weint auch sehr viel, denn sie glaubt, daß sie keine Kinder mehr haben wird. Ich bitte Dich, lieber Bruder Muharem, daß Du mich in meinem Unglück abholen kommst, denn hier kann ich nicht bleiben. Ich sende Euch viele Selams durch den Hodscha und verzeiht mir. Das schreibt Euch

Euere Zulija,

und daß Du schnell kommst, lieber Bruder Muharem. Auch von der Fata viele Selams

*) Nachricht.

für die Mutter und den Bruder. Sie sagt, ich soll nach Hause gehen, weil sie mich nicht sehen kann."

Dann kam ein Tag stiller Wanderung, und als die Sonne unterging, kam Zulija mit ihrem Bruder Muharem zu Hause an. Als sie an die Schwelle kam, zitterten ihr die Kniee.

Der große, zottige Hofhund sprang mit freudigem Gebell an ihr hinauf, und sie beugte sich nieder, um ihn zu streicheln und zu beruhigen. Das Herz tat ihr so weh und sie weinte und schluchzte. Der Mutter küßte sie die Hände und stammelte: „Das Unglück, das Unglück."

Im Zimmer saß die alte Wratscharitza des Dorfes, die einäugige Hankija. Das eine Auge war ihr ganz verklebt und hatte rote, feuchte Ränder. Das andere Auge blickte wie aus einer roten Höhle heraus. Das untere Augenlid reichte nicht bis zum Augapfel und kehrte einen breiten Rand heraus. Eine große Hasenscharte auf der Unterlippe ließ einen Schneide- und einen Eckzahn sehen, ganz schwarze, zerbröckelte Stümpfe. Ein unverständliches Zischen und Gurgeln war die Sprache, mit der sie das junge Mädchen begrüßte und willkommen hieß.

Zulija kannte die Alte gut, aber noch nie hatte sie einen solchen Schrecken vor ihrer Häßlichkeit empfunden wie jetzt. „Wie die schwarze Pest sieht sie aus," dachte Zulija. Dann antwortete sie auf die Begrüßung mit furchtsamer Freundlichkeit und legte ihr Bündel Kleider auf die geschnitzte Nußholzkiste, die ihre Ausstattung und Wäsche enthielt. Die Mutter brachte süße Milch und saure Milch und Maisbrot. Muharem hockte sich neben die Mangala und braute Kaffee.

„Ihr seid alle noch gut zu mir", sagte Zulija und begann wieder zu schluchzen. „Verzeiht mir, ich bringe euch nur Herzweh."

Die Mutter weinte und sagte: „Weine du nicht, das Unglück ist es. Es ist beschieden."

Die alte Hankija gurgelte eine Geschichte durch das Loch zwischen den Lippen hervor, aus der man entnehmen konnte, daß sich auch das Kind der Hasanaginitza das Herz abgerissen habe, und daß das nichts Seltenes sei.

Muharem schwieg, und als er den Kaffee fertig gebraut hatte, brachte er der Schwester einen Fildschan*) und stellte ihn auf das Kistchen und blickte sie freundlich an.

Zulija fing den Blick auf und neues Weh zog ihr durchs Herz. Schließlich weinte auch die alte Hankija und ein unsäglicher Jammer und Schmerz lastete auf allen. Dann ging Hankija weg.

Zulija war müde vom vielen Weinen. Ihre Augen brannten und schlossen sich ruhedurstig. Die alte Mutter und Muharem hatten schon begonnen sich auszukleiden.

---

*) Kleines türkisches Schälchen.

Ganz aufgelöst in Schmerz und Tränen legte sich Zulija nieder und schlief wie ein müdes, krankes Kind bis zum späten Morgen.

---

„Du lügst, du Hündin,“ schrie Zulija, ganz aschfahl im Gesicht.

„Eine Hündin hat das gesagt,“ gurgelte Hankija aus dem Loch zwischen den Lippen hervor. Dann schob sie den Unterkiefer vor, daß sich die ganze Oberlippe in den Mund versenkte und machte ein Gesicht, wie ein gräßliches, boshaftes Tier. „Wen man zu bitten hat, den darf man nicht ärgern, meine Kleine. Eine Alte sagt dir die Wahrheit und du beschimpfst sie dafür.“

„Oh, oh, wie kann das wahr sein,“ jammerte Zulija.

„Das wirst du am besten wissen, Täubchen, jedes Kind hat einen Vater.“

„Hankija, Gott steh dir immer bei, und wenn es wahr ist, kannst du mir helfen?“ Das Mädchen rang die Hände.

„Helfen, helfen,“ zischte die Alte. „Da könnte ich mir leicht auf die Karaula*) verhelfen und noch weiter. Hättest die Dimije**) fest binden sollen, dann brauchtest du jetzt keine Hilfe.“

Rote Glut übergoß das Gesicht Zulijas.

„Wie du ekelhaft sprichst,“ sagte sie empört.

„Ich spreche nur, was du getan hast. Brauchst dich vor mir nicht zu schämen, wenn du dich vor dem Mann nicht geschämt hast,“ entgegnete die Alte.

„Ich habe ja nichts getan, nichts getan,“ stöhnte Zulija.

„Nichts hat sie getan, das Lämmchen, ein Kind ist ihr vom Birnbaum in den Bauch gefallen,“ krächzte die Alte und riß den ungeheuren Mund zum Lachen ganz auf.

„Getan oder nicht getan. Weißt du bestimmt, daß es wahr ist?“

„Wie soll ich es nicht wissen, bald wird es das ganze Dorf wissen!“

„Niemand darf es wissen, eher springe ich ins Wasser.“ Zulija knöpfte aus einem Eck des Tuches ein Goldstück heraus. Es war eine Medjidie, ein großer türkischer Dukaten mit einem Loch im Rande. Diesen hatte sie heimlich aus ihrem Stirnschmuck herausgenommen.

„Kannst du mir für die Medjidie helfen?“ sagte sie, und reichte der Alten das Goldstück hin.

Die Alte stürzte wie eine Elster auf das Goldstück los und besah es von allen Seiten.

„Es könnte sein, es könnte sein,“ sagte sie dann ganz sanft und knüpfte das Goldstück gleich in ein Tuchende ein.

Zulija stand und wartete klopfenden Herzens. Die Alte humpelte zu einem Dolaf***)

---

*) Gendarmeriestation.

**) Weibliche Hose.

***) In die Wand eingelassener Schrank.

und brachte ein Fläschchen mit einer grünen Flüssigkeit, auf deren Grunde sich erbsengroße Körner befanden.

„Wenn das nicht hilft,“ sagte sie, „hilft nur Gott. Aber mir hat es geholfen,“ setzte sie mit einem Gurgeln, das ein Kichern bedeuten sollte, hinzu.

Zulija nahm das Fläschchen mit beiden Händen und barg es in den Dimije.

Nachdem sie sich noch genau hatte erklären lassen, wie man das Ding trinken müsse, damit es, wenn Gott will, helfen soll, ging sie mit erleichtertem Herzen nach Hause.

Es war schon Mitte Oktober. Fast drei Monate waren vergangen, seit sie Mula Haschims Haus verlassen hatte und wieder daheim war. Als der Mond zum letzten Male sich verjüngte, da stiegen bange Zweifel in ihr auf. So etwas hatte es noch nicht gegeben, seit sie zur Jungfrau herangewachsen war. Die Mutter hatte zum Glück nichts bemerkt. Aber jetzt, jetzt .....

Nun, das wird helfen, dachte sie, und fühlte sich wie von einer schweren Krankheit genesen.

Der Herbst lag rot, braun und goldgelb im Tal. Die Kühe gingen friedlich die Straße entlang. Zulija drückte von Zeit zu Zeit an die Dimije und fühlte das Fläschchen an. Es war da. Sie hätte nicht sterben mögen. Es war ihr gar nicht zum Sterben. Sie wollte noch daheim bleiben bei der Mutter. Sie war so jung, so jung wie ein Tautropfen, noch nicht sechzehn Jahre.

Sie ging rasch auf ihren hohen Nanule*), die bei jedem Schritt laut auf den Boden klopften, daß es von ferne anzuhören war wie das Traben eines Pferdes. Wenn ein Bursche ihr einen Blick zuwarf, zog sie das große, rotkarierte Umhängtuch über das Gesicht und wandte den Kopf nach der andern Seite. Was kümmerten sie die Burschen! Wenn bei einer Tschesma**) Mädchen beisammenstanden und kicherten, blieb sie bei ihnen stehen und kicherte mit. Es gab ja immer etwas, worüber alle Mädchen des Dorfes sprachen und lachten.

So war sie nach Hause gekommen. Das Fläschchen vergrub sie hinter der Scheune. Denn erst am fünfzehnten Tag des Ramazan***) durfte sie den Saft trinken, und bis dahin waren noch zwanzig Tage.

Beim Gartentor blieb sie stehen. Von einem Acker klang eine kräftige, tiefe Mädchenstimme herüber. Zejna, die Tochter des Muktars, sang ein altes bosnisches Volkslied:

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Brüderchen wird mich beweinen.
Brüderchen beim Wasserlein
Weint ein wenig und geht heim.

*) Holzschuhe mit sehr hohen hölzernen Sohlen und Absätzen.
**) Brunnen.
***) Dreißigtägige Fastenfest.

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Oh, mein Liebster, der wird weinen!
Liebster kommt zum Wasserlein,
Weint ein wenig und geht heim.

Nicht versinke, nicht ertrinke!
Ach, wer wird dich denn beweinen?
Mütterchen wird mich beweinen.
Mutter kommt zum Wasserlein,
Weint und stürzt sich selbst hinein.

Warum war das Lied denn so traurig?

Alle vergessen, nur das Mütterchen nicht. Das war es. Sie hätte auch Mutter werden sollen, und was hatte sie vor?

Aber es war gar nicht auszudenken. Und von wem, von wem war denn dieses Kind!

„Zulija, oj!" tönte plötzlich Fatas Stimme aus dem Hause. Zulijas Blut erstarrte im Herzen. Das war nicht geträumt. Wie war das möglich? Und noch einmal hart hinter ihr, leiser und bestimmter: „Zulija!"

Fata war da und umarmte sie und schluchzte heftig.

Aber Zulija konnte die Liebkosungen der Schwester nicht erwidern. Ihr war ganz kalt im Herzen. Es war, als ob ein Toter aus dem Grabe auferstanden wäre.

Fata zog die Schwester in die Stube und streichelte ihr die Schultern und das Gesicht.

Und Fata sollte jetzt zu Hause bleiben, bis sie sich wieder verheiraten würde. Mula Haschim hatte da unlängst einen Bevollmächtigten ins Dorf geschickt, der hatte alle Papiere in Ordnung und verkaufte alles, Vieh und Gebäude und Vorräte um einen Spottpreis, gab der Fata fünfunddreissig Dukaten, soviel, als sie dem Mula Haschim in die Ehe gebracht hatte, und sagte ihr, sie könne gehen, von Mula Haschim werde sie nichts mehr hören, denn er sei in die Türkei ausgewandert. Und Fata war gegangen. Mein Gott, ihre Wäsche hatte sie, und ihr Heiratsgut auch. Und jetzt war sie da, und fühlte sich ganz wohl und hatte den Zorn gegen die Schwester vergessen. Aber bleich war sie und schwach, die Füße schmerzten sie und der Rücken tat ihr weh. Das alles hatte sie mit wehklagender Stimme erzählt und dabei mit den Händen in der Luft herumgefuchtelt. Und wenn sie von Mula Haschim sprach, sagte sie immer: „daß er verrecke, Gott gebe es," denn man verkauft sein Gut nicht um ein paar Groschen und schickt die Frau nur so weg mit dem Heiratsgut. Er hätte ja nicht lange mehr gelebt, und sie wäre seine einzige Erbin gewesen. Aber wer einer Schlange vertraut, wird von ihr gebissen.

Und die alte Mutter rief einmal über das andere: „Gott hat ihm den Verstand genommen, diesem Teufel, das Unglück möge ihn schlagen."

Zulija aber sagte kein Wort. Alle Hoffnung war aus ihrem Herzen geschwunden. Jetzt war wieder alles, als ob es erst gestern geschehen wäre. Das Dunkel des Zimmers verdichtete sich vor ihren Augen und aus dem Winkel hinter dem Herde schaute ein Kinderkopf hervor, ganz blau und grün, mit Blut und Schaum auf den Lippen, mit halbgeöffneten Augen. . . . . .

Zulija schrie auf.

„Gott verzeih mir's, sie hat den Verstand verloren," sagte Fata. „Sie muß einen schwarzen Kaffee trinken und sich drei Kohlblätter ans Kreuz binden. Der Neumond schadet ihr."

---

In diesem Winter war Zulija sehr stattlich geworden. Ihre Brüste hatten an Fülle gewonnen und ihre Hüften waren breit. Sie hielt sich wie ein reifes Weib, aufrecht und üppig. Ihr Gang hatte etwas von seiner Leichtigkeit verloren und sie wiegte sich in den Hüften. Ihr Gesicht war bleicher als sonst, von den Nasenflügeln zogen sich zwei leichte Falten zu den Mundwinkeln.

„Man muß sie verheiraten," sagte die Mutter, und Fata stimmte bei.

Der Winter war hart und trocken. Zulija saß tagsüber meistens still beim Fenster und arbeitete an einer Goldstickerei. Die Mutter hatte Reißen in den Füßen, lag auf einem Minder*) und strickte Strümpfe.

Fata besorgte zankend und keifend das Hauswesen. Muharem war beim Vieh und im Holz und saß in der Kafana. Ein Tag glich dem anderen. Am Abend gab es zuweilen ein Sijelo; dann trank man schwarzen Kaffee und Slatko von Rosenblättern und Sirup.

Hier erfuhr man die neuesten Ereignisse, die sich im Dorfe zugetragen hatten. Hier vermittelte man einander die Kenntnis verschiedener Heilmethoden gegen Herz- und Magenkrämpfe und gegen Schlaflosigkeit der Kinder. Man diskutierte die Wirksamkeit verschiedener Amulette und Liebestränke. Die Mädchen sangen, und Zejna, die Tochter des Muktars, begleitete den Gesang auf einer ungeheuren Ziehharmonika. Die verheirateten Frauen erzählten die tiefsten Geheimnisse des Ehebettes, und die älteren unter ihnen gaben Ratschläge aus dem Vorrate ihrer reicheren Erfahrung in diesen Dingen.

An solchen Abenden nahm Zulija teil an der allgemeinen Heiterkeit. Sie sang mit den anderen, lachte und plauderte und ließ nichts von dem merken, was sachte und sicher in ihrer Seele vorging und eine immer klarere und festere Gestalt annahm.

Die Last ihres Körpers trug sie leicht. Sie war kräftig und jung, die Straffheit

*) Niedriges türkisches Sofa (Ottomane).

ihrer Muskeln verriet sie nicht. Niemand konnte ahnen, daß sie ihr tägliches Brot mit einem Kinde unter dem Herzen teile.

Das Fläschchen der alten Hankija hatte den Dienst versagt. Und ehe die Alte für eine neue Medjidie einen neuen Trank brauen konnte, starb sie.

An jenem Tage, an dem die alte Hankija begraben wurde, war in Zulijas Herz etwas hart worden, steinhart. Es lag ganz drinnen, mitten im Herzen und drückte immerzu, bei Tag und bei Nacht, beim Wachen und Schlafen. Zulija mußte immer und immer daran denken, und es wuchs und wuchs und nahm immer mehr Raum im Herzen ein und drückte immer mehr. Und wenn Zulija mit anderen Mädchen lachte und sang, da wußte sie es ganz bestimmt, tief drinnen im Herzen. Und wenn sie sich des Abends zu Bette legte, da wußte sie es sicher und hart. Und wenn sie mit den Mädchen das Eis am Bache aushackte und unter Singen und Lachen die Wäsche schwemmte, da drückte und mahnte es sie, und sprach zu ihr, immerzu, immerzu, daß sie manchmal plötzlich zu singen vergaß und nur noch auf die Stimme ihres Peinigers im Herzen hörte. Und sie antwortete. Wirst du es tun? Ja, ich werde es tun, tun, tun. Und wenn sie so zu ihrem Peiniger gesprochen hatte, da wuchs er immer mehr und wurde noch größer und härter. Und als die schwere Stunde ganz nahe war, als die Muskeln ihres Gesichtes schlaff und bleich wurden und die Augen trübe, da war das ganze Herz ein harter Stein geworden, und nichts, gar nichts konnte mehr darin wohnen als nur der eine Gedanke: Ich werde es tun.

Eines Tages nahm sie, wie auf einen unabänderlichen Entschluß hin, ein Messer in der Küche und vergrub es hinter der Scheune. Als man nach dem Messer suchte, half sie suchen. Als die Mutter ganz ratlos fragte, wo es denn hingekommen sein mag, sagte sie ganz fest und hart: „Man hat es wohl gestohlen.“

Alles das tat sie wie im Traume. Manchmal schien es ihr, als ob eine andere in ihrer Gestalt alles das täte, schlafen, essen, arbeiten, lügen. Ihre Augen sahen für sie, ihre Ohren hörten für sie, ihr Mund sprach für sie. Sie aber hatte mit alledem nichts zu tun. Nur wenn Fata sie verdächtigend anschaute, oder wenn die neue Wratscharitza, die Jovanka, die neben ihrem Hause wohnte, schmunzelnd an ihr vorüberging, da kam ein lähmender Schrecken über sie und ihre Kniee zitterten und ihr Herz pochte zum Zerspringen. Aber in solchen Augenblicken kam sie zur Besinnung und beherrschte sich mit vieler Kraft.

Wie lange das noch dauern könnte? Noch wenige Tage. Und dann ist alles vorüber. Dann wird das Kind tot sein. Mehr wußte sie nicht.

Der März war tief im Frost. Die Luft war weiß und schneidend. Der Bach fest zugefroren. Zum Bache ging Zulija jetzt öfters. Sie ging einfach hinunter hinter die Scheune, und dort starrte der eisige Bach mit Reif bedeckt zwischen kleinem Weidengesträuch. Dann ging sie wieder ins Haus an der Scheune vorbei und warf einen Blick nach der Stelle, wo das Messer begraben war.

Die Mutter war sehr besorgt um die Tochter. Fata hatte ein böses Wort fallen lassen. Sie meinte, daß Zulijas Leib verdächtig wachse. Die Mutter sagte, es gäbe solch eine Krankheit und man müsse die Wratscharitza Jovanka holen. Und so wurde die Jovanka geholt.

Zulija war wieder beim Bache gewesen. Heute war es ihr schwer geworden. Die Last verlangsamte ihren Gang. Heute fühlte sie die Schwere des neuen Lebens, das in ihr ausgereift war. Sie blieb öfters stehen. Merkwürdig, sie schien wieder zu leben. Sie fühlte Schmerzen im Leibe, die ihr das Atmen verschlugen, und die kalte Luft strich um ihre Stirn.

Die Luft war angenehm. Das hatte sie schon lange nicht empfunden. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Die Hand war warm. Neugierig besah sie sich die Hand, wie einen fremden Gegenstand. Die Finger waren ganz weiß und durchsichtig, die rotgefärbten Fingernägel stachen grell ab von der weißen Haut. Der Hund kam wedelnd und buckelnd den Abhang herunter und rieb sich an ihren Beinen. Sie wollte sich bücken, um ihn zu streicheln. Sie konnte sich nicht bücken.

Mein Gott, da war es wieder, sie mußte sich aufrichten. Die Finger drückten sich krampfhaft in die Handfläche. Dann hörte es wieder auf und sie ging dem Hause zu, schwer und langsam. Als sie in die Stube trat, brachen die Frauen plötzlich das Gespräch ab. Jovanka saß da und rauchte eine Zigarette. Zulija fühlte aller Blicke auf sich und empfand ganz klar: jetzt wissen sie es alle.

„Warum seid ihr verstummt,“ fragte sie unbefangen. Aber ganz unten in der Kehle mischte sich ein leises Zittern in ihre Stimme. Sie wußte, daß alle das entnommen haben.

„Pa, wir haben etwas gesprochen,“ sagte Jovanka und kniff das linke Auge zusammen. „Es gibt genug Dinge auf der Welt, über die man sprechen kann.“

„Gebe Gott, daß nicht alle wahr wären,“ sagte Fata bedeutsam. Die Mutter stierte schweigend auf die Tochter.

„Du siehst schlecht aus, Zulija,“ sagte Jovanka wieder, „ich bemerke das schon lange. Die schwarzen Gruben unter den Augen!“

„Der Winter, ja, und dann, und dann.“

Zulija bemerkte, daß sie ihre eigenen Worte nicht verstand. Sie nahm alle Sinne zusammen und schaute angestrengt vor sich hin, als ob sie entziffern wolle, was sie zu sagen habe. „Und dann,“ setzte sie fort, „auch tut mir das Herz und der Magen weh.“

Nun schien es ihr, als ob sie das wirklich gesagt habe, was sie jetzt gehört hatte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, vergaß sie alles ringsherum, schüttelte verwundert den Kopf und wandte sich mechanisch zum Gehen. Ein wilder Schmerz verzerrte plötzlich ihre Gesichtszüge. Sie biß sich krampfhaft in die Unterlippe und vergrub die Finger in die Faust.

„Dir ist schlecht,“ sagte Fata. „Du willst vielleicht sauere Äpfel?“ Oh, wie das geklungen hatte. Und sauere Äpfel, das hätte sie mögen. Das hatte ja Fata gesagt.

Der Schmerz hörte auf, der Krampf ließ nach. Zulija riß die Augen auf. Sie sah und hörte wieder.

„Wie?“ sagte sie dann.

Fata war aufgestanden und hatte sich hart vor Zulija hingestellt. Die beiden Gesichter waren einander ganz nahe, das eine fühlte die Wärme des anderen.

Aber aus Zulijas Gesicht wich in diesem Augenblick alles Blut. Sie wurde kreideweiß und schüttelte sich wie im Fieber.

Fata schrie:

„Von wem hast du das Kind, du Hure, ha? Schwanger bis zum Hals bist du, ha? Und wie sie einhergegangen ist, gerade wie eine Paschinitza, aufrecht wie eine Lilie, und kann sich gar nicht bücken, weil sie ein Kind im Bauch hat. Ha?“ Und dann fiel Schlag auf Schlag auf Zulijas Gesicht, auf die Augen, auf die Schultern, auf die Brust.

Zulija hielt die Hände schützend vor die Fülle ihres Leibes und stand starr wie ein Stein. Wenn ein Schlag aufs Auge fiel, sah sie einen Blitz und bemühte sich, ihn zu verfolgen. Aber er verschwand schnell. Die anderen Schläge sah sie auch fallen, aber sie taten ihr gar nicht weh. Die fielen ganz hinein aufs Herz, und das war hart wie ein Stein und auf jeden Schlag antwortete das Herz: Und dann wird es tot sein, und dann wird es tot sein.

Und als die Schläge aufhörten, da ließ sie die Hände sinken. Dann wandte sie sich zur Tür. Da war die Tür, richtig. Durch die Tür kommt helles Licht und niemand steht davor. So, jetzt ist sie draußen. Da steht ja auch Mula Haschim. Nein, wie der klein geworden ist. Und ganz weiß. „Mula Haschim,“ sagte sie, „du nimm auch dein Kind mit! Das Messer ist bei der Scheune.“

Mula Haschim aber geht nicht mit, und wird immer kleiner und kleiner. Und dann bekommt er ein ganz blaugrünes, blasses Gesicht, und Schaum und Blut steht ihm vor dem Munde und die Augen sind halb offen . . . . .

Sie verschließt die Augen vor dem Bild und geht zur Scheune. Wie schlecht man da geht! Man muß stehen bleiben. — Wird es ein Knabe oder Mädchen sein? Und das Blut wird ihm aus der Kehle rinnen. Wie war das nur mit Fatas Kind? Ja, das liegt ja da oben vor der Tür und niemand sieht es. Da legt sie auch ihr Kind hin. Das ist gut, daß es dort niemand sehen kann!

Das Messer ist da. Es liegt ganz obenauf. Der Hund muß es ausgescharrt haben. Sie bückt sich danach. Oh, sie muß sich aufrichten. Wie das die Eingeweide zerreißt. Und wieder Ruhe. Erschöpft lehnt sie sich an die Bretterwand der Scheune. Es ist kalt. Sie schüttelt sich vor Frost. Wie der Himmel grauweiß ist und undurchsichtig. Und am anderen Ufer des Baches stehen zwei Mädchen mit Wäsche im Arm. Sie haben das Eis ausgehackt und die Wäsche geschwemmt. Jetzt gehn sie die Anhöhe hinauf und kehren ihr den Rücken. Die eine ist Zejna, die Tochter des Muktars. Die andere erkennt sie nicht. Dann singen die Mädchen in langen, klagenden Tönen:

Mutter kommt zum Wasserlein,
Weint und stürzt sich selbst hinein.

Sie gehen nach Hause. Zu Hause ist es warm. Und sie steht da, ganz allein hinter der Scheune, im Frost, in der Kälte, und niemand, niemand ist bei ihr, und das Herz ist so schwer, oh, oh . . . .

Und wieder. Im Kreuz beginnt es, und zieht sich wie ein glühender Draht zum Herzen durch die Eingeweide.

Und dann wird es immer breiter, eine ganze Flamme lodert in ihr, die Füße strecken sich krampfhaft, als wollten sie aus den Gelenken springen. Die Hände sind zu Fäusten geballt und die Nägel graben sich ins Fleisch. Die Augen treten hervor, als ob sie etwas Furchtbares, unmenschlich Entsetzliches sähen, der ganze Leib reckt sich nach vorn, zum Bersten. Und sie beißt die Zähne auf die Unterlippe, daß das Blut hervorquillt. Und zwischen den Zähnen preßt sich ein leises, abgerissenes Stöhnen durch, aber niemand kann es hören.

Tausend Schlangen, glühende Schlangen knäulen und winden sich in ihrem Leibe. Jetzt stöhnt und ächzt sie immer lauter, sie kann es nicht mehr verbeißen. Und dann, als ob man sie entzwei gerissen hätte. Aus einem erstickenden Gewirr von Gurgeln, Stöhnen und Ächzen entwindet sich ein entsetzlicher, jammernder Schrei . . . .

Wie es rot war, das Knäblein! Den Mund hatte es ganz kreisrund aufgerissen und schrie und schrie mit einer fadendünnen, schneidenden Stimme, und das Gesicht wurde ganz braun und blau vom Schreien.

Der große Kopf hing von dem dünnen Halse herunter wie ein Stück Blei an einem Faden. Sie faßt das Kind mit der linken Hand und preßt es an den Leib. Mit der rechten rafft sie die Dimije zusammen und hält sie zugleich mit dem Messer. Dann läuft sie zum Bach. Der Hund kommt von irgendwo herzu und springt an ihr hinauf. Er glaubt, sie renne, um mit ihm zu spielen. Vom Hause her tönt die wütende Stimme der Jovanka.

„Du wirst es nicht schlachten, nicht schlachten!“

Dann hört sie das rasche Gepolter von Nanule den Berg herunter kommen.

Fast hätte die Jovanka sie erreicht. Nein, nein, sonst ist es nicht tot.

Sie preßt das Kind fest an sich, mit dem Gesicht an den Leib. Damit es nicht schreien könne. Aber es piepst und zischt, wie eine kleine Giftschlange . . .

„Nicht schlachten, nicht schlachten!“ schreit Jovanka.

Sie mag nur schreien! Zulija schließt die Augen und sticht zu. Gerade in den Hals. Und dann fliegt das Kind und das Messer auf die Eisdecke des Baches, daß es laut aufschlägt. Der Hund stürzt auf den Körper los und kläfft laut und freudig und wedelt mit dem Schweife.

Zulija faßt die Dimije mit beiden Händen und jagt die Anhöhe hinauf zur Scheune. Vom Bach tönt das Gebell des Hundes und der klagende Jammer der Jovanka. Dann beginnt sich der Boden unter den Füßen zu senken. Alles dreht sich von oben nach unten.

Dann wird alles ganz schwarz. Mit dem Gesichte vornüber schlägt Zulija auf die hartgefrorene Erde.

---

Zulija hatte das rotkarierte Umhängetuch ganz ins Gesicht gepreßt, so daß nur die Augen zu sehen waren. Sie stand da und weinte unaufhörlich. Sie verstand gar nichts. Nur als der Vorsitzende fragte: „Hast du das Kind umgebracht?“ da antwortete sie schluchzend: „Sie wissen es ja.“

Vor dem Verhandlungssaale stand der Bruder Muharem. Zulija warf sich ihm an die Brust und Muharem streichelte ihr den Kopf. Zwei dicke Tränen flossen ihm über die Wangen.

„Sag der Mutter, ich werde sie nie mehr sehen,“ schluchzte sie. „Und grüß mir Fata, sie soll mir verzeihen. Es war nicht meine Schuld. Und grüß mir Garonja, den Ochsen, und den Hund und alle! Ich werde sie nie mehr sehen, oh, nie, nie mehr!“

---

Sechs Monate später berichtete die Strafanstalt auf einer Drucksache:

Zulija Merkez, 16 Jahre alt, gestorben am . . . .

---

# Weihnachtstage im Hochgebirge.

## Eine Skitour im Ferwall.

Von

Alfred v. Radio-Radiis.

Am Vortage des Christfestes 1905 war ich vormittags mit einem Freunde in St. Anton eingetroffen. Bald waren wir für unsere Bergfahrt gerüstet. Da die Sonne den Schnee auf der Arlbergstraße in blankes Eis verwandelt hatte, so zogen wir es vor, die Skier nicht anzulegen, sondern sie nach Art des Langholzes einherzuziehen. Unter stetig schönerer Fernschau nach Süden steigt die Straße an. Bevor man noch zum „Kalteneck“, dem schönsten Aussichtspunkte der Straße gelangt, zweigt ein Weg linkerhand gegen den Talboden ab. Es ist der bezeichnete Weg in das Rosannatal und zur Konstanzerhütte. Diese war unser heutiges Ziel. Kaum war die Straße verlassen, so begann die ununterbrochen gleichmäßige Schneelage, dank welcher wir schon hier unsere Skier an die Schuhe schnallen konnten. Eine kurze Fahrt talab brachte uns auf den ebenen Weg, welcher neben dem tiefeingeschnittenen Bette der Rosanna an deren orographisch linkem Ufer in Windungen talein führt. Durch die froststarre Landschaft tönt aus der Tiefe das Rauschen und Tosen des Baches. Je mehr wir dem Talgrund uns nähern, desto mehr macht sich die Wirkung der kalten

Wasserdünste bemerkbar. Auf der weiten Schneefläche wie an den zartesten Ästen der Bäume glitzert die eisige Hülle des Rauhfrostes. Wie schön sind Wald und Wiesen in diesem weißen Kleide!

Das Bachbett wieder nach rechts übersetzend, folgt nun ein etwas steileres Wegstück, wobei das blanke Eis der herabfließenden Seitenbäche manchmal der Fahrt ein Hindernis in den Weg stellt. Bald haben wir den ebenen innersten Talboden, bei welchem sich der Flußlauf gabelt, erreicht. Von nun an aber ragt gigantisch das kühne Felshorn des Patteriols auf, all die umgebenden Berge beherrschend.



St. Anton.

Ein weiter Talast zieht südlich zur Linken hinein. Er ist es, der in seinem Hintergrunde jenen Gletscher birgt, über den wir morgen unsere Fahrt zur Höhe antreten wollen.

Nur mäßig hoch an der orographisch rechten Seite dieses Tales steht unweit von uns mitten zwischen dunklen Fichten in 1768 m Höhe die Konstanzerhütte des Deutsch-österreichischen Alpenvereins. Wir gleiten über sanfte Gelände hinan und erreichen nach $3^1/_4$ stündiger Wanderung von St. Anton das gastliche Dach.

Als wir die Schwelle der Hütte betraten, bemerkten wir, daß wir in der Weih-

nacht nicht Alleinherrscher im Hause sind. Außer uns hatte sich noch eine Gesellschaft von acht Skifahrern vom Rhein und von der Isar hier eingefunden, die uns auf das freundlichste empfing. Nachdem bis zur einbrechenden Dämmerung in der Umgebung der Hütte, die als Übungsplatz glänzend geeignet ist, von der vielköpfigen Gesellschaft Übungsfahrten unternommen worden waren, ging dann bald ein emsiges Arbeiten an. Wir alle waren Gäste und Gastgeber zugleich. Da mußten nun die Einen Wasser vom nahen Bache holen, die Anderen wurden als Köche angestellt,

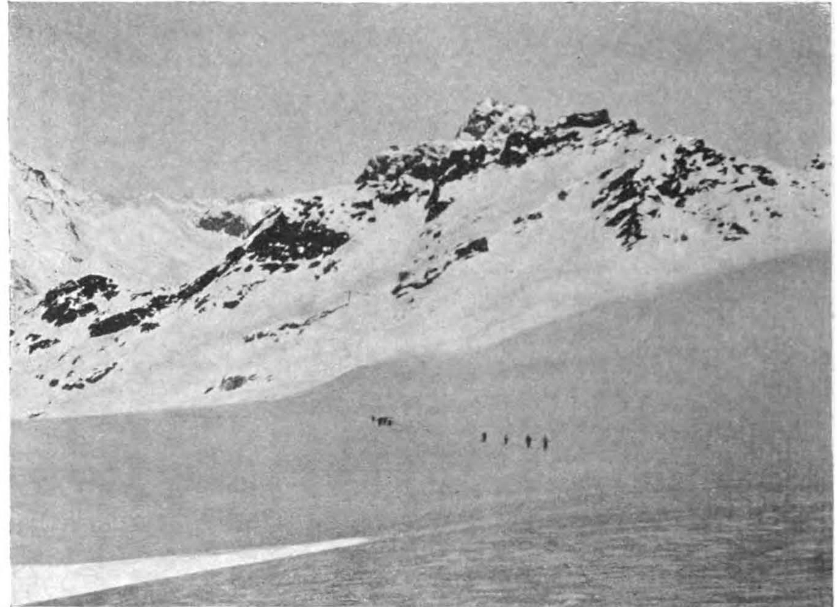


Frühstücksrast während des Aufstieges.

während andere wieder Zimmermädchen- und Kellnerdienste versehen mußten. Die stärksten wurden verwendet, die großen Holzscheite zu verkleinern. So war alles fleißig daran, in den nun bald warmen Räumen das Festessen für den Christabend vorzubereiten. In aller Stille wurde im Hause ein allerliebstes Tannenbäumchen mit Kerzen, Flitter und Backwerk behangen, und zur siebenten Abendstunde wurde bei dampfendem Tee der Weihnachtsbaum gefeiert und besungen. So hatte die Einsamkeit und des Festes Weihe so verschiedene Menschen, die sich vielleicht vorher nie gekannt noch gesehen hatten, in harmonischer Weise geeint.

Dann aber gemahnte die Nacht an die Ruhezeit, und bald herrschte der schweigende Schlaf im Hause.

Als der nächste Morgen graute, waren einzelne zähneklappernd sofort aufgesprungen, während andere, die sich in warme Decken gehüllt hatten, mehr als genug mit dem Aufstehen zögerten. So kam es, daß die vielköpfige Gesellschaft erst nach 8 Uhr vollzählig die Hütte verließ. Gleich zu Anfang bot die Überschreitung des nur teilweise zugefrorenen Baches ein Hindernis, und es dauerte geraume Zeit, bis alle glücklich drüben gelandet waren. Einige Eifrige waren bemüht, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, eine gute Spur herzustellen. So bewegte sich



Skifahrer am Fasulferner.

die Karawane als Schlangenzug talaufwärts. Das lange, nur mäßig ansteigende Tal weist zwei steilere Stufen auf. Die erste derselben wurde an den rechtsseitigen Hängen erklommen. Oben trifft man dann ebenen Boden und hat nun den Bach zu überqueren. Dann beginnt der Anstieg an den linksseitigen Hängen zur letzten höchsten Talstufe. Als diese erklommen war, ging's noch ein Stück eben hin und dann rechts hinan. Hier endlich gelangten wir in den Schein der warmen Sonne.

Auf einer schneefreien Felsplatte hielten wir hier nach nahezu dreistündiger Wanderung unsere erste Rast. Wie herrlich war's da zu ruhen! Ringsumher lag alles in blendend weißem Kleide: das Tal mit seinen kleinen Seen, die Bergeshänge und

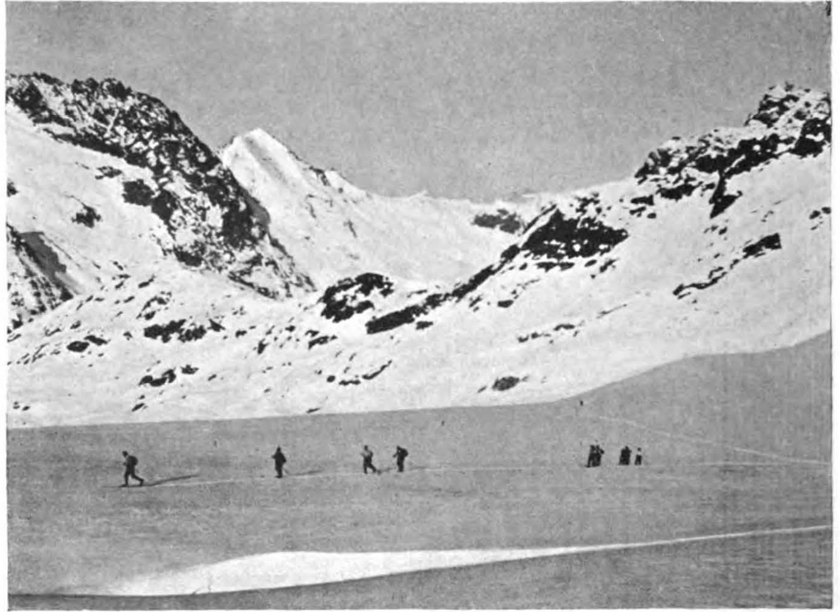
die großen Gletscher. Bis auf die schroffsten Bergesspitzen selbst war alles glitzernder Schnee. Rechts von uns gegen Westen zieht ein enges Tälchen empor, und in seinem Hintergrunde wölbt sich eine runde Kuppe. Wir erkannten in ihm sofort den untersten Steilabfall des Fasulferners, über den unser weiterer Weg uns führen sollte.



Gletscherspalte am Fasulferner.

Wieder begann sich der lange Zug vorwärts zu bewegen, und steiler als bisher im Haupttale wurde die Bahn bergan. Kaum war der Übergang vom Berghange zur Moräne und zum Gletscher wahrzunehmen, so gewaltig waren die Schneemassen, die in diesem Kessel lagerten. Überall herrlichster Pulverschnee, der für die Talfahrt großen Genuß bringen sollte.

Erst hier im steileren Gelände zeigten sich die Vorteile der Geübten gegenüber den Mindergeübten, hauptsächlich darin, daß einzelne einen großen Vorsprung gewannen. So kam es, daß, während die anderen noch im engen Talkessel hinanfuhren, wir bereits die höchste Wölbung der Gletscherzunge überwunden hatten. Immer auf herrlichem Schnee glitten wir mitten über den ziemlich spaltenarmen Gletscher. Über dem steilen Ende weitete sich dann der Gletscher zu einer großen, mäßig geneigten Fläche, an deren oberstem Ende ein langer zackiger Felskamm gleichsam als Krone



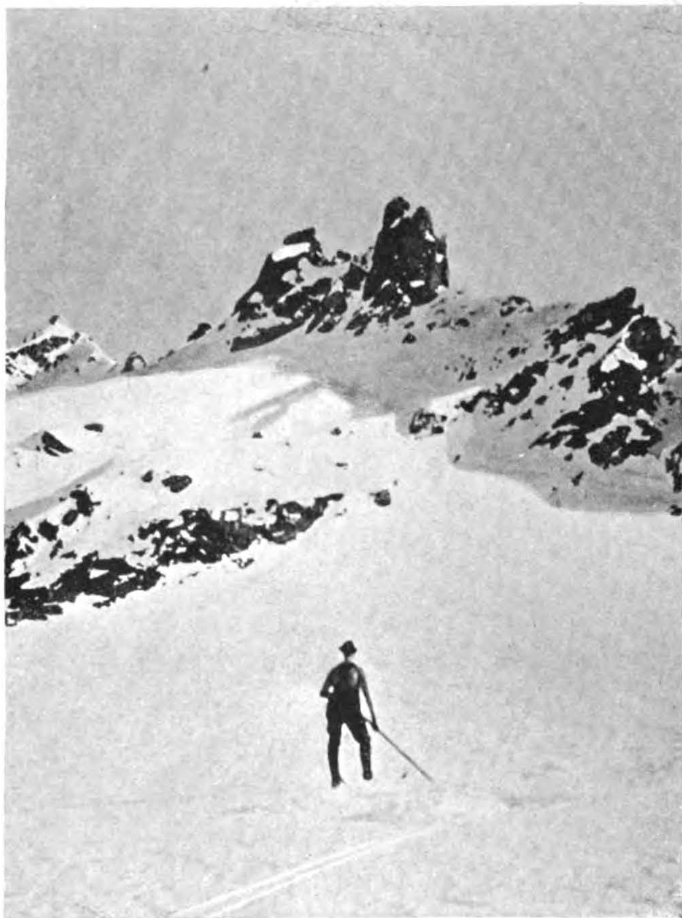
Skifahrer am Fasulferner im Aufstiege entlang einer Gletscherspalte.

den Eismauern entragt. Es ist der Zug der Brüllerköpfe. Jene Spitze, zu welcher sich der Gletscher und der Schnee am höchsten hinaufzieht, war von uns als Ziel erkoren.

Hatte ich es bisher vorgezogen, mich der mittleren Hauptkolonne anzugliedern, so wirkte das nahe Ziel so anspornend, daß ich mich nunmehr an die Spitze des Zuges stellte und bald einen großen Vorsprung vor allen übrigen gewonnen hatte.

Herrlich glatt und eben ist der Gletscher in seinem mittleren Teile; nur ganz oben, da lugen schon von der Ferne einige hausgroße dunkle Schlünde herab. Da

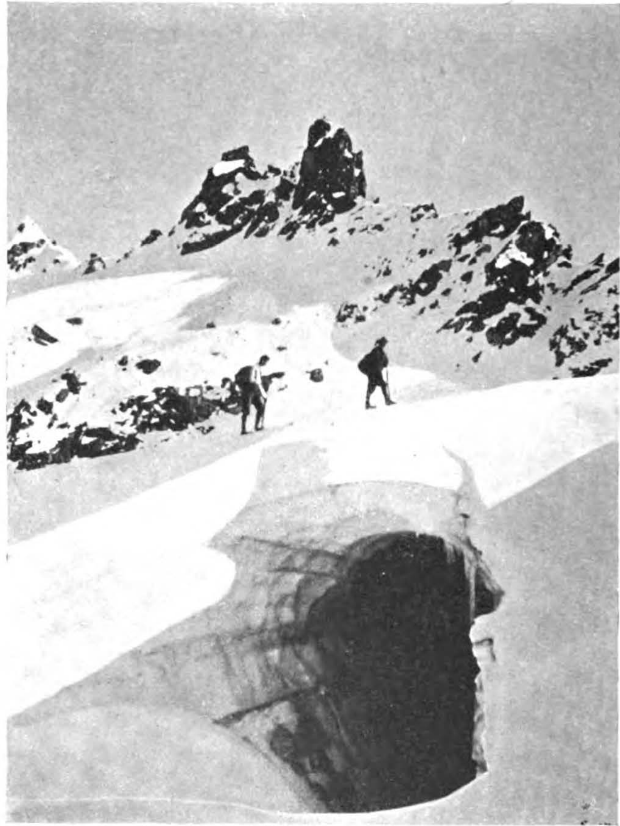
mich ihr Anblick reizte, so zog ich just an diesen vorbei. Wohl mehr als 20 Meter tief klaffen die wuchtigen Spalten im grünlich blauen Schimmer des Eises. Eine weite Bogenbrücke alten Firnes spannt sich weiter hinten zwischen beiden Wänden, darauf liegt dann der Schnee des Winters und kein Auge vermag die drohende Gefahr zu erkennen.



Brüllerköpfe vom Gletscher gesehen.

Wer nichtsahnend so eine Schneebrücke dann betritt, der ist der Willkür der Natur preisgegeben. Wir aber überschritten an einer sicheren Stelle diese Klüfte und fuhren dann über den obersten steileren Gletscher der Kammhöhe zu. Am Ende der am höchsten hinaufreichenden Schneezunge angelangt, schnallen wir unsere Schneeschuhe ab und stürmen um 2 Uhr nachmittags die stark verschneiten Felsen zum Gipfel hinan.

Vollkommene Windstille herrscht hier oben und der Sonne warme Strahlen machen den Aufenthalt höchst behaglich. Wir sind in einer anderen Welt. — Unter uns in der Tiefe schimmert im Sonnenschein der Gletscher herauf, über den als langer Strich unsere Bahn, die wir genommen haben, erkennbar ist. Bei der durchsichtig klaren



Gletscherspalte am Fasulferner.

Luft ist die Wirkung der Sonnenstrahlen so stark, daß wir ruhig unsere Überkleider ablegen können. In den Tälern lagern blaugrüne Frostnebel, welche die wohltuende Wirkung der Sonnenstrahlen verhindern. So ist es erklärlich, daß unten im Tale übergroße Kälte herrscht, während auf den Höhen die Sonne wohltuende Wärme wie im Sommer spendet.

Klar ist die Fernschau: Außer den umgebenden Gebirgsgruppen reicht der Blick bis tief in das Herz der Schweizer Hochgebirgswelt, während andererseits der größte Teil von Tirols Bergen vor unsern Augen liegt. Was gilt es auch hier Namen zu nennen, in dem Wirrsal von Spitzen und Zinken? Es ist das Schauen, das allein ergötzt; das große Behagen und das überschwängliche Gefühl, das man empfindet, fern von der Alltäglichkeit. Das Loslösen von all dem Kleinlichen des Lebens ist schon ein Gewinn. In den Bergen gilt aber noch der Einzelne, und in den



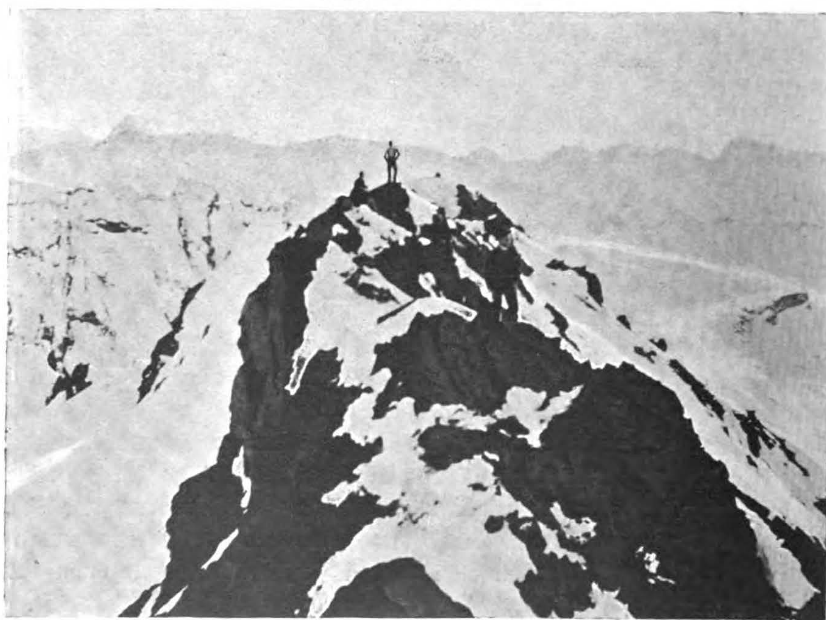
Anschnallen der Skier am Fuße der Felsen.

Bergen kommt die Erkenntnis des eigenen Ichs. Deshalb bringen die Berge, wo die Natur das Schönste und Gewaltigste in einem vereint, wo alle vollkommene Fülle erscheint, das Beste, das seligste Heil dem Menschen.

Eine volle Stunde weihevoller Bergesandacht ist uns vergönnt, dann aber gemahnt die unaufhaltsam vorrückende Zeit zum Abschied. Einige Eifrige erklettern noch den benachbarten, kaum höheren Gipfelzacken in verschiedenartigster Kletterei, die unter den Schneeverhältnissen nicht ganz leicht sich gestaltet. Durch den Kamin, den wir im Aufstiege durchklettert hatten, gelangen wir dann bald zu unserer Skierkolonie. Wer der rascheste ist, beginnt vorerst seine Talfahrt. Das



Am Nordgipfel der Brüllerköpfe.



Am Südgipfel der Brüllerköpfe.

erste Stück des steilen Aufstieges wird durch einen weiten Bogen gegen Süden umfahren, dann folgte eine energische Schwenkung gegen Norden. Wie im Fluge gleiten wir zwischen den haustiefen Spalten hindurch bei immer besser werdender Pulverschneelage am Gletscher dahin. Ein kurzer Rückblick belehrt mich, daß ich den



Patteriol vom Rosannatal.

anderen voraus bin. Welche Entfernung liegt nun schon in den wenigen Minuten der Fahrt zwischen dem jetzigen Standpunkt und dem Gipfel! Um das Gefälle des Gletschers gründlich auszunutzen, fahre ich bis nahe an sein nördliches Ende, dann geht es im großen Bogen südöstlich. Im nächsten Augenbliek saust ein Gefährte, von der anderen Seite kommend, den Pulverschnee hoch aufwirbelnd, mir

entgegen. Gleich ist er knapp vor meinen Skispitzen vorbei in weiter Ferne. Beim Gletscherbruche und der sich steil zu Tal wälzenden Gletscherzunge treffen wir uns wieder. Ich gleite in genußreichen Schlangenbogen sanft hinab. Er ist rascher als ich, ist bald mitten im Moränenhochtal und entschwindet über die folgende Taltiefe meinen Blicken. Ich bin auch gleich unten und gleite weiter hinab zu unserem Frühstücksrastplatze, wo wir uns wieder treffen; gleich nach mir folgt ein zweiter und ein dritter. Fünfzehn Minuten Fahrt für eine Strecke,



Hörnerschlitten zur Talfahrt bereit.

die im Aufstiege ohne besondere Hindernisse zwei Stunden beanspruchte! Das war eine genußreiche, eilige Fahrt. Länger werden nun die Abstände zwischen den einzelnen Eintreffenden. Während der vorletzte durch das Ziel fährt, erscheint eben noch einer am oberen sich wölbenden Rande der Gletscherzunge. Bald sind wir alle vereint und weiter geht's talab. Eine lange Reihe gleitender Hölzer fährt zutal. Wieder giebt es Eiligere und Verzögernde. Über die ebene Talstufe führt die Fahrt dann über steilere Gehänge an blanken Eisflächen, die grünlich schimmernd über die Felsen herabglänzen, vorbei, auf den ebenen Talgrund. Über die nächste Talstufe geht's wieder flotter hinab, dann wieder mäßig geneigt und abermals über

stärkeres Gefälle, bis schließlich der tiefste Punkt und gleich darauf das berüchtigte Bachbett folgt. Dämmerung ist hereingebrochen und langsam ein Stück aufwärts fahrend, erreichen wir um 5 Uhr abends wieder die Hütte. Ein glanzvoller, herz- und sinnerfrischender Tag, eine zum Teil herrliche Talfahrt liegt hinter uns! — Wieder sinkt die Nacht herein und bald leuchten die Sterne durch die kaltklare Nacht. Wir aber fühlen uns wohl im warmen Hüttenraume, den heitere, fröhliche Menschen füllen.

Am folgenden Tage fuhren wir talwärts nach St. Anton. Herrlich wie seine Vorgänger war auch dieser Tag geworden: Sonnenglanz flutete auf den Höhen. Scharf hoben sich die Umrisse des gewaltigen Patteriols von den benachbarten Schneegipfeln ab, und seine im Schatten liegenden nördlichen Abstürze fesselten lange den Blick. Durch den Wald mit seinem Rauhreifflimmer führt wieder unser Weg.

Unsere Gefährten hatten zwei Tage vorher einen Hörnerschlitten mitgenommen, der uns nun rasch nach St. Anton bringen sollte. Bei näherer Betrachtung aber stellte es sich heraus, daß das Fahrzeug höchst primitiv war und jeder Bremsvorrichtung entbehrte. Das hinderte uns nicht, dennoch die Talfahrt anzutreten, ein kräftiger Holzprügel sollte uns das Fehlende ersetzen. Ein Versuch gelang. Als wir die Arlbergstraße erreicht hatten, wurde der Schlitten bepackt. Fünf Skier, fünf Rucksäcke und fünf Mann hoch! Mit einigem Bangen ging's gegen Mittag an die Reise, denn blankes Eis deckte die sonst so gut fahrbare Straße. Bald war das Fuhrwerk im Schwung; immer eiliger wurde seine Fahrt — da plötzlich folgt ein Krach — der Bremsbaum war gebrochen. Mit aller Macht versuchen wir die eilige Fahrt zu hemmen, aber es hilft nichts. Der Bremsmann wendet mit dem übriggebliebenen Stumpf seine ganze Kraft auf, der Lenker tut das Seine, die Fahrtrichtung gut einzuhalten, die übrigen sitzen machtlos auf dem dahinrasenden Fahrzeug. Nach wenigen Minuten schon ist St. Anton in Sicht. In der völligen Machtlosigkeit, die Fahrt zu hemmen, können wir nur durch ein fürchterliches Geheul alles uns in den Weg Kommende warnen. Schon folgt die schwache Wendung der Straße zwischen den Häusern — wir sehen noch den sich schon senkenden Bahnschranken und schon sind wir unter diesem durch auf der mählich ebener werdenden Straße. Vor dem Gasthofe endlich kommen wir zum Stillstand, nach 8 Minuten, die unsere Fahrt gewährt hatte. Das war eine tolle Fahrt, von der wir die weise Lehre zogen, künftighin vorsichtiger zu sein.

So wären unsere Weihnachtstage zu Ende. Sie hatten uns um eine schöne Erinnerung bereichert.

---

# Der Ketzer.

Von

Friedrich Adler.

Cajetan, der Atheist,
Der den Weg der Sterne mißt,
Weiß auf Erden auch Bescheid,
Liebt Gelag und Lustbarkeit.

Und wenn er beim Weine sitzt,
Fühlt er gern sein Blut erhitzt,
Und er wettert, leicht entflammt:
„Gott verdamm' Euch allesamt!"

„Wer?" ruft seiner Freunde Spott,
„Wer? Du hast doch keinen Gott!"
Und er lacht: „Den Teufel auch!
„Ach was — das ist Redebrauch!" —

Dunkle Wolken steigen auf,
Immer dichter wird ihr Hauf,
Und der Eifrer dumpfer Wahn
Trifft auch Meister Cajetan.

Ruhig steht er vor Gericht:
„Einen Leugner nennt mich nicht!
Daß die Wahrheit Wahrheit bleib',
Leben setz' ich dran und Leib!"

Und das Urteil lautet: Tod!
Um den Holzstoß, züngelnd rot,
Zucken Schlänglein ohne Zahl
Und der Meister steht am Pfahl.

Da, wie von dem Wind bewegt,
Heiß die Flamme um ihn schlägt,
Dringt aus seiner Brust ein Schrei:
„Herr des Himmels, steh mir bei!"

„Halt!“ — tönt's laut — „erstickt den Brand!“
Alle Knechte sind zur Hand
Und der Beichtiger tritt vor:
„Gnädig neigt der Herr sein Ohr!

Du rufst Gott — du glaubst ihn, sprich!“
Doch der Ketzer wendet sich
Und, umwallt von Glut und Rauch,
Spricht er: „Das ist Redebrauch!“

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Und alles kam, wie es kommen mußte in diesem jungen Jahr 1840. Der Regen hörte auf, als er den letzten Rest von Schnee von den Straßen beseitigt hatte, ohne sich nun gerade noch darauf zu versteifen, daß noch die allerletzten paar grauen Flecke schwänden, die hinter Gartenmauern im Winkel auf dem welken Laub oder unten an der Böschung des Königsgrabens, allwo einstmals die Veilchen gestanden hatten, ihr bescheidenes Leben fristeten. Es gab fürder eine weiche Luft, und milde Abende mit sanft verschleierten Himmeln, die den Mond wie in zarte, gelbe Seidentücher hüllten. Und die Tage mit ihrer flüchtigen Sonne waren so lind, daß man fast schon an den Frühling glauben konnte, der doch noch so fern war. Vor allem aber gegen Abend, wenn die Dämmerung einsetzte und der Himmel immer noch grün leuchtete, während unten noch die Häuserreihen in Dunkelheit lagen, und die Dächer mit ihren Figuren und die Kirchtürme aussahen, als wären ihre Umrisse mit scharfer Schere aus schwarzem Glanzpapier geschnitten . . . vor allem dann spürte Jettchen, die am Fenster lehnte, ganz deutlich so etwas wie den sehnsüchtigen Gruß des Frühlings, der doch noch so fern lag.

Eines Vormittags aber sagte Jason Gebert — und Jettchen erschrak darüber — Jettchen solle sich fein machen, sie wollten zusammen zu Onkel Salomon ins

Kontor gehen und mit ihm reden. Man müsse sich nun endlich entscheiden. Und Jettchen zog klopfenden Herzens die pelzverbrämte Sammetjacke über und nahm den großen Muff, den ihr Onkel Jason noch geschenkt hatte, und der musterte sie von Kopf bis Fuß und sorgte noch dafür, daß sie ihre schwedischen Handschuhe anzog. Er müsse Ehre mit ihr einlegen, er müsse zeigen und beweisen, daß Jettchen bei ihm sich wohlbefinde. Sie müsse gute Figur machen; heute vor allem. Er wolle stolz auf sie sein.

Und Jason Gebert selbst zog sich an wie ein Bräutigam und band mit besonderer Sorgfalt seine Krawatte und nahm aus dem Schränkchen „Sibirien" eine Busennadel, ein spitziges Blumenkörbchen aus Goldgerank mit einem Bukett von farbigen Blüten in Diamanten, Rubinen, Saphiren — die hatte schon sein Vater getragen; — und er bürstete und glättete seinen Zylinder mit verdoppelter Zärtlichkeit, gerade so, wie man auf ein Kind, das einem geblieben ist, auch noch die Liebe überträgt, mit der man einst die umschloß, die man verloren hat.

Das erstemal seit langen, langen Wochen und Monaten gingen Jettchen und Onkel Jason nun zusammen an den weißen Türen vorbei, die Treppe hinunter, die sie in jener Novembernacht langsam und lautlos heraufgegangen waren, während die Dunkelheit mit kalten Sternen durch die hohen, vielfenstrigen Flurfenster blickte; durch die gleichen, durch die jetzt ein weißblauer Himmel hineinsah, besetzt mit ganz zarten, grauen Wölkchen wie mit einem Reiherflaum, durch die gleichen, durch die jetzt eine weiße Helligkeit hereinbrach, die alles sauber und vornehm erscheinen ließ — die breiten Stufen, die alten, geschnitzten und geschweiften Gitter und Geländer und die Messinggriffe an den weißen Türen und Stuckengel, die über die Decke flatterten.

Jason aber tat ganz würdig, wie er mit Jettchen auf die blanke Straße trat in den klaren, milden Wintertag hinein. Sie selbst gingen im Schatten, aber die Häuser drüben lagen mit vielen blitzenden Scheiben in der weißen Sonne, und die Bäume hinten mit ihren feinen Zweigen waren ganz erfüllt vom Lärm der Spatzen. Die ganze Königstraße hinunter, die im Licht der schrägen, weißen Winterstrahlen lag, schoben sich die Menschen, und Jason hinkte ganz stolz zwischen all denen neben Jettchen her. Und er schwankte nur, ob er ihr nicht den Arm bieten sollte. Der und jener, der Jason kannte, grüßte tief, und die und jene, die Jettchen kannte, beeilte sich, so freundlich den Kopf zu neigen, wie sie es nur vermochte, und verbindlich zu lächeln, als wollte sie damit sagen: ich bin ja immer auf Deiner Seite gewesen. Denn da natürlich die Kunde davon durchgesickert war, daß Julius Jacoby an der Börse — und hatte vielleicht ein Lederhändler etwas an der Börse zu suchen! — schief lag, so schief, daß es fraglich war, ob er je wieder auf die Beine käme, selbst wenn ihm Salomon Gebert stützend unter die Arme griff, da war nun mit einemmal dieser Julius Jacoby

ein ganz verworfenes und lästerliches Geschöpf geworden. Und Jettchen Gebert, die ihn ja vorher kannte, hätte eben schon guten Grund gehabt, von ihm fortzulaufen. Alles, was der Klatsch Jettchen noch vor wenigen Wochen nachgesagt und angehängt hatte, hatte er ebenso schnell wieder vorgessen. Und ohne daß Jettchen es selbst wußte, waren ihr plötzlich alle Herzen zugeflogen, und es fehlte nur wenig, daß wie ehedem wieder irgend ein zartsinniger Auskultator in der „Eleganten Welt" um sie und ihr Schicksal einen Sonettenkranz flocht.

Drüben an der Ecke des Hohen Steinwegs stand aber, mitten in der Sonne, Onkel Eli. Er stand breitbeinig da und stützte sich mit beiden Händen auf sein Palmenrohr mit dem Goldknopf. Jetzt war es Onkel Eli noch zu kühl für seinen blauen Frack und er trug deshalb einen langen, zimmtbraunen Überrock mit zwei Reihen silberner Knöpfe. Aber den hatte er offen, damit man seine Berloques sah, die kleinen Pferdchen und Wägelchen, und damit man die Busennadel oben sah im gefältelten Brusttuch, den großen gesprenkelten Karneol. Und andere als gelbe Stulpenstiefel hätte Onkel Eli nie angezogen, und wenn es Fensterladen geregnet hätte. Aufmerksam und unbewegt stand Onkel Eli also am Straßenrand; auf die Menschen um sich achtete er nicht, aber die Pferde sah er sich an, und er folgte mit großem Interesse zwei ostpreußischen Wallachen vor dem Prenzlauer Wagen, die beinahe seinen Beifall gefunden hätten —, wenn sie nicht eben doch ein bißchen zu stark in den Fesseln gewesen wären.

Jettchen und Jason sahen Onkel Eli und kamen über den Damm zu ihm herüber, ihn zu begrüßen. Jettchen war verlegen, denn sie hatte Onkel Eli seit jener Novembernacht nicht gesehen, und es fiel ihr im Augenblick ein — und sie mußte darüber lächeln —, daß sie sich ja nicht einmal für sein Geschenk bedankt hatte und daß sie es bis heute nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte.

„Nun," rief Eli schon von weitem, „das ist wohl so was für dich, Jason, mit so einer hübschen jungen Frau hier in der Königstraße spazieren gehen?"

„Ja," sagte Onkel Jason und er lachte, „siehst du, wenn ich wie du verheiratet wäre, dürfte ich das nicht."

„Weshalb?" meinte Onkel Eli und schüttelte den Kopf, daß der Puder stäubte, „alle Frauen sind doch nicht so komisch, wie ausgerechnet gerade meine Mine. Und hat sie bei mir vielleicht Grund?"

„Jetzt soll ich nein sagen," versetzte Jason Gebert und wandte sich zu Jettchen.

„Nun, meine Tochter," meinte der alte Onkel Eli und reichte Jettchen die Hand, „wir haben uns beide doch so lang nicht gesehen. Du hast dich doch damals bei deiner Hochzeit so französisch gedrückt, ohne mir adieu zu sagen? Nun ja, ich verstehe, du hast es eilig gehabt, aber warum bist du nicht inzwischen mal zu mir gekommen? Ich wohn immer noch auf'm Hohen Steinweg. Wir

sind doch früher beide miteinander nicht so förmlich gewesen. Und wie lange meinst du denn, daß du deinen alten Onkel noch wirst besuchen können? Eines schönen Tages zupft der da oben doch mal an der Strippe."

„Ja," meinte Jettchen verlegen, „ich wußte nicht, ob es gerade —"

„Unsinn!" unterbrach sie Eli und stieß mit dem Stock aufs Pflaster, „meinst du vielleicht, Dummchen, ich hab dir je unrecht gegeben? Wenn meine Goldmine eine andere Meinung darüber gehabt hat, da bin ich nicht dran schuld. Dafür ist sie ein Frauenzimmer."

„Wie geht's denn Tante Minchen?" fragte Jettchen.

„Sie ist sehr komisch, deine Tante," versetzte Eli und schüttelte den Kopf. „Sie wird sogar immer komischer. Jetzt verlegt sie immer alle möglichen Dinge und setzt dann das ganze Haus in Aufruhr, sie seien ihr gestohlen worden."

„Und was machst du, Onkel?" fragte Jason, „du warst doch ein paar Tage nicht ganz wohl, wie mir Ferdinand sagte."

„Na, soweit geht's mir ja schon wieder. Aber mit den Beinen will's nicht recht mehr weiter. Hörst du, ich muß mir wirklich mal ein paar neue anschaffen."

„Wenn du die Adresse weißt, bist du wohl so freundlich, mir sie mitzuteilen," sagte Jason. „Eins würde ich dann auch von dort beziehen."

„Ich würd's an deiner Stelle nicht tun," versetzte Eli, und der Schalk saß ihm im Nacken. „Das macht dich doch gerade interessant. De Lavallière hat auch'n bißchen gehinkt, und der große englische Dichter Byron, hab ich mir sagen lassen, der soll doch sogar einen Gang gehabt haben wie ein Schaukelpferd, und er hat doch so verschiedene Erfolge zu verzeichnen gehabt. Hab ich nicht recht mit dem, was ich da sage, Jettchen?"

„Ja," sagte Jettchen und sah ihren Nachbar an. „Ich wünsche mir Onkel Jason garnicht anders."

Jettchen war soeben fast erstaunt gewesen, als sie an Onkel Jasons schlechten und steifen Gang erinnert worden war. Denn jetzt, da sie Monate mit Onkel Jason und nur mit ihm zusammen gelebt hatte, hatte sie das ganz vergessen. Und noch erstaunter wäre Jettchen gewesen, wenn man ihr etwa gesagt hätte, daß das Haar Onkel Jasons nicht mehr braun, sondern fast grau war, und daß es an den Schläfen sogar schon rein weiß schimmerte. Für sie hatte sich Onkel Jason nicht verändert.

„Du sollst wirklich bedankt sein," rief Onkel Eli, „so einen Onkel sollst du dir nochmal suchen, wie Jason ist. Ein anderer Herr wie sein Bruder Ferdinand."

„Was hast du denn mit einem Mal gegen Ferdinand?" fragte Jason lachend.

„Ich hab mich schon den ganzen Morgen über ihn geärgert," knurrte Eli und bekam einen ganz roten Kopf.

„Aber warum denn, Onkel?“ fragte Jettchen sanft und beschwichtigend.

„Warum? Haste nicht gehört? Dein Onkel Ferdinand ist doch Kommissionsrat geworden“!

„Ach!“ rief Jason, „Ferdinand — Kommissionsrat? Sieh mal an, Jettchen. Na das ist doch gut für ihn. Nächstens meine ich —“ Jason kniff das eine Auge ein — „wird er noch einen Orden bekommen.“

„Man wird nicht Kommissionsrat“! schrie Eli und stieß wieder seinen Stock aufs Pflaster. „Dein Vater, Jason, war ein anderer Mann wie Ferdinand. Der ist nicht bei Hofe rumgekrochen, er hat auch keinen Titel gekriegt. Kennst du die Geschichte? Wie sie ihn rausgerufen haben nach Charlottenburg, er soll der Königin Luise Ringe und Tabatièren vorlegen, die saß in einem kleinen Spiegelsaal bei Tische, und er hat draußen warten müssen. Da hat der Haushofmeister gesagt, wir wollen uns doch mal mit dem Juden Gebert ein Scherzchen machen. Ich nehme hier ein Stückchen Brot und wickel es in Kantenpapier und geb's ihm und sage: Hier, Herr Gebert, schickt Ihnen Majestät ein Bonbon von der Königlichen Tafel. Und die Königin ist auch auf den Scherz eingegangen. Aber Dein Vater, Jason, hat doch durch den Spiegel von draußen alles gesehen, und wie der Haushofmeister rausgekommen ist, hat er ihm das Papierchen abgenommen, hat's vor seine Augen aufgebrochen, hat's Brot rausgenommen und hat zum Haushofmeister ganz laut gesagt: Ich danke Ihnen, Herr von Treskow, das ist auch das erstemal, daß Sie einem Bürgerlichen ein Stückchen Brot zukommen lassen. Die Königin war doch eine kluge und gute Frau und hat sehr gelacht. Aber — aber — sie sie haben ihm von da an nicht recht mehr was abgekauft, und geworden ist er schon garnichts. Ferdinand natürlich, Ferdinand — der muß ja Kommissionsrat werden!“

Jettchen und Jason mußten über den Zorn des alten Onkel Eli lachen, und Jason versuchte Eli zu überzeugen, daß ein Kommissionsrat, was man auch gegen ihn haben möge, doch noch ein Mensch wäre. Aber Eli wollte keinen von Jasons lustigen Beweisen gelten lassen und rief nur einmal über das andere, daß so eine Schande wirklich in seiner Familie ihm noch nicht vorgekommen sei.

Jason bat Eli, er solle sie ein Stück begleiten. Eli dürfe auch die Vergünstigung beanspruchen, auf der rechten Seite von Jettchen zu gehen. Denn es lag Jason Gebert daran, daß sie alle drei zusammen gesehen würden. Aber Eli sagte, er bliebe hier noch ein bißchen stehen und humple dann nach Hause. Das viele Gehen strenge ihn an. Und da Jettchen und Jason ja zu Salomon wollten, so verabschiedeten sie sich lachend von dem Alten, trugen ihm Grüße an Minchen auf, und als sie ein ganzes Stück von ihm fort waren, drehten sie sich noch einmal nach ihm um und winkten ihm zu.

Aber da stand der alte Onkel Eli schon wieder, beide Hände auf dem goldenen

Stockknopf vereint, steif und starr, den Mund halb offen und die Augen weit vor, ganz in den Anblick eines englischen Traberhengstes versunken, der vor einem Kabriolett einhertänzelte, Kopf zurück, Schweif hoch. ‚Das war mal ein Pferdchen! Etwas andres wie Nagler seine Wallache. Fast so schön wie das vom Prinzen Karl.'

Jettchen war doch seltsam beklommen zumute, daß sie das Haus, Onkel Salomons und Tante Riekchen und alles nun wiedersehen sollte, und mit jedem Schritt, den sie der Spandauer Straße näher kam, wurde ihr das Herz schwerer und bedrückter.

Jason aber schien nichts von Jettchens Stimmung zu merken — oder er wollte nichts merken; er ging ganz heiter neben Jettchen her, durch die Frische des hellen Wintertags und sprach ganz unbefangen auf Jettchen ein.

Und da war es wieder, das graue Haus mit den Kränzchen unter den Fenstern, und auf den beiden Spionen — auf dem Tante Riekchens und dem Onkel Salomons — denn sie hatten sich immer um den Vorrang gestritten, solange es nur einen Fensterspiegel gab, und da hatte Onkel Salomon eines schönen Tages seine Frau mit einem zweiten überrascht — auf den beiden Spionen blitzte die Sonne. Der Türflügel ging nicht leichter auf als früher, und im Hausflur auf den zwei Gipsreliefs hielten sich immer noch Amor und Psyche bräutlich umschlungen, und Bacchus erteilte immer noch dem jungen Liebesgott seine Unterweisungen.

Jettchen dachte an das letztemal. Als sie zwischen ihnen durchgeschritten war, verängstigt und verzweifelt, kaum noch ihrer Sinne mächtig, und ganz noch in diese Erinnerungen verfangen, öffnete sie die Tür, sah wieder die langen Regale mit den Seidencoupons, die langen Tische mit den farbigen Stapeln, die Buchhalter mit den Gänsekielen hinter den Ohren, die sich an ihren Stehpulten in den Fensterecken auf den Füßen wiegten wie Pferde vor den Krippen.

Keiner grüßte sie. Keiner schien sie zu beachten. Kaum daß einer nach ihr den Kopf von seiner Kladde wegwandte. Wie oft hatte Jettchen durch Jahre und Jahre denen da das Essen an den Winterabenden heruntergebracht, war beim Onkel Fürsprecherin für ihre Wünsche geworden. Der wollte eine Uhr, der einen guten Anzug und der ein schwarzseidenes Kleid für seine Frau. Und nun wandte keiner von ihnen den Kopf. Nur weil keiner wußte, wie sie der Chef aufnehmen würde.

„Siehst du," flüsterte Jason, der das bemerkte, Jettchen zu, „siehst du, Jettchen, der Mensch ist doch schlechter als das Tier. Wenn die Viehmagd, die man weggejagt hat, später wieder durch den Stall geht, dann sehen sich doch wenigstens die Kühe nach ihr um, denen sie früher immer das Futter vorgeworfen hat."

Jettchen nickte.

Aber da kam schon Onkel Salomon aus dem Glasverschlag seines Privatkontors. Er schien Jettchen erwartet zu haben, denn er hatte nicht seinen gewöhnlichen Haus- und Arbeitsrock mit den komplizierten Landkarten von Flecken an, sondern Salomon trug einen neuen braunen Gehrock und eine ganz neue Seidenweste vom Lager dazu, so neu, daß Jettchen nicht einmal das Muster kannte. Onkel Salomon hatte seine Kontorfarbe, sah blaß aus, aber sein graues Haar war scharf an den Seiten zurückgebürstet, und auf seinem glatten Gesicht lag noch der Hauch des Reispuders vom Rasieren her, und das ließ ihn jünger erscheinen als er war.

Jettchen klopfte doch sehr das Herz. Oh, sie hatte sich eine so schöne Rede zurechtgelegt — und nun war das alles wie weggeblasen. Hätte Onkel Salomon ihr jetzt ein böses Wort gegeben, sie hätte keine Silbe der Entgegnung gefunden.

„Na, Jettchen," sagte Onkel Salomon, und man hörte seiner Stimme die Freude an, Jettchen wiederzusehen, „na, hast du endlich einmal den Weg hergefunden, mein Kind? Wie geht's dir denn nun eigentlich bei deinem neuen Pflegevater?"

Jettchen war über und über rot, und es stach ihr in den Augenwinkeln. Sie kam sich so undankbar und schlecht vor. Sie empfand die ernste Güte Onkel Salomons wie einen Vorwurf, und sie vermochte kaum zu antworten vor Erregung.

„Ja," sagte Onkel Salomon und bot Jettchen auf dem ganz verdrückten alten Polsterstuhl einen Platz an, während Jason stehen blieb und, die Hände auf dem Rücken, gegen den offenen Sekretär sich lehnte. „Ja, wir hätten das eben nicht tun sollen, mein Kind. Dann wären dir und mir viel Ungelegenheiten erspart worden".

„Nein, nein, Onkel, ich hätte vorher zu dir kommen müssen, nicht wahr? Du warst ja immer so gut zu mir. Aber ich wußte ja nicht mehr, was ich tun sollte. Ich dachte immer, du würdest mich fragen. Aber dann — wie ich plötzlich erkannte, daß es nun zu spät war, da konnte ich nicht anders, da bin ich fortgelaufen."

Onkel Salomon ging zu Jettchen hin und streichelte ihr die Wangen. „Nun, nun, Jettchen," sagte er beschwichtigend, denn er liebte keinen Gefühlsüberschwang, „es scheint ja wirklich, als ob du damit nicht unrecht gehabt hast. Ich glaube schon, ich hab' diesmal einen Fehler gemacht, Jettchen. Eigentlich kann einem das ja auch mal passieren. Früher, wie du noch bei uns warst, weißt du ja selbst, habe ich nie einen großen Abschluß gemacht, ohne ihn vorher mit dir besprochen zu haben. Das erstemal, da ich es nicht getan habe, verlieren wir wirklich unser Geld dabei."

Onkel Salomon meinte es gewiß nicht schlecht, aber da er gewohnt war, als alter Kaufmann das Leben in all seinen Lagen und Äußerungen zuerst einmal als ein rentables oder ein unrentables Geschäft aufzufassen, so wählte er eben diese etwas befremdende Ausdrucksweise.

„Na," klang es vom Sekretär her, „endlich stand bei der Sache doch etwas andres auf dem Spiel als nur Geld, und wir hätten um ein Haar dabei mehr verlieren können — als nur Geld. Was sich mit Geld noch gutmachen läßt, lieber Salomon, ist noch nie das schlimmste."

„Das weiß ich, Jason. Aber so weit meine Erfahrung reicht, habe ich gefunden, daß das Geld die Grundlage für alles andre bildet, und ich bemühe mich deshalb, immer in allen Dingen zuerst ein glattes Konto zu haben; das andre kommt dann von selbst."

Jetzt fand Jettchen die Worte. Sie sagte, daß sie Onkel Salomon ja so sehr danke, und daß sie wohl fühle, daß er gut an ihr handle, daß sie aber doch so bedrückt sei und daß sie so gern aus ihrer unglücklichen Lage endlich befreit sein wollte.

Salomon unterbrach sie. „Du brauchst dich gar nicht mehr zu verteidigen, Jettchen. Du hast hier" — er wies auf Jason — „einen so eifrigen Fürsprecher gehabt, daß ich nun wirklich ganz und gar auf deiner Seite bin. Aber sieh einmal, Jettchen, wir können heute noch nicht die nötigen Schritte einleiten. Es geht nicht. Da sind noch, das weißt du nicht, hundert Dinge geschäftlich zu erledigen, ehe wir das so machen können, wie ich das gern haben möchte."

„Aber warum, Salomon", klang es vom Sekretär her. „Das Gesetz würde uns doch Handhaben genug geben."

„Du verstehst das nicht, Jettchen", fuhr Salomon unbeirrt fort. „Vielleicht brauchst du die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Ich hoffe es sogar — aber du kennst unsere Gerichte nicht. Wenn heute jemand von mir behauptete, ich hätte ihm silberne Löffel gestohlen und ich käme vor das Kammergericht, dann würde man mich nur freisprechen, nicht weil ich keine silbernen Löffel gestohlen habe, sondern weil man mir nicht nachweisen kann, daß ich silberne Löffel gestohlen habe. Und, Jettchen, genau so wird es mit dir sein. Und das wirst du mir doch nicht antun, wo du zwanzig Jahre in meinem Hause gelebt hast."

Jettchen hatte die Tränen in den Augen und Jason hatte seinen Platz am Sekretär verlassen und humpelte erregt auf und nieder.

„Jettchen," sagte Onkel Salomon, nahm Jettchens Kopf zwischen die Hände, so daß sie den breiten Reif seines Siegelrings an ihren Schläfen spürte, „sieh mich mal an, — du brauchst ja nicht zu weinen, — hier vor Jason verspreche ich dir, daß wir alles gut ordnen werden, so wie du es willst. Aber du mußt dich eben noch gedulden. Vielleicht acht Tage, vielleicht zwei Monate — das läßt sich jetzt

noch gar nicht absehen und vorher bestimmen. Sei versichert, Jettchen, ich lasse dich dann nicht einen Tag mehr warten. Hier hast du die Hand drauf, mein Kind.“

Jettchen hörte das alles, und doch rannen ihr immer noch die Tränen über die Backen. Sie wollte Onkel Salomon danken, aber sie vermochte es nicht.

Jason hielt in seiner Wanderung an.

„Ja,“ sagte er, „weißt du, Jettchen, Salomon hat eigentlich mit allem recht. Ich sehe das jetzt auch ein. Und wenn wir so lange gewartet haben, werden wir auch noch ein paar Wochen warten können. Die Hauptsache ist doch nun, daß du selbst einmal hörst, wie Salomon darüber denkt und daß er auf deiner Seite ist.“

„Siehst du, Jettchen, nun gehörst du wieder ganz zu uns,“ sagte Salomon, beugte sich nieder und küßte Jettchen auf die Stirn.

Und Jason Gebert ergriff Salomons Hand und schüttelte sie, als ob er ihn beglückwünschte.

„Höre mal, Salomon,“ rief Jason dann, „wir haben doch noch gar nicht über unsern hochgestiegenen Bruder Ferdinand gesprochen. Was sagst du denn dazu?“

„Was soll denn mit Ferdinand sein?“ fragte Salomon erstaunt und nahm eine Seidenprobe, zerrte rechts und links an ihr und hielt sie dann ans Licht.

„Er ist doch Kommmissionsrat geworden!“

„Kommissionsrat?“ fragte Salomon und zog das Wort etwas lang.

„Ja“, sagte Jason. „Dachtest du vielleicht, unser Bruder Ferdinand würde Geheimer Hofrat werden?“

Da kam Tante Riekchen hereingestürzt. Kam so schnell sie ihre Füße trugen, kam so schnell es ihre umfängliche Breite, die in einem violetten Kaschmirmorgenrock sich verdoppelt hatte — es nur zuließ.

„Hast du gehört, Salomon, von Ferdinand? Hast du gehört?“ rief sie, fast noch draußen, mit dem Knopf der Tür in der Hand. „Eben schickt doch Hannchen das Mädchen rum! Dein Bruder hat doch'n Titel gekriegt!“

Jettchen, die sich erhoben hatte, zitterten die Kniee, als sie Tante Riekchens Stimme hörte. Aber auch Tante Riekchen fuhr im ersten Augenblick zurück. Dann aber warf sie sich in ihrer ganzen Breite, wie eine Ringerin, auf Jettchen und küßte sie rechts und links auf den Mund, ohne viele Worte zu machen. Denn Frauen haben unter sich eine andere Sprache als Männer.

Es war nun durchaus keine Komödie von Tante Riekchen, sondern sie freute sich wirklich von Herzen, Jettchen wiederzusehen, denn sie hatte ihr in den Monaten recht sehr gefehlt. Auch war in der Zeit ihre scheinbar unerschütterliche Zuneigung zu dem einzigen Sohne ihres verstorbenen Bruders Nero, zum Vetter Julius, arg ins Schwanken geraten. Denn einen schlechten Kursstand verzeiht man endlich selbst dem liebsten und nächsten Anverwandten nicht. Und so hatte Tante Riekchen nun mit einem Mal gegen Jettchen garnichts mehr einzuwenden.

Und auch Jettchen ging es seltsam. Kaum daß sie noch ein paar Worte gesprochen hatten, so war all ihre Befangenheit von ihr gewichen, nichts war ihr mehr fremd; sie atmete wieder ihre Luft, jedes Stück war ihr vertraut, und im Laufe des Gesprächs wischte sie ganz heimlich mit einem Tuch den Staub von der roten, geschliffenen Wasserkanne, die auf dem kleinen, braunen Tischchen stand. Wer machte jetzt bloß hier rein?

Man sprach über Ferdinand, daß ihm der Titel sicher nützen werde und von Wolfgang, daß der Winter doch noch so lang wäre. Wenn er sich nur erholen wollte! Jetzt solle es ihm ja nun, Gott sei Dank, ein bißchen besser gehen. Aber mit Eli — er sei doch eben sehr alt. Salomon könne in keiner Weise klagen, und er fange jetzt schon an, Frühjahrsneuheiten zu versenden.

Jason sagte — und sein Ton war noch verschleierter und deutungsreicher denn sonst — daß er gleich zu Ferdinand gehen wollte, ihn zu der Ehre beglückwünschen. Und Jettchen meinte, sie wolle ihn begleiten, weil sie auch gern mal Wolfgang einen Krankenbesuch machen wollte.

Salomon und Riekchen aber brachten ihren Besuch beide höchst feierlich durch die grauen Regale mit den Seidenkupons hindurch, und zwischen den Tischen hindurch, auf denen die farbigen Stoffballen hoch aufgeschichtet lagen. Tante Riekchen küßte Jettchen noch zum Abschied, und Onkel Salomon sagte, daß sie nun wieder ganz zu ihnen gehörte.

Und alle Buchhalter und Lagerverwalter und Expedienten, die wie Pferde vor den Krippen sich vor ihren hohen Stehpulten in den Fensterecken auf den Füßen wiegten, hörten mit der Arbeit auf, legten die Gänsekiele hin, wandten sich um und grüßten Jettchen. Und der alte Demke kam sogar auf Jettchen zu und gab ihr die Hand. Wie es denn der Madame eigentlich so ginge. Der Hausdiener Gustav aber, der in seinem Kellerverschlag Kisten packte, kam hervor wie ein Dachs aus seinem Bau, kam mit hochgestreiften Ärmeln und wischte sich die mächtige Hand verlegen an seiner blauen Schürze, ehe er sie Jettchen reichte.

Und Jason lächelte und tuschelte Jettchen im Hinausgehen zu: „Siehst du, mein Kind, das sind die Menschen".

Draußen aber war immer noch der helle, klare Wintertag, mit seiner weißen, milden Sonne über den Häusern. Und Jettchen ging neben Onkel Jason her, und sie war froh, daß nun alles wieder im alten Geleise war. Denn die Entfremdung von Onkel Salomon und Tante Riekchen und all den andern hatte ihr doch wehgethan, und sie hatte sich vereinsamt und ausgestoßen gefühlt. Die Leute sahen wieder auf sie, und die Bekannten beeilten sich, zu grüßen, selbst die, mit denen sie früher garnicht auf dem Grüßfuß gestanden hatte, sondern die sie nur so vom Sehen kannte.

Die Ecke vom Hohen Steinweg war leer. Der alte Onkel Eli war schon

nach Hause gegangen. Er mußte doch wirklich nicht gut dran sein, denn sonst war er um diese Zeit immer noch auf seinem Posten. Er ging erst sieben Minuten nach dreiviertel auf eins nach Hause, weil um ein Uhr Mittag gegessen wurde.

Und da waren sie auch schon bei Onkel Ferdinand in dem breiten und dunklen Torweg, der sich nach den langen Höfen mit seinen grauen Remisen öffnete. Man merkte, daß hier Hunderte und Hunderte von Wagen hindurchgefahren waren, denn die Dielen zeigten tiefe Furchen und waren ganz zerrissen und splitterig.

Hinten auf den Hof liefen weiße Tauben in der Sonne, zwischen den holprigen Steinen, gurrten und pickten in den Fugen nach verwehten Haferkörnern. Und ganz nahe am Haus rutschten scheu und schnuppernd mit schlaffen Ohren ein paar große Königshasen entlang, diese ewigen bescheidenen Stallgenossen von Vieh und Pferden. Ein paar unbeleuchtete Stufen, auch am Tage stockdunkel, führten hinan zur Wohnung, und man merkte oben die Tür erst, wenn man mit dem Kopf gegen sie stieß; und sobald man etwa auf der falschen Seite nach dem Klingelzug tappte, war man verraten und verkauft und bekam nie Einlaß.

Aber Jason kannte das und tastete nach der rechten Seite, faßte die Perlenschnur, fand den Handgriff und die Klingel schlug an, und alsbald öffnete sich die Finsternis.

Ob der Herr Rat zu Hause wäre, fragte Jason.

„Der Herr Rat," sagte das Mädchen — und man hörte es ihrem Ton an, daß sie sich dadurch gehoben fühlte, das sagen zu können — werde gleich vorkommen. Der Herr Gebert möchte nur solange in die jute Stube jehn. Und damit öffnete das Mädchen die Tür und machte ganz wider ihre sonstige Art eine runde, einladende Handbewegung, denn sie empfand, daß sie jetzt in einem vornehmen Hause war.

Ferdinand Geberts Putzstube war nun nicht so schön wie die seines Bruders Salomon, mit den weißen Lackmöbeln und der mattgrünen Seide an den Wänden; oder etwa die Jasons, in der alles von schwerem Mahagoni und hellen Porzellanen glänzte, sondern sie war gar einfach mit ihren geschnitzten Stühlen aus hellem Apfelholz, mit ihren Schlummersesseln und ihren Kommoden aus Birke, die von schwarzen Strichen umrahmt waren, und ihrem flammigen Eckschrank mit den Goldtassen: „Wandle auf Rosen," „Aus Freundschaft" und „Dem Hausherrn." Aber überall standen in Goldrahmen gestickte Paravents umher, auf denen der Rhein in grünen und blauen Wellen dahin floß und ein heldenhafter Harfner und eine melancholische Schloßdame in winzigem Nachen sich ihrer Liebe versicherten. Überall lagen gestickte Kissen und Rollen; auf den Sesseln und der flachgepolsterten Sitzbank, auf der Erde und an den Fensterborden. Und in Antimarkassars war ein Überfluß, daß man einen Ausverkauf hätte machen können. Auf dem Sofa, auf

den Sesseln, an den Stuhllehnen, auf den Hockern lagen ihre breiten, schweren Häkelmuster, hier winzig wie ein Taschenspiegel, und da umfänglich wie ein Wagenrad, Aber all das machte das Zimmer nicht unbehaglich, und dadurch, daß von draußen die Sonne hereinkam, und es in dem weißen Porzellanofen dabei friedsam sprühte und knisterte, erschien Ferdinand Geberts Putzstube bei all ihrem kleinbürgerlichen Ungeschmack doch warm, licht und freundlich.

Noch in der Tür wollte Ferdinand Gebert den Ärmel seines blauen Gehrocks anziehen, aber vor Erstaunen, als er Jettchen sah, fand er nicht die rechte Stelle und schob und schlenkerte den Arm hin und her. „Herrgott,“ rief er, „das ist aber hoher Besuch!“

„Ja,“ sagte Jettchen, „ich wollte doch unter deinen Gratulanten nicht fehlen.“

„Na, es freut mich, daß du überhaupt mal kommst,“ sagte Ferdinand Gebert, ging auf Jettchen zu und küßte sie höchst resolut trotz ihres Lachens und Sträubens. Denn das war von je sein onkelhaftes Vorrecht gewesen, das er sich nicht rauben und verkümmern ließ. Und — sei es nun, daß Jettchen wirklich noch schöner geworden war oder daß es ihm nur so erschien, weil er sie so lange nicht gesehen hatte — sie gefiel ihm ganz ausnehmend; — und sein altes verliebtes Herz war zudem heute in einer Verfassung, daß er alle Welt umarmen mochte. Und was befahl ihm, sich Zwang aufzuerlegen?

Endlich trat Ferdinand Gebert zurück und rieb sich die Hände.

„Na,“ sagte er, „das Eine freut mich nun doch, Jettchen, daß du klüger gewesen bist als wir alle zusammen. Du hast gleich gesehen, daß an dem Herrn Vetter nichts dran war, wir sind die Dummen gewesen. Ich sage ja immer: beim Heiraten und beim Pferdekaufen kann man nicht vorsichtig genug sein, und am Ende ist man doch immer und ewig angeschmiert.“

„Na, Herr Rat,“ unterbrach Jason, der bisher stumm dabeigestanden hatte, Ferdinand, um ihn auf einen andren Gesprächsstoff zu bringen, „na, Herr Rat, wie ist dir denn nun zumute?“

„Gott, wie soll einem denn zumute sein,“ antwortete Ferdinand und strahlte über das ganze Gesicht — „mau! — Meinst du, ich bin ein andrer als ich gestern war? Ich mache mir gar nichts draus. Ich selbst lege auf den Titel gar keinen Wert. Aber fürs Geschäft ist's gut. Früher sind die Leute gekommen: ‚Herr Gebert‘ und es ist eine Liebenswürdigkeit gewesen, wenn sie mir was abgekauft haben. Jetzt werden sie eben ‚Herr Rat‘ sagen und tun, als ob es eine Liebenswürdigkeit von mir wäre, wenn ich ihnen was verkaufe. Und verstehst du, Jason, billiger werde ich auch nicht mehr.“ Und dabei ging Ferdinand mit großen Schritten zwischen all seinen Paravents auf und nieder und rieb sich die Hände.

„Na,“ sagte Jettchen, und die Frage fiel ihr schwer, „wie geht's denn Wolfgang?“

„Ach," sagte Ferdinand, „es geht ihm Gottlob jetzt besser. Ich hab nun nachgerade genug von den Dokters. Die bringen ihn ja noch ganz runter. Ich geb jetzt dem Jungen einfach nur noch Liebertschen Tee, und da sollt Ihr mal sehen, wie er mir wieder auf die Beine kommt. Und dann, wißt Ihr, lasse ich ihn noch so sechs, acht Wochen ruhig im Stall stehen, ehe ich ihn wieder in die Schule schicke. Und in der Schule, meine ich, wird er es nachher schon besser haben. Denn als Sohn vom Königlichen Kommissionsrat Gebert nimmt er doch eine ganz andre Stellung ein wie einfach als der Sohn vom Fabrikanten Gebert."

„Mir scheint, das wird ihm doch wohl wenig nützen," warf Jason skeptisch ein.

„Man kann nicht wissen. Er wenigstens erzählt doch immer, daß die und die Jungens vorgezogen werden, ob sie was wissen oder nicht — nur weil ihr Vater einen Titel hat. Das ist nun überall in der Welt gleich, und im Grauen Kloster ist das eben auch nicht anders."

Damit mochte ja Ferdinand Gebert gar nicht unrecht haben. Unrecht hatte er nur darin, daß er die Tragweite und Machtsphäre gerade seines Titels überschätzte. Und endlich war ja auch das gleichgültig. Denn die Frage wurde gar nicht weiter zum Austrag gebracht, und der kleine Wolfgang kam eben nie mehr in die Lage, die geheimnisreich wirkende Fürsprache des väterlichen Titels in Anspruch zu nehmen.

Da rappelte es im Nebenzimmer, und Hannchen rauschte herein, mit ihrem schweren Moirékleid, knatternd wie eine Fahne auf Halbmast. Und die kleinen Jacobyschen Jetaugen waren vor Glück und Wohlgefallen ganz in dem breiten Kindergesicht verschwunden. Aber als sie Jettchen erblickten, weiteten sie sich plötzlich zu bedeutsamem Staunen. Doch das war nur der Schatten eines Augenblicks. Dann zogen sie sich schon wieder zusammen und blitzten vor Freude und schimmerten vor Liebenswürdigkeit. Und Hannchen zog Jettchen an sich und preßte sie zärtlich gegen ihren weiten und bewegten Busen.

Denn wenn es Tante Hannchen auch wohl nicht ganz so ums Herz war, wie sie sich Jettchen gegenüber gab, so beugte sie sich doch vor der Beweiskraft der Tatsachen und war von Natur schon immer auf der Seite der Mehrheit. Und deshalb war es ihr jetzt nicht schwer angekommen, ihren Neffen fallen zu lassen; vor allem, da man behauptete, daß Julius auch mit der „roten Person" viel Geld durchgebracht habe. Und in allem, was Moral anbetraf, dachte Tante Hannchen unerbittlich streng.

Wir aber, die wir hier authentisch sind, müssen in dieser Hinsicht Julius Jacoby durchaus in Schutz nehmen und können versichern, daß es ein völlig unbegründetes Gerücht war. Im Gegenteil. Der Vetter Julius gab für die rote Person nicht einen Taler mehr aus, als unbedingt nötig war, um sich ihre Freundschaft und Zuneigung zu erhalten. Leichtsinnig war er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Glossen.

Von Pluto.

Wo in derWelt es irgend einem Gebiete schlecht geht, ertönt der Ruf nach Neuerungen, denn man hat dann dazu — die Zeit. So gewinnt es den Anschein, um weitläufige Depeschen nicht als allzusicher zu charakterisieren, als ob die Londoner Stock-Exchange ihre alten Scheidewände zwischen Brokers und Jobbers lockern wolle. Die ersteren sind reine Makler, die aber niemals mit Maklern abschließen dürfen, sondern nur mit Händlern — Jobbers. Auch die letzteren sind keine einfachen Spieler, wie sich z. B. Herr Roeren einbildete, als er Herrn Dernburg einen rechten Schimpf antun wollte, sondern Leute, die wieder nach außen mit Banken handeln, auch nach andern Plätzen sogar der Provinz arbitrieren. Der Broker kommt mit seinen festen Aufträgen zur Börse und hat gewöhnlich für die verschiedenen Papiere seinen eignen Jobber. An diesen tritt man mit der Frage heran, ob er etwa in Canadian zu tun habe. Da nun der also Befragte, falls er darin überhaupt heute noch operieren will, — eine Offerte jedenfalls annehmen muß, so läßt er vorsichtigerweise bei seiner Antwort zwischen Brief und Geld einen Spielraum von mehreren Prozent: das ist der Grund, weshalb der Laie zu seinem Befremden im Londoner Kurszettel so starke Unterschiede herausliest, während in Paris Brief und Geld oft nur 5 Centimes auseinandergehen. Sogar an jenem Montag, als alle Welt auf den Portugiesen-Kurs neugierig gewesen ist, erfolgte die große Veränderung an der Stock-Exchange nur aus den vorhin angeführten Gründen. An der Themse, wo neben den Securities des ungeheuren Kolonialreiches auch fast alle übrigen wichtigen großen Werte täglich gehandelt werden, besteht jedenfalls der größte Börsenverkehr, nur, daß dessen regelmäßige Gangart das Ausland weniger zum tätigen Mitarbeiter hat, ausgenommen etwa in amerikanischen Shares, oder, wenn es einmal wieder so weit kommt — in Minenaktien. Bisher zeigte aber dieses letztere, einst so glänzende Gebiet noch die ärgste Stagnation und wird auch durch so willkürliche Große wie Mr. Robinson nicht gebessert, der jüngst den Markt mit sechs Transaktionen zugleich, man kann wohl sagen: überfallen wollte. — Sollten die Brokers wirklich das Recht bekommen, ihre Aufträge über die Jobbers hinaus auszuführen, so würde der kontrollierbare Börsenverkehr natürlich an Bedeutung verlieren. Denn in die Stock-Exchange, der in seiner Exklusivität schon oft ein indischer Götzentempel genannt wurde, dürfen nur Brokers und Jobbers herein. Es würde also von bisher legitimen Besuchern ein starker Außenhandel etabliert werden, der dann wohl in die vielen Tausende untertauchen müßte, die Throgmortonstreet anfüllen. Dabei geht es den Brokers schon gut genug, viele sind sichere Millionäre, trotzdem sie im Falle einer Courtage auch von der andern Seite, dies ausdrücklich auf ihrer Schlußnota zukünftig anzugeben haben und trotzdem sie, sobald ihnen eine Kursübervorteilung nachgewiesen werden kann, unfehlbar ihren Posten verlieren.

* * *

In der Union, wo die Unfehlbarkeit des Dollars als Axiom gilt, so daß Viele nicht einmal den Kampf gegen die Trusts ganz ernst zu nehmen vermochten, hat neuerdings Roosevelt furchtbare Anklagen gegen die Großen seines Landes veröffentlicht. Diese beginnen endlich den Ernst ihrer Lage einzusehen, der sich zunächst in recht bedrohlichen Prozessen kundgibt. Viele fürchten nun, daß inmitten der reißenden Strömung gegen die Plutokratie Herr Bryan Oberwasser gewänne. Natürlich nicht im Sinne seiner früheren Silberagitation, die in diesem Lande, wo noch dazu das Silber produziert wird, also nicht erst gekauft zu werden braucht, ein für allemal unmöglich geworden ist. Indessen, der Genannte ist Demokrat und seine Partei muß naturgemäß den Reichen zu Leibe gehen. Wie sich übrigens Herr Roosevelt die

Unterbindung künftig der so tollen Warenspekulation denkt, ist von ihm noch keineswegs offenbart worden und gerade durch diese alljährlichen Ausschreitungen, die diesmal noch unter der Geldkrisis litten, kranken bekanntlich am allermeisten die europäischen Kaufleute. Augenscheinlich in seiner Verlegenheit nach wirksameren Abhilfsmitteln, hat der Präsident auch von dem eventuellen Verbot gesprochen, für derartige „Unternehmer" Depeschen und Telephongespräche anzunehmen, sowie auch den Terminhandel zu untersagen. Es gibt aber drüben vor allem in Effekten gar keinen erlaubten Terminhandel, was natürlich ein ungemessenes Spiel keinen Augenblick hindert. Denn dem Verkäufer gelingt es gleichzeitig, sich sofort die Stücke zu leihen oder dem Käufer, sich das Geld auch bis zu 60 Tagen zu verschaffen. Die Effekten werden eben in Depot gegeben, von Tag zu Tag prolongiert und bei Kursunterschieden von selbst nur 1 Prozent läßt der Bankier die Differenz sofort einkassieren. Dieses „Margin" wächst natürlich in hochgehenden Zeiten zu einer gefährlichen Handhabe, um zahllose Vermögen über Nacht zu kürzen. —

* * *

Von Frankreich aus arbeitet in der Stille die alte, hartnäckige Partei für eine Republikanisierung Portugals. Dies nicht aus Vorliebe für den Radikalismus, sondern in dem seit Jahrzehnten festgehaltenen Wahne, daß eine Republik in den drei romanischen Ländern Italien, Spanien und Portugal der französischen eine wichtige Allianz schaffen würde. Hieran ändert auch das noch junge Bündnis zwischen England und Frankreich wenig. Denn die so oft betonte britische Vormundschaft bewegt sich innerhalb sehr weiter Grenzen, während der französische Einfluß ein wirklicher Kultureinfluß ist und in zahllose Einzelheiten des portugiesischen Lebens von altersher unaufhörlich und NB.: alles eher als unter nationalem Widerstand eingreift. Das hat sich am deutlichsten gezeigt, als in den neunziger Jahren die Affäre der Portugiesischen Eisenbahnen von eingeborenen Finanzmännern bis zum Betrug verwickelt wurde und z. B. unser Gesandter bei allem Eifer nichts auszurichten vermochte. Da tickten die französischen Großinteressenten bei Casimir Périer an; dieser hieß seinen Gesandten Lissabon verlassen und hierauf entstand eine Bestürzung, unter deren Druck jene Banditen im Frack sofort nachgaben. Bezeichnend genug hatte aber damals Périer vorher auf einen Besuch des deutschen Delegierten bestanden, der denn auch wegen weniger höflicher Worte, die dabei gewechselt wurden, die Reise von Lissabon nach Paris nicht scheute. — Als sich Portugal inmitten seiner übergroßen Anleihen bankerott erklären mußte, schoben Kenner der Verhältnisse den Pariser Baissiers einen großen Teil der Schuld zu, weil ihre fortwährenden Verkäufe den ganzen Portugiesenmarkt nicht aufkommen ließen. Vor einem ähnlichen Drucke scheint man diesmal wohl sicher zu sein.

---

## Was sich Eduard Meyer von Geschichte denkt.

Von Dr. A. Wirth.

Vor einem halben Jahrtausend suchte Ibn Chaldun das bunte Farbenspiel der Geschichte in seine Elemente zu zerlegen. Vor hundertzwanzig Jahren trachtete Herder nach dem gleichen Ziel. Heutzutage ist nun eine wahre Sintflut geschichtsphilosophischer Betrachtungen über uns hereingebrochen. Es ist dies ein Zeichen des Lebens, gesteigerten Erkenntnisdranges und überlegener Forscherkraft. Auch Eduard Meyer kann sich dem Strom der Zeit nicht entziehen, wenn er ihm auch sichtlich ungern folgt. Er selbst hält wenig von der Blässe der Theorie. Er glaubt nicht an geschichtliche Gesetze. Für Massenbewegung hat er nur Verachtung. Geschichte ist ihm das Zusammentreffen verschiedener Zufälle. Warum also diese einleitende Studie? Ja, das wäre in der Tat schwer zu sagen. Vermutlich, weil es Mode ist. Gehen doch auch die bittersten Antiwagnerianer in Wagnersche Opern. Allerdings auch, um sich recht entsetzen und um tüchtig nörgeln zu können. Der berühmte Professor scheint nur deshalb gern die Gelegenheit zu theoretischen Untersuchungen wahrzunehmen, um Meinungen von Kollegen zurückzuweisen. Es ist ja nun wunderschön, wenn jemand kriegerisch gesinnt ist. Das ist dramatisch,

und ein bißchen scharmutzieren frischt das Blut auf. Allein das muß doch mit einigem Geist geschehen. Nicht durch Trockenheit haben Rabelais, Voltaire, Heine und Giusti ihren Ruf erlangt. Der Berliner Professor erläßt bloß Ukase. Wenn irgend jemand eine andere Meinung hat als er, so ist das ein Irrtum, ein Wahn, eine Naivetät, und damit ist der Jemand erledigt. Schon der deutsch-italienische Forscher Holm hat sich über diese hoheitsvolle Art Meyers lustig gemacht. Wenn ihm gar etwas ganz gegen den Strich geht, so erklärt er es für „vollkommen gleichgültig", ein Ausdruck, der mit so beängstigender Häufigkeit wiederkehrt, daß er auf das Urteil über sein eigenes Buch abzufärben droht.

Die ganze Weltanschauung des Autors läuft in letzter Linie auf einen nihilistischen Anarchismus hinaus. Nichts steht fest. Nichts muß sein. Alles ist Zufall. Gesetze gibt es nicht. Nur was einzelne Individuen tun, ist Geschichte. Wesen und Wirken des Individuums ist aber Zufall. Ja, nicht einmal die Größe der Tat läßt auf eine große Persönlichkeit schließen. Denn häufig ist das Talent, ist das Genie zur Unfruchtbarkeit verdammt, und ein Schwachkopf gibt den Anlaß zu den gewaltigsten Ereignissen. Also auch darin nur Zufall. Wahrlich eine beglückende, eine hoffnungsvolle Lehre! Ungefähr als wenn ein Kind einen Revolver abschösse, und so gefährlicher würde, als ein großer starker Mann, der nur mit einem Stock bewaffnet ist. Wirklich eine erhebende Geschichtsauffassung.

Meyer kämpft mit gänzlich veralteten Mitteln. Die selbstverständliche, abweisende und selbstgenügsame Art, mit der eine rückständige Anschauung verteidigt wird, erinnert an eine Größe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, an Covley. Der Engländer Covley war seinerzeit der Papst der Geographie. Nun waren die deutschen (in britischen Diensten befindlichen) Missionare Krapf und Rabmann auf einer ostafrikanischen Erkundigungsreise nach dem Kilimandscharo geraten. In ihren Berichten erwähnten sie, daß sie dort Schnee gesehen. Ganz bescheiden — noch nicht einmal die Prätension, daß es ewiger Schnee sei, stellten sie auf; sie erzählten einfach, was sie erschaut. Die Sache machte einiges Aufsehen. In dem heißen Afrika, und das noch in der Nähe des Äquators, Schnee! Sehr wunderbar! Nun setzte sich Papst Covley hin, und schrieb eigens ein Buch, um den Wahn zu entkräften, als ob in Zentralafrika wirklich Schnee oder Eis denkbar sei. Er bewies nicht nur aus seinen Quellen, daß dies nicht der Fall sei, sondern bewies auch a priori, daß es nie und nirgend sein könne. Ähnlich zieht Eduard Meyer gegen die Errungenschaften der babylonischen Schule zu Felde. Er erklärt sie für Hirngespinste. Dabei sind sie bereits ein dauernder Bestandteil der Wissenschaft geworden, und Hugo Winckler hat leichtes Spiel, wenn er fast allmonatlich von dem hohen Pferd, auf das Professor Meyer sich zu setzen nicht müde wird, ihn herunterzuwerfen unternimmt. Wie grimmig hat sich doch der selbstbewußte Verfasser der Geschichte des Altertums mit seiner Pelasger-Hypothese geirrt! Er meinte, die Pelasger seien nur eine Fata Morgana, seien nur ein Schemen, entstanden in den luftigen Köpfen der Literatoren. Heutzutage weiß jeder Urteilsfähige, daß die Pelasger im Fleische gewandelt haben, und daß sie eine den Hethitern näher oder weiter verwandte Rasse darstellen. Nicht viel anders wird es Eduard Meyer mit seinem Windmühlenstreit gegen die Entwicklung der Massen und gegen die geschichtlichen Gesetze gehen. Es ist doch wirklich ein starkes Stück, einfach zu verneinen, daß den Massenbewegungen irgend eine geschichtliche Einbildung innewohne. Die Auswanderung von dreißig Millionen Europäern nach Amerika ist doch wahrhaftig eine historische Begebenheit, und ist wichtiger als die Karlsbader Beschlüsse oder selbst die Demütigung von Olmütz, und steht sogar an Bedeutung nicht hinter dem großen amerikanischen Bürgerkriege zurück. Wenn Meyer glaubt, daß lediglich der Mangel einer tüchtigen Nachkommenschaft Alexanders des Großen ein dauerndes griechisches Weltreich verhindert habe, so bedeutet das nur eine völlige Verkennung der maßgebenden Faktoren. Nämlich folgendermaßen. Die Franzosen haben wohl ein großes zusammenhängendes Imperium in Nordafrika aufbauen können, dagegen sind die Weltherrschaftsgelüste, sowohl Ludwig XIV. als auch Napoleons, in Europa gescheitert. Warum? Weil es sich im europäischen Falle um alte Kulturnationen, im afrikanischen

Falle dagegen um die Unterwerfung schlecht zivilisierter und schlecht bewaffneter Eingeborenen handelt. Aus demselben Grunde ist den Römern die dauernde Bezwingung der iberischen, gallischen und rätischen Horden geglückt, derart, daß die Besiegten Sitte, Sprache und Religion der Sieger annahmen. Allein weder den Römern noch den Griechen ist die militärische und kulturelle Unterjochung Vorderasiens auf die Dauer geglückt, weil die alte Kultur des Orients dem Geiste des Occidents einen unüberwindbaren Widerstand entgegensetzte. Alexander hätte dreißig erwachsene Söhne hinterlassen können: das Schicksal Vorderasiens und Indiens wäre niemals in den Bann einer griechischen Weltmonarchie gepreßt worden.

Demosthenes war gewiß nicht unbedeutend, wenn er auch für eine verlorene Sache stritt. Eduard Meyer redet zwar nicht mit Engelszungen, aber er kann immerhin, wie einst der viel weiter blickende Alfred von Gutschmidt, das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er durch beißende Kritik allzu tollkühne Hypothesen, allzu phantastische Theorien der neuen Schule in ihrer Entfaltung behindert habe. Auch Meyer ist nicht unbedeutend. Würde man sich sonst mit ihm beschäftigen?

---

## Das hamidianische System.

### Türkische Studie.

Von N. Freiherr von Stetten.

Noch hat die Geschichte ihr Schlußwort über die Persönlichkeit des Sultans Abdul Hamid nicht gesprochen. Hingegen liegt das von ihm geschaffene und getragene System, als abgeschlossenes Ganze, dem zeitgenössischen Urteile vor. Das hamidianische System, das aller Voraussicht nach seinen Schöpfer nicht überleben wird und daher nur mehr auf eine kurz beschränkte Lebensfrist Anspruch hat, besteht bekanntlich im Innern, in einer geradezu beispiellosen Zentralisierung aller Gewalten eines großen Reiches — bis zu den subtilsten Einzelheiten herab — in den Willen eines Individuums und nach außen hin in der Tendenz, durch diplomatische Schlauheit und politische Kniffe, die um das Alttürkentum gezogene chinesische Mauer um jeden Preis vor Einbrüchen und Breschen zu bewahren. Beide Ziele sind nur mit einem beträchtlichen Aufwand an Intelligenz und wohl auch an Wahllosigkeit der Mittel zu erreichen: das hamidianische System im Inneren des Halbmondreiches, die vollständige Entmündigung des türkischen Volkes konnte nur unter Anwendung von Druck in allen Formen, unter äußerster Ausnutzung des fatalistischen Zuges in der islamitischen Weltanschauung durchgesetzt und durch ein Polizei- und Denunziantenregime extremster Richtung aufrechterhalten werden. Es zog denn auch als natürliche Folgeerscheinungen die Korruption des ganzen öffentlichen Lebens in der Türkei, die krasse Unzulänglichkeit der gesamten Exekutive, den Mangel an autonomer Selbständigkeit in Handel und Wandel nach sich. Das seltsame Schauspiel, das ein kränklicher, schwächlicher Puppenspieler alle Drähte einer kerngesunden starken Masse, wie sie das Türkentum unzweifelhaft vorstellt, in seiner Hand vereint, dürfte sich in der Geschichte nicht oft wiederholt haben. In der äußeren Politik hat das hamidianische System wohl einige empfindliche Schlappen hinnehmen müssen. Gebietsverluste (Bulgarien, Ostrumelien, Bosnien, Herzegowina und Kreta), die ausländische Kontrolle über einen Teil der Finanzen, über das makedonische Polizeiwesen und bevorstehend auch über die Rechtsverhältnisse des makedonischen Wilajets. Aber im großen und ganzen hat das System, das Europa so viele Sorgen bereitet, im Sinne seines Schöpfers durch schlaue Spaltung und Differenzierung jeder Frage und jeder Forderung, in der Einzelbehandlung mit den verschiedenen Faktoren des europäischen Konzertes, in der Ausnutzung der Verschiedenheiten der Interessen der einzelnen Großmächte — immer noch erreicht, daß keine einzige, mit scheinbar noch so festgefügter Einmütigkeit des Auslandes gestellte Forderung an die Türkei in der ursprünglichen Form und Ausdehnung durchgebracht werden konnte. Immer wieder ließ sich Europa unter den verschiedensten Titeln, zeitweise auch nur aus Besorgnis, die Einmütigkeit der Mächte, in die das hamidianische System geschickt Keile einzutreiben verstand, nicht länger erhalten zu können, Zugeständnisse abringen. Insbesondere der Einwand,

die Nachgiebigkeit des Sultans könnte innertürkische Gegenströmungen religiösen und nationalen Charakters auslösen, verfehlte niemals seine Wirkung, obwohl die europäische Diplomatie bei einigermaßen tieferer Einsicht in das hamidianische System ganz gut wissen konnte, daß der innere Mechanismus dieses Systems, eben die schon erwähnte, vollständige Entmündigung des Türkentums, solche Gefahren a priori ausschloß.

Die Orientpolitik aller Großmächte, ob sie sich jetzt nur in wirtschaftlichen Geleisen bewegt, wie jene Deutschlands, oder auch politische und nationale Momente zu berücksichtigen hat, muß mit der sicheren Voraussicht rechnen, daß mit dem Tode des regierenden Sultans der ganze Bau des Systems in sich zusammenbrechen wird. Wie sich das über ein ganz bedeutendes Ausmaß an latenter lebendiger Kraft verfügende Türkentum bei dem plötzlichen Freiwerden von der hamidianischen Bevormundung verhalten wird, ist eine politische Sorge ersten Ranges, die sich alle am Balkanfrieden interessierten Mächte stets vor Augen halten müßten.

Das kritische Urteil der Öffentlichkeit hat manches scharfe Wort für die Freundschaft gefunden, welche der größte Kulturstaat für den Schöpfer des kulturfeindlichen, hamidianischen Systems an den Tag legt. Die wirtschaftlichen Erfolge, welche deutschem Handel und deutschem Unternehmungsgeist aus dieser politischen Freundschaft erwuchsen, erleichtern schon die Entgegnung, vollends aber ließe sich die Kritik dieser Beziehungen durch die Erwägung lahm legen, daß die deutsche Orientpolitik damit den Beweis tatsächlichen Verständnisses für die nächste Zukunft der Türkei liefert. Nicht überall, auch nicht dort, wo neben wirtschaftlichen, wie sie Deutschland verfolgt, auch politische Interessen zu wahren sind, weiß man, daß die Fortdauer des hamidianischen Systems, des Tauschhandels von realen Werten gegen doch nur akademische, politische Zugeständnisse, zeitlich kurz begrenzt ist und daß es zugreifen hieß, rasch und kräftig zugreifen, um den eigenen Handel dort auf feste Basis zu stellen. In richtiger Erkenntnis des Systems führte dieser Weg über die Person Abdul Hamids. Weder Politik, noch Handelspolitik lassen sich nach der Kulturskala zutreffend beurteilen.

Selbst die etwas überhastete Ausnützung und Flüssigmachung der Vorteile aus deutschen Unternehmungen in der Türkei lassen sich aus der richtigen Erfassung der Kurzlebigkeit des jetzigen türkischen Systems, dessen Nachfolge ein noch unbeschriebenes Blatt der Zukunft ist, herleiten.

Ich weiß nicht, ob man sich in allen europäischen Kanzleien ein halbwegs klares Bild darüber macht, was in der Türkei geschehen wird, wenn der kranke Mann, der schon so oft Totgesagte, einmal tatsächlich und unwiderruflich in Mohameds Paradies abgegangen und damit auch das hamidianische System wieder gebrochen sein wird. Keiner seiner Nachfolger wird so viel Intelligenz, so viel Arbeitskraft, so viel Menschenkenntnis an eine so schlechte Sache wenden, wie Abdul Hamid. Nur wer je Gelegenheit hatte, den Berg von Arbeitsleistung, wovon allerdings neunzehntel auf die Erledigung von Angebereien, Spionage-, Polizei- und Informationsagenden entfallen, welche in Yildiz zusammenlaufen, auch nur flüchtig zu überblicken, von dieser kaum faßbaren Unmenge von Entscheidungen in selbst ganz unwichtigen Fällen, die alle aus Besorgnis vor Autonomie- und Selbständigkeitsregungen in irgend einem Ressort der staatlichen Verwaltung vom Zentralpunkte aus gefällt werden, zu hören, kann sich einen ungefähren Begriff einerseits von der Arbeitsfähigkeit des jetzigen Sultans, der auch seinen intimen Mitarbeitern, den Palastsekretären, gründlich mißtraut, andrerseits von der Schwerfälligkeit, Rückständigkeit und Unzulänglichkeit der ganzen Verwaltung machen, die hin und wieder direkt ein Stocken der Regierungsmaschine bedeutet.

Das hamidianische System kann demnach wohl als von der Zeitgeschichte gerichtet angesprochen werden. Ihm sind ja auch die — nach unserem Maße — so verwerflichen Greuel und Unmenschlichkeiten zuzuschreiben, die immer nur verzweifelte Mittel des Systems waren und nicht Ausflüsse von Unduldsamkeit, religiösem Fanatismus oder Rassenhaß seitens des Türkentums. Mit dem Fall des hamidianischen Systems wird Europa mit einem ganz neuen Faktor im nahen Osten zu rechnen haben, mit dem erwachenden, im Kern gesunden und starken Türkentum. Dann erst wird die Probe aufs Exempel zu machen sein, ob die Türkei reformfähig in unserem Kultur-

sinne ist oder nicht. Was jetzt als Jung- und Reformtürkentum gilt, ist ja fast durchaus — Humbug oder niedere Spekulation.

---

## Der Direktionswechsel in der Wiener Hofoper.

Von Paul Stauber.

Direktor Felix von Weingartner hat mit Beginn des Jahres festlichen Einzug gehalten, umrauscht von den Lobeshymnen feierlich gestimmter Reporter und erwartungsvoller Feuilletonisten. Ein Bruchteil der Fachkritik stand abseits in der Ecke, mit düsterer Miene, Gewehr bei Fuß. Gleich bereit, ins Feuer gegen den neuen Direktor zu gehen, der die unverzeihliche Kühnheit unternommen hatte, das Erbe Mahlers anzutreten. Ein schmales Erbe, wie ich der Clique zum Trotz behaupten muß, um ehrlich und wahr zu sprechen. Gustav Mahler weilt bereits jenseits des Großen Ozeans. Aber seine Fahnenträger liegen nach wie vor im heftigen Streit mit den Gegnern des genialen Mannes, dessen zehnjährige Tätigkeit als Leiter der Wiener Hofoper mit ein paar Worten charakterisiert werden soll.

Mahler brachte das Kaiserliche Institut in kaum fünf Jahren auf ein außerordentlich hohes Niveau, um in der gleichen Zeit die geleistete Arbeit wieder zu zerstören. Als er im Jahre 1898 die Direktionsführung übernahm, fand er ein in Hinsicht der Disziplin vollständig verwahrlostes Emsemble vor, das aber — und dies ist der springende Punkt — fast die schönsten Stimmen vereinigte, die zu dieser Zeit in Europa aufzutreiben waren. Die Disziplin war rasch gefestigt dank der unbeugsamen Energie Mahlers. Seinem tyrannischen Willen jedoch gehorchten bloß die „kleinen Leute", Sänger und Sängerinnen dritten Ranges. Unbestreitbar blieb sein Verdienst, Wagners Idee des Gesamtkunstwerkes, dem sich Musik, Darstellung und Malerei unterordnen sollten, ins Reale und Tatsächliche transponiert zu haben. Während jedoch Wagner stets darauf Bedacht nahm, bei Wahrung der künstlerischen Einheit jede Rolle mit einer großen Individualität zu besetzen, die sich im Rahmen des Kunstwerkes je nach Persönlichkeit und Talent ausleben konnte, nivellierte Mahler alle Sänger, brachte seine Auffassung der Oper derart in den Vordergrund, daß gar oft die Intentionen des Komponisten verschoben, immer aber die verschiedenen Individualitäten des Personales unterdrückt und an einer Entfaltung ihres Könnens und Wollens verhindert wurden. Allmählich geriet Mahler überdies in eine derartige Abhängigkeit vom rein Dekorativen, daß er diesem zuliebe sogar musikalische Effekte und Steigerungen aufopferte. Nur allzu gütige Freunde des Direktors konnten diesen Widerspruch übersehen. Hand in Hand mit der Hegemonie des Theatermalers und Historikers ging der Verfall der Gesangskunst an unserer Oper. Seitdem Reichmann gestorben und Winkelmann in Pension geschickt worden ist, wird bei uns Wagner nicht mehr gesungen, nur geschrien. Die dramatische Geste, der Sprechgesang dominiert. Leicht erklärlich scheint dieser Übelstand, wenn man hört, daß Mahler von der Kunst des Gesanges und Behandlung der Stimme keine Ahnung hatte. Die natürlichen Grenzen zwischen Bariton und Baß, Sopran und Alt wurden verwischt. Der lyrische Tenor sang heroische Partien, der Heldentenor wurde in lyrischen Rollen beschäftigt, der seriöse Baß für das Buffofach verwendet und so fort. Die hervorragenden Mitglieder des Ensembles schieden zum Teil freiwillig, teils wurden sie durch die Rücksichtslosigkeit Mahlers hinausgedrängt. An ihre Stelle traten Provinzgrößen zweiten und dritten Ranges, die sich freilich weit eher für die Zwecke Mahlers eigneten als kraftvolle Persönlichkeiten. Die Verwahrlosung des Spielplanes nahm überhand, auf eine schöne von Mahler selbst geleitete Vorstellung kamen 10 Aufführungen, die auch für die Provinz kaum gereicht hätten. Es ist notwendig, all das gelegentlich des Direktionswechsels zur Sprache zu bringen, weil uns die Mahlerianer strengster Observanz gerne noch glauben machen möchten, wir hätten bisher in der besten aller Welten gelebt, und jetzt erst kämen böse Zeiten. Was übernimmt nun Weingartner von Mahler? Ein großes Heer

von Mittelmäßigkeiten und Utilitäten, ein kaum dreißig Opern umfassendes Repertoir und die paar berühmten „Mustervorstellungen" Mahlers, von welchen bloß „Die Zähmung der Widerspenstigen", Glucks „Iphigenie" und Mozarts „Entführung", „FigarosHochzeit", „Cosi fan tutti" und „Die Zauberflöte" als Musteraufführungen gelten können, wenngleich auch in diesen Opern manche Rollen mangels bedeutender Künstler zweitklassig besetzt sind. Über den mißglückten „Don Juan" will ich nicht weiter sprechen, und über den mit offenen Schalltrichtern der Lobesposaunisten gepriesenen „Fidelio" gehen die Meinungen auch auseinander.

Wer könnte darob dem neuen Direktor es übelnehmen, wenn er just mit „Fidelio", dem Glaubensbekenntnis jedes wahren Musikers, seine Ära eröffnete. Poetischer und abgetönter war die Mahlersche Aufführung, echter, dem Fidelio Beethovens näher kommend die Weingartners. Daß Weingartner als zweites opus seiner direktorialen Tätigkeit just „Der Widerspenstigen Zähmung" neu studierte, war überflüssig und läßt sich auch durch den geänderten Schluß nicht erklären. Aber die Mahlerclique öffnete bereits ihr Arsenal und lauerte schußbereit auf die erste „Affäre", deren es ja unter dem Regime Mahlers so viele gegeben. Und siehe da, die „Affäre" kam. Der von Direktor Mahler kurz vor seinem Abschied noch abgeschlossene Kontrakt mit Fräulein Bland sollte am 1. März in Kraft treten. Direktor Weingartner hatte die Dame zweimal gehört, fand, daß sie ihm infolge ihrer mangelhaften Gesangstechnik nicht genügte, und lehnte die Erneuerung des Vertrages ab. Das war schließlich sein gutes Recht. Er darf und muß sich sein Haus nach eigenem Gutdünken bestellen, und da er findet, daß der prachtvolle Sopran der erwähnten Sängerin seinem künstlerischen Empfinden nicht entspricht, tut er nur recht daran, wenn er von einem neuerlichen Engagement absieht. Die Form allerdings, in welcher die Absage erfolgt, war unhöflich, taktlos, meinetwegen sogar rüde. In merito ist gegen den Fall nichts einzuwenden.

Weil nun die Feinde des neuen Direktors in dieser Affäre nicht künstlerische Gegengründe ins Treffen führen konnten, benutzten sie bedauerlicherweise die nationale und konfessionelle Abstammung der genannten Sängerin, um einen förmlichen Zeitungskrieg in Szene zu setzen. So wurde aus einem internen Vorgang des Operntheaters eine „Affäre" konstruiert und gegen Weingartner ein heftiges Kesseltreiben veranstaltet. Er tat das Klügste, was er tun konnte, er schwieg sich gründlich aus und ließ die Tatsache nebst allen häßlichen Begleiterscheinungen für sich sprechen.

Man muß allen Ernstes wünschen, daß der durch den Abgang Mahlers kaum gewonnene Friede im Opernhaus auch weiterhin bestehen bleibt, und im Namen der objektiven Kritik energisch gegen die Präpotenz der königslosen „Clique" protestieren, die dem neuen Direktor a priori seine Stellung verbittern und verekeln möchte. Ob Weingartner der richtige Mann für den verantwortungsvollen Posten des Opernleiters ist, läßt sich gegenwärtig noch gar nicht feststellen. Man gönne ihm Zeit und Ruhe. Nach seinen Taten soll er gerichtet werden. Warten wir also.

---

## Ein deutscher Stilist.

Der Fürst Wrede, der sich die Aufgabe gesetzt hat, in großen, sozialen Romanen alle Standesklassen des deutschen Volkes zu schildern, nannte seinen letzten Roman: „Das Liebesleben des Menschen". In diesem Meisterwerk finden sich einige so wunderbare Stilblüten, daß wir nicht versäumen wollen, sie kunstfrohen und bildungsfreudigen Lesern zu vermitteln:

Von einem deutschen Gelehrten, der sich in Frankreich Ansehen verschaffte, wird ebenso malerisch wie kühn gesagt:

„Vor seinem seltenen Talente habe eben selbst der glühende Chauvinismus des gedemütigten gallischen Hahns die Fahne streichen müssen."

Als mustergültiges Beispiel psychologischer Charakteristik gelte das folgende:

„Gleich Jerichos Mauern durch Posaunenschall, war damals das Bollwerk seiner hypo-

kritischen Moral vor der logischen Forderung des Gelehrten, die Ethik müsse der naturwissenschaftlichen Erkenntnis angepaßt sein, eingestürzt."

Wer die schwere Kunst lernen will, die Seelengemeinschaft zweier Liebenden kurz, aber erschöpfend zu zeichnen, ahme dem Fürsten nach. Er schreibt:

„Das Verhältnis der beiden keuschen Menschen glich jenen schönen poetischen Kameradschaften, die oft ganz junge Leute verbindet und die — schillernde Eintagsfliegen der Liebe — spurlos zerflattern, da ihnen die Kraft mangelt, sich zu einer wirtschaftlichen Form zu kristallisieren."

Der fürstliche Stilist ist mit diesen Stichproben noch nicht genügend cherakterisiert. Wer seinen ganzen Reichtum kennen lernen und sich ab und zu totlachen will, der lese das ganze Buch, das bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin als ein Muster deutscher Sprachverderbnis gedruckt worden ist. h—f.

## Revue der Revuen.

### Frankreich.

Wir haben mit unserem Artikel über den Verfall der französischen Armee eine Bewegung in Frankreich hervorgerufen, die noch nicht zur Ruhe gelangt ist. Die einzelnen Zeitungen und Zeitschriften sind bewogen worden, ihre militärischen Mitarbeiter von neuem über die innere Konstruktion der französischen Armee nachdenken zu lassen. Im Februarheft bringt die „Nouvelle Revue" einen Artikel des Generals Bonrelly über das Thema der Militärdisziplin. Er meint, daß sich der Kriegsminister mehr von seiner parlamentarischen Mitregierung emanzipieren müsse, damit er sich ein besseres Offizierkorps und bessere Mannschaften erziehe. Das Parlament sei die große Gefahr jedes Kriegsministers, vor der man sich hüten müsse. Clemenceaus elegante und vorsichtige Rede bei der Einweihung des Scheurer-Kestner-Denkmals hat das Interesse für die Frage der deutsch-französischen Geistesnäherung von frischem aufgeweckt. Wie sehr man auf deutscher Seite in dieser Frage auch warm und optimistisch sein mag, in Frankreich steht man ihr viel abwartender, viel skeptischer gegenüber. Man glaubt nicht an die Möglichkeit irgendwelcher großen Freundschaft, und wenige Schwärmer zählen nicht. Wo man etwas herablassend auf Deutschland schauen kann, da schämt man sich dessen nicht. Auch in ästhetische Untersuchungen schleicht sich eine derartige Neigung hinein. Im ersten Februarheft des „Mercure de France" spricht z. B. Louis Dumur über Nietzsche und die Kultur, und der Interpret des Philosophen verzeichnet es mit Behagen, daß Kultur nach der Meinung Nietzsches etwas in Deutschland Fremdes und Verwaistes sei. Schon liebenswürdiger, auch gerechter sieht Herr Jean Findt, der Herausgeber der „Revue", der Entwicklung unseres Geisteslebens zu. Er läßt oft in seiner Zeitschrift über deutsche Dinge schreiben. Er hat jetzt eine neue populäre Wochenschrift „Roman et Vie" begründet, und in ihr kommt neben den französischen Autoren auch Arthur Schnitzler zum Wort. Eine Novelle von ihm ist übersetzt.

### Italien.

Das letzte Heft der „Nuova Antologia" ist fast ausschließlich der Politik gewidmet. Der Leutnant Cerboneschi fordert zu einer noch in diesem März vorzunehmenden militärischen Besetzung des dem Namen nach seit zwanzig Jahren italienischen Somalilandes auf. Abessinien braucht nach seiner Meinung einen Hafen und wird die Kolonie wie einst Erythräa zu überrumpeln suchen; das fruchtbare Gebiet von Lugh darf nicht in den Händen bleiben, denn der Rest wäre nach seiner Meinung ein nutzloser Küstenstrich. Über weitgehende Pläne und Gesetzentwürfe zur Ausgestaltung des Wasserstaßennetzes schreibt der Deputierte Cadolini: Das Wichtigtse ist die Regulierung der Pomündung zwecks Kommunikation des Lago Maggiore mit dem Meere neben der endlichen Verbindung Roms mit der See, etwa durch einen der Tiber parallellaufenden Kanal und die Anlage eines Hafens in Fusano. Die Entwässerung und die Industrialisierung von Latium könnten mit diesem Werk

allmählich Hand in Hand gehen; der Gesetzgeber will aber unter Aufgabe eines früheren grundsätzlichen Standpunktes einen Teil der Kosten auf besonders zu bildende Interessengemeinschaften abwälzen und im ganzen nur elf Millionen — davon nur sieben Millionen direkt — aufwenden. Einen Fünfmillionenfonds für staatliche Ankäufe verlangt die neue parlamentarische Vorlage über die Vorzugs- und Einspruchsrechte des Staates an Kunstschätzen und Altertümern, deren schnelle Verabschiedung Leonardi verlangt. Der Direktor der Staatsschuld Mortara endlich trägt unter der nationalistischen Flagge der Vollendung des Einigungswerkes ziemlich entwickelte Grundsätze eines nur sehr höflichen Staats- und Agrarsozialismus vor. Er verbeugt sich vor dem Privateigentum, will dasselbe aber zugleich als eine Art von Mandat der Nation betrachtet wissen, die durch das Organ ihrer Landwirtschaftskammern das Minimum des ländlichen Grundbesitzes, die wirtschaftliche Benutzung großer Bodenflächen, die Form des Pachtvertrags mit Gewinn und Verlustbeteiligung des Eigentümers und das bäuerliche Kreditwesen in die Hand nehmen und festsetzen kann und dem pflichtvergessenen oder ungeeigneten Besitzer seinen Besitz durch das Mittel der Expropriation zu entwinden vermag. Eine ähnliche Bestimmung gilt bereits für den ager romanus im Umkreise von zehn Kilometern von der Hauptstadt. Italien dürfte unter Anspannung seines Kredits seine eigenen Zinsersparnisse für die Meliorisation seines Gebietes anwenden und alljährlich zehn- bis fünfzehntausend Mann seines Heeres zur Dienstleistung auf den Feldern kommandieren. — Rassegna Nazionale gibt einer patriotischen Aufrufung des Schiffkapitäns Ansaldo Raum: Das Vaterland soll endlich eigene Reedereien und große überseeische Verbindungen haben. Die Rivista d'Italia bringt einen neuere Forschungsresultate vermittelnden wissenschaftlichen Aufsatz von Georgi über das Alter des Menschen, der hiernach in der Tertiärzeit und vor vielleicht einer Million Jahren gleichzeitig mit den anderen europäischen Primaten entstanden ist, die alle die verschiedenen, zusammen hundertfünfzigtausend Jahre währenden, Eiszeiten nicht mehr erlebt haben.

## Spanien.

In der vorliegenden Nummer der „Espana Moderna" spricht M. Marfil über den Schaden oder größeren Nutzen der besonders in Spanien verrufenen Auswanderung. Eine Bevölkerung kann trotz zahlreicher Abwanderer zunehmen, wie die Beispiele Deutschlands und der französischen Normandie zeigen. Catalarien und der ganzen iberischen Mittelmeerküste wird durch die Rückwanderung mehr an Gütern zugebracht als durch die mittellosen Auswanderer entzogen, diese können in Südamerika den Besitzstand der spanischen Rasse gegen die Monroemänner wahren helfen und der Staat sollte seine wirtschaftliche Fürsorge auch auf die Arbeitsverhältnisse nach der Landung seiner Angehörigen ausdehnen.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

**Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.**

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 22. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---



„Na, mein Junge, wo willst Du denn mit den Kötern hin?"
„Nach Hause!"
„Nach Hause, so? Du bist wohl ein großer Liebhaber von Hunden?"
„Nee, ick mach' mir nich ville draus, aber Vater eßt se lieber als Schweinefleesch."

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES MÄRZHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H.
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 32.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishausser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London W. C. 16, John Street, Adelphi Strand Saarbachs News Exchange.

# Unser Anfang in Ostafrika.

## (Mit Gerhard Rohlfs nach Zanzibar.)

Erinnerungen von Vizeadmiral z. D. von Valois.

Am 23. November 1884 kam mit Tagesanbruch Land in Sicht und gegen $8^1/_2$ Uhr morgens ankerte das Kreuzergeschwader in Doppelkiellinie auf der Reede von Porto-Grande auf der Insel St. Vincent, dem Haupthandelsplatze der Cap Verde-Inseln.

Das unter dem Befehle von Konteradmiral Knorr stehende Geschwader bestand aus: „Bismarck" als Flaggschiff mit dem Kommandanten Kapitän zur See Karcher, „Gneisenau" mit dem Kommandanten Kapitän zur See Valois, „Ariadne" unter Korvettenkapitän Chüden und „Olga" unter Korvettenkapitän v. Bendemann.

Kaum hatten wir nach der Einnahme von Kohlen und Instandsetzungsarbeiten die routinemäßigen Exerzitien aufgenommen, als das Geschwader durch ein Telegramm am 30. November auseinandergesprengt wurde. Der an Admiral Knorr gelangte Befehl lautete:

„„Ariadne" aus dem Geschwader entlassen, soll mit Transporter „Adler" nach Westküste von Afrika gehen. „Gneisenau" — detachiert vom Geschwader — soll mit Generalkonsul Rohlfs durchs Mittelmeer nach Zanzibar gehen." Admiral Knorr erhielt den Befehl, mit „Bismarck" und „Olga" nach Kamerun zu gehen.

„Gneisenau" schied mit Salut aus dem Geschwader und kehrte auf den alten Ankerplatz zurück, um weitere Befehle zu erwarten, weil Generalkonsul Rohlfs sich bereits per Postdampfer auf dem Wege nach Kapstadt befand.

Nachdem am 3. Dezember der telegraphische Befehl eingetroffen war: „„Gneisenau" sofort nach Kapstadt gehen, Rohlfs an Bord nehmen und nach Zanzibar bringen," ging ich am 4. Dezember in See.

Der direkte kürzere Weg hätte nahezu völlig unter Dampf zurückgelegt werden müssen, — und da auch die Strecke Sierra Leone - Lüderitzhafen mit dem Kohlenvorrate der „Gneisenau" nicht bewältigt werden konnte, hätte unterwegs zweimal gekohlt werden müssen. In Anbetracht der dadurch entstehenden Zeitversäumnis — Ein- und Auslaufen, Kohlenübernahme und Abweichung vom direkten Kurse — war es wahrscheinlich, daß die Reise unter Dampf und Segel bei Benutzung des Passats und im Süden der westlichen Winde, annähernd in derselben Zeit zurückgelegt werden konnte. Wir hatten im letzten Falle den Vorteil der Kohlenersparnis und die Annehmlichkeit, den größten Teil des Weges bei frischem Winde segeln zu können.

Ich wählte daher den letzteren Weg und wir kamen am 1. Januar 1885 nach achtundzwanzigtägiger Reise vor Kapstadt zu Anker; — der andere Weg hätte bei doppeltem Kohlenverbrauche günstigen Falles in 26 Tagen zurückgelegt werden können.

Bald nach dem Ankern kam Generalkonsul Rohlfs, dem unsere Annäherung durch die Signalstation mitgeteilt worden war, an Bord. Für die nächsten Tage kam eine Fortsetzung der Reise nicht in Betracht, da es sich noch um Feststellungen handelte, ob andere in Südafrika angeregte Kolonisations-Projekte durchführbar wären. Rohlfs hatte darüber geheime Instruktionen, und auch ich erhielt Chiffre-Telegramme der Kaiserlichen Admiralität in derselben Angelegenheit.

Das Projekt wurde bald darauf auf Befehl vom Hause fallen gelassen, so daß eine nähere Besprechung darüber nicht angebracht erscheint. Ganz bestimmt hätte die Ausführung desselben die schon durch die Besitzergreifung von Südwestafrika — am 7. August 1883 hatten „Leipzig“ und „Elisabeth“ in Angra Pequena (Lüderitzbucht) die Flagge gehißt und das Kanonenboot „Wolf“ die Besitzergreifung an verschiedenen Stellen bis zur portugiesischen Grenze vollzogen — erregte Stimmung der Kapkolonisten noch erheblich gesteigert und zu Kundgebungen und Protesten geführt.

Am 7. Januar erhielt ich Befehl „Mit Rohlfs beschleunigt nach Zanzibar gehen“ und ging nach Vollendung der Ausrüstung am 10. in See.

Zanzibar war bisher nur wenig seitens unserer Regierung beachtet worden, obgleich mehrere Hamburger Firmen dort und in Madagaskar Filialen hatten und lebhaften Handel trieben. Nur einmal seit Begründung des Reichs war eins unserer Kriegsschiffe dort gewesen: S.M.S. „Hertha“ unter Kapitän zur See v. Kall im Jahre 1882. Das dortige Konsulat war durch einen kaufmännischen Vertreter besetzt, den Chef der dortigen Filiale des Hamburger Hauses O'Swald, Herrn William O'Swald. Mit den steigenden Handelsinteressen schien es aber angezeigt, Deutschland dort ebenso repräsentativ vertreten zu lassen, wie es seitens Englands und Frankreichs der Fall war, deren diplomatische Vertreter dem Sultan gegenüber mit größerer Sicherheit auftreten konnten, als der durch Rücksichten auf das Geschäft möglicherweise beeinflußte deutsche Kollege. Daher sollte Generalkonsul Rohlfs gelegentlich der Überreichung des Handschreibens unseres Kaisers durch „Gneisenau“ in Zanzibar installiert werden.

Für den Generalkonsul wurde in unserer Vorkajüte eine geräumige Kammer zurechtgezimmert, in welcher er sich — da er seefest war, — bei genügend Luft und Licht während der ganzen Reise sehr behaglich gefühlt hat. Seine großen Verdienste um die Erforschung Nordafrikas und seine Durchquerung des Kontinents von Tripolis nach Lagos muß ich als bekannt voraussetzen. Er war etwa 10 Jahre älter als ich, und wir hatten beide infolge der Kenntnis fremder Länder und Völker genügenden Stoff zu interessanten Gesprächen, und die Zeit verging im besten Einvernehmen wie im Fluge.

Da die Reise beschleunigt zurückgelegt werden sollte, konnte eine Reise außerhalb Madagaskars (um den Monsoon zu benutzen) nicht in Frage kommen. Ich hatte deshalb

so viel Kohlen wie möglich außerhalb der Bunker noch mitgenommen und dampfte und segelte, wie es die Umstände mit sich brachten. Zwischen Madagaskar und Zanzibar fingen aber die Kohlen an auf die Neige zu gehen, und wir mußten mehrere Tage bei leichten umspringenden Winden segeln, bis wir die Sicherheit hatten, die noch dazwischen liegende Entfernung sicher abdampfen zu können. Die Reise verlief ohne besondere Vorkommnisse, und am frühen Morgen um Cap Kizimkazi herumgehend ankerte „Gneisenau“ bei schönstem Wetter am 27. Januar 1885 vor Zanzibar.

Mit voller Fahrt durch das klare Fahrwasser des Südpasses in nur geringer Entfernung der flachen Küste einlaufend, machte die hochbordige „Gneisenau“ zur Freude unserer Landsleute auf die Zanzibariten einen hervorragenden Eindruck. Wegen des an Bord befindlichen Generalkonsuls wehte die Nationalflagge auch im Großtopp, und sofort nach dem Ankern wurde die Flagge des Sultanats — dem wir bald so große Schwierigkeiten bereiten sollten — mit 21 Schuß salutiert.

Die im hellen Sonnenscheine schimmernden weißen Steinhäuser mit flachem Dache, — zunächst die englische Mission und das Generalkonsulat, die Häuser der ersten deutschen Firmen, O'Swald und Hansing, die Sultansgebäude und andere, mit frischem Grün zur Seite und im Hintergrunde, mit den Fronten seewärts gerichtet, gewährten einen prächtigen Anblick. Zwar ergab die nähere Besichtigung der weiter abgelegenen Stadtteile auch einige Schattenseiten, doch befanden sich die hauptsächlichsten Straßen und Wege immerhin in leidlicher Ordnung. Selbst Regenwetter änderte nicht viel daran, da der Boden der Insel hauptsächlich aus korallenhaltigem Untergrunde bestand.

Am 28. schiffte sich Rohlfs aus, um zunächst in ein Hotel zu gehen und sich von dort nach einem geeigneten Hause für sein Konsulat umzusehen. Der feierliche Empfang sowie die Überreichung des Handschreibens Seiner Majestät an Said Bargasch fand am 30. Januar statt, und am 31. wurden wir durch den Generalkonsul dem Sultan oder Said vorgestellt.

Said Bargasch empfing uns in seinem Stadtpalaste, der zwar europäischen Begriffen eines Palastes nicht entsprach, immerhin aber ein stattliches Gebäude mit hohen, luftigen Räumen und herumlaufenden Veranden war. Eine würdige Persönlichkeit — im besten Mannesalter stehend — begrüßte er uns (mit Hilfe eines Dolmetschers) mit freundlichen Worten, und nach Herumreichung der üblichen Erfrischungen verabschiedeten wir uns und verließen die reichlich mit Spiegeln, Kronleuchtern, Diwans, Teppichen und Vorhängen ausstaffierten Räume.

Über die Dauer unseres Aufenthaltes und weiter zu verfolgende Aufgaben gingen uns keine weiteren Befehle zu, und so suchten wir uns — unter Einhaltung des gewöhnlichen Dienstes — so gut wie angängig über Land und Leute zu informieren. Wie vorher schon erwähnt, war das Konsulat bisher stets durch einen kaufmännischen Vertreter besetzt gewesen. Abgesehen von der größeren Unabhängigkeit eines diplomatischen Agenten wird die Umwandlung des Konsulats auch auf Wünsche aus kaufmännischen

Kreisen zurückzuführen sein, da eine Firma, die das Konsulat vertritt, anderen Konkurrenten gegenüber im Vorteil ist, besonders in solchen Ländern, in denen wie in Zanzibar der Fürst mehr Kaufmann als Herrscher ist. Die größten deutschen Handlungshäuser waren durch junge liebenswürdige Deutsche vertreten: Die Firma O'Swald durch die beiden Brüder William und Alfred, Söhne des Firmeninhabers, die Firma Hausing durch Herrn Justus Strandes. Die angenehmsten Erinnerungen verknüpfen sich mit dem Andenken an diese beiden Häuser, besonders da das letztere noch durch die junge reizende Frau des Chefs repräsentiert wurde.

Wenn es auch zu weit führen würde, die Geschichte Zanzibars und des regierenden Hauses eingehend zu behandeln, so dürften doch — bei der Bedeutung, welche diese Faktoren für uns demnächst annehmen sollten — einige kurze Bemerkungen am Platze sein. Nachdem die Portugiesen im 17. Jahrhundert durch die von den Maskat-Arabern unterstützte Küstenbevölkerung aus allen Besitzungen nördlich von Cap Delgado vertrieben worden waren, zerfielen die früheren portugiesischen Kolonien in eine größere Zahl von kleinen Staaten. Zunächst unter dem Schutze oder der Oberhoheit der Sultane von Maskat stehend, wurden die folgenden Jahrhunderte durch ununterbrochene Kämpfe untereinander und durch Versuche, die Oberhoheit abzuschütteln, ausgefüllt. Wiederholt gelang es einzelnen Gebieten der Küste, die Oberhoheit abzuschütteln, bis eine neue Anstrengung von Maskat den alten Zustand wieder zurückführte. Diesen Kämpfen wurde erst ein Ende gemacht, als das Reich des Imans von Maskat nach dem 1856 erfolgten Tode des Herrschers Achmed ben Mohammed ben Osman in eine arabische und eine afrikanische Hälfte geteilt wurde. Ein jüngerer Sohn desselben, Said Madjid, war der erste Herrscher, der sich dauernd in Zanzibar niederließ und den Platz zur Hauptstadt machte. Zwar mußte noch einige Jahre ein Tribut an Maskat gezahlt werden, doch ist diese Verpflichtung seit längerer Zeit durch englische Vermittelung aufgehoben und Zanzibar als unabhängiger Staat zu betrachten.

Der zur Zeit unserer Anwesenheit regierende Sultan (oder Said) Bargasch war der dritte in der Reihe der selbständigen Herrscher. Daß Zanzibar zur Residenz gewählt wurde, war eine Folge seiner günstigen Lage. Gegenüber von Bagamoyo gelegen, dem Anfange und Endpunkte aller Karawanen, konnte von Zanzibar aus der Handel am leichtesten kontrolliert werden, während die Stadt wiederum die Vermittelung mit der übrigen Welt in Händen hatte. Die Lage zu der nördlich und südlich sich erstreckenden Küste war eine ziemlich zentrale. Die Lage als Insel gewährte — da die Küstenbevölkerung gar nicht aufs Wasser ging oder nur kleine Fahrzeuge zur Verfügung hatte, und der Sultan mehrere Dampfer besaß — gegen jeden Versuch des Angriffes absolute Sicherheit.

Auch wohnten die dem Said ergebensten Maskat-Araber auf der Insel am dichtesten, und Zanzibar war seit langer Zeit der Sitz des Kapitals, durch welches der Karawanenhandel betrieben wurde. Bei der Unwegsamkeit des Terrains zwischen den Küsten-

plätzen, war die Verbindung zwischen denselben in den meisten Fällen auf den Seeweg hingewiesen, und da Zanzibar auch den Anforderungen an einen Hafenplatz entsprach, hatte die Zentralgewalt durch diese Wahl alle Vorteile der insularen Lage, ohne die Nachteile zu empfinden.

Ohne Zweifel war Zanzibar vom Golf von Aden an bis zu den englischen Kolonien an der Ostküste von Südafrika der bedeutendste Platz, — ja für die Küstenbewohner und das Karawanenvolk das Paradies auf Erden. Auch in sanitärer Beziehung stand es in jeder Beziehung über den Plätzen an der Küste. Sir John Kirk, der englische Generalkonsul — einstiger Reisebegleiter von Livingstone — hatte nach dem Said unbestritten den größten Einfluß von allen fremden und einheimischen Persönlichkeiten. Es wurde allgemein behauptet, daß Said Bargasch keine Entscheidung von Wichtigkeit traf, ohne mit Sir John darüber zu sprechen. Dies resultierte aus dem hohen Ansehen, in welchem England als Herrscher Indiens stand, aus der dauernden Stationierung mehrerer Schiffe, der Regelung der Subsidienfrage mit Maskat *) und der Abhängigkeit in betreff des Kapitals, welches größtenteils englisch-indischen Ursprungs war.

Die in Zanzibar ansässigen Banjanen und Hindus**) hatten den Karawanenhandel ganz in der Hand, — die europäischen Häuser (die deutschen Firmen im besonderen), vermittelten nur den Import und Export nach und von den europäischen Plätzen. Araber rüsteten mit den Vorschüssen der Bombay-Firmen die Karawanen aus und rechneten nach der Rückkehr, welche oft erst nach Jahresfrist erfolgte — mit ihren Kreditgebern ab. Nie sollen — falls nicht feindliche Angriffe oder besondere Unglücksfälle eintraten, — Verluste entstanden sein, denn infolge von Unredlichkeit wäre dem Betreffenden die Rückkehr nach Zanzibar abgeschnitten gewesen, — und Zanzibar, war wie gesagt, das irdische Paradies dieser Leute. Der Gerichtstag im englischen Generalkonsulat gewährte einen Einblick in die Machtstellung von Sir John Kirk. Es fanden sich dort nicht nur die indischen Kaufleute ein, welche ihm als englische Untertanen unterstanden, sondern auch Eingeborene, die sich freiwillig seiner Entscheidung fügten, wenn es sich um Differenzen zwischen ihnen und englischen Untertanen handelte.

Dr. Rohlfs hatte inzwischen das Konsulat von Herrn William O'Swald übernommen und einen Herrn Winckler als Konsulatssekretär installiert.

Beiden Herren wurde es nicht leicht, sich in die neuen Stellungen hineinzufinden; trotz Rohlfs großer Bedeutung als Afrikareisender und Forscher, war er in den Geheimnissen des grünen Tisches nicht sehr bewandert, und Herrn Winckler ging es dabei auch nicht besser.

Zu unserer großen Überraschung erfuhren wir bald nach unserer Ankunft in

*) Da Maskat den Tribut nicht aufgeben, — Zanzibar nicht zahlen wollte, übernahm die englische Regierung zunächst die Zahlung, damit der Handel nicht durch kriegerische Verwickelungen gestört würde. Bei späteren Differenzen zwischen England und Maskat ist der Tribut in Fortfall gekommen.

**) Erstere Buddhisten, letztere Muhammedaner.

Zanzibar, daß im November vorigen Jahres eine Expedition junger Deutscher bei Saadani ins Hinterland eingedrungen wäre und dort mit verschiedenen Häuptlingen Verträge abgeschlossen hätten behufs Gründung einer Kolonie. Es waren das die Herren Dr. Karl Peters, Dr. Karl Jühlke, Graf Joachim Pfeil und Otto, von welchen Herr Otto schon am 24. Dezember in Usagara gestorben war. Nachdem die Expedition während der Zeit vom 10. November bis 17. Dezember 1884 verschiedene Verträge abgeschlossen hatte, war Dr. Peters über Bombay nach Europa gegangen, um unsere Regierung zur Übernahme des Protektorats zu veranlassen, — Graf Pfeil war als Platzhalter mit Herrn Otto in Muinye Sagara, und Dr. Jühlke war als Vertreter und Vermittler in Zanzibar zurückgeblieben.

Seine Wohnung = das Usagarahaus genannte Gebäude, war Bureau und Sammelplatz für die später ankommenden und nach dem Innern abgehenden Herren. Dr. Jühlke besuchte uns an Bord; wir trafen öfters hier und dort zusammen und lernten in demselben einen liebenswürdigen Menschen kennen, der sich schnell unsere Sympathien erwarb.

Obgleich als Seeoffizier jeder Kolonisation günstig gestimmt, konnte ich in Unterhaltungen mit Dr. Jühlke doch meine Besorgnis nicht verhehlen, daß die Aussichten für den tatsächlichen Erwerb der betreffenden Landschaften mir nicht sehr günstig zu stehen schienen. Das Auswärtige Amt hatte durch Konsul O'Swald den Herren vor dem Abmarsche ins Innere mitteilen lassen, daß weder einer zu gründenden Kolonie noch ihnen persönlich der Schutz des Reiches zugesagt werden könnte, — falls dieselben darauf beständen, ihre Pläne auszuführen. Auch Rohlfs schien der Meinung zu sein, daß seitens unserer Regierung keine Neigung für koloniale Unternehmungen an der Ostküste vorhanden sei, und die Entsendung eines Generalkonsuls mit kaiserlichem Handschreiben über die Anbahnung enger freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern sprach auch nicht dafür, daß demnächst Maßregeln erwartet werden konnten, welche das Sultanat Zanzibar aufs ernsteste erschüttern mußten. Diesen Betrachtungen gegenüber schien auch Jühlke nicht sehr hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken; indessen war er ja nicht verpflichtet, seine wahre Meinung zu offenbaren.

Von englischer Seite wird die Errichtung eines diplomatischen Generalkonsulats in Zanzibar nicht mit günstigen Augen betrachtet worden sein, — obgleich davon natürlich nichts zu bemerken war. England betrachtete Zanzibar und die gegenüberliegende Küste seit langer Zeit als zu seiner Interessensphäre gehörend, und ein unparteiisches Urteil mußte ihm darin recht geben. Wenn auch die Delegierten der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und deren Tätigkeit in Usagara und anderen Landschaften mit Mißtrauen und Unbehagen beobachtet worden sind, so wird die bekannt gewordene Erklärung des deutschen Konsuls, „die deutsche Regierung würde den Kolonisationsplänen und selbst den Herren Peters, Jühlke und Pfeil ihren Schutz versagen", das Gute gehabt haben, Said Bargasch und Sir John Kirk abzuhalten, diesen Plänen zeitig entgegenzutreten.

Hätte man in Zanzibar dieser kleinen Expedition irgend welche Bedeutung beigemessen, so wäre es leicht gewesen, durch gleichzeitige Entsendung eines bedeutend größeren Aufgebotes unter Führung eines höheren Beamten des Sultans das Abschließen der Verträge zu hindern. So hat denn meiner Ansicht nach gerade die ablehnende Haltung unserer Regierung wesentlich — wenn auch unabsichtlich — dazu beigetragen, die ersten Anfänge zur Kolonisation von Ostafrika möglich zu machen. Natürlich wurde viel Pro und Contra über die Aussichten gesprochen, aber nur wenige glaubten, daß der Kolonisationsversuch Erfolg haben würde.

Während dessen war über Kapstadt ein Telegramm eingetroffen, nach welchen „Bismarck" und „Olga" in Kamerun die widersetzlichen Stämme mit Waffengewalt hätten niederwerfen müssen. Von „Ariadne" war nichts zu hören. Da nun von Berlin weiter keine Befehle zugekommen waren, sprach ich mit Rohlfs, ob es nicht angezeigt wäre, statt ruhig in Zanzibar zu liegen, unsere Flagge an einigen anderen Küstenplätzen zu zeigen. Der Generalkonsul war damit einverstanden und so trat ich mit „Gneisenau" am 6. Febr. eine mehrtägige Reise nach den nördlichen Küstenplätzen an. Unter den in Zanzibar befindlichen Deutschen hatte ich auch Herrn Clemens Dehnhardt kennen gelernt, welcher mit seinem Bruder Gustav zusammen vom Sultan von Witu verschiedene Konzessionen erhalten hatte und sich darüber beklagte, daß die Beamten Saïd Bargaschs in Lamu, infolge alter Feindschaft zwischen den beiden Fürsten, soviel wie möglich den Verkehr mit dem hinter Lamu liegenden Lande Witu erschwerten. Clemens D. war gerade im Begriffe, mit einer arabischen Dhow über Lamu nach Witu zu gehen, woselbst sein Bruder Gustav sich zurzeit aufhielt. Er versprach sich schon von dem bloßen Erscheinen der „Gneisenau" vor Lamu eine Förderung seiner Interessen, und fragte an, ob wir sein Fahrzeug vielleicht in Tau nehmen könnten. Dies sagte ich gerne zu — doch war das Fahrzeug zu leicht gebaut, um gegen etwas hohe See geschleppt zu werden, und bald schrien die Insassen aus Leibeskräften, um wieder losgeworfen zu werden.

Während des kurzen Aufenthaltes in Lamu und Barawa wurde ein Offizier mit dem von Zanzibar mitgeführten Dolmetscher Moses an Land geschickt, um den Valis mitzuteilen, daß „Gneisenau" an der Küste stationiert wäre zum Schutze der deutschen Interessen und um zu ersuchen, alles zu vermeiden, was Veranlassung zu Klagen geben könnte. Auch ankerte ich je einige Stunden vor der Mündung des Durnford und des Jubaflusses,*) um die Barren zu rekognoszieren, — es stand aber an beiden Plätzen eine so starke Brandung, daß ich ein Passieren derselben mit unseren Schiffsbooten nicht versuchen wollte, — besonders da ich keinerlei Befehle in der Richtung erhalten hatte. Überall, wo „Gneisenau" ankerte, wurden wir nach dortiger arabischer Sitte mit Gastgeschenken begrüßt, — einige Male mit recht erheblichen Quantitäten von geschlachtetem Rindvieh oder lebenden Schafen und Ziegen. Da es uns verboten ist, Geschenke anzunehmen, ließ ich die

*) Zu Berdera am Oberlaufe des Jubaflusses wurde Claus v. d. Decken Ende September 1865 ermordet.

Sendungen durch den Zahlmeister abschätzen und dann die Gabe durch eine entsprechende Quantität Hartbrot und Hülsenfrüchte erwidern, — welcher Modus sogar auch später vor den Augen der Oberrechenkammer Gnade gefunden hat.

Am Abende des 15. Februar ankerten wir wieder vor Zanzibar, — woselbst die zur Unterdrückung des Sklavenhandels dort stationierten englischen Schiffe „Turquoise“ und „Woodlark“ ebenfalls zu Anker lagen. Es hatte sich inzwischen nichts Wesentliches zugetragen, und die Frage wegen der Erwerbungen im Hinterlande beherrschte immer noch die Unterhaltung. Am 23. Februar traf per Postdampfer die Frau unseres Generalkonsuls, eine liebenswürdige und kluge Deutsch-Russin (Riga) in Zanzibar ein, um ihrem Mann in dem neuen Berufe zur Seite zu stehen. Ich holte dieselbe — im Verein mit ihrem Manne — mit meiner Jig vom Dampfer ab. Da Said Bargasch gestattet hatte, die vor Zanzibar liegenden Inseln sowie auch die Plätze südlich der Stadt zu Exerzitien zu benutzen, machten wir davon wiederholt Gebrauch, um die Eintönigkeit des Schiffsdienstes etwas zu unterbrechen. Die Hitze war nicht so drückend, wie man es der Lage in der Nähe des Äquators gemäß annehmen konnte; der über die Insel wehende Nordost-Monsoon und nahezu regelmäßige kurze Regenfälle am Nachmittage sorgten für einige Abkühlung. Jedenfalls hinderte uns die Hitze nicht, gelegentliche Ausflüge auf der Insel und Jagdausflüge nach dem Festlande zu machen.

Als ich von einem derselben am 4. März wieder nach Zanzibar zurückkehrte, war soeben die Depesche eingetroffen: „Aufenthalt von „Gneisenau“ noch voraussichtlich bis Ende März. S. M. der Kaiser haben das Protektorat über die vom Kolonisationsverein erworbenen Gebiete angenommen.“

Die Bombe war also endlich geplatzt!

War auch noch keine offizielle Mitteilung an Said Bargasch eingetroffen, so erregte die Nachricht doch gewaltiges Aufsehen und bei uns Deutschen am Lande und auf „Gneisenau“ großen Jubel, wenn auch zunächst noch nicht ersichtlich war, was mit Gebieten ohne Seeküste anzufangen sein würde. Der Sultan und seine Freunde, wie auch Sir John Kirk waren äußerst betroffen, denn nach der ablehnenden Haltung des deutschen Konsuls, — welcher der Expedition offiziell den Schutz der deutschen Regierung verweigert hatte, glaubte man nicht, daß aus der Sache Ernst werden könnte. — Da der Hauptverkehr von Zanzibar nach dem Innern über Bagamoyo und Saadani ging, die Wege also unter deutsche Kontrolle kommen mußten, glaubte Said Bargasch den größten Teil seiner Einkünfte, — welche aus diesen Quellen flossen — gefährdet. Die Lage war zweifellos sehr ernst für ihn, und er war wohl berechtigt, seine finanzielle Existenz für bedroht zu halten.

Nach Sir John Kirks Ansicht und derjenigen vieler Engländer, — welche Zanzibar und die gegenüberliegenden Küsten seit langen Jahren schon als englische Domäne betrachtet hatten, erschien unser Auftreten nicht viel anders als wie unberechtigte Anmaßung. Wenn wir über die Angelegenheit debattierten, war es uns völlig klar, daß nicht Zanzibars Verhalten, sondern dasjenige Englands in der Protektoratsfrage den Ausschlag

geben würde. Es ist richtig, daß Said Bargasch die englische Überwachung und Unterdrückung des Sklavenhandels nur unwillig ertrug, und durch die in Zanzibar ansässigen Deutschen für Deutschland günstig gestimmt, gerne eine Anlehnung bei uns gegenüber dem englischen Drucke gefunden hatte. Unsere Erwerbungen im Hinterlande gefährdeten die Interessen des Sultans indessen so sehr, daß er sich wieder notgedrungen ganz auf England stützen mußte. Da Zugeständnisse seinerseits nur im Einverständnisse mit England erwartet werden konnten, war es richtig, daß unsererseits die Aktion erst eingeleitet wurde, als wir glaubten, dieselbe England gegenüber durchführen zu können.

Aus dem Schritte unserer Regierung war ersichtlich, daß in den letzten Wochen ein entscheidender Umschwung in den Ansichten über Kolonisationsprojekte in Ostafrika eingetreten sein mußte. Im November 1884 wurde der Expedition Peters klipp und klar jeder Schutz verweigert, — und im Februar 1885 griff das Reich, auf Unterlagen gestützt, deren Legalität einigermaßen anfechtbar war, energisch zu. Die Erklärung dafür lag in den geänderten politischen Verhältnissen, denn in meinem Tagebuche heißt es sub 30. III. 85: „„„Turquoise" kam plötzlich von Dar es Salam zurück infolge der Depesche — England rüstet gegen Rußland — „Turquoise" geht nach Aden."

Unter diesen Umständen schien man in England wegen etwas mehr oder weniger Afrika sich nicht mit dem Deutschen Reiche überwerfen zu wollen. Da die Übernahme des Protektorats dem Sultan noch nicht amtlich mitgeteilt war, konnte von seiner Seite dazu nicht Stellung genommen werden, indessen schickte der Sultan zahlreiche Expeditionen nach allen Seiten aus, um weitere Verträge unmöglich zu machen, konnte es aber bei der großen Ausdehnung der Besitzungen nicht verhindern, daß Graf Pfeil auf seinem Rückwege zur Küste im Mai und Juni noch die Landschaften am Rufidji erwarb.

Wenn wir uns in betreff des Rechtsstandpunktes auch keine Skrupeln machten, — denn nur wenige Kolonien dürften ohne Verletzung der Rechte anderer erworben worden sein — und uns über die Tatsache freuten, so muß doch zugegeben werden, daß die andere Seite einigermaßen berechtigt war, gegen die Prozedur Einspruch zu erheben. Ich möchte hierüber Paul Reichard sprechen lassen, der lange Jahre im Innern Afrikas weilte und plötzlich an der Küste auftauchte, nachdem man ihn bereits verloren geglaubt hatte, als „Gneisenau" (und das Geschwader Knorr-Paschen) zum zweiten Male vor Zanzibar lag. Es muß hinzugefügt werden, daß Reichard der Erwerbung durchaus günstig gesinnt war. Er schreibt in seinem Buche „Deutschostafrika" (Leipzig, O. Spamer) „Seite 14: Der Protest des Sultans Said Bargasch war, wenn wir unparteiisch urteilen sollen, in allen Punkten berechtigt, die in Frage kommenden Gebiete befanden sich tatsächlich unter seiner Oberhoheit. An den bedeutendsten Punkten hatte er den derzeitig einflußreichsten Araber zum Vali ernannt und an kleineren zahlreichen Orten je drei bis vier Soldaten stationiert. Reichard nennt eine große Zahl solcher Orte, welche gelegentlich der Inspektionsreisen des im Sultansdienste stehenden früheren englischen Offiziers Mathews revidert wurden. Der Häuptling von Usagara, Muini Msagara, zahlte zur Zeit,

als er den Vertrag mit der deutschen Expedition abschloß — und auf welchen dieselbe ganz besonderen Wert legte — tatsächlich Tribut an Said Bargasch. Über Tabora, dem Zentralpunkte auf dem Wege nach dem Tanganyika, heißt es an andrer Stelle: „Es befand sich dort stets ein arabischer Gouverneur, die arabische Flagge wehte im Lande und das ganze Land befand sich tatsächlich bis in die jüngste Zeit in seiner Gewalt. Abgesehen hiervon aber würden vor einer strengen Kritik auch die abgeschlossenen Verträge die Feuerprobe nicht bestanden haben. Man darf den Neger nicht für so dumm halten, für einige Geschenke sein Land an einen plötzlich erscheinenden Europäer — der noch dazu ohne imponierende Macht auftritt — abzutreten. Alle Häuptlinge, mit denen Dr. Peters solche Verträge abschloß, hatten bestimmt nicht die leiseste Ahnung von der Bedeutung, welche Peters seinen Verträgen unterlegte, sonst würde nicht ein einziger zur Unterzeichnung zu bewegen gewesen sein (Reichard, Seite 8)“. Vermutlich hätte derselbe Häuptling einer späteren Karawane gegenüber genau ebenso gehandelt, in der Annahme, durch Hissen einer neuen Flagge neue Geschenke und einen neuen Protektor zu erhalten. In keinem Falle aber wäre er bereit gewesen, sich dadurch einen unbequemen Herren aufzubürden. Das waren im ganzen und großen die Ansichten aller Europäer und auch die meinigen. Um aber den Einwand zu entkräften, daß diese Anschauung nicht durch ausreichende Kenntnis der Verhältnisse begründet werden konnte, habe ich Reichard angeführt, dessen Berechtigung, solche Angelegenheiten sachgemäß zu beurteilen, nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Währenddessen war Dr. Jühlke mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den erworbenen Gebieten beauftragt worden, was indessen nicht viel zu bedeuten hatte, da der neuen Herrschaft außer dem in Kiwa zurückgebliebenen Grafen Pfeil nebst einigen Dienern keinerlei Organe oder Machtmittel zur Verfügung standen. Die Freude über den Erwerb der schönen Kolonie darf uns indessen nicht der Erkenntnis verschließen, daß der Standpunkt, den wir im Hinterlande von Zanzibar einnahmen, auch mit rückwirkender Schärfe sich hätte gegen uns wenden können: Lange Zeit hat es gedauert, bis wir — besonders in Kamerun — das Hinterland besetzen konnten, und ein Stärkerer hätte uns dort dieselben Überraschungen bereiten können, wie wir Said Bargasch in Ostafrika.

Durch die Vereinbarungen über die Interessensphären und den Begriff des Hinterlandes — das Wort ist von fremden Sprachen inkorporiert worden — ist allerdings derartigen Unternehmungen ein Ende bereitet worden. Daß in kolonialen Fragen mehr die Macht als das Recht entscheidet, mußte Portugal noch einige Jahre später bei der Abgrenzung von Rhodesia erfahren. Es handelte sich um einige Distrikte, welche Portugal seit Jahrhunderten als sein Eigentum betrachtet hatte und welche seitens Englands beansprucht wurden. Als die Behörden von Mozambique die Räumung verweigerten, kam es sogar zur Entwaffnung portugiesischer Truppen. In Portugal entstand darüber eine so hochgradige Aufregung, daß die Regierung, welche zu schwach war, Gewalt gegen Gewalt zu setzen, beinahe gestürzt wurde.

Im Laufe der Jahre haben sich über die Frage, wem das Deutsche Reich die Erwerbung der Kolonie zu danken hat, lebhafte Kontroversen erhoben. Freunde von Dr. Peters wollen das Verdienst für denselben ausschließlich in Anspruch nehmen. Dadurch würde seinen Gefährten bitteres Unrecht zugefügt werden. Graf Joachim Pfeil war der einzige der Herren, welcher nicht unerhebliche Erfahrungen über den dunklen Erdteil mitbrachte, und hielt — während Dr. Peters nach Europa reiste und Dr. Jühlke in Zanzibar weilte — unter den schwierigsten Verhältnissen (nach Herrn Ottos Tode ganz allein) noch mehr als 6 Monate im Innern aus. Dr. Jühlke aber mußte im Oktober 1886 seinen Eifer für die koloniale Sache in Kismayn mit dem Leben bezahlen.

Jeder hat an seiner Stelle nach besten Kräften gewirkt und es entspricht nur der Billigkeit, alle drei Namen mit der Erwerbung von Ostafrika in Verbindung zu bringen. Es kann dies auch nicht durch die Erwägung beeinträchtigt werden, daß ohne unmittelbares machtvolles Eintreten der Regierung die Verträge wertloses Papier geblieben wären und keine praktischen Folgen gehabt hätten. Bei kolonialen Unternehmungen früherer Zeiten kam der Kaufmann und Kolonist vor dem Staate — hier mußte der Staat vorangehen. Bei dem letzten großen Unternehmen in dieser Richtung, der Gründung von Rhodesia, hatten die Gründer erst schwere Kämpfe zu bestehen, und dann erst übernahm der Staat die Oberhoheit.

Ohne die Verschärfung der Beziehungen zwischen England und Rußland wäre es für unsere Regierung schwerlich möglich gewesen, so entschieden für die Erwerbung einzutreten. Das anfangs wenig aussichtsvolle Unternehmen konnte infolgedessen zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden, und setzte uns in den Besitz unserer schönsten und größten Kolonie, deren Erwerbung für alle Zeiten mit den Namen: Peters, Jühlke und Graf Pfeil verknüpft sein wird.

Gerne gedenke ich noch mehrerer liebenswürdiger und braver Männer, — Mitgliedern der französischen Mission in Zanzibar und Bagamoyo: Pater Acker — den ich nach langen Jahren die Freude hatte in Europa wiederzusehen — hielt für unsere katholischen Mannschaften in Zanzibar in seiner Kirche Gottesdienst ab in deutscher Sprache. Bei den Brüdern in Bagamoyo befanden sich mehrere Deutsche, darunter der Vikar Bauer aus Colmar und Bruder Oskar aus Düsseldorf. Letzterer war der Waffenmeister der Mission, denn die Karawanen, welche die Verbindungen mit den weiter innenlands liegenden Stationen unterhielten, mußten bewaffnet ausziehen, um gegen Beraubung gesichert zu sein. Bei unsern Spaziergängen in den schönen und großartig angelegten Pflanzungen überraschte mich der Bruder durch die Frage, ob man nicht Kugeln in leere Konservenbüchsen packen und diese aus kleinen Kanonen verfeuern könnte. Ich konnte ihm nur dazu raten, — vorausgesetzt, daß die Blechbüchsen einigermaßen passen sollten.

Bis Ende März war immer noch keine offizielle Mitteilung an Said Bargasch eingetroffen und die Stellung unsres Generalkonsuls mag während dieser Zeit schwer genug

gewesen sein. Ich war deshalb erstaunt, als angesichts dieser unklaren Lage am 29. März das Telegramm eintraf: „Zur australischen Station unter Kommodore Paschen übertreten, nach Sydney auf südlicher Route abgehen."

Man hat sich aber nicht zu wundern, sondern zu gehorchen, und es hieß: „Raus aus den Kartoffeln!" Ohne zu ahnen, wie bald es wieder heißen würde: „Rin in die Kartoffeln!" ging ich nach Abschied vom Sultan, vom Ehepaar Rohlfs und allen guten Freunden am 1. April nach Sydney in See.

---

# Georg Herwegh an seine Frau.

## Unveröffentlichte Briefe aus den Jahren 1861—1862.

Herausgegeben

von

Marcel Herwegh und Victor Fleury.

(Fortsetzung.)



Karlsbad, 1.—5. Juli 1861.

Liebe Emma!

Ich habe lange nicht geschrieben, aus hundert und einem Grunde, von denen ich wenigstens den einen angeben will. Das edle Wasser hatte in meinem Kopfe einen solchen Sturm und so rasende einseitige Gesichtsschmerzen hervorgerufen, daß ich weder schlafen noch wachen, weder gehen noch stehen, weder Hand noch Fuß in Bewegung setzen mochte. Die Gehirnthaetigkeit, die auch ohne das Brunnentrinken hier nicht besonders sich geltend macht, hatte vollstaendig aufgehört und und die ersten Worte Hochbergers*) zu mir, daß mir nach vierzehn Tagen ein Brief mehr Mühe als sonst ein ganzes Buch kosten würde, waren glaenzend in Erfüllung gegangen. Hochberger gehört übrigens so wenig wie seine Herren Wassercollegen zu den großen Propheten; ich aergere mich schon heute über das Honorar, was ich ihm bei meiner Abreise werde zahlen müssen, und finde, daß ich seiner durchaus haette entrathen koennen. Von 4 bis zu 7 und 8 Glaesern haett ich's auch in meiner Weisheit allein gebracht; die Kur waere nicht minder befriedigend ausgefallen und das faule Fett ebenso dahingeschmolzen, als es jetzt der Fall ist. In der That glaube ich dir einen ganz schlanken Schatz bei meiner Wiederkehr versprechen zu koennen, der sich aber erst wieder durch ein gutes Stück Fleisch und

*) Dr. Hochberger.

bessere Gesellschaft bei Euch wird erholen müssen. Karlsbad ist über die Maßen langweilig seitdem durch das schlechte Wetter auch die Spaziergaenge ihren Reiz verloren haben und von einem ruhigen Aufenthalt in freier Waldluft seit acht Tagen schon keine Rede sein kann. Die dreistündige Bummelei waehrend des Trinkens muß meist mit dem Regenschirm in der Hand ausgeführt werden und auch der Gang nach dem Posthof oder nach Hammer geht in gleicher Weise vor sich. Die Gegend ist natürlich schon ziemlich abgelesen von mir; nur dahin, wohin du mich in deinen Briefen schon wiederholentlich gewünscht hast — ich meine nicht zum Teufel, aber zu des Teufels Sohn, Hans Heiling — bin ich zur Stunde noch nicht gekommen. Du hast diese Partie vor zwanzig Jahren wahrscheinlich mit romantischeren Augen angesehen, als die Menschen, unter denen ich das Unglück habe, mich hier zu bewegen, aufzuweisen haben. Doch wird, wenn alle Ressourcen erschöpft sind, wohl auch dahin eine Fahrt veranstaltet werden.

Seit meinen ersten Briefen ist indeß mit Karlsbad eine unglaubliche Veränderung vor sich gegangen. Die haute volée ist fast verschwunden und an ihrer Stelle dominiren die Kaufleute und die Juden, die Einen so interessant wie die andern. Man wird Krethi und Plethi vorgestellt und Einer glaubt dem Andern einen Gefallen zu erweisen, wenn er ihn mit einem Dritten langweiligen Menschen bekannt macht. Einige Doctores medicinae sind noch der leidlichste Umgang den ich gefunden, wenn man das Umgang nennen will, daß man einen Karlsbader Küpfel oder einen Kaelberbusen an demselben Tische zusammen verzehrt. Ich nenne sie dir nicht; denke dir X. Y. Z. so weißt du gerade so viel, als ich dir sagen koennte. Von Dr. Claessen, der übrigens nicht mehr Doktor, sondern ein großer Financier und superfeiner Politikus geworden ist, hab' ich dir, glaub' ich schon, gesprochen. Wir diniren jetzt in der Regel zusammen und machen gemeinschaftliche Ausflüge. Auch einen Dr. Marcusen*) aus Petersburg, dessen du dich vielleicht von Nizza her erinnerst, der aber nicht zur dortigen Bande gehörte, hab' ich hier wieder getroffen, wo er Frau und Kinder curiren will. Er lebt gewöhnlich in Würzburg, wo sich auch der edle Golowin niedergelassen hat, von dem mir Mad. Marcusen sehr drollige Geschichten erzaehlt. Ab und zu läuft Einem auch ein kleiner Literat zwischen die Beine, der in die Baeder kommt, um „Artikel“ zu schreiben, oder ein aufgeklaerter Pastor aus Hamburg oder Lübeck, der Einem dann irgend eine Wohlthaeterin der leidenden Menschheit à la Wüstenfeld, so gestern eine Madame Arnemann (?), die sich unter Anderm auch nach Lisbeth Semper**) erkundigte, vorstellt. Tale è la vita mortale in diesem Thale. Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Das Vergnügen muß überstanden werden. Die Kur gelingt, aber es war hohe Zeit, dieselbe zu unternehmen.

---

*) In Vevey (russischer Staatsrat).

**) Tochter des Architekten Gottfried Semper.

Gerne haett ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben —

seit Vorvorgestern.

Aus deinem gestrigen Brief seh' ich, daß du unruhig bist, weil ich so ruhig d. h. so faul bin, und so sollen denn wenigstens heute einige Zeilen an dich abgehen, vorausgesetzt, daß ich nicht noch einmal unterbrochen werde, wie vor anderthalb Stunden, wo mir Alfred Meissner, der ziemlich stark und dick geworden ist, seine Morgenaufwartung machte. Ich hatte Gelegenheit, ihm den Kopf über Manches zurecht zu setzen. Natürlich kamen wir auch auf Coburg zu sprechen, zu dessen engeren Literatenkreisen er gehört. Obschon er sich sehr naiv gehen ließ, hab' ich doch nichts Wichtiges herausgehorcht, was dich oder unseren Freund Rüstow, dessen Name, wenn ich den Leuten ein Licht aufstecke, natürlich nie fehlt, irgendwie interessiren koennte.

Von der Hauptsache ahnt Meissner so gut wie Nichts; den Herzog charakterisiert er als einen Sanguinikus. Der „Demokratenkaiser" ist das Alpha und Omega; Er hat auch den Garibaldi nach Sicilien geschickt! — Man weiß wirklich nicht, wo man anfangen soll, den Leuten raison beizubringen. Die einfachsten Thatsachen sind alle in systematischer Weise verschoben und verschroben worden. Großer Gott — wie vernünftig sind wir! ruft man unwillkürlich aus. Nun gar in Oestreich, wo die besseren so begreiflicherweise Alles gut finden, wenn's nur anders als oestreichisch ist.

Aber um aus der großen Welt einen Salto mortale in unsere Kleine zu machen — Maule's Brief*) hat mich fast erschreckt. Marcel scheint bedeutender krank gewesen zu sein, als ich aus deinen Briefen schließen konnte. Hütet mir dieses Kind wie Euern Augapfel, denn ich haenge unglaublich an ihm! Daß Ada von Rüstow an den Vierwaldstaetter See entführt wird, find ich sehr liebenswürdig — von dem Entführer. Ich will sehen, ob ich Morgen oder Übermorgen ein Paar Zeilen an ihn zu Wege bringe. Das Karlsbader Wasser löst nicht nur das Bauch- sondern auch das Gehirnfett auf und nach einigen Physiologen besteht der Unterschied des Menschen von seinen vierfüßigen Collegen gerade in der groeßeren Quantität dieses Fettes. Wo also den Stoff hernehmen zu Briefen an einen anstaendigen Menschen? Ich bin sehr gespannt auf die Nachrichten aus Coburg und bitte Euch, mich au courant zu halten. — Wie ist das Straßburger Attentat von Horace ausgefallen? Der Junge koennte mir wohl ein Paar kurze Reisebilder zukommen lassen. — Wann wird Fanny**) in Ischl sein? Ich werde Ischl auf meiner Rückreise fast berühren müssen. Soll ich sie besuchen? Was meinst du? Wird es ihr angenehm sein? — Frau Anneke***) hat Unrecht,

*) Spitzname des Advokaten Dr. Härlin in Zürich, ehemals Studiengenosse G. Herweghs und dessen Freund.
**) Mme. Fanny Piaget, Schwägerin Herweghs.
***) Amerikanische Schriftstellerin.

nicht zu kommen. Es würden hier Wunder und Zeichen an ihr geschehen, und gerade an ihr. —

Wenn Albert*) ein Freund von Stöhr ist, so koennt mir Letztere wohl ein Paar Zeilen an denselben geben, damit ich wenigstens in München nicht zu lange warten muß. Ebenso Semper ein Wort an Hanfstaengl, wenn ich mich für letzteren entscheiden sollte. Beiden meine Grüße.

A propos. Bestelle doch bei Schabelitz die Werke von Mazzini. — Der erste Band ist bei Daëlli in Mailand erschienen, oder wird dieser Tage erscheinen. Die Zeitungen kommen regelmäßig an. Doch leg' auch dann und wann ein Popolo bei. Übrigens denk' ich in 14 Tagen Karlsbad mein Compliment zu machen; vor der Hand bleibt's bei der projektirten Rückreise über Prag und Wien, wenn nicht etwa die Kasse unvermutheten Einspruch thut. Vielleicht sehe ich noch einmal Feuerbach, und dann auch M . . s Schwester, die so schnell in Nürnberg nicht aufzufinden war. In 4—5 Wochen aber schließ' ich dich, mein liebes, gutes Herz in die Arme, und kehre in die Kreise zurück auf die ich, wenn sie auch noch so klein sind, die groeßten Hoffnungen setze. — Den Mühlbachern**) sage, daß ich hier versimple bis zum schwarzen Peterspielen und mich freue, wieder ein geistvolles Whist zu machen oder gar einen Koenig oder Knopf tanzen zu sehen.

Seid Alle tausendmal gegrüßt

Adieu mein Schatz

Dein Georg.

Karlsbad, Donnerstag 11. Juli 1861.

Mein liebes Herz.

Der rekomm. Brief ist mir richtig zugekommen. Die zweite Lieferung des italienischen Kriegs von Rüstow ebenfalls. Vortrefflich, und wo ich einen halbwegs vernünftigen Menschen am Zipfel erwische, mache ich meine Propaganda damit. Nicht ohne Widerspruch — das Unkraut, was eine infame Presse in die Koepfe gesät, ist furchtbar wuchernd aufgegangen. Die Auseinandersetzung des Verhaeltnisses zwischen Cavour und Garibaldi möcht ich den Eseln von den Daechern herab lesen. —

Oldenburger erzaehlen hier, Fanny Lewald habe ihren Mann geprügelt und er sei ihr davon gelaufen. Auch nicht übel. Frag' doch einmal Ludmillen***) darüber.

Jedenfalls schreib' ich bald wieder, und auch besser, wenn ich erst zu Kräften komme. Ich freue mich unendlich, bald wieder bei Euch zu sein, denn es ist mir, als ob von dem kleinen Zürich Dinge ausgehen, Kometen, von denen sich das große Oesterreich nichts träumen läßt. Grüße Alle — den Oberst obenan.

Dein Georg.

---

*) Der Münchner Photograph.

**) Die Familie Rüstow, die am Mühlbach wohnte.

***) Ludmilla Assing (1821—1880), Schriftstellerin, Herausgeberin der Schriften ihres Onkels Varnhagen v. Ense.

Prag, Samstag 20. Juli 1861.

Liebe Emma.

Gestern endlich am Freitag hab' ich mich ziemlich ungern von Karlsbad getrennt und bin heute früh 7 Uhr hier eingetroffen, aber, um aus dem Thierreich hinauszukommen, nicht im schwarzen Roß*), sondern im blauen Stern abgestiegen, natürlich auch gleich von einem Literaten abgefaßt, durch die Stadt gehetzt und x Menschen vorgestellt worden, anderen Literaten, Schauspielern, Kaufleuten, Photographen. Ich weiß bereits nicht mehr, wo mir der Kopf steht und habe mich nur losgerissen, indem ich von meinem Privilegium als Karlsbader Gebrauch machte und um ein paar Stunden Ruhe bat, deren ich nach einer gräßlich verbrachten Nacht dringend bedarf.

In Karlsbad drängten sich am Ende die Bekanntschaften mehr als mir lieb sein konnte und es ging ein Bischen stürmisch her. Ich hatte in Heinrich Laube den Fanatiker für Österreich, in Meissner den Schwärmer für Louis Napoléon zu bekämpfen und dann wieder die Klagen des ersteren mit anzuhören, was der Meissner für ein confuser Kopf sei. Dem Herrn Intendanten des Hoftheaters verschrieb ich die Lecture der Rüstow'schen Schriften, mit denen ich quasi hausiren gehe und er scheint das Mittel nicht so ungern eingenommen zu haben, als ich erwartete. Auch sprach ich viel mit diesem**) Bruder des Orang-Utang über Semper, den er von einem Besuch beim Fürsten Pückler-Muskau her kennt. Er verschwor es hoch und theuer, gleich nach seiner Zurückkunft mit Schmerling zu reden, daß man Semper nach Wien berufen und zum guten Anfang das projectirte neue Hoftheater zu bauen geben sollte. Laube erinnert sich auch der „lebhaften" Sigmundschen Töchter vom Berliner Brunnentrinken her und erkundigte sich sogleich nach der ersten Begrüßung nach Dir. Mit Laube kam auch ein Theil der Hofburgtheaterbande, Rettig, Vorstel, Beckmann u. s. w. in Karlsbad an und Mittwoch haben wir sogar ein kleines Diner im Hôtel de Russie abgehalten. Obschon ich Wichtigeres im Kopfe habe, bedaure ich doch, daß die Theater in Wien jetzt geschlossen sind und auch der Reichsrath vielleicht nicht mehr beisammen sein dürfte. An Rieger, der hier in Prag der populärste Mann und in allen Formaten an allen Fenstern zu sehen ist, hab' ich auch einen Brief in Wien abzugeben. Für Wiens Umgegend stehen mir sogar Wagen und Pferde eines reichgewordenen Bummlers zu Gebote. Beckmann hat mich im goldnen Lamm bereits angemeldet, sodaß ich nicht werde umhin können, daselbst zu logiren. Hoffentlich wird's nicht zu golden sein. Der Beckmann ist ein drolliger Mensch. Ich erfuhr von ihm das Badener Attentat mit den Worten „ein Vorschuß in deutschen Angelegenheiten".

*) Im Schwarzen Roß logierte Emma Herwegh als 16 jähriges Mädchen mit ihren Eltern.
**) Laube.

Wenn der und Rüstow einmal zusammen ihre Anekdoten auspackten — ! und à propos Rüstow so sah ich heute unter Anderm auch einen gewissen Schmidt-Phiseldeck oder Faseldeck, der bei Brockhaus unter dem Titel „der Herzog von Coburg und sein Volk" in etwa vierzehn Tagen eine Broschüre erscheinen lassen wird, welches eine Art Glaubensbekenntniß des Herzogs, an Phiseldeck gerichtet, enthalten soll. Der Letztere behauptet, es geschehe mit des Ersteren Einwilligung. Was meint unser Freund dazu? — Wie es mir hier weiter ergehen wird, weiß der Himmel. Ich habe noch eine Anzahl Briefe abzugeben; aber wenn ich einen der mir bereits Bekannten nach der Adresse frage, so schreit er: „Aber dahin werden Sie doch nicht geben, oder doch erst am letzten Tage!" Tout comme chez nous! Frau Marcúsen — auf Verlangen giebt Herr Marcúsen diese Accentuation schriftlich — hat mich an das von Klein'sche Haus ein ziemlich großes Haus und verwandt mit ihr, in Wien empfohlen. Möglicherweise ist man aber schon abgereist und ich sehe die Leute dann in Ischl. Du schreibst aber nicht, ob Fanny schon dort ist? Deine verschiedenen bescheidenen Wünsche werde ich zu erfüllen suchen. Daß Du für die Leute sorgen willst, ist mir ganz recht. Die Granaten, an die ich für Ada zuerst gedacht hatte, sind mir, da man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, entsetzlich zuwider geworden. Vielleicht bessert sich mein Geschmack. N . .'s Whistmarken sind gekauft. Ich zerbreche mir noch den Kopf für Rüstow. Die 28 Uniformen! Wenn sich R. nur ärgert, so bin ich schon zufrieden, wenn er sich's aber weiter anfechten ließe und dem Volk den Zettel vor die Füße würfe, so sollte mir dies sehr leid thun. Denn ich sag' es als Wissender: es steht bei Rüstow, ganz Großes zu vollbringen. . . Uebrigens wird er's auch thun, damit basta. —

Ich lege Dir noch einen Zettel an einen Buchhändler bei, um seinen Rath zu hören und um eine Bewunderungsepistel, die ich am Tage meiner Abreise von Mitbewohnern des Kameels erhalten habe.

Nimm für heute vorlieb und bitte unsre Freunde, mit dem vorlieb zu nehmen, was Du ihnen etwa mittheilen wirst. In einer Viertelstunde soll ich in die Komödie, eine Art Sommertheater, in dem aber von der Bande des großen Theaters, bei offenen Fenstern und hellem Tage gespielt wird.

Das politische Interesse concentrirt sich auf die plötzliche Berufung des konservativen, gutösterreichischen Ungarn Forgasch nach Wien und die Entlassung Varys.

Deine nächsten Briefe nach Wien! Hier bleib ich höchstens fünf Tage; in Wien wenigstens acht.

Ich küsse Dich und die Kinder und danke dem Großen für seinen Brief.

Dein Georg.

Wien, Montag 5ten Aug. 61.

Liebes Herz.

Vor einer Stunde hab' ich mir zwei Briefe von dir auf der Post geholt und nun laesst mir das Gewissen keine Ruhe mehr, dir wenigstens ein Paar nichtssagende Zeilen zu senden. In dieser Phäakenstadt hat man, oder habe ich vor lauter Zerstreuung keine Viertelstunde, um mich in die Ferne mit Euch so zu unterhalten, wie ich's eigentlich möchte. Auch find' ich's nicht nöthig, dem noch immer bestehenden schwarzen Cabinet hier irgendwie Beschaeftigung zu verschaffen. Mein Wiener Aufenthalt geht Morgen zu Ende, und ich weiss noch nicht, ob direkt nach Gmunden, Ischl, München geeisenbahnt oder nach Pesth gefahren wird, wohin mir eine Unmasse Empfehlungen angeboten sind. Ich komme von hier noch schwerer fort, als aus Prag. Ein freundlicheres Entgegenkommen, wohin ich mich immer adressire, ist nicht denkbar. Ich muss mich entschieden übermorgen à la française empfehlen; eigentlich hatt' ich's schon heut' im Sinne, wenn nicht eine gar zu artige Einladung mich nach Döbling zum Mittagessen riefe, zu einem Graf Wimpffen, dem Sohn des Feldmarschalls, der eine allerliebste Frau von 20 Millionen Gulden Gehalt, eine Tochter von Sina heimgeführt hat. — Was sagst du dazu? Die Einladung enthaelt noch die Bedingung „wenn die Frau nicht etwa vor 4 Uhr niederkommt." Es ist jetzt Ein Uhr. —

Die Zeitungen werden dich wenigstens diesmal über mein Schweigen beruhigt haben; hat doch die Allgemeine selbst meine Praesenz im Reichsrath und eine andere verrückte Creatur meinen Besuch beim Affen Gorilla gemeldet. Ich lege dir zu höchlichster Erbauung ein Feuilleton der Brünner Zeitung bei.*)

Was Pesth betrifft, so braucht Ihr Euch nicht zu aengstigen, obschon man hier das Ende aller Dinge binnen Kurzem erwartet und statt finis coronat opus zu sagen pflegt finit Coronini opus. — Denke dir, dass ich selbst auf dem Polizei-Ministerium, d. h. auf der Bibliothek desselben eingeführt bin! Dort hab' ich auch eine so eben fertig gewordene als Manuscript gedruckte Schrift des Feldmarschall's Ramming auf ein Paar Stunden zum Lesen erhalten. Da ich nicht weiss, ob sie unserem Freund Rüstow von Ramming selbst wird zugeschickt werden, Ramming aber nicht hier ist, um von ihm selbst ein Exemplar erbitten zu lassen, hab' ich in aller Eile Einiges ausgestrichen, wobei Rüster's Name und Buch in's Spiel kommt.

Wenn ich nicht nach Pesth gehe, so sind es zwei Gründe die mich abhalten. Erstens ist Pest im Sommer eine wahre Sahara, und zweitens hält der ungarische

---

*) Dieses an und für sich wenig erhebliche Feuilleton, unter dem Titel „Wiener Briefe" von Baron von Stifft verfaßt, ist interessant durch einen Ausspruch Georg Herweghs. „Georg Herwegh ist hier Gegenstand der aufmerksamsten Begegnung von seiten der literarischen Größen. Wenig bekannt dürfte es sein, daß er auch Arzt, Physiologe, Naturforscher, an den einschlägigen Instituten und ihren Celebritäten lebhaften Anteil nimmt und nach einer Fahrt in „die neue Welt", wo er sich sehr wohl fühlte, dem Affen Gorilla im Naturalienkabinette einen schmeichelhaften Besuch machte. Herwegh sagte mir dabei: „Ich glaube nicht, daß die Menschen vom Affen abstammen, aber ich glaube, daß sehr viele Menschen wieder Affen werden."

Landtag im Augenblick keine Sitzungen. Sonst haett' ich diesen Höllenlaerm gern einmal mit angehört.

Ich bin nun seit 10 Tagen hier, habe also den Judenkrawall in Prag nicht mehr mitgemacht, aber Czechen und Deutsche recht lieblich hintereinander hergesehen. Dem alten Purkinje hab' ich auch einen Besuch gemacht, weil sein Sohn, ein origineller Kauz, der auf dem Land wohnt, meinetwegen exprès nach Prag hereingekommen war. Die Reden, die man in Prag haelt, lauten ungefaer folgendermassen: „Oesterreich ist ein Sauloch, Prag muss zusammengeschossen werden; es gibt eine hübsche Ruine.“ So hört ich im schwarzen Ross vor mehr als 100 Personen den jungen Purkinje peroriren. — Ein anderer Urczeche, der nicht höher schwört als bei Moleschott, dabei fast der beschaeftigste Arzt von Prag ist, der Dr. Hammernjk, war voll Liebenswürdigkeit gegen mich und kam noch auf die Eisenbahn, um Abschied von mir zu nehmen. Er grüsst Moleschott vielmals durch mich. — Auf dem Hradschin hab' ich einen vollen Tag zugebracht und den besten Führer gehabt, der in Prag aufzutreiben ist; abermals einen der czechischen Rädelsführer, aber guten Archäologen, einen Dr. Miclosic.*) — Ich denke über diesen Nationalitätsschwindel genau wie Rüstow, kann mir aber nicht verhehlen, dass mir Ladislaus Rieger dennoch persöhnlich sympathisch geworden ist.**) — Übrigens von all' dem mündlich. Das sind weitläuftige Geschichten. —

Morgen werd' ich das Letztemal abgefüttert und gehe Nachmittags noch nach der Brühl. — Deine ferneren Briefe adressire poste restante München. Jedenfalls seh' ich Feuerbach noch einmal. — Grüsse Bernays.***) — Ich freue mich bald wieder bei Euch und unsern nächsten Freunden zu sein. Rüstow hat Recht. Es ist Zeit aus all den Thierbuden wieder heimzukehren. Doch werden noch nahe an 14 Tage darüber hingehen.

Ich umarme dich und die Kinder.

Dein

Georg.

---

*) Der bekannte Sprachvergleicher und Slavist.

**) Emma Herwegh, die sich mit ihrem Gatten während seiner Reise brieflich unterhielt, macht über die Persönlichkeit Riegers folgende Bemerkung: „Das wäre denn doch die Abstraktion ins Unglaubliche getrieben, wenn man sich, weil man mit Recht über dem Nationalitätenschwindel steht, gegen die sympathischen Eindrücke der einzelnen Persönlichkeiten verwahren, abschließen sollte. Ich schreibe dies in Bezug auf die Stelle deines Briefes, in der du mit einer großen Schüchternheit den anziehenden Eindruck, den dir L. Rieger gemacht, eingestehst. Gott sei Dank wenn einem eine Individualität inmitten der abgestandenen Gesellschaft noch einen frischen sympathischen Eindruck macht. Es ist das Beste, was einem meines Erachtens noch begegnen und wirklich über die herz- und geistlose Menge erheben, mit ihr aussöhnen kann. Ich bin jedesmal namenlos dankbar für eine solche Begegnung und gerührt, wenn ein guter Mensch mir Zuneigung erweist.“

***) Die Herausgeber dieser Briefe behalten sich vor, die Korrespondenz und Tagebücher Emma Herweghs gedruckt zu publizieren. Sie war zwar keine Schriftstellerin von Beruf, aber sie erzählt in drastischer und origineller, von großer Menschenkenntnis zeugender Art, von Ereignissen und Persönlichkeiten ihrer bewegten Zeit.

München, hôtel Leinfelder
Montag, 12. Aug. 61.

Liebes Herz!

Da sitz' ich in dem staubigen, sonnigen Nest, lediglich der Photographie wegen, die heute nicht scharf herausgekommen ist, wie es scheint, weil ich in der verfluchten Gabel, in die man der Ruhe wegen den Kopf steckt, doch nicht ruhig geblieben bin. Aus Wien bin ich förmlich durchgebrannt; es war in der Stadt nicht mehr auszuhalten, doch hatt' ich noch einen Tag laenger bleiben müssen, als ich die Absicht hatte, Dingelstedts wegen, der mich mit seiner Ankunft und Umarmung überraschte und herzlich, zaertlich, in alter Freundschaft, die zwei Tage über mit mir verkehrte. Er spricht mit großem Respect von dir und grüßt dich aufrichtig. Er hat mir tausenderlei vorgeschlagen, vor Allem eine Reise nach Weimar. „Aber man compromittiert Euch ja!" „„Im Gegentheil; wir speisen gleich den andern Tag beim Großherzog."" „„Dann gehen wir auf acht Tage zum Herzog von Coburg, wo ich dich, sobald ich zurückkehre, anmelden will.""*) Merkwürdigerweise sprach auch Dingelstedt sehr bedenklich von Bollmann, ohne in Détails einzugehen. Der Großherzog von Weimar, sei politisch indifferent, der Minister die Hauptperson, die mit dem Coburger verkehre. — Durch Dingelstedt ließ sich mir auch Auersperg — Anastasius Grün — vorstellen. Die Begrüßung war so herzlich als möglich; beim Abschied sagte er mir in sehr drolliger Weise „Sie haben einmal ein Gedicht gegen mich losgelassen — 's ist gut, daß es nicht wahr ist" und drückte mir die Hand. Er war nur auf zwei Tage zu einer Sitzung im Herrenhause von Gratz nach Wien gekommen. Das Herrenhaus hab' ich übrigens mit meiner Gegenwart nicht beehrt; einestheils hatt' ich schon vom Hundehaus genug, und anderntheils kam Dingelstedt dazwischen, seit dem ich übereingekommen, die Prinzessin nicht zu besuchen, so wenig wie er selbst. Er wird die Explication darüber mit Liszt übernehmen. Die Familie Hohenlohe, unter dem Einfluß des Cardinals benimmt sich abscheulich gegen die Fürstin.**)

Herr Kuranda***) stellte sich in der Stadt Frankfurt, wo die Zusammenkunft mit

---

*) Die Gattin des Dichters war mit diesen Besuchen Herweghs durchaus nicht einverstanden und äußerte folgendermaßen ihren energischen Zorn: „Deine Begegnung mit Dingelstedt amüsiert mich, aber seine verschiedenen herzöglichen Einladungen und gar Anmeldungen widern mich an. — Du hast dergleichen Volk nicht aufzusuchen und ich muß dir ehrlich gestehen, an dem Tage wo ich Dich bei einem Menschen weiß wie dem Weimaraner, der eine reine Null imbu de préjugés ist und zwar von Vorurteilen der albernsten Art, würde ich höchst unglücklich sein. Auch auf den Gothaer habe ich gerade soviel Fiduz als man auf diese Leute vermöge ihrer Ausnahmsstellung und Erziehung haben kann nämlich im Grunde gar keines, jedes mal, wo es darauf ankommt, etwas Rechtes zu tun, in dem Sinne wie es für uns allein Sinn haben kann. Dingelstedt der sehr klug ist, weiß das gewiß auch und wenn er dich mit dazu auffordert, so ist es bei aller Freundschaft wohl auch und besonders um einen complice und gerade in dir zu haben. Erhalt dir deinen reinen Namen — laß die andern zu crethi und plethi laufen, laß die Fürsten dir nachlaufen, aber du setz' dich freiwillig nie an ihre Tafel."

**) Prinzessin Marie Hohenlohe.

***) Redakteur des „Grenzboten"; Eine Karikatur.

Anastasius Grün statt fand, auch wieder vor und beglückwünschte mich „dass ich wie er gehört habe, nicht nach Pest gehe." Er nahm dies, wie es mir scheint, als einen Act des Patriotismus auf. Kuranda ist, wie du weißt, Eigenthümer der Ostdeutschen Post und hat sich einen ihm ganz eigenthümlichen oesterreichischen Patriotismus zugelegt, von dem sich sonst keine Spur findet. Im Gegentheil, die Kaiserlich Gesinnten raisonniren, mit allem Respect vor den Majestaeten, vielmehr als die acharniertesten Feinde Oesterreichs. Eine solche Administration ist noch nicht dagewesen. Die Maschine droht jeden Augenblick stillzustehen. Nicht einmal für die Spione ist Geld vorhanden. Das Volk aber denkt, „lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt". Das Papiergeld gleitet noch leichter durch die Finger als das Silber. Jeder Feind, selbst Louis,*) würde in Wien mit offenen Armen aufgenommen — dem Muthigen gehört jetzt wirklich die Welt. Sag' das Rüstow. — Und hiermit Gott befohlen, einen neuen Bogen fang ich nicht mehr an und sag dir noch in Eile auf dem alten, wie sehr ich mich sehne, Euch Alle wieder zu sehn. Für meinen Jüngsten möcht' ich ganz Nürnberg aufkaufen. Seit er in Gefahr war, fühl' ich doppelt wie ich ihn liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Dein Georg.

---

# Weitere Kürzung der Dienstzeit im deutschen Heere.

Von

v. der Boeck,

Generalleutnant z. D.

Als vor einigen Jahren die deutsche Heeresverwaltung unter dem Zwange der Verhältnisse sich entschloß, die zweijährige aktive Dienstzeit bei den Fußtruppen gesetzlich einzuführen, da war man sich an maßgebender Stelle wie in Fachkreisen darüber klar, daß diese in den Heeresorganismus tief einschneidende Maßregel auf die eigentlichen berittenen Truppen, d. h. auf die Kavallerie und reitende Artillerie, nicht ausgedehnt werden dürfe, und daß auch für die Fußtruppen die Dienstzeit von zwei Jahren das Minimum an Zeit bedeute, in der man unter Berücksichtigung der heutigen Anforderungen einen Fußsoldaten noch kriegstüchtig ausbilden könne. Obgleich die gesetzgebenden Faktoren dieser Auffassung beitraten, so wurden doch damals schon Stimmen laut, welche der Befürchtung Ausdruck gaben, daß man bald eine weitere Kürzung der

*) Napoleon III.

Dienstzeit fordern würde. Diese Befürchtung ist schneller eingetreten als man wohl erwarten durfte. Zwei in dieser Richtung sich bewegende Resolutionen sind gelegentlich der Beratung des Heeresetats für 1908 dem Reichstage zur Beschlußfassung vorgelegt worden.

Die eine dieser Resolutionen, von der sozialdemokratischen Fraktion beantragt, verlangte nichts Geringeres als die Vorlage eines Gesetzentwurfs, durch den die einjährige Dienstzeit im Heere eingeführt wird; die andere, vom Zentrum eingebrachte Resolution richtet an den Reichskanzler das Ersuchen, mit dem nächstjährigen Reichshaushaltetat eine Denkschrift über die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Kavallerie und reitenden Feldartillerie vorzulegen.

Beide Anträge haben bei ihrer Beratung sowohl in der Budget-Kommission wie im Plenum des Reichstages zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gegeben, auf die, bei der Wichtigkeit der Dienstzeitsfrage, einen kritischen Rückblick zu werfen, wohl angezeigt sein dürfte.

Was zunächst den sozialdemokratischen Antrag auf allgemeine Einführung einjähriger Dienstzeit im Heere betrifft, der ja in seiner Durchführung zu dem von der Sozialdemokratie angestrebten Miliz-System führen würde, so muß hervorgehoben werden, daß vor nicht langer Zeit auch in der Zentrumspresse und zwar im bayrischen Kurier, dem führenden Organ des bayrischen Zentrums, die Herabsetzung der aktiven Militärdienstzeit auf ein Jahr empfohlen und dabei die ganz irrige Behauptung aufgestellt wurde, daß alle militärischen Fachleute sich über die Möglichkeit dieser Maßregel bereits klar seien. Daß genau das Gegenteil der Fall ist, ergab sich aus der Stellungnahme des preußischen Kriegsministers zu dem sozialdemokratischen Antrage in der Budgetkommission, wo derselbe erklärte, daß die Durchführung dieses Antrages für das deutsche Heer ganz unmöglich sei, denn damit würden wir zum Milizsystem kommen, welches überall da, wo es bisher bestanden oder noch bestehe, versagt habe, außerdem aber für uns viel teurer werden würde als die jetzige Armee.

Dieser zutreffenden Erklärung versuchte zwar der Führer der sozialdemokratischen Partei im Reichstage bei der zweiten Lesung des Militäretats entgegenzutreten, sein reichlich langer historischer Vortrag zur Verherrlichung des Milizsystems verfehlte jedoch vollkommen seine Wirkung. Mit Recht wurde von Vertretern der staatserhaltenden Parteien hervorgehoben, daß das deutsche Volk von solchen Experimenten nichts wissen wolle; an den Grundfesten des Heeres, das uns die ruhmreichen Siege von 1870/71 erfochten habe, dürfe nicht gerüttelt werden; der sozialdemokratische Antrag wäre lediglich ein Agitationsmittel, von dem die Partei selbst wisse, daß er nicht durchführbar sei.

Wie hiernach nicht anderes zu erwarten war, wurde dieser Antrag gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Antragsteller vom Reichstage abgelehnt.

Anders dagegen stellte er sich zu der vom Zentrum beantragten zweiten Resolution betreffend Kürzung der Dienstzeit bei den berittenen Truppen, deren Annahme schon von der Budgetkommission empfohlen worden war, obwohl der Kriegsminister dieser gegenüber ausgesprochen hatte, er glaube nicht, daß diese Frage in nächster Zeit im Sinne der Antragsteller zu lösen sei.

Da dem Reichstage verhältnismäßig nur wenige militärische Sachverständige angehören, so wurde sein Verhalten in dieser Frage wohl dadurch beeinflußt, daß der Zentrumsantrag von einem ehemaligen aktiven (bayrischen) Offizier ausging, der ausdrücklich erklärte, daß vom militärischen Standpunkte die Beseitigung des 3. Dienstjahres bei den berittenen Truppen möglich sei. Inwieweit der Antragsteller in dieser Frage tatsächlich Sachverständiger ist, vermag ich nicht zu sagen, aber das Eine steht jedenfalls fest, daß seine Auffassung im deutschen Heere von denen, die sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt haben, nicht geteilt wird. Es wurde deshalb auch dem bayrischen Militärbevollmächtigten nicht schwer die in der Resolution zum Ausdruck gebrachte Auffassung zu widerlegen, indem er eingehend darlegte, daß eine Herabsetzung der Dienstzeit der berittenen Truppen auf 2 Jahre mit einer Einbuße an Leistungen derselben gleichbedeutend wäre.

Trotzdem hat man aus den Erörterungen über diese Frage den Eindruck gewinnen müssen, daß der Reichstag in seiner überwiegenden Mehrheit die Herabsetzung der Dienstzeit bei den berittenen Truppen auf zwei Jahre für möglich hält und nicht abgeneigt ist, dieser Frage näher zu treten, nachdem sich die Heeresverwaltung in der geforderten Denkschrift zu derselben geäußert haben wird.

Fragt man sich nach den Gründen, welche die Reichstagsmehrheit wohl zu einer solchen Auffassung geführt haben können, so tritt einem vor allem die eigentümliche Tatsache entgegen, daß man sich von der Tätigkeit der berittenen Truppen, insbesondere der Kavallerie, in einem künftigen Kriege große Erfolge nicht mehr versprechen zu sollen glaubt; ja, von einer Seite wurde es sogar direkt ausgesprochen, daß in weiten Kreisen unserer Bevölkerung Mißtrauen gegen die Kavallerie bestehe, die in den Kriegen der neueren Zeit an Bedeutung wesentlich verloren habe.

Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß schon in den während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Preußen-Deutschland geführten Kriegen die Reiterei den Erwartungen, die man in sie zu setzen berechtigt war, nicht voll entsprochen hat. Ein Gleiches gilt für die seitdem von anderen Staaten geführten Kriege, insbesondere vom Buren- und russisch-japanischen Kriege. Aber es hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man daraus nun den Schluß ziehen wollte, daß die Reiterei überhaupt an Bedeutung verloren habe.

Allerdings kann heute die Reiterei als schlachtentscheidende Waffe im Sinne der Kriegführung Friedrich des Großen nicht mehr bezeichnet werden; die großen Umwälzungen, welche die gesamte Kriegführung seitdem durch die Fortschritte besonders auf verkehrs-

und waffentechnischem Gebiete erfahren hat, machen dies unmöglich. Dafür sind aber die Aufgaben der Reiterei auf anderen Gebieten so außerordentlich gewachsen, daß ihre Bedeutung nicht nur nicht abgenommen, sondern ganz wesentlich zugenommen hat.

Besonders ist es die Aufklärungstätigkeit, welche bei den heutigen Massenheeren eine zahlreiche und gut ausgebildete Kavallerie für die Heeresleitung unentbehrlich macht.

Man wende nicht ein, daß die Erfindungen der Neuzeit auf verkehrstechnischem Gebiet, wie Telegraph und Telephon, Fahrrad, Motorrad, Automobil und Luftschiff, einen großen Teil dieser Tätigkeit übernehmen könnten. Abgesehen davon, daß deren Verwendungs-Möglichkeit für militärische Zwecke oft eine engbegrenzte und beschränkte bleiben wird, können diese gewiß sehr schätzenswerten Erfindungen doch immer nur als Hilfsmittel der Aufklärungstruppen angesehen werden. Die Hauptsache hierbei wird immer der kühne Reiter auf schnellem, gut gerittenem Pferde leisten müssen. Dazu kommt, daß diese Aufklärungstätigkeit neben der Heranbildung von tüchtigen Reitern und Fechtern noch die Ausbildung in mancherlei andern wichtigen Dienstzweigen, wie beispielsweise im Telegraphieren, im Übersetzen von Flußläufen, als Patrouillenführer und dergleichen mehr notwendig macht.

Aber damit sind die Aufgaben der Reiterei im Kriege der Neuzeit noch keineswegs erschöpft. Die gegen früher beschränkte Tätigkeit auf dem Schlachtfelde weist die Reiterei auf die bei den Massenheeren mit ihrem enormen Bedarf an Munition und Verpflegungsmitteln immer empfindlicher gewordenen rückwärtigen feindlichen Verbindungen. Gelingt es ihr diese zu stören, die gesamte Zufuhr des feindlichen Heeres zu unterbinden, so vermag sie indirekt einen Einfluß auf den Gang der Operationen und der Schlacht auszuüben, welcher demjenigen kaum nachsteht, der ihr früher auf dem Schlachtfelde unmittelbar zufiel. Und ist dann der Feind geschlagen, so muß die Reiterei bereit stehen, um eine rastlose Verfolgung durchzuführen und damit den Sieg des eigenen Heeres erst zu einem vollständigen zu machen. Diese Tätigkeit aber erfordert, daß die Reiterei nicht selten vom Pferde steigt und mit dem Karabiner in der Hand den Feuerkampf wie die Infanterie und gegen die feindliche Infanterie führt; also nicht nur als Reiter und für den Reiterkampf, sondern auch im Fußgefecht und für den Feuerkampf muß der Kavallerist heutzutage ausgebildet sein.

Nun mag es ja allenfalls möglich sein, daß ihm das alles in einer zweijährigen Dienstzeit notdürftig beigebracht wird, aber ein wirklich fertiger Reiter, ein brauchbarer Patrouillenführer und zugleich ein guter Karabinerschütze wird erfahrungsgemäß der Kavallerist erst im dritten Dienstjahre. Außerdem ist er in diesem überhaupt erst befähigt, junge Pferde zureiten zu können, wobei seine Dienste innerhalb der Eskadron nicht entbehrt werden können. Wenn im Reichstage in bezug auf diesen letzten Gesichtspunkt bemerkt wurde, daß das Zureiten des Pferdematerials nicht ausreicht, um die Mann-

schaften der berittenen Truppen auf Grund der allgemeinen Dienstpflicht länger bei den Fahnen zu behalten als die der Fußtruppen, denn nur der Mann selbst solle kriegstüchtig ausgebildet werden, so zeigt dies einmal wieder deutlich, wie wenig sachverständig militärische Fragen im Reichstage oft behandelt werden, denn ohne gut durchgerittene Pferde ist die kriegstüchtige Ausbildung des Kavalleristen undenkbar. Nun ist ja auch gesagt worden, daß man die Ausbildung der jungen Remonten den Truppen abnehmen und wie in einzelnen anderen Armeen besonderen Remonte-Abteilungen übertragen könne. Abgesehen davon, daß ein solches Verfahren das Zureiten der Pferde für die berittenen Truppen ganz bedeutend verteuern würde, widerspricht dieses System dem seit langer Zeit im deutschen Heere maßgebenden Grundsatz, daß jeder Truppenteil die Ausbildung von Mann und Pferd selbst besorgt, ein Verfahren, das sich bisher bewährt hat und von dem abzugehen durchaus kein Anlaß vorliegt.

Neben allen diesen gegen eine Kürzung der Dienstzeit bei den berittenen Truppen sprechenden Gründen muß endlich noch auf Frankreich hingewiesen werden, wo das Gleichmacherei-Prinzip bekanntlich dahin geführt hat, die zweijährige Dienstzeit gleichmäßig für alle Truppen einzuführen. Infolgedessen stößt die Heranbildung tüchtiger Kavalleristen dort auf die größten Schwierigkeiten, für deren Beseitigung oder Abschwächung in der Fachpresse fortgesetzt die sonderbarsten Vorschläge gemacht werden, ohne daß man bisher des Rätsels Lösung gefunden hätte. Wirksame Abhilfe nach dieser Richtung wäre nur durch die Wiedereinführung der vollen dreijährigen Dienstzeit bei den berittenen Truppen zu schaffen, eine Maßregel, die aus politischen Gründen in Frankreich wohl ausgeschlossen sein dürfte.

Möge dieser Hinweis für uns ein warnendes Beispiel und eine Mahnung sein, daß wir uns in dieser wichtigen Frage nicht auf Experimente einlassen, die sich im Ernstfalle einmal bitter rächen könnten, denn so kostspielige Truppen wie die berittenen lassen sich im Kriege nicht improvisieren und machen sich nur dann bezahlt, wenn sie den Anforderungen des Krieges in jeder Hinsicht gewachsen sind.

---

# Der Dichter und das Phantasieren.

Von

Prof. Dr. Sigm. Freud (Wien).

Uns Laien hat es immer mächtig gereizt zu wissen, woher diese merkwürdige Persönlichkeit, der Dichter, seine Stoffe nimmt — etwa im Sinne der Frage, die jener Kardinal an den Ariosto richtete —, und wie er es zustande bringt, uns mit ihnen so zu ergreifen, Erregungen in uns hervorzurufen, deren wir uns vielleicht nicht

einmal für fähig gehalten hätten. Unser Interesse hierfür wird nur gesteigert durch den Umstand, daß der Dichter selbst, wenn wir ihn befragen, uns keine oder keine befriedigende Auskunft gibt, und wird gar nicht gestört durch unser Wissen, daß die beste Einsicht in die Bedingungen der dichterischen Stoffwahl und in das Wesen der poetischen Gestaltungskunst nichts dazu beitragen würde, uns selbst zu Dichtern zu machen.

Wenn wir wenigstens bei uns oder bei unsergleichen eine dem Dichten irgendwie verwandte Tätigkeit auffinden könnten! Die Untersuchung derselben ließe uns hoffen, eine erste Aufklärung über das Schaffen des Dichters zu gewinnen. Und wirklich, dafür ist Aussicht vorhanden; — die Dichter selbst lieben es ja, den Abstand zwischen ihrer Eigenart und allgemein menschlichem Wesen zu verringern; sie versichern uns so häufig, daß in jedem Menschen ein Dichter stecke; und daß der letzte Dichter erst mit dem letzten Menschen sterben werde.

Sollten wir die ersten Spuren dichterischer Betätigung nicht schon beim Kinde suchen? Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel. Vielleicht dürfen wir sagen: jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft, oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt. Es wäre dann unrecht, zu meinen, es nähme diese Welt nicht ernst; im Gegenteile, es nimmt sein Spiel sehr ernst, es verwendet große Affektbeträge darauf. Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern — Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anderes als diese Anlehnung unterscheidet das „Spielen" des Kindes noch vom „Phantasieren".

Der Dichter tut nun dasselbe wie das spielende Kind; er erschafft eine Phantasiewelt, die er sehr ernst nimmt, d. h. mit großen Affektbeträgen ausstattet während er sie von der Wirklichkeit scharf sondert. Und die Sprache hat diese Verwandtschaft von Kinderspiel und poetischem Schaffen festgehalten, indem sie solche Veranstaltungen des Dichters, welche der Anlehnung an greifbare Objekte bedürfen, welche der Darstellung fähig sind, als *Spiele*: *Lustspiel*, *Trauerspiel*, und die Person, welche sie darstellt, als *Schauspieler* bezeichnet. Aus der Unwirklichkeit der dichterischen Welt ergeben sich aber sehr wichtige Folgen für die künstlerische Technik, denn vieles, was als real nicht Genuß bereiten könnte, kann dies doch im Spiel der Phantasie, viele an sich eigentlich peinliche Erregungen können für den Hörer und Zuschauer des Dichters zur Quelle der Lust werden.

Verweilen wir einer anderen Beziehung wegen noch einen Augenblick bei dem Gegensatz von Wirklichkeit und Spiel! Wenn das Kind herangewachsen ist und aufgehört hat zu spielen, wenn es sich durch Jahrzehnte seelisch bemüht hat, die

Wirklichkeiten des Lebens mit dem erforderlichen Ernst zu erfassen, so kann es eines Tages in eine seelische Disposition geraten, welche den Gegensatz zwischen Spiel und Wirklichkeit wieder aufhebt. Der Erwachsene kann sich darauf besinnen, mit welchem hohen Ernst er einst seine Kinderspiele betrieb, und indem er nun seine vorgeblich ernsten Beschäftigungen jenen Kinderspielen gleichstellt, wirft er die allzu schwere Bedrückung durch das Leben ab und erringt sich den hohen Lustgewinn des Humors.

Der Heranwachsende hört also auf zu spielen, er verzichtet scheinbar auf den Lustgewinn, den er aus dem Spiele bezog. Aber wer das Seelenleben des Menschen kennt, der weiß, daß ihm kaum etwas anderes so schwer wird wie der Verzicht auf einmal gekannte Lust. Eigentlich können wir auf nichts verzichten, wir vertauschen nur einer mit dem anderen; was ein Verzicht zu sein scheint, ist in Wirklichkeit eine Ersatz- oder Surrogatbildung. So gibt auch der Heranwachsende, wenn er aufhört zu spielen, nichts anderes auf als die Anlehnung an reale Effekte; anstatt zu spielen phantasiert er jetzt. Er baut sich Luftschlösser, schafft das, was man Tagträume nennt. Ich glaube, daß die meisten Menschen zuzeiten ihres Lebens Phantasien bilden. Es ist das eine Tatsache, die man lange Zeit übersehen und deren Bedeutung man darum nicht genug gewürdigt hat.

Das Phantasieren der Menschen ist weniger leicht zu beobachten als das Spielen der Kinder. Das Kind spielt zwar auch allein oder es bildet mit andern Kindern ein geschlossenes psychisches System zum Zwecke des Spieles, aber wenn es auch den Erwachsenen nichts vorspielt, so verbirgt es doch sein Spielen nicht vor ihnen. Der Erwachsene aber schämt sich seiner Phantasien und versteckt sie vor anderen, er hegt sie als seine eigensten Intimitäten, er würde in der Regel lieber seine Vergehungen eingestehen als seine Phantasien mitteilen. Es mag vorkommen, daß er sich darum für den einzigen hält, der solche Phantasien bildet, und von der allgemeinen Verbreitung ganz ähnlicher Schöpfungen bei anderen nichts ahnt. Dies verschiedene Verhalten des Spielenden und der Phantasierenden findet seine gute Begründung in den Motiven der beiden einander doch fortsetzenden Tätigkeiten.

Das Spielen des Kindes wurde von Wünschen dirigiert, eigentlich von dem einen Wunsche, der das Kind erziehen hilft, vom Wunsche: groß und erwachsen zu sein. Es spielt immer „groß sein", imitiert im Spiel, was ihm vom Leben der Großen bekannt geworden ist. Es hat nun keinen Grund, diesen Wunsch zu verbergen. Anders der Erwachsene: dieser weiß einerseits, daß man von ihm erwartet, nicht mehr zu spielen oder zu phantasieren, sondern in der wirklichen Welt zu handeln, und anderseits sind unter den seine Phantasien erzeugenden Wünschen manche, die es überhaupt zu verbergen not tut; darum schämt er sich seines Phantasierens als kindisch und als unerlaubt.

Sie werden fragen, woher man denn über das Phantasieren der Menschen so genau Bescheid wisse, wenn es von ihnen mit soviel Geheimtun verhüllt wird? Nun, es gibt eine Gattung von Menschen, denen zwar nicht ein Gott, aber eine strenge Göttin — die Notwendigkeit — den Auftrag erteilt hat, zu sagen, was sie leiden und woran sie sich erfreuen. Es sind dies die Nervösen, die dem Arzte, von dem sie Herstellung durch psychische Behandlung erwarten, auch ihre Phantasien eingestehen müssen; aus dieser Quelle stammt unsere beste Kenntnis, und wir sind dann zu der wohl begründeten Vermutung gelangt, daß unsere Kranken uns nicht anderes mitteilen, als was wir auch von den Gesunden erfahren könnten.

Gehen wir daran, einige der Charaktere des Phantasierens kennen zu lernen. Man darf sagen, der Glückliche phantasiert nie, nur der Unbefriedigte. Unbefriedigte Wünsche sind die Triebkräfte der Phantasien, und jede einzelne Phantasie ist eine Wunscherfüllung, eine Korrektur der unbefriedigenden Wirklichkeit. Die treibenden Wünsche sind verschieden je nach Geschlecht, Charakter und Lebensverhältnissen der phantasierenden Persönlichkeit; sie lassen sich aber ohne Zwang nach zwei Hauptrichtungen gruppieren. Es sind entweder ehrgeizige Wünsche, welche der Erhöhung der Persönlichkeit dienen, oder erotische. Beim jungen Weib herrschen die erotischen Wünsche fast ausschließend, denn sein Ehrgeiz wird in der Regel vom Liebesstreben aufgezehrt; beim jungen Mann sind neben den erotischen die eigensüchtigen und ehrgeizigen Wünsche vordringlich genug. Doch wollen wir nicht den Gegensatz beider Richtungen, sondern vielmehr deren häufige Vereinigung betonen; wie in vielen Altarbildern in einer Ecke das Bildnis des Stifters sichtbar ist, so können wir an den meisten ehrgeizigen Phantasien in irgendeinem Winkel die Dame entdecken, für die der Phantast all diese Heldentaten vollführt, der er alle Erfolge zu Füßen legt. Sie sehen, hier liegen genug starke Motive zum Verbergen vor; dem wohlerzogenen Weib wird ja überhaupt nur ein Minimum von erotischer Bedürftigkeit zugebilligt, und der junge Mann soll das Übermaß von Selbstgefühl, welches er aus der Verwöhnung der Kindheit mitbringt, zum Zwecke der Einordnung in die an ähnlich anspruchsvollen Individuen so reiche Gesellschaft unterdrücken lernen.

Die Produkte dieser phantasierenden Tätigkeit, der einzelnen Phantasien, Luftschlösser oder Tagträume dürfen wir uns nicht als starr und unveränderlich vorstellen. Sie schmiegen sich vielmehr den wechselnden Lebenseindrücken an, verändern sich mit jeder Schwankung der Lebenslage, empfangen von jedem wirksamen, neuen Eindruck eine sogenannte „Zeitmarke“. Das Verhältnis der Phantasie zur Zeit ist überhaupt sehr bedeutsam. Man darf sagen: eine Phantasie schwebt gleichsam zwischen drei Zeiten, den drei Zeitmomenten unseres Vorstellens. Die seelische Arbeit knüpft an einen aktuellen Eindruck, einen Anlaß in der Gegenwart an, der imstande war, einen der großen Wünsche der Person zu wecken,

greift von da aus auf die Erinnerung eines früheren, meist infantilen, Erlebnisses zurück, in dem jener Wunsch erfüllt war, und schafft nun eine auf die Zukunft bezogene Situation, welche sich als die Erfüllung jenes Wunsches darstellt, eben den Tagtraum oder die Phantasie, die nun die Spuren ihrer Herkunft vom Anlaß und von der Erinnerung an sich trägt. Also Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges wie an der Schnur des durchlaufenden Wunsches aneinandergereiht.

Das banalste Beispiel mag Ihnen meine Aufstellung erläutern. Nehmen Sie den Fall eines armen und verwaisten Jünglings an, dem Sie die Adresse eines Arbeitgebers genannt haben, bei welchem er vielleicht eine Anstellung finden kann. Auf dem Wege dahin mag er sich in einem Tagtraum ergehen, wie er angemessen aus seiner Situation entspringt. Der Inhalt dieser Phantasie wird etwa sein, daß er dort angenommen wird, seinem neuen Chef gefällt, sich im Geschäft unentbehrlich macht, in die Familie des Herrn gezogen wird, das reizende Töchterchen des Hauses heiratet und dann selbst als Mitbesitzer wie später als Nachfolger das Geschäft leitet. Und dabei hat sich der Träumer ersetzt, was er in der glücklichen Kindheit besessen, das schützende Haus, die liebenden Eltern und die ersten Objekte seiner zärtlichen Neigung. Sie sehen an solchem Beispiel, wie der Wunsch einen Anlaß der Gegenwart benützt, um sich nach dem Muster der Vergangenheit ein Zukunftsbild zu entwerfen.

Es wäre noch vielerlei über die Phantasien zu sagen; ich will mich aber auf die knappsten Andeutungen beschränken. Das Überwuchern und Übermächtigwerden der Phantasien stellt die Bedingungen für den Verfall in Neurose oder Psychose her; die Phantasien sind auch die nächsten seelischen Vorstufen der Leidenssymptome, über welche unsere Kranken klagen. Hier zweigt ein breiter Seitenweg zur Pathologie ab.

Nicht übergehen kann ich aber die Beziehung der Phantasien zum Traum. Auch unsere nächtlichen Träume sind nichts anderes als solche Phantasien, wie wir durch die Deutung der Träume evident machen können.*) Die Sprache hat in ihrer unübertrefflichen Weisheit die Frage nach dem Wesen der Träume längst entschieden, indem sie die luftigen Schöpfungen Phantasierender auch „Tagträume“ nennen ließ. Wenn trotz dieses Fingerzeiges der Sinn unserer Träume uns zumeist undeutlich bleibt, so rührt dies von dem einen Umstand her, daß nächtlicherweile auch solche Wünsche in uns rege werden, deren wir uns schämen, und die wir vor uns selbst verbergen müssen, die eben darum verdrängt, ins Unbewußte geschoben wurden. Solchen verdrängten Wünschen und ihren Abkömmlingen kann nun kein anderer als ein arg entstellter Ausdruck gegönnt werden. Nachdem die Aufklärung der Traumentstellung der wissenschaftlichen Arbeit gelungen war,

*) Vgl. des Verf. „Traumdeutung“. Wien 1907.

fiel es nicht mehr schwer zu erkennen, daß die nächtlichen Träume ebensolche Wunscherfüllungen sind wie die Tagträume, die uns allen so wohl bekannten Phantasien.

Soviel von den Phantasien, und nun zum Dichter! Dürfen wir wirklich den Versuch machen, den Dichter mit dem „Träumer am hellichten Tag", seine Schöpfungen mit Tagträumen zu vergleichen? Da drängt sich wohl eine erste Unterscheidung auf; wir müssen die Dichter, die fertige Stoffe übernehmen, wie die alten Epiker und Tragiker, sondern von jenen, die ihre Stoffe frei zu schaffen scheinen. Halten wir uns an die letzteren und suchen wir für unsere Vergleichung nicht gerade jene Dichter aus, die von der Kritik am höchsten geschätzt werden, sondern die anspruchsloseren Erzähler von Romanen, Novellen und Geschichten, die dafür die zahlreichsten und eifrigsten Leser und Leserinnen finden. An den Schöpfungen dieser Erzähler muß uns vor allem ein Zug auffällig werden; sie alle haben einen Helden, der im Mittelpunkt des Interesses steht, für den der Dichter unsere Sympathie mit allen Mitteln zu gewinnen sucht, und den er wie mit einer besonderen Vorsehung zu beschützen scheint. Wenn ich am Ende eines Romankapitels den Helden bewußtlos, aus schweren Wunden blutend, verlassen habe, so bin ich sicher, ihn zu Beginn des nächsten in sorgsamster Pflege und auf dem Wege der Herstellung zu finden, und wenn der erste Band mit dem Untergang des Schiffes im Seesturm geendigt hat, auf dem unser Held sich befand, so bin ich sicher, zu Anfang des zweiten Bandes von seiner wunderbaren Rettung zu lesen, ohne die der Roman ja keinen Fortgang hätte. Das Gefühl der Sicherheit, mit dem ich den Helden durch seine gefährlichen Schicksale begleite, ist das nämliche, mit dem ein wirklicher Held sich ins Wasser stürzt, um einen Ertrinkenden zu retten, oder sich dem feindlichen Feuer aussetzt, um eine Batterie zu stürmen; jenes eigentliche Heldengefühl, dem einer unserer besten Dichter den köstlichen Ausdruck geschenkt hat: „Es kann dir nix g'schehn."*) Ich meine aber, an diesem verräterischen Merkmal der Unverletzlichkeit erkennt man ohne Mühe — Seine Majestät das Ich, den Helden aller Tagträume wie aller Romane.

Noch andere typische Züge dieser egozentrischen Erzählungen deuten auf die gleiche Verwandtschaft hin. Wenn sich stets alle Frauen des Romans in den Helden verlieben, so ist das kaum als Wirklichkeitsschilderung aufzufassen, aber leicht als notwendiger Bestand des Tagtraums zu verstehen. Ebenso wenn die anderen Personen des Romans sich scharf in gute und böse scheiden, unter Verzicht auf die in der Realität zu beobachtende Buntheit menschlicher Charaktere; die „guten" sind eben die Helfer, die „bösen" aber die Feinde und Konkurrenten des zum Helden gewordenen Ichs.

*) Anzengruber.

Wir verkennen nun keineswegs, daß sehr viele dichterische Schöpfungen sich von dem Vorbild des naiven Tagtraums weit entfernt halten, aber ich kann doch die Vermutung nicht unterdrücken, daß auch die extremsten Abweichungen durch eine lückenlose Reihe von Übergängen mit diesem Modell in Beziehung gesetzt werden könnten. Noch in vielen der sogenannten psychologischen Romane ist mir aufgefallen, daß nur eine Person, wiederum der Held, von innen geschildert wird; in ihrer Seele sitzt gleichsam der Dichter und schaut die anderen Personen von außen an. Der psychologische Roman verdankt im ganzen wohl seine Besonderheit der Neigung des modernen Dichters, sein Ich durch Selbstbeobachtung in Partial-Ichs zu zerspalten und demzufolge die Konfliktströmungen seines Seelenlebens in mehreren Helden zu personifizieren. In einem ganz besonderen Gegensatz zum Typus des Tagtraumes scheinen die Romane zu stehen, die man als „exzentrische" bezeichnen könnte, in denen die als Held eingeführte Person die geringste tätige Rolle spielt, vielmehr wie ein Zuschauer die Taten und Leiden der anderen an sich vorüberziehen sieht. Solcher Art sind mehrere der späteren Romane Zolas. Doch muß ich bemerken, daß die psychologische Analyse nicht dichtender, in manchen Stücken von der sogenannten Norm abweichender Individuen uns analoge Variationen der Tagträume kennen gelehrt hat, in denen sich das Ich mit der Rolle des Zuschauers bescheidet.

Wenn unsere Gleichstellung des Dichters mit dem Tagträumer, der poetischen Schöpfung mit dem Tagtraum wertvoll werden soll, so muß sie sich vor allem in irgend einer Art fruchtbar erweisen. Versuchen wir etwa, unseren vorhin aufgestellten Satz von der Beziehung der Phantasie zu den drei Zeiten und zum durchlaufenden Wunsche auf die Werke der Dichter anzuwenden und die Beziehungen zwischen dem Leben des Dichters und seinen Schöpfungen mit dessen Hilfe zu studieren. Man hat in der Regel nicht gewußt, mit welchen Erwartungsvorstellungen man an dieses Problem herangehen soll; häufig hat man sich diese Beziehung viel zu einfach vorgestellt. Von der an den Phantasien gewonnenen Einsicht her müßten wir folgenden Sachverhalt erwarten: Ein starkes aktuelles Erlebnis weckt im Dichter die Erinnerung an ein früheres, meist der Kindheit angehöriges Erlebnis auf, von welchem nun der Wunsch ausgeht, der sich in der Dichtung seine Erfüllung schafft; die Dichtung selbst läßt sowohl Elemente des frischen Anlasses als auch der alten Erinnerung erkennen.

Erschrecken Sie nicht über die Kompliziertheit dieser Formel; ich vermute, daß sie sich in Wirklichkeit als ein zu dürftiges Schema erweisen wird, aber eine erste Annäherung an den realen Sachverhalt könnte doch in ihr enthalten sein, und nach einigen Versuchen, die ich unternommen habe, sollte ich meinen, daß eine solche Betrachtungsweise dichterischer Produktionen nicht unfruchtbar ausfallen kann. Sie vergessen nicht, daß die vielleicht befremdende Betonung der Kindheits-

erinnerung im Leben des Dichters sich in letzter Linie von der Voraussetzung ableitet, daß die Dichtung wie der Tagtraum Fortsetzung und Ersatz des einstigen kindlichen Spielens ist.

Versäumen wir nicht, auf jene Klasse von Dichtungen zurückzugreifen, in denen wir nicht freie Schöpfungen, sondern Bearbeitungen fertiger und bekannter Stoffe erblicken müssen. Auch dabei verbleibt dem Dichter ein Stück Selbständigkeit, das sich in der Auswahl des Stoffes und in der oft weitgehenden Abänderung desselben äußern darf. Soweit die Stoffe aber gegeben sind, entstammen sie dem Volksschatze an Mythen, Sagen und Märchen. Die Untersuchungen dieser völkerpsychologischen Bildungen ist nun keineswegs abgeschlossen, aber es ist z. B. von den Mythen durchaus wahrscheinlich, daß sie den entstellten Überresten von Wunschphantasien ganzer Nationen, den Säkularträumen der jungen Menschheit entsprechen.

Sie werden sagen, daß ich Ihnen von den Phantasien weit mehr erzählt habe, als vom Dichter, den ich doch im Titel meines Vortrages vorangestellt. Ich weiß das und versuche es durch den Hinweis auf den heutigen Stand unserer Erkenntnis zu entschuldigen. Ich konnte Ihnen nur Anregungen und Aufforderungen bringen, die von dem Studium der Phantasien her auf das Problem der dichterischen Stoffwahl übergreifen. Das andere Problem, mit welchen Mitteln der Dichter bei uns die Affektwirkungen erziele, die er durch seine Schöpfungen hervorruft, haben wir überhaupt noch nicht berührt. Ich möchte Ihnen wenigstens noch zeigen, welcher Weg von unseren Erörterungen über die Phantasien zu den Problemen der poetischen Effekte führt.

Sie erinnern sich, wir sagten, daß der Tagträumer seine Phantasien vor anderen sorgfältig verbirgt, weil er Gründe verspürt, sich ihrer zu schämen. Ich füge nun hinzu, selbst wenn er sie uns mitteilen würde, könnte er uns durch solche Enthüllung keine Lust bereiten. Wir werden von solchen Phantasien, wenn wir sie erfahren, abgestoßen oder bleiben höchstens kühl gegen sie. Wenn aber der Dichter uns seine Spiele vorspielt oder uns das erzählt, was wir für seine persönlichen Tagträume zu erklären geneigt sind, so empfinden wir hohe, wahrscheinlich aus vielen Quellen zusammenfließende Lust. Wie der Dichter das zustande bringt, das ist sein eigenstes Geheimnis; in der Technik der Überwindung jener Abstoßung, die gewiß mit den Schranken zu tun hat, welche sich zwischen jedem einzelnen Ich und den anderen erheben, liegt die eigentliche Ars poetica. Zweierlei Mittel dieser Technik können wir erraten: Der Dichter mildert den Charakter des egoistischen Tagtraumes durch Abänderungen und Verhüllungen und besticht uns durch rein formalen d. h. ästhetischen Lustgewinn, den er uns in der Darstellung seiner Phantasien bietet. Man nennt einen solchen Lustgewinn, der uns geboten wird, um mit ihm die Entbindung größerer Lust aus tiefer reichenden psychischen Quellen zu ermöglichen, eine Verlockungsprämie oder eine Vorlust. Ich bin der Meinung,

daß alle ästhetische Lust, die uns der Dichter verschafft, den Charakter solcher Vorlust trägt, und daß der eigentliche Genuß des Dichtwerkes aus der Befreiung von Spannungen in unserer Seele hervorgeht. Vielleicht trägt es sogar zu diesem Erfolg nicht wenig bei, daß uns der Dichter in den Stand setzt, unsere eigenen Phantasien nunmehr ohne Vorwurf und ohne Schämen zu genießen. Hier stünden wir nun am Eingange neuer interessanter und verwickelter Untersuchungen, aber, wenigstens für diesmal, am Ende unserer Erörterungen.

---

# Jesus in der Wüste.*)

Von

Hans Benzmann.

## Die Ewigen.

Wess' bist du Stimme, die mich rastlos ruft?
Wo such ich dich, Gefesselter der Luft?
Ich spüre deine menschlich treue Nähe,
als ob ich dich rein mit der Seele sähe, —
doch fühl ich keines Atems warmes Wehn
noch einen Duft, der tierisch mich umwittert, —
nur ist es oft, als hör ich um mich gehn
ein wildes Tier, dess' Weiche hilflos zittert ...
Jetzt wieder schwebt es wie ein Glühn und Wallen
umher, als möcht es liebend sich mit allen
den kargen Dingen um mich her vereinen, —
es leuchtet von den Disteln, von den Steinen
und blickt mit Augen mich wie Menschen an
und schmiegt sich heimlich, saugt sich kindlich an
und teilt sich plötzlich wie in tausend Stimmen,
die wie ein Meer von Schwalben mich umschwimmen —

*) Diese Dichtungen, von denen hier eine erste Serie mitgeteilt wird, wollen die Weltanschauungs- und oder Werdekämpfe des Heilands widerspiegeln, die Gedanken und inneren Erlebnisse eines mit sich ringenden, tiefangelegten Jünglings jener Zeit, der sich mit einander vermischenden semitischen und arischen Kulturen. Diese Zeit ist aber auch eine von ewiger Bedeutung über die Dokumente des Neuen Testaments hinaus, weil sich in ihr intensiver als in anderen das Ringen des zeitlosen Menschengeistes offenbart hat. Endlich ist jene Zeit auch ganz besonders der unseren ähnlich. Sie hat viele unserer Ideen vorausgedacht und vorausgeahnt und wartete wie wir auf einen Befreier und Erlöser.

Wer seid ihr? Seid ihr längst von uns genesen?
Seid ihr von diesem Sein erlöste Wesen?
Doch alle eure Sehnsucht tut mir kund,
daß diese Erde euer Ziel und Grund —
So seid ihr — weh, wie glüht ihr voll Verlangen!
wie Gold und Feuer, wie Kristall und Schlangen!
Hyänenaugen wollen auf mich fahren! —
so seid ihr all die Unsichtbaren,
die nie noch Mensch noch Tier noch Stein gewesen? —
Furchtbare, euer Rätsel will ich lösen!
Ihr seid es, ihr unsterblichen Gemächte,
Seelen der Seele bar, der Todesnächte
entbundene Kräfte, — entbunden, sich zu binden,
sich hier in Liebe, dort in Haß zu finden,
stets Gäste nur, doch keinem Hause treu,
wirbelnd um uns, — schamlos (wie Er!) und scheu! — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Frag' ich euch nun: Wo bleibt der Sinn,
der ihr nicht seid, — doch der Ich bin!?
Da fliegt ihr wie die Fledermäuse hin — — —

## Ein andrer Büßer betend vor seinem Gott.

O Herr, der du die Sünder kennst,
der du für sie in Liebe brennst,
ein ewig eifriger Rächer bleibst
und sie von Qual zu Qualen treibst, —
o, ich erkenn' all deine Huld:
Zum Heile ward mir alle Schuld!
Du hast mit deiner Blitze Kraft
nicht von der Erde mich gerafft,
als eine graue Mitternacht
mich einst zum Satan hat gemacht!
O Herr, der du die Herzen kennst,
der du in Mitleidsflammen brennst,
wie stilltest du auch dieses Herz,
ja, selige Lust ist aller Schmerz!
Sieh diese Geißelstriemen, Herr!
Sieh diese blutigen Sohlen, Herr!

Ich komm zu dir durch Dorn und Stein,
durch Sturm und glühenden Sonnenschein,
baarhäuptig, ohne Kleid und Schuh, —
nun führ' mich deiner Hölle zu! . .
O Herr, wie seltsam lächelst du? — —
Erkenn' ich dich erst ganz, mein Gott? —
O Dank für diesen Hohn und Spott!
O laß mich leben, daß ich mehr und mehr
an diesem Lächeln mich verzehr' —
So süß schmerzt keine Höllenglut
als dieses Lächelns Übermut . . .

## Der Geist Hiobs.

Ich trug mein Herz in diese öde Stätte,
daß ich es ganz in Staub und Stürme bette,
daß ich von deiner Herrlichkeit, du Erde,
nichts weiter seh als bettelnde Gebärde, —
daß aller deiner Schrecknisse Gewalt
sich um das blutende Herz zusammenkrallt
und seiner Liebe opferwillige Sucht
auspreßt wie eine übersüße Frucht . . .
Geist Hiobs, dich sucht ich in diesem Sande
und wollte dich von deiner Schuld und Schande,
von deinem grauenhaften Gott bekehr'n, —
du solltest Haß und Ungeduld mich lehr'n . . .
So wollte ich, daß jede Kreatur
mir zeigt die angeborene Unnatur —
wie auch der Mensch und Er, der Menschen Gott! .
Und alles fand ich, wie ich's wollte:
Der Sturm, der sinnlos in den Wolken grollte,
versengte mir mit seinem Blitz das Haar, —
Schakale, die ich fütterte, des Dankes bar,
zerrissen mich, hätt' nicht das Schlangenpaar
mit seiner Augen gierigem Geleucht
vom selbst willkommnen Fraß sie weggescheucht.
Ich folgte der Hyänen Leichenspur.
Sah Wollust, Gier und grause Triebe nur. . . .
Allein, je mehr mein Herz den Unverstand

der Welt und ihrer Wesen hat erkannt, —
von Liebe ward es immer mehr entbrannt . .
Da dacht' ich über diese Seele nach:
woher ward all ihr tiefstes Leuchten wach,
daß nichts sich trübt in ihrem reinen Licht,
kein Gott, kein Tier, kein Menschenangesicht, —
nicht mal der eignen Augen süße Tränen
und dieses Denkens unbescheidenes Wähnen —?
Nicht Mitleid ist's, — ein übermächtig Fühlen
reißt mich empor zu deinen Wolkenstühlen
und tief hinab, wo sich in Wurm und Erz
lebendig regt dein tief geheimes Herz,
o Allnatur! . . O Staub, o Wurm, o Schlangen,
als Brüder möcht' ich euch mit Glut umfangen!
O nehmt, nehmt diese ungeheure Glut, —
mein Blut, daß es der Liebe ewige Wunder tut! . . .

## Der Geist Moses'.

Ein ungestümer Sturm hob ihn empor
und trug ihn vor das graue Felsentor
des Sinai, der wild und klippenhart
wie ein erwachend Antlitz ihn anstarrt — —
Ja, wache auf, Schläfer der tausend Jahre!
Ich will von dir die Kraft, die wunderbare
der erdigen Metalle, daß ich wie Er
in Flammen zu den Menschen niederfahre!
Die Stapfen, die einst der Gewaltige getreten
in dich hinein, der erste der Propheten,
haben die zweiten und letzten mit Gebeten,
mit Opferasche bis zum Rand gefüllt!
Ihr habt den Rachedurst des Zebaoth
mit blutigen Hekatomben nicht gestillt,
in Rauch und Qualm hat sich der alte Gott
für alle Ewigkeit vor euch verhüllt!
Ich will den neuen künden, der in dir,
du Berg der tausend Jahre, und in mir,
ein unersättlicher Lebendiger, kreist,
und Leben-Müssen, Leben-Wollen heißt!

Dasein ist sein Gesetz, Leben und Tod
sind in ihm eins! Nicht Du bist sein Gebot,
aber die ewigen Ideen und Gesichte,
die Engel und Sonnen künden seine Geschichte,
in seinen Höhn und Tiefen stehn die Arten,
die hundertfältiger Auferstehung warten.
Die Orkane der Ewigkeit streuen in seinem Namen
von Stern zu Sternen durch Aeonen seinen Samen!
Die Atome tanzen um ihn in tausend Gestalten
und preisen sich wandelnd sein ewiges Walten — —
Wie seine Altäre von allen Himmeln rauchen
und ihm den Brand der Gestirne entgegenhauchen!
Ja, Sterbenmüssen ist das Gesetz der Welten!
Doch aus den Flammen heben sich geisterhaft die zerschellten . . .
Sichopfern — Göttlichster der irdischen Triebe!
Künden will ich dich, du großes Reich der Liebe!
Wach auf! Wach auf, Schläfer der tausend Jahre!
Wille, wach auf, daß ich herniederfahre!!!

* * *

## Der Geist Buddha's.

Den Wünschen erstorben, dem Wahn der Welt entronnen,
siehe, Brahmane, wie ein tiefer Bronnen
bin ich immer und spiegle dein Angesicht,
und wenn der Wind und der Sonne farbiges Licht
die Tiefe, die ewig träumende, leise bewegt,
dann bin ich leis von Erinnerungen erregt, —
denn hundert und hunderttausend Jahre war ich!
und sahest du mich und sah ich dich . . .
Siehe, in meinen Spiegel fällt noch der Schein
des Sternes, den ich in einem andern Sein
vor hunderttausend Jahren schon erlöschen sah . . .
Siehst du den schweifenden Kometen da?
siehst du ihn brennen, brennend untergehn?
So hab ich vor Aeonen ihn gesehn —
denn hunderttausend Jahr lang ist sein Kreis,
den er doch tausendmal zu wandeln weiß, —
und ihm nicht mehr als dir die Lebensreis' . . . .

So sag, ist nicht dein Tag die Ewigkeit? . .
Siehe, Brahmane, ich kenne nicht Raum und Zeit — —
Blick nun hinab in diesen tiefen Bronnen,
siehe, da bin ich selbst — o! — dir und mir entronnen . . .
O Seliger, du siehst ins selige Nichts —
bar bist du im Bronnen des eigenen Angesichts . . .

Er sah hinab, — doch wie er sich verlor
ins Unergründliche, da kommt's ihm vor,
als tauche aus der Fluten dunklem Licht
ein fremdes unbestimmtes Angesicht —
er fährt empor: deutlich sieht er sich's fügen —
ein faltig Angesicht mit Affenzügen —
es glotzt ihn an, — nun weicht der Bann,
die Mienen eines Menschen nimmt es an,
der hilfesuchend ihm entgegenfleht, —
von Schwären ist das Antlitz wie besät —
„Herr, jeder Tag war eine Ewigkeit
des Schmerzes, mir verrann die Zeit
den Menschen fern wie einem wilden Tier —
du heiltest meine Schwären . . sagt man mir —
du ganz allein!“ Da sieht sich Christus um, —
steht nur ein Bettler vor ihm und weist stumm
auf seine kranken wunden Glieder hin —
plötzlich erkennend des lebendigen Lebens tiefsten Sinn:
„Mein Bruder,“ spricht der Herr und legt sanft auf die Wunden
die milde, weiche Hand: „du wirst gesunden!
So geh in Freude deines Weges, wohlgefallen
soll dir dein Leben hier — und allen, allen!“

---

# Die Namenlose.

**(Sage aus Mjnhejm)**

Von

**Friedrich Kayßler.**

**Der Name ist es, der die Seele des Dinges aufsaugt. Er kommt wie ein Vampir und setzt sich auf das Ding und trinkt sein Blut, bis er dick und voll ist, er, der Name. Aber das Ding ist leer. —**

Liegt eine Frau in Kindesnöten am Wege und schreit. Geht ein hohes Elbenweib vorüber und spricht: „Will dir wohl helfen, aber gib mir das Kind.“ Tut die Frau einen großen Schrei und ruft: „Da ist es.“ Elbenweib nimmt das Kind und spricht: „Komm, mein Mädchen.“ Frau sagt: „Ich sterbe.“ Elbenweib sagt: „Nimm den Sinn deines Lebens zusammen in ein Wort und leg ihn auf das Mädchen, dann hast du alles erfüllt.“

Frau seufzt und sinnt nach, küßt ihr Kind und spricht: „Dieses Kind soll ohne Namen sein. Wird es dreimal mit Namen genannt, muß es tot umfallen.“ Mutter legt sich hin und stirbt. Elbenweib nimmt das Kind in den Mantel und geht in den Hügel. Als das Kind achtzehn Jahre ist, wird es von dem Elbenweib hinaus an den Weg geführt. Das Elbenweib spricht: „Mädchen, das ich geliebt habe, geh in die Welt und bring Segen. Mutter hat gesagt: du sollst ohne Namen sein. Wirst du dreimal mit Namen genannt, mußt du tot umfallen. Aber du darfst es keinem sagen. Wenn du daran denkst, wird es dir wohl ergehen.“ Das Mädchen wandert bis zum Abend, und die Welt erscheint ihm so groß. Wie es an den Wald kommt, sitzt da ein Knabe, den Kopf am Baume und schläft.

Mädchen sagt: „Grüß dich.“

Knabe wacht auf und sagt: „Da bist du ja.“

„Ich?“ fragt das Mädchen.

„Ja, du —, habe so lange auf dich gewartet.“

„Wie lange?“

„Sieben Jahr. — Wie ich zwölf war, starben Vater und Mutter. Da ging ich fort und wartete auf dich.“

„Woher wußtest du, daß ich kommen würde?“

„Kamst du nicht?“ —

„Wie heißest du, Knabe?“

„Weiß nicht, Mädchen; hab vergessen, wie ich heiße. Hast mich zu lange warten lassen.“

Und da sprangen sie auf einander zu und küßten sich ein ganzes glückseliges Leben lang.

Das dauerte zehn Jahre. Und ist nicht mehr von dieser Zeit zu berichten, so schön war sie. — Dann aber starb der Knabe. Eines Mittags fand sie ihn tot in der glühenden Sonne liegen. Da weinte sie alles Glück, das sie noch hatte, über ihn aus und begrub ihn unter dem Baume, wo er auf sie gewartet hatte. Die letzte Hand voll Erde aber band sie in ein Tuch um ihre Brust. Dann verbrannte sie die Hütte, die sie sich beide gebaut hatten und schritt in den Wald hinein.

Als sie auf der andern Seite wieder herauskam, war sie bei den Menschen. Sie grüßte alle, aber sie wichen vor ihr zurück, weil sie so schön war, und keiner wagte sie anzureden, weil ihre Augen ohne Glück waren. Nur ein kleiner blinder Knabe erspähte ein helles Licht in ihren Augen und drängte sich an sie heran. Sie aber drückte ihn an ihre Brust, und mit einemmal lachte er und ward sehend. Da wurde sie gewahr, daß es die Erde in dem Tuch war an ihrer Brust, die ihn gesund gemacht hatte. Und nun kamen auch die andern heran, Große und Kleine, Alte und Junge, Kranke und Gesunde, und sie segnete und heilte, was da zu heilen war. Und es war ein Jubeln und Lachen und Weinen und Danksagen ohne Ende, und sie küßten ihr Hände und Kleid und Füße und knieten vor ihr.

Auf einmal schrie es: „Wer ist sie?"

Und dann: „Woher kommt sie?" Und nun war des Fragens und Schreiens kein Ende mehr: „Wer bist du, Heilige? Woher kommst du, Heilige? Deinen Namen! Wir wollen dich preisen, wir haben ein Recht, dich zu preisen! Deinen Namen!"

Und die Obrigkeit kam, und der Priester kam, und alle kamen, und alles schrie: „Deinen Namen! Deinen Namen! Deinen Namen!" —

Alles wird still.

Obrigkeit spricht: „Wie heißt du?"

Mädchen spricht: „Weiß es nicht."

Priester spricht: „Wie heißt du?"

Mädchen spricht: „Ich weiß es nicht."

Volk schreit: „Den Namen der Heiligen! Den Namen!"

Mädchen spricht: „Habe nie einen Namen gehabt."

Alles wird still.

Volk flüstert: „Hat nie einen Namen gehabt."

Obrigkeit schreit: „Sie lügt."

Priester schreit: „Sie ist eine Heidin!"

Volk schreit: „Eine Heilige! Sie ist eine Heilige! Sie hat uns geheilt!"

Obrigkeit gebietet Schweigen. Alles wird still.

Obrigkeit spricht: „Du hast Kranke geheilt, wir sind dir zu Dank verpflichtet. Aber einen Namen mußt du haben. Wir fragen dich: Sag deinen Namen!"

Mädchen schweigt.

Priester spricht: „Ich frage dich an der Stelle des heiligen Gottes: hast du einen Namen, so sag ihn!“

Mädchen spricht: „Ich habe keinen.“

Obrigkeit spricht: „Hier muß jeder einen Namen haben. Namenlose dulden wir nicht. Hast du keinen Namen, so geh!“

Mädchen spricht: „Macht Platz, so will ich gehen.“

Volk schreit: „Wir lassen dich nicht, du bist eine Heilige! — Tauft sie! Tauft sie! Tauft sie! Einen Namen soll sie haben, einen Namen!“

Und weiter geschah es, daß das Volk das Mädchen auf die Schultern hob und in die Kirche trug und vor dem Altar niedersetzte, wo das Taufbecken stand. Und der Priester trat auf die Stufen, tauchte die Hand in das Weihwasser und sprengte dem Mädchen drei Tropfen auf die Stirn.

Da wurde das Mädchen bleich bis ins Herz.

Aber der Priester hub an: „So taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes —“ Da hob das Mädchen beide Arme zum Himmel und schrie dreimal: „Nein!!“

Es wurde ganz still in der Kirche.

Das Mädchen spricht: „Gib acht, Priester: wenn du mich dreimal mit Namen nennst, muß ich tot umfallen!“

Dem Priester schwoll die Stirn vor Zorn und er schrie dreimal: „Hadha! Hadha! Hadha!“ Das Mädchen brach in die Kniee, aber sie hatte noch Kraft genug, ihr Tuch aus der Brust zu reißen und warf dem Priester die Erde ins Gesicht. Dann fiel sie um und war tot. Und ein schneeweißer Vogel kam durch die offene Kirchentür geflogen, der trank die drei Tropfen Weihwasser von ihrer Stirn und spie sie zurück in das Taufbecken. Dann flog er zur Kirche hinaus.

Der Priester aber war blind von diesem Tage an.

---

# Zwei Beethoven-Briefe.

Mitgeteilt

von

Dr. Ernst Rychnovsky.

Die hier abgedruckten Briefe stammen aus der Autographensammlung des Herrn Fritz Donebauer in Prag, die vom 6. bis 8. April in Berlin durch die Firma J. A. Stargardt versteigert werden wird.

Der erste der beiden, vier volle Seiten Quart lang, ist an den Prager Advokaten Dr. Johann Nepomuk Kanka gerichtet. Er ist einer der schönsten aus der bisher bekannt gewordenen Suite der Briefe an Kanka und führt uns mitten in eine der peinlichsten Affären im Leben des Meisters. Wir wissen, daß Beethoven von Erzherzog Rudolf, dem nachmaligen Erzbischof von Olmütz, und den Fürsten Kinsky und Lobkowitz ein Jahresgehalt von 4000 Gulden in Bankozetteln ausgesetzt erhielt, damit er dem Rufe des Königs Jerome von Westphalen nicht folge und in Wien bleibe. Fürst Lobkowitz steuerte 700 Gulden bei, Erzherzog Rudolf 1500 und Fürst Kinsky 1800 Gulden. Durch das berüchtigte Finanzpatent vom 20. Februar 1811, das die verkrachten österreichischen Finanzen sanieren sollte, sank Beethovens Rente vom ursprünglichen Betrag auf 1612,9 Gulden. Aber sie erlitt noch weitere bedeutende Schmälerungen. Da das Vermögen des Fürsten Lobkowitz infolge des allgemeinen Krachs einem Kurator unterstellt werden mußte, dem Fürsten somit die freie Verfügung über seine ehemals bedeutenden Reichtümer entzogen wurde, entfiel vom September 1811 angefangen der auf den Fürsten Lobkowitz entfallende Teil der Rente. Es kam noch viel schlimmer. Im November 1812 starb der edle Fürst Kinsky unvermutet an den Folgen eines Sturzes vom Pferde und seine Erben weigerten sich, die Rente weiterhin auszuzahlen. Beethoven sah sich, so sehr ihm dies auch widerstrebte, gezwungen, zur Geltendmachung seines Rechtes den Klageweg zu betreten. Der Advokat, der diese unleidige Geschichte einem glücklichen Ende zuführte, war der scharfsinnige Jurist und warme Kunstfreund Johann Nepomuk Kanka, der sich mit wahrem Feuereifer der Sache seines von ihm persönlich aufs höchste geschätzten Klienten annahm und im Januar 1815 einen Bescheid des Prager Landrechts erzielte, demzufolge die Kinskyschen Erben statt der zugesicherten 1800 fl. Beethoven 1200 fl. Wiener Währung zu zahlen hatten. Ehe es aber so weit kam, mußte noch viel Tinte fließen. Einer der zwischen Prag und Wien bzw. Baden gewechselten Briefe ist der nachstehende:

Baden am
19ten September
1814

Mein allerliebster

Freundlicher K!

Da ich auf gut glük an sie geschrieben, ohne ihre rechte wohnung zu wißen, da ich ihnen ebenfalls so den Klavierauszug des Fidelio geschickt, so wünsche ich zu wissen, ob sie sowohl den Brief als den Klavierauszug erhalten hab(en) — wie ich seufze, endlich (1) die Kinskische Sache zu einem baldigen und guten Ende gebracht zusehn, das ist wohl leicht zu schließen — haben sie mit dr. wolf*) gesprochen, brauchen sie die papiere, die dazu gehören, oder hat sie auch dr. wolf

*) Beethovens früherer Sachwalter.

noch alle etc etc etc — ich bitte — ich beschwöre sie — ich falle ihnen zu ihren Füßen, in ihre Arme, (2) um ihren Hals — ich weiß nicht was ich alles thun werde und nicht thun werde, (ein Wort unleserlich) überfließen wieder im Erguß des sprechens etc etc etc endigen sie, fangen sie an, und endigen sie wieder — endlich ganz — damit man sagen könne Finis — Ende — das Ende — ein werk von mir liegt bereit, sobald sie ihr werk vollbracht haben, um ihnen gewidmet (3) zu werden, und meine Hochachtung zu bezeigen — soll ich selbst nach Prag kommen, um so vieleicht der sache einen geschwindern ausschlag zu geben? — was glauben sie? ja ja, ich komme, wenn sie wollen — ist es aber nicht hauptsächlich nöthig, so mögte ich lieber bis zum Frühjahr warten — wenn ich wirklich so unglücklich bin, daß sie ganz und gar nichts auf mich halten, so halten sie wenigstens desto mehr auf die angelegenheit

ihres
leidenden
Freundes
ludwig van Beethoven

Eigenhändig geschriebene Adresse auf dem Umschlag mit Siegel:

An Seine wohlgebohren
Hr: von Kanka
Doktor der Rechte im
Königreich Böhmen in
Prag

Der zweite Brief, an den Bruder Johann van Beethoven, Gutsbesitzer in Gneixendorf (bei Krems) gerichtet, dürfte aus dem Jahre 1823 stammen, also aus jenem Jahre, da Beethoven die fertig gewordene Missa solemnis an verschiedene Fürsten Europas zum Zwecke der Subskription einsandte. Bemerkenswert ist in diesem Briefe der gegen den knickerigen Bruder Johann angeschlagene Ton grimmen Humors.

am 19ten Jun
frejtag in der Früh —

Bester!

Komt — wegen den Bagatellen sie sind bereit die antwort wegen der Meße von draußen ist schon längst da. Es ist mir unlieb, daß — man die Gnade der juden erwirken soll — Lebt wohl Kommt. Es ist über vieles zu sprechen u. Verstand habt ihr — im Sack — lebt wohl Herr Bruder!!!!!!

Der Euriche
treuer Brudere
ludwig

(Am Rande:) Venez d'abord il'y a des affaire d'une grande importance.

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

**Roman**

von

**Georg Hermann.**

(Fortsetzung.)

Jettchen gratulierte Hannchen, und die wiegte wohlgefällig den Kopf und erzählte, wie das gekommen sei. Wie sie zuerst gedacht habe, es sei etwas vom Gericht, wegen des Siegels. Und wie Ferdinand sie zu sich gerufen habe, er habe sein Knipsglas verlegt und sie solle ihm deshalb vorlesen. Aber das wäre nur eine Finte von Ferdinand gewesen, denn er habe schon genau gewußt, was darin stand.

Und Ferdinand sagte, daß er gerade einen bezaubernden Charàbanc hinten in der Remise stehen habe, den sich Jason einmal ansehen sollte, wenn er etwas Vornehmes und Fürstliches sehen wollte. Und Jason Gebert, der gleichsam als Familienerbteil auch die Liebe zu schönem Fuhrwerk und schönen Pferden hatte, war gleich dabei.

Da steckte das Mädchen den Kopf durch die Türspalte.

„Die Frau Rätin," sagte sie verlegen, „möchte doch einmal persönlich hinterkommen und die Zitronenspeise abkosten."

Was denn Wolfgang jetzt mache, warf Jettchen zaghaft ein. Sie hätte ihn doch gern einmal gesehen.

Das könne sie ruhig, sagte Hannchen. Er sei schon seit einigen Tagen wieder auf. Nur aus dem Zimmer möchte sie ihn nicht lassen, damit er sich nicht von neuem erkälte. Denn man müsse ihn doch immer noch sehr in acht nehmen.

„Na," sagte Jason, „dann hole ich dich nachher ab, Jettchen."

„Wollt Ihr nicht bei uns essen?" fragte Ferdinand, der mit seinem neuen Titel auch einen neuen Menschen angezogen hatte und gastfrei geworden war. Vordem hatte er es immer bequemer und billiger gefunden, bei anderen zu essen, als selbst Gäste bei sich zu sehen. „Es kommt mir auf einen Teller Suppe gar nicht an."

„Ach nein," sagte Jason mit leichter Verbeugung, „wir haben heute blaue Karpfen, und die schmecken gewärmt nicht. Aber wir kommen ein anderes Mal sehr gern, Herr Rat."

„Ich halte dich aber bestimmt beim Wort, Jason," sagte Ferdinand würdig, und er war fest überzeugt, daß er es nicht tun würde.

„Na," sagte Hannchen, während sie voranrauschte durch den langen Hinterkorridor und die eine Schulter vorschob, um zwischen den Spinden hindurchzukommen.

„Na, Jettchen, wie gefällt's dir nun bei Jason? Er ist schon ein Mensch, in den man sich verlieben kann."

Wenn man Tante Hannchen hörte, so klang das ja sehr unschuldig und harmlos, treu und sorgend, aber Jettchen hätte ihre liebe Tante nicht kennen müssen, um nicht herauszufühlen, daß auf dem Grunde dieser Frage ein schweres Mißtrauen schlummerte. Und das verstimmte Jettchen.

„O," sagte sie und bemühte sich, es unbefangen zu sagen, „wir kommen ja sehr gut miteinander aus."

Da aber erkannte Wolfgang in seinem Zimmer Jettchens Stimme und rief ganz laut: „Jettchen! Jettchen! Du sollst zu mir hereinkommen!"

Und Tante Hannchen rauschte den Gang weiter hinab, nach der Küche, zu ihrer Zitronenspeise, während Jettchen in Wolfgangs Zimmer trat. Das lag nach dem Hofe hinaus, den Ställen gegenüber, war nicht hell und sehr klein; nicht viel größer als eine Kuchenschachtel war es eigentlich, und Sonne bekam es wohl nie. Höchstens ein paar Wochen im Jahr, ganz früh am Morgen, in einem schmalen Streifen von der Seite.

Wolfgang aber saß in einen tiefen, braunen Lehnstuhl vergraben und verloren, und war von Kopf bis zu Fuß in einen großmächtigen, bunten Kaschmirschal gehüllt. Er sah nicht auf. Er war vollauf erfüllt und beschäftigt. Er hatte vor sich ein Leimtiegelchen stehen, und daneben hatte er allerhand gepreßte Goldpapiere liegen, allerlei scheckige Marmorpapiere und hundert kleine Oblaten von Figuren, Rosetten und Postamenten mit Inschriften. Und aus dieser papiernen Herrlichkeit klebte Wolfgang nun einen goldstrahlenden Tempel mit Marmorsäulen zusammen, mitten hinein in eine zartgestrichelte Landschaft, die von vielen Rosenbüschen leuchtete. Und da Wolfgang gerade dabei war, mit seinen dünnen Kinderhänden eine der letzten Marmorsäulen fein säuberlich aufzukleben, so durfte er nicht einmal aufsehen, als Jettchen eintrat. Aber eigentlich war dieser ganze Eifer Wolfgangs nur geheuchelt, damit Jettchen ja nicht etwa merke, wie erregt er über ihren Besuch war, und wie ihm das Herz klopfte.

„Na, Wolfgang," sagte Jettchen, und ihr war es, als ob ihr da innen etwas zerrisse, „nun laß dich mal ansehen. Wie geht's dir denn?"

Wolfgang wandte die Augen von der Arbeit und sah Jettchen groß an.

„O," sagte er, und ein überlegenes Lächeln kam auf sein hageres, verfiebertes Knabengesicht, „es ist ja ganz nett, mal ein bißchen krank sein. Du weißt ja auch, daß sie früher hier immer alle mich schlecht behandelt haben. Jetzt sind sie alle gut zu mir. In die Schule brauche ich ja nicht mehr zu gehen, ich kann jetzt den ganzen Tag tun und arbeiten, was ich nur will. Und am ersten schönen Mittag, da hat mir Vater fest versprochen, läßt er für mich anspannen, und dann fahren wir nach dem Tiergarten."

So sprach Wolfgang. Nicht mehr mit seiner Knabenstimme von einst, sondern so ernst, tief und altklug, daß es zu seinem dürftigen Körper gar nicht recht passen mochte. Auf dem Grunde seiner Augen aber — Jettchen sah von dem ganzen Gesicht nur sie,

denn die Krankheit ließ sie hervortreten und größer denn ehedem erscheinen — auf dem Grunde seiner Augen lag dabei eine wunschlose Müdigkeit, lag die ganze seelische Überlegenheit, die eben der kranke Mensch immer vor dem gesunden hat. Da draußen, sagten diese Augen, da liegt die Sonne über der Stadt; da zieht und rauscht das Leben dahin, da spielen die Jungen auf der Straße, und sie kämpfen in der Schule darum, einen Platz herauf und nicht herunter zu kommen. Und die Welt der Großen geht ebenso ihren Gang weiter, und jeder kämpft um seine Stelle an der Sonne. Alle wollen und wünschen sie etwas: d i e Ehre, d i e Reichtum und d i e Liebe; sie wollen die Ersten und nicht die Letzten sein, sie verzehren sich in Sehnsucht und möchten immer für das Heute das Morgen eintauschen. Aber ich sitze hier, und ich will nichts weiter von der Welt mehr, wie diese graue Stube, und nichts mehr wie meine spielerische, müßige Arbeit. Und wenn es eben sein muß, nun so werde ich auch d i e still beiseitelegen und ins Dunkel gehen."

„Na," sagte Jettchen, „bist du denn nun nicht stolz auf deinen Vater, Wolfgang?"

„Ach ja, ich freue mich schon," meinte Wolfgang. Und in dem Ton klang etwas, als spräche er von Dingen, die ganz fernab lägen. „Aber, weißt du, Jettchen, ich denke jetzt immer, Vater wäre vielleicht ganz anders geworden, wenn ihn Mutter verstanden hätte. Vielleicht so wie Onkel Jason. Jetzt, wo er öfter einmal eine Stunde hier bei mir ist, weiß ich überhaupt erst, wer er ist. Vordem habe ich ihn nicht gekannt."

Jettchen vergaß ganz, daß sie doch noch ein halbes Kind vor sich hatte. „Sieh mal, Wolfgang," sagte sie und streichelte den Jungen, „so mußt du nicht von deinen Eltern sprechen und denken. Sie haben dich doch beide sehr lieb. Und wenn sie nur beide euch lieb haben, dich, Max und Jenny, so haben sie sich damit untereinander eben auch schon lieb."

„Aber warum bist d u denn nicht zu Julius gegangen?" fragte Wolfgang ganz schroff und unvermittelt, fragte es statt jeder Antwort. Und er zitterte vor Aufregung. Denn in seinem kleinen Hirn malte sich das gar seltsam, und in langen Fiebernächten hatte Wolfgang jetzt immer davon geträumt, daß es eben seinetwegen und nur seinetwegen geschehen wäre. Und er hatte sich mit aller Inbrunst seiner kleinen und unbefleckten Seele an diesen Gedanken geklammert und ihn zu keinem Menschen geäußert, ihn in sich bewahrt, wie ein Geheimnis, das nur ihm gehörte.

„Das verstehst du nicht, Wolfgang," sagte Jettchen, „auch wenn ich es dir anvertrauen würde. Aber wenn du mal groß bist, dann wirst du wissen, warum ich es getan habe."

Wolfgang lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß halb die Augen. Das Glück betäubte ihn fast.

„Ich weiß," sagte er dann und lächelte still vor sich hin. „Ich bin gar nicht mehr so klein, Jettchen. Und im nächsten Sommer, wenn du wieder nach Charlottenburg ziehst, dann darf ich doch wieder bei dir draußen wohnen, die ganze Zeit; nicht wahr?

Und, Jettchen, noch eins: es darf keiner hier hören. Sieh mal, sie sagen hier alle, ich wäre nur dadurch krank geworden, daß ich ohne Hut und Mantel fortgelaufen bin und dich suchen wollte. Es ist nicht wahr. Du mußt das nicht glauben. Du weißt es ja selbst, ich habe vorher auch schon immer soviel gehustet. Du must mir versprechen, Jettchen, daß du das nie glaubst, wenn das mal einer zu dir sagt. Und sieh mal, weißt du, ich werde ja auch bald wieder ganz gesund werden."

„Aber Wolfgang," sagte Jettchen und lachte, während sich ihr Herz vor Gram zusammenzog, und beugte sich nieder und küßte ihn — und der Junge vereinte seine dünnen Arme um ihren Hals — „aber Wolfgang, du bist doch nun schon wieder fast gesund. Und den ganzen nächsten Sommer sind wir auch beide zusammen in Charlottenburg."

Da hörte man auf dem Flur Jason und Ferdinand.

„Na," rief Jason ins Zimmer und machte die Tür auf, „na, junger Herr, darf sich Euer untertänigster Diener die Frage gestatten, was Euer Gnaden zu ihrem demnächstigen Namensfeste befehlen?"

„Also, Wolfgang," rief Ferdinand, „nun wünsch' dir mal recht was Ordentliches von Onkel Jason. Wenig fordern ist maulfaul."

Da kam Hannchen herein, und das kleine Zimmer war ganz voll von Menschen.

„Wolfgang," sagte sie, „könnte einen hübschen Biberkragen ganz gut gebrauchen, aber das wird dir wohl doch zu viel sein, Jason."

Aber Wolfgang saß ganz still und lächelte.

„Ach Onkel," sagte er endlich, „schenke mir, bitte, Heines ‚Buch der Lieder'."

„Nun sieh den Jungen," meinte Ferdinand lachend. „Heines Buch der Lieder! Hast du gehört, Frau Rätin? Er wünscht sich Heines Buch der Lieder! Nein, dazu warte man noch ein paar Jährchen, mein Sohn." Und damit strich Ferdinand Wolfgang über die Haare. „Ich sage dir, mein Sohn, heute gibt es bei Geberts einen Kalbsbraten — nicht wahr, Frau Rätin? Einen Kalbsbraten gibt es, der ist viel schöner und viel besser für dich, als alle Gedichte, die Heinrich Heine je gemacht hat."

Wolfgang sah Jettchen mit einem Blick an, als wollte er seine Eltern vor ihr entschuldigen. Sie wären doch eben nur einfache Leute ohne Bildung.

„Gewiß," rief Jason, „Heines Gedichte. Also — ein Mann ein Wort." Und dann nahm er den Karton vom Tisch, auf den Wolfgang das Tempelchen mit seinen goldenen Säulen und goldenen Friesen geklebt hatte. „Hast du das allein gemacht? Auch die Landschaft dazu? Wirklich? Na, siehst Du, Ferdinand, da weißt du doch gleich, was Wolfgang werden kann. Der muß wieder Graveur werden, wie es Vater von Haus her war. Was glaubst du, Ferdinand, wie wohl mir heute wäre, wenn ich das auch geworden wäre."

„Ja," sagte Wolfgang und sah ganz behaglich dabei vor sich hin, — denn es schmeichelte ihm doch, daß soviel Menschen sich mit ihm beschäftigten und daß er hier der Mittel-

punkt war. — „Ja, Jettchen. Willst du dir das nachher mitnehmen? Ich hab's wirklich für dich gemacht.“ Und damit zog er das Blatt heran und schrieb mit spitzen, saubern Lettern unten an die Stufen des Tempels: „Zum Andenken an Wolfgang Gebert.“

„Nun, nimm's dir schon,“ rief Ferdinand. „Aber dann, Jettchen, wollen wir alle nach vorn gehen. Denn, wenn der Junge soviel spricht, muß er nur wieder die Nacht husten. — Kommen Sie, Frau Rätin.“ Und damit bot Ferdinand seiner Frau den Arm und führte sie zur Tür.

Jettchen nahm den Karton, den sie geschenkt bekommen hatte, beugte sich zum Dank noch einmal über Wolfgang und küßte ihn. Und Onkel Jason reichte dem Jungen die Hand und schüttelte sie derb. Er solle bald einmal zu ihnen kommen.

Aber draußen auf dem Flur zog Jason Gebert sein Batisttuch, und indem er tat, als ob er sich die Nase riebe, wischte er sich verstohlen über die Augen.

Gerade aber, als Jettchen und Jason sich verabschiedeten, gerade als Hannchen ihnen sagte, nun müßten sie beide auch einmal gemütlich zum Abend kommen, — erschien — es war eigentlich schon spät — Jenny mit ihrer Rückenmappe. Sie ging zur Rätin Dietrich in die Schule, hinten am Krögel. Aber da sie Begleitung liebte, brauchte sie immer gut eine halbe Stunde, bis sie von dort nach Hause kam. Jenny sah frisch und gesund aus wie das Leben selbst; und sie wurde ganz rot und verlegen, als sie Jettchen sah, denn sie wußte nicht, wie sie sich ihr gegenüber geben sollte. Aber sie fand schnell heraus, daß man es ihr nicht verargen würde, wenn sie sich wie einst rechts und links mit dem Kopf an sie muschelte. Und das tat sie und blickte ebenso verliebt zu Jettchen empor, wie nur je ehedem.

Und Ferdinand ließ es sich keineswegs nehmen, seinen Besuch selbst die paar Stufen hinabzubringen, und er klopfte noch im Torweg Jettchen auf die Schulter und sagte, daß sie beide nun wieder ganz die Alten wären. Und von jetzt an es auch immer bleiben müßten.

Draußen lag immer noch unverändert der helle Wintertag mit seinem durchsichtigen, lichten Himmel und mit seiner milden, weißen Sonne über den Straßen; und alles sah nach der grauen Zeit nun doppelt blank und sauber und freudig aus. Die Geschäfte hielten jetzt Mittagpause, und die Königstraße war ganz erfüllt von den Reihen von jungen Leuten, die in hastigen Schritten nach Hause eilten, und von anderen Reihen, die schon wieder zurückströmten, weniger hastig, denn man kommt doch eben lieber zum Geschäft als zum Essen zu spät.

Jettchen und Jason gingen in all dem Gewühl ziemlich stumm nebeneinander her, denn ihre Gedanken waren bei Wolfgang, und keiner wagte doch dem andern von ihm zu sprechen. Jettchen dachte auch an Kößling, und es fiel ihr ein, daß sie doch zu Onkel Salomon von ihm und für ihn hatte sprechen wollen, und daß sie sich hatte verteidigen wollen, und daß sie den Onkel für sich hatte gewinnen wollen. Und sie hatte nicht ein Wort gesprochen. Ja, sie hatte die ganze Zeit nicht einmal mit einem Gedanken an

Kößling gedacht. Sie hatte all das wiedergesehen, ihre Menschen, hatte wieder ihre Luft geatmet und währenddessen hatte Kößling weit da draußen gestanden, irgendwo fern unten, und sie hatte sich nicht nach ihm gesehnt und ihn nicht gesucht.

„Ja, Jettchen," sagte Jason Gebert, „nun bin ich doch froh, daß alles wieder beim Alten ist und daß du dich wieder ganz zu uns rechnest. Weißt du, man mag reden, was man will, Jettchen — eigentlich ist das doch das Einzige, was uns Halt gibt im Leben. Es ist mit der Familie wie mit dem Ofen: solange Sommer ist, wollen wir nichts von ihm wissen, und jedesmal, wenn wir durchs Zimmer gehen, stoßen wir uns dran, und wenn wir ihn anfassen, ist er hundekalt. Aber sowie es Winter ist, da merken wir erst, was er uns bedeutet und was wir ohne ihn überhaupt wären. . . . . ."

* * *

Und von diesem Tage an wurden all die zerrissenen Fäden wieder zusammengeknüpft, und Jettchens Leben floß wieder weiter mit seinen ruhigen, bescheidenen Wellen, als hätte es nie in ihm Klippen und Stürze und Brandung und Sturm gegeben. Vielleicht ging dahinten irgend etwas vor. Jason und Salomon und Ferdinand kamen zusammen, um etwas zu besprechen — aber Jettchen vernahm von dem kaum ein Wort. Sie sah Tante Riekchen und Tante Hannchen, und selbst Tante Minchen kam zu ihr herauf; und die und jene von den alten Bekannten fand ebenfalls den Weg. Das alte Fräulein mit den Pudellöckchen saß sogar drei volle Stunden bei ihr, und man wußte nicht, was schneller ging — ihre Stricknadeln oder ihr Mund. Denn es gab viel Neues in Berlin, was sie Jettchen noch nicht erzählt hatte. Jettchen wußte selbst nicht, was sie noch davon zurückhielt, wieder zu Onkel Salomon zu ziehen. Denn Tante Riekchen hatte ihr mehr als einmal gesagt, Jettchen möchte nur so freundlich sein, es schon am Vormittag anzuzeigen, wenn sie am Nachmittag käme, damit man ihr Zimmer noch ordentlich reinmachen und ihr Bett frisch beziehen könne. Aber von Woche zu Woche schob es Jettchen hinaus, und sie wagte nicht einmal, mit Onkel Jason davon zu sprechen und ihn darum zu bitten, daß er sie fortlasse, aus Furcht, er könnte ihr zustimmen und „ja" sagen.

Und warum sollte sie nicht bleiben? Umstände oder Kosten bereitete sie Jason Gebert nicht. Denn Onkel Salomon, der, — wie er selbst sagte — es liebte, in allen Dingen zuerst glattes Konto zu haben, hatte Jettchen schon am nächsten Tage bei Mendelssohn ein Guthaben eröffnet, das ihr monatlich über soviel Geld freie Verfügung gab, daß Jettchen kaum begriff, wie sie auch nur den dritten Teil aufbrauchen könnte. Und trotz aller Widersprüche Jasons hatte Jettchen es glücklich durchgesetzt, daß sie sich mit der Hälfte an der Bestreitung des Haushaltungsbudgets beteiligen durfte. Damit also hatte sie vor sich gleichsam ein Recht bekommen, bei Onkel Jason zu bleiben. Und auch sagte sich Jettchen — und sie sagte sich das immer wieder — daß sie ja bei Jason bleiben müßte, da sie doch bei Onkel Salomon Doktor Kößling nicht so sehen und sprechen durfte, wie sie es hier konnte. Und Jettchen versuchte, sich immer wieder und wieder

davon zu überzeugen, daß das nur der einzige Grund sei, weswegen sie bei Jason bleibe. Sie unterstrich das in ihren Gedanken, kam stets darauf von neuem zurück, als müßte sie sich immer wieder vor sich selbst rechtfertigen.

Und das alte Leben ging weiter. Die schönen Tage hatten keinen Bestand, und es kam harter Frost, der bis tief in den Boden hineindrang und ihn spröde und klingend machte, so hart, daß er mit Äxten aufgeschlagen werden mußte, als man den kleinen Wolfgang hineinbettete. Und kaum hatte man das Grab geschlossen, so legte sich ein breiter Gürtel von Schnee über die gefrorene Erde und blieb durch Tage und Wochen — immer wieder sich erneuernd.

Ferdinand Gebert hatte also doch mit seinem Liebert'schen Tee unrecht behalten, und der alte Geheimrat Stosch hatte recht bekommen. Es war Ferdinand Gebert eben nur gegangen, wie es stets in dieser Welt geht, wenn der Amateur- und der Berufsboxer gegen einander stehen: der Amateur mag ja einige Hiebe und Finten ganz gut kennen, aber was nützt ihm das gegen den andern, der doch die Erfahrung von hundert Gegnern und die Übung von Jahrzehnten hat und am Ende recht behalten muß?

Wolfgang hatte sich ganz schlicht beiseite getrollt, ganz still und unvermittelt, ohne die andern vorher zu verwirren und in Angst zu setzen. Er hatte sich noch ein neues Tempelchen geklebt, und dann, ehe er die letzte Marmorsäule aufgerichtet, hatte er die Arbeit fortgetan, nur um sich ein wenig aufs Bett zu legen und sich auszuruhen. Aber ein Zittern Wolfgangs hatte plötzlich die Mutter stutzig gemacht, und im Augenblick schrie in ihr — sie wußte selbst nicht, wie das kam — die Gewißheit auf, daß sie nun vor der schweren Stunde stehe, da sie sich von diesem jungen Wesen trennen müsse, das ihr Kind war, dem sie das Leben gegeben, unwillig und lieblos, und das sie in vierzehn langen Jahren eigentlich nie gekannt hatte.

Jason aber konnte dem Knaben Heines Buch der Lieder nicht mehr zum Geburtstag schenken, weil man ihn eben an jenem kalten Februartag bestattete, an dem er vor vierzehn Jahren wie eine kleine schreiende Katze das erstemal ins Licht geblinzelt hatte. Und Jason machte sich bittere Vorwürfe, warum er nur nicht gleich gegangen wäre, das Buch zu kaufen, da er sich hätte sagen können, wie kostbar hier jede Stunde war.

Und für alle kamen schwere, tränenreiche Tage und schmerzensreiche Wochen. Denn, wenn solch ein junger Mensch fortgeht, der eben erst ins Leben hineinwandern sollte, wenn solch ein weißes Blatt aus dem Buch gerissen wird, so ist diese Grausamkeit viel unbegreiflicher und unversöhnlicher, als wenn ein schweres und vollgewichtiges Konto aus dem Lebensbuch gelöscht wird, ein Blatt entfernt wird, das über und über mit Zeichen, Runen und Zügen bedeckt ist, so daß kaum noch für eine armselige Zeile Platz bleibt. Und endlich gibt es auch keinen Trost und keine Versöhnung für diese widernatürliche Härte, die es erzwingt, daß ein Kind noch vor seinen Erzeugern in das Nichts, in diese Ewigkeiten jenseits des Seins zurückkehren muß.

Wolfgangs Tod hatte aber plötzlich wieder alle Geberts einander ganz nahe gebracht,

hatte sie alle wieder zu einer einzigen großen Familie zusammengeschlossen. Die Frauen hatten sich nun viel um Tante Hannchen zu bekümmern, die doch von dem Verlust weit schwerer betroffen worden war, als man es bei ihrer selbstsüchtigen und oberflächlichen Art hätte vermuten können. Und eigentlich hatte sie auch, die arme Tante Hannchen, von all ihren Hausgenossen am meisten Zeit, unglücklich zu sein. Ferdinand hatte doch bald wieder sein Geschäft, das ihn abzog; Max mußte ebenfalls den ganzen Tag hinter den Büchern sitzen oder in der Werkstatt nach dem Rechten sehen; Jenny hatte tausend Geheimnisse mit ihren vertrauten Herzensfreundinnen; — aber die arme Frau Rätin, Hannchen Gebert, mit ihren kleinen, zwinkernden Jakobyschen Jetaugen, sie hatte eben in der ganzen, weiten Welt nichts, was sie von ihrem Schmerz ablenken konnte. Und ihre Gedanken waren deshalb Tag und Nacht bei Wolfgang, mit dem sie sich doch, als er noch lebte, so wenig beschäftigt hatten. Und da die arme Frau Rätin mit ihren kleinen, zwinkernden Jetaugen die verschwiegene Form der Gedanken nicht kannte, so fand sie eben von morgens bis abends kein Ende, von Wolfgang zu erzählen und dem armen Jungen mit einemmal hundert Tugenden, Klugheiten und Vollkommenheiten anzudichten, die er — weiß Gott — nie besessen hatte. Noch lange später aber, als der erste leidenschaftliche Schmerz sich schon zu einer sanften Erinnerung gemildert hatte, machte es doch noch Wolfgang, daß die gute Frau Rätin niemals um einen Gesprächsstoff verlegen zu werden brauchte.

Aber auch von den anderen kam niemand so leicht über seinen Kummer hinfort, trotzdem weder Salomon noch Jason, weder Riekchen noch Jettchen sich eigentlich vordem einer Täuschung hingegeben hatten, trotzdem sich schon jeder lange damit vertraut gemacht hatte, daß dieses junge Menschenkind sie bald verlassen würde. Endlich hatte die Tatsache doch alle unvorbereitet getroffen und hatte alle fassungslos gemacht. Und wenn jetzt in den Dämmerstunden Jettchen und Jason zusammensaßen, und ihr Gespräch plötzlich stockte, so schimmerten — ganz gleich, wovon sie vordem gesprochen hatten — ihre Augen von Tränen. Das goldene Tempelchen aber, das einen Ehrenplatz auf dem Schränkchen „Sibirien“ erhalten hatte, vermochte Jettchen nie ohne geheimes Schluchzen anzusehen.

Nur die beiden alten Leute — Eli und Minchen — hatten an dem Todesfall wenig Anteil genommen. Denn wenn man selbst erst einmal nur noch ein paar Schritte zum letzten Ziel hat, dann wird man ziemlich gleichgültig dagegen, ob einem andere, und seien es selbst die, welche scheinbar das geringste Anrecht darauf haben, damit zuvorkommen. Und man schüttelt es schnell ab, wie eine Sache, die einen persönlich ja, Gott sei Dank, nichts angeht und an die man auch nicht gern erinnert sein will.

Kößling kam oft zu Jason und Jettchen in den Dämmerstunden. Aber nicht so ungezwungen, wie einst — immer fürchtend, daß er irgend jemand sonst dort treffen könnte. Und seltsam — in dem gleichen Maße, in dem Jettchen nun wieder ihrer Familie zurückgewonnen wurde, schienen sie sich auch beide — Jettchen und Kößling — wieder

voneinander zu entfernen, so angstvoll sie sich auch suchten. Kößling war und blieb eben der ungestüme, verträumte, mürrische Mensch, der an seinem eigenen Feuer verbrannte, der nicht einen Augenblick vergaß, daß er etwas erreichen müsse, und in dessen Seele der Bodensatz von Zwecklosigkeit, immer wieder gärend nach oben trieb und Blasen warf . . . dieser Bodensatz von Zwecklosigkeit, der ja gerade bei all denen, die sich dem zweifelhaften Dasein des Schriftstellers und Literaten zuwenden, nie ganz zur Ruhe kommt. Und solange Jettchen sich als mittellose Waise gefühlt hatte, die bei Onkel Jason Schutz und Zuflucht gefunden, solange sie empfunden hatte, daß sie allein stand, einer feindlichen Welt gegenüber, da erschien sie sich auch dem Unsteten und Heimatlosen in Kößling verwandt. Aber nun, da sie wieder Boden unter den Füßen hatte, nun, da sie keine mittellose Waise mehr war, sondern, als Pflegetochter eines reichen Mannes, die volle Lebenssicherheit wiedergewonnen hatte, da kam ihr das plötzlich fremd, unheimlich und unbegreiflich vor.

Und endlich hatte ihr Wesen doch irgend einen Pol, und ihr Fuß und ihr Denken eine Heimat, während Kößling immer auf der Fahrt nach neuen Reichen war und in seiner Einsamkeit und seinem Unfrieden nach einer Erlösung rang.

Und so saß er in den Dämmerstunden still bei ihnen, und gerade daß er eine Scheu hatte, sich zu erschließen, das peinigte Jettchen. Kößling verstand nicht, wie jene über den Tod des jungen Wolfgang gar nicht hinwegkamen. Da drüben in Braunschweig waren auch Neffen und Nichten von ihm, Kinder von seinen Schwestern und seinen Brüdern; und wie es das Leben so wollte, starb einmal ein Junge oder ein Mädchen, und es kam dann wieder eines hinzu. Er erinnerte sich auch, daß e r Brüder und Schwestern verloren hatte — denn solch Gelbgießermeister hat eben viele Kinder, und es werden nicht alle davon groß — aber das war schlicht und fromm als eine Schickung hingenommen worden; man war ein paarmal mehr in die Kirche gegangen, und dann war für alle der Strom des Seins weitergeflossen, als ob nichts geschehen wäre. Und heute wußte er kaum noch die Namen der Verstorbenen. Und so verstand Kößling nicht, wie es kam, daß Jettchen so schwer litt. Und er vermochte auch kein Mitgefühl zu zeigen, da ihm der Gegenstand der Trauer so ganz fern lag. Was sollte er denn tun, wenn nicht still dabeisitzen. Und diese Fremdheit machte Kößling auch in allem, was ihn selbst betraf, nur noch mehr verschlossen. Er kargte und knapste jetzt manchmal, aß trocken Brot zum Abend, nur um seine Kleidung gut instand zu halten und die Miete aufzubringen. . . . für jenen Raum, in den er sich nicht hineingewöhnen konnte. Und er mußte dann sehen, wie Jason Gebert für ein Porzellanpüppchen oder eine Handvoll winziger Blättchen von Beham und Aldegrever mehr Geld opferte, als er selbst den ganzen Monat für sich beanspruchte. Und Kößling verstand Jason Geberts Freude daran nicht und den Hang, diese Dinge zu besitzen, sie immer um sich zu haben und für sie Goldstücke fortzuwerfen. Ja, wenn es noch Bücher gewesen wären! — Aber diese kleinen, sinnlosen Eitelkeiten!

Vielleicht wäre ja alles besser gewesen, wenn Kößling Erfolge gesehen hätte. Aber so bedingte eines das andere. Nichts glückte ihm, weil ihn das Leben nicht befriedigte; und weil er in seinem Innern keine Ruhe fand, packte er nichts fest genug an, um es zum glücklichen Ziel zu führen. Er fand sich nicht mehr zurecht. Jedesmal, wenn er meinte, Fuß gefaßt zu haben, sah er, daß er sich auf Triebsand verlassen hatte. Er wäre gern als Redakteur an eine Zeitschrift gegangen. Und wenn er sich irgendwo mit Geld hätte beteiligen können, dann hätte er schon etwas gefunden. Oder er wollte als Berater in einen großen Verlag gehen. Aber daran war nicht zu denken. Von all den Arbeiten, die er in seinen langen, einsamen Stunden begann, machte er kaum eine fertig, oder gerade die, die ihm am unbedeutendsten erschien. Und der Schachteufel, der ihn gepackt hatte, hatte ihn immer noch nicht aus seinen Krallen gelassen, trotzdem Kößling selbst an seinen Gegnern nur zu gut erkannte, daß von Woche zu Woche seine Spielstärke nachließ; und trotzdem er selbst die Ziellosigkeit des Schachspiels klar eingesehen hatte. Das Schach betäubte ihn nicht mehr, und es sog nicht mehr seine Gedanken auf. Und doch fühlte sich Kößling oft unfähig, etwas anderes zu tun, als eben die Steine über die Felder zu schieben und sich in die seltsamen Lösungen ihrer Beziehungen zu verstricken.

So also hatte der Wandel der Dinge diese größere Sicherheit, unter der nun beide — Jettchen und Kößling — dahinleben konnten und die sie wieder an die Zukunft glauben machte — dieser Wandel der Dinge, von dem Jason soviel erhofft, hatte nichts über Kößling vermocht. Und er hatte sie nur entfremdet, statt sie zueinander zu führen. Kößling war auf all das eifersüchtig, was Jettchen umgab und in seinen Bann zog: auf ihre Kleider, auf ihre Wohlhabenheit, auf ihre Familie, auf Onkel Jason, an dem sie so hing. Für ihn bedeutete das eben nichts, und für sie eine Welt. Er wäre ihr das so gern all das in einem gewesen. Und doch sagte er sich hundertmal, daß er ja nichts dagegen zu bieten habe, nichts als Ungewißheit und trübe Hoffnungen. Und das machte Kößling in Jettchens Gegenwart nur noch unfroher und verschlossener. Und zudem hatten Doktor Kößling auch die Briefe verwirrt, die er von Hause erhalten hatte. Denn irgendwie war eben der Klatsch, der sich mit ihm beschäftigte, auch bis dahin gedrungen. Diese Briefe hatten ihm Vorwürfe gemacht, daß er seine Stelle verloren habe und daß er mit einer jüdischen Frau zusammenlebe, als ein Heide und ein verlorener Mensch, und daß er so tief gesunken wäre, trotzdem er aus einem so frommen, christlichen Hause käme und trotzdem man soviel an ihn und seine Erziehung gewandt hätte. Kößling hatte nicht geantwortet, hatte die Briefe zerrissen, hatte sie nicht beachten wollen; denn er fühlte nur zu deutlich, daß da wieder der Pastor dahintersteckte, der, wie schon so oft, seine Eltern gegen ihn aufgehetzt hatte. Aber trotzdem Kößling sich bemühte, zu vergessen — einen Stachel hatten diese Briefe in seiner Seele doch hinterlassen.

Und es kamen wieder seltsame Abende; und lange nachdem die Sonne gesunken war, glühten plötzlich an den Häuserreihen die gewölbten Scheiben auf

wie Leuchtkäfer in der ersten Dämmerung. Und es kamen wieder lichte Abende, an denen die Sichel des Mondes weiß in einem zarten, meergrünen Himmel schwamm und ein graublauer Dunst über den Dächern und Schornsteinen hing, deren Kanten nur noch einen Hauch von Schnee zeigten. Und auch der schwand täglich mehr dahin. So langsam, so leise kam der Frühling, daß man es kaum gewahr wurde. Aber von Tag zu Tag wurde der Schnee auf den Dächern und Wegen, auf den Gesimsen und den Bäumen, auf den Figuren und den Balustraden geringer und weniger. Kein Regen kam wie damals und wusch ihn auf einmal fort; doch die Sonne, die um Mittag durch die verschleierte Luft brach, machte, daß der Schnee langsam in sich zusammenfiel und verging.

Und dann — nicht lange vor Frühlings Anfang — kam plötzlich so eine helle Luft und eine Frische, die Leben ahnen ließ und Leben weckte. Und am ersten schönen Tag sagte Jason, daß er einmal vors Tor möchte. Sie wollten in den Charlottenburger Schloßgarten gehen. Man könnte mit dem Kremser hinausfahren oder sie würden schon irgend einen Wagen finden. Sie wollten sich mittags am Brandenburger Tor treffen. Kößling könne auch mitkommen.

Und sie trafen sich draußen vor dem Tor. Denn in der Stadt sollten Jettchen und Kößling doch nicht zusammen gesehen werden. Und Jason hatte für seine Partnerin einen großen Veilchenstrauß gekauft. Kößling hingegen kam mit leeren Händen, und er war unwillig darüber, und er entschuldigte sich bei Jettchen und nannte sich einen schlechten Menschen. Aber Jettchen sagte, daß sie ja noch eines von den Veilchen von ehedem in ihrem Medaillon trage und daß ihn das für alle Zeiten freikaufe. Und Jason setzte sich nicht in den Kremser, trotzdem ihm der Kutscher beinahe den Ärmel aus dem Rock riß. Mit solchem Vehikel fahre er nicht. Sondern er heuerte für einen Taler eine große, zweispännige Henoch'sche Droschke, in der sie bequem und vornehm saßen und jemanden hätten mitnehmen können, — soviel Raum war in ihr.

Draußen zogen die Stämme von der breiten Allee smaragdgrün mit ihrem feuchten Moos in der Sonne vorüber. Die blaue Luft wehte um das Buschwerk, und über der braunen Blätterschicht des Bodens schwebte noch ein letzter Hauch vom tauenden Schnee. Überall war mit einemmal wieder Farbe. Wie Silber stand eine Birke am Weg, das Geäst von Schneeball und Weide an den Teichen war rot wie fließendes Blut, und das vergilbte Schilf davor leuchtete wie eine Goldkette und wiederholte seine Starrheit in dem dunklen Spiegel, der nur hier und da noch von den letzten dünnen Eisnadeln getrübt war. Und doch schien die Sonne so hell und so hastig und drang überall hin; und noch im dichtesten Gestrüpp zeichnete sie jedes Ästlein auf dem Boden. Aber bisher zeigte sich an keinem Baum neues Leben, und nur die tropfenden Kätzchen von Erle und Hasel pendelten im Wind.

„Sehen Sie, Doktor,“ sagte Jason Gebert und kniff das eine Auge ein, „sehen Sie mal hinaus. Das ist echt Preußen: ein bißchen weiße Sonne und doch alles noch Winterschlaf. Kein Blatt regt sich. Wann wird sich bei uns überhaupt mal ein Blatt regen können? Sehen Sie, in Sachsen haben sie doch jetzt wenigstens ein neues Zensurgesetz; bei uns jedoch wird sogar die Buchdruckerfeier verboten. Nächstens werden sie noch den Druck überhaupt verbieten. Und bei uns kriegt dieser Mensch, diese Kreatur, der Justizminister Kamptz, den schwarzen Adlerorden! Wenn man es bedenkt, Doktor, es ist entsetzlich!“

Jason Gebert hatte heute seinen politischen Tag, und Doktor Kößling war gar nicht danach zumut, darauf einzugehen, und er beschäftigte sich auch jetzt wenig mit Politik; denn er hatte zuviel mit sich und für sich selbst zu kämpfen, um den rechten Eifer für die Dinge der Allgemeinheit aufzubringen.

„Ja,“ sagte Dr. Kößling gezwungen und anteillos, „ich glaube, die Preußen brauchen gar nicht so lange zu warten, denn, wenn jetzt nun bald der Kronprinz an die Regierung kommt, dann wird es gewiß auch hier Frühling werden.“

„Kößling, Kößling!“ rief Jason, „prophezeien Sie nicht. Sonst geht es Ihnen noch wie dem Mann, den sie jetzt eingesperrt haben, weil er geweissagt hat, daß der König am 27. Mai sterben wird. Nun muß der arme Teufel so lange sitzen, bis der König wirklich mal stirbt. Und wenn's hundert Jahr sein sollten. Das ist eben seine gerechte Strafe.“

Kößling lachte.

„Und, Kößling,“ rief Jason, „was haben Sie nur noch für ein politisch unverdorbenes Gemüt, daß *Sie* noch an den *Kronprinz* glauben. Mit dem Kronprinzen ist es ähnlich wie mit den hübschen kleinen Kindern: wenn man sie ansieht, versteht man nie, wo all die großen häßlichen Menschen herkommen.“

„Ja,“ sagte Jettchen, „Fräulein Hörtel hat mir aber schon gestern erzählt, daß sie wieder im Schloß die weiße Frau gesehen haben. Sie hat es sogar von einem königlichen Kutscher selbst gehört.“

Doch Jason schüttelte nur und lächelte sarkastisch vor sich hin. „Weißt du, Jettchen,“ sagte er, „ich habe meine ganz bestimmten Gründe, es nicht zu glauben. Denn in unserm Schloß . . . . Aber,“ unterbrach sich Jason — „ich will so etwas lieber doch nicht sagen, weil mein Bruder königlicher Kommissionsrat ist.“

Und das kleine Haus der Frau Könneke zog vorüber, mit seinem kahlen Vorgärtchen, in dem eigentlich nur der niedere, vergrünte Holzzaun und die Kugel aus Spiegelglas die gleichen waren wie im vorigen Sommer. Denn, daß diese kahlen Büsche an der Holztreppe und diese starren Bäumchen, die sich an die Mauer drückten, dieselben sein sollten wie die, so im Frühjahr ihre blauen Blütentrauben senkten und ihre gelben Goldfahnen schwenkten, — das mochte man kaum glauben. Jetzt saßen nur geplusterte Spatzen wie braune Wollknäule in ihren Zweigen und

sonnten sich. Da war das Fenster, an dem Jettchen so oft gesessen und in die Laubfülle der blühenden Linden gesehen hatte, traurig und sehnsüchtig. Sie wußte selbst kaum, weshalb. Da guckte das verschlafene Gesicht der Tante heraus, als der Onkel aus Karlsbad kam; und drüben begann das Reich der braven Frau Könneke und ihrer Tochter Emilie, die trotz junger Jahre sich schon höchstselbst darum bemühte, des Rätsels Lösung praktisch zu ergründen.

Wie weit das alles von Jettchen war! Diese ganze Zeit . . . wie entblättert, gleich den Goldregenbüschen und den Fliederhecken. Jettchen schien es, als begriffe sie sich selbst kaum . . . . . . .

Ein ganzes Stück waren sie schon von dem Haus der Frau Könneke entfernt, als Kößling auffuhr.

„Wo hast du doch im vorigen Sommer gewohnt, Jettchen? Muß das nicht gleich kommen?“

„Nein,“ sagte Jettchen, und nur Jason merkte, daß ihr Tränen in die Augen kamen, „wir sind längst daran vorübergefahren.“

„Da,“ sagte Kößling, „muß ich mir's aber bestimmt auf dem Rückweg wieder ansehen.“

Dann waren sie im Schloßpark und der ganze weite Schloßpark lag noch fast tot. Nur ein Fink, der eben angekommen, hatte Frühlingshoffnung und saß auf dem Ende eines Lindenzweiges und sang, daß man es ordentlich sah, wie seine Kehle arbeitete. Und da er allein war und da es sonst ganz still war, so schallte es weithin. Irgend ein kleiner Fleck war aber doch schon grün zwischen all dem welken Laub; und eine erste Anemone duckte ihr silberweißes Köpfchen. Über welken Rasen trieb auch — nirgends verweilend — wie ein Blatt im Wind, ein gelber Falter in der matten, bläulichen Luft dahin; und auf dem Sand des Weges drehte unruhig ein verblichener Trauermantel den weißen Rand seiner Flügel, um — aufgescheucht durch die drei — emporzusteigen und seine flattrigen Kreise über die roten Zweige einer einsamen Birke zu ziehen. Keine Seele war draußen im Park. Nur der Posten pendelte, das Gewehr im Arm, hinten vor dem gelben Schloßbau.

Jettchen und Dr. Kößling hatten sich untergefaßt und gingen nebeneinander her. Und Jettchen bemühte sich, hier alles wiederzuerkennen, aber sie kannte und fand nichts wieder. Und was sie wiederfand, waren ihr leere Formen ohne Inhalt. Da war die kleine Brücke, da ging der Weg unter Bäumen hin, da tauchte das Kavalierhaus auf mit seinen Putten, die den schweren Kranz trugen. Und da standen die mächtigen Pappeln an dem trägen, breiten Wasser der Spree. Draußen in den Ackerfurchen lag noch Schnee in Streifen, und das erstemal erschienen die Fernen, erschien das Band des Waldes statt im Grau des Winters wieder in einem lichten Blau, fast so licht und blau, wie es der Himmel oben war, über den ein lustiger Wind ein paar hauchfreie Wölkchen wie verflogene Federn blies.

Hinten am Graben, an jenem engen Weg unter Weiden, den sie entlang schritten, einer hinter dem andern, stand halb im Wasser ein Busch schwarzer Johannisbeeren. Und der hatte als erster und einziger schon seine Knospen geöffnet und zeigte kleine, gefaltete Blätter, die im Licht scharf und gesund dufteten.

Jason riß im Gehen einen Zweig davon ab.

„Siehst du, Jettchen," sagte Jason Gebert, und seine Stimme war plötzlich verschleiert, „das kommt nun alles wieder, treibt alles weiter — siehst du hier — es will sogar schon Blüten bekommen; aber solch ein kleiner Menschenbaum, der wird einfach ausgerodet aus dem Boden, und das Leben vergißt ihn."

Jettchen griff nach Onkel Jasons Hand und betrachtete den Zweig fast gerührt.

„Sollten wir nicht lieber und besser von einer Blume sprechen, die verpflanzt wird?" meinte Kößling.

„Das mögen Sie tun, Herr Doktor," sagte Jason Gebert. „Ich für mein Teil habe mich daran gewöhnt, den Ereignissen ohne Selbsttäuschung in die Augen zu sehen."

Jettchen sah ängstlich von einem zum andern.

„Hast du etwas gehört, Onkel Jason," begann sie schnell, um die beiden auf etwas anderes zu bringen, — „hast du gehört, wie es Onkel Eli geht?"

„Ich habe Salomon gestern gesprochen," sagte Jason. „Er ist gar nicht zufrieden mit dem alten Herrn."

„Ach," sagte Jettchen, „wenn es nur bald wieder besser wird."

„Ich staune immer," meinte Kößling, „wie S i e alle zusammenhalten. Was ist denn für mich die Familie?" Und er dachte an die letzten Briefe von Hause — „doch nicht mehr als ein Haufen kleinlicher und bösartiger Menschen, die einem tausend Knüppel zwischen die Füße werfen, und sich dann einreden, sie wollten uns weiterhelfen."

Jason und Jettchen wußten aber nichts von diesen Briefen, und sie fanden die Worte Kößlings gegen die Seinen hart und ungerecht.

„Nein," sagte Jason, „vielleicht ist es gar nicht die Familie. Aber der alte Herr ist eben für mich mehr. Das ist eine ganze Zeit, die mit ihm hinsinkt, eine Zeit, die wir schon gar nicht mehr recht kennen. Mein Vater hatte mehr Bildung, gewiß. Denn Silber, Juwelen und Gold sind eben vornehmer und feiner als Pferde — aber er war doch noch genau aus demselben Holz geschnitzt. Und deswegen bedeutet vielleicht für mich und für uns dieser alte Herr so viel."

„Das mag ja sein," meinte Kößling, der heute voll von Widerspruch steckte und ließ Jettchens Arm los. „Aber endlich ist es doch eine Zeit, die wir hinter uns haben und uns freuen müßten, hinter uns zu haben."

„Wissen Sie, Doktor, wie ich so jung war, wie Sie," meinte Jason Gebert langsam, „habe ich das a u c h gesagt. Aber mit jedem Jahr werde ich nun mehr und mehr zum Gegenteil bekehrt."

Jettchen hatte, als Kößling ihren Arm frei ließ, einen Augenblick unschlüssig gestanden. Jetzt war sie plötzlich auf Onkel Jasons Seite und hatte den untergefaßt.

„Ja," sagte Jason, „komm, Jettchen, wir können nämlich wirklich den Wagen nicht so lange warten lassen."

Und Kößling ging neben den beiden her, ganz verbittert und verbissen, und von dem blauen Himmel über ihm und all dem Licht um ihn, das die Schattenmuster der Zweige über die Wege zeichnete, sah er nichts.

Aber da nahm Jettchen wieder seinen Arm und schritt in ihrem breiten blauen Rock dahin zwischen Jason und Kößling. Sie hätte so gern immer alles fortgeräumt, was zwischen ihnen war. Aber kaum, daß sie ein Mißverständnis beseitigt hatte, kaum daß sie über eine Rauheit fortgeholfen hatte, da türmten sich schon wieder neue Mißverständnisse auf, da gab es schon wieder neue Rauheiten. Und ohne daß sie es wußte, griff sie zu den falschen Mitteln.

So trällerte Jettchen nun vor sich hin und machte damit Kößling, den der helle frische Tag und die Schönheit der wiedergefundenen Natur gewiß noch heiter und ruhig gestimmt hätten, nur noch mürrischer und verstockter; wie ja ein Mensch in übler Laune nie dadurch fröhlich wird, daß man ihn ermahnt, doch mit den Lustigen lustig zu sein.

Draußen knallte schon der Kutscher ungeduldig mit der Peitsche, daß der weite Platz hallte und der Schall, der sich im Schloßhof verfing, von allen Seiten widertönte. Und da von vornherein der Preis ausgemacht war, beeilte sich der Kutscher, heimzukommen, und es zogen die Häuser und Bäume schnell vorbei, die kleinen Häuser mit den Holztreppen hinter den Vorgärten, und die grünen und schwarzen Stämme der Linden auf dem blaßblauen Himmel, gerade so, als würden sie mit einem blaßblauen Band immerfort und unaufhaltsam vorübergezogen.

Jason sagte, daß ein allererster Frühlingstag merkwürdig müde mache, weil er so noch gar nichts in sich wäre, sondern nur ein Versprechen und eine Hoffnung, ganz etwas anderes wie ein Sommertag, der in sich bestehe.

Aber danach nahm keiner recht das Wort, und auch Jason wurde schweigsam.

Kurz vor dem Steuerhäuschen fuhr Kößling auf.

„Kommt jetzt nicht gleich dein Haus, Jettchen?"

„Nein," sagte Jettchen, und ihre großen blanken Augen waren voll von Tränen, „wir sind schon eine ganze Weile daran vorüber."

„Ach — wirklich?" sagte Kößling, und er lächelte verlegen über sein erneutes Ungeschick. „Da muß ich also in den nächsten Tagen doch herausgehen und es suchen."

Aber Jettchen schüttelte und sagte, daß es nur ein ganz alltägliches Häuschen wäre, an dem es ja wirklich nichts zu sehen gäbe.

Kößling wollte antworten, daß es ihm doch nur deshalb so lieb wäre, weil sie sich dort gefunden hätten; aber er mochte vor Jason Gebert das nicht sagen. Und so schwieg er, und die Stille legte sich nun drohend und drückend wie ein breiter Reif um die drei.

Draußen glitten neben dem Wagen auf dem blauen Band des Himmels die Bäume und Äste, die feinen Zweige und das Buschwerk vorüber, und die Eichen, die noch krampfhaft das alte, braune Laub hielten. Die Sonne drang noch ganz tief hinein in die Enge des Dickichts, und ließ die Wege, die sich von der Chaussee fortzogen, weithin klar wie helle Sehnen schimmern. Und ehe man's glaubte, tauchten hinten mitten zwischen den sich verjüngenden Baumreihen schon die grauen Säulenpforten des Brandenburger Tors auf, und die schwarzen Umrisse des Viergespanns wuchsen mehr und mehr gegen die lichtgetränkte Klarheit des Himmels.

Kößling wollte noch irgend etwas sagen, um seinen Fehler von vorhin wieder gut zu machen. Aber da hielt der Wagen schon unter dem Tor, und Jason Gebert kletterte mühsam heraus und bot Jettchen die Hand. Und Kößling verstand, daß es nicht gewünscht würde, daß er weiter mit den beiden ginge, weil er ja, solange Jettchen noch Frau Jacoby war, sich nicht öffentlich mit ihr zeigen dürfte, um sie nicht noch mehr ins Gerede zu bringen.

Und Jettchen sagte — Jason wiederholte es ihm noch einmal — Kößling möchte doch am Nachmittag, gegen Abend wieder ein bißchen zu ihnen heran kommen. Und Jettchen lächelte, und Kößling beugte sich über ihre Hand. Jason Gebert winkte ihm noch einmal mit seinem Zylinder, und schritt dann neben Jettchen einher, durch das Tor, die Linden hinab.

Sie waren an dem schönen Sonnentage ganz erfüllt von Menschen, die sich freuten, das erstemal seit langer Zeit so ziel- und zwecklos in der schönen Luft auf und nieder zu schlendern und die glücklich waren, einander auch in diesem neuen Jahr wiederzutreffen.

Jason hatte viele Bekannte und wußte Jettchen noch mehr Menschen zu nennen, die so hoch standen, daß er sie nur von Ansehen kannte.

„Siehst du," sagte er, „diese kleine Frau da im schwarzen Kleid mit dem Pompadour, die da vorn mit ihrem lebhaften Gang — ich finde immer, sie hat ein Gesicht wie ein Spitzmäuschen — weißt du auch, daß diese ältliche Dame niemand anders als ‚das Kind' ist?"

Jettchen machte große Augen. Sie war ganz erregt. Sie wäre am liebsten auf Bettina zugegangen und hätte sie angesprochen. Und wenn sie nur irgend ein paar Worte gestottert hätte.

Aber da trat ein schlanker, alter Herr mit einem starren Geheimratsgesicht — einem Gesicht, wie mit der Blechschere geschnitten —, auf die kleine Dame zu, den Kopf ganz tief in den Vatermördern. Er trug einen blauen Frack und ein Ordensband, beugte sich und zog den Zylinder mit der weiten Armbewegung des Hofmanns.

Jason lächelte. „Seine Frau war mir lieber! Ich kannte sie noch," sagte er.

„Wer ist das?" flüsterte Jettchen und nahm den Arm des Onkels, damit sie nicht laut zu sprechen brauchte. „Den kennst du nicht? Den kennt doch sonst jedes Berliner Kind," sagte Jason leise, fast ohne den Mund zu öffnen. „Es ist Varnhagen."

Bei Petitpierre sah Jason nach dem Barometer. Der stand ganz hoch.

„Nach Onkel Eli," sagte Jason Gebert, „müßte es also nun Regen geben. Aber vielleicht hat das Quecksilber doch recht, und das Wetter bleibt so."

An der Akademieuhr aber kam es den beiden, die immer noch Arm in Arm gingen, zum Bewußtsein, daß es schon dreiviertel drei war, und daß sie ja zu halb drei das Mittagessen bestellt hatten. Und Jason richtete noch fürsichtig und umständlich seine dünne Golduhr und dann beschleunigten sie beide ihre Schritte, gingen von der Schloßfreiheit quer über den Schloßplatz hin, unter dem Kurfürstendenkmal entlang, das in der Sonne lag und ganz von Spatzen besetzt war, bogen in die Königstraße ein und waren ganz schnell wieder zu Haus, oben in der Klosterstraße.

Von Charlottenburg und von Kößling aber hatten sie kein Wort mehr gesprochen . . .

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Das Geheimnis der so unerwartet guten Bankbilanzen, wenigstens soweit unsere Großinstitute in Betracht kommen, wird wohl in keinem der Jahresberichte verraten werden. Indessen gibt es doch hierbei zu viele Auguren, die einander lächelnd begegnen. Die stillen Reserven aus den Jahren 1905 und 1906 sind es, welche diesmals rettungslos zur Auffüllung der neuen Dividende herangezogen werden mußten. Im ganzen kann man diese Hilfsaktion (!) nur loben, denn sobald auch unsere leitenden Banken den bösen Erwartungen der Menge im Jahresresultat entsprochen hätten, würde unsere Allgemeintendenz in ein bedenkliches Schwanken gekommen sein. Tatsache ist, daß in einem Jahre, wo monatsweise an Geldvorschüssen 9 Prozent Zinsen zu verdienen waren, diejenigen welche mit dieser meist gesuchten Ware zu handeln hatten, keine Ware abgeben konnten. Es wäre zwar effektvoll, aber ziemlich hart, unseren Banken einen Vorwurf hieraus zu machen, denn ohne ihre übergroße Hingabe an den nationalen und leider auch an den — internationalen Unternehmungsgeist — würde eben jene beispiellose Knappheit nicht entstanden und damit auch ein Disconto von 8 Prozent unmöglich geblieben sein. Die erste Frage ist nun: Sind jene stillen Reserven so vollständig aufgezehrt, daß sie im laufenden Jahre das ganz gewiß keine glänzenden Aussichten bietet, völlig außer Betracht kommen? Darauf erwidern recht unterrichtete Finanzmänner, daß in der Tat keine solchen Rücklagen in nennenswerten Beträgen mehr vorhanden seien. Es würde dies immerhin kein gutes Prognostikon ergeben, um so weniger, als man wohl auch an denjenigen Firmen-Verbindungen, die man sanieren mußte, anstatt sie wirklich fallen zu lassen, die letzten nötigen Abschreibungen schwerlich bereits gemacht hat. Nur bei der Deutschen Bank, die vor ihrer Publikation am allerungünstigsten beurteilt worden war, nimmt man nach den überraschend guten Ziffern, noch einen weiteren Vorrat von stillen Rücklagen an. Jedoch könnten diese an Amerika noch immer verloren gehen. Andrerseits darf aber auch unparteiischerweise die außerordentliche Elastizität unserer so stark zentralisierten Geldgeschäfte nicht

unterschätzt werden. In diese Bassins münden unwillkürlich alle wichtigen Transaktionen unseres praktischen Lebens, so daß nicht einmal die Qualität der führenden Bankdirektoren so schwer ins Gewicht fällt wie dies einst der Fall war, als noch die Hansemann und Siemens neue Wege einzufahren hatten. Die Erbitterung vieler Kapitalisten über die schlechte Liquidität der diesmaligen Bilanzen mag recht begreiflich erscheinen, aber sie darf noch keineswegs zu dem Schlusse berechtigen, daß nun ein solcher Stillstand gar nicht mehr aufhören könne. Dies wäre sogar angängig ohne ein allzu brüskes Hinauswerfen alter und geachteter Kunden. Eine weitere Frage, und sie geht allerdings weit über den äußeren Nutzen in ungünstigen Jahren hinaus, betrifft die Rechtmäßigkeit der stillen Reserven überhaupt. Im ganzen bleibt es doch ein und dasselbe, ob eine Gesellschaft ihren Vermögensstand nach oben oder nach unten zu verschleiert. In beiden Fällen wird der jetzige oder künftige Aktionär, planmäßig im unklaren gelassen, so daß ihm nicht allein die Mitbestimmung an Art und Richtung seines Unternehmens verkürzt wird, sondern auch sein gutes Recht auf Kauf oder Verkauf des betreffenden Papiers, wenigstens nach treffenden Gesichtspunkten so ziemlich aufgehoben erscheint. Alles, was vom wissenschaftlichen Sozialismus über die Macht des Kapitals festgestellt oder prophezeit worden ist, erfüllt sich gerade bei den deutschen Banken mit ihren ohnehin bei weitem zu großen Barmitteln. Kommen nun noch zu diesen die eigentlichen Reserven, welche in der Bilanz figurieren, aber unverzinslich mitarbeiten, sowie jene ominösen stillen Reserven, so werden damit solche Übermächte geschaffen, wie wir sie seit Jahren in unser Erwerbsleben einschneiden sehen. Wie die Verhältnisse sich heute ausgestaltet haben, ist eine größere Bank bei uns nicht mehr eine Art von Güterkomplex, der systematisch bearbeitet wird, sondern ein Riesendampfer, der auf offenem Ozean schwimmt und alle möglichen noch so fernen Strecken befährt. Dieses Bild ist gewiß übertrieben, aber ein Teil der mißbräuchlichen Gewalt, wie sie sich immer mehr vollenden muß, ist bereits deutlich genug vorhanden. Die Schäden hierbei fallen keineswegs am schwersten auf die Aktionäre der Banken, sondern auf die Millionen von Individuen, deren Tätigkeit unaufhörlich von der unbegrenzten Geschäftslust einzelner Direktoren bedroht wird. Der an sich geringe Fall Eberbach-Kaiserhof spiegelt genugsam die Folgen wieder, wenn ungemessene Geldmittel einen kleinen Kreis teils gewiegter, teils skrupelloser Geschäftsleute zu immer neuen Unternehmungen locken. So weit die Tageskritik zu überblicken ist, lobt jeder die Vorsicht früherer Jahre, eben durch das Zurückstellen von stillen Rücklagen. Keinem fällt dabei die im Grunde statutenwidrige Maßnahme ein, große Summen verschwinden zu lassen, über deren Vorhandensein der Aktionär und die Öffentlichkeit überhaupt ganz ununterrichtet bleiben. Fast alle Mitglieder der Hochfinanz dürften für eine konstitutionelle Regierung sein. Sie würden sich über ein Budget mit versteckten Einnahmen bitter beschweren, aber gegen die Selbstherrschaft unserer Bankleiter finden sie kein Wort des Widerspruchs, vielleicht nicht einmal den geheimen Gedanken eines solchen Widerspruchs. Die schrankenlose Macht scheint bei uns etwas ganz Selbstverständliches geworden zu sein.

* * *

Gelegentlich der Lissaboner Katastrophe ist eine große wirtschaftliche Gefahr nur durch den Zufall vermieden worden, daß der Pariser Markt, wie schon einmal hier dargelegt, in portugiesischen Papieren stark verfixt war. Infolge der dann rasch eintretenden Rückkäufe konnten sich die Kurse der betreffenden Werte verhältnismäßig gut behaupten, und natürlich unterblieb auch die Übertragung dieser Rückgänge auf das weitere Gebiet der fremden Renten. Trotz dieser unerwartet günstigen Erscheinung ist verschiedenerseits die Gelegenheit nicht versäumt worden, unsern Anlagen in fremden Staatspapieren überhaupt Eines am Zeug zu flicken. In Wirklichkeit muß es aber zu den wichtigsten Aufgaben unserer führenden Volkswirte gehören, das einheimische Kapital bis zu einem gewissen Grade auf jenes fremde Gebiet zu lenken. Denn wo bliebe sonst die Rückzugslinie in Zeiten der Geldknappheit oder etwa gar eines Krieges? Es ist schon wiederholt betont worden, daß die Franzosen ihre Milliardenzahlungen an Deutschland nur deshalb so rasch erledigen konnten, weil sie aus-

wärtige Renten genug besaßen, die eben an allen Börsen verkäuflich waren. Tut ein Land dies mit seinen eigenen Fonds, so wird damit natürlich der innere Anlagemarkt auf lange Zeiten hinaus gestört. Auch im verflossenen Jahre während unserer schweren Krisis wäre es besser gewesen, wenn wir noch unseren früheren Besitz an fremden Staatspapieren aller Art gehabt hätten. Vielleicht würden wir dann einen so starken Druck auf Konsols und Reichsanleihe nicht erlebt haben. Es ist mit solchen Anlagen wie mit einer Versicherung, die ja auch das größte Industrie- oder Schiffsunternehmen nicht ausschließlich in sich selbst tragen darf. Die Repartierung der Gefahren, das ist es, was uns immer wieder zum Erwerb auch von fremden Papieren veranlassen muß. Nun ist es ja richtig, daß seit Jahren, und dies ist wieder ein Fehler unserer Großbanken gewesen, neue Papiere von Staaten zweiten Ranges nicht als Spekulations-, sondern sofort als Anlagewerte bei uns eingeführt wurden. Damit war von vornherein ein Kursniveau gegeben, das kaum noch zu heben war, also für den Weitersehenden mehr Chancen nach abwärts bot. Jedenfalls ist es sehr leicht, Länder mit weniger durchsichtigen Staatshaushaltungen von vornherein des Bankrottes zu verdächtigen. Mit Rußland geschieht dies z. B. schon seit mehreren Jahren wieder. Diese Leute wissen aber nicht, daß solche Prophezeihungen bereits zu Anfang der siebziger Jahre zu den ständigen Warnungen gehört haben. Bei jeder Neuausgabe von Pfandbriefen der russischen Zentral-Bodenbank, für welche die Rothschilds ein altes Privileg hatten, machte man sich das Vergnügen, die vorhergehenden Serien hinzuzuaddieren und aus jenen vielen Millionen dann den Zusammenbruch der russischen Finanzen zu folgern. Kluge Leute antworteten schon damals: — wir erleben es nicht! Man braucht gewiß nicht die geringsten Sympathien für die schwarzen Gesellen zu haben, welche gegenwärtig die Lenkung des Zarenreiches noch mit bestimmen helfen, aber alle diese gerechten Empfindungen können doch die wirtschaftliche Tatsache nicht umformen, daß ein Reich mit so ungeheuren Hilfsquellen Riesenschäden durchhalten kann, ohne an ihnen zu Grunde zu gehen.

* * *

Längst war jener Optimismus verraucht, der dem Börsenpublikum von einer Revision ihres famosen Reformgesetzes einen allgemeinen Geschäftsaufschwung vorgespiegelt hatte. Das kam aber nicht zu der bis noch vor Kurzem festgehaltenen Überzeugung von einer derartigen wirklichen Revision. Nunmehr hat sich gezeigt, daß auch dies eine Täuschung werden konnte. Das Zentrum hat seine „Revanche pour Dernburg“ genommen, indem es mit Hilfe derselben Konservativen, welche in Kolonialdingen als niederstimmende Gegner auftraten, die alten Bedrückungen wieder herstellte. Sogar das Börsenregister, ein caudinisches Joch, das bereits von der Regierung als überflüssig erkannt war und dessen Befürwortung seinerzeit durch Mendelsohn von diesem längst angeblich bereut wurde; sogar diese Art von Galeerenzeichen hat die ultramontane Partei von neuem aufgenommen. Ganz besonders fanatisch wünscht auch der betreffende Entwurf gegen verbotene Termingeschäfte vorzugehen. Strafen bis zu zehntausend Mark und auch Gefängnis werden hier nicht etwa Verbrechern, sondern Geschäftsleuten zugedacht, welche ein Verbot eventuell zu umgehen beabsichtigen sollten. Man muß nur bedenken, daß derartige Ultimo-Geschäfte doch immer nur zwischen zwei gleichen Größen abgeschlossen werden können, also niemals zwischen Betrügern und Betrogenen. Bei dieser Absperrung des Lieferungsgeschäftes, die sich speziell auf Bergwerksaktien wirft, kommt wohl ein weiteres Gefühl des Zentrums zur Geltung. Denn indem fast in ganz Rheinland-Westfalen alle vorwärtsgekommene Industrie protestantisch und nicht katholisch ist, welcher Umstand natürlich auch in den Vertretungen der Städte und Handelskammern zum Ausdruck kommt — hat sich unwillkürlich ein scharfer Gegensatz zwischen den Großinteressenten jener industriereichsten Provinzen und dem Ultramontanismus ausgebildet. Es ist dies ein sehr bedauerlicher Umstand, der nicht zu sein brauchte und an dem sicher auch die praktischen Geschäftsleute ihre Schuld tragen, denen u. A. die vielen katholischen Feiertage als verlustbringend verhaßt sind. Wie die Dinge heute liegen, ist es kaum anzunehmen, daß an diesem Triumph der vereinten und man kann ruhig sagen — persönlichen Börsengegner

die Energie unserer Regierung (falls eine solche Energie überhaupt sinnlich wahrnembar bleibt), etwas zu ändern vermag. Der Block, dem die Freisinnigen unzweifelhaft auch in der von außen noch genährten Hoffnung beigetreten waren, der Börse endlich wirklich helfen zu können, dieser Block wird nunmehr auch seine stark geschäftliche Seite dahinschwinden sehen. Was aber unsern Effektenverkehr betrifft, so könnte dessen weitere Versumpfung von der Frankfurter Börse überhaupt nicht ertragen werden und in Berlin müßten wohl die verschiedensten Mittelfirmen ihre ohnehin eingeschränkte Tätigkeit endgültig aufgeben.

* * *

Sir Robert Hart hat seine Europareise wegen der ernsten Spannung zwischen China und Japan einstweilen aufgegeben. Chinesische Papiere, von denen bei uns noch drei verschiedene Staatsanleihen notieren, sind in London daraufhin nicht gefallen, und somit hatten auch unsere Kapitalisten zu einer stärkeren Beunruhigung keine Veranlassung. Als der japanische Krieg geplant war, hatte bekanntlich selbst unser Auswärtiges Amt fast bis zur Stunde der Kriegserklärung keine rechte Vorstellung von dieser ungeheuren Wendung der Dinge. Andererseits wußte die City in aller Ruhe und Stille tatsächlich genau Bescheid. Seit dieser Zeit pflegen wir uns über ostasiatische Dinge nicht mehr bei uns selbst an der Spree, sondern bei unseren Vettern (!) an der Themse zu informieren. So lange also diese Kreise noch friedlich gestimmt sind, brauchen auch wir trotz aller sonstigen Alarmschilderungen nicht ängstlich zu werden. Sir Robert Hart, der den Charakter eines chinesischen Mandarins hat, als solcher die Zölle in den dortigen Vertragshäfen unumschränkt verwaltet, ist trotzalledem auch englischer Baronet geworden. Die Verquickung seines den Chinesen aufgedrängten Amtes mit britischen Interessen, ist demnach geradezu stets manifestiert worden. Da ein eventueller Angriff der Japaner zur See zu erfolgen hätte, so bliebe natürlich die Integrität der für die Anleihen verpfändeten Zölle eine politische Frage ersten Ranges, und es ist kaum zu denken, daß die Japaner an diese internationalen Verträge tasten würden. Damit wäre aber auch jede andere Verwaltung als die bisherige gänzlich ausgeschlossen, obgleich nur die Seezölle und nicht die Likinabgaben, d. h. die Flußzölle eine erobernde und vor allem auch geldbedürftige Macht locken könnten. Übrigens läßt sich ein Krieg zwischen Japan und China ebenso wie der noch gefährlichere zwischen Amerika und Japan schon aus einem einzigen Grunde vorläufig als höchst unwahrscheinlich ansehen. Jeder dieser beiden Kriege wäre nämlich unmöglich zu lokalisieren, und wohl nur die Furcht vor wirklichen Weltkämpfen dämpft die schon heute bestehende Gefahr. Es ist damit fast genau so wie mit einem Kampfe zwischen Rußland und der Türkei, der ja seit zwei Monaten in den Köpfen recht unterrichteter Kreise, auch in Berlin, fast als bevorstehend galt. Schon die bloße Aussicht, daß im Falle eines solchen Ausbruchs die Österreicher sofort auf Saloniki marschierten, und sich sodann gegen Italien wenden müßten, genügt vollständig, um bei allen streitlustigen Höfen dem status quo den Vorzug zu geben.

* * *

In Brüssel hat jetzt eine Vereinigung von acht russischen metallurgischen Gesellschaften stattgefunden, unter denen keineswegs alle hinzugetretenen so glänzend dastehen, wie die Gesellschaft Dnieprovienne. Wie aus der Zusammensetzung auch der Finanzgruppe hervorgeht, sind die Franzosen hierbei die treibenden Mächte gewesen. Sie hatten zum großen Teil den Belgiern das Kapital geliehen, und sie nur sind imstande, die Sanierung durch Ausgabe von Obligationen vorzunehmen. Denn eine Bank, die Industrieobligationen und zwar am französischen Markt unterbringen will, kann dies nur, wenn sie selbst eine feste Kundschaft besitzt. Mit dem Gelde allein ist aber bekanntlich ernsten Bergwerksunternehmen noch nicht geholfen. Die bisherigen Leistungen der belgischen Chefs bei russischem Unternehmen sind äußerst schlecht gewesen, denn diese Herren, einerlei ob Ingenieure oder Verwalter, haben es nicht im mindesten verstanden, mit ihren russischen Beamten und Arbeitern ein anderes Verhältnis als das der einfachen Ausbeutung zu unterhalten. Infolgedessen erfreuten sie sich der ärgsten Unbeliebtheit und waren auch außerstande, ihre Unternehmen gegen Unter-

schlagungen aller Art zu schützen. Weniger schlimme, wenn auch noch immerhin keine guten Erfahrungen haben die dortigen Gesellschaften mit den Franzosen gemacht. Lediglich die Polen und die Engländer, natürlich aus ganz verschiedenen persönlichen Qualitäten heraus, konnten mit dem einheimischen Material fertig werden. Den Deutschen wäre dies wohl ebenfalls gelungen, ohne jenen Ordnungssinn, der in dem fremden Lande die Pedanterie bald als die Hauptaufgabe erblickte. Angesichts des starken Geschäftsaufschwunges im Zarenreiche dürfte eine günstige Entwickelung des dortigen Hüttenwesens der Industrie ungemein zu Hilfe kommen. Indessen wie gesagt, die Menschen bleiben in dieser eigentümlichen Sphäre heute noch die wichtigsten Faktoren.

* * *

Die amerikanischen Verhältnisse sind, rein börsenmäßig genommen, nicht schlechter geworden. Alte Kenner der Bewegungen in Wallstreet meinen, eher Kursbesserungen voraussagen zu dürfen. Gilt es doch als sicher, daß Haussepositionen drüben kaum noch irgendwie vorhanden sind, was nach der ganzen Natur der Newyorker Spekulation umgekehrt auf außerordentlich umfangreiche Baisse-Engagements schließen läßt. Und diese zwingen eines Tages unversehens nach der Laune der Geldgeber oder auch des Geldmarktes zu Rückkäufen. Bei uns in Europa pflegen viele Börsenleute je nach ihrem — Temperament nach oben oder unten zu operieren. Anders der Amerikaner, der in diesem Punkte absolut keinen Eigensinn besitzt, sondern nur nach der allgemeinen Lage enorme Käufe oder enorme Blankoabgaben vornimmt. Letztere sind, wie gesagt augenblicklich fast ohne Gegenpartie vorhanden. Solche an sich vielleicht richtige Betrachtungen können natürlich keinen Augenblick von den ewig neuen Hiobsbotschaften ablenken, die bald die Kolossalverluste immenser Millionäre, bald Zusammenbrüche von Eisenbahngesellschaften betreffen. Die Guggenheimer, welche vor noch nicht allzu vielen Jahren die berühmten Smeltings an sich genommen und auf einen ungeahnten Hochstand gebracht hatten, sind laut sicheren Depeschen von den größten Verlusten heimgesucht worden. Angeblich hat dies sogar der fromme Mr. Rockefeller zu einer Usurpierung jener Werke benutzt. Wären die Genannten bei ihren Erz- und Metallgeschäften geblieben, anstatt sich in Eisenbahnbauten zu vertiefen, so hätten sie die dreißig Millionen Dollars, die man ihnen als Gewinn allein für die beiden letzten Jahre nachgesagt hat, nicht wieder eingebüßt. Immerhin gibt es in der alten Welt wenig Millionäre, die es selbst noch heute an Reichtum mit der betreffenden Familie aufnehmen können. Die deutschen Agenten dieser so wichtigen Firma haben denn auch keinen Augenblick irgend eine Unterbrechung in den Offerten auf Blei, Kupfer, Zink und andere Erze erfahren. Was nun die Verlegenheiten einiger großen Bahnen betrifft, so ist dies für Fernstehende kaum zu erklären. Die Missouri-Pacific, eine so große und rentable Bahn, mußte es sich gefallen lassen, daß Mr. Gould ausdrücklich erklärte, er würde die Bahn vor einem Konkurse, das ist also noch weit Schlimmeres als eine Receivership, schon behüten. Die betreffenden Aktien stehen aber trotz dieser Versicherung erst wieder 34. Eine unangenehme Nachricht für unser Bankwesen war eine Versteigerung von erststelligen Eisenbahn-Bonds, welche die Deutsche Bank am 11. März drüben vornehmen ließ. Es handelte sich um 4 Millionen Doll. Western Maryland, die aber nur 2,120,000 Doll. erbrachten, während die Berliner Herren seinerzeit 3 Millionen vorgeschossen hatten. Verloren scheint der Rest nicht zu sein, aber dieser Vorgang zeigt doch die Gefahr, welche mit der Beleihung selbst erststelliger Bonds verbunden bleibt. In der Union ist es mit der Hypothezierung von Eisenbahnwerten eine eigene unsichere Sache! Abgesehen von der Erfahrung, daß kleine Bahnen überhaupt nicht mehr als erste Sicherheit erscheinen, läßt sich eine Bedrohung der Pfandinhaber auch bei größeren Bahnen keineswegs abweisen, falls diese nur die — Glieder eines bedeutenden Eisenbahnsystems sind. Nur die — führenden Kompagnien eines solchen Systems gelten schon seit längerem als die einzigen unbedingt sicheren Objekte für ihre first Mortgage Bonds. Die Deutsche Bank scheint indessen bei jener oben erwähnten Beleihung von anderen Ansichten ausgegangen zu sein, nämlich vom Standpunkte des bloßen Verdienens. Wer weiß, welche andere Banken bei uns mit ähnlichen Vorschuß-

geschäften noch stecken? Trotz alledem nimmt man an, daß Amerika, dessen Schlimmstes überwunden sein soll, sich allmählich erholen werde, und als Gegensatz hierzu muß leider unwillkommenerweise hinzugefügt werden, daß unser eigener Markt sich nach vieler Meinung nicht so schnell wieder heben wird. Daran knüpft man immer den Vorwurf, daß uns Geld mangele, weil eben die Banken, abgesehen von ihrer Unterstützung der heimischen Industrie, ihre geliehenen (!) Barmittel nach Übersee verliehen hätten, von woher ein Rückfluß so leicht nicht erwartet werden darf. In dieser Beziehung kommt gerade so gut Südamerika, vor allem Argentinien, wie die Union und Kanada in Betracht.

* * *

Aus Wien kommt die beachtenswerte Nachricht, daß die österreichischen Gußröhrwerke die Lieferung für die zweite Wiener Hochquellenleitung endlich erhalten haben. Da es sich um nicht weniger als um 395 000 Meter-Zentner Gußröhren handelt, so ist der schließliche Preisnachlaß von 1½ Kr. per Meter-Zentner ganz gewiß keine Kleinigkeit. Es mußte eben ein französisches Werk unterboten werden, und außerdem scheint sich jenes Übernahme-Syndikat noch von der Beteiligung böhmischer Werke nicht freimachen zu können. Zweierlei geht aus der starken Nachgiebigkeit gegenüber der Wiener Kommune hervor. Erstens der ungünstige Stand der österreichischen Eisenindustrie überhaupt und sodann die geringe Wahrscheinlichkeit, daß die sonst in jenem Lande so blühenden Zwischengewinne der ehrlichen (!) Makler diesmal sehr bedeutend se n können. Denn die 592,500 Kr. sind nunmehr unvertuschbar und kommen unbedingt der Kommunalverwaltung zugute. Etwas anderes ist es freilich, ob derartige mächtige Lieferanten nicht hinreichend Füße unter dem Tisch haben, um schließlich große Nachrechnungen zu machen, die ihnen von Fall zu Fall schon große Summen wieder einbringen könnten. Selbst in unserm so intakten Deutschland gehören derartige Vorgänge alles eher als zu den Seltenheiten. Die äußere Popularität einer strengen Verdingung wird gewahrt und das Weitere spielt eben hinter den Kulissen.

* * *

Sehr beachtenswerte, wenn auch keineswegs ganz unparteiische Berichte stellen die Lage des Rheinisch-Westfälischen Eisenmarktes als weiter verschlechtert hin. Keinenfalls kann Deutschland in der nächsten Zeit vor auswärtiger Konkurrenz ganz sicher sein. Hierbei besonders auf Belgien zu verweisen, wie dies von Essen her geschieht, ist eigentlich überflüssig, da Belgien selbst in glänzenden Zeiten auf die Versorgung fremder Länder angewiesen bleibt. Jedenfalls gibt es auch gewichtige Männer bei uns, welche vor einer übertriebenen Angst bezüglich eines deutschen Industrie-Rückganges nicht aufhören zu warnen. Eine amerikanische Einfuhr kann wohl vorläufig bei uns noch schwer in Betracht kommen, obgleich es noch nicht viel bedeuten will, daß die Reading-Bahn als Hauptkohlenbahn der Union 10 000 Tonnen Schienen bestellt haben und daß ein Röhrenwerk in Boston 25 Meilen acht-zöllige Röhren liefert. Readings, d. h. die gewöhnlichen Aktien stehen zirka 103, womit also wohl auch der gute finanzielle Stand gerade dieser Kompagnie bewiesen ist. Allein die amerikanischen Werke müßten noch ganz anders mit Aufträgen alimentiert werden, um durch ihre Preise wenigstens nicht indirekt den Weltmarkt zu beeinflussen. Immerhin stehen die gewöhnlichen Aktien des Stahltrustes heute noch immer über 32, ein Kurs, der schon in besseren amerikanischen Geschäftsperioden schlechter gewesen ist. Den einzigen guten Eisenmarkt stellt gegenwärtig England dar, dessen Preise sich durch den günstigen Absatz halten können. Letzterer aber hängt fast ausschließlich mit der stärkeren Ausfuhrfähigkeit zusammen, zu der Geld und wieder Geld gehört. Die großen Geschäfte, welche uns in dieser Beziehung die englischen Industriellen besonders, im Osten, wenn man so sagen darf: abkonkurrieren konnten, sind neuerdings noch durch eine Transaktion mit Moskau vermehrt worden. Baring Bros. haben nämlich von der Stadt Moskau ein großes Anlehen übernommen, was natürlich mit wichtigen industriellen Aufträgen zusammenhängt. Mit Moskau sind wir sonst eng liiert gewesen — als wir selbst noch Geld hatten!

---

# Fürst Ferdinand von Bulgarien.

Fürst Ferdinand von Bulgarien, der im Ernst und Scherz viel angegriffene und geschmähte Prinz deutscher Abstammung mit allerdings starkem, französischem Einschlag, hat sich durch Befolgen des Bismarckschen Ratschlages: „Ausharren und niemals direkt gegen den Strom schwimmen" — nach und nach eine so gefestigte Stellung unter den nach dem Balkan verpflanzten fremden Fürsten erkämpft, daß er heute geradezu ein Anrecht darauf hat, seine nach westländischem Maß nicht immer einwandfreie politische Haltung auch einmal aus bulgarischem Gesichtswinkel beurteilt zu sehen. Die gesamte auswärtige Kritik ging in ihrem Urteile über die angeblich nur von persönlichem Ehrgeiz und wohl auch von etwas Abenteurerwagemut inspirierte Politik des Koburgers im Konak von Sofia fast immer von dem Ausgangspunkte aus, daß sie Europa unbequem und insbesondere der Pazifizierung Makedoniens hinderlich sei. Das ist sie auch zweifellos. Aber man darf doch niemals vergessen, daß der Fürst die Geschicke von Bulgarien lenkt und nicht als Mandatar der europäischen Kanzleien fungiert.

Man hat oft den Einwand erhoben, daß es dem Fürsten Ferdinand nicht gelungen sei, nach voller zwanzigjähriger Regierung in Bulgarien populär zu werden; nach vielen materiellen und persönlichen Opfern seine Dynastie bodenständig zu machen. Das ist wieder unstreittig wahr. Aber auch der Battenberger, dessen Offenherzigkeit und Vertrauensseligkeit den lebhaftesten Kontrast zur reservierten Verschlossenheit und zum Mißtrauen, das Fürst Ferdinand jedem Bulgaren entgegenbringt, bildete, war keineswegs populär, ungeachtet der siegreichen Kampagne gegen Serbien. Der bulgarische Nationalcharakter, der sich unter der Einwirkung des vielhundertjährigen Frondienstes für türkische „Herren", unter dem Eindrucke ausgebildet hat, daß jedem mäßigen Geben der einen Hand ein maßloses Nehmen der anderen folgte, ist solcher Empfindungen gegen eine herrschende Gewalt — noch für lange hinaus — einfach unfähig.

Unter dem türkischen Joch hat der Bulgare alles Vertrauen in einen über ihm stehenden Machtfaktor so gründlich eingebüßt, daß weder der erste Fürst mit seiner germanischen Treuherzigkeit, noch der zweite mit all seiner Koburgischen Schlauheit und Anpassungsfähigkeit, populär werden konnten. In diesem Punkte ist also der Einwurf gegen Ferdinand nicht gerechtfertigt.

Als er die schwierige Regierungsmission übernahm, als ein junger, am Wiener Hofe ziemlich beiseite geschobener Nebenprinz, besaß er gar kein Programm. Aber nach kurzer Zeit wurde ihm klar, daß er sich entscheiden müsse, entweder für den mühevollen, der geringen Arbeitswilligkeit der Nation gar nicht behagenden, inneren kulturellen und wirtschaftlichen Ausbau des noch in Urzuständen vorgefundenen Fürstentums; und dies unter Verzicht auf den Mitbewerb um die politische Vorherrschaft am Balkan. Oder aber dafür, das ganze Schwergewicht seiner Politik auf das Äußere, auf die Verwirklichung der großbulgarischen und makedonischen Ideale der Nation zu verlegen, dabei natürlich, — da Kräfte und Mittel nicht zu beiden Beteiligungen zureichten, im Innern nur Fassadea beit zu leisten und alles Verfügbare zur Schaffung einer für jede Eventualität genügenden Armee aufzuwenden. Daß sich Fürst Ferdinand für den zweiten Weg entschloß und sich nur dadurch am Throne erhielt, kann ihm vom bulgarischen Standpunkt auch nicht verübelt werden. Europa, das ihn wegen dieser Wahl scharf angriff, mußte erwägen, daß ein Fremder, wie er es immer infolge der Eigenheiten des bulgarischen Charakters blieb, nicht als der einzige und alleinige Verleugner der unausrottbar in den Bulgaren als Zukunftsrettung vor dem Kräfteverfall steckenden Expansionsideen, das Fürstentum durch einen Teil des reicheren, ans Meer führenden Makedoniens zu erweitern, an der Spitze dieser politischen Heißblütler bleiben konnte.

So wurde Fürst Ferdinand das nicht eingestandene, nicht offizielle Haupt der bulgarisch-makedonischen Bewegung und brauchte seine ganze Geschicklichkeit und Schlauheit, um den Forderungen der Mächte, Bulgarien möge der Bewegung Einhalt tun, zu parieren.

Niemand kann leugnen, daß Fürst Ferdinand in meisterhafter Art den parteipolitischen Leidenschaften, die das Land zerwühlten und Bulgaren gegen Bulgaren aufhetzten, die extremen Spitzen

nahm, indem er immer zu rechter Zeit die radikalste und intransigenteste Partei, die sich am wütendsten gegen ihn und gegen seine Politik gebärdete, an die Regierung berief, wo sie sich überraschend schnell abnützte und bald wieder von einer anderen Krakehlschar abgelöst wurde. Da der Fürst dabei immer die Rolle des Scheinkonstitutionellen spielte, war es ihm auch möglich, die Entscheidung in allen wichtigen Fragen sich vorzubehalten.

Als eine wahre Kautschuknatur hat sich der Fürst in der Zeit erwiesen, als noch durch die straffen Gegensätze zwischen Rußland und Österreich-Ungarn fortgesetzt Püffe von rechts und links gegen seine Haltung erfolgten. Einmal sank er in Petersburg, dann wieder in Wien in vollste Ungnade. Endlich klärten sich auch diese Verhältnisse. Heute steht er fast überall in gutem Ansehen. Der Entschluß des ehrgeizigen Fürsten, sich nunmehr mit einer kleindeutschen Prinzessin von Reuß wiederzuvermählen, läßt, ganz abgesehen von den unstrittigen persönlichen Vorzügen und Verdiensten der Prinzessin Eleonore als Frau und Samariterin, doch deutlich die große Veränderung erkennen, die in der Stellung des vielgeschmähten Fürsten eingetreten ist. Er hält eine einflußgesegnete Verbindung nicht mehr für unerläßlich. Seine Position gestattet ihm eine Herzenswahl. Das ist auch politisch — nicht ohne Bedeutung. v. S.

---

# Wie sollen wir Kolonial-Eisenbahnen bauen?

Es ist wohl sicher anzunehmen, daß in unserer Kolonialpolitik mit dem äußerst kostspieligen Sparsamkeitssystem, das uns den blutreichen, Millionen verschlingenden Aufstand beschert hat, endlich gebrochen wird. Die Reise Dernburgs, die aufklärende Artikel in allen Zeitungen Deutschlands im Gefolge hatte, hat mit dafür gesorgt, daß unsere Kolonien volkstümlich geworden sind. Selbst dem dickwandigsten Schädel ist jetzt die Erkenntnis eingerammt worden, daß das A und das O unserer Konialentwicklung Eisenbahnen sind. Es ist wohl sicher zu erwarten, daß die Regierung jetzt die günstige Gelegenheit benutzen und entsprechend hohe Forderungen für Kolonialbahnen machen wird. Daß man in den nächsten Jahren Bahnen in unseren Kolonien in viel größerem Maße bauen wird als bisher, erscheint außer Zweifel. Eine offene Frage ist noch die: Wie unsere Kolonialbahnen gebaut werden sollen. Die paar Kolonialbahnen, die wir besitzen, zeigen uns in klassischer Weise — mit Ausnahme der Lüderitzbahn — wie sie nicht gebaut werden sollen. Wenig bekannt dürfte es sein, wie die erste Reichsdeutsche Kolonialbahn von Lüderitzbucht nach Windhuk entstanden ist.

Bei Windhuk herum gärte es unter den Eingeborenen und kam teilweise zu offener Empörung. Gleich bei Beginn der kriegerischen Operation zeigte es sich, wie nötig auch aus strategischen Gründen eine Bahnverbindung des Hinterlandes mit der Küste sei.

Dazu kam noch die Rinderpest, die bei weiterer Ausbreitung die größten Ernährungsschwierigkeiten für die Truppen im Gefolge haben konnte. Die Bahn mußte gebaut werden. Nun hatte aber das Deutsche Reich nicht das Recht, in seiner Kolonie die Bahn zu bauen. Das Recht stand allein der South West-Africa Company zu.

Von dem Deutschen Reich aufgefordert, die so notwendige Bahn zu bauen, lehnte die Gesellschaft, kühl bis ans Herz hinan, die Zumutung ab. Da tat das Reich das Selbstverständlichste von der Welt; es zog selbst den Schienenstrang. Aber als die Bahn in Betrieb gesetzt werden sollte, verbot die englische Gesellschaft, kalt lächelnd, den Dampfbetrieb auf der Bahn; denn nach der Konzession stände ihr allein das Recht des Bahnbetriebes zu. Und das mächtige Deutsche Reich knickte zusammen und spannte Esel vor seine erste Kolonialbahn. Nach vielen Verhandlungen gestattete endlich die Gesellschaft dem Deutschen Reich Dampfbetrieb auf seiner ersten Reichsdeutschen Kolonialbahn. Man hatte für dies Entgegenkommen nur eine ganze Kleinigkeit verlangt: Das alleinige Recht des Bergbaues im Ovambolande.

Gern wurde dieses Konzessiönchen erteilt; handelte es sich doch nur um ein kleines Gebiet, das um einige tausend Quadratkilometer größer ist, als das Königreich Bayern.

Vielleicht hat sich die damalige Kolonialabteilung an dieser Bahn derartig die Finger verbrannt, daß sie in Zukunft ihre Hände gern vom Bahnbau abließ. Vielleicht wollte man sich auch nicht zum zweiten Male so unsterblich lächerlich machen. Aber leider muß es gesagt werden, jeder weitere Bahnbau war eine neue Blamage für die Kolonialabteilung. Man überließ die Bahnbauten Gesellschaften und überschüttete sie mit Konzessionen.

Um jedes Risiko auszuschalten, übernahm der Staat die Zinsgarantie. Nicht genug damit, erhielten die Gesellschaften große Ländereien zuerteilt, und das ganze Land zu beiden Seiten der Bahnstrecken wurde in Quadrate von zwei, resp. drei Kilometer eingeteilt, von denen immer ein Block der betreffenden Gesellschaft, ein Block dem Staate zugesprochen wurde. Endlich sei auch noch der Bergwerkskonzessionen gedacht, die diese Bahngesellschaften erhielten. Wenn man nun bedenkt, daß alle Kolonialbahnen fast ausnahmslos nach wenigen Jahren schon eine hohe Verzinsung abwerfen, so erscheint es unbegreiflich, wie das Deutsche Reich erstlich überhaupt Privatgesellschaften in seinen Kolonien den Bahnbau gestatten und ferner, wie es so Millionenwerte an diese Gesellschaften verschenken konnte. Selbst das Rückkaufsrecht der Gesellschaftsbahnen von seiten des Staates ist an äußerst kostspielige Bedingungen geknüpft.

Es kann allerdings kein Mensch von uns verlangen, daß wir jetzt in kurzer Zeit unter großen Opfern Milliarden für Kolonialbahnen aufbringen sollen, damit unsere Enkel allein den Genuß davon haben. Aber auf der andern Seite sind wir unseren Enkeln gegenüber verpflichtet, vorhandene Werte für sie zu erhalten und nicht zu verschleudern, wie es leider in unseren Kolonien im höchsten Maße geschehen ist.

Wir sind im Heimatlande stolz auf unsere Staatsbahnen und jeder vorurteilsfreie Reisende anerkennt rückhaltslos ihren Vorzug vor den Privatbahnen Österreichs, Frankreichs etc. Jeder würde der Lächerlichkeit anheim fallen, der die entschwundenen Zeiten der Privatbahnen für uns zurückwünschen würde.

Und trotzdem wurde dieser Zustand in unseren Kolonien künstlich konserviert.

Damit nun die Kosten, die die Kolonialbahnen verursachen, auf mehrere Generationen verteilt werden, wäre es ratsam, daß die Kolonialbahnen von der betreffenden Kolonie selbst gebaut werden, in der Form, daß der Staat das Geld dazu leiht, die Kolonie es verzinst und allmählich zurückzahlt. Jeder einzelne Ansiedler in der Kolonie ist dann gewissermaßen Mitbesitzer der Bahn und hat das allergrößte Interesse an ihrer Entwicklung und Verzinsung.

—er.

---

# Volksvorstellungen.

Von Dr. Leon Zeitlin.

Die Naivität, mit der man nur zu oft an Probleme der Volkskultur herantritt, ist erstaunlich. Gewiß hat diese auch ihr Gutes, denn ohne den opferwilligen Idealismus sozial gestimmter Dilettanten wäre es um die soziale Praxis übel bestellt. Nur schade, daß jene Naivität gar so leicht zu einer Genügsamkeit hinsichtlich unserer Errungenschaften auf dem Gebiete der Volkswohlfahrtspflege führt, zu der wahrhaftig wenig Anlaß vorliegt. Schnell werden bescheidne Anfänge zu Taten umgewertet und unter dem Motto: Wie herrlich weit wir's doch gebracht haben! als Erfüllungen gepriesen.

Da kommt mir eine Enquête, die der Ausschuß für Volksvorlesungen zu Frankfurt a. M. über die Frage der Volksvorstellungen veranstaltet und die von Dr. Becker vom dortigen statistischen Amt sachverständig bearbeitet worden ist, sehr gelegen.*) Dieser Ausschuß, der eine in seiner Art mustergültige Organisation darstellt, dürfte durch diese Enquête —

*) Otto Becker: Zur Frage der Volksvorstellungen; aus: „Volkskultur", Veröffentlichungen zur Förderung der außerschulmäßigen Bildungsarbeit No. 1. (Leipzig 1907 — Quelle & Meyer.)

wenn auch indirekt — mindestens ebensoviel zur Förderung der Volkskultur beigetragen haben wie durch die Veranstaltung von Volksvorstellungen in Frankfurt selbst. Und zwar dadurch, daß es ihr nur zu gut gelingt, den recht beschämenden Beweis zu erbringen, wie engbegrenzt die Möglichkeiten des Theaterbesuches für die große Masse des deutschen Volkes noch immer sind. Wohl wird die Notwendigkeit, jedermann Zugang zur Kunst zu verschaffen, allseits erkannt, allein die Pforten unserer Bühnen öffnen sich nur selten dem Volke.

Wann dürfen wir von „Volksvorstellungen" sprechen? Zwei Bedingungen müssen erfüllt sein, damit eine Veranstaltung auf diesen Ehrentitel Anspruch erheben darf. Ein niedriger, womöglich für alle Plätze sich gleichbleibender Eintrittspreis (der nach Becker, wenn eine Preisabstufung vorgesehen ist, auch für die besten Plätze nicht teurer als 75 Pf. sein sollte, von dem ich aber — mit Adler — wünschte, daß er 50 Pf. nicht überschreite), und es muß ferner eine Garantie gegeben werden, daß diese Vorstellungen auch wirklich und vorzugsweise den unteren Klassen zu Gute kommen, daß also niemand von solchen Vorstellungen profitiert, „der es eigentlich nicht nötig hat". Volksvorstellungen in diesem Sinne finden in 36 Städten statt — von denen 15 mehr als 100 000, 19 Städte 20 bis 100 000 und 2 weniger als 20 000 Einwohner zählen. Rechnet man nun aus, wieviel Plätze im Preise von 10 bis 75 Pf. jährlich auf je 1000 Einwohner kommen (um gegen alle Einwände gerüstet zu sein, wäre es vielleicht vorsichtiger gewesen, dieser Berechnung nicht die städtische Gesamtbevölkerung, sondern nur die über 15 Jahr alte zugrunde zu legen), so erhält man die Theaterbesuchsmöglichkeiten für jeden Einwohner der betreffenden Stadt. Und dabei zeigt sich, daß in den Großstädten, — den Zentren der Bildung und Intelligenz! — dem Volke am wenigsten geboten wird. Am besten sieht es noch in Karlsruhe und Mannheim aus, wo auf je 1000 Einwohner jährlich 82,14 resp. 81,20 Plätze der gedachten Art kommen, aber in Hamburg, Bremen, Nürnberg und Hannover — um nur ein paar Namen zu nennen — gibt es solche Volksvorstellungen überhaupt nicht, in Dresden und Frankfurt a. M. kommen etwa 19, in München (nach meiner Schätzung) ca. 38 — und dies zum großen Teil Plätze zu 1 Mark — auf je 1000 Einwohner und in Berlin. . . Ja von Berlin müßte man, wenn man von peinlicher und kleinlicher Genauigkeit sein wollte, sagen, daß die ernst zu nehmenden Bühnen eigentlich gar keine Volksvorstellungen veranstalten, denn in den beiden Schillertheatern, die sich in splendid isolation in den Dienst der die Volksbildung fördernden Bestrebungen gestellt haben, betrug zur Zeit der Enquête der einheitliche Eintrittspreis bei solchen Vorstellungen — es waren das alle Nachmittagsvorstellungen — 90 Pf. Indes man wird trotzdem die Schillertheatervorstellungen selbstverständlich zu den Volksvorstellungen zu rechnen haben und so komme ich bei einer Einwohnerzahl von rund 2 Millionen, bei etwa 2300 Plätzen (Schillertheater O und das frühere Schillertheater N) und bei ca. 60 Nachmittagsvorstellungen auf ungefähr 70 Plätze für je 1000 Einwohner jährlich. Da sieht's in einigen kleinen Städten freilich besser aus.: Neustrelitz, Colmar i. E., Arnstadt i. Th., Oppeln und Weimar stellen je 1000 Einwohnern in Volksvorstellungen jährlich zwischen 200 und 300 Plätze zur Verfügung.

Um gerecht zu sein: Natürlich bieten nicht nur eigentliche Volksvorstellungen den arbeitenden Klassen Gelegenheit zu Theaterbesuch; ganz abgesehen davon, daß in einer Anzahl von Theatern zuweilen sogen. „volkstümliche" Vorstellungen veranstaltet werden, die sich von den eigentlichen Volksvorstellungen nur durch das Fehlen jener Garantien unterscheiden, die dafür bürgen, daß die billigen Plätze auch wirklich den Unbemittelten zu Gute kommen, gibt es ja auch sonst noch fast überall Plätze, die 75 Pf. und weniger kosten. Aber die Zahl der billigen Plätze bei gewöhnlichen Vorstellungen ist tatsächlich gar nicht so groß, wie man vielleicht annehmen möchte. Dr. Becker hat sich der sehr dankenswerten Mühe unterzogen, die deutschen Theater auch daraufhin zu untersuchen, und er ist imstande, uns über die Verhältnisse in 77 Städten ziemlich erschöpfende Auskunft zu geben: Von Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern steht Barmen, wo auf 1000 Einwohner jährlich 605 billige Plätze kommen, an der Spitze, dagegen kann man in Berlin bei den königlichen Bühnen und dem Lessingtheater nach solchen Plätzen mit der Laterne suchen und es ist ein

schwacher Trost, wenn die 100 billigen Plätze im Berliner Theater die Wirkung haben, daß von je 1000 Berlinern 18 die Möglichkeit besaßen, sich für geringes Geld an Sherlock Holmes zu erfreuen (dabei sei allerdings nicht vergessen, daß über eine Anzahl künstlerisch vollwertiger Berliner Theater überhaupt keine Angaben vorliegen). Auch Hamburg, München, Dresden, Frankfurt, Stuttgart, Karlsruhe und Wiesbaden können mit ihren billigen Plätzen keinen Staat machen, namentlich an Hoftheatern scheinen sie eine unbekannte Einrichtung zu sein, nur Hannover und Darmstadt sind rühmliche Ausnahmen. Dagegen liegen in den Mittel- und Kleinstädten die Verhältnisse zum Teil ebenfalls wieder sehr viel günstiger: In Wismar z. B. kommen auf 1000 Einwohner jährlich 3086 billige Plätze . . . . Beneidenswertes Wismar!

Diese Zahlen mußten gegeben werden. Sind sie auch sehr unvollständig, so zeigen sie doch wohl unbestreitbar: Wird das Bedürfnis nach „gesunder dramatischer Kost" als ein legitimes Bedürfnis der Gesamtheit anerkannt, so ist für eine einigermaßen ausreichende Befriedigung dieses Bedürfnisses bei unseren 60 Millionen Deutschen auch nicht im entferntesten gesorgt. Mit oder ohne Volksvorstellungen: nur ein verschwindend geringer Bruchteil des deutschen Volkes besitzt die Möglichkeit, Theatervorstellungen zu besuchen, die einen künstlerischen Genuß bieten, und auch so zu besuchen, daß sie dieses Genusses teilhaftig werden; denn daß stundenlanges Stehen in qualvoll fürchterlicher Enge die Empfänglichkeit für die Schönheiten eines Stückes bedeutend herabsetzt, bedarf wohl keines besonderen Beweises. Damit soll natürlich nicht das geringste gegen die gar nicht hoch genug zu schätzenden Bestrebungen der Volksunterhaltungspflege gesagt werden. Und wenn ich jene verstimmende Tatsache konstatiere, so geschieht das nur, um auf den Widerspruch zwischen unserer Auffassung von Lebensführung und dem Leben, das die meisten tatsächlich führen, hinzuweisen. Wir haben einfach nicht den Mut, dem Leben den Inhalt zu geben, der es uns eigentlich erst lebenswert erscheinen läßt. Und in den Streit darüber, wer die Grundlagen einer materiellen Kultur mit Möglichkeiten höherer Lebensführung schaffen soll und wie sie zu schaffen ist, vergessen wir das Wichtigste, nämlich stets und vor allem daran zu denken, was denn geschaffen werden soll. Ich finde hierfür die kurze Formel: Das Behagen der Gesamtheit. Erst wenn in unserem Wirtschaftsleben dieses Ideal das Ideal des Produzierens um der Produktion willen abgelöst haben wird, dann könnten Kräfte frei werden, stark genug, um dem Volke die Kunst zu erobern.

---

## Revue der Revuen.

### Frankreich.

Seit 25 Jahren übt Maurice Barrès von der Akademie den Beruf des Schriftstellers aus. Man hat eine Auslese aus seinen Werken veranstaltet und Henri Brémond weiht ihm, dem „Sohne Rousseaus" in der „Revue des deux Mondes" eine längere Studie. Diese Arbeit ist weniger interessant als vielmehr ein Artikel von Barrès selbst, der in einer Tageszeitung stand, aber in Deutschland unbeachtet geblieben ist. Da läßt sich der Jubilar über seine politischen und literarischen Absichten und Ideale verhören, und er bekennt sich mit sehr großer Offenheit zum Deutschenhasse, zum Rachegedanken, den „brutalen Raub" von Elsaß und Lothringen wieder gutzumachen. Maurice Barrès ist ein sehr guter Stilist, und daher bildet sich an ihm vor allen Dingen die akademische Jugend. Sie sieht in ihm auch einen ihrer geistigen Führer. Das muß zu denken geben gegenüber den deutschen, allzuoptimistischen Schwärmern, deren zweites Wort die französisch-deutsche Brüderschaft beständig preist. Im „Correspondant" spricht der Generalleutnant Rousset über das deutsche Kommando während der Kriege 1870/71. Er sagt u. a.: Die Schlacht von Rozonville hätte leicht ein französischer Sieg werden können „ohne die Schlaffheit Bazaines, der von ungesunden Ideen und Träumen besessen war." Robert Michel denkt im „Mouvement socialiste" über die patriotischen Sozialisten nach, die in Essen so laut waren, und er resumiert sich, wie folgt: „Die glorreiche Bewegung, die im Laufe des vergangenen Jahrhunderts so viel Hoffnungen erweckt hatte, ist in Gefahr, bei einem vollständigen Bankerott zu

landen.“ — Man kennt in Deutschland die interessanten Schriften des russischen Priesters Petroff, der soziale Ideen mit christlich-religiösen vereinen möchte, der, von solcher Sehnsucht geleitet, eine ganze Ästhetik des sozialreligiösen Mitleids und seiner Poesie geschrieben hat. Dieser Mann wurde aufgefordert, für die „Revue“ seine Gedanken zu äußern, und er tut es, indem er gegen die erbarmungsfremde Willkür des Papismus streitet, indem er seine Kirche verteidigt und rühmt. So oft eine Lebenstat des großen Balzac erzählt wird, erstaunt man über die Riesenarbeit dieses Mannes. Der Respekt wird wieder erhöht, wenn man im „Mercure de France“ durch Albert de Bersancourt unterrichtet wird über das, was Balzac als Zeitschriftenunternehmer geleistet hat.

## England.

England treibt einer schweren inneren Krisis entgegen. Die liberale Partei hat in den langen Jahren, da sie in der Minderheit war, die Mißstände des konservativen Regiments aufs schärfste angegriffen, jetzt, da ihr plötzlich eine gewaltige Mehrheit in der Kammer zugefallen ist, ist sie gezwungen ihre Versprechungen einzulösen. Aber der Versuch, ernsthafte liberale und soziale Reformen durchzusetzen, begegnet dem schärfsten Widerstand aller interessierten Kreise. Die Schulvorlage bringt die kirchlichen Kreise in Aufruhr, die Temperenzvorlage, die die Brauereiaktien entwertet, hat den Handel gegen sich, die Flottenersparnisse sollen das Land wehrlos machen, die Altersversicherung mit ihren großen Anforderungen der erste Schritt zum Sozialismus sein. Das Schlimmste ist das Oberhaus, das einfach die liberalen Vorlagen ablehnt, und der Drohungen der Minister spottet. Die Unzufriedenheit im Lande wächst, alle Nachwahlen fallen gegen die Regierung aus, und deshalb fürchtet sich diese vor dem letzten Mittel gegen die Lords, einem neuen Appell an das Volk. Die „National Review“ sieht ein kommendes liberales Debâcle voraus. Die Verhältnisse in England hätten Ähnlichkeit mit denen in Frankreich vor der Trennung von Staat und Kirche. Aber England fehlt ein Mann wie Combes, der imstande ist, eine Sache durchzukämpfen. Campbell Bannerman ist alt und hinfällig und steht im Begriff, sich zurückzuziehen. Der voraussichtliche Nachfolger Mr. Asquit ist äußerst unpopulär, ja verhaßt, selbst bei seiner eigenen Partei. Dabei gilt er der Linken als the Whig of the Whigs, und er würde die Auflösung der liberalen Mehrheit nur beschleunigen. Ähnlich urteilt in der „Contemporary Review“ der Liberale L. T. Hobhouse über die Aussichten seiner Partei. Wenn die Regierung so unentschlossen weiter arbeitet, wird sie auf lange Zeit den Sieg der Konservativen und der Tarifreform herbeiführen. Ein Artikel von Archibald S. Hurd in „Nineteenth Century“ beschäftigt sich mit dem Zweimächtestandpunkt der englischen Flotte. Er weist ziemlich überzeugend nach, daß England noch auf Jahre hinaus sowohl an Mannschaft wie an Material diesen Standpunkt weit überschreitet, ohne daß es in schnellerem Tempo zu bauen braucht. Über die englischen Frauenrechtlerinnen spricht Gladys Jones in der „Westminster Review“. Die Agitation der Frauen darf nicht unterschätzt werden, sie haben jedenfalls bei den Nachwahlen den Konservativen durch ihren Kampf gegen die Regierung willkommene Hilfe geleistet.

## Amerika.

In Hinblick auf die kommende Präsidentenwahl wird ein Aufsatz von Andrew C. McLaughlin in „Atlantic Monthly“ über das Wesen der politischen Parteimaschine in Amerika interessieren. Kein Gesetz, kein Satz in der Verfassung kennt etwas von dieser Parteimaschine, und doch macht sie die ganze amerikanische Politik und Geschichte. Es gibt heute drei Regierungen hintereinander in Amerika. Erstens die in der Verfassung genannte, zweitens die durch den Parteiboß, der die Abgeordneten dirigiert, der alle Verwaltungs- und Beamtenposten verteilt, drittens durch die Kontrolle der großen Geldmänner, die die Wahlen machen, und die bei der Erfüllung speziell ihrer Wünsche durchaus nicht an letzter Stelle kommen. Die offiziellen Parteien haben natürlich Ideale und Grundsätze, aber das alles ist nur dekorativ, und sie versprechen dem Publikum ja im Grunde alle dasselbe. Der wahre Zweck der Partei ist, die

persönlichen Interessen der leitenden Gruppen zu schützen, möglichst große Kontrolle über die Verwendung der Staatsgelder zu gewinnen, und die Verteilung von Beamtenstellen und Posten an verdiente Anhänger. Die „North American Review“ bringt vier Aufsätze über die finanzielle Lage. Lyman J. Gage, der frühere Schatzsekretär, hält eine vollkommene Umgestaltung des ganzen amerikanischen Bank- und Geldumlaufsystems für dringend notwendig, da es sich als durchaus verfehlt erwiesen habe. William B. Ridgely fordert eine Staatsbank für Amerika. Dasselbe tut Charles A. Conant, der an Macaulays Wort erinnert, die amerikanische Verfassung habe nur Segel, aber keinen Anker. Nur eine Zentralbank mit Goldreserve, die für die andern Banken diskontiere, könne solche Paniken verhüten. Charles B. Macdonald möchte an eine solche Zentralbank ein System nationaler Postsparkassen angeschlossen sehen, die es jedem Mann aus dem Volke ermögliche, jederzeit auch die kleinste Summe sicher anzulegen.

---

# Neue Bücher.

**Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:**

Georg Bamberger. Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1908. Preis M. 1,50.

Curt Wigand. Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), Berlin-Leipzig. Preis geh. M. 2,00. geb. M. 3,50.

Dr. Oskar Nacht. Rodbertus' Stellung zur sozialen Frage. Verlag Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1908. Preis geh. M. 2,00.

Alfred H. Fried. Wien-Berlin. Ein Vergleich. Verlag Josef Lenobel, Wien und Leipzig.

Frank Wedderkopp. Harden im Recht? Eine Betrachtung. Verlag Hermann Walther, G. m. b. H., Berlin 1908. Preis geh. 50 Pf.

Robert Mühe. Ein weltgeschichtliches Ereignis. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin W. 1908. Preis M. 1,50.

Dr. Adolph Kohut. Friedrich der Große als Humorist. Verlag von O. Gracklauer (Richard Goldacker), Berlin 1908. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

C. A. Bratter. Die kutzowalachische Frage. Hamburg 1907. Verlag von Hermanns Erben.

Die deutsche Wehr-Politik der Zukunft. Von einem Auslanddeutschen. Verlag Zürcher & Furrer, Zürich. Preis M. 3,00.

Alfred H. Fried. Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,00.

Regierungsrat Rudolf Martin. Die Eroberung der Luft. Kritische Betrachtungen über die Motorluftschiffahrt. Berlin, Verlag von Georg Siemens.

Das neue preußische Ergänzungssteuer-Gesetz vom 19. Juni 1906. Amtliche Fassung. Berlin, Verlag L. Schwarz & Comp.

Praktischer Ratgeber bei Steuer-Einschätzung und Steuer-Reklamation nebst Preußischem Einkommensteuergesetz. Von einem Steuersekretär. Berlin, Verlag von L. Schwarz & Comp.

Preußisches Gewerbesteuergesetz. Berlin, Verlag von L. Schwarz & Comp.

Regierungsrat Rud. Martin. Billiges Geld. Positive Reformvorschläge. Berlin 1908. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. Brosch. M. 1,00.

Der Philosoph von Heidelberg. Philosophischer Verlag, Heidelberg. Preis geb. M. 6,00.

Karl Kraus. Sittlichkeit und Kriminalität. Ausgewählte Schriften. I. Band. Wien und Leipzig 1908. Verlag von L. Rosner.

---

# Inhaltsverzeichnis.

(Heft 1—10.)

## Politik, Geschichte.

Seite

## Militär, Marine, Kolonien.



## Volkswirtschaft.



## Literatur.

## Theater, Kunst, Musik.

## Verschiedenes.



## Illustrationen, Kunst- und Musikbeilagen.



---

# Namen-Verzeichnis.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Inh. Heinrich Caspari G. m. b. H., Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 32. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES APRILHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue

Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishauser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London 8, New Coventry Street Saarbachs News Exchange.

# Russisch-Ostasien.

Von

**Alexis Freiherr v. Engelhardt.**

Herr Iswolski, der russische Minister des Auswärtigen, hat sich im Petersburger Parlament als politischen Optimisten bezeichnet. Er findet alles wunderschön. Er glaubt an die Achtung vor der historischen Integrität des anderen in rebus politicis. Er hält die politische Atmosphäre für zweifellos günstig und glaubt auch an die Stärke Rußlands, das durch den Krieg nichts eingebüßt habe.

Dieser Optimismus des Herrn Iswolski mag für ihn persönlich sehr angenehm sein. Amtlich aber ist ein solcher rosiger Stimmungszauber nicht am Platz. Die Minister, die alles wunderschön finden, pflegen der Machtentwicklung ihres Landes nicht nützlich zu sein. In kritischen Situationen versagen solche Naturen ganz. Graf Lambsdorf fand noch am Vorabend des Krieges die „Atmosphäre zweifellos günstig". Passable Diplomaten im gewöhnlichen Sinne dieses so mißverständlich gewordenen Wortes sind nur selten — Staatsmänner.

Die Erklärungen des russischen Ministers betrafen hauptsächlich den fernen Osten. Da nun die großen Machtfragen, trotz Herrn Iswolskis schönem Glauben an die gegenseitige Achtung vor der historischen Integrität, noch immer durch Blut und Eisen gelöst werden, ist es nicht uninteressant, sich ein Bild davon zu machen, wie es heute mit der russischen Kultur- und Machtstellung in Ostasien aussieht.

* * *

Schon im siebzehnten Jahrhundert gelangten die russischen Eroberer Sibiriens an das Gestade des Amur. Pojarkow und Chabarow waren diese Pioniere. Ein weiteres Vordringen war aber damals unmöglich. Wenn auch die weiten Gebiete so gut wie unbewohnt waren, so behütete die am südlichen Ufer des Riesenstromes sich ausdehnende, große, asiatische Macht eifersüchtig das von ihr beanspruchte Land und die wenigen Nomaden, die unter chinesischem Schutz am Amur ihr Dasein fristeten. Auch verbot die geographische Unkenntnis der Russen und die mangelnde Unterstützung seitens der in Europa beschäftigten Regierung den sibirischen Kosaken einen kräftigeren Vorstoß. So gelang es erst zweihundert Jahre nach der ersten Entdeckung des Amur durch die Russen, das Land an Rußland zu bringen und China zur Abtretung des Amur- und Ussurigebiets zu zwingen. Unterdessen hatten die Russen schon lange die unwirtlichen Küsten des Ochotskischen und Behringsmeeres besetzt. Heute bespült das Meer diesen gewaltigen ostasiatischen Besitz Rußlands in einer Ausdehnung von gegen elftausend Kilometern

von der koreanischen Grenze bis über die Tschuktschenhalbinsel hinaus. Amur-, Ussuri- und Küstenprovinz umfassen weit mehr als zwei Millionen Quadratkilometer Landes.

In Chabarowsk erhebt sich am Ufer des Amur das Standbild des Grafen Murawjew Amurski, dessen Energie und staatsmännischem Blick Rußland den Erwerb des wertvollsten Teiles seines ostasiatischen Besitzes verdankt. Diese Erwerbungen, unmittelbar nach dem unglücklichen Krimkriege, wurden in Rußland mit größter Begeisterung begrüßt. Man träumte alsbald von einer maßgebenden Rolle im stillen Ozean, von kolossalen Reichtümern und einer rosigen Zukunft in Russisch-Ostasien. Die Nachrichten über die wundervolle Flora und das schöne Klima besonders des Ussurigebiets, über die bekannten „unerschöpflichen“ Reichtümer der Amurprovinz verbreiteten sich über ganz Rußland und führten bald zu den übertriebensten Erwartungen. Der Zauber des Geheimnisvollen umgab den gewaltigen, gegen 3000 Kilometer langen Strom und das unerforschte Gebiet zwischen demselben und dem Meere.

Bald jedoch begannen die Enttäuschungen. Die Riesenentfernungen, die wilde Natur, das Fehlen aller Wege und Stege, die Unzuverlässigkeit des Wasserstandes, das unberechenbare Klima, an dessen Eigentümlichkeiten der Einwandernde sich nur schwer gewöhnen kann, — dieses alles rief, als es bekannt wurde, eine wiederum übertriebene Reaktion hervor. Dazu kam, daß die Regierung die ersten Kolonisationsversuche in ganz und gar unverständiger Weise vornahm. Es waren das Versuche einer Zwangskolonisation von Kosaken und Sträflingen. Wo es an Weibern fehlte, wurden gleichfalls solche aus Sträflingskreisen den neuen Kolonien zugeteilt. Die Kolonisten wurden angesiedelt, ohne daß für eine genügende Verproviantierung der Transportierten gesorgt worden war. Das nachgeschickte Getreide erreichte oft nicht rechtzeitig die Transporte, die Proviantbarken gerieten in dem nicht erforschten Fahrwasser des Amur auf Sandbänke oder in Stromschnellen und gingen unter. Uns sind Fälle bekannt, wo infolge dieser musterhaften Anordnungen Soldaten und Ansiedler erfroren und verhungerten, wobei die Überlebenden, nach den Aussagen von Offizieren, sich von den Leichen ihrer Gefährten ernährten. Ganze Dörfer wurden angelegt, ohne daß man vorher den Wechsel des Wasserstandes feststellte. Eine Folge davon waren die traurigsten Verwüstungen durch Überschwemmungen, wobei die eben erst Angesiedelten um ihre Habe und oft um ihr Leben kamen. Auch die freiwilligen Kolonisten, die sich in den sechziger und siebziger Jahren dem Amur zuwandten, machten in der Mehrzahl trübe Erfahrungen. Die örtlichen Beamten, denen jede Mehrarbeit in der Seele zuwider war, sorgten durch ihre Berichte nach Petersburg gleicherweise dafür, daß sich die Überzeugung verbreite: das Amurgebiet tauge nicht zur Besiedelung.

Erst die Erbauung der sibirischen Eisenbahn und der Bau der Ussuribahn von Wladiwostok nach Chabarowsk führten langsam wieder zu einer richtigeren Wertschätzung des zukunftsreichen Landes.

Statt nun aber mit aller Energie an die Erschließung desselben zu gehen, begann

die Petersburger Bureaukratie, in vollständiger Verkennung des Kräfteverhältnisses in Ostasien, die abenteuerliche Expansionspolitik nach der Mandschurei hin zu betätigen. Die ursprünglich von Alexander III. geplante Amurbahn wurde nicht gebaut. Das immer geldbedürftige Rußland steckte lieber eine Milliarde in das Unternehmen der Eisenbahn durch die Mandschurei und die unglückliche Pachtung Port Arthurs. Zugleich wurde die russisch-chinesische Bank gegründet und es begann ein wildes Spekulieren in der chinesischen Mandschurei und in Korea. Im fernen Osten, auf fremdem Boden, wurde das Feenregiment des leichtherzigen Vizekaisers Alexejew errichtet, der Märchenhafen Daljni erbaut. Die Konzessionen am Jalu brachten den Krieg. Mit diesem die größte Erschütterung, die Rußland seit der Zeit des Interregnums am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durchgemacht hat.

Aus der Mandschurei verjagt (es ist kaum zu bezweifeln, daß Rußland auch seinen Einfluß in der Nordmandschurei wird aufgeben müssen, sobald die japanische Herrschaft auf dem Festlande genügend ausgebaut sein wird), um fortgeworfene Milliarden erleichtert, militärisch und politisch geschwächt, um seine Flotte gebracht, wirtschaftlich überanstrengt, steht die russische Regierung heute vor denselben Aufgaben, an deren Lösung sie vor einem halben Jahrhundert hätte gehen sollen. Sie steht vor der Notwendigkeit planmäßiger Kolonisierung ihrer ostasiatischen Besitzungen. Es scheint müßig, mit den Wörtchen „hätte“ und „wäre“ um sich zu werfen. Dennoch denkt heute jedermann: hätte Rußland auf die Erschließung der Amurprovinz und des Küstengebiets die in den mandschurisch-japanischen Abenteuern verpufften Milliarden verwendet, wie anders stände es jetzt in Ostasien da . . . .!

Denken wir zurück an den unglücklichen Krieg. Die russische Regierung sah sich gezwungen, Kohlen für ihre Flotte als Konterbande unter ausländischer Flagge zu den horrendesten Preisen zu bestellen, wobei sie auch das Risiko der Kaperung übernehmen mußte. Aus Petersburg wurde Eisen, Stahl, wurden selbst Nägel der kriegführenden Armee zugeführt. Durch ganz Rußland und Sibirien wurde alles erdenkliche Material auf den Kriegsschauplatz transportiert, das mit Leichtigkeit an Ort und Stelle hätte beschafft werden können, wenn auch nur das geringste zur Hebung der immensen Bodenschätze des Landes um den Amur und Ussuri geschehen wäre. In unmittelbarer Nähe von Wladiwostok gibt es die schönsten Eisenerzlager, die Kohlenschätze im Amurbassin sind unerschöpflich. Dennoch werden bis heute Kohlen nach Wladiwostok über Japan eingeführt und Eisen aus Amerika. Die Tätigkeit der Regierung beschränkt sich aber nicht nur auf Unterlassungssünden. Nein, — durch eine ganze Reihe von Gesetzen wurde gerade in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege jeder Versuch verhindert, eine montane Industrie ins Leben zu rufen. Die private Initiative wurde unterbunden und eine staatliche gab es nicht. Wie teuer hat das Reich diese wahnsinnige „Wirtschaftspolitik“ bezahlen müssen!

Eines der vielen irrigen Sprichwörter behauptet, durch Schaden werde man klug.

Die Fehler, durch welche die russische Regierung ihr Prestige in Ostasien erschüttert sieht, haben sie bis heute noch nicht eines besseren belehrt. Die russische Bevölkerung im fernen Osten staunt über die Unschlüssigkeit und Ziellosigkeit der Regierung, die bis zur Stunde nichts unternimmt, um das östliche Grenzland dem Reiche zu sichern, der Kultur zu erschließen. Die in Petersburg zentralisierte bureaukratische Regierung scheint immer noch des Glaubens zu sein, daß man von der Newa aus diese fernen Länder ausgezeichnet verwalten könne. Das Resultat ist ein besorgniserregendes. Die gewaltigen Reichtümer des Landes liegen nach wie vor brach oder werden von gewandten Spekulanten in der räuberischsten Weise exploitiert nach der Devise „après nous le déluge“. Die Wälder, in denen ungezählte Millionen stecken, sind entweder infolge des Mangels jeglicher Anfänge eines Wegenetzes nicht zu erreichen, oder sie werden vom Kolonisten angezündet, um Raum für Weideland zu schaffen. So machten es die mongolischen Nomadenvölker auf ihren Eroberungszügen. Millionen gehen alljährlich in Flammen und Rauch auf. Dieses Verhalten den Naturschätzen gegenüber hat dazu geführt, daß wir heute in Wladiwostok eine fröhliche Einfuhr der gewöhnlichsten Holzartikel — aus Amerika haben, die sich brillant entwickelt. Vom Bergbau ist schon gar nicht zu reden. Die Mineralreichtümer der Amur- und Küstenprovinz sind allerdings durch so und soviele Expeditionen, die zum Teil der Regierung viel Geld gekostet haben, oberflächlich erforscht worden. Das heißt, man stellte ihr Vorhandensein fest. Reich hat die Natur das Land mit Mineralschätzen gesegnet. Gold, Silber, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Marmor, Graphit, Salz, Edelsteine — alles, was des Menschen Herz nur begehren kann, ist überreichlich vorhanden. Der Staat beschäftigt sich nicht mit der Ausbeutung dieser Schätze. In unerfindlicher Fürsorge verwehrt er dafür den privaten Unternehmern den Bergbau innerhalb einer Hundert-Werst-Zone vom Meeresgestade. Da nun weiter ins Innere sich nur zu wenigen Plätzen jemand verirren kann, weil er in der Wildnis Hungers sterben müßte (dank wiederum der weisen Fürsorge des Staates, der in China Eisenbahnen baut, daheim aber nicht einmal eine bescheidene Poststraße), so unterbleibt der Bergbau so gut wie ganz. Gänzlich, kann man nicht sagen. In Kamtschatka wenigstens kümmern sich unternehmende Amerikaner durchaus nicht um das Verbot und schürfen nach Gold und Kohlen am ganzen Ufer der fernen Halbinsel.

So harren die Wälder und Mineralien auf die Kulturpioniere, denen der Staat alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. Die Landwirtschaft, von der sich südlich des 50. Breitengrades eine bäuerliche Bevölkerung von fünf Millionen gut ernähren könnte, (der Hafer gedeiht auch noch weiter nördlich), wird von den armen russischen Ansiedlern aufs primitivste betrieben. Statt die zu Tausenden aus dem europäischen Rußland nach Ostasien strebenden Auswanderer planmäßig anzusiedeln, die Parzellen rechtzeitig vorzubereiten, durch ein Straßensystem miteinander zu verbinden und so langsam ins Innere der Kolonie vorzurücken, verfolgt die Ansiedlungskommission ein anderes, bequemeres Prinzip. Ihre Beamten arbeiten nur an der einen Eisenbahnlinie oder der

einzigen Poststraße. Ins Innere dringen sie nicht vor. So kommt es, daß die neuen Ansiedlungen in einer einzigen, unendlich langen, schmalen Linie dahinlaufen, während zu beiden Seiten dieser Linie die Wildnis unberührt bleibt. Kulturherde, kreisförmige oder quadratische große Ansiedlungskomplexe, die allein in die Wildnis vordringen und diese in urbares Land umwandeln könnten, werden nicht geschaffen. Die Ansiedler bleiben isoliert und geraten oft in die bitterste Not, bevor sie den Wirtschaftsbetrieb eingerichtet haben. Dennoch setzt sich der zähe Bauer dort fest und gelangt auch hier und dort zu Wohlstand.

Und wie steht es um eine weitere Quelle großen Reichtums? Die Russisch-Ostasien umspülenden Meere sind unendlich reich an Fischen aller Art. Gerade dieser Fischreichtum lenkte zunächst die begehrlichen Blicke der benachbarten Japaner auf diese Küsten. Heute ist der gesamte Fischereibetrieb an den russischen Gestaden in die Hände der Japaner übergegangen. Der verarmenden, spärlichen russischen Küstenbevölkerung ist es unmöglich geworden, mit den Japanern zu konkurrieren. Die in Petersburg abgeschlossene Fischereikonvention gewährt dem Inselvolk alle erdenklichen Vorteile. Die Mündungen der russischen Ströme und die wichtigsten Buchten des Meeres werden von japanischen Ansiedlungen besetzt. Man kann schon heute voraussehen, daß die ganze Küste nach einem Jahrzehnt von Japanern bevölkert sein wird, wenn die russische Regierung nicht bald gegen dieses Übel einschreiten will. Von der Küste dringen die japanischen Kundschafter ins Innere des Landes. Die Mineralschätze desselben locken das unternehmende Volk um so mehr an, als das eigene Land arm an solchen ist.

Der japanische Expansionstrieb ist auf die vernachlässigte russische Küste gerichtet. Es bleibt so, alle Loyalitätsversicherungen ändern daran nichts. Das 50-Millionen-Volk sieht dieses menschenleere, unbeschirmte Gestade eines reichen, kaum notdürftig erforschten Landes vor sich liegen. Es wird, — es muß die Gelegenheit suchen, danach zu greifen.

* * *

Wir haben in großen Zügen die wirtschaftliche Schwäche der russischen Stellung im fernen Osten geschildert. Die wirtschaftliche Vernachlässigung und die Menschenleere begründen aber zugleich auch die Schwäche der Kolonie im Kriegsfalle. Man muß im Auge behalten, daß Rußland zur See nicht mehr existiert, daß es in China keine strategische Position mehr einnimmt. Das Umgekehrte war noch vor dem letzten Kriege der Fall. Unterdessen ist Korea japanisch geworden, und die japanische Macht steht vor den Toren Wladiwostoks. Das Ussurigebiet und die Amurprovinz liegen unbeschützt da. Die Festung Wladiwostok ist weniger wert als Port Arthur es war. Die vierzig sibirischen Schützenregimenter, das Dutzend Kavallerieregimenter, das bißchen Artillerie können einem japanischen Einfall keinen ernsten Widerstand entgegensetzen. Schnell würde, käme es in der nächsten Zeit zum Kriege, die russische Armee bis an die Ost-

grenze Transbaikaliens zurückgeworfen sein. Und es ist, wie die Dinge dank dem „Optimismus" der russischen Regierung heute liegen, sehr zweifelhaft, ob nach einem so begonnenen Kriege die russische Grenze je wieder über Transbaikalien oder gar über den Jablonoi Chrebet hinaus sich nach Osten dehnen würde.

Die beste Brustwehr (die einzige!), der „historischen Integrität" ist nicht die Achtung des beutegierigen Nachbars, sondern — die Brust und der Arm des Mannes, die Büchse und die Kanone! Will Rußland seinen herrlichen Besitz in Ostasien wahren, so muß es ihn nochmals „erwerben, um ihn zu besitzen". Das heißt: kolonisieren.

Wir leben im Zeitalter einer stillen, riesigen Völkerwanderung. Alljährlich gehen eine halbe Million Menschen aus dem europäischen Rußland über den Ural, um in Asien eine Heimstätte zu suchen. Der Volksinstinkt selbst weist der Regierung die Bahn, wie Nordasien russisch zu erhalten ist. Es gilt, diesen Auswandererstrom in richtige Bahnen zu lenken, ihn als lebendige Mauer der asiatischen Woge entgegenzustellen. Zunächst ist das reiche Transbaikalien die natürliche und sichere Operationsbasis für das zu unternehmende, friedliche Eroberungswerk im eigenen Lande. Hier muß ein Stamm von vier bis fünf Millionen russischer Bauern angesiedelt werden. Das zweite Geleise auf der sibirischen Bahn ist ungesäumt zu legen. Zugleich muß die Amureisenbahn erbaut werden, die aber ohne einen zweigleisigen Ausbau der sibirischen Bahn wertlos sein wird. Die Kolonisation des Amurgebiets hat Hand in Hand mit dem Bahnbau zu gehen. Alle einschränkenden Gesetze, den Bergbau betreffend, sind sofort abzuschaffen. Die private Unternehmungslust muß in jeder Weise gefördert werden. Für Wasser- und Landwege sind ein paar hundert Millionen anzuweisen. Die Ansiedler müssen aufs reichste materiell unterstützt werden. Sämtliche Arbeiten auf all diesen Gebieten sind an Ort und Stelle von einer Zentralverwaltung zu leiten. Zu diesem Zwecke ist die Schaffung einer Statthalterei (allerdings muß an ihrer Spitze ein mit den umfassendsten Vollmachten auszurüstender Mann von eisernem Willen und makellosem Charakter stehen, der schwer zu finden sein wird. Ein Mann, wie Murawjew Amurski es war) zu empfehlen.

Nur durch eine solche vaterländische Riesenarbeit wird es möglich sein, dem Reich diese Goldgrube für künftige Jahrhunderte, diese Quelle größten Wohlstandes für künftige Generationen zu erhalten. An dieses Werk mit „Optimismus" gehen — das wird sich bezahlt machen!

---

# Richard Wagners Gespräche mit Wilhelm Tappert.

## (Der erste „Tristan“ in Berlin.)

Aus Wilhelm Tapperts Nachlaß mitgeteilt

von Dr. Ernst Rychnovsky.

Als ehemaligem Schüler Wilhelm Tapperts wurde mir von der Familie des jüngst verstorbenen Musikgelehrten der Auftrag zuteil, seinen handschriftlichen Nachlaß zu sichten. In einer der zahllosen Mappen fanden sich auch skizzenhafte Aufzeichnungen aus der Zeit der Vorbereitung des „Tristan“ an der Berliner königlichen Oper im Frühjahr 1876 und im Zusammenhang damit Gespräche mitgeteilt, die Richard Wagner in seiner Wohnung im Tiergartenhotel mit seinem Anhänger und Vorkämpfer bei dessen wiederholten Besuchen geführt hat. Die freundliche Erlaubnis der Familie versetzt mich in die Lage, diese Blätter hier zu veröffentlichen. Kleine Striche waren aus Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten zwar nötig — auf die bekannte Spitzigkeit der Tappertschen Feder brauche ich wohl nicht erst hinzuweisen — aber sie sind im ganzen nur sehr geringfügig.

Tappert hat fast täglich festgehalten, was er in jener bewegten Zeit miterlebt hat, und, von einem ausgezeichneten Gedächtnis wirksam unterstützt, dem Papiere anvertraut, auch was Richard Wagner in zwanglosen Plauderstunden ihm erzählte. Nicht alles ist in Dialogform niedergeschrieben. Schlicht berichtet und mit eigenen Randbemerkungen ergänzt ist das meiste, was sich als der Niederschlag der zwischen dem Meister und seinem publizistischen Kämpen in Berlin geführten Unterhaltungen ergibt. Unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben, geben die Aufzeichnungen auch in ihrer aphoristischen Form ein Bild, erfüllt vom heißen Brodem eines damals noch Wagner feindlichen Bodens, und die Blicke, die der mitteilsame Meister den jüngeren Musiker in sein Herz tun läßt, ergänzen unsere Vorstellung von der Persönlichkeit Richard Wagners aufs glücklichste. Offenherzigkeit gegenüber den Freunden, Geduld gegenüber launischen Künstlern, restloses Aufgehen in der Verwirklichung seines Lebenswerkes, das noch kurz vor dem krönenden Abschluß unter dem widrigen Zwange materieller Schwierigkeiten leidet, alles das tritt uns hier, von der Feder eines scharf beobachtenden, immer aber selbständig denkenden Kampfgenossen fixiert, mit greifbarer Deutlichkeit in großen und kleinen Zügen entgegen. Manches grelle Schlaglicht fällt auf Vergangenheit und Gegenwart, mancher Blitz erhellt die Zukunft.

Und noch eins: Was diese Momentbilder besonders wertvoll macht, ist ihre absolute Zuverlässigkeit. Die großen Umrisse, wie sie aus der aus verschiedensten Quellen geschöpften historisch-objektiven Darstellung der Ereignisse durch Glasenapps Wagner-

Biographie bekannt sind, bleiben aufrecht. Aber in diese Umrisse kommen durch Tapperts Mitteilungen viele neue interessante Züge, die man nicht wird missen wollen, so oft man es auf eine Vollständigkeit des Bildes absieht.

Unmittelbar nach der von ihm dirigierten Lohengrin-Aufführung an der Wiener Hofoper (2. März 1876) reiste Wagner nach Berlin, um an den Proben zum „Tristan" tätigen Anteil zu nehmen. Auch sollte der Marsch beendet werden, den er zur Feier der vor hundert Jahren erfolgten Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zugesagt hatte. Den Klavierproben folgten am 10. und 11. März szenische Arrangierproben. „Mit mannigfachem Ärger über die unzulänglichen Dekorationen" berichtet Glasenapp. Am 13., 14. und 15. März wurde je ein Akt mit dem Orchester geprobt. Eckert dirigierte, Niemann sang den Tristan, Betz den Marke, die Voggenhuber die Isolde, die Brandt die Brangäne und Schmidt den Kurwenal. Wagner führte die Regie. „Freundlich korrigierte er die Sänger, so oft es not tat; meist mit einem Scherze. Zuweilen sprang er auf, um eine Stellung vorzumachen, und wieder war es merkwürdig zu sehen, wie seine Gebärde alles verdeutlichte, wie ganz anders die Szene wirkte, sobald die Darsteller seiner Weisung folgten." Der 20. März war der Tag der Aufführung. Der Kaiser, die Kaiserin und der ganze kaiserliche Hof wohnte der Vorstellung bei; der Erfolg war, trotzdem sich Anzeichen zum Ausbruch einer wohlorganisierten Opposition zeigten, groß. Namentlich die Kreise der jüdischen Intelligenz, die Wagner die Schrift über „Das Judentum in der Musik" nicht verziehen hatte, verhielten sich ablehnend. Sie sind später mit fliegenden Fahnen zu Wagner übergegangen. Manche der vorkommenden Äußerungen lassen sich aus dieser Zeitstimmung heraus erklären.

---

Hier Tapperts Aufzeichnungen:

Wegen Mangel an Zeit konnte ich früher nicht versuchen, den Meister zu sehen. Erst Mittwoch, am 8. März, ging ich um ¾7 Uhr hin, gab meine Karte ab und wurde für abends 9 Uhr bestellt. Nach dem Konzert Dreyschock begab ich mich ins Hotel. Wagner allein, wir plauderten von 9—11¼ Uhr. (Wir Zwei ganz allein!) Frau Cosima hat Trauer und erschien gar nicht.

Getrunken, geraucht! Eine ganze Karaffe Bier vertilgt.

---

Wagner sehr liebenswürdig, sehr mitteilsam. Giftig gegen Judentum wie immer!

Schlecht zu sprechen auf die Wiener Oper, er prophezeit den gewissen Untergang. Haus zu groß! Personal fast durchweg erbärmlich! Publikum korrumpiert! Nichts zu hoffen!

---

Auf Joachim ist Wagner schlecht zu sprechen. Er sieht in ihm einen Erz-Sch ......
Im Jahre 1852 oder 53 kam Liszt mit Bülow, Cornelius und Joachim nach Zürich, Wagner zu besuchen.

Wagner las u. a. Szenen aus seinen Nibelungen vor. Expansive Stimmung, er bietet den Jüngern das „Du“ an.

Joachim ging nach Hannover. Schrieb von dort aus an Wagner einmal auch dieses: Sobald die Nibelungen aufgeführt würden, bäte er sich als Vergünstigung aus, an der ersten Geige mitwirken zu dürfen! (Darauf reduziert sich also diese Mär!)

Anno 1854 vielleicht schrieb Wagner an Joachim. Er hatte gehört von dem Einflusse des Freundes in Hannover, hatte gehört, daß der König von Hannover sich interessiere für Wagners Opern, — Wagner bittet Joachim, gelegentlich mit dem Könige einmal von ihm zu sprechen und — wenn möglich — ihm eine kleine Pension zu erwirken, damit er sorgenloser seine Arbeiten vollenden könne.

Darauf niemals eine Antwort!

Nach der Begegnung hatte Joachim etwas komponiert, zeigte es Cornelius und frug sehr schüchtern: ob wohl Wagner hierin etwas Jüdisches finden würde?

Joachim spielte damals den treu Ergebenen!

Als es ihm nützlich schien, schnappte er ab!

---

Wir sprachen von dem Einflusse Joachims, jeder empfindet ihn zu seinem Schaden.

Wagner erzählte folgende Anekdote:

Fürst: Wie geht es, Herr Professor? X: Nicht zum Besten, Durchlaucht, die Zuhörer vermindern sich, ich lese nicht die herrschende Philosophie!
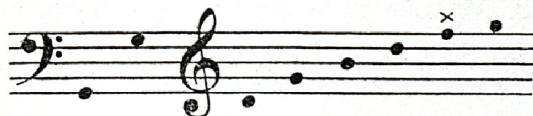
Fürst: Warum lesen Sie nicht die herrschende Philosophie?

Wagner erzählte, er sei auf dem Rigi gewesen, habe dort einen Menschen hören blasen. Auf einem Alpenhorn oder Schalmei — Naturinstrument von mildem Ton — hat sich's zeigen lassen. Dieses Instrument schwebte ihm vor, als er dem Hirten im III. Akt des Tristan die Melodie des Jubels zuwies, — er wollte den Ton i haben, die unreine Septime mit Absicht verwenden. Englisch Horn sehr schlechter Ersatz dafür! Konstruktion eines Naturinstrumentes versucht, stieß 1865 auf Schwierigkeiten. Lachner bezeichnete den besten Trompeter als geeigneten Bläser, der probierte ernstlich, die andern lachten ihn aus, das 4' lange Instrument ohne Löcher und Klappen lag auf einer gabelförmigen Vorrichtung, — der Bläser wurde ängstlich und bat, ihn zu dispensieren! Er wolle das auf der Trompete blasen, man sollte es nicht merken!

Anderswo und später englisch Horn mit gedämpfter Trompete oder Cornet hier in Berlin?

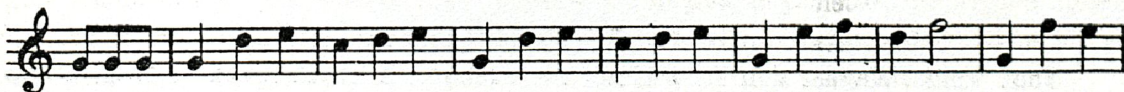
Konstruktion einer Alt-Oboe in Betracht gekommen. Verwirklichung des Ideals einfach unmöglich.

4 füßiges Instrument? Es muß ja in G stehen;



ich finde den Ton i nicht, wenn die anderen möglich sein sollen, e fehlt in der G-Skala.

Melodie, Klavierauszug S. 223.



Ob hier nicht ein Irrtum obwaltet?

Ob Wagner nicht sich — getäuscht?

Das f klingt immer etwas zu hoch, so muß man es bloß als Durchgangsnote zwischen g und e nehmen und sich hüten, es frei angeben oder aushalten zu lassen!

Wagner hat vom König von Bayern einen Vorschuß von zirka 100 000 Taler erhalten. Der Geber drängt, er will Rückzahlung, denn es fehlt dem guten Ludwig oft am Besten, da er viel verputzt mit seinen Liebhabereien.

Die meisten Moneten werden in Bayreuth erst kurz vor der Aufführung eingehen, daher wäre ein Kredit erwünscht. Man wandte sich an den deutschen Kaiser durch Vermittlung hoher Sterblicher. Kaiser sagte: Ja! Bismarck Bedenken, nachdem von Wagner Bericht eingefordert.

Bismarck retirierte hinter Delbrück — genug, man verlangte, Wagner solle sich an den Bundesrat wenden. Er motivierte die Untunlichkeit eines solchen Schrittes (wohl mit Rücksicht auf Bayern?).

---

Wagner erzählte, ihm sei Wien (die Benefiz-Aufführung des Lohengrin) sehr ungelegen gekommen, ebenso die Aufführung des Tristan in Berlin! Hätte ich nur 6 Tage noch für mich gehabt, würde ich ein Stück Geld — welches ich sehr nötig brauche — verdient haben: für Philadelphia (Weltausstellung) eine Komposition angefangen, einen Festmarsch oder dergl., fertig bis auf 6 Seiten Partitur (dazu 6 Tage —). Es geht jetzt langsam, denke ich mir, 6 Tage, und in 7 Wochen hat Wagner einst den Holländer komponiert!

---

Die Vockenhuber hatte dem Meister sehr gefallen. Er sah sie am Sonntag Abend in der Armide. Er schalt, daß wir ihm nichts von der Sängerin gesagt, sie wäre ihm als Sieglinde lieber gewesen denn Frau Vogl. (Ich wunderte mich sehr!)

Abwarten!

Wagner bezeichnete es als einen unglückseligen Irrtum, daß man immer glaube, Marke sei eine solche Nebenrolle, um einen guten, langweiligen Bassisten damit zu be-

trauen. Kommt daher: In München sollte 1865 Mitterwurzer den Marke singen, Zottmayr den Kurwenal. Schnorr bat, für den 3. Akt ihm nicht diesen langweiligen, unsympathischen Menschen zum Gesellen zu geben und es fand ein Rollentausch statt.

Marke nicht der Biedermann, den man gewöhnlich aus ihm macht.

Wagner gab seine ersten 3 Opern auf eigene Kosten heraus.

„Ich bin darauf noch 5000 Taler schuldig!"

---

1861 wollte Wagner den Tannhäuser für Frankreich an Flaxland verkaufen. Abkommen: nach der 10. Vorstellung so viel, nach der 20. so viel usw.

Es kam natürlich zu nichts!

---

Wagner reist jetzt ungern. Wozu Tristan aufführen? Wozu muß ich nach Wien, — es regt mich so furchtbar auf. Das alles hätte früher kommen sollen, als ich aus der Verbannung zurückkehrte, jetzt bin ich 63 Jahre alt, und alles ist zu spät! Damals ignorierte man mich, keiner wollte mich kennen, man verleugnete mich, jetzt — ist es zu spät!

---

Was für ein Publikum in Wien!

Überall grinsen und gähnen die Juden, — in jeder Redaktion sitzen — Juden.

---

Mein Publikum für die Nibelungen? Nicht die Fürsten, nicht die Aristokratie! „Zittauer Leineweber und die alte Trunklern aus Bayreuth!"

(P. Fischer hat 6000 Mark für Bayreuth zusammengebracht und eine Frau Trunklern in Bayreuth, Besitzerin eines Häuschens in der Vorstadt, erkundigte sich nach dem Preis für 1 Platz, 300 Taler für alle Vorstellungen — nach einigen Tagen zahlte sie 300 Taler auf.)

---

Wagner erzählte, daß er dem Könige von Bayern in der ersten Zeit der Bekanntschaft zum Geburtstage und zu Weihnachten Autographen geschenkt habe, Feen, Liebesverbot — (das nenne ich anständige Gaben!)

Die Leute reden immer von den Wohltaten des Königs.

Nibelungen-Partituren, als Besitz mit alleinigem und ausschließlichem Aufführungsrechte, das repräsentiert eine ungeheure Summe. Selbst deutsche Geschäftsleute würden hier mit Vertrauen ihr Geld und noch größere Summen als der König angelegt haben.

Freilich, wegen Aufführungsrecht scheint man von dem ursprünglichen Plane abgekommen zu sein!

---

Die Leute schwätzen, ohne zu wissen.

König von Bayern, sonderbarer Schwärmer!

Wagner vermutet, daß er sich höchstens eine Probe, versteckt irgendwo, anhören wird, dann wieder abreisen! Das also das Ende der Begeisterung!

---

Sonntag, 12. 3. 76. Heute schickte mir Eckert die Hülsen'sche Erlaubniskarte zur Anhörung der 3 Proben am 13., 14. und 15. März. Generalprobe am 16. Kein Mensch Zutritt!

Auch zu den 3 Proben nur wenige Karten ausgegeben. Sie lauten auf die Person! Gott, wie streng!

---

13./3. 76. Montag, erster Akt probiert ¼12 bis nach ¼3. Orchester nicht gut, Vorspiel miserabel, Tempo zu langsam! Wagner sagte, daß er doch oft zu stark instrumentiert, daß die $<$ und forti, solange der Sänger tätig, cum grano salis zu verstehen seien!

Niemann sehr hübsche, packende Momente. Vockenhuber stimmlich brillant, aber —, Gesten wie ein Fischweib, überhaupt ein sehr ungewähltes Gebahren.

Brandt (Brangäne) am besten.

Niemann ein Rüpel. Wollte nicht singen, weil — Rezensenten anwesend. Nannte: Nationalzeitung, Voss. —, man schickte nach Hülsen, am liebsten hätte man uns hinausgemaßregelt, aber Hülsen berief sich auf das Recht der Einzelnen.

Szenisch wenig für die Oper getan. Für das neue Ballett Madelaine hat man 45,000 Taler verausgabt!

---

Wenige in der Probe als Zuhörer. Meist Leute vom Theater. Sänger und Sängerinnen.

---

Als es einmal schlecht klang, sagte Wagner zum Orchester, manchmal liegt es an der fehlerhaften Komposition, manchmal aber auch an der Ausführung!

---

14. 3. 76. Dienstag. II. Akt probiert. Kürzere Dauer dieser Probe, um ½2 alles vorbei.

Niemann wurde völlig alle in dem Duett trotz der Kürzungen! Er sang mit merklicher Unlust, trieb wie gestern ganz unpassende Allotria! Wagner machte kein Aufheben davon.

Niemanns wegen muß die 1. Auff. verschoben werden, er kriegt's nicht zustande. Brandt gut, Betz auch, die ungestrichene Marke-Partie gelangte zu hübscher Geltung.

Melot-Ernst auch wirksam? Nein, Melot-Oberhauser.

Am Schluß wußte Niemann gar nicht den Ton für seine Rolle zu treffen.

Wagner sagte abends: Künstler ist keiner, — sie lernen das durch Fleiß, und manches par hasard!

14. 3. 76. Abends um 9 Uhr zu Wagner.

Der Marsch für Philadelphia ist bald fertig, noch 14 Seiten Partitur! Honorar 5000 Dollar!

---

Josef Rubinstein kopiert daran, sagte mir, daß per Kabel angefragt worden sei, daß man die Komposition trotz der Verspätung noch haben wolle. Antwort: Ja!

Bin sehr gespannt darauf!

---

Anwesend abends:

Frau v. Schleinitz, dann auch der Minister, Davidsohn, J. Rubinstein, ein blinder Gelehrter aus Italien (S. Pennisi de Calanna), der sehr holprig französisch sprach. Wagner unterhielt sich sehr fließend mit ihm. Er behauptete lachend: so im ersten Schuß ginge das ganz gut, dann aber verließen ihn die Vokabeln.

Es ließen sich melden Dr. Fuchs und Dr. Grengsheim. Letzterer war brieflich aufgefordert und wäre willkommen gewesen, wenn Fuchs nicht in seiner Gesellschaft. Der soll sich undankbar gegen Bülow benommen haben.

Beide wurden nicht angenommen!

Fuchs sonderbar, warum kriecht er so rum?

Hat von Hirschberg aus ein Programm an Liszt geschickt, darauf: Der Tannhäusermarsch (Liszt-Wagner), sonst nichts; fand Cosima sehr lächerlich! Ist es auch!

---

Ich ging mit Davidsohn nach dem Kaiserhofe.

---

Wagner erzählt, ein Herzog war beim andern zum Besuch; sie traten abends in den Garten.

„Ew. Liebden haben einen sehr schönen Mond.“

Wagner spricht schon davon, zur ersten Aufführung gar nicht hier zu bleiben! Er will, daß die Preise stark erhöht werden! 5 Taler oder auch 20 Mark für 1 Parkettplatz, dann freie Entrees für die Anhänger möglich!

Wenn 6000 Taler eingehen, dann — will ich sogar dirigieren! Der Kaiser soll gegen Erhöhung sein, Hülsen schütze eine ältere Kabinettsordre vor.

Frau v. Schleinitz hofft, die Erhöhung durchzusetzen!
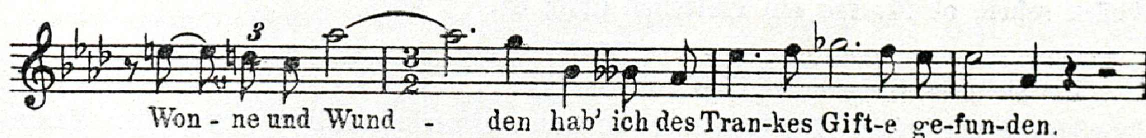
---

15. 3. 76. Mittwoch. Probe des III. Akts.

Für Niemann bange ich!

Wieprecht blies sein Solo auf dem engl. Horn entzückend. Dann kam die Dur-Melodie, diese trug Herr Kosleck auf einer Trompete vor, eine der Aïda-Trompeten! Es klang, als ob Isolde per Extrapost ankäme! Abscheulich!

Niemann sehr aufgeregt, — rücksichtslos, Wagner merkwürdig duldsam!

Einmal sagt N. in Gegenwart Wagners sehr laut zu Eckert: „Damit die spanischen Stiefel nicht gar zu eng werden, bitte ich an der Stelle:




nicht zu eilen, aber auch nicht um ein Atom zurückzuhalten, denn es ist das Äußerste, was jemals von der menschlichen Kehle verlangt worden ist."

Wagner hielt dies und anderes ruhig aus!

Ich war ganz erstaunt.

Auch Kürzung im III. Akt!

Pringsheim ein Werk, Blumenmalerei, sehr groß im Format und elegant in der Ausstattung, er hat's geschenkt bekommen, schickt es zur Ansicht Wagner zu, — Cosima blättert drin, sagt zur Schleinitz: „Verstehn Sie dieses Präsent, welches Pr. bekommen?" Ich sah nicht genau, hörte aber, daß auf dem ersten Blumenstücke der Spruch stand: „Winterstürme wichen dem Wonnemond!" Also darum! Vielleicht bestellt oder nachträglich darauf gedruckt etc. Über solche Sachen lacht man!

---

Pringsheim erzählt überall, wie ihn Hülsen hat ablaufen lassen, als er von ihm Billetts begehrte:

Ich bin kein Billetthändler! Sie sind wohl auch ein wahrer! Und Pringsh. hatte ein paar Worte von Wagner zur Unterstützung.

Ich finde Hülsens Benehmen ganz korrekt!

18. März 76.

Merkwürdige Erscheinung! Die Zeitungen, die sonst jeden Quark breittreten, schweigen vollständig über Wagner und Tristan, nur kleine Notizen, namentlich erlogene Geschichten, bringen sie! Es ist geradezu scheußlich! Montagszeitung letzte Nummer, 13. März, nicht ein Wort über Wagner, das war ein gutes Zeichen!

Berlin ist ein elendes Nest, es würde mich nicht wundern, wenn Wagner vor der Aufführung wieder abreiste!

In Wien war W. im Hotel Imperiale gut aufgehoben. Hier präsentierte man

ihm pauvre Zimmer, servierte den Kaffee in zerbrochener Kanne! Auf die Beschwerde der Frau mit Hinweis auf Wien antwortete der Wirt:

„*Der* wird auch bankrott, *ich* will aber bestehn, sehn Se!

---

Generalprobe gewesen, es findet heute abend Opern-Vorstellung statt, also keine Tristan-Probe mehr.

1. *Auff. am Montag auf kaiserlichen Befehl!*

10,000 Meldungen eingelaufen! *Vorher*, also nach Hülsens Ansicht ungültig! Wollen sehen, ob für uns ein Plätzchen übrig ist.

---

Die kleinsten Gesellen bei Hofe gehätschelt, . . . . . und der größte Meister wird nicht eines Wortes gewürdigt. Rubinstein erwies man Aufmerksamkeiten wegen seiner Mazzebäcker,*) Wagner ist — Luft — spielt die Rolle eines Chordirektors, Korrepetitors etc.

Ich behaupte, wenn Herr v. Hülsen nicht *müßte*, würde er Tristan nimmermehr aufgeführt haben; die Not drängt, weil etwas anderes gar nicht mehr zieht! Neben Wagner verschwindet alles!

---

*Bei Wagner* am Sonntag 19. März.

Anwesend:

Herr und Frau Wesendonk (!) aus Dresden, deren Tochter, Frau v. Bissing, verheiratet an einen Hauptmann vom Generalstab, der Mann auch da. Dohm, Eckert und Frau, Feustel, Heckel; Gräfin Krockow. Doepler und Sohn. Hans von Wolzogen. E. von Hagen aus Göttingen.

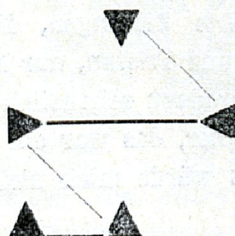
Wagner sehr aufgelegt, erst freilich nicht. Als aber Wesendonks kamen, taute er auf. Erinnerte er sich vergangener Zeiten?

Jos. Rubinstein spielte den amerikanischen Marsch aus der Skizze, die Kopie der Partitur ist am 18. kontraktmäßig abgeschickt worden.

Skizze dat. 20. Februar 76.

Wie taktiert Wagner den 5/4 Takt? Er sagte es gelegentlich:

▲ ▲ ▶ ◀ ▼, also mit 2 Abschlägen: 1, 1, 2, 3, 4.
1 2 3 4 5



*) Kalauer für Rubinsteins „Makkabäer“.

Zuletzt schmiß W. eine Lampe um, Scherben deckten und füllten den Bechstein.

---

20. 3. 1876. Tag der ersten Aufführung. Große Erregung in musikalischen Kreisen. Herr v. Hülsen bewilligte mein Gesuch nicht! Bumm!

Ich ging zu Wagner, dann nach dem Bureau, dann Wagner, erhielt dritten Rang Loge! Nr. 13, Platz 3. Andere freilich wurden besser bedacht. Der Platz war nicht schlecht! Vorstellung begann ¼7 Uhr, dauerte bis 10 Uhr 40 Minuten. Nicht ganz 4½ Stunden, mitgerechnet die länglichen Zwischenakte.

Opposition! Leider! Judenbengel, natürlich! Es wurde das engl. Horn-Solo des Hirten zuletzt von Lachen begleitet, es wurde nach dem III. Akte gepfiffen! Zwar nur ein Pfeifer, aber man hörte es!

Wagner soll sehr aufgebracht gewesen sein. Der Kaiser hielt aus und applaudierte wacker!

---

# Englands Balkanpolitik.

Von

C. A. Bratter.

„Notre politique est comme du verre." Mit dieser etwas banalen Selbstanpreisung versuchte ein britischer Diplomat dem berühmten Großwesir Aali Pascha die Lauterkeit und Durchsichtigkeit der englischen Orientpolitik nahezulegen. Aber Aali unterbrach ihn mit der ironischen Frage: „Pardon, Vicomte, comment l'entendez-vous? est-ce que c'est de la fragilité ou de la transparence du verre que vous parlez?"

Nein, Englands Politik im Südosten Europas ist zu keiner Zeit durchsichtig gewesen; desto mehr „fragile". Noch 1877 konnte der Königl. preußische Major z. D. von Hagen, einer der gründlichsten Kenner der Orientpolitik, von England sagen: „Die Ziele, welche die englische Diplomatie in der orientalischen Frage verfolgt, sind schwer erkenntlich. Seit Cannings Zeiten scheinen die britischen Staatsmänner im Orient sich selbst dieser Ziele kaum klar bewußt zu sein . . . Gelegentlich erfährt man, was die britische Regierung nicht will; was sie will, ist uns und anscheinend ihr selbst nicht zur Erkenntnis gekommen."

Dies wurde, wie gesagt, vor mehr als dreißig Jahren niedergeschrieben; es hat seine Geltung bis auf den heutigen Tag behalten. Beweis dessen: von den zahllosen Erörterungen, die sich an die jüngsten Äußerungen Sir Edward Greys und des Lord Fitzmaurice

knüpften, sind kaum zwei, die auf die Frage, welche Stellung die britische Balkanpolitik nach den Erklärungen des Barons Aehrenthal einnehme, eine übereinstimmende Antwort finden. Wirbt England um die Mitarbeit Deutschlands in der sogenannten Reformaktion? Hat Sir Edward das österreichisch-russische Einvernehmen zum alten Eisen geworfen? Strebt England eine Sonderaktion an? Ist der Vorschlag, für die mazedonischen Vilajets einen nur den Mächten verantwortlichen Generalgouverneur einzusetzen, ernst gemeint, und auf welche Weise („gentle pressure" und „coërcion" lauten die beiden Eventual-Stichworte der britischen Balkanpolitik) soll dieser Vorschlag verwirklicht werden? Will England die führende Rolle unter den Signatarmächten des Berliner Kongresses an sich reißen?

Eine präzise Antwort auf diese und manche ebenso naheliegende Frage ist weder durch die Äußerungen Greys und seines Unterstaatssekretärs, noch durch den praktisch undurchführbaren Gouverneur-Vorschlag gegeben. Die britische Balkanpolitik ist heute ebenso undurchsichtig wie nur je seit den Tagen Cannings.

Stratford Canning! Noch heute erzählen alte Herren in Konstantinopel von dem strahlenden Glanze, der einst am Bosporus diesen Namen umgab. Canning — er hieß später Lord Stratford de Redcliffe — war den Türken der geachtete und gefürchtete Böjük Eltschi, der große Gesandte, oder Kütschük Padischah, der kleine Sultan. Kein anderer Botschafter konnte sich mit ihm entfernt an Macht und Einfluß messen. Mit keiner Macht stand die Türkei in einem so herzlichen Verhältnisse wie mit Großbritannien. Der Sultan und seine Wesire, die Generale und die Effendis, allen war Canning das beratende Orakel, alle suchten um die Wette den Schatir, das Wohlgefallen des gewaltigen Briten zu erringen. Wie hat sich dieses Bild verändert!

Englands Einfluß in der Türkei ist heute kaum mehr der Schatten dessen, was er noch vor vierzig Jahren war. Entsprechend der Einbuße an politischem Prestige ist auch sein Warenverkehr mit der Türkei zurückgegangen. In ihren Jahresberichten klagen die britischen Konsuln von Konstantinopel, Salonik und Smyrna immer wieder über die Abnahme des britischen Handels und noch mehr darüber, daß alle kommerziellen Gelegenheiten, welche England sich entgehen läßt, von seinen Nebenbuhlern (in erster Linie Deutschland) aufgegriffen werden. Fortwährend werden in diesen Berichten „English inaction and indolence" und „German enterprise" einander gegenübergestellt und mit Ziffern belegt.

Die politischen Fehler, welche diesen Rückgang veranlaßt haben, werden (natürlich, denn ein Königlicher Beamter würde eine solche Kühnheit mit seinem Amte bezahlen) in den Konsularberichten nicht erwähnt. Der größte dieser Fehler war — und ist noch heute — die Unklarheit und Unzuverlässigkeit der britischen Politik gegenüber der Pforte. Die Linie dieser Politik bewegt sich in schroffen Kurven, und nur selten werden diese Kurven durch die aller Welt sichtbare politische Topographie motiviert.

Mit welcher felsenfesten Zuversicht haben Reschid, Aali, Fuad, Kibrizli — die

Wesire der englisch-türkischen Freundschaftsära — auf die Worte Palmerstons gebaut! Und wie schnell und schroff ist dieser Ära der Zuversicht die Ära Gladstone-Granville, die Periode fanatischen Türkenhasses gefolgt, in welcher die Erwägungen der Politik von einer Herrschaft des Sentiments abgelöst wurden!

Hier sind die Wurzeln der britischen Balkanpolitik seit Gladstone bloßgelegt. In dem haltlosen Schwanken zwischen den Erfordernissen der Wirklichkeitspolitik und den Grundsätzen einer oft mißverstandenen Humanität ist der Rückgang des englischen Einflusses in der Türkei begründet. Wurde die Türkei früher ohne Rücksicht auf die verzweifelte Lage der christlichen Bevölkerung häufig geradezu verwöhnt und verhätschelt, so stand die Gladstonesche und Nach-Gladstonesche Politik unter völliger Außerachtlassung der realen Staatsinteressen vorwiegend im Zeichen der „Bulgarian atrocities", der Entrüstungs-Meetings, der Dulcigno-Komödie, der törichten Griechenschwärmerei, der Phrasen von Humanität und Fortschritt und des mehr oder weniger ungestümen, aber immer unaufrichtigen Verlangens nach „Reformen".

Aber selbst die realpolitische Phase der britischen Balkanpolitik ist häufigen grundstürzenden Veränderungen unterworfen gewesen.

Lange Zeit hindurch war „the integrity of the Ottoman Empire" die Devise der britischen Orientpolitik; erst Gladstone und seine Schule verwarf sie. Aber selbst als diese Devise noch volle Geltung hatte, wurde eine Provinz nach der andern vom zuckenden Leibe des türkischen Reiches gerissen, und England ließ es entweder ruhig geschehen oder war dabei sogar mittätig. Nichts bezeichnet die Achtung Englands vor dem Integritäts-Prinzip besser, als die Art und Weise, wie es Cypern an sich brachte — als „Unterpfand" für die effektive Durchführung der Reformen in Kleinasien. Das war genau zur selben Zeit, als Lord Salisbury, der beredteste Anwalt der Ottoman integrity, Großbritannien auf dem Berliner Kongreß vertrat. Luther würde diese . . . Inkonsequenz als ein „listiges Spugniss" bezeichnet haben; im Code Napoléon werden dergleichen „Abmachungen" als chantage gekennzeichnet.

Nicht viel besser steht es um den zweiten maßgebenden Gesichtspunkt der englischen Orientpolitik, — das Verhältnis zu Rußland. Knapp innerhalb eines Jahrhunderts hat diese Politik den großen Bogen von einem Extrem zum andern und halbwegs wieder zurück beschrieben. Im Jahre 1810 drückten sich die englisch-russischen Beziehungen in den Worten des Reverend Pitt, des Gesandtschaftspredigers in St. Petersburg, aus: „The alliance between England and Russia will last for ever, because God Himself ordained it", — die Allianz zwischen England und Rußland wird ewig dauern, weil Gott selbst sie gewollt hat. Schon zwanzig Jahre später konnte der Botschafter Ponsonby der Pforte mitteilen, die Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens hätten sich über die Teilung der Türkei geeinigt, doch sei der Plan an dem Widerspruchs Englands gescheitert. Schon damals wurde die britische Balkanpolitik fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der russischen Absichten auf Konstantinopel geleitet; der dadurch hervorgerufene englisch-

russische Gegensatz verschärfte sich mit jedem Jahre. Der Pariser Frieden von 1856, der Berliner Kongreß von 1878, die den Zweck hatten, Rußlands Macht im Orient zu brechen, standen unter dem Banne der britischen Politik. Um das von England hochgehaltene Banner der Abwehr der russischen Expansionspolitik scharten sich die übrigen Mächte, am engsten Frankreich und Italien; denn die Vorherrschaft Rußlands am Goldenen Horn wäre gleichbedeutend mit endgültiger Vernichtung der Stellung Englands, Frankreichs und Italiens im östlichen Mittelmeer.

Die Bekämpfung der auf die Eroberung Konstantinopels (der Pforte des Islam, wie Mohamed Byzanz nannte) gerichteten russischen Politik war großzügig, staatsmännisch und diente den wichtigsten Lebensinteressen des britischen Reiches. Herrscht Rußland in Konstantinopel, so ist die Zufahrtsstraße nach Indien gefährdet und damit ein Lebensnerv des Reiches unterbunden. Die britische Orientpolitik schlug aber manchmal Wege ein, die berechnet schienen, die Interessen — Rußlands zu fördern. So in Ägypten, wo namentlich die Liberalen unklug und ungerecht vorgingen. Macht England sich die Türkei dauernd zum Feinde, so ist aus dem Besitze Ägyptens nie die Sicherheit einer Verkehrsstraße nach Indien zu erlangen, wie sie durch die Freundschaft des Sultans gewährleistet wäre; der einzige natürliche Verbündete Englands in dem Kampfe gegen russische Machterweiterung ist selbstverständlich der Padischah. Seit geraumer Zeit wird aber in London gegen diesen obersten Grundsatz einer staatsmännischen Balkanpolitik erheblich gesündigt. Man trägt eine gewisse Gleichgültigkeit bezüglich der Möglichkeit einer russischen Herrschaft am Bosporus zur Schau; man sucht mit auffallender Häufigkeit die Bemerkung Salisburys hervor, daß England im Krimkriege „sein Geld auf das falsche Pferd gesetzt habe“, mit dem Zusatz, England habe keine Lust, wegen des Balkans nochmals Geld zu verlieren. Zugegeben muß werden, daß England seit einem Vierteljahrhundert größere Sorgen hat als das Schicksal der Christen auf dem Balkan, das den britischen Staatsmännern im Grunde ihres Herzens nie wirkliche Sorge bereitet hat. Es scheint, daß England die Absicht hat, seine Stellung auf dem Balkan möglichst unauffällig und mit möglichst geringer Einbuße an materiellen Vorteilen und an Prestige zu liquidieren.

Die jüngsten Reden Sir Edward Greys und des Lord Fitzmaurice lassen diese Deutung ebenso gut zu wie jede andere; der auf die Einsetzung eines Generalgouverneurs abzielende Vorschlag, dessen Untunlichkeit selbst den Herren in Downing Street einleuchten muß, scheint diese Auffassung geradezu zu bestätigen. Hat England, was keineswegs unwahrscheinlich ist, sich mit Rußland in dem Abkommen vom 31. August v. J. in betreff der Verkehrsstraße nach Indien verständigt, so ist für die britische Politik tatsächlich kein Grund mehr vorhanden, ihre Kräfte und Energie am Bosporus an undankbaren, weil den britischen Interessen fernliegenden Dingen zu verzetteln. England würde freilich trotzdem bei dem europäischen Konzert (der „Dampfwalze“, wie Salisbury es nannte) verbleiben, schon weil es seine

Stellung innerhalb des Konzerts zu Kompensationszwecken braucht. Gegen gewisse Zugeständnisse in Balkandingen kann eine geschickte Diplomatie leicht schöne Gewinne auf anderen Gebieten einheimsen. Englische Politiker und Publizisten haben Zeter und Mordio geschrien, als die österreichisch-russische Entente die Führung der europäischen Balkanpolitik anderen Mächten übertrug. Bis auf den heutigen Tag wird in Meetings, in Zeitungen und Reviews verlangt, daß England wieder die leitende Rolle unter den Signatarmächten übernehme. Die Regierung läßt sie ruhig schreien und schreiben. Sie weiß, daß ihr Einfluß in Konstantinopel stark reduziert ist; sie ist betreffs der Straße nach Indien beruhigt; ihre einzige Balkansorge ist, wie ich es auffasse, jetzt die, ihre Stellung als Berliner Signatarmacht möglichst vorteilhaft zu verwerten. Zu diesem Behuf ist es durchaus angebracht und ersprießlich, von Zeit zu Zeit, wenn die Gelegenheit sich ergibt, seine Stimme zu erheben, um darzutun, daß man auch noch da ist und mitzureden hat. Die anderen aber, die es angeht, mögen ob des Gebrülls des britischen Balkanleus nicht allzu sehr erschrecken. Es ist nur Hans Schnock, der Schreiner; und er wird mit sich handeln lassen.

---

# Aus der Jugendzeit Papst Pauls III.

Nach einer altitalienischen Chronik.

Von

Henri Beyle (de Stendhal).

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Henri Beyle (de Stendhal), der berühmte Schöpfer der Romane „Rot und Schwarz“ (1831) und „Die Karthause von Parma“ (1838) hat dem letzteren, der die Summe seiner langjährigen italienischen Erfahrungen zog, eine Fabel zugrunde gelegt, die er einer altitalienischen Chronik entnahm. Da der Roman neuerdings auch deutsch erschien (Band VI und VII der ausgewählten Werke Beyle-Stendhals, Jena 1907), so wird diese noch unübersetzte Quelle nicht nur für die Freunde Stendhals von Wert sein, sondern auch für die, welche ohne Kenntnis des Stendhalschen Romanes Einblick in das italienische Quattrocento tun wollen. Ist doch der Kardinal Roderigo Lenzuoli niemand anders als der spätere Papst Alexander VI., der Vater des furchtbaren Cäsar Borgia, während sein Neffe, Alexander Farnese, der später als Paul III. den päpstlichen Thron bestieg, seinen natürlichen Sohn Pier Luigi zum Herzog von Parma machte. — Parma bildet denn auch den Schauplatz von Stendhals Roman; auf Fabrizzio del Dongo sind die Jugendabenteuer Alexander Farneses übertragen; ja sogar die Engelsburg in Rom hat der Romancier im Geiste nach Parma transponiert und zum dortigen Kerker Fabrizzios gemacht.

---

Schon vor dem Pontifikat Pauls III. haben einige Glieder der Familie Farnese unstreitig ein vornehmes Leben geführt und Verbindungen mit edlen Häusern angeknüpft, sei es mit solchen aus Orvieto oder von den Ufern der Fiora, eines kleinen Flusses, der zu verschiedenen Zeiten die Grenze zwischen Toskana und dem Kirchenstaat gebildet hat.

Ranuccio Farnese, ein Edelmann von sehr geringem Vermögen, lebte aus Sparsamkeit fern von der Hauptstadt der Christenheit auf seinem Gute. Er hatte mehrere Kinder. Ich will hier nur von dreien unter ihnen reden, nämlich von Pier Luigi, Giulio und Giovanna, die nachmals unter dem Namen Vannozza so wohlbekannt war.

Pier Luigi heiratete Giovanella Gaetano aus dem erlauchten Hause, das der Kirche den berühmten Papst Bonifaz VIII. schenkte, welcher im Jahre des Heils 1303 starb. Man sagt, daß dieser Ehe Alexander entsproß; doch behauptete man in Rom, als die großen Eigenschaften dieses Jünglings hervorzutreten begannen, sein wirklicher Vater sei ein neapolitanischer Edelmann Giovanni Bozzueto gewesen: ganz Rom wußte, daß er der Günstling der Signora Gaetano war.

Auch Giulia verheiratete sich in Rom mit einem freilich sehr armen Edelmanne. Vannozza, die jüngste, kam oft vom Lande zu Besuch nach Rom, wo sie im Hause ihres Bruders oder ihrer Schwester mehrere Wochen verweilte. Sie nahm zu an Schönheit und Anmut und ward bald zum Wunder dieser Hauptstadt der Welt und zum Anlaß des erstaunlichen Glücks ihrer Familie. Keine Frau, weder aus dem Adel, noch aus dem Bürgerstande, noch aus der ungeheuren Schar der vornehmen Buhlerinnen, deren Schönheit und Reichtum stets die Bewunderung der Fremden erregte, konnte den Vergleich mit Vannozza im geringsten aushalten. Und selbst wenn sie nichts von dieser göttlichen Schönheit besessen hätte, die so ruhig, so edel, so hinreißend war, und die sie so manches Jahr hindurch, ja, man kann ohne Übertreibung sagen, bis zum Augenblick ihres Todes, zur Königin Roms machte, so wäre sie doch eine der gesuchtesten Frauen gewesen wegen des liebreizenden Vulkans von neuen und glänzenden Gedanken, die ihr die fruchtbarste und fröhlichste Einbildungskraft, die es je gegeben hat, lieferte.

Sie war noch ein ganz junges Mädchen, als sie vom Lande nach Rom kam, um dort den Karneval zu verbringen und die Moccoletti *) zu sehen. Sie wohnte bei ihrem Bruder, der damals ein ziemlich ärmliches Haus beim Arco dei Portogalli am Tiberufer besaß. Sie erfand die eigenartigsten, unterhaltsamsten Lustbarkeiten, die am folgenden Tage, wenn die Sage davon durch Rom lief, den glänzendsten Höflingen und den mächtigsten Kardinälen den Wunsch einflößte, zur Gesellschaft dieses kleinen Edelmannes zu gehören. Ich habe noch in meiner Jugend von einer jener Lustbarkeiten erzählen hören, die des Nachts auf dem Tiber stattfand; es war während der Hundstagsglut, ein paar Tage nach Sankt Peter. Um Mitternacht bestieg die Gesellschaft des Pier Luigi beim schönsten Vollmondschein ein paar Boote. Nachdem man auf dem Wasser Kurzweil getrieben

*) Kleine Lichter, die jedermann am Fastnachtsabend auf dem Korso trägt. Jeder sucht den Moccolo seines Nachbars auszublasen, ein Brauch, der bis auf unsere Tage gekommen ist. D. Übersetzer.

und den Fluß herauf- und heruntergefahren war, ordneten sich die Barken in einer Reihe längs der Lungara, an einer Stelle, wo das Ufer ganz im Schatten des Janiculus lag, und wo die Mondstrahlen nicht hinkamen. Zwei Barken trennten sich von den andren und brannten ein höchst ergötzliches Feuerwerk ab. Danach trank man edle Weine und nahm Eis zu sich, wobei mehrere ihr Eis mit dem Wein vermischten.

Der Mond zog seine Bahn und beleuchtete schließlich auch jenen Ort an der Lungara; da fiel Vannozza, die sich auf der Spitze von einer der Barken anmutig in der Schwebe hielt, ins Wasser, und in dem Augenblick, wo die ganze Gesellschaft über diesen Unfall erschrak, wechselte sie ihre Gewänder mit unglaublicher Schnelligkeit und erschien im Wasser als Najade angetan. Nachdem man ihre Schönheit in dieser Kleidung bewundert hatte, sagte sie zu aller Entzücken Verse von Carletto auf, der damals für den ersten Dichter Roms galt. Diese Verse, sehr glänzend, waren Artigkeiten gegen die Mehrzahl der Gesellschaft und richteten an etliche Andere satirische Scherze, die viel Lachen erregten. Vannozza, die ausgezeichnet schwamm, stützte sich, während sie ihre Verse hersagte, auf zwei Blumenkörbe, aus denen sie hervorzutauchen schien. Diese Blumen waren auf großen Korkstücken befestigt, so daß dem jungen Mädchen augenscheinlich keine Gefahr drohte; doch die Wellen des Tibers sind verräterisch und voller Strudel. Als Vannozza ihre Idylle zu Ende vorgetragen hatte, trieben die beiden Blumenkörbe allmählich von den Barken ab und begannen sich im Kreise zu drehen; da warf ein junger Abbate, der für den vorgezogenen Liebhaber Vannozzas galt, sich mit den Kleidern ins Wasser, und bald war die holde Najade in einer Barke geborgen. Da man sich über diesen Unfall eines so reizenden Weibes sehr besorgte, so improvisierte Vannozza ein Sonnett, in dem sie ihren Freunden sagte, sie täten Unrecht, sich zu ängstigen, denn sie wüßten wohl, daß eine Najade nicht ertrinken könne.

Am nächsten Morgen sprach ganz Rom von dieser köstlichen Nacht; etliche behaupteten, Vannozza hätte gar keine ernstliche Gefahr bestanden und alles sei zwischen ihr und ihrem Liebhaber abgekartet, um ihr Gelegenheit zu geben, das reizende Sonnett von der Najade vorzutragen.

Roderigo Lenzuoli, der Neffe des regierenden Papstes Calixtus III., ein Jüngling, der damals am Hofe seines Oheims besonders glänzte, dichtete aus dem Stegreif ein Sonnett, worin er den Tiber sprechen ließ. Der Fluß rief: seit der Zeit, da er den Romulus und Remus an sein Ufer getragen, habe er keinen ruhmreicheren Tag erlebt. Das Ende dieses Sonnetts ist noch in Aller Gedächtnis wegen der verführerischen Schilderung, die der Tiber von den Gliedern des jungen Weibes macht, das er einen Augenblick in seinem Schoße halten durfte. Bei diesem Anlaß lernte Roderigo die Vannozza kennen, und bald ließ er um ihretwillen alle seine andren Geliebten im Stiche. Er hatte deren zwei Arten. Die Gunst der einen errang er durch Liebe, denn er war ein sehr ansehnlicher Ritter voller Mut, Kurzweil und höchst würdig, eine Stadt wie Rom zu beherrschen. Bei den andren, den neuen Danaës, wurden die Hindernisse durch den goldnen Regen über-

wunden. Roderigo verschwendete Unsummen, da sein Oheim ihn nie Mangel an Geld leiden ließ. Bald darauf, im Jahre 1456, ward er zum Kardinal ernannt und erhielt die Würde eines Vizekanzlers der Kirche, eine der einträglichsten in Rom. Hiermit vereinigte er mehrere Pfründen, so daß er für den reichsten Kardinal dieses an Reichtum und Luxus so glänzenden Hofes galt. Das römische Volk, stets zur Satire geneigt, beurteilte die Bedeutung eines Mannes nur nach seinem Aufwand und nach der Kühnheit seiner Taten.

Der Kardinal Roderigo war derart in Vannozza verliebt, daß er wie gesagt alle seine übrigen Liebschaften abbrach, und Rom belustigte sich über die Verzweiflung mehrerer erlauchter Damen. Auch gab dieses Ereignis monatelang Stoff zu den berühmten Satiren des Marforio. *) Der Kardinal begünstigte alle Verwandten Vannozzas, die weislich die Augen über das zudrückten, was ganz Rom wußte und was ihnen zur Schande gereichte. Den Abbate, der sich zur Rettung Vannozzas in den Tiber gestürzt hatte, verbannte Roderigo fern in die Lombardei, indem er ihm ein kleines Bistum verlieh, das zwei- oder dreitausend Scudi abwarf.

Dieser Liebschaft, die unser heiliger Glaube verwirft, entsprossen zahlreiche Kinder. Abgesehen von denen, die in jungen Jahren verstarben, nennen wir nur Francesco, Cesare, Loffredo und Lucrezia, die von ihrem Vater sämtlich inmitten von Luxus und Größe erzogen wurden, als hätten sie zu den mächtigsten Fürsten gezählt.

Während der Kardinal Roderigo alle seine Tage im Hause Pier Luigis verbrachte, gebar Giovanella Gaetano ihren Sohn Alexander. Der Knabe ward mit seinen Vettern in fürstlicher Weise erzogen. Er hatte den ganzen Geist seiner Base Vannozza, machte erstaunliche Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache und ward als der gelehrteste junge Prinz Roms genannt. Doch kaum war er zum Jüngling herangewachsen, so ließ er alle guten Autoren liegen und gab sich den trügerischen Lockungen der zügellosesten Wollust hin. Mit zwanzig Jahren erhielt er ein Amt am Hofe seines Oheims, des Kardinals Roderigo, und man kann sich denken, welche Gunst er als Neffe Vannozzas genoß, für die der Vizekanzler von Tag zu Tag heißer zu entbrennen schien.

Man muß gerecht sein: ein Jüngling in diesen Jahren, der die Erziehung eines Königssohnes erhalten und in seiner Kindheit alle Ehren genossen hat, die man in der Schule den Klügsten erweist, kann keine Mäßigung kennen, zumal, wenn der Himmel ihn mit seltener Schönheit begabt hat, welche die Nachwelt an seiner Grabstatue ermessen kann, die in Rom an dem heiligsten Orte steht.**) Alexander, der höchst verwegen war, wurde mehrmals von erzürnten Ehemännern ertappt; er konnte sein Leben nur durch Dolch- und Stilettstiche retten und ward mehrfach verwundet. Da aber derartige Vorfälle um keinen Preis zu den Ohren des heiligen Papstes Innozenz VIII. kommen durften,

---

*) Eine antike Statue, an die man satirische Sorette anzuheften pflegte, meistens in Gestalt von Dialogen mit dem Pasquino (daher „Pasquill"), einer anderen verstümmelten antiken Statue. Beide stehen noch jetzt in Rom.

**) Die Grabstatue Pauls III. im Chor von Sankt Peter in Rom, ein Werk von Giacomo della Porta.

der auf dem Stuhle Petri saß, so gab ihm der Kardinal Roderich alsdann Aufträge außerhalb Roms. Alexander war der Held vieler Abenteuer, von denen man in Rom noch von Zeit zu Zeit spricht, und die zu meiner Jugend noch in Aller Munde waren; er bestand zahllose und vor allem recht gefährliche Wagnisse; dort, wo die andern wie vor etwas Unmöglichem zurückschreckten, war er hoffnungs- und tatfroh. Er fürchtete nur eins auf der Welt: die unerbittliche Gerechtigkeit des heiligen Papstes Innozenz VIII. der von 1484 bis 1491 regierte. Alexander zählte fast dreißig Jahre, als Wut und Eifersucht ihn die Furcht vergessen ließen, die ihm der Papst einflößte, und ihn zu einer Tat hinrissen, die das Ansehen, dessen er sich in Rom erfreute, bedeutend mehrte, von den Frommen jedoch allgemein verabscheut ward.

Ich muß etwas weit ausholen. Alexander ritt durch die einsame Ebene, die sich nach Tivoli hin erstreckt, und machte zwei Meilen vor Rom Halt, um die Ausgrabungen zu besichtigen, die er durch fünf bis sechs Bauern aus Aquila ausführen ließ. Da sah er ein junges Weib aus einem edlen römischen Geschlecht vorbeikommen, das in seiner Karosse nach Tivoli fuhr, von drei Bewaffneten begleitet. Alexander Farnese war von ihrer Schönheit derart betroffen, daß er die Eskorte unverzüglich anfiel. „Halt," schrie er dem Kutscher zu, „diese Pferde gehören mir, Ihr habt sie gestohlen!" Bei diesen Worten drangen die drei Begleiter auf ihn ein. Alexander war wohl bewaffnet, doch die beiden Diener, die ihm folgten, hatten nur ganz kurze Schwerter und ergriffen alsbald die Flucht: Alexanders Leben war bedroht. „Herbei, brave Aquilaner!" schrie er. Die Arbeiter verließen ihre Ausgrabung in dem Augenblick, wo er von den drei Bewaffneten umringt ward. Was ihn in Wut versetzte, das war nicht seine persönliche Gefahr: sobald der Kutscher sah, daß er in Schach gehalten wurde, hatte er seine Pferde angetrieben und galoppierte von dannen. „Lauft dem Wagen nach!" schrie Alexander den beiden Beherztesten der Aquilaner zu, „und tötet eins der Pferde!"

Zum Glück für ihn ward der Befehl, den er nur zweien seiner Arbeiter gegeben hatte, von allen vernommen. Zwei von ihnen jagten dem Wagen nach, und die andern, die keine andern Waffen hatten als ihre Hacken, schlugen wütend auf die Pferde der drei Bewaffneten ein, die dem jungen Farnese ans Leben wollten. Er verwundete einen von ihnen tötlich, die beiden andern fielen vom Pferde und entflohen zu Fuße. Alexander hatte mehrere leichte Wunden erhalten, was ihn nicht hinderte, hinter der Dame herzulaufen. Sie war in eine tiefe Ohnmacht gefallen, er ließ sie querfeldein in eine kleine Villa schaffen, die ihm gehörte, zwei Meilen entfernt auf der Straße nach Palestrina. Dort lebte er einen Monat lang in größter Glückseligkeit. Niemand in Rom außer dem Kardinal Roderich ahnte, was aus ihm geworden war.

Am Tage des Verbrechens war Alexander so klug gewesen, jedem der Arbeiter aus Aquila sechs Zechinen zu geben und ihnen zu befehlen, augenblicks nach Tivoli zu gehen und über Rio Freddo in das Königreich Neapel zurückzukehren. Dieser Befehl ward getreulich ausgeführt und infolgedessen blieb das Verbrechen ziemlich lange geheim. Endlich

kam es dem Papste zu Ohren. Der Kardinal Roderigo wollte nicht als Urheber der Entführung erscheinen, zumal er sich erst vor wenigen Monaten einer ähnlichen Untat schuldig gemacht hatte; und was auch Vannozza für den geliebten Neffen unternahm, er ward in die Engelsburg geworfen.

Innozenz VIII. befahl dem Gouverneur von Rom, den Prozeß zu beschleunigen. Der Gouverneur ließ alle Diener Alexanders gefänglich einziehen. Es waren treffliche Leute, die zuerst ihre Aussage verweigerten; doch die Folter öffnete ihnen den Mund. Der Gouverneur erfuhr durch sie, daß die Arbeiter, welche die Ausgrabung gemacht hatten, aus Aquila waren; er sandte verkleidete Sbirren dorthin, welche die Bauern betrunken machten, sie unter allerhand Vorwänden über die nahe Grenze und in den Kirchenstaat hinein lockten. Hier wurden sie sofort festgenommen und verhört. Nach mehreren Monaten, als die Untersuchung abgeschlossen war, drohte Alexander, der noch immer in strenger Haft in der Engelsburg saß, ernste Gefahr. Da brachte es der Kardinal Roderigo und Pietro Marzano, ein Verwandter der Farnese, zuwege, Alexander ein Seil zuzustecken. Mit diesem hatte er die Kühnheit, sich oben von der Engelsburg, wo sein Zimmer lag, bis in die Gräben herabzulassen. Das Seil war wohl an die dreihundert Fuß lang und ungeheuer schwer.*)

---

# Schatten.

Von

Emil Faktor.

Nie hast du schlimmer meinen Geist verwirrt,
Melancholie, mein allzu treuer Gast . . . .

Ich schlendre, dich zu bannen, durch die Gassen
Und fühl, wie Bilder aus der Seele steigen.
Es zieht Erinnerung an ferne Tage
Mich in die Netze meiner Lieblingsträume:

---

*) Wie bekannt, ist die Engelsburg, wo Alexander gefangen saß, ein ungeheurer Rundturm: das einstige Grabmal des Kaisers Hadrian. Die antike Mauer besteht aus riesigen Steinblöcken. Der moderne Architekt hat sie mit Ziegeln weitergeführt, so daß die Höhe des Turmes mehrere hundert Fuß erreicht. Auf der Plattform des Turmes, die sehr breit ist, sind mehrere Gebäude errichtet, darunter der Palast des Gouverneurs. Gegenüber erhebt sich das Gefängnis, das von allen Fenstern eine prächtige Aussicht auf die Campagna böte, wenn sie nicht mit Blendschirmen versehen wären. (Stendhal.)

Dich, die mir durch das Schicksal längst entfremdet,
Dich trieb ein neuer Sturm in meine Arme.
Und wie das Glück in meiner Seele wogt
Und Ströme Blutes in die Stirne jagt,
Zieht Traum um Traum vorbei in toller Hast.

Und eh' ich noch in diese Straße biege,
Drin nicht so wild der Puls des Lebens fiebert:
Da bist du schon, mein blühend junges Weib.
Wir wandern jauchzend durch Neapels Gärten,
Der frohen Neugier trägen Volkes trotzend.

Da sendet in mein Denken sein Gespenst
Der Rachegeist der weggescheuchten Schwermut,
Und also spinnt mein heller Traum sich weiter:

Wir stehen eng verschlungen auf dem Strande,
Versunken in des Meeres Farbenglut . . .

Das Dunkel naht, den Zauberglanz erlöschend . . . .
Wir schreiten heimwärts, bebend vor der Nacht
Und enger aneinander noch geschmiegt.

Doch als wir kosend unser Haus erreichen,
Grinst mir entgegen eine Schreckenspost.
Die Hände zittern, Schweiß quillt aus der Stirne:
Ich lese eines Freundes letzten Gruß!

Er schied in Groll, verzweifelnd aus der Welt,
Weil ihn der Hoffnung letzter Strahl verließ,
Indes ich, glücklicher als er und stärker,
Für trübe Stunden süßen Honig sammle.

Ein fahler Schatten kam der Tod zu uns
Und kämpft erbarmungslos mit unserer Freude.

Im Fieber schrei ich, nein, es ist nicht wahr,
Die Botschaft hier ist Trug und Teufelswerk.
Doch um so wilder schießt die Woge Schmerz,
Die ich zurückgedrängt, in meine Seele.

Und da ich stöhnend auf mein Lager sinke,
Preßt mich mein junges Weib, das still geschluchzt,
In ihre Arme, die voll Leben sind,
Und ihre Liebe ringt mit meinem Schmerz.

Es siegt das Weib; durchflammt von heißen Gluten
Umschling ich sie; — im Herzen Todesschauer,
So feiern wir die Orgie des Lebens,
Dann löst der Schlaf sie mild aus meinen Armen . . .

Mich aber flieht der Schlummer dieser Nacht,
Und eine Ahnung weint in meiner Seele,
Daß unserer Liebe keusches Frühlingsglück
Der Tod mit bleichen Händen eingesegnet.

Nie hast du schlimmer meinen Geist verwirrt,
Melancholie, mein allzu treuer Gast . . .

---

# K. W. F. Solgers Erwin, Gespräche über das Schöne und die Kunst.

Von
Robert Corwegh.

Während unsere Väter verächtlich auf die Zeit der Romantik geblickt haben, erkennen wir, die wir dieser Epoche entfernter, objektiver gegenüberstehen, den großen Zug an, der durch sie hindurchgeht. Wir vergessen das Spielen mit vagen Idealen, vergessen das Schielen und die Sehnsüchtelei nach den Zeiten des Mittelalters, das den Glorienschein romantischer Schwärmerei nicht verdient, und sehen nur das eine Große, Tiefe, das die Romantik belebt, jenes Trachten nach Einheitlichkeit, das alle ihre Lebensäußerungen durchdringt. Unsere Väter, die Meister des sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalters, waren froh, eine Welt von Einzelheiten entdeckt zu haben und konnten eine Vergangenheit nicht würdigen, der die Einheit alles galt, das Einzelne nichts. Und fast hatten die Erfolge des Zeitalters der Naturwissenschaft diesen Verächtern recht gegeben, als eine Warnerstimme laut und allen vernehmlich, da sie aus Dichtermund kam, uns aufgerüttelt hat. Es ist wundersam;

Nietzsche, der Philosoph, dessen Unergründlichkeit auf seinem Nichtbegründen beruht, der Künstler des Aphorismus und des gewagten Gedankensprunges, hat durch seinen Ruf: „Zurück zur Philosophie, zur Einheit des Systems", unseren Blick für die Romantik geschärft, die das Aperçu in der Konversation liebte, gedruckt aber haßte, und alle Gedanken ausgeführt und gerundet haben wollte.

Für die Romantik war die Form der Kugel das idealschöne Gebilde, das Zeichen der Vollendung. Wenn man demgegenüber aus der Stereometrie ein Symbol für Nietzsche suchen wollte, so ist es der Kegel, der aus dem abgeschlossenen Kreis einer Weltanschauung emporwächst und in der Spitze, dem Geistesblitz, endet.

Doch für Nietzsche und die Romantik gemeinsam ist die Weltanschauung der Ausgangspunkt jeglicher Betrachtung. Und wenn man jemals das Wort Zeitgeist in seinem so oft mißbrauchten Sinn auf eine Zeit und ihre Kultur anwenden will, so ist es nirgends so gerechtfertigt als für die Romantik. In allen ihren Lebensäußerungen stoßen wir auf den gleichen Anfang und das gleiche Endziel, auf die Gottheit. Das Staatsleben hat uns in seinem Naturrecht, das noch heute konsequenterweise unter den gottgläubigen, katholischen Rechtsgelehrten der Görresgesellschaft blüht, die romantische Rechtsauffassung geboten. Von der gleichen Voraussetzung wie die Rechtsbetrachtung finden wir die Dichtkunst, den Vorwurf und die Absicht der bildenden Künstler, die Philosophie durchdrungen.

Es ist schade, daß noch keine große Persönlichkeit sich als Historiker dieser Epoche gefunden hat; denn es wäre künstlerisch fesselnd, das Bild dieses Zeitlaufes in seiner Einheitlichkeit gesehen durch ein großes Temperament zu verfolgen. Leider ist uns die Geschichte, die als wissenschaftliche Beobachterin und künstlerische Darstellerin des Weltenlaufes, noch am Anfang ihrer Entwicklung steht, diese Forderung schuldig geblieben. Wir müssen uns mit Ausschnitten aus dieser Epoche, wie R. Hayms „Romantische Dichtung" begnügen, und können das Bild vollenden indem wir die Lebensäußerungen der Romantik selbst, wie sie in Werken niedergelegt sind, betrachten, besonders, wenn sie von einem Manne stammen, der der Einheitsforderung seiner Zeit entsprechend Kunst und Wissenschaft in sich vereint und sie in seinen Schriften zu verschmelzen sucht. Dann wird so manches Vorurteil gegen die Romantik, das aus Mißverständnis und unkontrollierter Überlieferung entsprang, vernichtet, und obgleich wir der Welt mit anderen Augen, anderem Fühlen gegenüberstehen, gewinnt jene Epoche den Heiligenschein, wie ihn die Helden und Heldinnen der romantischen Dichtung tragen, weil wir in ihr den großen Charakterzug, den dunklen Trieb zur Einheit und Gottheit, begreifen und verehren lernen.

Solgers „Erwin" ist nicht nur eine Ästhetik, geschrieben zur Zeit der Romantik, es ist die Ästhetik der Romantik. Nicht allein weil Tieck bei diesem Werke Pate gestanden hat — Tieck, dessen Freundschaft und intimen Verkehr Solger genoß — sondern weil wir in Inhalt und Form das Herz der Romantik schlagen fühlen.

Solger schreibt seine Gespräche, um sich und anderen Klarheit über die Grundfragen des Schönen und der Kunst zu verschaffen. Er sucht festen Grund für seine Lehren, und doch, das Auge nach der blauen Blume der Romantik gerichtet, klammert er sich und verankert sein System an den dunklen Begriff der Gottheit. Vielleicht ist der Begriff der Gottheit für den, der den Schleier der letzten Dinge lüften möchte, ohne die Einheitlichkeit zu verlieren, der einzige und letzte Ausweg; aber es ist eben nur ein Ausweg für den Wissenschaftler. Wir haben keine raum-zeitliche Vorstellung von einem Wesen, dessen Gedanken Taten sind, das die Brücke der Zeiten zu überspringen vermag.

An solche Macht kann man glauben, erfassen kann man sie nie, noch weniger aber zur Begründung einer Lehre benützen über reale Dinge, denn die Kunst und ihre Form sind real faßbar und erklärbar.

Was Lotze an dem Werke tadelt, ist die äußere Form, die er für mißglückt hält. Auch ich gebe zu, daß man das Vorbild des „göttlichen Platon“ so stark merkt, daß manchmal Wortstellung und Satzbildung ans Griechische gemahnen.

Aber im Gegensatze zu Lotze glaube ich, daß Solger auch ohne Platon die Form des Dialoges für seine Ästhetik gefunden hätte, da ihm das „beste Philosophieren das gesellige“ war, und er nach dieser Anschauung auf Rede und Gegenrede in seiner Darstellung nicht verzichten konnte. Was mich vielmehr an dem Stil des „Erwin“ neben seinem griechischen Satzbau stört (und dieser Vorwurf muß einen Romantiker am tiefsten treffen) ist der Mangel an Einheitlichkeit des Stils. Solger will in seinem Buche Kunst und Wissenschaft vereinen. Er will, was jeder Gelehrte erstreben sollte, die Kunst der Darstellung mit der Kunst der Stoffbeherrschung vermählen; aber er greift leider bei der Kunst der Darstellung so oft daneben.

An Partien, die reich an sprachlichen Schönheiten, reich an dichterischer Anschauung sind, reihen sich Teile, wo die Rede wie seichtes Geplätscher fließt, wo das Wortbild nicht die gewollte Wirkung erreichen kann. Trotz dieser Mängel erweckt das Werk Sympathie. Man liest aus jeder Zeile die Biederkeit und die lautere Absicht des Verfassers. Das ganze Buch ist geschrieben als eine Fanfare für das Gute, Wahre, Schöne, von einer liebenswürdigen Persönlichkeit, die, nicht Dichter nicht Philosoph, von jedem etwas besaß und mit diesem kleinen Wohlstand wucherte, um andere zu beschenken.

Die vier Personen, die uns Solger in seinem „Erwin“ vorführt, stellen jede, wenn nicht einen Charakter, so eine Weltanschauung dar. Obwohl über reine Theorie geredet und debattiert wird, tritt in den Gestalten das Leben deutlich an uns heran; denn „wir müssen“, sagt Solger, „jene natürliche Trennung des Lebens und der Wissenschaft auf alle mögliche Weise wieder zu vermitteln suchen, damit nicht zuletzt die Lehre ganz in sich erstarre“.

Erwin, der Held dem Titel nach, (in der Tat ist es Adelbert) ist der echte teutsche Jüngling, das Ideal einer Zeit, da der brave, gründlich geschmacklose Turnvater Jahn über das, was deutsch sein sollte, den Ton angab. Er ist begeistert für alles Gute und Schöne, hat jenen Stich ins Sentimentale, den die Philister aus Goethes Werther allein als bleibendes Gut entnommen haben, und zeigt bei einer gewissen Intelligenz und Scharfsinnigkeit die Beschränktheit des tumben Parsival. Trotz seines Idealismus oder besser infolge der eigenartigen Richtung seines Idealismus sehen wir in ihm den künftigen Kannegießer mit der Philistermoral.

Anselm, sein Gegner, ist als Charakter mit gleicher Deutlichkeit gezeichnet. Auch er nennt sich Idealist und spielt diesen Idealismus wie einen Trumpf Erwin gegenüber aus. Sein Schutzgott ist Plato, den er mißverstanden hat. Anselm spricht ständig von Idealen, weil er das Ideal nicht kennt, und liebt Ideale besonders bei anderen, um selbst Realitäten zu ernten.

Bernhard tritt weniger scharf hervor. Er ist Rationalist. Solger glaubt ihn leichthin abtun zu können und hält ihn stets für widerlegt, während er nach meinem Empfinden meistens die klarste und handfesteste Ansicht äußert.

Bleibt noch Adelbert. Adelbert ist der wahre Held des Werkes. Hinter ihm verbirgt sich Solger selbt, der Dozent, der seine Schüler auf den rechten Weg zur Klarheit leiten möchte und doch die Mystik und das Dunkel liebt; denn A. W. Schlegel ist ihm noch nicht dunkel genug. Adelbert stellt Fragen nur, um zu widerlegen. Er ist ein Besserwisser, der strengste Dogmatiker, da die eigene Anschauung sein Dogma ist. Er ist der unsympathische Professorentypus, der immer examiniert, um jeden hereinzulegen. Zum Schluß entwirrt er mit der großen Geste den selbst geschlungenen Knäuel. Dann blickt er stolz um sich und zeigt an Stelle gründlicher Begriffe Worte, bei denen sich etwas denken läßt, bei denen aber jeder nach seiner Grundstimmung an etwas anderes denken kann. Es leben in ihm alle Vorurteile seiner Zeit; so findet er noch das Ideal menschlicher Schönheit allein im Manneskörper, fußend auf Winckelmanns Lehre, denn ein Frauenkörper „ist noch eine gleichsam werdende und aus ihren Elementen erst hervorstrebende Schönheit“. Er sieht nicht, daß Mann und Weib ihr eigenes Schönheitsideal besitzen, inkommensurable Größen sind.

Die erste für ihn wichtigste Frage ist die nach dem Sinn, der Verstandeskraft, mit der wir das Schöne schaffen und erkennen. Und es ist wieder ganz charakteristisch für die Art der Romantik, daß er zuerst seine Lehre in einem Traumgesicht allegorisch darstellt. Er verdunkelt mit Willen, um als Meister der Beleuchtungtechnik zu erscheinen. Er wendet sich in den Gesprächen, die sein Traumbild erläutern sollen, gegen alle vorhergegangenen Theorien, und somit auch gegen Kant, den er nicht verstehen konnte. „Darum ist die Erkenntnis des Schönen in uns ohne Absonderung des Begriffes von dem Gegenstande, ohne Urteil, welches erst

diesen mit jenem verbände, sondern mit einem Schlage sind wir von dem Schönen erfüllt und werden dadurch selbst schön.“ Diese wundersame Tätigkeit und Erkenntnis, die uns so plötzlich erfüllt und uns selbst verschönt, ist die einzige geistige Fähigkeit des Menschen, die der Art Gottes, Taten zu denken, ähnelt, es ist die Phantasie.

Sie ist „die Kraft des Erkennenden in uns, welche Idee und Erscheinung als eins und dasselbe in der Erscheinung selbst wahrnimmt“. „Sie führt das Göttliche Wesen in die Erscheinung über“ und verbindet das Mannigfaltige mit dem Besonderen.

Das Schöne selbst ist „die Einheit des Wesens und der Erscheinung in der Erscheinung, wenn sie zur Wahrnehmung kommt. Diese ist also eine Offenbarung Gottes in der wesentlichen Erscheinung der Dinge“.

Wir verzichten darauf, Solgers Definition des Erhabenen, Komischen etc. auszuführen. Sie leiden alle an der mystischen Zurückführung auf Gott.

Weit interessanter sind manche Ausführungen im einzelnen mit Einblicken in den Zeitgeschmack, z. B. seine Auffassung von dem Wert der Kunstgeschichte, seine Erläuterungen über den Witz.

Treffend, wenn auch stets zu abstrakt, sind einige Definitionen. „Symbol ist die Einheit des Allgemeinen und Besonderen, wie sie uns aber im Besonderen erscheint.“ Die Abstraktion in seinen Definitionen und der Mangel an Erläuterung durch Beispiele ist beabsichtigt. „Wofern du Beispiele verlangst, so pflegen diese, bei philosophischen Gegenständen angebracht, ehe die Grundideen vollständig erläutert sind, nur zu verwirren.“

Es ist aber das Eigentümliche der Solgerschen Darstellungsweise, den armen Erwin erst durch einen Berg dieser Abstraktionen sich durchfressen zu lassen, ehe er die angeblichen Grundideen ihm reicht. Und bei diesem Verfahren bleibt er uns die Erklärung vieler Begriffe schuldig, die ihm freilich ganz klar erscheinen, wie z. B. „Seele der Natur, die sich bei Berührung der leblosen Dinge durch einen Laut äussert“, und andere mehr.

Die Grundideen scheinen mir, — ich gestehe jedoch, daß sie nicht leicht aus der Fülle der umgebenden Dunkelheiten herauszufinden sind, — die Phantasie und die Ironie zu sein.

Die Phantasie ist der Sinn des Menschen, der das Schöne schafft und erkennt. Diese Geisteskraft hat zwei Arten sich zu äußern, das ist ihr Bilden und ihr Sinnen. Während das Bilden der Phantasie „die besonderen Gestalten aus dem Wesen der göttlichen Idee hervorgehen läßt“ (?) „denkt das Sinnen der Phantasie die besonderen Gestalten in die göttliche Idee zurück (?)“.

So vernichtet die Phantasie den Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung in seiner bloßen Besonderheit und erhebt ihn dadurch zum Wesen.

Um aber das Kunstwerk zu schaffen, ist der „vernichtende Blick der Ironie" nötig. Die Ironie vernichtet notwendig die Idee als Ausdruck eines Besonderen, indem sie diese neben die Idee des Göttlichen hält.

„Dieser Augenblick des Überganges ist der wahre Sitz der Kunst."

„Wer nicht den Mut hat, die Ideen selbst in ihrer ganzen Vergänglichkeit und Nichtigkeit aufzufassen, der ist wenigstens für die Kunst verloren." „Eben durch jene Nichtigkeit der Idee als irdischer Erscheinung gelangen wir erst dazu, sie als wirklich, und alles, was uns erscheint, selbst als das Dasein der Idee zu erkennen."

Mit diesen Proben sei ein Bild der Darstellungsart gegeben, die dem Stil der Zeit entsprechend den Maßstab der Idee den Dingen aufzwingt, anstatt nach Betrachtung der Objekte die Verknüpfungen mit dem Ewigen zu suchen. Das ist für uns die Schwäche des Werkes, was seinen Zeitgenossen als Stärke erschien.

Solger, dem Liebhaber der Einheit, sind wundervolle Einzelheiten gelungen, und dadurch ist die Lektüre anregend und fesselnd.

Nach einem langen Todesschlaf (denn schon zu seiner Zeit ist der „Erwin" wenig gelesen worden) hat Rudolf Kurtz,*) der die Einleitung geschrieben hat, ihn zu neuem Leben zu erwecken versucht.

Hoffen wir, daß es kein Scheinleben ist. Solgers „Erwin" wird stets nur bei einem kleinen Kreis Eingang finden. Wer es jedoch gründlich liest, wird aus dem Werk tausend Schönheiten heben, und manche Wunder der Romantik erleben, deren Herz lebendig in ihm schlägt.

---

# Hundertfünfundzwanzig Jahre Luftschiffahrt.

Von

Ewald von Kleist,

Hauptmann und Kompagniechef im Luftschifferbataillon.

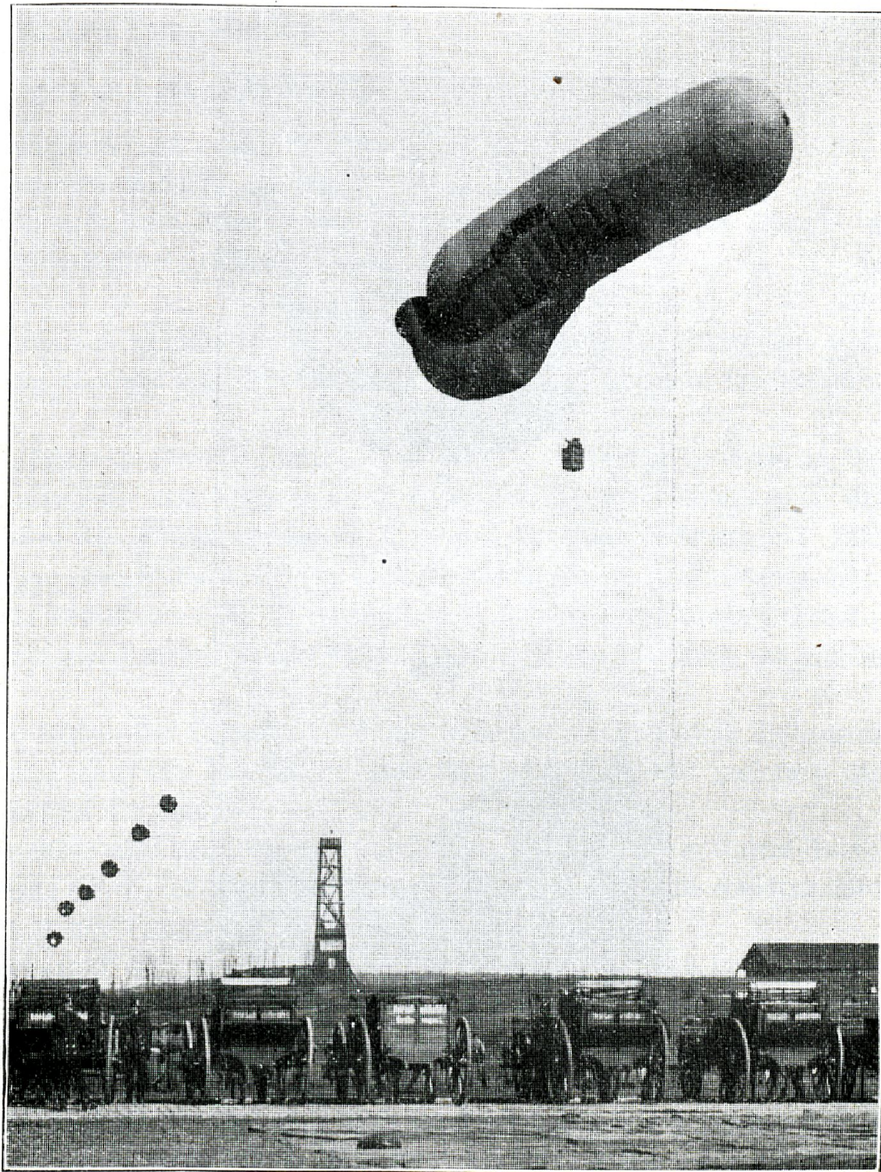
Nach der Erfindung des Luftballons im Jahre 1783 durch die Brüder Mongolfier und durch Charles glaubte man, daß es nicht schwierig sein könnte, das neue Fahrzeug auch steuerbar zu machen. Aber alle Versuche scheiterten, denn Segel waren bei dem mit dem Wind ziehenden Ballon natürlich unwirksam, und Menschenkräfte erwiesen sich als zu schwach, um den Luftballon durch Ruder oder andere Vorrichtungen vorwärts zu treiben. So erlahmte das öffentliche Interesse, und Unglücksfälle schreckten die Furchtsamen ab. Nur die Wissenschaft bediente sich des neuen Fahrzeuges auch fernerhin,

*) Verlag von Wiegandt und Grieben. (G. K. Sarasin.) Berlin 1907.

um die Vorgänge in der Atmosphäre zu erforschen, von der man bisher durch Beobachtung auf Bergspitzen nur spärliche Kenntnis hatte. Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden einzelne Ballonaufstiege zur Beobachtung von Luftdruck, Temperatur und Sonnenstrahlung, Dampfgehalt und Zusammensetzung der Luft ausgeführt, doch waren die Ergebnisse so gering, daß sich aus ihnen die Ursachen und Gesetze für die Witterungsänderungen nicht erkennen ließen. Deshalb versuchte man seit der Mitte des Jahrhunderts, nach Verbesserung der Instrumente und des Luftschiffer-Gerätes, das lückenhafte Bild durch planmäßig unternommene Ballonfahrten zu ergänzen, die bis zu 10 500 m Höhe führten. (Süring und Berson, 31. Juli 1901.) Eine reiche wissenschaftliche Ausbeute belohnte die Mühe, indessen zeigte sich, daß nur eine dauernde Beobachtung der Atmosphäre zum Ziele führen kann, und man gründete dafür ständige Observatorien in Lindenberg und Hamburg. Täglich bringen dort Fesselballons oder Drachen die Aufzeichnungen selbstschreibender Instrumente über Luftdruck, Wassergehalt, Temperatur, Richtung und Stärke des Windes aus Höhen bis zu 6400 m, während bis in Schichten von 28 000 m allmonatlich freie, unbemannte Ballons mit selbstschreibenden Meßapparaten von zahlreichen, meteorologischen Stationen aufsteigen. Fahrten mit bemannten Ballons vervollständigen diesen, durch eine internationale Kommission großartig organisierten Beobachtungsdienst, der unsere Kenntnisse von den Vorgängen in der Atmosphäre sowie die Ausdehnung und Sicherheit der Wetterprognose erheblich erweitert hat.

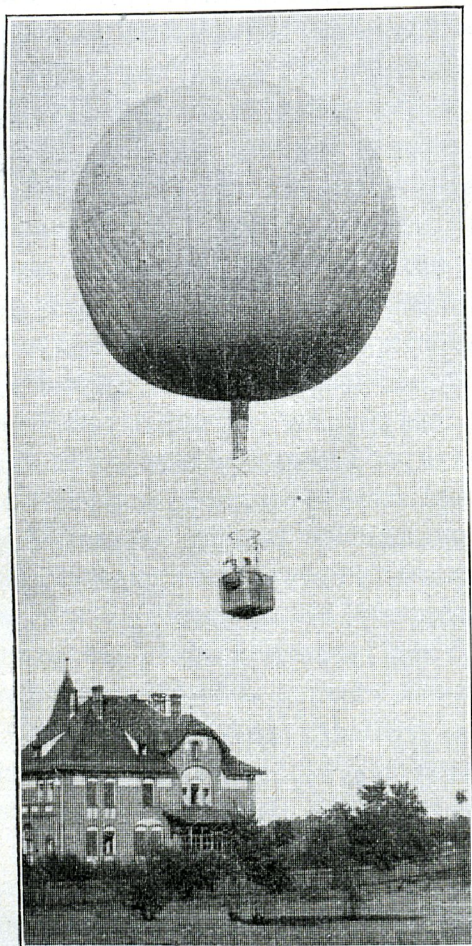
Ebenso wie die Wissenschaft verwendete auch die Kriegführung schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Luftballon mit Erfolg. Aber erst bei der Belagerung von Paris erkannte man seinen vollen Wert, nachdem es der von allem Verkehr abgeschnittenen Hauptstadt gelungen war, durch zahlreiche Freiballons eine Verbindung mit der Außenwelt zu schaffen. In allen Heeren wurden nunmehr ständige Truppenteile zur Weiterentwicklung des neuen Kriegsmittels aufgestellt, das heute auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht ist.

Auf bespannten und leicht beweglichen Fahrzeugen begleiten Luftschiffer-Abteilungen die Armeen ins Feld, füllen mit verdichtetem Wasserstoffgas den Fesselballon und bringen ihn in kaum einer Viertelstunde zum Aufstieg bis zu 1000 m. Der früher allgemein gebräuchliche Kugelballon ist fast überall durch den Drachenballon „Parseval-Sigsfeld" ersetzt, dessen länglicher Körper durch seine schräge Stellung als Drachenfläche wirkt und deshalb noch bei Windstärken zu verwenden ist, die den gefesselten Kugelballon zur Erde drücken. Erkundungen lassen sich bei günstigem Wetter bis zu 10 km ausführen; sie ergänzen die Meldetätigkeit der Kavallerie und müssen sie ersetzen, wenn es dieser nicht mehr möglich ist, um die Flügel des Feindes herumzugreifen. Deshalb ist der Luftballon besonders für den Festungskrieg von der größten Bedeutung; er bietet bei freier Fahrt mit dem Wind eine Möglichkeit, die feindlichen Stellungen einzusehen und photographisch festzuhalten und ist für den Belagerten schließlich das einzige Mittel, Personen und Nachrichten aus dem eingeschlossenen Platz hinauszubefördern.



Deutscher Militär-Fesselballon.

Nach diesen Fortschritten erwachte seit etwa 20 Jahren auch das allgemeine Interesse an der Luftschiffahrt von neuem, besonders nachdem Vereinigungen ihren Mitgliedern die Teilnahme an Freifahrten ermöglichten. Zahlreiche Klubs dieser Art bestehen jetzt in allen Kulturländern. Die Alpen, die Pyrenäen, die See wurden überflogen, und Strecken von fast 2000 km (Graf de la Vaulx) zurückgelegt, während die längste Dauer einer Ballonfahrt 52 Stunden (Gebr. Wegener) betrug.



Luftschiff des Grafen de la Vaulx.

Inzwischen hatte „das Problem des lenkbaren Luftschiffes“ nicht aufgehört, Berufene und Unberufene zu beschäftigen. Wenn auch diese Bemühungen zunächst ohne praktische Erfolge blieben, so wiesen sie doch den Weg, der zum Ziele führt und zeigten, daß die tragende gasgefüllte Hülle eine schlanke Form erhalten müsse, um den Luftwiderstand möglichst leicht zu überwinden. Als beste Gestalt hat sich die des Torpedos, als günstigstes Verhältnis zwischen Durchmesser und Längsachse das von 1 : 6 bewährt; nur bei dem Zeppelinschen Ballon ist es mit etwa 1 : 11 überschritten, was durch die besondere Bauart dieses Schiffes möglich war.

Ferner war erkannt, daß sich ein Luftschiff nur steuern läßt, wenn die Hülle, auch bei Gasverlust, ihre Form bewahrt.

Hierzu gibt es 3 Möglichkeiten:

1. Man konstruiert sie ganz aus Metall } starre
2. Man versteift sie durch ein Gerüst } Luftschiffe;
3. Man gibt dem Gase einen inneren Überdruck durch Einfügen eines } unstarre
   mit Luft aufgepumpten Sackes (Ballonet) } Luftschiffe.

Bei starren Luftschiffen sichert das Gerüst die Form der Hülle ohne weiteres, vermehrt aber das Gewicht sehr erheblich und ist bei Landungen vor Beschädigungen kaum zu schützen.

Bei unstarren Luftschiffen wird durch das Fortfallen des Gerüstes an Gewicht gespart, die Luftschiffe sind auch weniger empfindlich gegen Verletzungen, dagegen erfordern sie besondere Einrichtungen, um die Form der Hülle zu bewahren. Hierzu bringt man im Innern der Hülle ein oder mehrere fischblasenähnliche Ballonets an, in die durch kräftige Ventilatoren Luft hineingepreßt wird, sobald der Druck durch Temperaturschwankungen oder Gasverlust nach einem Aufstieg nicht ausreicht, um die Hülle straff zu halten.

Für die Hüllen der Luftschiffe werden jetzt fast ausschließlich die deutschen gummierten Baumwollenstoffe benutzt; sie sind sehr gasdicht, leicht und fest, dabei dauerhafter und billiger als Seide.

An der Hülle wird bei unstarren Luftschiffen mit Hilfe eines Gurtes die Gondel aufgehängt, welche den Motor trägt. Bei starren Luftschiffen sind die Gondeln durch Träger-Konstruktionen mit dem Gerüst der Hülle fest verbunden.

Ein Luftschiff wird praktisch erst brauchbar, wenn es sich im Laufe eines Jahres nicht nur an einzelnen, sondern an der Mehrzahl der Tage verwenden läßt. Hierzu muß seine Eigengeschwindigkeit größer sein als die der durchschnittlich herrschenden Luftströmungen.

Die geringe Tragfähigkeit des Gases gestattet jedoch, nur leichte Maschinen mitzuführen, die daher möglichst kräftig sein müssen; Motore, die durch Dampf oder Elektrizität angetrieben werden, sind zu schwer und liefern nicht die erforderliche Kraft. Solange man daher auf sie allein angewiesen war, blieben die Erfolge auch nur gering; sie stellten sich aber ein, nachdem die Automobil-Industrie in dem leichten, kräftigen Benzinmotor das langersehnte Treibmittel geschaffen hatte.

Seine Feuergefährlichkeit und Betriebsunsicherheit kommen seinen Vorteilen gegenüber nicht in Betracht.

Die folgende Zusammenstellung gibt einen Überblick über die Abnahme des Gewichts und die Zunahme der Leistungen der Motoren.

Übersicht
über die Vervollkommnung der Motore.*)

| No. | Jahr | Verwendet im Luftschiff von | Art des Motors | Pferdestärken | Gewicht pro Pferdestärke in kg | Gewicht | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 1852 | Giffard | Dampfmaschine 1) | 3 | 870 | 290 | 1) mit Koksheizung |
| 2 | 1884 | Renard | Dynamo (Siemens) 2) | 9 | 693 | 77 | 2) durch Chromsäurebatterien |
| 3 | 1900 | Zeppelin I | Benzin (Daimler) | 32 | 900 | 28,4 | |
| 4 | 1902 | Santos Dumont | Benzin (Mors) | 16 | 288 | 18 | |
| 5 | 1903 | Lebaudy I | Benzin (Daimler) | 40 | 376 | 9,4 | |
| 6 | 1907 | Parseval | Benzin (Daimler) | 90 | 420 | 4,5 | |
| 7 | 1907 | | Benzin (Antoinette) | 100 | 100 | 1 | |

Das auffallend kleine Gewicht des Antoinette-Motors mit nur 1 kg pro Pferdekraft ist bisher unübertroffen, aber das kann auch nur auf Kosten der Betriebssicherheit erreicht werden.

Als Propeller hat sich auch für Luftfahrzeuge die Schiffsschraube bewährt. Sie gibt die beste Wirkung, wenn man ihren Durchmesser möglichst groß wählt; doch zwingt die gewaltige Beanspruchung des Materials bei den hohen Umdrehungsgeschwindigkeiten, die Flügel verhältnismäßig klein zu halten. Sie bestehen aus Metall oder stoffüberzogenen Rahmen, nur beim Parsevalschen Luftschiff sind sie gänzlich schlaff und spannen sich erst beim Anlaufen infolge der Zentrifugalkraft.

Die Propeller wirken am günstigsten in der Nähe des Widerstandsmittelpunktes, also etwa in der Mittellinie der Hülle; auch sind sie hier bei Landungen am wenigsten gefährdet.

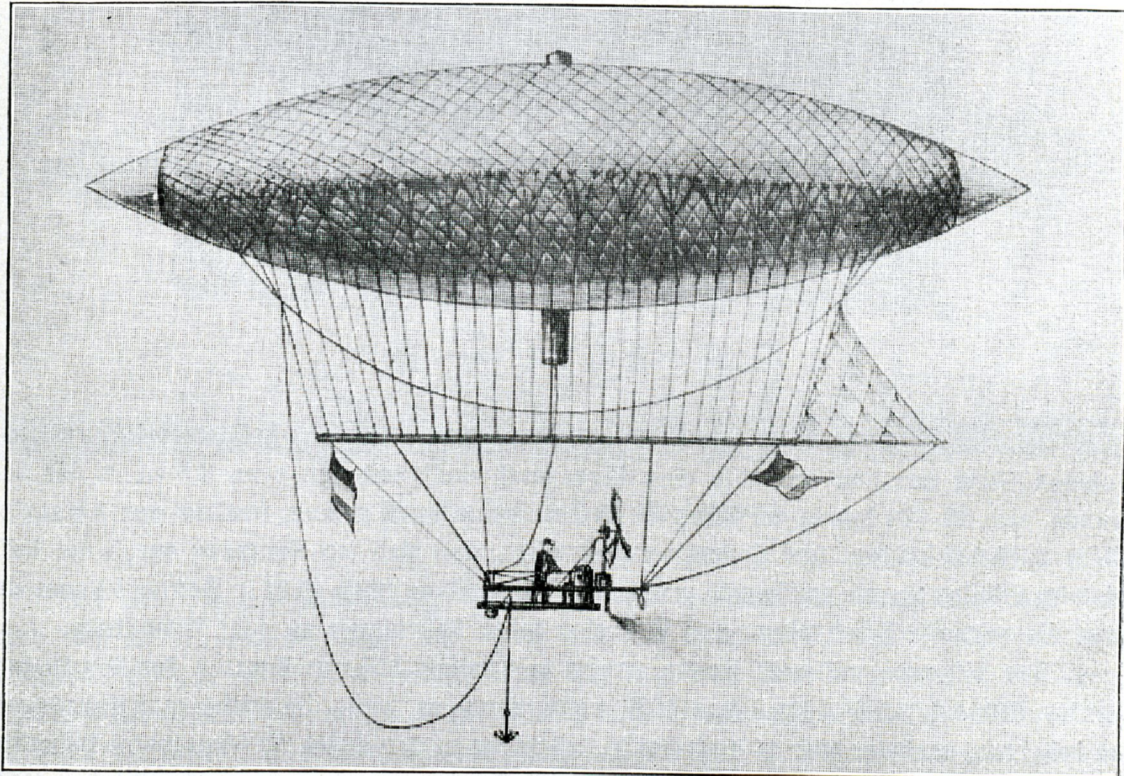
Das Steigen und Fallen ist wie beim Freiballon durch Ballastausgabe und Gasablassen zu erreichen, auch lassen sich Auf- und Abwärtsbewegungen innerhalb einiger hundert Meter durch Schrägstellung des Luftschiffes erzielen, wozu sein Schwerpunkt durch ein Laufgewicht weiter vor- oder rückwärts verlegt wird. Endlich verwendet man auch zur Höhen- wie zur Seitensteuerung bewegliche Flächen, die aus stoffüberspannten Rahmen bestehen.

Um seine Geschwindigkeit voll auszunutzen, muß das Schiff ruhig laufen und darf nicht stampfen oder rollen. Dies verhindern die Flossen, senkrechte und wagerechte Kielflächen.

Die beste Wirkung haben Schrauben, Steuer und Flossen, wenn sie dicht an der Hülle liegen. Ist diese durch ein Gerüst versteift, so kann man alle Organe bequem anbringen. Bei Fahrzeugen mit schlaffer Hülle ergeben sich Schwierigkeiten.

*) Nach einer Zusammenstellung vom Dipl. Ing. Eberhardt.

Die Kenntnis der Grundsätze für den Bau von Luftschiffen sind das Ergebnis einer langen Reihe von mühseligen und gefahrvollen Versuchen, die zahlreiche Opfer forderten. Die ersten Erfolge erzielte Giffard im Jahre 1852. An der symmetrischen spindelförmigen Hülle von 44 m Länge, 12 m größtem Durchmesser und 2500 cbm Inhalt hing ein Längsbalken, welcher die Gondel mit der Dampfmaschine von 3 Pferdestärken und die dreiflügelige Schraube von 3,5 m Durchmesser trug. Das Fahrzeug erreichte eine eigene Geschwindigkeit von 2—3 m in der Sekunde oder 8—10 km in der Stunde.

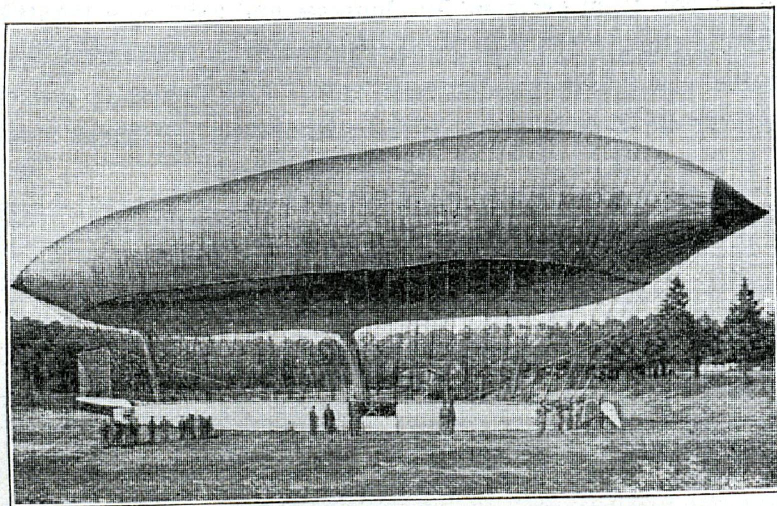


Lenkbares Luftschiff Giffards.

Das Fehlen eines Ballonets und das hohe Maschinengewicht beeinträchtigten das Ergebnis.

Einen wesentlichen Fortschritt stellte das Luftschiff des Obersten Renard, des späteren Kommandeurs der französischen Luftschiffertruppe, dar. Es war nach langen Vorstudien in allen Teilen außerordentlich gründlich durchkonstruiert und kann in vieler Beziehung heute noch als vorbildlich gelten. Die torpedoförmige Hülle von 50 m Länge, 8,4 m größtem Durchmesser und 1864 cbm Inhalt war mit einem Ballonet versehen und mit einem Netzhemd überspannt, dessen Leinen nach dem 33 m langen Gondelgerüst liefen.

Hier ruhte die durch Akkumulatoren gespeiste Dynamomaschine von 9 Pferdekräften und trieb eine zweiflügelige Zugschraube von 9 m Durchmesser an der Spitze des Gerüstes; am entgegengesetzten Ende lag das Seitensteuer.



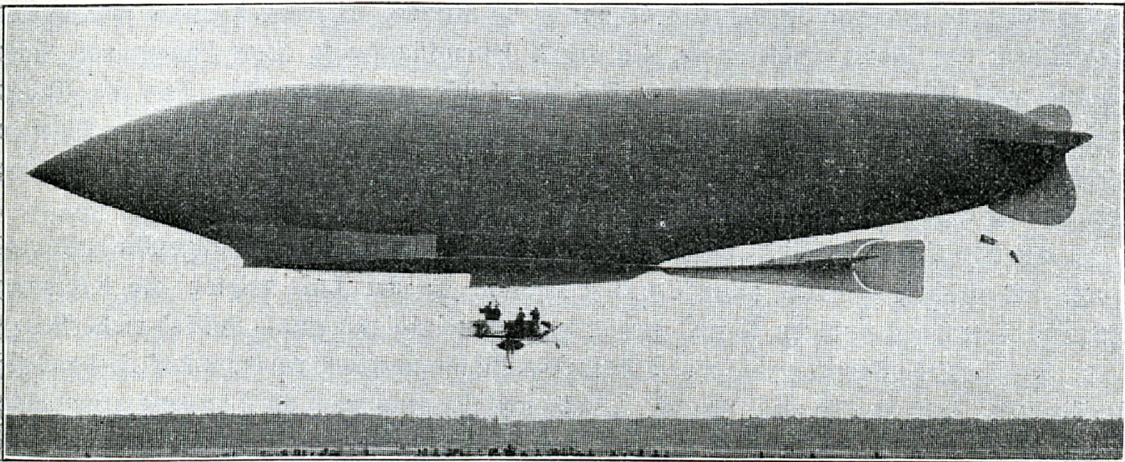
Lenkbares Luftschiff des Oberst Renard.

Bei den 7 Fahrten in den Jahren 1884-85 zeichnete sich das Luftschiff durch seinen ruhigen Gang aus und erreichte eine Eigengeschwindigkeit von etwa 6,5 m in der Sekunde, also 23—24 km in der Stunde. Wenn es ihm auch gelang, fünfmal zur Abfahrtsstelle zurückzukehren, und dadurch zu beweisen, daß sich ein Fahrzeug durch die Luft steuern läßt, so konnte es für eine praktische Verwendung noch nicht in Betracht kommen, weil die schnelle Erschöpfung der Batterien seine Fahrtdauer zu sehr beeinflußte.

Das Interesse weitester Kreise erregte mit seinen kühnen Fahrten der Brasilianer Santos Dumont. Seit dem Jahre 1898 konstruierte er, ohne die früheren Erfahrungen zu beachten, nacheinander 13 Luftschiffe, bei denen er den durch die Automobil-Industrie erprobten Benzinmotor verwendete. Wenn es ihm auch gelang, am 19. Oktober 1902 in einer bestimmten Zeit nach dem Eiffelturm, dem festgesetzten Ziel, zu fahren und zum Ausgangspunkt zurückzukehren, so lassen sich doch seine Leistungen nicht mit denen Renards vergleichen. Die Eigengeschwindigkeit seiner Fahrzeuge übertraf allerdings die von Renards „la France“ um ca. 2 m pro Sekunde, da ihm weit kräftigere Motore zur Verfügung standen; dafür war aber der Gang seiner Luftschiffe viel weniger ruhig und ihre Betriebssicherheit außerordentlich gering, so daß sich seine Fahrten als eine fast ununterbrochene Reihe von Unfällen und Abenteuern darstellen, aus denen er nur durch seine Unerschrockenheit unversehrt hervorging.

Einen Wendepunkt in der Geschichte der Luftschiffahrt bedeutete der Bau des Luftschiffes Juillots für die Brüder Lebaudy. Sie erkannten, daß diese große Aufgabe nicht

kurzerhand zu lösen sei, sondern daß hier nur planmäßige Arbeit zum Ziele führen könne, und entschlossen sich, die dazu erforderlichen großen Mittel aufzuwenden. Im Jahre 1899 beauftragten sie den Ingenieur Juillot mit dem Entwurf der Pläne und ließen zwei Jahre später in Moisson an der Seine eine Ballonhalle mit vorzüglich ausgestatteten Werkstätten und einer eigenen Anlage zur Erzeugung von Wasserstoffgas errichten. So entstand jenes Werk, das, den völlig neuen Typ der halbstarren Fahrzeuge darstellend, dem Bau von Luftschiffen neue Bahnen und eine glänzende Zukunft eröffnete.



Das lenkbare Luftschiff Juillot-Lebaudy.

Die unsymmetrische spindelförmige Hülle aus gummiertem Baumwollenstoff von 2284 cbm Inhalt, 56,5 m Länge und 9,8 m größtem Querschnitt barg ein Ballonet von 320 cbm. Sie war mit dem unteren Teil auf der aus Stahlrohren hergestellten, stoffüberspannten Bodenfläche von 98 qm festgeschnürt, eine Anordnung, welche, charakteristisch für diese Konstruktion, hier zum ersten Male angewendet wurde und sich im weiteren Verlauf hervorragend bewährt hat. An dieser Bodenfläche hing, mit Stahlseilen verspannt, und durch Stahlrohre versteift, die Gondel mit den beiden seitlich angeordneten zweiflügeligen Propellern von 2,44 m Durchmesser. Zum Schutz der Schraubenflügel gegen Berührungen mit dem Erdboden trug die Gondel unterhalb einen pyramidenförmigen Unterbau.

Auch die Ausstattung mit Flossen, welche den ruhigen Gang ermöglichen und heute bei keinem Luftschiff fehlen, wurde hier zum erstenmal durchgeführt. Sie bestanden in einem kielartigen Rahmen an der Bodenfläche und endeten in dem Ruder für die Seitensteuerung.

Im Herbst 1902 war der Bau beendet. Während der nun folgenden Versuche, bei denen zunächst die Teile im einzelnen und später das Zusammenwirken gründlich er-

probt wurden, bewährte sich die neue Konstruktion in einer großen Zahl von Fahrten so hervorragend, daß nur Einzelheiten verändert wurden.

Stetig wurde die Tragkraft durch Vergrößerung der Hülle — anfangs durch Abänderung der hinteren Spitze, später unter Beibehaltung der neuen Gestalt — vermehrt; ihr Inhalt stieg von 2284 cbm im Jahre 1901 auf 2666 cbm im Jahre 1904 nach dem Neubau des Fahrzeuges, wuchs nach diesem von 2960 cbm im Jahre 1905 auf 3150 cbm im folgenden und soll jetzt 3600 cbm betragen. Ähnlich steigerte sich die Kraft des Motors von 40 zu 70 Pferdekräften und dadurch die Eigengeschwindigkeit von 10 auf 11—12 m in der Sekunde oder von 36 auf etwa 40 km in der Stunde. Hierdurch wurde eine weitere Ausbildung der Flossen notwendig, die durch Hinzufügung je eines Paares von Senkrechten und Wagerechten am hintern Teil der Hülle erreicht wurde. Für die Höhensteuerung trat an Stelle der schrägen Fläche vor der Gondel ein verstellbares Flächenpaar zu beiden Seiten der Bodenfläche. An der Aufhängung ersetzte man die Versteifung der Gondel durch eine Verspannung von Stahlseilen.

Mit den drei Schiffen, „Lebaudy I, II“ und „Patrie“, wurden ungefähr 120 Aufstiege ausgeführt, die fast ohne Unfall verliefen. In der Luft zeigten die Fahrzeuge einen hervorragend ruhigen Gang, vorzügliche Steuerfähigkeit und Betriebssicherheit.

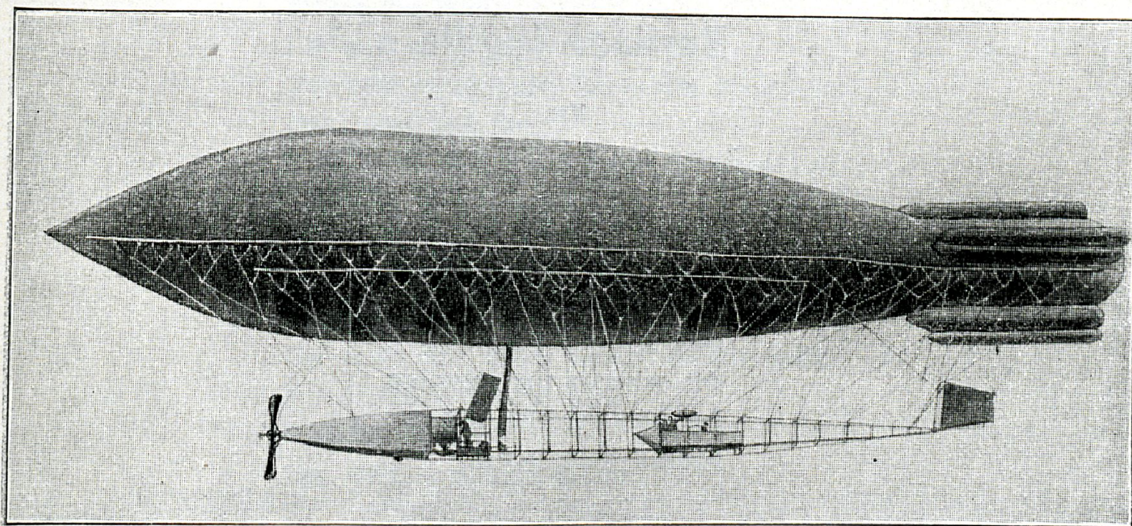
Auf der Erde dagegen sind vier größere Unfälle eingetreten; der erste traf „Lebaudy I“, die übrigen „Lebaudy II“ und „Patrie“. „Lebaudy I“ wurde nach der Landung gegen einen Baum geschleudert, ehe die Bedienungsmannschaften herbeigeeilt waren. „Lebaudy II“ und „Patrie“ riß der Wind aus der Verankerung los und führte sie fort. Die Folgen der ersten drei Unfälle waren Beschädigungen, die in einigen Monaten ausgebessert wurden, die des vierten am 1. Dezember 1907 aber bedeuteten den Verlust der „Patrie“, welche auf das Meer hinaustrieb und seitdem verschollen ist.

Diese Vorgänge zeigen, daß größere Luftschiffe solcher Konstruktion besonders zum Landen fremder Hilfe bedürfen und sich im Freien nur bei ruhigem Wetter sicher verankern lassen. Ihre Verwendung wird dadurch beschränkt.

Dies erkannte auch die französische Regierung nach den Fahrten im Sommer und Herbst 1905, bei denen die militärische Brauchbarkeit des Fahrzeuges erprobt wurde. Das Luftschiff sollte zunächst einer von Paris nach Châlons marschierenden Armee in zwei Etappen folgen und löste diese Aufgabe, indem es nach Landungen in Meaux und Septsorts seinen Bestimmungsort am vierten Tage trotz wenig günstigen Wetters erreichte. Allein einer der vorher erwähnten Unfälle bewies, wie wenig sicher sich das Schiff im Freien verankern ließ, während die späteren Versuche in Toul, wo eine als Ballonhalle eingerichtete Reitbahn zur Verfügung stand, so vorzüglich verliefen, daß man sich entschloß, vorläufig zwar auf eine Verwendung im Felde zu verzichten, dafür aber die großen Festungen der Ostfront mit Luftschiffen auszustatten. Mit der Ausführung dieses Planes wurde ungesäumt begonnen; noch in demselben Jahre kaufte man den „Lebaudy II“, um an ihm das Personal auszubilden, und bestellte ein Fahrzeug von gleicher Konstruktion,

aber größerer Tragkraft, die Patrie. Nach dem höchst befriedigenden Verlauf der Probefahrten gab man ein weiteres Schiff in Auftrag und stellte die Mittel für ein viertes und fünftes in den Etat ein, so daß Frankreich in kurzer Zeit mit fünf kriegsbrauchbaren Fahrzeugen von gleicher Bauart rechnen kann.

Alle Vor- und Nachteile dieser Konstruktion traten bei den Arbeiten mit der Patrie im letzten Herbst deutlich hervor. Sie gelangte im November in ununterbrochener siebenstündiger Fahrt von Chalais-Meudon nach Verdun, ihrem 240 km entfernten Bestimmungsort, und legte hiermit die bisher weiteste Zielfahrt zurück. Als sie aber wenige Tage später bei einer Übungsfahrt an der Rückkehr nach ihrer Halle durch einen Motorschaden verhindert und zur Landung im Freien gezwungen war, wurde sie durch einen Sturm fortgetrieben, trotzdem Bedienungsmannschaften zahlreich zur Stelle waren. Dieses Vorkommnis hat großes Aufsehen erregt, und die Frage, ob sich solche Unfälle vermeiden lassen, ist lebhaft erörtert worden. Eine sichere Verankerung solcher Luftschiffe wird im Freien kaum möglich sein, dagegen kann man das Fortfliegen und damit den Verlust durch schnelle Entleerung der Hülle mit Hilfe einer Reißbahn wohl vermeiden. Für die verlorene „Patrie“ hat der Großindustrielle Deutsch de la Meurthe sein Luftschiff „Ville de Paris“ der französischen Regierung überlassen; auch dieses ist das Ergebnis jahrelanger Arbeiten, die ein besonderes Interesse gewinnen, weil eine große Zahl von Ideen des Obersten Renard, des genialen Erbauers der „la France“, hier verwendet sind. Die erste Konstruktion hat sich wenig bewährt, bessere Ergebnisse wurden mit der zweiten erreicht. Die Hülle aus gummiertem Baumwollenstoff hat die Gestalt einer unsymmetrischen Spindel, welche nach hinten in einen Zylinder ausläuft. Sie ist 62 m lang, hat einen größten Durchmesser von 10,5 m, faßt 3200 cbm, und birgt zwei halbkugelförmige Ballonets. 5 m unter ihr hängt an einem Gurt das 32 m lange Gondelgerüst mit dem Motor von 70 Pferdestärken, der die zweiflügelige Zugschraube von 6 m Durchmesser treibt.



„Ville de Paris“

Die für die „Ville de Paris“ charakteristischen Flossen bestehen nicht aus Rahmen, sondern aus 4 Paaren von Wülsten, die, mit Wasserstoffgas gefüllt, kreuzförmig an dem zylindrischen Teil angeordnet sind; das Seiten- und die beiden Höhensteuer bestehen aus paarweise übereinander liegenden Flächen am Ende und über dem Gondelgerüst.

Erst im letzten Jahre haben die Versuche brauchbare Ergebnisse gezeitigt. Bei mehr als 20 Fahrten war der Lauf des Luftschiffes gleichmäßig ruhig, die Steuerfähigkeit gut, die Eigengeschwindigkeit betrug 10—12 m in der Sekunde oder etwa 40 km in der Stunde. Als Ersatz für die „Patrie“ nach Verdun bestimmt, vermochte sie ihr Ziel nach einem ersten vergeblichen Versuch in 9 Stunden zu erreichen.

Recht gute Erfolge hatte der in Luftschifferkreisen wohlbekannte Graf de la Vaulx mit einem kleinen Fahrzeug, das mit Giffards Konstruktion die Spindelgestalt der Hülle und den Tragebalken gemeinsam hat, sich aber durch zahlreiche Verbesserungen unterscheidet. Die Form der Hülle aus Baumwollenstoff von 32,5 m Länge, 6,5 m größtem Durchmesser und 720 cbm Inhalt sichert ein Ballonet. Das Netz ist durch einen Gurt ersetzt, an dem der Längsbalken hängt. Dieser dient zur Anbringung der Schraube und des Steuers und trägt die Gondel mit dem 16 pferdigen Motor, dessen Kraft mittels einer senkrechten teleskopartigen und einer wagerechten Welle am Längsbalken auf die zweiflügelige Schraube von 2,3 m Durchmesser wirkt.

Die 13 Versuchsfahrten von allerdings nur 25 Minuten längster Dauer ergaben bei gleichmäßigem Gang und guter Steuerfähigkeit eine Eigengeschwindigkeit von 8—9 m in der Sekunde oder etwa 30 km in der Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Berliner Vigilie.

Von

Josef Adolf Bondy.

Da unten liegt
Zusammengeduckt Berlin
Und schläft.
Und aus den Schloten,
Die schwarz und gewaltig
Im Dämmer sich heben,
Ringelt kein Rauch.

— — — —

Nur hier durch meine Stube flutet noch Licht.
Ruhelos,
Ruhelos schreit ich im Raum,
Und meine Wände sprengt
Ein hastiger Plan.
Wie schlägt das Fieber an meine Schläfen,
Daß ich sie kühlen muß
Mit kalter Hand!

— — — —

Und jetzt! —
Es fallen die Wände,
Ich bin nicht allein —
Wer hat den Kreis mir zusammengerufen?
Um mich herum seid ihr wie Hausbewohner,
Ihr Menschen alle, die ihr einsam wacht,
In dieser weiten, fremden Stadt verloren,
Die ihr mit zornigen Engeln ringt
Und die Gedanken zur Erde zwingt,
Die größer sind als die Erde.

Und ihr auch,
Die ihr jäh vom Lager springt
Mit wildem Aug',
Und wißt nicht, was der Dämon mit euch will,
Und eure Wangen an die Mauer preßt,
Indes der Geist nachtwandelt
Durch die Welt:
Ihr wolltet wie Feuersäulen gehn
Vor dem brausenden Meere der Menschen,
Heut aber seid ihr
Noch still umfittigt von der Verborgenheit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seht!
Unserer Lampen goldne Rieselbäche
Sie finden sich zu einem Strom von Licht;
Der zieht den hellen Gürtel um die Erde,
Die jetzt im Dunkel rollt,
Und flutet auf
Zur weißen Himmelsstraße.

# Ein ungedruckter Brief Goethes.

(Siehe Rundschau.)

Auf das von Ew. Wohlgeb. unterm 3. Febr. an mich erlassene Schreiben erhalten dieselben durch den Mittwoch, den 11. d. M. von hier abgehenden Postwagen das Manuscript zum drey und zwanzigsten Bande. Der völlige Abschluß des Werkes kommt nach; er möchte etwa noch drey gedruckte Bogen füllen.

Mit demselben erhalten Sie zugleich noch eine Zugabe zum zwey und zwanzigsten Bande, damit derselbe nicht hinter der normalen Bogenzahl zurückbleibe.

Der revidirte dreyzehnte Band soll baldigst übersendet werden, so wie die folgenden.

Der zweyte Band der Schillerischen Correspondenz wird, auch etwas verspätet, willkommen seyn. Bey so bedeutenden und verschränkten Geschäften kann es wohl einmal solchen Anstoß geben.

Für bisherige Sorgfalt für unser Geschäft schönstens dankend, mich fortwährender geneigten Mitwirkung so wie einem freundlichen Andenken empfehlend.

Weimar
den 9. Febr.
1829.
20

ergebenst
J W v Goethe

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Zum Abend aber wollte es nur widerwillig dunkel werden. Der Himmel strahlte, als ob er sich auf den kommenden Tag freute. Drüben die Götter auf der Balustrade standen schwarz und bewegt wie die Figuren eines Schattenspiels gegen den lichten, goldenen Grund. Und unten von den Straßen, in denen schon im Halbdunkel Kolonnen von Menschen und Wagen und Pferden sich bewegten, stieg es wie ein warmer Dunst auf. Und der Abend hatte nicht mehr die Straßen entvölkert, wie er das noch wenige Tage vorher getan hatte, sondern er schien alle Welt hervorgelockt zu haben, und niemand hatte es eilig, heimzukommen. Während in den kalten Tagen jeder dahinstürmte in seiner eigenen Bahn, und der Mensch nur Einzelwesen zu sein schien, ging jetzt niemand allein. Jeder hatte eine Begleitung. Die kleinen Mädchen gingen zu zweien und dreien, und die Gymnasiasten folgten ihnen in geringen Abständen. Eltern hatten die Kinder an der Hand, und den Handwerker hatte seine Liebste im bunten Umschlagetuch und mit bloßem Kopf von der Arbeit geholt. Die große Zusammengehörigkeit alles Lebens wurde plötzlich wieder verkündet.

Jettchen aber saß oben am Fenster in Jasons grünem Zimmer, das noch ganz vom Gold des Abends erfüllt war, und sah über die Dächer fort und in die Straßen hinein, die in ihrem unklaren und lebhaften Durcheinander von Menschen und Fuhrwerken schon halb in der Dämmerung lagen. Licht mochte sie noch nicht anzünden, und zum Lesen oder zu einer Handarbeit war es doch nicht mehr hell genug. Jettchen hatte beides am Nachmittag versucht — und trotzdem das Buch sie gefangen nahm — es war ein Buch über Charlotte Stieglitz, das sie sich aus Jasons Bibliothek genommen hatte — vermochte sie doch nicht dabei zu bleiben, und sie wechselte es mit den kleinen Platten einer Petit-points-Arbeit, welche die Deckelseite zu einem Notizbüchlein bilden sollte.

Aber ehe sie sich recht besonnen hatte, da hatte sie schon den Vergißmeinnicht rote und den Rosen blaue Blüten gegeben, weil sie mit ihren Gedanken ganz wo anders war. Und sie kehrte unwillig zu ihrem Buch zurück, nur um auch das bald auf die Seite zu legen und in den weißen Himmel zu blicken, der sich langsam rötlich und dann golden färbte.

Kößling war nicht gekommen, trotzdem Jettchen ihn erwartet hatte, trotzdem Jettchen fühlte, daß sie gerade heute mit ihm sprechen müsse. Es lag immer so viel Unausgesprochenes zwischen ihnen, und er war wieder so seltsam gewesen, so unberührt von allem, was ihre Welt war. Sie wäre ja gern gefolgt, wenn er sie geführt hätte, aber er lebte sein Leben ganz für sich, und in all den Monaten jetzt waren sie sich kaum nähergekommen. Sie hatte schon oft zu ihm davon sprechen wollen — und sie hätte es heute sicher getan — sie sehnte sich nach einem guten Wort von Kößling, und sie sehnte sich nach einem freundlichen Gesicht von ihm. Sie hätte so gern an ihn geglaubt, und es wurde ihr so furchtbar schwer gemacht. Es gab ganze Stunden am Tage, in denen ihre Gedanken nicht bei ihm waren, und Jettchen erinnerte sich nicht mehr der Zeit, da ihnen ein Nachmittag ohne Gegensätze vergangen wäre und daß ihr Abschied heiterer und glücklicher gewesen wäre als ihre Begrüßung. Sie fühlte ja gewiß auch den Ernst des Lebens und die tausend Beschränkungen, sie war nicht mehr jung genug und nicht unklug genug, um in den Tag hineinzuleben und alles auf die leichte Achsel zu nehmen. Ihr Leben vordem im Hause Onkel Salomons war ja auch einsam und freudlos genug gewesen, sie hatte mit diesen beiden alternden Menschen, die ihre Jugend nicht begriffen, immer das lachende Draußen wie durch Wolken und Schleier gesehen, — und nun, da sie das erstemal es gepackt hatte, da sie sich mit einem Ruck freigemacht hatte — da konnte sie sich nicht zum Lachen zwingen. Und das Glück, das sie sich schaffen wollte, hatte mehr Zweifel und geheime Tränen als ihre verträumte Lässigkeit von ehedem. Wo wäre sie wohl jetzt hingekommen, wie wäre sie umhergestoßen worden, wenn sie nicht an Onkel Jason einen Halt gehabt hätte. Er breitete ihr Teppiche unter jeden Schritt, er sorgte dafür, daß sie nichts hart stoße, er war das einzige Wesen, in dem sie immer wieder Ruhe fand, — fern und ihr doch vertraut, kühl und skeptisch — und doch voll Glauben, Stolz und spöttisch, zurückhaltend und verschlossen — und für sie ein offenes Buch mit schönen, klaren Lettern.

So schossen nun Jettchens Gedanken hin und her, kamen von Jason Gebert immer wieder zu Kößling, zurückkehrend wie das Schiffchen des Webers, das über die Kette fliegt, von rechts nach links, von links nach rechts und wieder nach links. Und mit der Dämmerung wuchs Jettchens Ungeduld und das Gefühl des Unbefriedigtseins — und Jettchen merkte erst, daß sie weinte, als ihr die Tränen auf die Hand tropften.

Und da wollte es der Zufall, daß Jason Gebert, der hinten so lange in seiner Bibliothek Stiche geordnet hatte und nun auch nicht mehr recht etwas sehen konnte, zu Jettchen ins Zimmer kam und daß ihn Jettchen nicht eher bemerkte, als bis er hinter sie getreten war.

„Nun, Jettchen," sagte er, „ich dachte, du hättest Gesellschaft?"

Jettchen sah mit nassen Augen zu Onkel Jason auf. Das Weiße der Augen erschien ganz golden von dem Widerschein des Himmels. Sie wollte lächeln, aber es gelang ihr nicht, und ihre Tränen flossen nur stärker.

„Nun," sagte Jason und strich Jettchen verwundert und mitfühlend über die Haare.

„Nun? — Freudvoll und leidvoll? — Ihr seid doch beide den ganzen Vormittag beisammen gewesen, da ist es doch wahrlich nicht so schlimm, wenn man nachmittag einmal n i c h t kommt.“

„Nein,“ sagte Jettchen, „das wäre auch nicht so schlimm — wenn wir nur vormittags beisammen gewesen wären. Aber wir haben uns ja nur gesehen und haben uns ja nur gesprochen — g e s a g t haben wir uns nichts — gesagt! — wann sagen wir uns überhaupt etwas?“

„Aber Jettchen,“ meinte Onkel Jason und zog sich einen Stuhl heran. „Aber Jettchen, du bist vielleicht ungerecht. Weißt du denn, was in einem Menschen vorgeht? Es ist sehr schwer, etwas zu sein, wenn man mit allen Fasern danach ringt, etwas zu werden.“

„Ach nein, Onkel Jason,“ rief Jettchen plötzlich — und es war, als ob ein Wehr aufgezogen würde, so drängte alles hervor. „Warum bist d u etwas? Warum kann ich mit d i r sprechen? Warum fühle ich bei jedem Wort von dir, wie du es meinst? Warum weiß ich, wie du über eine Sache denkst, wenn ich dich nur ansehe, Onkel? Warum habe ich Ruhe, wenn du nur bei mir bist? Ich würde ja all das gar nicht vermissen, wenn du nicht wärst, der es mich anders gelehrt hat. Du hast mich ja immer behütet und behandelt, Onkel, als ob ich ein Juwel wäre. Und wenn ich auf mich selbst etwas halte und halten will, dann danke ich das dir, Onkel. Vielleicht, wenn ich all das nicht wüßte und all das nicht kennen würde, dann würde ich glauben, das muß so sein, wie es zwischen uns ist. Aber durch dich weiß ich, daß sich Menschen näherkommen können.“

Jason Gebert war tief erschrocken. Er hörte gar nicht, was Jettchen noch alles sprach, wie sich das mit Tränen von ihrer Seele löste und fortgespült wurde in langen, heißen Sätzen. Daß sie zweifle und immer wieder zweifle, ob sie beide füreinander bestimmt seien; daß sie sich oft jetzt schon so fremd Kößling gegenüber fühle — und so fern — und daß sie sich fürchte, daß sie ein ganzes Leben so im Innersten fremd nebeneinander gehen würden. Gewiß, sie liebe ihn trotzdem und freue sich, wenn sie ihn nur erblicke. Aber e r , er hätte ihr so hohe Anschauungen von der Gemeinsamkeit zweier Wesen gegeben, daß ihr das bißchen Wohlgefallen aneinander, daß ihr das für ein ganzes Leben nicht genüge. . . .

Jason Gebert war tief erschrocken. Und er hörte gar nicht mehr, was Jettchen sagte. Er fühlte nur in allen Nerven den seltsamen Schauder des Pygmalion, den freudigen Schrecken und das schmerzvolle Grausen, daß diese schöne Statue, an die er die ganze Arbeit seines Lebens gesetzt und die er tausendmal insgeheim um Beseelung und Erhörung angefleht hatte, — daß sie nun plötzlich das unerhoffte Geschenk des Lebens erhielt, daß sie zu sprechen begann und daß sie sich zu ihm neigte, Fleisch und Blut wie er, wunschvoll und sehnend wie er. Er fühlte, daß er nur ein Wort zu sagen brauchte, und sie würde ihm alles hingeben, was sie besaß, — er fühlte, daß er nur ein Wort zu sagen brauche, und sie würde den andern aus ihrer Seele löschen. Und die unerfüllte

Qual von Jahren, all seine geheimsten Gedanken bekamen Macht über ihn. Was hatte er denn mit all denen draußen zu tun? warum sollte er denn nach ihnen fragen? warum sollte er denn vom Glück nicht das kurze Gnadengeschenk nehmen, ohne zu forschen, woher es käme — ohne zu forschen, ob er es verdiene, mit seinen Haaren, die schon grau wurden, und seinen Zügen, die schon scharf wurden, und seinem Herzen, das so müde und zerrieben war durch die tötenden Enttäuschungen von Jahrzehnten.

All das strömte im Augenblick auf Jason Gebert ein. Aber dann sah er auf das junge, volle Leben vor sich, kommend und aufsteigend mit der Maßlosigkeit der Wünsche und der Kraft des Sehnens, wie es nur die Jugend kennt, dachte an ihren Weg zur Höhe und an seinen mühseligen Abstieg zur Tiefe. Und da fühlte er seinen Mut und seine Hoffnung dahinschwinden. Und es kam eine Scham über ihn, als ob er ein Vertrauen mißbrauche — und er kam sich wie ein Verbrecher vor in dem Gedanken, daß er Jugend von Jugend reißen wollte. Und doch war dieses Sehnen so ungestüm in ihm, daß er es nicht niederkämpfen konnte und daß es unter seinen Worten hervorzitterte, die sich mühten, es nicht zu verraten.

Jason Gebert sprach davon, daß sie beide doch nun schon so lange sich kennen, gleichsam so lange aufeinander eingelebt wären, daß sie ja einander errieten und daß hundert Fäden von einem zum andern gingen, und daß eben das ohne die Zeit und ohne die Jahre unmöglich wäre. Und das solle Jettchen auch Kößling gegenüber bedenken, wenn sie ihn lieb hätte. Menschen wären spröde Ware, voll von Ecken und Kanten, und man drücke sich die Hände, wo man sie auch angriffe. Jettchen müsse beherzigen, daß Kößling jetzt gerade steuerlos dahintreibe, von all seinen Zielen abgedrängt, über seine Zukunft ungewiß. Seine Stelle habe er verloren, einen neuen Wirkungskreis habe er sich noch nicht erschließen können, ihretwegen sei er gewiß auch voller Bangen und Zweifel, und da sei es sehr schwer, einen Menschen zu erkennen, wenn er gerade so unter widrigen Winden stände. Wenn ihm das Glück in die Segel blase, dann zeige, dann entfalte er sich erst. So sei es nun einmal immer. Und er kenne keine Ausnahme.

Aber Jettchen fiel Jason ins Wort und sagte, daß *sie* eine kenne, daß *er* doch nicht so wäre und daß *er* sein Wesen immer klar gebe und es nie verleugne. Hundertmal hätte ihr ja Onkel Eli erzählt, wie die ganzen Monate Untersuchungshaft ihm nichts hätten anhaben können. Und jetzt, kaum, daß er die schwere Krankheit hinter sich gehabt habe — wie sei er da für sie eingetreten, wie sei er da zu ihr gewesen. Und sie sehe das immer vor sich, und es fordere immer wieder den Vergleich heraus. Ja, wenn sie nicht wüßte, was Gemeinsamkeit zweier Menschen bedeute — aber durch ihn habe sie es ja erfahren.

So sprach Jettchen in einer verhaltenen Erregung, und diese Erregung hatte plötzlich ihre Tränen getrocknet und ihre Augen strahlend gemacht, hatte ihrem Gesicht Farbe gegeben und ihrem Körper neues Leben, und in ihrem ganzen Wesen sprachen sich, sonderbar vereint, Trotz und Sehnsucht aus.

Jason fühlte, daß, wenn er jetzt zu ihr spräche, zu ihr spräche von all den Jahren, in denen er heimlich ihre Schönheit mit seinen Blicken begleitet, in denen er immer Neues ersonnen, was er ihr bringen könnte, nur um sie wieder zu sehen, in denen er hundertmal mit ihr hatte reden wollen, ob in ihr nicht auch mehr für ihn lebe als nur ein bißchen Freundschaft — Jason fühlte, daß, wenn er jetzt von alldem spräche, sie sich zu ihm neigen würde, und daß sie noch heute den andern aus ihrem Herzen reißen würde.

Und die Dämmerung hatte schon draußen die Fernen gelöscht, war näher und näher gerückt — das Gold des Himmels war verblaßt, war langsam abgeblättert, und der lichte Grund war wieder hindurchgebrochen in mattem Blaugrün, aus dem, wie von Wein gerötet, die halbe Scheibe des Mondes sich emporschob. Eine braune Nacht lag schon tief unten in den Straßen, und das Zimmer begann nun auch schon im Dunkel hinzuschwinden, und selbst die Servanten mit ihren weißen Porzellanen tauchten langsam in die Finsternis hinein, und nur über ihren Scheiben schwamm noch ein mattes Glänzen und ein verstohlenes Blinzeln.

Und all das, was Jason sagen wollte, das formte sich doch nicht zu Worten, und er zwang sich, es tief unten in seiner Seele zu verschließen, zwang sich, es in ihr Meer hinabzusenken wie die bösen Geister, die in dem eisernen Topf eingeschlossen waren. Aber sie waren stärker als er und sie sprengten den Deckel und sie sprachen aus seinen Küssen, mit denen er plötzlich Jettchens Hand liebkoste, diese schöne, volle, fleischige Hand mit den schlanken, rosigen Fingern, die er so heiß zwischen den seinen fühlte. Und Jettchen verstand, was diese stummen Huldigungen, diese langen, innigen Berührungen sprachen, daß aus ihnen eine wortlose, jahrelang zurückgedrängte Zuneigung emporloderte, und auch sie wurde überwältigt von der gleichen Sehnsucht. Und sie legte ihren Arm Onkel Jason um den Nacken, brachte ihre Wange der seinen ganz nahe und berührte mit den schweren dunklen Flechten sein starres graues Haar. Und auch Jettchen bezwang sich, kein Wort zu sprechen, nichts von dem Ausdruck zu verleihen, was in ihr war, gerade als ob ihr Geist von alldem nichts wüßte, solange ihr Mund nichts spräche, und als ob jedes Wort die Schleier zerreißen müßte, die Dunkelheit und Sehnen um die beiden spannte.

Und dann — damit ihr Mund nicht das unbedachte Wort spreche, da senkte ihn Jettchen auf Onkel Jasons hernieder, und sie wußte nicht, wie lange sie so blieben, ganz eng aneinander geschmiegt in dem warmen Dunkel.

Sie bemühten sich, sich keine Rechenschaft zu geben, sie wollten nicht nach Gründen suchen, ihr Mund sollte nichts von dem ausplaudern, was ihre Herzen dachten.

Und sie rissen sich erst erschreckt voneinander und fuhren auf im Dunkel, das nur durch einen grünen Schimmer des frühen Mondes gelichtet war, fuhren erst auf, als die Glocke draußen heftig anschlug. Und Jettchen machte Licht mit zitternden Händen, während Jason hinaushinkte, um zu öffnen. Denn Fräulein Hörtel war auf Einkäufen. Und während der erste gelbe Schein ihr ins Gesicht schlug, als sie die Glocke hob, legte

Jettchen sich die Worte zurecht, mit denen sie Kößling entgegentreten wollte, um ihm zu sagen, daß ihre Gedanken immer bei Onkel Jason sein würden und daß sie erst jetzt sich selbst gefunden habe. . . . . . . . . .

Onkel Salomon trat in das Zimmer, im Spencer, den Hut auf dem Kopf, sehr ernst, mit langen Schritten. Und Jettchen erschrak. Denn in der ganzen Zeit war Onkel Salomon nie heraufgekommen, und sie fürchtete schon, irgend etwas Peinliches über Julius oder über ihre Scheidung zu vernehmen. Aber Salomon sagte, daß er nicht ablegen wolle, sie möchten mit zu Onkel Eli kommen, dem gehe es nicht gut. Vielleicht habe er einen Schlaganfall gehabt. — Man wisse nicht recht, und die brave Tante Minchen finde sich gar nicht mit ihm zurecht — denn seit vielen Jahrzehnten sei ihr Mann nie einen Tag im Bett geblieben. Einen Krankenpfleger wage man nicht zu nehmen, weil ihn Onkel Eli doch hinauswerfen würde, und deshalb wüßten sie nun gar nicht, was sie tun und anfangen sollen. Ferdinand wolle er jetzt nicht damit behelligen, denn der habe ja eben genug Trauriges durchgemacht — und deswegen komme er also hierher.

Jason aber hatte während der Worte Onkel Salomons schon seine Sachen aus dem Schrank genommen und striegelte wie vor jedem Ausgang sorgfältig den Zylinder. Das vergaß Jason Gebert nie, und wenn man ihm gesagt hätte, daß es zum Schafott ginge.

Und Jettchen sagte, man könne über sie vollkommen verfügen. Salomon aber lachte, wie sie nun auch an den Schrank ging und ihren Umhang und ihre Schute herausnahm, und er fragte, ob sie beide in allem in so schöner Eintracht und guter Gemeinschaft lebten, wie mit diesem Schrank. Das sehe ja fast aus, als ob sie verheiratet wären.

Auf der Treppe erzählte Salomon, daß Stosch über Onkel Eli gesagt habe, er könne noch Jahre leben, denn er sei an allen Organen gesund. Aber er sei doch sehr alt, und man könne nie wissen, was morgen sein wird. Und dann habe Stosch sich eine ganze Weile mit Tante Minchen unterhalten und Salomon zum Schluß beiseite genommen und den Kopf geschüttelt, Tante Minchen gefalle ihm eigentlich viel weniger als ihr Mann.

An der Ecke des Hohen Steinwegs sagte Salomon, daß man ihn entschuldigen müsse, aber er habe heute abend einen Einkäufer aus Amsterdam zu Tische. Und dann ging er mit langen Schritten nach der Spandauer Straße und ließ die beiden allein. Und ehe sie noch das Wort aneinander richteten, da lag schon das kleine Haus mit seinen wenigen hohen Fenstern — es war kaum viel breiter als ein preußischer Grenadier — vor ihnen, und über sein eichenes geschnitztes Türchen und über die blanken Schlüsselschilder und den blanken Messinggriff huschte der flackernde Schein der Laterne, die an langem Arm von der andern Seite vom Haus winkte.

Jason schellte und Minchen steckte, ehe sie ganz öffnete, ihren alten mit der Haube geschmückten Kopf durch die Türspalte.

„Tag, Jason, Tag, Jettchen — es ist nett, daß Ihr mal kommt. Aber wißt Ihr, es ist doch ein bißchen naß draußen — geht nicht gleich in die gute Stube.“

Nun hätte die brave Minchen ebensogut behaupten können, daß es schneite. Es war gar nicht naß, es war geradezu knochentrocken auf allen Wegen. Aber Jason und Jettchen widersprachen ihr nicht mit einer Silbe.

„Sei unbesorgt, Tante," sagte Jason, „wir wollten nur mal sehen, was Dein Mann macht."

„Er liegt doch zu Bette," versetzte Minchen, „hast du nicht gehört? Gerade jetzt muß er sich hinlegen, und übermorgen wollte ich mit Großreinmachen anfangen lassen. Aber ich meine schon, es kommt nur alles von dem Knubbel, den er da auf'm Kopf hat."

„Na," sagte Jason, „meinst du? Da wollen wir doch mal sehen, wie es Onkel geht."

Elis Zimmer lag oben im ersten Stock, gerade über dem Zimmer mit den vielen goldenen Stühlen, an dessen Fenstern die beiden Alten sonst immer Wache hielten — hüben und drüben. Der alte Eli selbst lag in einem schönen braunen Bett, dessen Kopf- und dessen Fußende reich und schwer geschnitzt waren und dessen tiefe Farbe seltsam und blank unter dem Schein der hohen weißen Kerzen flimmerte, die vom Tisch herüber auf ihren gedrehten Zinnleuchtern steckten und das ganze Zimmer mit einem dämmrigen Gold erfüllten.

Und wer nun da meinte, daß der alte Eli einen besondern leidenden Ausdruck gehabt hätte, der wäre in einem Irrtum befangen gewesen. Nein, halb saß er, halb lag er, noch ganz stattlich mit seiner breiten Gestalt, zwischen einem mächtigen Lager von weißen Daunenkissen und Daunendecken, eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf und ein Hemd über der Brust mit sehr reichen, gekrausten Besätzen. Sein Kopf war rot, als hätte Onkel Eli Wein getrunken, und seine hellbraunen Augen, die vom Alter seltsam graue Ringe bekommen hatten, blinzelten ganz munter.

„Na," sagte er, — er sprach ein wenig, aber nur ein ganz klein wenig schwer — „da seid Ihr doch. Ich sehe schon, je später der Tag, je schöner die Gäste. Hast du so was schon erlebt, Jason, heute früh will ich aufstehen — 80 Jahre bin ich jeden lieben Morgen aufgestanden — mit einmal geht's nicht mehr."

„Ach," sagte Jettchen und reichte dem alten Herrn die Hand, „morgen wirst du gewiß schon wieder aufstehn können."

Eli schüttelte sehr bedächtig. „Ich werde dir was sagen, meine Tochter, man kann nie wissen. Mit dem Sterben ist die Sache gerade so, wie mit der Post: ein Billett kriegt ein jeder, und wenn einen die Schnellpost nicht mitnimmt und die Extrapost auch nicht — die Fahrpost muß einen mitnehmen. Wer kann das wissen — vielleicht hält sie schon bei mir unten vor der Tür."

„Unsinn, Onkel!" rief Jason und bemühte sich zu lachen — „wir kommen doch eben rauf. Ich kann dich versichern, sie war nicht da."

„So sagt Ihr" — meinte Onkel Eli — „aber wer weiß, was der da oben zu der Sache sagt. — Aber entschuldige mal — wie heißt es doch? Man soll im Hause eines Gehängten nicht vom Strick reden. — Gib mir mal die Mürbekuchen herüber, Jettchen!"

Und richtig: da stand zwischen den Leuchtern ein Meißner Teller mit einem ganzen Stapel von Mürbekuchen. Jettchen hatte ihn noch gar nicht bemerkt.

„Na,“ rief Jason und jetzt lachte er wirklich, „an den Mürbekuchen sehe ich, daß dir nichts fehlt, Onkel Eli.“

„Nun, der Stosch hat gesagt, ich soll nur leichte Sachen essen. Und sind Mürbekuchen etwa schwer?“

Jetzt kam auch die alte Tante Minchen von hinten herauf und machte sich mit der Putzschere an den Lichten zu schaffen. Und Jettchen zog Minchen in den Winkel und sagte ihr, daß doch des Nachts jemand zur Bedienung da sein müsse und daß ihr das doch nicht so viel ausmache wie Tante Minchen und daß sie ganz gern dableiben würde.

Und Tante Minchen tat, als ob sie Jettchen eine Gnade erwiese, wenn sie ihr gestattete, bei Ihnen zu bleiben. Aber Eli, der vom Bett aus den Handel gehört hatte, trotzdem er recht leise geführt wurde, sagte, daß er sich sehr freuen würde, wenn Jettchen seiner Goldmine ein bißchen zur Hand ginge. Denn man möge nun reden, was man wolle, ein Jüngling sei sie doch nicht mehr.

Jason sagte, daß das auch seine Meinung sei, ja, daß, wenn er Tante Minchen betrachte, er daran zweifle, daß sie jemals ein Jüngling gewesen sei.

Und Minchen zeterte mit ihrem schiefen Mund, Stosch habe gesagt, Eli dürfe nicht reden. Aber Eli wollte davon nichts hören. Er lasse sich nicht von den Doktoren den Mund verbieten, und man rede, solange man reden kann.

Und Minchens Minna machte Jettchen ein kleines Zimmerchen zurecht, das nicht nach der Straße hinausging, sondern nach dem Hof und das ganz eng und schmal war und voll von dunklen, altmodischen Möbeln und in dessen Mitte ein vielfach bestoßenes, vielfach geschwärztes, einst vergoldetes Bett stand, mit Kufen und Schweifungen wie ein Herrschaftsschlitten.

Und Onkel Jason verabschiedete sich von Jettchen und sah ihr dabei fest in die Augen und sagte, er hoffe, daß sie bald zurückkehre. Und Minchen fuhr bei alledem herum wie ein Spitzmäuschen im Haferfeld, fing hunderterlei an, ohne etwas zu Ende zu führen, stellte das Waschzeug auf den Tisch anstatt auf die Waschkommode und schimpfte im nächsten Augenblick mit der tauben Minna, wo sie so etwas vor sich gesehen hätte, daß man ein Waschservice auf den guten neu polierten Mahagonitisch stellte? Vielleicht in Russisch-Polen, in Berlin täte man das nicht. Und damit tat Minchen der tauben Minna bitter unrecht, denn erstens hatte sie das Waschservice gar nicht auf den Tisch gestellt und zweitens stammte Minchens taube Minna aus Zehdenick, das ja selbst in Preußens schlimmsten Tagen niemals zu Russisch-Polen gehört hatte. . . . . . .

Und das Leben, dieser unversiegbare Strom, floß weiter mit seinen ruhigen, gleichmäßigen Wellenschlägen, die sich in Onkel Elis Hause zu einer solchen Stetigkeit und solchen Ruhe gemildert hatten, daß es Jettchen kaum noch verspürte, wie ein Tag in den andern griff, kaum noch verspürte, ob es nun Sonntag oder Werkeltag war.

Denn Onkel Eli hatte wieder einmal recht behalten, wenn er es gleich gesagt hatte, daß die kleine, schiefe Tante Minchen von Tag zu Tag komischer wurde. Ja wirklich, sie konnte schon gar nicht mehr ihre fünf Sinne beieinander halten, und von drei Dingen vergaß sie immer zwei. Sie tat durch Stunden nicht den Mund auf, und soviel sie ihr alter Ehegatte auch fragte, sie hatte dann nicht einmal eine Antwort für ihn. Wenn sie dann aber plötzlich ins Reden kam, so schwatzte sie unaufhörlich, ohne Punkt und Komma, verhedderte und verhakte die Sätze zu gordischen Knoten und gelangte vom Hundertsten ins Tausendste, so daß es überhaupt kein Herausfinden mehr gab. Nicht daß sie etwa ungereimtes Zeug sprach — nein, jedes an sich hatte immer noch Hand und Fuß — nur wie sie von einem Gegenstand plötzlich gerade auf den andern kam, das lag völlig außerhalb aller Erkenntnis und aller Mutmaßung. Aber liegt nicht so vieles, das uns ganz durchsichtig erscheint, da draußen in jenen dunklen Reichen?

Und da so in Minchens alter Wirtschaft, die vordem durch lange Jahrzehnte so wundervoll regelmäßig gegangen war, wie schon mehr das Werk einer Kunstuhr, das, einmal aufgezogen, auf Monate hinaus nicht nur Vierteistunden und Stunden anzeigt, sondern selbst den Stand des Mondes verkündet, die Apostel um 12 Uhr über ein Brückchen führt und um 6 Uhr den Hahn krähen läßt — — da es so in Minchens alter Wirtschaft plötzlich angefangen hatte, drunter und drüber zu gehen, so hatte Jettchen wohl oder übel, sollten die alten Leute sich überhaupt noch zurechtfinden, dableiben müssen — erst für ein paar Tage, dann für ein paar Wochen — und endlich für unbestimmte Zeit.

Onkel Elis wegen hätte Jettchen nun nicht gerade bei den alten Leuten bleiben müssen, denn nach drei Tagen erschien er unvermutet des Mittags unten in dem Zimmer mit den goldenen Stühlen. Er war, während niemand bei ihm war, aufgestanden, hatte sich ganz allein angezogen, hatte sich sogar für Jettchen seine Perrücke neu gepudert, war die Treppe hinuntergetappt, und nun tat er, als ob schon gar nichts gewesen wäre. Er setzte sich gleich wieder auf seinen Sessel, der oben wie ein goldener Thron auf dem Fenstertritt prangte, suchte seine Hornbrille vor und schimpfte weidlich, weil man ihm die letzten Nummern vom „Beobachter an der Spree" nicht aufgehoben hatte — er wisse doch nun gar nicht, was in der Welt vorgehe — oder ob sie vielleicht meinten, daß er wie der König einen eigenen Telegraphen habe.

Und Minchen schrie Zeter und Wehe, und Stosch wollte zuerst den Alten auch wieder ins Bett stecken, aber der sagte, es komme doch darauf an, wie er sich fühle und nicht wie so ein Doktor meinte, daß er sich nach seiner Wissenschaft führen dürfe.

Aber ganz wie vordem war nun der alte Eli doch nicht mehr — er wollte nicht mehr recht vor die Tür gehen, das strengte ihn an. Und seinen Posten an der Ecke des Hohen Steinwegs und der Neuen Königstraße, den Onkel Eli lange Jahre unermüdlich bei Regen und Sonnenschein innegehabt hatte, den bezog er schon gar nicht mehr. Und es hätten sich die größten Dinge hier abspielen können, er wäre von ihnen völlig ununterrichtet geblieben, und selbst wenn bei den Frankfurter Wagen holländische

Füchse eingestellt worden wären, er hätte es nicht erfahren. Höchstens, daß der alte Onkel Eli mal einen Schritt vors Haus ging, wenn die Sonne recht hell schien, und sehnsüchtig nach der Königstraße hinübersah, in der Kutschen und Chaisen, Wagen und Karren vorüberzogen, unruhvoll und hüpfend, wie die bunten Bilder einer Zauberlaterne. Aber auch das strengte den alten Herrn an. Und das Lesen strengte ihn an und das Erzählen strengte ihn an, und es kam vor, daß er mitten im Satze einschlief — deutlich schnarchend — um nach ein paar Minuten aufzuwachen und gleich wieder sein Thema bei den letzten Worten anzufangen.

Und Jettchen mußte ihm nun täglich aus dem Beobachter vorlesen, alles, von der ersten bis zur letzten Zeile. Und der alte Eli knüpfte dann langwierige Auseinandersetzungen daran, ob die Geschichte wahr sei, daß in Kentucky ein ganz einfacher Farmer so täuschend das Krähen des Hahnes nachmachen könne, daß deswegen die Sonne sogar früher aufgeht. Aber mitten in den Argumenten dafür und dawider da senkte der alte Eli von neuem den weißgepuderten Kopf und nickte ein ganz klein wenig ein. Doch nur, um dann aufzufahren und sich bei Jettchen zu entschuldigen, was für ein schlechter Wirt er gegen seinen Gast wäre. Überhaupt war der alte Eli gegen Jettchen sehr zuvorkommend, und er hätte sich lieber füsilieren lassen, als daß er es gewagt hätte, etwa zuerst durch eine Tür zu gehen oder um 1 Uhr beim Mittagessen früher den Suppenlöffel in die Hand zu nehmen, als Jettchen, die servierte, es tat. Ja er ging nicht einmal in Morgenschuhen in ihrer Gegenwart, sondern war von früh bis spät für Jettchen gestiefelt und gespornt. Und während er sonst für wochentags im Hause eine alte fuchsige Perrücke getragen hatte, sorgte er jetzt immer, daß er schon weiß und wohlgepudert einherschritt.

Die alte Minchen aber, statt sich dessen zu freuen, beschwerte sich insgeheim bei Onkel Salomon, daß Jettchen ihr ihren Eli abspenstig mache, mit dem sie doch jetzt über 45 Jahre wirklich gut und glücklich gelebt habe.

Denn zwischen Eli und Minchen — das muß man sagen — gab es immer Häkeleien. Minchen verstand sich auf Blumen, wie nur ein Gärtner, und sie war stolz auf ihre alten Kamelien, die sie goß und nicht goß, mit Pottasche bestreute, mit Tabakslauge abwusch, abstaubte und besprengte, beschnitt und in Watte wickelte, erst kalt und dann warm, erst dunkel und dann hell stellte und die ihr die Sorgfalt jetzt im ersten Frühjahr mit überreichlichen Blüten lohnten. Und nun stellte das gute Minchen die weißen Porzellantöpfe mit den goldenen Masken auf die breiten Fensterborde, mitten hinein in die hohen dunklen Efeubogen, die rechts und links ein jedes Fenster mit ihrem länglichen Kranzgewinde umschlossen. Und die schönste, blumenreichste Seite kehrte das gute Minchen nach außen, nach der Straße hin; vielleicht weniger deswegen, damit die Blüten und Knospen Sonne bekämen, sondern deshalb, damit die Nachbarn sie sähen und damit die Leute, die draußen vorbeigingen, stehen blieben. Aber Eli war nicht dafür:

„Was heißt das?“ sagte er, „i c h soll doch was von meinen Blumen haben und

nicht die Leutchen. Was wackelst du dazu mit dem Kopf, Minchen! Bin ich die Königliche Orangerie?“ Und dann stand Eli auf und drehte alle Porzellantöpfe um, daß die Blumen ins Zimmer sahen.

Und wenn der alte Eli eine Weile saß und irgend etwas zur Hand genommen hatte, dann stand Minchen ganz still in ihrem violetten Morgenrock von ihrem goldenen Stuhl auf und drehte mit ihren alten murkligen Händen die Blumen wieder so herum, daß sie auf die Straße sahen. Und wenn dann Minchen wieder ihre Stickerei genommen hatte, dann stand der alte Eli auf und drehte knurrend die Töpfe wieder nach dem Zimmer zu. So was von einem Frauenzimmer war ihm doch in seinem langen Leben noch nicht vorgekommen.

Und so ging das vielleicht sechsmal am Vormittag. Und Eli knurrte und Minchen zeterte. Aber am Nachmittag waren sie beide doch wieder als sehr gute Freunde ein Herz und eine Seele. Und sie legten zusammen auf der braunen Tischplatte unermüdlich Patience, solange bis es aufging — und wenn es drei Stunden dauerte.

Aber noch einen zweiten immerwährenden Streitpunkt gab es zwischen den beiden Alten, — nämlich: Chéri — Minchens Kanarienvogel, der so klein und gelbgrau wie sie selbst war und zudem noch genau wie seine Dame ein weißes Häubchen trug — auch mit ihm war Eli nicht recht befreundet. Und wer den Hund schlägt, schlägt den Herrn.

Solange Chéri im Bauer sprang, hatte der alte Eli nichts gegen ihn einzuwenden, und er flötete ihm sogar, wenn er guter Laune war, das Menuett aus Don Juan — immer nur das Menuett aus Don Juan — vor, und wenn Chéri in den Efeugeländern am Fenster umherkletterte und an einem Blatt zerrte oder ein Hälmchen Rübsamen knusperte, dann sah der alte Eli noch ganz friedlich zu. Aber sowie Chéri auf die Kommode ging und sich — wie er es so gern tat — der Porzellankuh mitten auf die Nase setzte . . . dann war Polen offen. Und der alte Eli eröffnete, soviel Minchen auch jammern mochte, mit dem Staubwedel eine erfolgreiche Jagd, die immer damit endete, daß Chéri, nachdem er sich zuerst auf den Bronzereifen der Krone geflüchtet hatte und von dort aus deutlich in der Richtung nach dem Mahagonitisch hin seinen Unmut über diese Behandlung kundgegeben hatte, piepsend und ärgerlich in das Bauer zurückkehrte und hier noch eine ganze Weile pfauchte, quietschte und nörgelte, daß er so etwas nicht verdient habe. Bis das alte Minchen das wieder nicht mehr ansehen konnte und, um Chéri milde zu stimmen, ein Stückchen Zucker in den schmalen, zahnlosen Mund nahm und das Bauer öffnete; und Chéri ließ sich nun auf Minchens Busen nieder und erletzte sich an der süßen Gabe. Jettchen aber wußte wirklich nicht, was sie mehr bewundern sollte — wie zahm das Tierchen war oder wie geschickt es war, daß es, von einem Fuß auf den anderen hüpfend, doch immer von neuem auf Tante Minchens Busen Halt fand, ohne ins Bodenlose hinabzugleiten.

Aber nach einer halben Stunde saß dann Chéri wieder der Porzellankuh mitten auf

der Nase, und wenn Eli nicht gerade schlief, was ja auch vorkam — dann hub die Jagd von neuem an, und Chéri mußte nur zu bald wieder mit einem Stückchen Zucker aus Minchens Munde getröstet werden. . . . .

Vielleicht hätte ja Jettchen doch wieder zu Onkel Jason zurückgekonnt. Und sie wünschte sehr, es zu tun; sie sehnte sich zurück nach dem grünen Zimmer mit den koketten Bildern und den blanken Möbeln aus der Enge ihres kleinen Hofzimmers. Und sie fühlte Heimweh nach dem spitzigen Geplauder Onkel Jasons und nach all den tausend charmanten Dingen, mit denen er seine Gestalt und sein Leben einzuhegen wußte. Hier zu den alten Leuten hatte sich auch nicht ein Hauch von alledem geflüchtet, und alle Gedanken und Worte klebten am Alltäglichen, und nur ganz selten, wenn der alte Eli seinen guten Tag hatte, wehte so etwas wie ein Lichtschein von Geist und Grazie darüber hin. Aber Eli hatte nicht viel gute Tage mehr.

Und doch hielt Jettchen wieder eine unbestimmte Furcht ab, auch nur den Wunsch auszusprechen, zu Onkel Jason zurückzukehren — ja sie erschrak selbst vor dem Gedanken, ihn wieder zu sehen. Sie wußte nicht, wie sie nun ihm entgegentreten sollte. Denn sie fühlte, daß sie ihre alte Unbefangenheit ihm gegenüber verloren hatte. Hundertmal sagte sie sich ja, daß aus allen Worten Onkel Jasons nicht mehr als ein zärtliches Mitleid gesprochen habe, wie es doch nur die Freundschaft und nicht wie es die Liebe füreinander hegt. Aber vom Grunde ihrer Seele stieg dabei immer wieder so etwas wie eine angstvolle Scheu auf, ein Zurückweichen, ein Hinneigen, eine Bedrängnis, die ferne, unklare Empfindung, daß Onkel Jason nur ein Wort zu sagen brauche, und sie würde ihm all das aufgeben, was sie mühsam Schritt für Schritt sich jetzt erkämpfte. Und das ließ sie Furcht empfinden, Onkel Jason wiederzusehen. Und doch sagte sich Jettchen in den ersten schlaflosen Nächten in ihrem dumpfen Zimmer, daß sie wieder zu Onkel Jason m ü s s e, weil sie ja nur da mit Kößling zusammentreffen könne; denn von ihm entfernt und abgeschnitten, da waren mit einem Male alle Schatten geschwunden und alles Rauhe war geglättet, da gab es nichts mehr von dem, was sie trennte und schied. Und sie hatte nun eitel Sehnsucht nach Kößling, nach seiner Gestalt, seinem Gesicht, seinen Händen, seinen Küssen, nach dem Klang seiner Stimme, der etwas hell war und ganz leicht gläsern. Nicht ihr Geist und Sinn, aber ihr Herz schien alles vergessen zu haben, schien all der tausend Hacheln und Dornen, die sie bei jeder Begegnung ritzten, sich nicht mehr zu erinnern, und all der schweren Zweifel, die sie bedrängten, wenn sie an ihre gemeinsame Zukunft dachte.

Und doch konnte sich Jettchen immer wieder nicht entschließen, auch nur davon zu beginnen, daß sie zu Onkel Jason zurückwollte; dann war ja auch Onkel Salomon eigens noch einmal zu ihr gekommen, um sie zu bitten, daß sie doch bei den alten Leuten bleibe — die kurze Zeit, die sie noch bei ihnen sein könnte. Und Salomon hatte das erstemal ganz ruhig mit Jettchen über ihre Scheidung gesprochen, daß sie jetzt wenigstens in einer Beziehung schon Klarheit hätten und daß sie nur ihm vertrauen

solle — ehe der Sommer vorbei sei, werde ihr schon alles nach Wunsch gehen, und sie könnte ja dann tun und lassen, was sie wolle.

Und Tante Riekchen und Tante Hannchen waren auch gleich in den ersten Tagen gekommen, nach den alten Leuten zu sehen, und sie hatten Jettchen belobt, daß sie zu Eli und Minchen gegangen war. Und Hannchen hatte versucht, von ihrem Neffen Julius anzufangen, der doch jetzt das Glück mit den Militärlieferungen gehabt habe; aber Riekchen hatte sie unterbrochen und mit einem wehleidigen Augenaufschlag gesagt, daß das gewiß Jettchen jetzt gar nicht interessiere. Und selbst der Herr Kommissionsrat ließ sich blicken, etwas grauer denn sonst, aber ganz der alte: jovial, schulterklopfend, küssend und schwadronnierend wie immer. Und nur in geheimen Augenblicken huschte so etwas wie der Schatten eines bitteren Kummers über sein scharfes Gesicht. Denn ein Vater — und sei er auch aus so grobem Holz wie Ferdinand Gebert — begräbt ja nicht wie eine Mutter allein das Kind, sondern, was herber ist und tieferen Kummer gibt, auch seinen Ehrgeiz und seine Hoffnung. Aber Ferdinand Gebert war doch klug genug, um sich richtig zu sagen, daß für das Leben und für das Geschäft Kummer eine Ware ist, die niemand gern kaufen will und daß man am besten tut, sie in irgend einen abgelegenen Winkel zu verstauen, wo sie nicht so leicht in die Augen fällt. . . .

Und dann waren erst das alte Fräulein Hörtel und Tante Riekchens Mädchen gekommen, ganz außer Atem, mit Körben voll von Kleidern und Röcken und Wäsche, und Jettchen hatte nun alles wieder von neuem eingeräumt in einen mächtigen, braunschwarzen, eichenen Schrank, dessen Türen so schwer und so knarrend aufgingen, wie Stadttore, dessen Schlüssel einem Morgenstern glich und der selbst mit seinen mächtigen Vouten und seiner schweren Bekrönung so breit und hoch war wie eine Ritterburg. Und als eben alles in dieser Ritterburg verschwunden war, da war Onkel Jason selbst gekommen, in neuer Frühjahrstracht, sich tief vor Jettchen neigend, mit seinem sarkastischen Lächeln, wieder ganz Förmlichkeit wie vordem — und Jettchen war es nicht schwer gefallen, ihre Unbefangenheit wieder zu finden. Den letzten Abend erwähnte Jason nicht; und auch Jettchen hütete sich, darauf zurückzukommen. Jason zog sich einen Stuhl heran und begann zu plaudern wie ehedem: was es draußen auf der Straße gebe, was die Leute sprächen, was die Zeitungen brächten — er erzählte vom König und daß es ihm jetzt ernstlich schlecht gehe. Er liege im Fieber, huste, schlafe nicht, sei unruhig, voller Angst vor dem Tode und gepeinigt von den Leiden des Alters. Wo man hinhöre, auf der Straße — immer höre man nur das eine Gespräch, wie lange er noch leben werde, was dann würde — ob es ihm schlechter oder besser gehe. Die Geheimräte stelzten über die Linden mit Gesichtern, wie Ärzte, die von einem Konsilium kämen, nun alles wüßten und doch nichts sagten. Und viele gingen vors Schloß und fragten die Lakaien aus, die aus dem Tor kommen.

Und Jettchen erzählte Jason von den alten Leuten — daß Minchen tagelang so merkwürdig sei und daß Onkel Eli immer einschlafe, wenn sie ihm aus dem Beobachter

vorlese. Aber Jason meinte, daß man daraus gar nichts ersehen könnte, er sei zwar nicht achtzig Jahre, aber er würde auch einschlafen, wenn ihm Jettchen die Liebe erwiese, ihm etwas aus dem Beobachter vorzulesen.

Und dann sprach Jason Gebert von Heines neuem Buch über Börne. Jettchen müsse es kennen lernen, er würde es ihr einmal bringen. Wie er es das erstemal gelesen habe, da habe er an Heine verzweifeln wollen, wie er nur d a s angreifen könne, sich von d e m abkehren könne, was er durch Jahrzehnte als Erster verteidigt habe. Und er habe gar nicht begreifen wollen, warum dieser Mensch sich nur all die neuen Feinde schaffe, daß er jetzt bald ganz allein stünde. Aber dann sei er — er habe ja nun Zeit zum Lesen — noch einmal über das Buch gekommen, und er sei ganz gefangen worden von diesem wundervollen Schlußbild, der fliehenden und frierenden, der trauernden und wehklagenden Göttinnen im winterlichen Walde. Und er habe plötzlich gefühlt, daß Heine dieses ganze Buch nicht anders schreiben konnte, daß es gleichsam eine Verteidigung seines Selbst ist gegen die rohen Mächte des öffentlichen Lebens, in die er immer wieder mit jedem neuen Tag hineingezerrt wurde und die ihm doch so fern und so fremd und so gleichgültig waren. Was habe eigentlich Heinrich Heine mit Königen und Völkern, mit Polen, Preußen und Franzosen zu tun? Börne war der Kursmakler an der Börse der Freiheit, und für ihn bedeutete es das Leben, zu wissen, wie hoch die Papiere seines Marktes in Berlin oder in Hannover, in Paris oder in Warschau gerade gehandelt wurden. Aber für einen Heinrich Heine muß es eben höhere und andere Werte geben, und endlich sind für ihn, für sein Selbst, der Klang eines Reimes, der Schritt einer Grisette und eine Stunde im Bois tiefere Wahrheiten und innigere Erlebnisse. Das müsse man sich immer beim Lesen des Buches vergegenwärtigen. Und ein Renegat ist Heinrich Heine ja deshalb doch nicht, und sein Herz wird immer auf der Seite der Freiheit sein, auch wenn er die Schönheit und das Leben mehr liebt. Das trenne ihn ja gerade von Börne, der ein Schlachtengeist gewesen ist und ein Feldherr der Feder, ein Napoleon ohne Truppen und der doch niemals wie Heine in trunkener Ergriffenheit der Schönheit den Mantelsaum geküßt hätte, ja der immer achtlos an ihr vorübergegangen ist, wo er ihr auch begegnete. Nur das Theater habe ihn ja gereizt, Spiel und Gegenspiel, Zug und Gegenzug, das Schachspiel der Bühne, die literarische Politik. — Aber Jettchen werde das Buch ja lesen. Doch vorher solle sie noch dieses Buch hier über Charlotte Stieglitz zu Ende lesen, das er — als sie fort war — auf ihrem Tisch gefunden habe.

„Ach ja, Onkel,“ rief Jettchen, „ich wollte dich schon darum bitten, daß du es mir brächtest.“

Und Jettchen möge es von ihm annehmen, fuhr Jason Gebert fort, indem er sich vom Stuhl erhob — möge es annehmen, damit sie später einmal an ihre gemeinsame Zeit ein greifbares Stück Erinnerung hätte.

Jason Gebert hatte sich vorgenommen, das ganz ruhig und leichthin und spöttisch

zu sagen, und jetzt sagte er es doch, den Kopf halb abgewandt, mit dünnen Lippen und mit verschleierter hoher Stimme.

Und Jettchen, die sich erhoben hatte, griff nach dem grauen Deckel des Buches — und auch sie wandte den Kopf fort, damit Onkel Jason nicht ihre nassen Augen sehe, bei ihren Worten, daß es doch dessen wirklich nicht bedurft hätte, um ihr Gedächtnis an ihre gemeinsame Zeit — sie wiederholte Jasons Sprechweise — wachzuhalten.

Und ehe sich Jettchen noch recht besann, da hörte sie Onkel Jasons schweren, hinkenden Schritt schon draußen auf der Stiege und hörte Jason Gebert, wie er unten von Tante Minchen Abschied nahm — und Jettchen sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Aber dann — es war ein heller Tag draußen und die weiße Sonne des ersten Frühlings lag wie Silber über den schrägen Ziegeldächern der Hofhäuser — und die Sperlinge, die unten an der Regentonne ihr Bad nahmen, lärmten sehr um den Vorrang des besten Platzes, während von unten aus der Küche dazwischen noch der unmelodische Gesang der tauben Minna ertönte und das Klirren des Geschirrs, das sie beim Abwaschen wild durcheinander stieß, sich hineinmischte — — — aber dann zog mit der frischen Luft durch das offene Fenster doch so eine ganze Welle von Leben in Jettchens Zimmer, und die machte, daß Jettchen mit Schluchzen aufhörte und das Buch zur Hand nahm. Aber wie sie es aufschlug, um die Stelle zu suchen, an der sie zuletzt gehalten hatte, da sah sie, daß Onkel Jason etwas auf das Titelblatt geschrieben hatte, hineingeschrieben hatte in einen dünnen Kranz grüner Efeublätter. Und Jettchen beugte sich darüber und las es langsam und halblaut vor sich hin, las es einmal und wieder, ohne zu verweilen.

Siehst in dem späten Sommer du
Dem Spiele zweier Falter zu,
Siehst sie mit Flügeln, bunten, weichen,
Um Rosenbusch und Hecke streichen
Und dann vom Beete sich erheben
Und kurze Frist zusammen schweben,
Sich meiden, eh' sie sich erkoren,
Und scheiden, eh' sie sich verloren —
Dann denk', daß über ungewissen
Und abgrundtiefen Finsternissen
Auch unsre Seelen flatternd hingen
Gleich jenen beiden Schmetterlingen:
Sich meidend, eh' sie sich erkoren
Und scheidend, eh' sie sich verloren.

Und Jettchen las und las diese barocken Schriftzüge, diese Verse Onkel Jasons, so lange, bis sie vor Tränen sie nicht mehr sehen konnte, während doch ihr Mund und ihr Herz sie immer noch wiederholten. . . .

Und am Nachmittag kam ein Brief — die taube Minna brachte ihn Jettchen, während die unten bei den alten Leuten war — Jettchen aber warf nur einen Blick auf die Adresse, wurde rot und steckte den Brief fort.

Tante Minchen aber saß tief über ihre Arbeit gebeugt und Eli, der alte Eli hatte den Kopf auf der Seite und den Mund halb offen. Alle Kamelien prangten in den Efeubogen nach der Straße hin und Chéri blinzelte von der Porzellankuh aus mißtrauisch zu seinem Feind hinüber, ob das Schlafen wohl doch nicht etwa eine Kriegslist von ihm sei. Es war ganz still im Zimmer, als die taube Minna hinausgetrampelt war. Und Minchen, klein, schief und zusammengesunken, die Haube auf dem einen Ohr, stichelte ohne Aufhören.

Aber eine Frau kann ja gut und gern 77 Jahre alt sein und ihre Sinne können schon ein bißchen in Unordnung gekommen sein und man kann meinen, daß sie mit ihren paar kümmerlichen Gedanken ganz wo anders ist und sie braucht nicht einmal etwas gehört oder gesehen zu haben — und sie wird doch immer wissen, um was es sich dreht. Und ihre Nerven, sonst schon etwas stumpf, und ihr Geist, sonst schon verbraucht, wird immer noch d a alles fühlen und erraten, wo der Mann achtlos und grob vorübergeht. Und so begann auch die alte Tante Minchen plötzlich scheinbar ganz unvermittelt:

„Jettchen," begann sie, „hör' mal, meine Tochter, eins muß ich dir aber doch sagen — hierher kommen und dich besuchen, darf er nicht. Meinethalben könnt' er 's ja — ich hab' gewiß nichts dagegen — aber Salomons wegen möcht' ich's nicht gern erlauben."

Jettchen wurde rot.

„Nun, nun," fuhr Minchen fort, „du brauchst nicht rot zu werden. Die Sache ist doch nicht so schlimm. Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen: laß ihn doch am Abend draußen ein bißchen ans Fenster kommen. Denn weißt du, Jettchen, gesehen darfst du doch auch nicht mit ihm werden. Aber wenn du das schon gar nicht magst — schön! — gehn wir beide mal nächstens des Abends ein bißchen weg, und dann werden wir's schon so machen, daß wir den jungen Mann irgendwie treffen —."

Aber Eli, der auf seinem Thron eingenickt war, erwachte gerade zur rechten Zeit, um wenigstens die letzten Worte zu hören:

„Was heißt das, Minchen," rief er, „bei mir wird nicht des Abends weggegangen! Was eine anständige Frau ist, die gehört um 9 Uhr ins Bett."

Aber da gewahrte der alte Eli gerade den Kanarienvogel, — der immer noch friedlich der Porzellankuh auf der Nase saß, — und sofort begann er Jagd auf ihn zu machen.

Und als dann spät am Abend — die beiden Alten hatten sich schon längst zur Ruhe begeben — Jettchen noch bei offenem Fenster, durch das die kühle Luft hereinstrich und das Licht flackern machte . . . als da Jettchen Kößlings Brief zum fünftenmal las, denn er war reich an verliebten Worten und voller Sehnsucht und Hoffnung, sprach von Aussichten und kleinen Erfolgen — da hörte sie mit einmal nebenan es sich rappeln.

Und dann hörte sie Tante Minchen aufschreien. Und der Atem stockte ihr vor Schrecken und sie stürzte zur Tür. Aber dann war auch gleich wieder alles still. Und Jettchen, die sich an die Türfüllung drückte, hörte deutlich den alten Eli schnarchen, während das alte Minchen, das längst wieder ihr Ehebett neben ihrem Gemahl bezogen hatte, immer noch leise und vernehmlich vor sich hinschimpfte.

Aber am nächsten Morgen — der Tag war nicht so früh — kam schon Minchen in Jettchens Zimmer, nur mit dem Notdürftigsten auf ihrem notdürftigen Körperlein angetan, um ihr das Ereignis zu erzählen:

„So einen Mann soll man haben," rief sie noch in der Tür, „immer komischer wird er! Mit einmal gestern nacht — ich denke, mir soll der Verstand still stehn — faßt er doch immer mit der Hand rüber nach meinem Bett. Um Himmelswillen, was ist dir, Eli! schrei ich. Und was sagt er? Nun, meint er ganz seelenruhig — weißt du Minchen, du hast doch heut mittag gesagt, daß du weggehn willst — und da wollt' ich nur mal nachsehn, ob du noch da bist. Bei dir soll man nämlich sagen — und damit legt sich der Mensch auf die andere Seite und schnarcht weiter: eine geschlagene Stunde bin ich noch wach gewesen — das Herz ist mir nur so geflogen. Hast du schon mal so was gehört? Den Tod kann man ja vor Schreck kriegen — so einen Mann soll man haben — immer komischer wird er!"

(Fortsetzung folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Der April-Termin ist immer der zweitschwerste! Der stärkste ist der Januar, der kleinste der Juli. Immerhin tritt aber eine Milderung durch den Umstand ein, daß bei Staatspapieren der Coupon 12 Tage früher eingelöst zu werden pflegt. Die gegenwärtige Geldknappheit wird also erklärlich, ohne daß man infolgedessen auf die geringe Dispositionsfähigkeit unserer Großbanken das übliche Raisonnement zu halten braucht. Für die Börse lassen sich Barmittel immer finden, erstens weil solche jetzt nicht groß sind und sodann, weil man $5^3/_4$ % rechnen darf. Ein freilich teurer Satz, angesichts der totalen Geschäftsstille, die bereits heute eine ganze Anzahl kleinerer Bankhäuser ihre Spesen mit ihren Gewinnen vergleichen läßt, um sodann auf diesem Wege auf Liquidierungsgedanken zu gelangen. Jedenfalls denkt Herr Havenstein nicht daran, sich die Bank von England bei seiner Diskontopolitik zum unbedingten Muster zu nehmen. Mit großem Recht, da er selbst zwar nicht die versteckte Lage unseres Bankwesens gründlich übersehen kann, aber doch die Geldbedürfnisse des Reiches von Ministerseite aus genügend angedeutet erhält. In diesem Sinne kann man ruhig sagen, daß der Schatten einer großen Reichsanleihe über dem deutschen Markt schwebt. Natürlich kann es sich hierbei zunächst nur um die Prolongierung der kurzfälligen Schatzscheine handeln, deren Beträge bekanntlich alles eher als gering genannt werden können. Indessen auch darüber hinaus dürfte noch ein umfassender Bedarf hervortreten. Wie

die Dinge heute einmal liegen, würde sich unser neuer Schatzsekretär freuen, seine Schatzscheine auf einen 4 prozentigen Typus hin konsolidieren zu können, allein selbst hierfür ist der psychologische Moment noch nicht gekommen. Was unsere großen Kreditinstitute betrifft, so bleiben dieselben sichtlich bemüht, die Ansprüche von Handel und Industrie, also im Grunde doch — legitime Ansprüche, noch immerfort einzuschränken. Eingeweihte bemerken dies am besten aus den norddeutschen Geschäften, die gegenwärtig in auffallend großer Zahl nach Süddeutschland angeboten werden und zwar zu Bedingungen, die oft schon einige Verwunderung erregen. Zur Erschwerung der Bankenpositionen tragen auch die starken Finanzierungen fremder Bahnen bei, auf welche hin Obligationen ausgegeben wurden, die ebenfalls noch die Portefeuilles dieser Banken belasten. Inmitten jener Krediteinschränkungen muß es aber als Merkwürdigkeit erscheinen, daß noch in den letzten rückgängigen Monaten, wo doch fast alle Waren gewaltig im Preise zurückgegangen waren, unser Wechselstempel ein bedeutendes Mehr aufwies. Eine Lösung dieses Rätsels ist bisher von keiner Seite erfolgt. Jedenfalls hat unsere Geldkalamität, die von mehr als einem Erfahrenen als unbeendet angesehen wird, die schädlichsten Folgen besonders für Deutschlands Industrie. Und da die Franzosen unsern Wechselmarkt durch überaus reichliche Diskontierungen wieder einmal erleichtert haben, so hängen wir leider auf einem der wichtigsten Gebiete von der Fremden Großmut ab.

* * *

„Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß am . . . . . die Generalversammlung der . . . . . stattfindet. Wir sind gerne bereit, hierzu die Vertretung Ihrer bei uns ruhenden Aktien zu übernehmen.“ In dieser Form werden die Aktionäre der verschiedensten Aktiengesellschaften bei uns ziemlich regelmäßig von ihren Banken oder Bankiers mit gedruckten Zirkularen überschwemmt. Da dem noch ein Kuvert mit der Rückadresse beiliegt, so wird es den nur zu bequemen Kapitalisten sehr leicht gemacht, sich der eigenen Meinungsäußerung zu begeben. Pflegt doch ein solches Zirkular mit keinem Worte die eigentlichen Absichten der betreffenden Banken zu enthalten. Diese letzteren sind auch sehr oft nur die Konsorten größerer Institute, welcher Unselbständigkeit sich Provinzbanken mit selbst 50 und 80 Millionen Mark Kapital keineswegs schämen. Auf solche Weise ist es leicht, sich eine Majorität zusammenzublasen, es müßte denn schon von einer feindlichen Seite her die wohl zumeist als Rarität gilt, eine Gegenbewerbung um Stimmen, also Aktien, stattgefunden haben. Somit geht dann denjenigen, welche unsern Aktiengesellschaften erst die Existenz verleihen, die einzige Möglichkeit verloren, an einem Tage im Jahre ihr Mitbestimmungsrecht zu üben oder auch ausüben zu lassen. Ohne diese leise gehende Uhr würde es vielleicht um die Gewalt unserer größten Geldorganisationen gemeinnütziger aussehen. In der Tat! Wenn ein englischer Minister einst erklärt hat, er müsse sich eine Opposition selbst schaffen, falls eine solche nicht existiere, so läßt sich auch die Zeit vordenken, in der ein ernster Bankdirektor der gleichen Meinung geworden ist. Was würde es denn schaden, wenn eine Generalversammlung jedesmal gleichsam wie eine Reichstagssitzung viele Stunden dauerte, in der dann zahlreiche Aktionäre Anfragen oder Wünsche stellten? Wir in Deutschland denken bei langen Generalversammlungen immer an Krieg oder Revolution gegen den bestehenden Vorstand. Das alles brauchte aber gar nicht zu sein, und es könnte dennoch zu einer ruhigen und, wie gleich hinzugefügt werden soll, für beide Teile ersprießlichen Aussprache kommen. Man bedenke, was leider im Publikum bei weitem zu wenig bekannt ist, daß heute nach unserem schönen Aktiengesetz nicht einmal der Aufsichtsrat von seinen Direktoren sehr tiefgehende Aufschlüsse fordern kann. Geschäftsgeheimnis! würde da allzu wißbegierigen Herren entgegengehalten werden, es seien denn wuchtige Persönlichkeiten, die sich nicht einfach mit ihren Tantièmen abspeisen lassen. Nur so ist es möglich geworden, daß Herrschaft und zugleich Regierung bei unseren Direktoren steht, — eine Macht, die modernerweise in keinem Staate mehr angängig ist, die aber in unserem Geldwesen noch immer weitere Wurzeln schlägt. Wenn jetzt ein Unternehmen 10 % Dividende verteilt, so meint der maßgebende Leiter höchst naiv, daß die Aktionäre

damit zufrieden sein könnten, und sich um nichts weiteres kümmern sollten. Als ob nicht im Handumdrehen auch die Dividende wieder 5% werden könnte, und als ob nicht die Aktionäre auch eine — moralische Verantwortlichkeit für diejenigen Geschäfte mittragen, welche unter Umständen einen ganzen Markt deroutieren könnten. Das Verhängnisvolle unserer kapitalistischen Geschäftsgebarung liegt überhaupt in der grob-materialistischen Rechtsanschauung, wonach der Geldeinleger, also auch Geschäfts-Teilnehmer, nur ein pekuniäres Interesse auszufüllen und zu vertreten habe. Andere Zeiten, andere Meinungen! Und so können wir uns auch den Anbruch von Generalversammlungen denken, in denen es nicht wie jetzt, imperialistisch, sondern parlamentarisch zugeht, und in denen vor allem auch die Direktoren selbst eine aufrichtige Genugtuung in der öffentlichen Verständigung mit ihrem Mandanten finden. Solange der Tantièmenwucher in dem gegenwärtigen Umfange weiterbesteht, ist freilich eine solche Modernisierung nicht in naher Aussicht.

* * *

Die diesmaligen Darlegungen des Generaldirektors Ballin von der Hamburg-Amerika-Linie sind nicht allein für die gegenwärtige Lage seines Unternehmens höchst belehrend gewesen, sondern sie geben uns auch, darüber weit hinaus, ein Bild von der Schiffahrtstätigkeit überhaupt. Vor allem hat jene Rede die alten Erwägungen einer allerdings nicht großen Zahl von Rentnern bestätigt, wonach umfassende Anlagen in Schiffahrt-Aktien gewissermaßen unsolide seien, weil eine Gleichmäßigkeit der Dividende außer jeder Erfahrung stehe. Herr Ballin hat nicht einmal die übertrieben großen Unkosten an Reklame und Repräsentation anzuführen brauchen, um zu dem gleichen Ergebnis zu kommen. Er betonte nur die außerordentlich feine Fühlung der Dampfergesellschaften mit der Weltkonjunktur, infolgedessen man bald viele Schiffe bauen, bald auch zu Hunderten chartern müsse. Für einen Mann, der in einem so hohen Maße unsern Markt mit Kapitalsvergrößerungen zu überraschen pflegt, war dies gewiß offen gesprochen, denn damit wird wohl ein großer Teil dieser Aktien einfach auf den Spekulationsmarkt verwiesen. Die Zeit liegt noch in weiter Ferne, in der man, um ein Miquelsches Wort zu wiederholen, in Amerika arbeiten und in Europa sich amüsieren wird.

Allein, wenn zwischen der alten und neuen Welt wirklich ein Verkehr etabliert sein wird, wie etwa auf unseren Eisenbahnen, so werden die heutigen Dampfergesellschaften die Früchte dieses ungeheueren Aufschwungs nicht mehr ernten. Alsdann dürfte längst eine Kompagnie nach der andern entstanden sein, die zwar einander nicht aufessen, aber doch die Erträgnisse regelmäßig zerteilen. Unsere gegenwärtigen Faktoren auf diesem Gebiete mögen in einem noch so großen Stile arbeiten, so sind sie doch immer nur die Pioniere für eine gewaltige Zukunft, die sie selbst nicht mehr miterleben werden. Dieser Ausblick hier in die Ferne soll aber keineswegs ein Hindernis für die Frage bilden, ob nicht die außerordentlich starken Ausgaben für Äußerlichkeiten aller Art, worunter auch Massenbewirtungen oder sonstige teure Gastfreundschaften sehr schwer wiegen, einer rationellen Einschränkung fähig sind. Ein so einfacher, hanseatisch fühlender Mann wie Herr Ballin sieht vielleicht eines Tages ganz von selbst ein, wie man auch ohne höhere Freundschaften ein gewaltiges Unternehmen in Vollblüte halten kann. Wäre er jemals geneigt gewesen, einen sehr maßgebenden Wunsch, ihn zum Minister zu machen, zu erfüllen, so müßte er auf einem noch viel größeren Gebiete auf strenge Sparsamkeit halten.

* * *

Unserer ganzen Industrie könnte es trotz allem Konjunkturniedergang ungleich besser gehen, falls ihr nicht der Geldkorb immer höher gehängt würde. Die betreffenden Kreditgeber säumen auch nicht, ihre verhängnisvolle Politik einzusehen, aber sie können heute sogar auf das drohende Nahen jener oben bereits erwähnten Reichsanleihe hinweisen, um eine weitere Begründung für ihre ablehnende Haltung zu haben. Als sicher erscheint es, daß eine ganze Anzahl von Eisenbranchen nunmehr bald die Bestellungen erhalten muß, mit denen die Fabrikanten resp. Händler wie immer bei einer Änderung der Geschäftsphysiognomie nur zu lange gewartet haben. Nunmehr aber, so heißt es, müßten diese Bestellungen erfolgen. Der wichtige Umstand,

daß die Regierungsvorlage uns mit dem Bau von Nebenbahnen wie gebührend bedacht hat, spricht einstweilen in der Beurteilung der Lage noch nicht mit. Indessen handelt es sich hier doch um Bestellungen zum Betrage von vielen Hunderten von Millionen, welche Jahre hindurch große Teile unserer Fabrikation beschäftigen müssen, — keineswegs etwa wie unsere Marine-Aufträge, die trotz Steuerdrucks auf dem ganzen deutschen Volke, nur vereinzelten Etablissements zugute kommen können. Heute zum ersten Male wird es sich auch zeigen. welche Nachteile unter Umständen die seinerzeit so viel gerühmten Kombinationen von Kohlen- und Hüttengesellschaften nach sich ziehen. So würden z. B. Gelsenkirchen 30 % mehr wert sein, wenn nicht Herr Generaldirektor Kirdorf mit seinem Bruder von der „Roten Erde" bei Aachen die bekannte Vereinigung hergestellt hätte. So muß ein sonst reines Kohlenunternehmen unter der Eisenkonjunktur, die es selbst weit weniger drückt, zu gleichen Teilen mitleiden. Die Herren Kirdorf hatten dieses kühne Verfahren eingeschlagen, um ihre Zechen gegen etwaige Regierungsgelüste im Hibernia-Stile mit einer Art Stacheldraht zu umgeben. Denn wie soll man Aktien bewerten und entweder an der Börse überfallen oder offen aufkaufen, wenn der Taxationswert zwei fremde Gebiete zugleich zu durchdringen hat? Dieser gewiß nicht kleine Gesichtspunkt wird aber niemals den richtigen Gedanken aus der Welt schaffen, daß es ein Unding ist, Unternehmen von ziemlich regelmäßiger Rentabilität mit durchaus schwankenden zu vereinigen. Das jetzt weiter stark angegriffene Kohlensyndikat hüllt sich noch immer in Schweigen, aber Anzeichen für gewisse Preisreduktionen sind doch vorhanden. Damit wäre man aber von Essen aus noch immer nicht imstande, unsere großen Dampferlinien zu versorgen. Denn so billig wie englische Kohle, trotz deren noch immer hohen Sätzen, dürfte Ruhrkohle für unsere Seehäfen in absehbarer Zeit kaum werden. Unsere reinen Kohlengesellschaften könnten zum Teil sehr hohe Dividenden geben, aber es scheint, daß die Aufsichtsräte diesmal den Direktoren in den Arm fallen; erstens angesichts der gesunkenen Aktienkurse und sodann aus Rücksicht auf die niedergehenden Chancen des laufenden Jahres. Die Beschäftigung in unseren anderen Industrien ist zum Teil noch immer gut. Unsere chemischen Unternehmen arbeiten glänzend, wenn auch kostspielige Versuche, wie vor allem diejenigen betreffs des künstlichen Salpeters, sich einstweilen noch dunkel genug ausnehmen. Merkwürdig bleibt es, daß in Gegensatz zu unserm recht untätig gewordenen Baugewerbe die deutsche Zementfabrikation ausgedehnte Kredite wieder in Anspruch nimmt. Kredite, für die sie sogar in vielen Fällen nach neuen Banken suchen muß.

* * *

Ein Schrecken fuhr durch die Welt, als der russische Finanzminister gelegentlich der Marinedebatte seiner Duma ein Defizit von 250 Millionen in Aussicht stellte. Indem die Franzosen noch immer die Haupt-Lasttiere des russischen Schuldendienstes sind, so würde man bei dieser Summe an Francs geglaubt haben, wenn nicht er selbst die ganze Summe in Rubel genannt hätte. Eine spätere Berichtigung seitens des Ministers erschien mehr als eine Beschwichtigung, aber es ist doch gut, bei dieser Gelegenheit auf das Ungewohnte in der östlichen Redeerscheinung überhaupt aufmerksam zu machen. Zu einer jeden Tätigkeit und auch zu einer solchen vor der Öffentlichkeit, gehört Übung, Technik. Schon Fürst Bismarck machte auf die Neigung des Fürsten Gortschakoff aufmerksam, sich eventuell vor dem Reichsrat in langen Reden gefallen zu können. Dieser weitschweifige, breite, feierliche Zug ist jenen Herren im Osten ganz besonders eigen, und aus Mangel an praktischer Präzision überstürzen sich natürlich Worte, Schlußfolgerungen und Sätze, für welche dann die Verantwortlichkeit nachträglich wieder rückgängig gemacht werden müßte. Man tut gut, sich dies vor Augen zu halten, da noch weitere Duma-Reden seitens der Minister und solcher, die es werden wollen, bevorstehen. Im übrigen wäre auch nur an einen Teilbau der Flotte ohne englisches Kapital und englischen Schiffsbau nicht zu denken. Es bleibt aber die Frage, ob das politische England dem geschäftlichen England nicht noch zur rechten Zeit einen entgegengesetzten Wink geben werde. Inzwischen fahren die Unternehmer diese Landes natürlich fort, alle möglichen, n.b. für sie (!) guten,

Gründungen in Rußland sich konzessionieren zu lassen, so daß auf diesem Wege auch wohl russische Papiere wieder den Lauf über den Kanal nehmen werden. Einen wirklichen Markt dürften sich aber diese Werte an der Stock-Exchange kaum schaffen, da starke Teile des englischen Volks, und an dessen Spitze leitende Staats- und Kolonialmänner, der russischen Allianz entgegenstehen.

* * *

Das Deutsche Reich wird also bald mit der Neu-Ausprägung von mehreren Hundert Millionen Mark Silbers beginnen. Mit dieser Maßnahme, hinter der unter anderem auch weittragende Wünsche einzelner Cliquen sich verstecken, ist aber für den Verkehr noch kein klares Resultat gewonnen. Denn dieser Verkehr hat seine eigene Seele, die weder von Bimetallisten noch von Bureaukraten so einfach zu prüfen ist. Hat man es doch seinerzeit in Österreich erlebt, wie froh alle Welt war, als sie zum erstenmal statt des Papiers mit Gulden in der Tasche klirren konnte. Vielleicht nur wenige Monate nachher war man des Silbergeldes bereits wieder satt geworden und kehrte zur Note zurück. Die allmächtige Gewohnheit hatte eben den Verkehr so ganz anders gestaltet gehabt, daß der Gulden gleichsam wie von selbst wieder verschwand. Man muß eben auf alles eingerichtet sein! In dieser Beziehung hat auch unser Volk sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und es könnte leicht möglich sein, daß es sein gelbes Metall unter allen Umständen so beharrlich festhält, daß die ausgegebenen Silbermünzen wieder dahin zurückfließen, woher sie von Staats wegen gekommen. Man braucht heute nur zu sehen, wie sehr ausgebreitete Geschäftstätigkeiten all ihnen zufließendes Silber sofort auf die Reichsbank schicken, um den Widerwillen gegen diese Kleinmünze zu erkennen. Der deutsche Goldverkehr ist viel zu gesättigt, als daß sich derselbe starke Eingriffe gefallen lassen könnte. Nur weiß das Publikum noch immer nicht, daß bei uns kein anderes Geld gilt als — Gold. Weder Noten noch Silber braucht man von einer Bank, von einer Bahn oder von einer Post anzunehmen, und wenn die beiden letztgenannten Faktoren jetzt ungleich mehr Noten als 10- und 20-Mark-Stücke ausgeben, so stellen sie sich damit nur in den Dienst der Reichsbank, die hier ein Experiment macht. Eine ernstere Seite hat diese ganze Silberprägung noch durch den exzessiven Münzvorteil. Ob Staat? ob Privatmann? im Grunde genommen hat doch keiner das Recht, Fabrikate zu verkaufen, die das, was sie scheinen, auch nicht im entferntesten wert sind. Zuzeiten des Siebenjährigen Krieges mußte Friedrich der Große, der seine Ursache hatte, keine Schulden zu machen, schlechte Taler ausgeben. Er hat sie später alle eingelöst, während Deutschland inmitten des tiefsten Friedens das befremdende Schauspiel gibt, Silbermünzen auszuprägen, die nach dem Weltmarktspreis des Metalles unter der Hälfte des Wertes zurückbleiben. Nietzsche, wenn er heute noch lebte, hätte vielleicht das Wort von der Münzmoral gefunden.

* * *

Zwei Tage vor der Generalversammlung der Deutschen Bank behauptete man in „besseren“ Börsenkreisen, dieses Institut habe bereits jetzt, also im ersten Quartal, seine ganze vorjährige Dividende von 12% verdient. Dann folgte, wie gesagt, die Generalversammlung, und in dieser wurde neben sonstigen viel zu optimistischen Meinungen rundweg erklärt: „Die Bank blicke mit mindestens ebensoviel Vertrauen auf den Abschluß für 1908, wie seinerzeit pro 1907.“ Was die Direktoren aber im Gegensatz zu jenen Börsenkreisen nicht hinzufügten, war die angebliche Information, daß die Deutsche Bank vor Jahren an dem Geschäfte mit den Northern Perferred so viel gewonnen habe, daß noch heute davon die stillen Reserven mächtig zehren könnten. Sollte dies wirklich der Fall sein, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn damals die Direktoren, denn diese allein haben doch, ganz als ob Siemens noch lebte, zu gebieten, offen einen Dividenden-Ergänzungsfonds gebildet hätten. Das ist anfangs der siebziger Jahre z. B. von der Darmstädter Bank geschehen, die freilich einen ewigen Fonds damit nicht schaffen konnte. Immerhin war man in jenen Zeiten noch nicht mutig genug, um über ungemessene Summen den Aktionären einfach keine Rechenschaft zu geben, sondern solche immerfort zur Auffüllung von Geschäftsresultaten zu verwenden, deren Charakter dann ebenfalls ver-

hohlen bleiben kann. Von großen Gesichtspunkten war jener mündliche Direktionsbericht überhaupt nicht geleitet. Besonders die wenigen Worte über Amerika, wo eine Besserung (!) konstatiert wurde, „die auf unsere Verhältnisse zurückwirken werde“, könnten wahrscheinlich eine gründliche Beweisführung nicht vertragen. Selbstredend war kein Aktionär zur Stelle, der sich die Freiheit gestattete, jenen großen Herren die Frage zu stellen, weshalb nun die amerikanische Krisis schon erledigt sein solle.

* * *

Gerüchte von Fallimenten schwirren jetzt, im Gefolge von wirklichen Zahlungsverlegenheiten, nur so in der Luft umher. Das bringt bald die eine, bald die andere Firma in die Zwangslage, ungemessene Summen binnen einer Woche zu bezahlen, die sie sonst ihren Lieferanten auch nicht in drei Wochen auszuzahlen pflegte. In erster Linie sind es Baugeschäfte, die unter diesem Pessimismus leiden. Sehr oft wird dort vergeblich nach dem Bösewicht gesucht, der ein solches Gerücht erfunden haben könnte, während in Wirklichkeit die allgemeinen Verhältnisse hier die Intrigantenrolle übernommen haben. Gibt es doch große deutsche Städte, in denen von Baufirmen kaum ein einzige außer Gerede bleibt. Und noch charakteristischer: fast jedes dieser Geschäfte muß den Vorwurf auf sich sitzen lassen, daß es selbst irgend eine andere Firma desselben Standes verdächtigt hätte. Auch das geschieht nicht aus Tendenz, sondern unwillkürlich bei Gelegenheiten, wo ein größeres Vertrauen in Ziffern umgesetzt werden muß. Vieles ließe sich an diesen verworrenen Zuständen mildern, wenn u. a. solche Parteien nach Gewinnung eines Prozesses nun nicht sofort per Zirkular ihren Triumph breit treten wollten. Das gibt dann immer zur Diskreditierung des Verlierers Anlaß. Ferner sind es die Warenhäuser, aus deren Rentabilität selbst Bankmänner nicht mehr recht klug zu werden scheinen. Nachdem einige dieser großen Häuser, noch dazu mit einem ungeheuren Personal, in offene Zahlungsschwierigkeiten geraten waren, beginnt man solchen Basaren überhaupt etwas schärfer nachzurechnen. Manchmal läßt sich dabei ein auffallendes Sinken des Verkehres feststellen, nachdem wohl ein einfaches Gebäude in einer stilleren Gegend mit einem Prunkbau in erster Lage vertauscht worden ist. Manchmal läßt sich auch ein rapides Steigen der Frequenz konstatieren, und alsbald ist man wiederum kritisch genug, die Hypothekenzinsen solcher neuen Bauten näher einzuschätzen. In beiden Fällen laufen dann solche Untersuchungen recht oft auf ein wachsendes Mißtrauen hinaus. Keinenfalls ist die Ära der Warenhäuser eine so unbedingt siegreiche, wie sie oberflächlicherweise für alle diejenigen, die immer mit dem Strom schwimmen, bis jetzt festzustehen schien. Schon vor längerem wurde hier an dieser Stelle auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß unsere soliden Pfandbriefinstitute in absehbarer Zeit auch keine Warenhäuser mehr beleihen werden, für die ja durch ihre vorzügliche Straßenlage äußerlich eine gute Sicherheit besteht.

---

## Vielseitigkeit in der Wissenschaft.

Von Albrecht Wirth.

In einem Gasthaus des Wild-West soll angeschrieben stehen: Man schießt
dem Hausknecht einmal
dem Zimmermädchen zweimal
dem Kellner dreimal.

In wissenschaftlichen Dingen muß man nicht selten vier- und fünfmal schießen, ehe man die Zunftgenossen aus ihrem Schlummer schreckt. Man soll doch ja nicht glauben, daß die Zeiten vorbei seien, in denen Beethoven und Friedrich Liszt halb verhungert sind. Von Beethovens letzten Sachen erklärten die maßgebenden Musiker Wiens: Verrücktes Zeug! In unseren Tagen erklärte der Professor, der den bedeutendsten Lehrstuhl der Geschichte in ganz Deutschland einnimmt, Delbrück, ein Mann, der doch sonst, wie in der Polenfrage, den Mut eigener Meinung hat, von den Arbeiten Lamprechts: „Der Kundige weiß, was er von diesen Salbadereien zu halten hat.“ Überhaupt, wenn jemand irgendwo die bestehenden Grenzen überschreiten, wenn er erobern, wenn er zusammenfassen will, so erhebt sich ein Ruf der Empörung.

Man nehme Trombetti. Er hat es gewagt, alle Sprachen der Erde zu einer Einheit zusammenzukneten. Seine Methode ist die strengste, ist unanfechtbar. Und doch verdammt ihn der Chor der Fachgenossen. Weniger in der Öffentlichkeit — denn die gedruckten Entgegnungen hat der Bolognese übel abgeführt — als im vertraulichen Gespräch, with a knowing look, mit zwinkerndem Augurenlächeln: „So ein Mann ist doch nicht ernst zu nehmen.“ Ich fragte einst einen Etruskologen: Haben Sie denn die Unità dell' origine del languaggio gelesen? — „Nein, wozu denn? Solche Sachen liest man nicht.“ Ja freilich, wozu? Wenn man a priori davon überzeugt ist, daß der andere unrecht hat, spart man sich Zeit und Mühe, wenn man ihn gar nicht anhört. Das Prozeßwesen wäre dadurch rasch um $^9/_{10}$ gemindert. Wer aber erkannte Trombettis Wert? Der König von Italien. Und nun ist jener Bahnbrecher Sekretär der Akademie von Bologna.

Lamprecht hat sich den Anfechtungen seiner Gegner zum Trotz durchgesetzt. Er ist eben nicht nur ein großer Forscher, sondern, was für den Erfolg viel wichtiger ist, auch ein großer Agitator. Im übrigen hat auch er, wie jeder rechte Universalist, als Spezialist angefangen. Daß er aber zuletzt den Spezialismus überwunden hat, das verzeihen ihm seine Gegner nicht.

Man kann gehen oder reiten oder auf der Bahn, dem Rad, dem Auto fahren: jedes System kann richtig und vollkommen sein, wenn ein bestimmter Zweck damit erfüllt wird. Für viele geschichtliche Untersuchungen kann man nur Spezialisten brauchen, für andere Gebiete nur Universalisten. Beide Klassen leiden an besonderen Fehlern und haben besondere Vorzüge. Vor allem aber wird man darauf hinweisen dürfen, daß der Spezialist in seinem eigensten Fach vor Irrtümern nicht geschützt ist. Heinrich Nissen hielt die Fälschung eines Humanisten für eine Arbeit aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit. Max Müller setzte das Mahabharata um 400 nach Christi, während es jetzt, von Interpolationen und Zusätzen abgesehen, spätestens 300 vor Christi angesetzt wird. Korssen bewies in zwei dicke Büchern, daß die Etrusker zu den Oskern gehörten und hat sich grimmig geirrt. Kekulé und andere Archäologen haben sich durch Fälschungen täuschen lassen. L. von Halle, zu dessen Beruf „Überseekunde“ und die Statistik gehört, wähnte, alle 300 Millionen Inder verstünden Englisch. Derartige Spezialistenfehler sind nicht etwa Mißverständnisse ohne Belang, sondern häufig die Mängel einer ganzen Weltanschauung. Sehr leicht zudem artet das Spezialistentum aus. Wer die Blankverse bei Shakespeare zählt, verdirbt sich dadurch den Geschmack für Poesie. Wer herausbringt, wie stark in 5000 Häusern der Mehl- und Bierkonsum ist, wird dadurch nicht besser befähigt, über volkswirtschaftliche Reformen zu reden. Man kann nur eine Sache auf einmal tun. Jemand, der sich durch arabische oder chinesische Zeichen die Augen verdorben hat, wird schwerlich ein guter Jäger sein. Kein guter Flieger unter den Vögeln ist zugleich ein guter Kletterer; er kann jedoch, wie wilde Enten, Schwäne und Möwen, ein guter Schwimmer sein. Krumbacher, der selbst das Kolossalgemälde einer byzantinischen Literaturgeschichte ausgeführt hat, äußerte: „Populäre Zusammenstellungen dürfen nur von Spezialisten gemacht werden, nicht von Dilettanten, die den Stoff von ‚höheren Gesichtspunkten‘ beleben wollen, aber nur schmutzige Arbeit liefern.“ Wirklich? Das Rezept mag ganz gut sein, wenn ein bestimmtes Gebiet, also in höherem Sinne doch eine spezialistische Aufgabe, in Betracht kommt, wenn es sich um byzantinische Literatur oder dänische Geschichte, oder den Islam handelt; aber das Rezept versagt schon, wenn von gemeinsamem Gesichtspunkt aus byzantinische Literatur und Kunst und Theologie und Verwaltung und Wirtschaft und Geographie und Heilkunde und Kriegsgeschichte dargestellt werden sollten. Selbst Krumbacher konnte das nicht. Die Theorie versagt aber völlig, wenn mehrere Gebiete in die Forschung einbezogen werden, wenn der Einfluß von Byzanz auf die arabische Welt, oder seine Berührung mit China und Skandinavien darzustellen ist. Selbst Marquart, einer der vielseitigsten Orientalisten der Gegenwart, bewegt sich doch immer auf demselben Raume, und in der Hauptsache in derselben Zeit, vom vierten bis neunten Jahrhundert. Jemand, der sich mit aller Kraft auf das mittelalterliche Kloster verlegt, der hat nicht nur keine Zeit und Kraft mehr für andere Studien, sondern

er hat auch gar nicht mehr das richtige Augenmaß dafür.

Der Biograph erwärmt sich für seine Helden, der Sinolog für die Chinesen. Maurer, der sich zeit seines Lebens mit isländischen Dingen beschäftigt hatte, hätte am liebsten selbst in Island zur Zeit der Edda das Licht erblickt. Archäologen bekommen leicht eine Verachtung gegen alle diejenigen, die sich nicht mit sizilischen Vasen oder Messungen des Parthenon abgeben. Aber auch rein physisch und technisch ist zur Lösung mancher Fragen das Spezialistentum schlechterdings unfähig, und ist das bewußte Übersehen von Einzelheiten, ist, wenn man will, ein bewußter Leichtsinn vonnöten. Man nehme die Etrusker- und Räterfrage. Das Problem ist recht wichtig. Es handelt sich um die Urbevölkerung halb Italiens und der Alpen, vielleicht ganz Süddeutschlands oder gar ganz Südeuropas, handelt sich darum, da eingestandenermaßen die Römer viel Etruskisches in ihre Theologie und ihren Ritus aufgenommen haben, woher das Papsttum stamme. Nun ist die überwiegende Meinung jetzt die, daß die Etrusker ein Kaukasusvolk seien. Um zu dem Ergebnis zu gelangen, mußten erstlich die Ruinen Toskanas mit östlichen Bauten, mußten die Götter und Weltvorstellungen der Etrusker mit Gottheiten und Vorstellungen des Ostens, mußte vor allem die etruskische Sprache mit den Sprachen des Kaukasus verglichen werden. Welcher klassische Philolog kennt aber Tscherkessisch, Georgisch, Tschetschenisch und Tabussaranisch? Noch mehr! Um ganz sicher zu gehen, muß jemand auch selbst am Kaukasus gewesen sein, muß Typen der Tschetschenen und Arier erblickt haben, um ihre Ähnlichkeit mit Typen Toskanas und der Alpen zu beurteilen, um Berührungen in Tracht und Sitte aufzuspüren. Neuerdings ist sogar eine Verwandtschaft zwischen Tscherkessen und Basken wahrscheinlich gemacht worden. Diese Entdeckung ist von der größten Tragweite. Es ist aber wünschenswert dazu, die Basken selbst aufzusuchen. Woltmann hätte niemals Dante für einen reinen Arier erklärt, wenn er in den Westpyrenäen gewesen wäre. Dante ist nämlich der reinste Baskentyp. Aber seltsam, trotz Dampfer und Eisenbahn, seit den Tagen Wilhelms von Humboldt scheint auch nicht ein einziger deutscher Linguist bei den Basken gewesen zu sein. Um nun aber vollends die große Entdeckung von dem Zusammenhang der Kaukasus-, Alpen- und Pyrenäenvölker richtig und erschöpfend zu verwerten, um die ostwestliche Kulturübertragung zu ermessen, die durch jene Völker und ihre Verwandten geleistet worden ist, dazu bedarf es des weitsichtigsten Überblicks. Derartige Erscheinungen machen es denn auch begreiflich, daß sehr häufig wichtige Tatsachen von Außenseitern aufgespürt wurden, daß oft ein Fach durch Nichtfachmänner am meisten gefördert wird. Nietzsche war kein Philosoph von Beruf. Weder Zeppelin noch Santos Dumont noch Parseval sind Professoren der Physik. Was war denn Thukydides? Grundbesitzer und Offizier. Was Caesar? Politiker und Feldherr. Der Präsident de Thon und Mommsen? Juristen. Der Großherzog von Oldenburg erfand eine Turbine, ein Buchdrucker den Blitzableiter. Ein Diplomat, Gobineau, war der Herold der Rasse. Auch Chamberlain ist ein Außenseiter. Gerade gegen ihn ist zwar auffallenderweise das Spezialistentum nachsichtig. Er ist sicherlich ein starker Anreger, aber ist er denn ein Mann nach dem Herzen Krumbachers, der ihn gleichwohl lobt?

Nichts ist fruchtbarer für die Wissenschaft, als das Hinübergreifen von einem Fach ins andere. Durch die Einmischung der Chemie wurde die Biologie, und damit Botanik und Zoologie auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Physiologische Experimente haben einem Zweig der Weltweisheit, nämlich der Seelenlehre, zu erstaunlichem Wachstum verholfen. Einzig und allein durch die Einführung der höheren Kritik, wie sie die Philologie ausgebildet hatte, und durch die archäologischen Ausgrabungen in Mesopotamien und Syrien ist die Kirchengeschichte und die ganze Theologie revolutioniert worden. Den Juristen ist der Völkergedanke Bastians, ist die Ethnologie zugute gekommen. Die Baukunst erhält Erläuterungen durch die Wohnungen der Biber und der Bienen; ist nicht die große Moschee von Cordova ein richtiges Zellengewebe, e i n Stück wie das andere? Der Monistenführer Unold hat das weiter ausgesponnen, und darauf hingewiesen, daß die primitive Baukunst immer nur ein Gemach an das

andere schließe, immer dieselbe Form wiederhole wie bei Arabesken, wie bei einem Teppichmuster, während erst dadurch sich der höhere Mensch vom Tier unterscheide, daß er eine Linie über den anderen Linien, einen Überbau über den Reihen und Stufen, von Säulen, von Ziegelsteinwänden aufschichte. Schon Karl Vogt hat den Ameisenstaat und andere kommunistische Gemeinwesen von Tieren zur Erklärung des Sozialismus herangezogen. Zoologische und medizinische Kenntnisse sind auch für die Anthropologie, für die Rassenforschung nötig, die in der letzten Zeit so fruchtbar für die Geschichtswissenschaft geworden ist. Nicht minder ist die Volkswirtschaft, sind landwirtschaftliche Anschauungen und militärische Kenntnisse für den Geschichtsbetrieb von Wert. Man sollte nun meinen, unser Zeitalter wäre endlich etwas weltmännischer geworden.

Man rühmt es so oft, daß der Typus des alten, regenschirmvergessenden Professors im Aussterben begriffen, und beklagt es womöglich, daß schon der Salontyp überwiegt. In der Tat hat die Häufigkeit der Reisen, das großzügigere Leben unserer Städte, hat die Berührung mit anderen Gesellschaftsklassen bei Militärübungen, Festlichkeiten und Kongressen das Bild des Gelehrten stark gemodelt, wenn sie ihn auch nicht weltgewandter machen konnte, als er zur Zeit eines Hugo Grotius, eines Erasmus und eines Bacon war, wenn sie auch nur die Spießbürgerlichkeit überwand, die das partikularistische Zeitalter von 1815—1866 dem ganzen deutschen Leben gebracht hat. Es scheint jedoch, als ob die neuzeitliche Gewandtheit sich mehr in tadellosen Verbeugungen und Begrüßungen äußere, als gerade bei dem Betrieb der Wissenschaft. Wenigstens kann man noch häufig die Beobachtung machen, daß die Forscher sich nur innerhalb der selbstgesteckten Grenzpfähle behaglich fühlen, und daß sie einen Nachbarn, der sich diesen Pfählen nähert, mißtrauisch ansehen, oder aber gleich in das Gegenteil verfallen, und ihn ganz innerhalb gedachter Pfähle einspinnen wollen, genau wie Kleinstädter, die einen Besuch möglichst lange fest zu halten trachten. Wenn man ein zufälliges Interesse für assyrische Götter oder afrikanische Negritos oder belgische Ortsnamen oder für Schmetterlinge oder eine Malerschule zu erkennen gegeben, so meint zu leicht unser neuer Freund, daß wir nun Zeit unsers Lebens nichts Weiteres zu tun hätten, als Assyriologie oder Entomologie zu treiben. Das ist wenigstens der Ausfluß einer freundschaftlichen Gesinnung. Weniger wohlwollend sind die Herren, die entweder mit einem Dilettanten sich nicht abgeben wollen, oder eine Erschütterung ihrer bewährten Autorität fürchten. Kindliche Gemüter denken, es könne doch einem Mineralogen nur willkommen sein, wenn sich auch Fernerstehende für seine toten Steine interessieren, oder einem Mythenforscher, wenn irgend ein Laie ihm einen Beitrag liefern will. Weit gefehlt! Man braucht nur auf irgend einen Kongreß zu gehen, um zu spüren, wie abgünstig der Laie betrachtet wird. Und dann gehen dieselben Männer der Wissenschaft hin, und beklagen sich, daß noch immer die Assyriologie oder die Rassenforschung von den Geschichtschreibern so schlecht behandelt, ja, gänzlich vernachlässigt werde.

Nicht minder bestreiten sich die einzelnen Vertreter, bestreiten sich die verschiedenen Richtungen der Geschichtsforschung untereinander. Die politischen Historiker sind gegen die wirtschaftlichen, die geographischen gegen die psychologischen. Der eine tut den andern in Acht und Aberacht, und hält dessen Lehre für die Umkehrung aller Vernunft. Statt voneinander zu lernen, verschließt man sich so neue Quellen des Wissens. In anderen Wissenschaften ist es ähnlich.

---

## Leben und Meinungen des Herrn Richard Schaukal, eines Dandy und Dilettanten zu Wien.

Mitgeteilt von

Wilhelm Herzog.

Genügt es, um einen Schriftsteller kennen zu lernen, wenn man sechs seiner zuletzt erschienenen Werke gelesen hat? — Nein? — Gut. Dann will ich nur von dem Leben und den Meinungen des Herrn Schaukal (1906—1908) berichten.

Ich habe ihn jetzt erst kennen gelernt. Vorher hatte ich nur einige Gedichte von ihm gelesen, die

mir gefielen und die Talent verrieten, ohne mir jedoch etwas Besonderes zu geben. Dann wurde er mir direkt antipathisch — durch Essais, die ich irgendwo von ihm las, die in seinem widerwärtig pretiösen, künstlich geschraubten, anspruchsvollen Stil geschrieben waren.

Eine Polemik zwischen Heinrich Mann und ihm — in der „Zukunft" — verschärfte diesen ungünstigen Eindruck.

Er, der schleimige Verfasser des „Balthesser", des redseligsten aller Aristokraten, hatte einem Künstler von dem Ernst und der Reinheit der Mittel wie Thomas Mann — seiner „Fiorenza" wegen — „Mache" vorgeworfen.

Dafür wurde er gezaust. Er erhielt für diesen frechen Schulbubenstreich — eben wie ein Schuljunge — Prügel, wie er sie verdiente, über die er sich dann winselnd beschwerte und Mangel an „Sachlichkeit" konstatierte.

* * *

Herr Schaukal, ich will „sachlich" sein. Und ich werde Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich will aber nicht umsonst durch Sie ein paar unangenehme Tage verlebt haben. Ich habe ein ganz natürliches Rachebedürfnis. Das verlangt gebieterisch Befriedigung.

Also: ich habe Ihren Balthesser gelesen. Ihren Kapellmeister Kreisler. Ihre Dialogsammlungen: „Giorgione" und „Literatur". Die drei Novellen, die Sie unter dem Titel „Schlemihle" herausgaben. Übrigens das Beste, was ich von Ihnen las. Ferner: die Merimée-Übersetzungen,*) denen Sie eine dürftige, von zwei vereinzelten Gedanken lebende Einleitung vorangestellt haben.

Sie sehnen sich nach Sachlichkeit. Ich will diese sachliche Kritik Ihrer Schriften — dagegen werden Sie nichts einzuwenden haben — möglichst häufig durch Zitate aus Ihren Büchern unterstützen.

Ich will zeigen, daß Sie ein schlechtes Deutsch schreiben, ich werde für Ihre „Qualitäten" immer den treffendsten Ausdruck zu finden suchen, — ich werde also auf Ihre geleckte Eleganz, Ihre schmalzige Aristokratie, auf Ihre Talmikultur, auf Ihr arrogantes Trivialitätsaposteltum wie auf Ihre Verwandtschaft mit Ferdinand Bonn hinweisen müssen. —

Und ich freue mich, eine Enttäuschung angenehmer Art bei Ihren Novellen erlebt zu haben: denn es steckt wirkliches Können dahinter, ein immerhin in hartem Fleiß erobertes Können. Das ich schätze. Obschon auch hier ein Rest bleibt! Man spürt das Gemachte. Wie ich überhaupt niemanden in der modernen Literatur kenne, dessen Arbeiten — bei allem Talent, das er hat — das verschlimmert den Fall nur — so viel „Mache", so viel Gekünsteltes, so viel Aufwand an Gewolltem verraten wie die Ihrigen.

1. Schaukal, der Literaturkritiker.

Bevor ich zu dem erfolgreichsten Buch Schaukals komme — es liegt bereits in 5. Auflage vor — möchte ich den Kritiker Schaukal ein wenig ins Licht stellen.

Ich fand — zufällig — in diesen Tagen von ihm eine Kritik über Jacob Wassermann. In einem der letzten Jahrgänge der entschlafenen Münchner „Gesellschaft". Ich zitiere daraus folgende Sätze: „In der Renate kam die Affektation, die schloddrige Mache, das Hohle einer verirrten, geblendeten, ohnmächtigen Persönlichkeit zutage . . . ." — „Die Juden von Zirndorf" erwiesen jedem Unbefangenen die Schwäche eines gewaltsam gereckten Talents zur Bewältigung größerer Aufgaben. Trotz mancher (freilich immer überladenen) Schönheiten zerfiel dieses von Herolden ausgerufene Werk dem kritischen Leser zu Schutt. . . ." — „Der gewiß nicht unbegabte, aber gänzlich kraftlose Wassermann . . ." — dem sein Kritiker des weiteren „eine geradezu peinlich-komische Unkenntnis vieler, mit großem Aufwande geschilderter Verhältnisse, etwa gesellschaftlicher Formen, des Adels usw." vorwirft. Er, der Schöpfer des Aristokraten Andreas v. Balthesser.

Ich will nichts über dieses Urteil und über diesen Ton sagen. Nur die Schärfe der Formulierung freut mich, denn, so hoff' ich, Herr Schaukal wird für sich — trotz seinem Ruf nach Sachlichkeit — nichts anderes verlangen; da ich voraussetze, daß ihm „sachlich sein" nicht Trockenheit oder nüchterner Indifferentismus bedeutet.

*) Alle diese Bücher erschienen im Verlage von Georg Müller, München.

2. Schaukal, der Kulturträger.

Ich versuche, das Porträt des Herrn v. Balthesser zu zeichnen: Schlank. Monokel. In Rom geboren. [Natürlich.] Sein verstorbener Vater war dort bei der Botschaft. [Wo sonst?] Oder versteht es sich nicht von selbst, daß ein wirklich aristokratischer Mensch in Rom geboren wird, daß sein Vater dort bei der Botschaft ist, daß er ein Monokel trägt und daß er — dieser Überglückliche — der beneidenswerte Besitzer eines schmalen, silbernen Zigarettenetuis mit eingelegtem, gräflichen Doppelwappen ist. Wie vornehm und wie selten kommt uns so etwas vor!, zumal, wenn der aristokratische Mensch die besagte Büchse „mit lässiger Handbewegung“ auf den Tisch legt. —

Dieser Aristokrat erzählt in einem Brief an eine vornehme Dame, daß sein Diener immer delikat rasiert sei, daß er keine frisch besohlten Stiefel tragen darf, daß seine Zähne immer blank geputzt sind und seine Lackschuhe keine Sprünge zeigen. [Erzählt er einer vornehmen Dame.] Von seinem Kamin sagt der Aristokrat, daß er mit einem schmiedeeisernen Gitter diskret geschmückt sei.

Als sein Diener einen unangenehmen Besuch nicht abweist, fährt der Aristokrat ihn an: „Esel, immer sollst du mich verleugnen!“ Das berichtet Herr v. Balthesser derselben vornehmen Dame, der er das Äußere seines Dieners so vorteilhaft geschildert hat. Und dann fährt er mit folgendem Satz in seinem Schreiben fort: „Sofort auch ärgerte ich mich schon dieser nicht überlegten, nur durch den tyrannischen Widerspruchsgeist des Befehlenden hervorgereizten, kommenden Tages mit aller mir zu Gebote stehenden Macht niederdrückender Überzeugungssicherheit füglich zu widerrufenden Worte“. Arme, vornehme Dame! Mußten auch Sie dreimal diesen Satz lesen, um hinter seinen banalen Sinn zu kommen? Oder sind Sie durch frühere Briefe an dieses köstliche Deutsch gewöhnt, das ohne Zweifel von keinem der verabscheuungswürdigen Literaten, vielmehr von einem echten Aristokraten kommt.

Herr v. Balthesser haßt die Literaten. Mit Recht. Sie sind ein widerwärtiges Geschlecht. Wie sollte ein Aristokrat, ein Dandy, einen Schreiber, der womöglich in Zeitungen gedruckt wird, goutieren? — Zwar hat Herr v. Balthesser sich auch als Schriftsteller betätigt. Doch nur im geheimen, gelegentlich. Er ist „der im geheimen sehr berühmte Dichter des ‚Perseus‘, der ‚Androgyne‘.“

Er wird von wißbegierigen jungen Leuten eingeladen, einen Vortrag zu halten. Er benimmt sich bei dieser Gelegenheit möglichst unhöflich, mit der solchen Naturen eigenen, so wohltuend berührenden Superiorität und Grobheit. Er spricht über „Kultur“. Umständlich, geziert und anmaßend. Das Monokel scheint das Wichtigste an ihm zu sein. Er behauptet, alles Laute geschmacklos zu finden, — und ist der zudringlichste, suffisanteste Patron.

Ein Aristokrat, der mit seinem vornehmen Geschmack renommiert.

Ein Elegant, der die Unterwäsche seiner Mitmenschen visitiert.

Er nimmt den Kampf auf gegen die röllchentragende Menschheit! Endlich fand sich einer! Heil dir, Andreas v. Schaukal! Das soll Ihnen unvergessen bleiben. Dieser aussichtslose Kampf ist des Schweißes (venia verbo) — des Edelsten wert.

Dieser Edelste macht ferner eine wirksame und eindringliche und nur zu begrüßende Propaganda für gute Kleidung, eleganten Schritt, für tadelloses Rasiertsein, — und er spricht es aus: wie wohltuend es sei, oft zu baden.

Das ist — etwa — ein Mensch von Kultur; der badet; keine Röllchen trägt, auch keine konfektionierte Krawatte; „tadellos“ rasiert ist, und der sich dann in diesem Zustande und mit noch viel mehr, aber ähnlichen Merkmalen der Kultur behaftet — vielleicht an einem gleitenden Wasser lagert — „und sein Spiegelbild hascht wie weiland Adonis“. Diese letzten Worte mit dem Spiegelbild sagt Herr v. Balthesser. Sie sind ihm zu verzeihen. Sein Kulturbewußtsein — ein Dandy ist sich immer seiner [selbst-] bewußt — berauschte ihn und so kam es, daß Narziß zum Adonis wurde. Er versprach sich halt nur.

Übrigens stelle ich mir Adonis nackt noch schöner vor, als mit oder ohne Röllchen. Ob er aber „tadellos“ rasiert war?

Wenn Herr v. Balthesser die Liebenswürdigkeit hat, mit einem andern zu sprechen d. h. rich-

tiger: sich interviewen zu lassen, so ist er von einer entzückend-possierlichen Überlegenheit.

Er wünscht, — indem er Wilde mißversteht und ihn dann kopiert — grob zu sein und ist nur — frech. Er will — als ein Dandy — fragwürdig, verdächtig erscheinen — und ist nur unangenehm.

Das einzige Fragwürdige und Verdächtige an ihm sind seine deutschen Sätze. Er muß zu lange im Justizministerium gesessen sein (zwecks seiner diplomatischen Karriere -), denn nur dort kann er sich diesen entsetzlichen Bandwurmstil geholt haben. —

Wo bei Wilde Grazie, die mühelose Leichtigkeit eines geistreich gesagten Wortes, die Eleganz einer Bewegung — von vornherein gegeben — entzückt, da steht bei Schaukal ein gesuchter pretentiöser Vergleich, ein übel gewähltes Bild; und überall spürt man dem Aristokraten an, daß er sich seine Kultur gestern erst hat kommen lassen. So oft spricht er von ihr.

Dieser angebliche Aristokrat mißachtet den Geist, er negiert — immer aus Gründen der Kultur — den intellektuellen Menschen, um dafür als Kulturideal den kleinen Kadetten aus gutem Hause hinzustellen (— im Ernst —), der das kleine Witzblatt und die Personalnachrichten des Salon- und Sportblatts liest. Habeat sibi!

* * *

Ich habe das Porträt des Herrn v. Balthesser mit all den liebenswürdigen und nur ihm eigentümlichen, ach so teuren Zügen deshalb so deutlich zu machen gesucht, weil es mir für seinen Schöpfer ungemein charakteristisch zu sein scheint.

Zunächst: er hat gar nicht das Unwahrscheinliche, das er haben möchte. Wie Herr Schaukal nie der Dichter ist, der er sein möchte. Und den darzustellen, er immer von neuem mit unzulänglichen Mitteln krampfhaft versucht.

Er ist — wie sein Balthesser — innerlich hohl, unwahr, gemacht, aufgeblasen, impotent, nichtssagend nnd roh; — nach außen: glatt, poliert, elegant, alle Formen beherrschend, vornehm und distinguiert, immer à la mode, — kurz: comme il faut: — le commis.

Mit einem Wort: ein kultivierter Mensch.

3. Schaukal, der Aristokrat.

Es gibt keinen typischeren Literaten als Schaukal. Im schlechtesten Sinne dieses arg mißbrauchten Worts.

Es gehört zur Charakterologie dieses Typus, daß er sich selbst beschimpft, sich verachtet und verleumdet — gleich dem Juden, der sich seines Judentums schämt, der vor sich davonläuft, der die Zugehörigkeit zu seiner Rasse flieht, ohne ihr je entrinnen, ohne je etwas anderes sein oder nur darstellen zu können.

Dieser Jude gibt vor, seine Glaubensgenossen zu hassen, und er haßt sie oft auch wirklich, — es ist nur eine primitiv ausgeprägte Form von Selbsthaß —; er kokettiert — schon auf der Schule — mit dem andersgläubigen Mitschüler und später — im Leben — mit dem christlichen Regierungsrat. Er fühlt sich geschmeichelt, wenn er zugelassen wird. Von so vornehmen Kreisen!

In genau derselben Weise haßt Schaukal die Literaten, die Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch sind. Der Selbsthaß hat seinen Blick geschärft: er erspäht intuitiv ihre Schwächen, ihre Korrumpiertheit, ihre grotesken Lächerlichkeiten, ihr Haschen nach Sensationen, ihre — seine Charlatanerie. Und hier gibt er — natürlich ohne es zu wollen — eine ausgezeichnete, treffende Selbstcharakteristik; in seinem Dialog sagt der Künstler zu dem jungen Literaten: „Ihr seid im Grund eures Wesens — aber wo ist der? Euer Wesen hat ja immer wieder einen falschen Boden — doch nur Charlatane. Ihr gebärdet euch, und Gebärden (ein Lieblingswort Schaukals) — eines euerer Lieblingsworte übrigens, das in wenigen Jahren schon durch mehr schmutzige Hände gegangen ist als seit einem Jahrhundert die ältesten — Gebärden sind Oberfläche, Außenseite, Theater. Falsche Gebärden aber, wie Ihr sie habt und einander leihweise überliefert und wieder zurücknehmt mit der Schamlosigkeit von Zigeunern, die Ihr seid, solche falschen Gebärden sind der Gegensatz von Stil .... Eure Gebärden sind im besten Fall Tätowierungen. Bei den meisten von Euch sind sie nicht einmal das, sondern rasch, nachlässig umgeworfene zufällige Trachten in einer improvisierten Maskerade. Und mit diesen Gebärden ge-

bärdet Ihr das „Erlebnis"! Ahnt Ihr denn niemals in Euerer armen, armen, mageren, frierenden (sic!) Menschenseele, daß das ganze Leben das Erlebnis ist, und daß es nicht die einstudierten Posen der évenements sind, die Ihr mit skrupellosem Handgelenk euch zurechtbiegt?"

Wie schön er schimpfen kann! Und wie scharfsichtig ihn die Selbsterkenntnis gemacht hat, voller Entrüstung —: gegen die andern!

In dem Maße, wie er in dem Literatentyp nur sich haßt — bei aller Arroganz, die ihn immer hindern wird, sich so zu sehen — in dem gleichen Maße liebäugelt er mit seiner Sehnsucht, er kokettiert mit dem Adel, dessen „Kultur", dessen Umgangsformen ihm imponieren.

Er ist sicherlich außerordentlich stolz darauf, einige veritable Aristokraten — vielleicht gar eine richtiggehende Tänzerin oder Fürstin —, zu kennen. Und von ihnen zugelassen zu sein.

* * *

4. Schaukal, der Idealist.

Vor dem Publikum fühlt er sich als einsamer Künstler; mit Märtyrerpose.

In einem Dialog, den ein Künstler mit einem Journalisten führt, läßt er den Künstler folgenden interessanten — offenbar autobiographischen — Stoßseufzer tun: „Ja. Sie haben recht. Ich selbst bin ein ‚mit Glanz' Totgeschwiegener . . . . . ." „Ja, ich bin ein Outsider, aktiv und passiv sozusagen. Ich bin mißliebig. Da und dort . . . ." „Ich bin also tot, wie einer nur bei uns, in diesem Cliquecottage, genannt deutsche Literatur, tot sein kann — und lebe dennoch, ja ich bin der Mann des Enthusiasmus, der Mann der heiligen Fehde nach allen Fronten. Ich habe Pflichten gegen die Kunst, die in meinen Adern rollt."

„Die in seinen Adern rollende Kunst" . . man hört Ferdinand Bonns hochgestimmten Idealismus. „Fehde nach allen Fronten" — Sie fühlen sich alle verkannt und wollen doch alle das Höchste! Der raffiniert-naive, skrupellose Komödiant, der mit dem Adel liebäugelnde, sich einsam fühlende und doch so geschäftige Literat. Der behauptet, von den höchsten Idealen begeistert zu sein. Der — und das soll ihm nicht vergessen werden — alle die Großen, wirklich Einsamen, die uns heilig sind, profaniert, indem er aufdringlich behauptet, sie zu lieben. Vor allem: Flaubert, Kleist, Velasquez, Giorgione. Daß man dagegen nichts tun kann!

Es ist, als wenn eine junge Dame uns fragt: „Lieben Sie Botticelli?" oder: „Ach, wie liebe ich Verrocchio!" Man möchte auf einen Baum klettern! oder der Gans sagen, Schweizerkäse sei besser! —

Er diskreditiert diese Künstler, indem er sie nennt, er entweiht sie. Denn er hat kein Recht, sie anzusprechen.

Es ist immer ein peinliches Gefühl, von einem mittelmäßigen Gehirn Richtigkeiten aussprechen zu hören.

Man kann nicht reaktionär sein und ein moderner, die revolutionärsten, die letzten Dinge schätzender Geist. — Man kann nicht ein Verehrer Flauberts oder Kleists sein und ein miserables Deutsch und einen affektierten Stil schreiben.

Man kann es nicht! —

Oder man kann es doch. Wie Figura zeigt. Es ist möglich. Bei vollkommener Richtungslosigkeit. In einer völlig korrumpierten, barbarischen Zeit. Ohne einen Halt in sich zu haben; wenn man ihn immer erst von außen empfängt.

Als ein Getriebener von der Gunst des Augenblicks; der momentanen Situation oder Strömung.

Oder als ein fingerfertiger Jongleur, dessen Geschicklichkeit — in ihrer unbedenklichen Art — einer großen Majorität schon als wirkliches Können gilt. Diese Jongleure können aber auch alles. D. h. sie machen, sie posieren alles: Künstlertum, — Charakter, Willen, aristokratische Gesinnung und soziales Mitempfinden, Geist und die starke Faust, Mut zur Brutalität und Flaubert-Begeisterung. Wie es verlangt wird. Alles wird gereicht.

Und so kommt es, daß — kraft dieser Geschicklichkeit — ihr so bescheidenes Talent schon ausreicht, — da es in Verbindung mit einem geistreichelnden Feuilletonismus den Stimmungen der Zeit entgegenkommt, — um in diesem gesegneten Zeitalter der Kultur von vielen gerühmt zu werden: als ein Mann von modernem Geist, Geschmack und Bildung.

* * *

Diesen Ruhm wünschte ich hier ein wenig zu beklopfen.

Es ist nicht statthaft, ein engbegrenztes Talent, das sich aufbläst, — einen deutschen Dichter und einen unselbständigen Poseur und Snob — einen modernen Geist zu nennen.

Erst soll er Deutsch schreiben lernen.

Aber ich sagte mir: Immerhin. Ein Schriftsteller, der in einem Zeitraum von zwei Jahren acht Bücher herausgibt, aus denen angesehene Zeitschriften lange Kapitel abdrucken — oft mit den so beliebten lobenden Fußnoten — der in allen Zeitungen besprochen wird, dessen Namen man überall liest, dieser Einsame und doch so Vielgeschäftige — verdient, von seinen Zeitgenossen gekannt zu sein.

Man muß einmal seine Kunst beleuchten. Und seine Einsamkeit.

Das versuchte ich.

* * *

Zum Schluß ein wundervolles Charakteristikum. In seinem „Kapellmeister Kreisler". — Schaukal gab ihm den anspruchslosen Untertitel: „Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Porträt." Mehr sagt er nicht. So ist er nun einmal. Und er würde Stein und Bein schwören, Walter Vates nicht zu kennen. Genau so, wie es feststeht, daß der Schöpfer der Dialoge „Giorgione" und „Litteratur" Hermann Bahr, diesen widerwärtigen Literaten, nie gelesen hat.

Aber ich wollte von einem entzückenden Wort in diesem langweiligen „Kapellmeister Kreisler" ein Charakteristikum Schaukals ableiten.

Man liest dort den Satz: „Ich habe nicht geschrieben aus Unlust an mir selbst, aus Verdruß an der Welt — was sich so Welt nennt —, an Gott, wenn du die große Turnüre einer verzweifelnden Gebärde liebst." — Augenscheinlich ein Druckfehler. Soll wohl heißen: Tournure. — „Tournure einer verzweifelnden Gebärde" — es kann nichts Charakteristischeres, nichts Prägnanteres geben für Schaukals Wesen, als diesen glanzechten, verdrehten und geschwollenen Ausdruck.

Er will viel und Gewichtiges sagen und bleibt nichtssagend. Immer Tait-Diamanten. So wirkt er lächerlich und grotesk.

Bei ihm ist eine Tournure wirklich immer ein Wulst, ein ausgestopfter Hintern, — ein cul de Paris.

Der ganze Schaukal liegt in dieser Tournure. Er selbst ist so ein Wulst, so etwas Ausgestopftes (und nichts dahinter), so — ein cul de Paris.

Er liebt das Französische.

Sela.

---

## Ein ungedruckter Brief Goethes.

Von Richard Batka.

Der in der heutigen Nummer der „Neuen Revue" (Seite 814) mitgeteilte Brief Goethes entstammt meiner Sammlung, wurde auf dem Wege über Paris erworben und ist nach der Versicherung des früheren Besitzers und nach der Angabe von Goethekennern ungedruckt. Er ist allem Anscheine nach an den Buchdrucker Reichel in Augsburg gerichtet und betrifft die im Druck befindliche Gesamtausgabe der Goetheschen Werke. Goethe hat den mit einem schmalen Trauerrand versehenen Brief diktiert, aber — wie die Autographensammler sagen — „mit eigenhändiger Unterschrift und Kompliment" versehen. Schon in seinem sorgfältigen Äußeren spiegelt sich der Geist der Weimarer Zeit. Und Goethes persönliche Ausdrucksweise und Sprachgewalt kommt in der Wendung von den „verschränkten Geschäften" charakteristisch zum Vorschein.

---

## Revue der Revuen.

### Frankreich.

Die Skizzen, die sich Emile Zola für die vier großen Evangelienromane der Arbeit, der Wahrheit, der Fruchtbarkeit und der Gerechtigkeit gemacht hat, werden im zweiten Märzhefte der „Revue" veröffentlicht. Sie zeigen den Toten als einen wundervollen Mann, der das Herz erfüllt trug von allen Tugenden eines vollendeten Menschen. In

der gleichen Zeitschrift spricht E. de Morsier über einige Berliner Romane der letzten Zeit von Paul Lindau, von Edmund Edel, von Robert Saudek, aber der Artikelschreiber ist in nichts orientiert, und so ist sein Aufsatz wertlos. Das zweite Märzheft des „Mercure de France" stellt mit Freuden fest, daß Stendhal jetzt allmählich in Amerika bekannt werde, daß man ihn gegenwärtig dort fleißig lese und über seine Persönlichkeit viel schreibe. Sehr verständig urteilt in der „Revue Bleue" der Abgeordnete Messieux über die Frage der Balkanbahnen. Er warnt vor einer zu großen Angst gegenüber den beteiligten Mächten und weist nach, daß nur zum Frieden, aber nicht zur Feindschaft die Ursache vorhanden ist. Mit französischen Kolonialfragen beschäftigt sich Francis Mudy im „Correspondenten", und er hat an dem bureaukratischen Regiment seiner Landsleute Beträchtliches auszusetzen. In der „Revue des deux Mondes" prüft Raphael Georges-Levy den ökonomischen und finanziellen Zustand Deutschlands zu Beginn des Jahres 1908. Für den Verfasser gibt es keine deutsche Krise. „Wir wohnen einfach der unvermeidlichen Entwicklung der menschlichen Gruppen bei, die intensive Produktionsepochen und solche des starken Kräfteverbrauches durchmachen. Sie haben zur Folge Perioden der Ruhe und der Erschöpfung. In der „Revue de Paris" führt E. Tornnelob einen Artikel über die Deutschen in Südafrika zu Ende. Er entdeckt mit Bedauern wenig zivilisatorischen Geist in diesen Deutschen. Taines Anschauungen über England und seine Kultur sind bekannt. Man wußte aber noch wenig von den Meinungen des Ästhetikers über deutsches Wesen und deutsche Kunst. Nun, Taine kannte deutsche Philosophie, und er schätzte sie, er hat aber, wie L. Poulain in der „Revue Suisse" erweist, deutsche Poesie nicht empfunden, und der Schönheit Goethes ist sein Herz fremd geblieben.

---

# Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Heinz Welten. Die Waffen der Wehrlosen. Eine Sammlung naturwissenschaftlicher Plaudereien. Verlag von P. Schober, Akadem. Buchhandlung, Berlin N. Preis geh. M. 1,80, geb. M. 2,50.

Otto Weininger. Gedanken über Geschlechtsprobleme. Herausgegeben und eingeleitet von Robert Saudek. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock, Berlin W. Preis geh. M. 1,20, geb. M. 1,80.

Rudolphine Poppée. Graphologie. Verlag J. J. Weber, Leipzig 1908. Preis geb. M. 4,00.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwickelungslehre, herausgegeben von R. H. Francé-München. Verlag des Kosmos in Stuttgart. Band I: Heft 10—12; Band II: Heft 1—2. Jährlich 12 Hefte à M. 1,20.

George Sand. Meine Lebensbeichte. Nach dem Französischen von R. Jolowicz, mit Einleitung von Dr. Ella Mensch. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig.

Frederik van Eeden. Wie Stürme segnen. Einzig autoris. Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Verlag Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig.

Die Bücher des Deutschen Hauses, herausgegeben von Rudolf Presber, Buchverlag für das Deutsche Haus, Berlin u.

Leipzig 1908. Preis für jeden Band geb. M. 0,75. Erste Reihe: 1. Band: Die Leiden des jungen Werther; illustr. 2. Band: Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde; illustr. v. Paul Scheurig. 3. Band: Die Elixiere des Teufels; illustr. v. Ernst Stern. 4. Band: Friedrich Spielhagen, Deutsche Pioniere; illustr. v. Gino v. Finetti. 5. Band: Heinrich Zschokke, Hans Dampf u. Kleine Ursachen; illustr. v. W. A. Wellner. 6. Band: Max Kretzer, Die Sphinx in Trauer; illustr. v. B. Gestwicki.

Max Dreyer. Ohm Peter. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Preis geh. M. 5,00, geb. M. 6,00.

Jul. Kraus. Prag. Ein Roman von Völkerzwist und Menschenhader. Verlag von Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig 1908.

Heinz Tovote. Nicht doch! Novellen. Berlin 1908, Verlag von F. Fontane & Comp.

Dr. Wilhelm Münz. Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Frankfurt a. M. Verlag J. Kauffmann, Preis geh. M. 2,50.

Erik Karlsen. Johannes Hus. Ein Drama in fünf Akten. Berlin 1908. Verlag von Karl Bloch.

Julius Bab. Der Andere. Tragische Komödie. Berlin 1907. Verlag S. Fischer.

Hermann Studte, Polenblut. Eine kujawische Tragödie in drei Akten mit einem Vorspiel. Berlin-Charlottenburg 1908. Verlag H. Kurtzig.

Calderon de la Barca. Der Arzt seiner Ehre. Drama in vier Aufzügen. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Karl Franz Nowak. Romantische Fahrt. Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Gustav Wied. Zweimal zwei ist fünf. Satyrspiel. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Berlin-Stuttgart. Verlag Axel Juncker.

Leo Greiner. Lysistrata. Komödie frei nach Aristophanes. Berlin 1908. Verlag Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Eduard Maydolf. Mephistos Wiederkehr. Dramatische Weihnachtsdichtung in drei Aufzügen. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. Berlin W. Preis M. 1,50.

Josef C. Kühnel. Mandauers unterhaltende Fabeln in Versen. Mandauers Selbstverlag, Warnsdorf i. B. Preis M. 1,50.

Alexandrine Kende-Ehrenstein. Das Miniatur-Porträt. (Erster Band der Sammler-Kompendien.) Verlag Halm & Goldmann, Wien und Leipzig 1908.

Schluß des redaktionellen Teiles.

---

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Léon Reichmann, i. Fa. Reichmann & Co. G. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstr. 127-128. — Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

---

NEUE REVUE

HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES APRILHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue

Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishauser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London 8, New Coventry Street Saarbachs News Exchange.

# Hinterwäldlertum in Bayern.

Von

Ph. Stauff.

Es gibt in Deutschland viel monopolbegeisterte Leute. Die sollte man alle in die kgl. bayerischen Staatsforsten führen, da könnten sie lernen, was überhaupt an einem staatlichen Monopolbetrieb zu lernen ist. Bayern hat fast eine Million Hektar Staatswaldungen, die 33,8 % der gesamten Waldflächen des Königreichs darstellen. In diesen Waldungen kann sich die Staatsweisheit ungehindert betätigen. Es gibt zwar ein Parlament, aber das versteht nichts von der Sache. Nur ein Reichsrat hat sich jüngst unterstanden, das Urwaldwesen des bayerischen Staates zu durchlichten: der Graf Törring. Der Mann hat Sensation gemacht. Das ganze politisierende Bayerland spricht nur noch von seinem Antrag über die Nutzung aus den bayerischen Staatswaldungen.

Im allgemeinen ist es ja den bayerischen Politikern ganz „wurscht", was die Regierungsorgane mit den Waldungen des Staates machen. Bei der Behandlung des Forstetats kommen zwar hin und wieder einige Dinge zur Sprache. Aber die haben mit der Sache meist gerade so viel zu tun wie das Ausbessern eines Flanellunterrocks mit den Flachspreisen. Da kommt höchstens zur Sprache, daß der Staat seine Holzarbeiter regelmäßig zur Frühmette schicken soll. In allem übrigen können die Staatsorgane wursteln, wie es ihnen beliebt, und die sämtliche Weisheit praktisch nützen, mit der sie auf der Aschaffenburger Forsthochschule gefüttert worden sind. Die Oberleitung besorgen die Rechnungsräte, recht wackre Männer; da geht's schön im Geleise nach Schema F, ohne alle Erschütterungen und unliebsamen Seitensprünge.

Die Forstleute werden im allgemeinen nicht viel sagen. Sie lieben ihre kgl. bayerische Ruhe. Denn was hat man, wenn man Anregungen versucht? Daß man oben in den Geruch eines Querulanten kommt, der alles besser verstehen will wie diejenigen, denen der liebe Gott die hohen Ämter gegeben hat. Aber wenn man mit einem Holzsachverständigen durch die kgl. bayerischen Waldungen geht, dann kann man staunen, wie einem, der die Augen und Ohren aufknöpft. Dann wird man gewahr, daß ganze Fichtenpartien von großem Wert um vierzig bis fünfzig Jahre überständig sind und von Jahr zu Jahr an Wert verlieren, ohne daß ihnen die Säge naherückte. Daß bares Geld ruhig liegen bleibt, bis es vermodert ist: Kapital mit Zinsen kaput. Und die Aufforstung versäumt die Sorge um den Nachwuchs neuer Bestände. „Wenn ein Privatmann so arbeiten würde," sagt der Herr Holzsachverständige,

in dessen Begleitung wir uns befinden, „der wäre in einigen Jahren bankrott und wenn er hunderttausende besäße!“ Aber der bayerische Staat arbeitet so.

Diese Dinge haben Holzsachverständige seit Jahr und Tag gesagt. Und jetzt sagt's auch Graf Törring, der offenbar von Waldnutzung etwas versteht. Aber der weiß noch mehr. Er weiß, daß zwar eine leidlich angemessene Umtriebszeit festgesetzt ist — über das allzu geduldige Papier! — daß es aber seit Jahrzehnten niemandem einfällt, sie einzuhalten. Wenn man die Waldungen auf den Stand bringen wollte, wie er den buchmäßigen Ansätzen entspricht, könnte man für ungefähr 20 Millionen Mark Holz herausschlagen!!

Das ist eigentlich das einzige, was ich dem Grafen Törring nicht glaube. Ja, wenn man regelmäßig geforstet hätte! Aber jetzt wird eine ganze Menge der von Törring noch als vollwertig betrachteten Bestände schon kernfaul sein und nur noch als Brennholz taugen, so daß der Wert auf einen Bruchteil gesunken ist. Und dann wird der Staat wohl auch künftig nicht da forsten, wo die Notwendigkeit drängt, sondern hübsch gemächlich der Reihe nach. Die Bestände brauchen nicht angesehen zu werden, sondern nur die Pläne; da steht ja alles drauf. Daß die Umtriebszeiten nicht nur nach der Baumgattung verschieden sein müssen, sondern auch nach der Bodentiefe und -Art: das mag freilich nicht auf den Plänen stehen. Aber solche Nebensächlichkeiten sieht man auch nicht.

Warum haben nun Törrings Darlegungen so bombenmäßig eingeschlagen? Das ist leicht zu sagen. Alle Parteien möchten gerne die Beamtengehälter aufbessern auf grund des mehr oder weniger veränderten Gehaltsregulativs, das dem Parlamente vorliegt. „Teils dieserhalb, teils außerdem“ — wie Wilhelm Busch sagen würde, um nicht deutlicher werden zu müssen. Und im Volke ist diese Aufbesserungsfrage nur mäßig beliebt. Die Leute, die mit ihrem ganzen Sein und Sorgen im freien Daseinskampfe stehen müssen und dabei in den letzten Jahren gar oft kalte Füße kriegten, die können sich nicht allzusehr für die Beamtenaufbesserung begeistern. Jeder sagt sich schließlich: „Von den Beamten lebt die übergroße Mehrzahl immerhin weit besser als ich, und dann ist sie gedeckt durch die Sicherheit der Einnahme und durch die Pensionsberechtigung in einem Alter, in dem ich mich noch eifrig bücken und drehen muß.“ Der in Wind und Wetter draußen arbeitet, dem kein Pensionsvergißmeinnicht blüht, der nichts hat, wenn er nichts einnimmt: der soll und muß natürlich die Beamtenaufbesserung zahlen. Und macht noch obendrein alle Tage die Erfahrung, daß sich das Beamtentum ihm gegenüber als eine bessere Menschensorte aufpludert, in großen Tönen von „Bildung“ und „Vorbildung“ redet und von „standesgemäßer Lebenshaltung“ faselt. Als ob die Herren besser wären als die, auf deren Tasche sie angewiesen sind, und als ob's ein Vergehen gegen den allgemeinen Kulturfortschritt wäre, wenn sie zeitweilig mit einer Maß Salvator weniger sich bescheiden müssen . . .

Das alles wissen die Parteien, und darum mag in der letzten Zeit mancher im Grunde seines Herzens gebetet haben: „Gott, lasse doch die Millionen, die für die Beamtenaufbesserung notwendig sind, vom Himmel fallen, daß ich die Gunst des Beamten behalte und die des Steuerzahlers nicht verliere!“ Nun hat der liebe Gott dies Stoßgebet erhört; durch seinen Knecht Törring hat er das Manna herniedergesandt . . . er sei gepriesen! Das ist der Grund, warum man sich so freut über die hölzerne Sachkenntnis des Grafen im Reichsrat. Jetzt können die Beamten aufgebessert werden und das Publikum braucht nicht zu zahlen . . .

Die Geschichte ist zwar nichts. Denn unserer Forstwirtschaft erwachsen so viele Aufgaben, daß dadurch ein großer Teil der außerordentlichen Ausforstungserträgnisse wieder erfordert wird. Außerdem vertragen die Löhne der Holzarbeiter eine sehr wesentliche Besserung, und außerdem haben wir über 2 Milliarden Schulden, an denen in Bayern ja bislang nichts abgezahlt worden ist. Man hat in den Staatswaldungen gewartet, bis die Bestände sich selber auffressen und hat vielleicht gedacht, das ginge mit den Schulden ebenso. Was natürlich ein Irrtum ist; denn die wachsen immer noch, wenn der überständige Baum schon längst fault.

Graf Törring beantragt, daß die zu gewinnenden Millionen in dieser Weise verwendet werden und hat recht damit — vorausgesetzt, daß eben die Millionen überhaupt zu gewinnen sind. Und wenn ich Milliardär wäre: dafür möchte ich nicht Bürge sein. Die Beamtenaufbesserung darauf gründen zu wollen, wäre gründlich verfehlt. Das wäre Sand in die Augen des Volkes, und es hätte nur den einen Zweck, daß man die Steuererhöhung in das nächste Jahr verschieben könnte, wenn das Publikum vergessen haben würde, daß es die Beamtenaufbesserung ist, der man solche Beglückung verdankt.

Überhaupt wäre der ganze Plan des Grafen Törring noch einmal so schön, wenn ihn Graf Törring auch ausführen könnte. Aber die Ausführung, die verbleibt den Staatsorganen, die eben trotz allem weiterarbeiten werden wie bisher gearbeitet worden ist. Ein kleiner Anstoß ist ja vielleicht die Folge des Antrages. Aber es vergehen höchstwahrscheinlich keine zwei Jahre, dann sind wir wieder im ganzen Luder drin. Dann schleifen die Zügel wieder am Boden, und mit den Millionen ist's Essig. Dann sitzen die Karpfen wieder im Schlamme des kgl. bayerischen Staatsteiches und schmausen und erholen sich von der Aufregung, die der Hecht unter sie gebracht hat.

Und wenn es bis dahin noch Leute gibt, die sich für Staatsmonopole begeistern, dann sollte man sie alle in die kgl. bayerischen Staatsforsten führen. Dort können sie lernen, was überhaupt an einem staatlichen Monopolbetrieb zu lernen ist.

---

# Georg Herwegh an seine Frau.

## Unveröffentlichte Briefe aus den Jahren 1861—1862.

Herausgegeben
von
Marcel Herwegh und Victor Fleury.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Carlsbad, Dienstag, 29. Juli 1862.

Liebes Herz. Ich bin gestern Abend halbzehn in mein altes Quartier eingerückt, ohne an der Grenze mit etwas Anderem als der Steuer für meine Cigarren behelligt worden zu sein, wofür ich eine Quittung als Herr von Herwegh erhielt. Getrunken hab' ich heute noch nicht, auch bis jetzt weder alte noch neue Menschen gesehen. Morgen will ich das erste Glas auf Dein und Euer Aller Wohl leeren. Die verschiedenen wilden Völkerschaften scheinen im Augenblick hier zu dominieren; ungarisches, russisches, vor Allem polnisches Gewälsch und Gewäsch, wo man nur hinhört. Da bin ich denn neugierig, in welche Gesellschaft ich geraten werde.

Zum dritten Mal geh' ich wohl schwerlich hierher; jedenfalls nicht ohne dich. So ist meine Stimmung heute gedrückt und verschleiert wie der Himmel in der Prager Strasse. Damit gehabt Euch wohl bis ich mehr und Besseres zu melden habe. Ludmilla wird jetzt noch manches Supplement zu ihrer italienischen Reise liefern. Denkt bei Allem auch an mich. Denn unter diesen Samojeden erfaehrt man blutwenig.

Alles, was ich liebe, lebe!

Adieu

Dein Georg.

Carlsbad, Samstag, den 2. August 62
aber Gott sei Dank kein Samstagsbrief.

Liebes Herz. Eigentlich wollte ich erst Morgen wieder schreiben; da ich aber Morgen wahrscheinlich so viel oder so wenig wissen werde, wie heute, und eben dein Brief mit der De Boni'schen Inlage eintrifft, so mögen diese Zeilen noch vor Postschluß abgehen. Vor Allem muß ich dich bitten mir wenigstens Zeitungsnummern (Popolo und Confédéré), die Wichtiges enthalten, wie voriges Jahr, zukommen zu lassen. Die österr. Zeitungen haben natürlich meine Paßangelegenheit und deren Erledigung gleichfalls besprochen, und man wird sich wohl hüten, mir weitere Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Auf unsere Abstimmung wegen Rom oder V(enedig) wird nicht mehr viel ankommen da G(aribaldi) sich für das Erstere entschieden zu haben scheint. Vielleicht wirft der Hofacker sein Gewicht in die Schaale. Das wird dann die Sachlage

wesentlich verändern. Übernimm doch einstweilen ein Paar Worte an De Boni zu richten, melde ihm meinen jetzigen Aufenthalt und die Scheerereien, an denen Neapel wohl auch Schuld trägt, schicke mir sogleich den Artikel, von dem er schreibt, oder übersetz' ihn selbst und bring ihn in ein Zürcher Blatt. Bitt ihn gleichzeitig, seine Reise nach Zürich bis zu meiner Wiederkunft aufzuschieben; doch zweifl' ich kaum, daß er anderweitig wird festgehalten werden. Gib ihm endlich meine Karlsbader Adresse. —

Von Rüstow ist eine neue Broschüre erschienen: (Das preussische Heer und die Junker.) Da ich ihm Nichts zu Leid getan habe und ihm ewig gerecht sein werde, so hoff' ich denn doch auch ein Exemplar zu bekommen und zwar hieher, wo ich es so Manchem unter die Nase reiben kann. Zwar ist der Kreis von Bekannten dieses Mal sehr klein, wenigstens bis jetzt; von den vorjährigen Bummlern keiner oder keiner mehr hier. Auch Laube kommt um deinen Gruß. — Alles polnisch, tschechisch, ungarisch, ohne Übertreibung drei Viertel der Kurgäste. In der Fremdenliste steht eine Frau Konstanze Czosnowska mit ihrer Tochter Anna. Ist das die Deinige? d. h. nicht deine Tochter, sondern Deine Gräfin? In diesem Fall würd' ich mir erlauben, ihr meine Aufwartung zu machen. —

Dass du die Einladung mit Frau R(üstow) zusammen abgelehnt, ist nur in der Ordnung. Gut höflich, aber Charakter und hundert Fuss Höhe diesen Menschenfressern und Menschenfresserinnen gegenüber!! — Die Cironische Schrift*) find' ich durchaus klar geschrieben, und weiss eigentlich nicht, woran Ihr Anstoss nehmen könnt. — Ich finde namentlich die erste Partie vortrefflich, unterrichtend, interessant für Deutschland nicht weniger, als für Italien. Die Stelle über das junge Deutschland, das doch eigentlich mit der Politik wenig zu thun hatte und in gar Nichts an die Giovine Italia erinnert, ist ganz inexact und ich liesse sie weg. Cironis Enthusiasmus für den Homme und dessen Urmittelmässigkeiten kann ich nicht theilen. Ich kenne die Personen sehr genau. Einzelnes Vortreffliche stand allerdings darin. — Ob nicht für Deutschland aus den Journalen, die in der ersten Hälfte der Broschure besprochen werden, einige eclatante Auszüge einzuflechten wären, geb' ich nebst meinem herzlichen Gruss meiner lieben Freundin Ludmilla zu bedenken. Das Buch**) gewänne gleichzeitig an Embonpoint, aber an keinem, wogegen Karlsbad anzuwenden wäre.

Ich glaube, ich habe Verschiedenes vergessen, für dich füg' ich noch bei, dass ich tief in Mazzini***) zwar deinetwegen stecke, aber grossen Genuss und Trost daraus schöpfe, besonders wenn ich an all das Egoistenpack denke — — das Papier ist zu Ende, ich rufe dir nur noch zu, dass ich dich liebe, wie nie, und mehr und mehr lieben werde. Umarme die Kleinen und die Grossen.

Dein Georg.

---

*) Stampa nazionale.

**) Die Übersetzung der Cironi'schen Broschüre.

***) Emma Herwegh hat die Memoiren Mazzini's übersetzt.

Montag, den 4. August 62.

Liebe Emma. Deinen Brief fand ich gestern Abend spät, als ich nach Hause kam, auf meinem Tisch vor, kann also erst heute darauf antworten. Gegen die Wohnung im Schanzenberg hab' ich Nichts einzuwenden, wenn sie Dir gefällt; denn dir gefällt ja eigentlich doch nur, was mir Freude macht. Hab ich Recht oder nicht, mein gutes Herz? Handle also, wie du es für gut findest, denn irgendwo müssen wir unser Haupt doch niederlegen, und die Zürcher Pflastersteine sind noch nicht weich genug. — Vergiss übrigens nicht bei dem neuen Quartier auch auf endliche paßende Unterbringung meiner Bibliothek zu reflectiren. — Damit ist für heute dein grosser Brief beantwortet. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich Karlsbad diesmal ziemlich langweilig finde, und mich in Gedanken schon längst wieder bei Euch in Z(ürich) angesiedelt habe.

Dein u. Dein u. immer Dein

Georg

Donnerstag 7. August 1862.

Lieber, unglaublicher Schatz —

Ich stecke tief in Mazzini, d. h. in der Lecture von M., den du zu übersetzen gedenkst — u. ich beeile mich, dich vollständig zu beruhigen, obschon ich kein anderes Stück Papier im Hause habe, als dieses goldgeränderte. Zu melden ist von hier wenig; Carlsbad ist eine slavische Colonie, u. meine Bekanntschaften erstrecken sich bis jetzt nur auf sehr uninteressante Landsleute.

Vor einigen Tagen hat mir auch ein Seelentelegraphist einen Besuch gemacht „um mir die neusten Nachrichten über Heinrich Heine aus dem Jenseits mitzutheilen.“ Und der Mann läuft frei herum. Was sagst du dazu? Er führt auch ein zwanzigjähriges Medium weiblichen Geschlechts mit sich, was vielleicht hübsch ist, was er mir aber noch nicht gezeigt hat. Heute früh am Sprudel hat sich mir die Schwester von Prutz aus Stettin, nebst erwachsener Tochter, vorgestellt, sich auch angelegentlich nach dir erkundigt. Dem guten Prutz geht es so schlecht als es einem Menschen nur immer gehen kann. Es geht ihm, aber er geht nicht mehr, gar nicht mehr, und wird dabei immer fetter. — Also meine Freundin Ludmilla Assing zu acht Monaten Gefängniss contumaciter verurtheilt. Ich möchte ihr noch 24 Stunden zulegen für den kleinen Eigensinn in Betreff des jungen Deutschlands. Cironi weiss offenbar gar nichts davon; denn die Note ist absolut falsch. — Die Erwartung der Dinge, die nächster Tage kommen sollen, ist auch hier sehr gross. Man unterhält sich von Nichts als von Garibaldi. Schweigert hat mir gestern geschrieben, er wolle spätestens Sonntag nach Genua abreisen, wie auch Rüstow darüber schimpfen möge. Diese Notiz nur für Euch, aber nicht für den Hofacker. — Dass mir unter diesen Umständen jedes italienische Blatt, dessen du oder

L(udmilla) habhaft wird, willkommen ist, kannst du dir denken. — Mit meiner Gesundheit bin ich ausser der Todesmüdigkeit zufrieden. Ich bade diesmal auch einen um den andern Tag. — Leg' auch De Boni an's Herz, sich die kleine Mühe nicht verdriessen zu lassen, eines oder das andere wichtige Journal oder Document mir unter Kreuzband zuzuschicken; ich kann in mancherlei Weise u. unter mancherlei Menschen für seine Sache wirken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Grüsse Alles, u. küsse, wem ich dazu nahe genug stehe. Und Ada, die Hochbeglückte, schreibt sie fleissig?

Adieu, Gute, Treue, Einzige.

Dein Georg.

Karlsbad, Montag 11. Aug. 1862.

Mein liebes Herz. Aber wisst Ihr denn in Zürich wirklich gar Nichts über Italien u. das, was uns die nächsten Tage bringen werden? Hier in Karlsbad ist man natürlich um wenigstens 48 Stunden in der Weltgeschichte zurück, u. ich blamire mich geradezu, wenn ich ebenso klug bin wie alle Anderen. Schweigert ist, wie er mir schreibt, bei seinem Entschluss geblieben u. wird heute, Montag, von Coburg abreisen u. Einen Tag in Zürich verweilen. Versieh ihn mit so guten Empfehlungen, als dir möglich ist, aber engagir' ihn dafür auch zu einer regelmässigen Correspondenz, namentlich in wichtigen Angelegenheiten. Adressir ihn an De Boni in deinem u. meinem Namen, an Nicola Fabrizj, der nach Sicilien zu Garibaldi geeilt ist, u. wen du u. Ludmilla sonst für besonders geeignet halten. —

Mein Leben spinnt sich oder trinkt sich vielmehr in höchst gleichgültigem Umgang weiter. Da ist ein Advokat aus Wien, der in der Octoberrevolution unter denen gewesen ist, die mit Windischgrätz die Convention abgeschlossen, da ist ferner ein sehr lebhafter Wiener Professor, Nationalökonom, der eine Schweizerin zur Frau hat, und zuweilen einen Italiener, Pellegrini, mit sich führt, da ist ein kreuzbraver Karlsbader Arzt, von Dresden her auch mit Bakunin bekannt ein Dr. Zimmer, der soeben Jahre auf dem Munkacz gesessen hat, da ist der Mann der Frau Julie Rettich, da ist ein Sectionschef aus dem Ministerium des Innern, sehr klug, mit dem man aber ebenfalls sehr klug umgehen muß, da ist die Schwester von Prutz, von der ich dir schon geschrieben; da drängt sich ab u. zu ein kleiner Jude heran, um mich zu begucken u. s. w. Man schlägt halt seine Zeit todt wie man kann, um sein Leben zu erhalten oder zu verlängern. Die Kur macht mich bereits sehr schlank; das Wasser treibt mir aber zuweilen das Feuer in's Gesicht, als ob ich Schnaps tränke. Den Dr. Hochberger — entre nous — hab' ich gar nicht aufgesucht, da ich fast täglich zwei Aerzte amicaliter sehe u. mich mit ihnen besprechen kann. Was ich nach Karlsbad vornehme, weiss ich Rahn, dem ich Gruss u.

Compliment entbiete, ebenso genau zu sagen, wie er mir. Schwarzenberg bin ich sehr dankbar für seinen täglichen Besuch bei dir, u. grüss' ihn von ganzem Herzen. Wenn er sich einmal von seinem Schweizer Tisch auf eine Stunde an den deinigen emancipiren wollte, so könnte das seiner Gesundheit auch Nichts schaden. Hat die selige Schwarzwurzel wieder geschrieben? Und ist die Majestätsbeleidigerin Ludmilla untröstlich? Und habt ihr Band 5 u. 6 schon in Händen? Bei der Jubelgreisin befindet sich noch ein Exemplar Bd. 1—4 was sie allmälig auch gelesen haben könnte. Dein Brief kam heut' ohne Zeitung an. Ich habe bereits reclamirt; Rüstows Broschüre ist eingerückt, die ist wieder einmal durch u. durch vernünftig, u. circulirt bereits. —

An Lassalle hab' ich den Auftrag von einem Buchhändler in der Schweiz, wenn er, Lassalle, die Aufhebung der Beschlagnahme seiner Viertenstandsbrochüre nicht durchsetzt: „ob er nicht geneigt wäre, diese Broschüre auf's Neue in der Schweiz heraus zu geben.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich grüsse, küsse, umarme Euch, je nach Verdienst

Dein Georg.

15. Aug. 62.

Mein lieber Schatz. Das Geld u. alles Übrige ist richtig angekommen. Die Anstrengung des Nichtsthuns, die mit dem prachtvollen Wetter immer mehr zunimmt, lässt mich erst heute diesen Empfangsschein — denn was anderes wird aus diesem Briefe nicht werden — schreiben. Die Zahl müssiger und gleichgültiger Bekanntschaften vermehrt sich natürlich auch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Politicis ist die Welt hier wie überall in Spannung u. im Unklaren. — „Carte segrete“ sind „geheime Papiere“ der consacrirte Ausdruck dafür; es gibt keinen andern. Ludmillen tausend Grüsse u. tausend Dank für die Auszüge aus Cironi's Brief. Man bittet um Fortsetzung. — Durch das Factotum Schmerlings, das sich hier seinen dicken Bauch abtrinkt, erfahre ich die quasi offizielle Bestätigung mancher Dinge, die wir allerdings schon wussten. So in positivster Weise, dass Napoleon in Villafranca um den Preis des linken Rheinufers seinen Alliirten V. Emmanuel preisgeben wollte. Ebenso dass der romantische exaltirte Erzherzog Max in der That auf das Project, Kaiser in Mexico zu werden, Napoléon gegenüber eingegangen war, aber ohne Gutheissung von Seite des Habsburger Hofs. — A propos — den 4. Band von Mazzini schicke nicht, bis ich ausdrücklich darum schreibe. — Lassalle's Broschüren scheinen gar nicht nach Oesterreich gekommen zu sein. Sie gehen hier durch mich von Hand zu Hand u. man erbauet sich männiglich daran. Für meine Freunde versteh' ich rasend Propaganda zu machen. Das kann ich nun einmal nicht lassen. —

Ich habe wirklich zu viel — nicht zu thun, als dass mir Zeit übrig bliebe, an diesen trockenen Brief, der wenigstens auf alle deine Fragen antwortet, noch eine lange Sauce zu machen.

Ich habe die Ehre zu sein, mein liebes, liebes Herz

Dein
dich unendlich liebender Schatz
Georg

Einen Kuss an Gross u. Klein
Einen Gruss an Grob u. Fein.
Auch der Jubelgreisin mein Compliment.
Freitag Mariä Himmelfahrt; 15ten August 1862. Karlsbad sehr geputzt!

Mittwoch, Abends 9 Uhr, den 20. August 1862.

Mein liebes Herz. Eben komm ich nach Hause u. finde deinen Brief u. deine Klagen über mein Schweigen vor, die mich sehr unruhig machen.

So naturgemaess es ist, so spät noch die Feder in die Hand zu nehmen, kann ich doch nicht umhin, — theils um dich zu trösten, theils um mir selbst keine schlaflose Nacht zu bereiten, — dir noch auf dem bekannten geränderten Papier zu melden, dass ich nie länger als 4 oder 5 Tage gewartet habe, eine Epistel an dich abzusenden. Die letzte ging Freitag oder Sonnabend hier ab, u. zwar auf gewöhnlichem Postpapier, das ich mir von einem Kurgast erbeutet hatte, heute aber, wie figura zeigt, schon zu Ende ist.

In einem sprach ich dir von verschiedenen Damen, der Bissing, der Mahrenholz, geb. Bülow, einer Freundin von Cosima, die nun auch in das Kindergartenjournal schreibt, welches aber, nebenbei gesagt, ganz vortreffliche Sachen enthaelt u. den geehrten Müttern, die im Besitz eines Marcel sind, sehr zu empfehlen ist. — Solltest du beide nicht erhalten haben?

Das Leben hier rollt sich ab, wahrscheinlich genau so, wie vor 20 oder 25 Jahren, als du im Auge Gottes gewohnt hast, an dem ich denn doch nie vorbeigehe, ohne zu denken, wie hübsch es wäre, wenn ich einmal mit dir darin sässe.

Entschuldige, mein lieber Schatz: am Montag waren es bereits drei Wochen, dass ich hier eingetroffen. So sehr man sich auf die Ankunft hier freut, ebensosehr sehnt man sich nach der Abreise, u. länger als 5 bleib' ich um keinen Preis. Gräm' dich im Übrigen nicht, dass ich Hochberger nicht consultirt; ich sehe Aerzte genug u. bin mit meiner Kur ausserordentlich zufrieden, wenn auch das échauffement im Gesicht fortdauert.

Schlank wie eine Wespe oder ein preußischer Lieutenant. Auf Ehre. — Wohin aber von Karlsbad? That is the question. Mit dir nach Montreux? Prächtig! ich verlange nicht besser. Oder vielmehr dich bereits in Montreux treffen — über Basel, ohne

Zürich zu berühren, direkt zu dir. Nur möcht' ich genauer wissen, wie Du dich einzurichten gedenkst, was du mit dem Grossen — der doch nicht Redacteur des Charivari gewesen ist?? — was du mit dem Kleinen zu machen gedenkst? Wann der Auszug aus Egypten nach dem Schanzenberg statt finden soll? U. s. w. U. s. w.

Königin von Neapel ist gut!

R. Garibaldi noch besser!

Ludmilla bin ich für ihre Mittheilungen ungeheuer und herzlich dankbar, so dass ich keine Worte finde — buchstäblich, denn ich will bei ihr in Briefschuld bleiben. Zeitungen schickst du selten; mit einem pikanten Confédéré kann ich Manchen amüsiren. Die Anekdote vom Auvergnaten hab' ich natürlich gehörig verbreitet. — Hat Dufraisse die Broschüre Proudhon's gegen Mazzini, u. kannst du mir sie zukommen lassen? Ich bringe sie natürlich gewissenhaft zurück. — In Montreux konnte ein Theil der Übersetzung gemacht werden. Sie kommt jetzt eben gelegen u. du solltest abschliessen aber so theuer als möglich. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dein Georg

25. August 1862.

Mein bester Schatz. Nicht mit Windeseile, sondern nur mit der dir bekannten Karlsbader Geschwindigkeit erwidere ich deinen letzten Brief sofern überhaubt etwas Etwas darauf zu erwiedern ist.

Lassalle hat mir selbst geschrieben; ich will ihm also selbst antworten. Von dir erwarte ich diesen Nachmittag einige Zeilen, die über mein weiteres Schicksal definitiv entscheiden sollen. Bis dahin begnüge dich mit dem gewöhnlichen Bulletin, dass es mir gut u. leidlich langweilig ergeht, dass die ephemeren Bekanntschaften nach u. nach fortziehen u. ich von heute an nicht nur die Tage sondern bereits die Stunden zähle, wo ich nicht mehr den Schlossberg, sondern vielleicht mit dir die Dent de Jaman in Montreux besteige. — Es ist also dahin gekommen, wohin es besser schon vor einem Jahre gekommen wäre, ich meine in Italien. An eine Komödie u. abgekartete Geschichte ist nicht mehr zu glauben, seit der Erklärung Ratazzi's im Parlament. Doch gibt es noch Leute genug die Victor Emanuel unter Einer Decke mit Garibaldi suchen. Alle Welt erwartet stündlich die Nachricht vom Sturze Ratazzis'; mir ist, als ob ihm das Schicksal Rossi's*) bevorstünde. Da wird denn auch der „intelligente“ Unterrichtsminister Matteucci ad patres versammelt werden. Ich werde ihm keine Thräne nachweinen, obschon er Moleschott in die Commission zur Begutachtung des neuen Unterrichtsprogramms gewählt hat, was M. bereits in allen Zeitungen ausposaunen lässt. Wenn die Italiener nun Rom bekämen u. dort eine wirkliche Weltuniversität errichteten! — Dahin zu kommen u.

*) Mann der Sontag (Ctesse. Rossi), war Gesandter und ist ermordet worden.

als Professor im Vatican auf dem Stuhl Petri zu dociren — das wär' eine Zeit des Ehrgeizes werth. Dies entre nous. — Es fällt mir soeben ein, dass ich mit dem Brief an Lassalle doch warten will, bis ich von Weimar Nachricht erhalten habe, ob Dingelstedt dort ist oder nicht.*) Einstweilen sag' ihm alles Schöne u. melde Reimann (Meyer u. Zeller) die Ankunft desselben. Denn Reimann ist der Schweizer Buchhändler, der die Brochure neu auflegen möchte. Er soll nur direkt zu Lasalle gehen u. ihm sein Anliegen vortragen. — Der ahnungsvolle Hofacker hat mir viel Spass gemacht; ich weiss nicht, ob ich selbst es schon so weit im Aberglauben gebracht habe. — Ich könnte übrigens das Medium hier über das Schicksal Schweigerts consultiren. — Frau von Bissing gibt mir nicht viel zu thun, dagegen die Mahrenholz umso mehr. Sie ist nicht so unrecht und äusserst lebendig; erzählt gern und kann auch etwas erzählen, da sie mit aller Welt in Berührung gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich erwarte übrigens von Euch Allen, dass Ihr in der wahrscheinlichen Sturm- u. Drangperiode, die Lassalle über Zürich heraufgeführt hat, Eure Schuldigkeit thut, gut, aber klug u. diplomatisch seid, u. Euch nicht so ganz hingebt, sondern ein Stück von Euch u. Euren Freunden für Euch behaltet. Wahrscheinlich werd ich auf deinen heutigen Brief Etwas zu antworten bekommen — darum für jetzt Adieu. — Kennst du einen leicht zu befriedigenden Wunsch des Kleinen? Vielleicht auch des Grossen? Die ich Beide herzlichst umarme; Ada ist mir fast zu weit entfernt dafür. — Auf baldiges Wiedersehen.

Dein, dein

Georg.

Fahre fort, mir zu schreiben, bis ich Contreordre gebe.

Freitag früh den 29. August 62.

Und, lieber Schatz, bei meinen Briefen muss es die Seltenheit bringen, dass Sie dir etwas werth sind, denn ich bin wie ausgeleert, u. wenn man mich heute auf den Kopf stellte, so fiele Nichts heraus.

Für deine Mittheilungen aus Italien, so wenig sie enthalten, was ich nicht genau so weiss u. aus den gegentheiligen offiz(iellen) Berichten u. Lügentelegrammen abstrahire, bin ich dir doch recht dankbar, u. bitte dich wo möglich täglich damit fortzufahren. Der Popolo wird wohl ausbleiben, bis G(aribaldi) selbst in Neapel einrückt. De Boni ist gleich nach Vertagung der Kammer dahin abgereist, wie ich aus verschiedenen Corresp., auch aus dem Popolo selbst ersehe; thu' es doch Schw(eigert) zu wissen, der —

---

*) Herwegh empfahl Dingelstedt das Lassallesche Drama „Franz von Sickingen". Dingelstedt, der versprochen hatte, das Stück im Herbst vorzunehmen, nahm es schließlich nicht an.

entre nous — eigentlich gar nichts weiss. Der Brief an R(üstow) folgt mit Dank und herzlichem Gruss zurück. — Geht die Jubelgreisin wirklich als Marketenderin mit? Ich meine, wenn R(üstow) gerufen werden sollte, woran ich noch zweifle ehe S(chweigert) dafür gewühlt hat. Die Italiener wissen, dass sie ihn brauchen können, aber aus tausend Anzeigen habe ich gemerkt u. merk' ich, dass er ihnen nicht sympathisch ist. — Auf den Abfall der Armee baut man natürlich ein gutes Stück Hoffnung; eben darum können die Telegramme, die davon melden, voreilig sein. Was wollte Louis beginnen? Gegen die vereinten Garibaldianer u. Piemontesen in's Feld rücken? Schwerlich, aber wenn — tant mieux. Dann könnt' ihn der Teufel wirklich einmal holen, u. manchen Andern dazu. —

Sprechen wir jetzt von unserer Campagne.

Auf diesen Brief wirst du mir umgehend antworten, wenn du in Collonge zu sein gedenkst u. ob du nicht so ein acht Tage wenigstens dort zubringen kannst. Denn nur in diesem Fall werd' ich mich entschliessen, meine Nachkur dort zu machen. — Gehst du nicht nach Collonge, so stehen die Ochsen am Berge u. ich weiss nicht, was beginnen.

Reise ich Mittwoch, spätestens Donnerstag, hier ab, so käm' ich Samstag (abends 6 Uhr) etwa nach Verneix-Collonge.

Ich haette allerdings gern einen Sprung nach Dresden gemacht, um einige Madonnen in meiner Phantasie aufzufrischen; doch glaub' ich, würd' es mich in der Kasse etwas geniren. —

Lassalle kann toben und schäumen; ich kann nicht helfen. An Dingelstedt ist sogleich nach Empfang seines Briefs eine Anfrage abgegangen, ob er in Weimar oder wo er sonst sei, aber eine Antwort ist noch nicht erfolgt. Ich werde ihm im Nu berichten, so bald ich Etwas weiss. Wo lenkt denn er, Lassalle, seine stürmischen Schritte hin? Und könnten wir nirgends freundschaftlich caramboliren? Auch einen kleinen Umweg würd' ich nicht scheuen. —

Tausend Grüsse an Ludmilla, Lassalle. — Stöhr nicht zu vergessen! —

Dein Georg.

Dienstag, Vormittag [2.] Septb. 62.

Mein liebes Herz.

Ich reise wahrscheinlich erst Freitag früh mit der Post über Schwarzenberg — wohin? weiss ich zur Stunde noch nicht. Das Bewusste hab' ich erhalten; für Lassalle hab ich noch keine Nachricht aus Weimar. Das lässt mich schliessen, dass Dingelstedt nicht zu Hause ist. Mehr vermag ich nicht zu schreiben; ich bin seit 3 Tagen im Fieber u. suche

mich vergebens mit dem Kopf in den fürchterlichen Nachrichten zurecht zu finden, die mir das Herz zerreissen. Noch sind keine Zeugnisse eingetroffen wie Italien das Geschehene aufgenommen hat.

Wird Ratazzi, der offenbar der agent provocateur, den mouchard Bonapartes gespielt hat — ich meine vor nun 2 Monaten — die Imitation der Juniinsurrektion oder des 2. Dezembers u. die momentane Erdrückung der Actionspartei vollständig gelingen? — Das war also der Lohn für die Parole „Victor Emanuel", für den Compromissversuch mit der Monarchie, in den sich aus grenzenloser Liebe zu seinem Vaterland der Republikaner Garibaldi eingelassen hatte! Selbstverleugnen darf sich der Mensch; aber ein Prinzip verleugnen, auch in der sublimsten Absicht, wird sich immerdar rächen. Alle Philister sagen nun „Garibaldi war kein Staatsmann". Wollte Gott, es wäre wahr. Es war wenig vom Staatsmann in ihm u. darum war er gross; das wenige aber, was er noch vom Staatsmann der alten Welt an sich hatte u. was ihn auf die Bahn der Intriguen u. Unterhandlungen mit den Lumpen dieser Welt führte, reichte hin, ihn zu stürzen. Er musste ja von diesen düpirt werden. — Hat er zu gutem Schluss, zu spät, das savoyische Kreuz aus seinen Fahnen gerissen oder ist auch dies eine Lüge? Von heute an ist es jedenfalls heraus — — dies ist der grosse Gewinn, mit dem ich mich jetzt zwar nicht trösten kann, der mir aber doch die Zukunft erheitert. — Und dann der riesengrosse Hass gegen den Bonapartismus, der aus dieser Tragödie erblühen muss, wenn die Italiener auch nur des Namens „Menschen" würdig sein wollen. — Nach Nürnberg will ich unter bewandten Umständen doch auf Einen oder zwei Tage mich begeben. Gib mir Nachrichten von Freunden, Briefe, Zeitungen etc. unter der direkten Adresse „Würtemb. Hof".

Fest zusammenhalten jetzt wir Alle! Grüsse Alle.

Dein Georg.

---

# Hundertfünfundzwanzig Jahre Luftschiffahrt.

Von

Ewald von Kleist,

Hauptmann und Kompagniechef im Luftschifferbataillon.

(Schluß.)

Auch in Deutschland ging man, nachdem der leichte Benzinmotor, der ja eine deutsche Erfindung ist, sich mehr und mehr eingebürgert hatte, an die Konstruktion und den Bau von Luftschiffen und verfolgte hierbei ganz eigene Wege, die, wenn auch nicht sofort, so doch schließlich zu einem guten Resultat führten, und ganz besondere Luftschifftypen schufen.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Graf v. Zeppelin in der Erkenntnis, daß sich die Leistungen eines Luftschiffes nur mit zunehmender Größe steigern lassen, mit weitausschauendem Blick und beispielloser Kühnheit den Plan zu einem Fahrzeug von gewaltigen Dimensionen entworfen. Im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit der Konstruktion erweiterte er die Forderung für sein „Flugschiff“ dahin, daß es nicht nur ein bestimmtes Ziel erreichen, sondern wie ein Seeschiff jedesmal nach seinem Hafen zurückkehren müsse. Er versah daher die Hülle mit einem starren Gerüst zur Erhaltung der Form und verzichtete dadurch von vornherein auf jeden Transport des Fahrzeuges in ungefülltem Zustande. Dies Gerüst ermöglichte ihm, den Luftwiderstand durch Verkleinerung des Querschnittes erheblich zu verringern, dessen Durchmesser auf $^1/_{11}$ der Längsachse herabgesetzt wurde. Die Betriebssicherheit wurde durch Verwendung von zwei getrennt arbeitenden Motoren (Propeller-Paaren) wesentlich gesteigert.

Eine im Jahre 1899 gegründete Aktien-Gesellschaft lieferte die zum Bau erforderlichen Mittel, der auf dem Bodensee in einer schwimmenden Halle ausgeführt wurde. Das Gerüst, ein Meisterwerk der Technik, in Form eines vielseitigen Prismas mit ogivalen Spitzen, bestand aus Gitterträgern von Aluminium mit Stahldrahtverspannungen. Es setzte sich aus 17 Abteilungen zusammen, faßte bei 128 m Länge und 11,6 m Durchmesser 13 000 cbm, war mit Stoff überzogen und barg entsprechend den Abteilungen 17 Gashüllen. Die beiden Gondeln waren mit dem Gerüst starr durch Gitterträger verbunden. Jede Gondel trug einen 16 pferdigen Daimlermotor, durch den je ein Paar vierflügelige Schrauben von 1,15 m Durchmesser betätigt wurden. Die Kraft, für die mit 1100 Umdrehungen laufenden Schrauben, wurde durch Stahlrohre und Zahnradgetriebe übertragen. Die Propeller lagen zu beiden Seiten am unteren Teil des Gerüstes. Vor- und Rückwärtslauf war vorgesehen. Die Seitensteuer waren vorn und hinten an der

unteren Seite des Gerüstes angeordnet. Mit einem Laufgewicht an einem Stahlseil unter dem Luftschiff konnte durch eine Kurbel in der vorderen Gondel der Schwerpunkt verlegt und das Fahrzeug schräg gestellt werden. Übersichtliche Vorrichtungen in der vorderen Gondel ermöglichten die Ausgabe von Wasserballast und die Bedienung der Ventile vom Führerstande aus und stellten die Verbindung mit der hinteren Gondel her. Das Luftschiff wurde am 1. Juli 1900 von 20 Pontons aus gefüllt und stieg am 2. Juli mit fünf Personen zum ersten Male auf. Da schon nach kurzer Zeit die Kurbel des weit nach vorn geschobenen Laufgewichtes brach, senkte sich das Fahrzeug mit der vorderen Spitze abwärts und war trotz aller Bemühungen, die wagerechte Lage wieder zu gewinnen, zur Landung gezwungen, zumal eine Verbiegung der Längsachse auch die Steuerfähigkeit beeinträchtigte. Abgesehen von einigen geringfügigen Beschädigungen wurde das Luftschiff ohne Unfall in der Halle geborgen.

Die Eigengeschwindigkeit und Steuerfähigkeit des Fahrzeuges hatte bei diesem Flug nicht festgestellt werden können, dagegen war die Möglichkeit bewiesen, ein Luftschiff von solcher Größe nicht nur zu bauen, sondern auch zu füllen und zum Aufstieg zu bringen. In der Folge wurde die Längsachse durch einen Laufgang zwischen den beiden Gondeln verstärkt, auf dessen Schienen sich das Laufgewicht bewegte. Die Höhen- und Seitensteuer wurden anders angeordnet, die Vorrichtung für die Ballastausgabe verbessert und die Hülle erneuert.

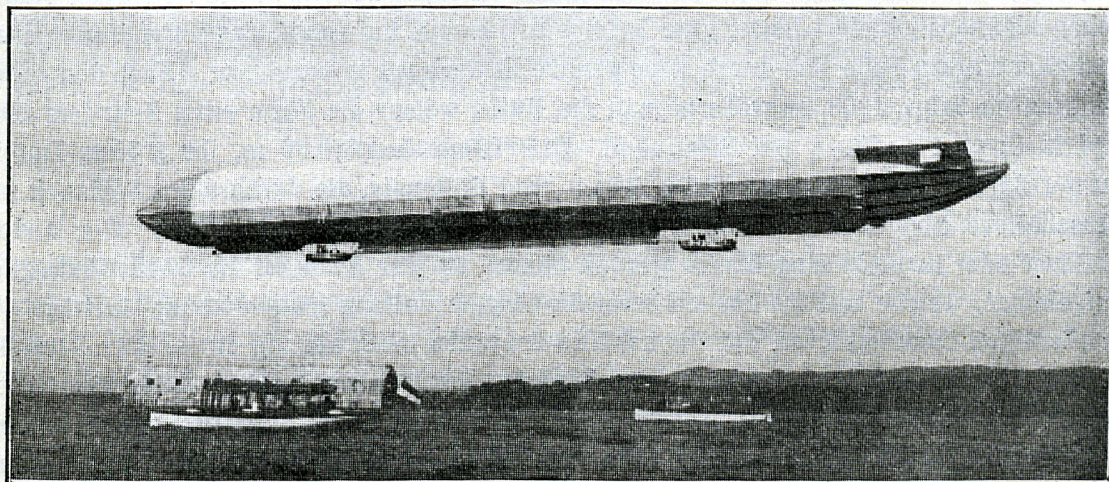
Kurz vor Beginn der neuen Versuche im Herbst knickte das leere Gerüst in der Mitte ein, aber schon nach drei Wochen war der Schaden ausgebessert, so daß am 17. Oktober das Luftschiff von neuem steigen konnte. Auch dieses Mal mußte, noch bevor man die Fahrteigenschaften ausreichend hatte feststellen können, zur Landung geschritten werden, weil sich die Hülle einer Abteilung durch Offenbleiben des Ventils vollständig entleert hatte. Eine dritte, allerdings nur kurze Fahrt fand vier Tage später statt, bei der die volle Steuerfähigkeit und eine Eigengeschwindigkeit von 9 m in der Sekunde erreicht wurde. Aus Geldmangel wurden weitere Versuche vorläufig eingestellt, und die schwimmende Halle, welche das Herausbringen und Bergen des Fahrzeuges sehr erleichterte, da sie sich einer Wetterfahne gleich stets in die Windrichtung einstellte, nahe dem Lande festgelegt.

Nach langem Bemühen gelang es Graf Zeppelin, die Mittel zum Bau eines zweiten Luftschiffes aufzubringen, das nach einem ersten Versuch im November 1905 im Januar 1906 zum Aufstieg gebracht wurde. Starker Wind verschlug es nach dem Allgäu, wo es zwar ohne große Beschädigungen auf festem Boden landen konnte, aber durch den Wind zertrümmert wurde, ehe man es von neuem zum Aufstieg bringen konnte. Noch in demselben Jahre erbaute der unermüdliche Konstrukteur sein drittes Fahrzeug mit wesentlichen Verbesserungen, das ihm endlich einen vollen Erfolg bringen sollte. Das etwas vergrößerte Gerüst aus nur 16 Abteilungen trug am hintern Ende vier Flossen, die Höhen- und Seitensteuer waren vorn und hinten unter dem Ballon angebracht, die

alten Motore waren durch neue von je 90 Pferdekräften, die vierflügeligen Schrauben durch dreiflügelige und die Stahlrohrübertragungen durch Wellen ersetzt.

In dieser Form erreichte das neue Luftschiff am 9. Oktober 1906 eine Eigengeschwindigkeit von 13—14 m in der Sekunde, und übertraf dadurch die aller anderen Luftfahrzeuge. Gang und Steuerfähigkeit waren gut, Aufstiege und Landungen vom Spiegel des Sees vollzogen sich glatt. In 2 Stunden 17 Minuten wurden 110 km zurückgelegt, während Lebaudy zu 100 km 3 Stunden 23 Minuten gebraucht hatte.

Nach diesen Erfolgen unterstützte der Staat die Fortführung der Arbeiten durch Gewährung von Geldmitteln und durch Erbauung einer neuen schwimmenden Halle in Eisenkonstruktion. An dem Luftschiff selbst wurden die Steuerorgane weiter nach oben verlegt und so vor Beschädigungen besser geschützt.



Lenkbares Luftschiff des Grafen Zeppelin.

Bei den sechs Fahrten im Herbst 1907 wurden die Leistungen des vorhergehenden Jahres noch überholt, vor allem steigerte sich die Fahrtdauer auf mehr als 7 Stunden, in denen über 350 km zurückgelegt wurden; auch die Aufstiege und Landungen auf dem Bodensee verliefen ohne Schwierigkeiten.

Die Vorversuche können nunmehr als abgeschlossen gelten. Graf v. Zeppelin hat mit seiner Konstruktion ein Luftschiff geschaffen von ganz vorzüglichen Fahrteigenschaften. Es ist an Geschwindigkeit bisher allen anderen überlegen, läuft sehr ruhig und braucht infolge seiner wirksamen Höhensteuer wenig Ballast; es ist gegen die Einflüsse der Strahlung durch den Stoffüberzug über dem Gerüst weniger empfindlich als andere Fahrzeuge und ist ihnen in bezug auf Betriebssicherheit überlegen durch die beiden getrennt arbeitenden Motoren und die infolge des Gerüstes stets gesicherte Form, wobei Ballonets und Ventilator fortfallen.

Diesen Vorzügen stehen die Nachteile gegenüber, daß das Luftschiff infolge des sehr großen toten Gewichts der metallischen Rippenkonstruktion im Verhältnis zu Schiffen anderer Konstruktion von gleicher Größe nur etwa die halbe freie Tragkraft besitzt, ferner daß es nicht ohne die Gefahr schwerer Beschädigungen auf festem Boden landen kann und deshalb unbedingt an eine schwimmende Halle gebunden ist; endlich die großen Kosten für das Fahrzeug selbst und die Hafenanlage.

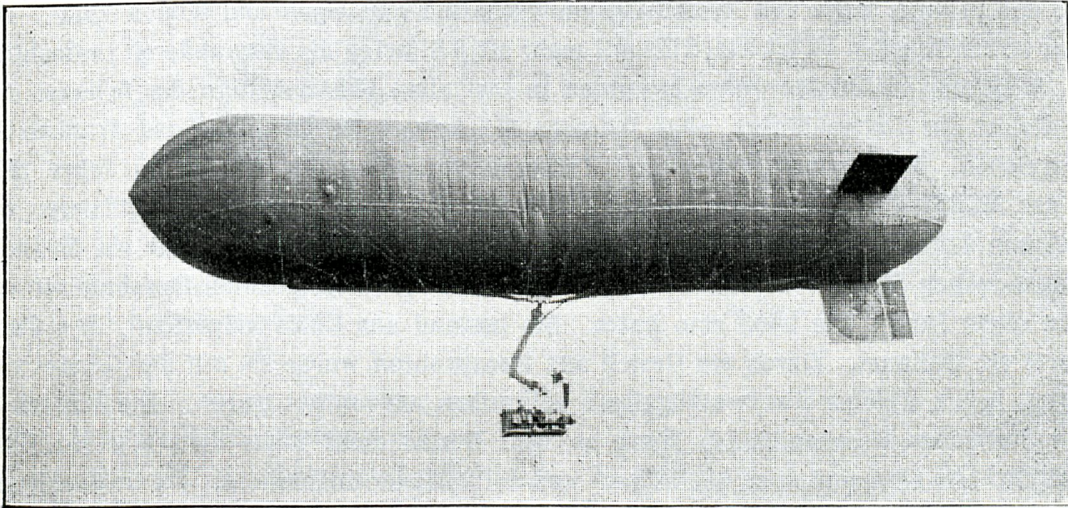
Der Konstrukteur ist bestrebt, die Fahrteigenschaften seines Systems bei dem Bau des vierten Luftschiffes durch Vergrößerung des Inhaltes und Verwendung stärkerer Motore weiter zu entwickeln und will die Fortschritte bei den von ihm geplanten längeren Fahrten zeigen.

Auf dem entgegengesetzten Wege erzielte der ehemalige bayrische Major von Parseval, der schon bei der Konstruktion des Drachenballons Proben seines hohen aeronautischen Könnens geliefert hatte, gute Erfolge mit einem Luftschiff, das unter Vermeidung fast aller starren Teile sich durch seine geniale Einfachheit auszeichnete. Nach den ersten Fahrten im Jahre 1906 vergrößerte man die Hülle, welche die Form eines Zylinders zeigt und in Spitzen ausläuft, auf 2800 cbm. Ihre Länge beträgt 50 m, ihr größter Durchmesser 8,9 m. Im Innern der Hülle liegen zwei Ballonets, die durch einen Schlauch mit Umschalteventilen verbunden sind, so daß die Luft entweder in das eine oder andere Ballonet oder in beide eingeblasen werden kann. An der Hülle ist die Gondel beweglich aufgehängt, welche mit Rollen auf zwei Stahlseilen entlang gleiten kann; sie trägt den 90 pferdigen Daimlermotor, der die schlaffe Schraube in Bewegung setzt. Der Propeller ist auf einem Bock in der Gondel angebracht. Den ruhigen Gang sichern zwei wagerechte und eine senkrechte Flosse in der Form von mit Luft aufgepumpten Matratzen am hinteren Ende der Hülle, wo auch das Seitensteuer angeordnet ist. Höhensteuer fehlen, dafür wird das Auf- und Absteigen mit Maschinenkraft durch Schrägstellen der Hülle erreicht, indem man ihre hintere oder vordere Spitze durch Füllung des betreffenden Ballonets senkt.

Das Luftschiff erreichte bei ruhigem Gang und guter Steuerfähigkeit eine Eigengeschwindigkeit von ca. 11 m in der Sekunde oder etwa 40 km in der Stunde.

Es gelang ihm auch, von Berlin aus Brandenburg zu erreichen und in 8 Stunden nach seiner Halle zurückzukehren; davon war fast die Hälfte der Zeit zur Abstellung eines Motorschadens verwendet worden.

Da die Anbringung der verschiedenen Organe bei diesem unstarren Luftschiff schwieriger ist als bei starren oder solchen mit Bodenfläche, traten besonders im Anfang der Versuche häufig kleine Betriebsstörungen ein, deren Ursachen aber allmählich beseitigt wurden, so daß dieses System jetzt nahezu ebenso betriebssicher ist als die anderen Konstruktionen. Übrigens haben solche Betriebsstörungen, die für andere Luftschiffe leicht verhängnisvoll werden können, für dieses Fahrzeug im allgemeinen nicht so bedenkliche Folgen. Denn selbst wenn es völlig manöverierunfähig werden sollte, kann es fast



Lenkbares Luftschiff des Majors Parseval.

wie ein gewöhnlicher Freiballon sogar bei starkem Wind ohne Gefahr zur Landung gebracht, verankert oder in ungefülltem Zustand leicht transportiert werden. Dies beweist die Fahrt vom 27. Oktober 1906, als es infolge eines Motorschadens steuerlos vom Winde fortgetrieben wurde und landen mußte.

Die auf Anregung des Kaisers gebildete Motor-Luftschiff-Studien-Gesellschaft hat das Fahrzeug angekauft und die Versuche im Jahre 1907 fortgesetzt; bei ihrem planmäßigen Vorgehen wird das Parsevalsche System bald so weit vervollkommnet sein, daß es im Feld- und Festungskrieg und für den Sport mit Vorteil verwendet werden kann.

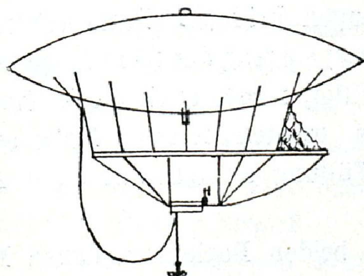
Nach den großen Erfolgen des Lebaudyschen Luftschiffes in Châlons und Toul im Jahre 1905 beschloß auch die deutsche Heeresleitung den Bau eines Versuchsfahrzeuges und beauftragte hiermit das Luftschifferbataillon. Nach den leitenden Gesichtspunkten des Majors Gross wurde unter Mitwirkung des Hauptmanns Sperling nach den Plänen des Ingenieurs Basenach zunächst ein Versuchsschiff erbaut, um an diesem alle einzelnen Organe planmäßig zu erproben und durchzukonstruieren. Wenngleich auch dieses Schiff manche Ähnlichkeit mit dem Juillots zeigt, so sind doch wesentliche Organe eigener Konstruktion und anderer Anordnung. Die pralle Form wird auch bei diesem Schiffe durch ein Ballonet erhalten. Die Längsachse ist durch eine Stahlrohrplattform versteift, an der sämtliche Organe des Antriebs und der Steuerung solide angebracht sind. Die Stabilität wird durch horizontale und vertikale Flächen erreicht. Dieses Versuchsschiff erreichte 32 km Stundengeschwindigkeit mit einem Motor von nur 25 PS. und trägt trotz seiner geringen Größe von nur ca. 1800 cbm drei, vielfach sogar vier Personen.

Das Versuchsfahrzeug zeigte bei mehr als 50 Fahrten gute Eigenschaften und bewies, daß es ohne Hilfe von Bedienungsmannschaften aufsteigen und landen kann. Die Dauer seiner längsten Fahrt übertrifft mit mehr als 8 Stunden die aller anderen Luftschiffe.

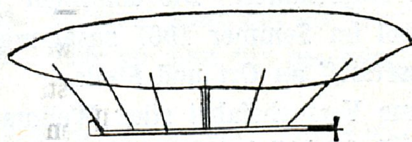
Während der letzten Jahre begannen in fast allen Kulturländern die Arbeiten auf dem Gebiet der Luftschiffahrt, ohne indessen die Erfolge Deutschlands und Frankreichs zu erreichen. In England wurde nach früheren Versuchen von Barton im Jahre 1907 von der Militär-Verwaltung ein Luftschiff erprobt, das unter Leitung von Offizieren der englischen Luftschiffertruppe konstruiert wurde. Die Hülle stellte sich als ein Zylinder mit sphärischen Spitzen dar, der 34 m lang war und bei einem größten Durchmesser von 9,3 m einen Inhalt von 2400 cbm hatte. Sie bestand aus Goldschlägerhaut, ihre Form sicherte ein Ballonet. Durch ein Gestell aus Metallrohren wurde sie mit der Gondel verbunden, neben welcher die zweiflügeligen Schrauben angeordnet waren. Die Flossen in Form Codyscher Drachenflächen lagen an dem Gerüst dicht unter dem hinteren Ende der Hülle. An ihm sind auch die Höhen- und Seitensteuer angebracht. Da Goldschlägerhaut, ein aus zarten, tierischen Häutchen zusammengesetzter Stoff, zwar sehr leicht, aber auch sehr empfindlich ist, mußte die Last der Gondel durch ein Netz mit dem Gestell verbunden und die Befestigung durch mehrere Tragebänder verstärkt werden.

Nach den ersten Versuchen unternahm das Luftschiff, das den stolzen Namen „Nulli secundus“ führte, eine Fahrt von Farnborough nach London, war aber nach $2^1/_2$ Stunden zur Landung in der Radrennbahn des Krystallpalastes gezwungen, da es gegen den stärker werdenden Wind nicht mehr aufkommen konnte. Das Fahrzeug gelangte zwar unbeschädigt zur Erde, wurde aber in den folgenden Stunden durch den Wind zertrümmert. Die Eigengeschwindigkeit soll 10 m in der Sekunde betragen haben, der Gang ruhig gewesen sein; die Betriebssicherheit läßt sich nach den wenigen Versuchen nicht beurteilen, doch ist das Luftschiff, wie sein Ende beweist, im Freien nicht sicher zu verankern, auch Beschädigungen bei Aufstieg und Landung in hohem Maße ausgesetzt. Sein Transport in ungefülltem Zustand ist schwierig. Es vereinigt demnach die Nachteile der starren und unstarren Konstruktion.

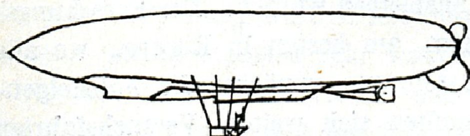
In Italien erprobte Graf Amerigo da Schio ein Fahrzeug von dem Typus der „la France“ Renards. Das Ballonet suchte er durch eine Bahn von elastischem Gummi zu ersetzen, die, der Ausdehnung und Zusammenziehung des Gases sich anpassend, die Form der Hülle erhalten soll. Diese Anordnung ist neu und soll sich gut bewährt haben, doch bleibt zu bedenken, daß der Gummi mit der Zeit an Elastizität verliert und dann seinen Zweck nicht mehr erfüllt. In Amerika erwachte das Interesse durch die Wettflüge bei den letzten Ausstellungen, aber die Versuche sind meist Arbeiten von Leuten ohne genügende Fachkenntnis, die schnell und mühelos die großen Preise erringen wollen. Derselbe Mangel an Sachkenntnis tritt auch bei dem Unternehmen Wellmanns, mit einem Luftschiff den Nordpol zu erreichen, zu Tage. Er ließ im Jahre 1906 in Paris ein Luftschiff konstruieren, das ungefähr dem Typus der „la France“ entspricht. Die Form der



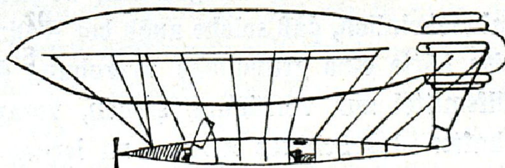
**Giffard**
i. J. 1852, 2500 cbm Inh., 3 P.S.,
2—3 m i. d. Sek.



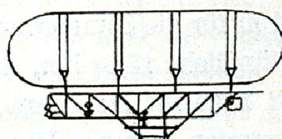
**Renard**
i. J. 1884/85, 1864 cbm Inh., 9 P.S.,
6,5 m i. d. Sek.



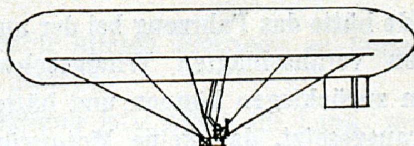
**Lebaudy**
i. J. 1907, 3600 cbm Inh., 70 P.S., 11—12 m i. d. Sek.



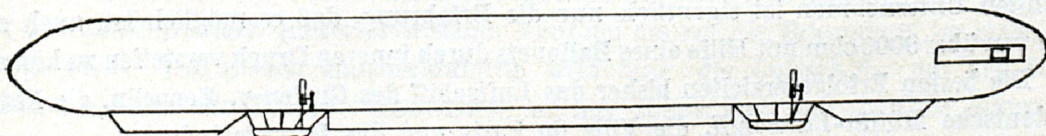
**Ville de Paris**
3200 cbm Inh., 70 P.S., 10—12 m i. d. Sek.



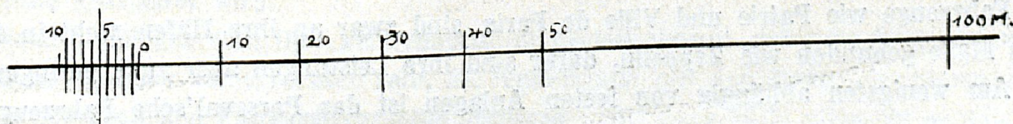
**Nulli secundus**
i. J. 1907, 2400 cbm Inh.,
etwa 10 m i. d. Sek.



**Parseval**
i. J. 1906, 2800 cbm Inh., 90 P.S.,
11 m i. d. Sek.



**Zeppelin**
i. J. 1907, 11300 cbm Inh., 180 P.S., 13—14 m i. d. Sek.



8300 cbm fassenden Hülle, welche aus mehreren Lagen kräftigen Baumwollenstoffes mit starker Gummidichtung bestand, sicherte ein Ballonet; sie trug das 35 m lange Gondelgerüst mit dem Motor und den Propellern wie bei Juillot, ferner auch die Wohnräume und Proviantbehälter. Die einzelnen erprobten Teile wurden in einer Halle auf der Däneninsel im Sommer 1907 zusammengesetzt, die Füllung erfolgte aus einer Anlage für Wasserstoff an Ort und Stelle.

Ohne Versuchsfahrt stieg Wellmann mit seinen beiden Begleitern, denen Kenntnisse der Luftschiffahrt fast gänzlich fehlten, am 2. September auf und war schon nach kurzer Zeit durch Versagen der Steuerung zur Landung gezwungen, die ohne besonderen Unfall auf dem Eise verlief.

Dieser Ausgang überraschte nicht; denn bei den ersten Flügen eines Luftschiffes treten fast immer Störungen auf, welche die Fahrt unterbrechen, und es war mehr als wahrscheinlich, daß solche auch bei Wellmann nicht ausbleiben würden. Der Forschungsreise hätte eine gründliche Erprobung des Fahrzeuges, am besten in Europa, wo alle Hilfsmittel zur Verfügung stehen, vorausgehen müssen, um zunächst die Fahrteigenschaften des Schiffes kennen zu lernen. Dieser mußten sich weitere Versuchsfahrten unter Verhältnissen anschließen, die ungefähr denen der Polargegenden entsprachen.

Aber auch wenn keine Störungen entstanden, waren die Aussichten auf ein Gelingen des Unternehmens gering; denn die Entfernung der Däneninsel nach dem Pol und zurück beträgt rund 2400 km. Mit seiner Eigengeschwindigkeit von etwa 7,5 m in der Sekunde hätte das Fahrzeug bei der auf ungefähr 4 m für die Sommermonate in den Polargegenden veranschlagten Windgeschwindigkeit stündlich 12,6 km, täglich also rund 300 km zurücklegen können und hätte demnach 8 Tage für die ganze Strecke gebraucht, vorausgesetzt, daß keine Motorstörungen aufgetreten wären. Wenn auch ein Luftschiff weniger Ballast verbraucht als ein Freiballon, so bleibt es mehr als fraglich, ob es möglich ist, ein Luftschiff bei der sicher sehr großen Belastung durch Reif, Schnee und Eis solange schwebend zu erhalten, denn die längste Ballonfahrt in dem günstigsten Klima Mitteleuropas beträgt zurzeit nur 52 Stunden. Wertvoll bei diesem im allgemeinen verfehlten Unternehmen ist eigentlich nur die Erfahrung, daß es möglich ist, auch eine Hülle von über 8000 cbm mit Hilfe eines Ballonets durch inneren Druck versteifen zu können.

Die besten Erfolge erzielten bisher das Luftschiff des Grafen v. Zeppelin, die Patrie, das deutsche Militär-Luftschiff, die Ville de Paris und das Parseval'sche.

Die größte Eigengeschwindigkeit erreichte das Zeppelin'sche Luftschiff, diese Konstruktion scheint daher für weite Reisen besonders geeignet. Bei Landungen auf festem Boden ist es jedoch leicht verletzbar und ist darum auf vorbereitete Landungsplätze angewiesen.

Fahrzeuge wie Patrie und Ville de Paris sind zwar an ihre Häfen nicht in demselben Maße gebunden wie Zeppelin, dafür sind ihre Leistungen aber auch geringer.

Am wenigsten abhängig von festen Anlagen ist das Parseval'sche Fahrzeug, da

es fast überall ohne Schwierigkeiten gefüllt werden, aufsteigen und landen kann. Es würde daher bei der großen Einfachheit seiner Konstruktion, besonders wenn es sich auch in bezug auf Eigengeschw ndigkeit und Betriebssicherheit den anderen Systemen als ebenbürtig erweist, alle Vorteile für sich haben. Indessen kann nu: die Praxis zeigen, ob ein Typus allen Anforderungen genügen kann, oder ob man für besondere Zwecke besonderer Fahrzeuge bedarf.

Trotz aller errungenen Fortschritte ist die Verwendung von Luftschiffen zurzeit noch in hohem Maße von den Windverhältnissen abhängig, denn nur, wenn die Eigengeschwindigkeit des Fahrzeuges größer ist als die des Windes, lassen sich Fahrten in beliebiger Richtung ausführen. Nach einer Zusammenstellung der Windmessungen am Observatorium in Lindenberg von Dr. Wegener herrschen bis zur Höhe von 500 m an etwa 250 Tagen im Jahre Windgeschwindigkeiten, die geringer sind als 10 m in der Sekunde. Vorläufig würden sich nur an diesen Tagen Luftschiffe mit Erfolg verwenden lassen. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß dies künftig weit öfter möglich sein wird, denn es ist zu erwarten, daß sich infolge der Entwickelung der Motorentechnik die Eigengeschwindigkeit der Fahrzeuge auf 16 m in der Sekunde steigern lassen wird.

Für den allgemeinen Verkehr werden Luftschiffe selbst dann kaum in Betracht kommen, das verhindern die geringe Tragfähigkeit sowie die hohen Herstellungs- und Betriebskosten. Die Patrie kostet z. B. etwa 200 000 Mark, die Halle mit allen Anlagen ebensoviel.

Ebensowenig sind sie vorläufig wegen ihrer kurzen Fahrtzeit zu Forschungsreisen geeignet, wie das Unternehmen Wellmanns beweist.

Wertvolle Dienste können Luftschiffe dagegen jetzt schon im Land- und Seekriege leisten, besonders für die Aufklärung. Im Felde werden ihnen dieselben Aufgaben zufallen, wie bisher den Fesselballons, also Feststellung von Anmarsch oder Versammlung des Gegners, Ausdehnung der Stellung, Aufstellung der Artillerie und der Reserven. Nur sind Luftschiffe besser befähigt, sie zu lösen, als der durch seinen wenig veränderlichen Standpunkt in der Sicht behinderte Fesselballon. Die Aufklärung jener wird sich daher auf einen größeren Raum erstrecken, während diesem die Erkundung im einzelnen obliegen wird. Vor großen Entscheidungen wird man die Luftschiffe mit der Bahn möglichst nahe an die Truppe heranziehen, sie hier füllen und zum Aufstieg bringen.

Unter günstigen Verhältnissen lassen sie sich auch schon bei Beginn des Feldzuges zur Aufklärung in großem Maßstabe benutzen, um den strategischen Aufmarsch des Feindes festzustellen. Rechtzeitige Angaben hierüber sind von so hohem Wert, daß der Eifer durchaus gerechtfertigt ist, mit dem in allen Heeren an der Entwickelung der Luftschiffe gearbeitet wird.

Noch ergiebiger wird ihre Verwendung im Festungskrieg; außer zu Erkundigungen werden sie in erster Linie berufen sein, die Verbindung mit der Außenwelt herzustellen, wenn Brieftauben und Funkentelegraphie versagen. Mit ihrer Hilfe allein ist es möglich,

einzelne Personen in die belagerte Festung zu befördern. Das Schicksal des Platzes, ja der Ausgang des Krieges können davon abhängen.

Im Seekriege würde sich ihre Tätigkeit vorläufig auf die Küstengebiete beschränken.

In der Friedenskonferenz in Haag sollte ein Beschluß gefaßt werden, welcher das Abwerfen von Geschossen aus Luftschiffen untersagte. Er kam nicht zustande und man muß künftig mit diesem Umstand rechnen. Es ist die Möglichkeit vorhanden, von der Gondel eines Luftfahrzeuges ein Ziel zu treffen, doch erfordert es Übung und eine genaue Kenntnis der eigenen Geschwindigkeit und Fahrtrichtung, der Windstärke und Windrichtung, der Fallzeit sowie des eigenen Standpunktes zum Ziel. Der Vorrat der mitgeführten Munition ist durch die geringe Tragfähigkeit beschränkt. Man wird daher im Feldkriege seine Angriffe nur auf besonders wichtige Gegenstände im Aufmarschgebiet des Gegners richten müssen, z. B. große Eisenbahnanlagen, Brücken, die Standorte höherer Stäbe. Viel empfindlicher wird ein Bewerfen mit Brand- oder Sprengkörpern für eine belagerte Festung, in der die Geschäftstelle des Kommandanten, Proviantmagazine und wertvolle Fabrikanlagen durch die weit vorgeschobenen Forts dem feindlichen Feuer bisher entzogen waren. Hier ist sogar eine planmäßige Zerstörung möglich, da das Luftschiff seine Munition stets ergänzen kann.

Vollkommen wehrlos ist man aber gegen das Luftschiff nicht, denn es ist der Artillerie wohl erreichbar, wenn auch schwerer zu treffen als der Fesselballon. Eine völlige Umwälzung der Kriegsführung wird es jedenfalls vorläufig nicht nach sich ziehen, dazu sind seine Leistungen zu gering. Nachdem noch bis vor wenigen Monaten das Luftschiff als das einzige aussichtsvolle Mittel erschien, um sich durch die Luft bewegen zu können, sind jetzt auch die Versuche mit den Flugmaschinen von Erfolg gekrönt worden. Bei diesen Apparaten fällt die gasgefüllte tragende Hülle fort, sie werden nur durch die Drachenwirkung der weitausladenden Flächen schwebend erhalten. Die erforderliche Geschwindigkeit erhalten sie durch Schrauben, die von einem Motor angetrieben werden. Zur Höhen- und Seitensteuerung dienen Flächen; durch diese und durch geeignete Verlegung des Körpergewichtes erhält der Führer das Gleichgewicht der Flugmaschine. Hierzu ist ein hoher Grad von Übung erforderlich, denn eine falsche Bewegung des Fahrers kann ein Überschlagen des Apparates zur Folge haben. Solange eine brauchbare, selbsttätige Vorrichtung zur Erhaltung des Gleichgewichtes fehlt, haben die Gleitflieger nach Art der von Farman, Wright und anderen konstruierten wenig Aussicht auf praktische Verwendung, weil der Führer seine ganze Aufmerksamkeit der Bedienung der Maschine zuwenden muß und kaum Zeit finden wird, zu anderen Beobachtungen.

125 Jahre sind vergangen, seit der erste Ballon in die Luft emporstieg und ebenso langer Zeit bedurfte es, um aus dem Spielball des Windes Fahrzeuge zu entwickeln, mit denen man in beliebiger Richtung, wenn auch noch in beschränktem Maße, durch das Luftmeer steuern kann. Eine weitere Vervollkommnung der neuen Erfindung durch Vermehrung der Eigengeschwindigkeit, der Betriebssicherheit, der Tragfähigkeit und

der Fahrtdauer ist in den nächsten Jahren mit Sicherheit zu erwarten. Neben Frankreich ist unstreitig Deutschland der eifrigste Förderer der Luftschiffahrt. Das tatkräftige Interesse des Kaisers sowie das wachsende Verständnis des deutschen Volkes bürgen dafür, daß uns auch auf diesem Gebiet das Ausland nicht überflügelt und berechtigen zu der Hoffnung, daß sich einst dem hoch entwickelten deutschen Schiffsbau eine ebenso vollkommene Technik auf dem Gebiete der Luftschiffahrt zur Seite stellt, aus der dem Lande ein neuer, aussichtsvoller Industriezweig erblühen möge.

---

# Emerson oder Genialität.

Von

Egon Friedell.

Es ist nicht möglich, über Emerson objektiv zu reden. Man muß seine Bücher als Liebhaber lesen. Von anderen Denkern läßt sich beweisen, daß sie bedeutend waren und warum sie es waren. Von Emerson läßt sich gar nichts beweisen. Er wird nur denen etwas sein können, die ihn schon kannten und liebten, ehe sie seinen Namen gehört hatten. Es wäre zwecklos, ja unmöglich, seine Philosophie zu beschreiben und zu kommentieren, denn er ist kein psychologisches Phänomen mit Ecken, Kanten und Zacken, Kreuzgängen und Hintergründen, wie so viele moderne Schriftsteller, sondern er ist eine Naturerscheinung. Wie ein Kristall, eine Pflanze oder eine Landschaft beschreibt und kommentiert er sich selbst. Sein Denken läuft mit der ausgeglichenen, gleichmäßigen Richtkraft eines Stromes dahin, der sich selbst sein Bett gräbt und durch die eigenen Fallgesetze seinen Lauf bestimmt. Seine Sätze sind da, unvorbereitet, beziehungslos, undiskutierbar, gleich Matrosensignalen aus irgend einer nebelhaften Tiefe. Der Leser kann sich nicht mit ihm „ausgleichen", irgend eine bequeme mittlere Proportionale zwischen sich und ihm herstellen. Wer ihn nicht liebt, der wird an ihm nur Fehler entdecken, der wird finden, daß er sich fortwährend widerspricht, daß er nicht imstande ist, auch nur zwei Seiten lang einen Gedanken festzuhalten, daß er pathetisch und weitschweifig ist, daß seine ganze philosophische Tätigkeit in nichts anderem besteht als in der ermüdenden Wiederholung einiger trüber Gemeinplätze, und daß er als Schriftsteller nicht viel mehr beizubringen weiß als eine gewisse Begabung für glückliche Gleichnisse, die schließlich auch jeder gute Pastor hat. Man kann wohl sagen, daß er mehr Menschen enttäuscht als befriedigt hat. Und wer ihn nicht mag, der wird sich niemals zu einem anderen Standpunkt überreden lassen, so wenig wie man jemand zur Freude an bestimmten Naturgegenständen überreden kann. Aber für jeden, der einmal sein Verehrer geworden ist, bedeutet er etwas

ganz Unentbehrliches und Unersetzliches. Er hat seinen Lesern entweder alles zu geben oder gar nichts.

Es ist ganz und gar richtig, daß Emersons schriftstellerische Persönlichkeit im Grunde aus lauter Fehlern und Mängeln besteht, aber es fragt sich, ob alle diese Schwächen nicht gerade seine größten Vorzüge ausmachen. Eigenschaften sind schließlich keine Kostümstücke, kostbare oder wertlose, die der eine anhat und der andere nicht, sondern organische Teile einer Gesamtpersönlichkeit, und erst in diesem Zusammenhange werden Fehler zu Fehlern und Tugenden zu Tugenden. Gesundheit kann am unrechten Menschen etwas Rohes und Beleidigendes haben; umgekehrt ist eine lokale Gehirnerkrankung schon oft die Ursache genialer Dichtungen gewesen; Borniertheit heißt beim großen Künstler Stil, und so weiter. Das wissen wir übrigens alle, nur vergessen wir es immer wieder in der praktischen Anwendung. Daß zum Beispiel moralische und intellektuelle Defekte oft gerade das Anziehende an einer Frau ausmachen, hatte Weininger ganz vergessen, und das war nicht nur kurzsichtig und doktrinär, sondern vor allem humorlos. Weininger war ein Philosoph und glaubte daher an das Absolute. Aber vielleicht ist es gerade umgekehrt, und der Philosoph beginnt dort, wo der Glaube an das Absolute aufhört. Und wenn Emerson so viele Mängel und Mißqualitäten hat, so wollen wir doch erst einmal sehen, was er aus ihnen gemacht hat.

Zunächst: er ist nicht originell. Aber wir müssen uns fragen, ob das, was man so gemeinhin Originalität nennt, wirklich das Wesen der bedeutenden Persönlichkeit ausmacht. Das große Publikum pflegt in der Regel von einem genialen Menschen zweierlei zu verlangen: daß er etwas ganz Neues sagt und daß er ein ganz exotisches Geschöpf ist. Das Genie soll unerhörte, noch nie dagewesene Ideen verkünden, durch die seltsamsten Geisteskapriolen alle Welt in Erstaunen versetzen und eine Menge von höchst verzwickten Dingen können, die sonst niemand kann; es soll eine Art Messerschlucker, Gedächtniskünstler und Klopfgeist sein.

Aber welches Genie hat diese Forderungen bisher erfüllt? Welches Genie hat etwas schlechthin Neues geschaffen? Was ist denn „neu"? Neu ist der Auerbrenner, das Manlichergewehr, der Morsetelegraph. Trotzdem werden wenige behaupten, daß Auer, Manlicher und Morse Genies gewesen seien. Dagegen an der Ilias oder am Zarathustra ist gar nichts neu. Die Ilias ist aus Rhapsodien zusammengestohlen, der Zarathustra hat seinen Stil von der Bibel und seine Gedanken aus einer Menge von früheren Philosophen gestohlen. Natürlich ist nicht jeder Mensch, der stiehlt, ein Genie. Aber jedes Genie ist ein Mensch, der stiehlt. Stehlen ist ja gar nicht so leicht. Zum Stehlen gehört Geschmack, Verständnis, weiter Horizont. Die Ilias lag auf der Straße. Sie war nicht einmal gesetzlich geschützt. Aber stehlen konnte sie nur der eine Homer. Dagegen ist es bis heute noch keinem Nietzscheaner gelungen, Nietzsche zu plagiieren. Sie können es nicht; es kommt niemals Nietzsche heraus, sondern immer nur der Nietzscheaner Herr Soundso. Man

muß ihnen im Gegenteil vorwerfen, daß sie vor dem geistigen Eigentum Nietzsches viel zu viel Respekt haben. Sie haben zum Beispiel ganz aus eigenem die Figur des skrupellosen Übermenschen geschaffen, die bei Nietzsche gar nicht vorkommt.

Die ganze Geistesgeschichte der Menschheit ist eine Geschichte von Diebstählen. Plato bestiehlt Sokrates, Augustinus bestiehlt Jesus, Giotto bestiehlt Cimabue, Goethe bestiehlt Shakespeare, Schopenhauer bestiehlt Kant. Und wenn einmal eine Stockung in der geistigen Entwicklung der Menschen eintritt, so liegt immer der Grund darin, daß zu wenig gestohlen wird. Im Mittelalter wurden nur die Kirchenväter und Aristoteles bestohlen. Das war zu wenig; deshalb war es eine geistig arme Zeit. In der Renaissance wurde alles zusammengestohlen, was man nur irgend zu Gesicht bekam; deshalb war es eine reiche Zeit. Und wenn ein großer Künstler oder Denker sich nicht durchsetzen kann, so liegt das immer daran, daß er zu wenig Diebe findet. Sokrates hatte das seltene Glück, in Plato einen ganz skrupellosen Dieb zu finden, der sein Handwerk von Grund aus verstand; ohne Plato wäre er unbekannt. Und was Jesus angeht, so hat er achtzehnhundert Jahre die Welt beherrscht durch Menschen, die ihn plagiierten.

Das Genie ist der große Plagiator. Entdeckungen sind nicht seine Sache. Was es findet, lag immer schon als halb unbewußter Keim in allen zeitgenössischen Köpfen und war durch andere von langer Hand vorbereitet. Das Genie tut den letzten Spatenstich. Das ist alles. Es ist kein Neuigkeitenkrämer. Es sagt Dinge, die im Grunde jeder sagen könnte, aber es sagt sie so kurz und gut, wie sie niemand sagen könnte. Es wiederholt irgend einen Zeitgedanken, aber mit einer so einleuchtenden Kraft und Einfachheit, daß er erst jetzt Gemeingut wird. Die Lehre von den unzähligen Welten war längst erkannt, aber erst in Giordano Brunos feuriger Seele wurde sie weithin leuchtend.

Gegen Leute, die etwas *ganz* Neues sagen, soll man immer mißtrauisch sein; denn es ist fast immer eine Lüge. Selbst zugegeben, daß es neue Wahrheiten gibt, so sind die neuen Wahrheiten doch immer nur eine Schöpfung des ganzen Zeitalters, und niemals eines Einzelnen. Es gibt eine doppelte Originalität: eine gute und eine schlechte. Originell ist jeder neue Organismus: diese *physiologische* Originalität ist wertvoll und fruchtbar. Es gibt aber noch eine *pathologische* Originalität, und die hat gar keinen Wert, obgleich sie vielfach als die einzige und echte Originalität gilt. Aber diese Art Originalität, die *auffällt*, ist etwas sehr Pöbelhaftes und Flaches, und hat außerdem gar keine Lebensfähigkeit. Es ist die Originalität der siamesischen Zwillinge und des Kalbs mit zwei Köpfen. Das Genie hingegen ist nichts Überlebensgroßes, Hypertrophisches, Exzeptionelles, Barnum-artiges, sondern die *richtige* Lebensgröße und der natürliche Kanon. Ein genialer Mensch verhält sich zu den übrigen nicht wie der Riese zu den Zwergen, sondern wie das Normalgebilde zu den freaks. Daß das Genie eine organische Form ist, die höchst selten vorkommt, ist nur ein Beweis hierfür. Denn das Normale ist ja überhaupt in der Natur die höchst seltene Ausnahme, und Mißbildungen und Unregelmäßigkeiten sind die Regel. Auch die körperliche Erscheinung des Menschen

ist in Millionen von Fällen einmal vollkommen den anatomischen Gesetzen entsprechend. Und einen geistig ganz normalen Menschen, dessen Seele absolut nach dem Kanon gebaut ist, nennt man Genie. Man hat bei solchen Menschen nicht den Eindruck von etwas Absonderlichem und Außergewöhnlichem. Sondern im Gegenteil; man denkt sich: wenn es in der Welt richtig zuginge, müßten alle Menschen einen ebensolchen Weltblick besitzen wie Bismarck, ebensolche Gehirne haben wie Kant, ebenso zu leben verstehen wie Goethe und ein ebenso gebautes Herz haben wie Emerson. An allen diesen Menschen ist nichts von „Kunst“ zu spüren: niemand kann ihnen irgendwelche Handgriffe abmerken, denn sie haben gar keine angewendet. Verwunderlich ist an ihnen nur dies eine: daß nicht alle übrigen Menschen ihnen gleichen. Und das Charakteristische ihrer Schöpfungen besteht darin, daß jedermann von ihnen den Eindruck hat: „es ist ein Zufall, daß ich es nicht gemacht habe.“ Und so falsch dieses Urteil auch im Grunde ist, so ist es doch das einzige Merkmal, das uns die sogenannten „ewigen“ Kunstwerke von den bloßen modischen Meisterstücken unterscheiden läßt. Denn diese letzteren erfüllen ihre Zeitgenossen zwar regelmäßig mit der allergrößten Bewunderung, aber dafür sehen spätere Zeitalter in ihnen nur noch „historische Belege für den damaligen Kulturzustand“.

Je bedeutender ein Mensch ist, desto weniger will er sich „unterscheiden“. Im Gegenteil: er will sich in alles mischen, sich allem und jedem angleichen. Und so verhält es sich denn auch mit dem genialen Philosophen. Er hat kein bestimmtes Gebiet, und er schreibt für alle Welt, nicht bloß für ein paar Kollegen. Philosophie ist der Extrakt aus allen geistigen Betätigungen. Sie fängt genau dort an, wo Geist und Bildung anfangen, und sie hört genau dort auf, wo Geist und Bildung nichts mehr zu sagen haben. Sie beschränkt sich auf nichts. In dem Augenblick, wo sie sagen würde: ich bin das und das, meine Ziele sind die und die, und mit anderen Dingen habe ich nichts zu schaffen, — in dem Augenblick wäre sie nicht mehr Philosophie. Sie will nichts Besonderes sein, etwa eine privilegierte Sache für besonders Kluge oder besonders gebildete Menschen. Ein Philosoph ist nicht ein bestimmter Fachmensch, der gewissen Problemen seine ausschließliche Aufmerksamkeit widmet, sondern er ist ein allgemeiner Frager und Forscher, der denkt und nachdenkt, der sich über alles Gedanken macht. Er will möglichst viel erfahren, und er weiß, daß er dazu möglichst schlicht auftreten muß, denn vor einem pomphaften Wesen ziehen sich die Menschen und Dinge ängstlich und mißtrauisch zurück, und nun ist nichts mehr aus ihnen herauszubekommen. Er interessiert sich für alles, und nur darum ist er selbst so interessant.

Ein solcher Philosoph ist Emerson. Er trat auf zu einer Zeit, da Amerika vor der Gefahr stand, vollkommen amerikanisiert zu werden. Er trat auf und setzte gegen die Realität der Maschine die Realität des Herzens. Aber ein Mann, der fest entschlossen ist, gegen alle mühsam errungenen Wirklichkeiten den Idealismus des Gedankens und des Glaubens zu stellen, der sich vorgenommen hat, den Millionen, die die Segnungen

einer rein materiellen Kultur genießen, zuzurufen: das alles ist nichts, ist Oberfläche und Vergänglichkeit, es gibt nur eine lebensfähige und unsterbliche Macht, die wahrhaft wirklich ist: das Menschenherz; mein eigenes Herz ist mehr wert als die Hand- und Kopfarbeit einer ganzen Generation: es hat mehr Tiefen und tiefere Tiefen, als alle auf Erfolg und Reichtum gerichtete Arbeit, — ein solcher Mann wird keineswegs ein Träumer und Grübler sein dürfen, der als Ersatz für Mehl und Korn, für Straßenbahnen und Dampfheizungen, für Setzmaschine und Torpedoboot ein paar armselige Luftschlösser anbietet, die immer verdächtig sind, sondern er wird mitten im Realismus des wirklichen Lebens stehen müssen und aus diesem Realismus heraus seine höheren und reicheren Weltansichten entwickeln müssen.

Dies gibt Emersons Physiognomie ihren besonderen Charakter. Er ist Amerikaner und schreibt für ein Volk von selfmademen, das keine wissenschaftlichen und künstlerischen Traditionen hat. Daher haben seine Worte für uns etwas ganz Fremdes und doch wiederum etwas unbeschreiblich Anziehendes. Er ist der Philosoph der „neuen Welt". Er spricht niemals lehrhaft oder gelehrt, sondern gibt seinen Darlegungen den Charakter zwangloser und lebendiger Tischgespräche. Wenn man seine Aufsätze liest, so hat man nicht den Eindruck der Lektüre, sondern einer mündlichen Unterhaltung. Er sieht den Dingen mit dem gesunden, kerzengeraden Blick eines Menschen ins Gesicht, der nicht durch gelehrte Überlieferungen eingeschüchtert ist und für junge Köpfe denkt, die jedes seiner Worte ohne überkritische Bedenken und mit frischer Begeisterung aufnehmen. Er wird niemals abstrakt, sondern nimmt seine Beispiele und Gleichnisse aus dem Reichtum des täglichen Lebens, das er von Grund aus kennt. Seine Sprache hat die Bilderkraft eines Menschen, der nicht nach Bildern sucht. Wir Europäer stehen den modernen technischen Einrichtungen noch immer mit halb parvenühaften, halb mißtrauischen Gefühlen gegenüber. Wir können uns noch nicht denken, daß auch in diesen Dingen Poesie steckt. Aber Emerson holt gerade aus diesen Gebieten seine poetischesten und treffendsten Vergleiche. Das Interesse und die Begabung der angelsächsischen Rasse für die empirischen Wissenschaften: für Chemie und Physik, Zoologie und Botanik, Geographie und Wirtschaftskunde zeigt sich auch bei ihm. Seine Naturschilderungen sind voll Liebe und Poesie, aber sie sind naturalistisch und ohne alle Sentimentalität.

Es ist schwer zu sagen, ob Emerson mehr Idealist oder mehr Naturalist war. Die ganze philosophische Strömung, die von ihm ausging, wird zumeist „Transzendentalismus" oder „Idealismus" genannt. Man kann den Namen akzeptieren, wenn man ihm nicht die besondere Bedeutung gibt, die er seit Kant besitzt. Denn über das Problem der Erkenntnis hat sich Emerson im ganzen wenig Gedanken gemacht. Künstlernaturen pflegen diese Frage meist zu übergehen. Selbst Goethe hat sich bekanntlich nie viel darum bekümmert. Man kann indes ganz wohl sagen, daß Emerson philosophischer Idealist war. Er hatte nämlich das, was man das „transzendentale Organ" nennen

könnte. Er wußte und fühlte, was alle tiefer veranlagten Naturen fühlen: daß die „Realität“ für den Menschen etwas Unerreichbares ist. Aber er war zu dieser Weltansicht nicht aus wissenschaftlichen Gründen gelangt, sondern aus Gefühlsgründen, die immer viel tiefer greifen als alle logischen Deduktionen. In seinem Essay „Experience“ lautet eine der schönsten Stellen etwa folgendermaßen: „Wenn ich nicht irre, ist es Boscovich, der herausgefunden hat, daß die Körper sich niemals berühren. Nun also: die Seele berührt auch niemals ihre Gegenstände. Ein uferloses Meer wirft seine stillen Wogen zwischen uns und die Dinge, nach denen wir streben und mit denen wir verkehren. Auch der Schmerz lehrt uns die Idealität der Dinge. Vor zwei Jahren starb mein Sohn, und heute scheint es mir, als hätte ich damals ein schönes Landgut verloren — nicht mehr. Näher kann ich mir die Sache nicht bringen. So ist's mit allen meinen Unglücksfällen: sie reichen nicht an mich heran. Ich bin voll Kummer darüber, daß Kummer mich nichts lehren kann, daß er mich keinen Schritt weiter in die Geheimnisse der Natur führen kann. Auf einem Indianer lastete ein Fluch: kein Wind durfte für ihn blasen, kein Wasser für ihn fließen, kein Feuer für ihn brennen. Der Fall dieses Indianers ist unser Fall. Unsere teuersten Erlebnisse sind ein Sommerregen, und wir sind wasserdichte Mäntel, von denen jeder Tropfen abfließt. Nichts ist uns gelassen als der Tod, und wir blicken auf ihn mit einer grimmigen Befriedigung, indem wir uns sagen: da ist doch einmal etwas Positives, das uns nicht foppen wird.“

So hat Kant niemals gesprochen. Es ist vielleicht ganz lehrreich, sich diesen Gegensatz einmal klar zu machen. Kant hatte den Phänomenalismus so sicher begründet, daß niemand ihn wieder umstoßen konnte; aber nachdem er dieses Geschäft energisch und gründlich besorgt hatte, ging er ruhig an seine Tagesarbeit wie irgend ein eingefleischter Positivist. Er hatte den Idealismus bewiesen, aber nachdem er ihn bewiesen hatte, tat er im einzelnen: in der Ethik, der Religionsphilosophie, der Staatslehre, der Astronomie, der Entwicklungslehre ganz so, als ob diese Basis nicht vorhanden wäre. Er hatte sich gleichsam nur „salviert.“ Emerson hat niemals daran gedacht, den Idealismus wissenschaftlich zu begründen und hat sich über die ganze Angelegenheit nicht geäußert. Vielleicht hielt er es für unfruchtbar, darüber nachzudenken; vielleicht fürchtete er sich, diese Dinge zu Ende zu denken, weil er sehr wohl wußte, daß er die Konsequenzen davon auch in allen Einzelheiten ziehen würde. Und doch, obgleich er, gegen Kant gehalten, ein naiver Empiriker ist, geht durch alle seine Schriften ein tief phänomenalistischer Unterton, und eine feine Linie von diskreter Skepsis läßt sich noch an seinen apodiktischesten Behauptungen erkennen.

Er ist ein absoluter Impressionist: in seinem Stil, in seiner Komposition, ja sogar in seinem Denken. Er bringt seine Gedanken nicht in einem bestimmten logischen oder künstlerischen Aufbau vor, sondern in der natürlichen und oft zufälligen Anordnung, die sie gerade in seinem Kopfe haben. Er kennt nur provisorische Meinungen, Augenblickswahrheiten. Er opfert niemals die Wahrheit auch nur eines einzelnen Wortes,

Satzes oder Gedankens der Architektonik des Ganzen. Dinge wie „Disposition", „Einleitung", „Übergänge" gibt es bei ihm nicht. Er beginnt irgend eine Ansicht zu entwickeln, und man glaubt, er werde sie nun systematisch weiterspinnen, von allen Seiten beleuchten, gegen mögliche Einwände verschanzen usf. Aber plötzlich springt irgend ein fremdes Bild, Gleichnis, Epigramm oder Aperçu, das ihm gerade einfiel, mitten in die Gedankenkette, und das Thema dreht sich von nun an um ganz andere Gegenstände. Er hat einen seiner Essays „considerations by the way" genannt, aber man könnte alles, was er je geschrieben oder gesprochen hat, ebenso betiteln. Und es läßt sich ohne große Übertreibung sagen: der Leser kann bei Emerson überall anfangen und überall aufhören. Denn Emerson ist in noch ganz anderem Sinne aphoristisch als Nietzsche oder Pascal, obgleich die Form, in der er sich äußert, der Essay oder die öffentliche Rede ist. Damit hängen dann auch zwei Schwächen zusammen, die ihm so oft vorgeworfen werden: daß er sich wiederholt und daß er sich widerspricht.

Es ist wahr: Emerson wiederholt sich. Aber das ist ja eben das Zeichen seiner hohen menschlichen Bedeutung. Gerade das Genie wiederholt sich vielleicht mehr als alle übrigen Menschen, weil es mehr als alle anderen der einheitliche Ausdruck einer bestimmten Willensform ist. Rubens hat immer dieselben Weiber gemalt, Schopenhauer hat immer dieselben wenigen Grundgedanken hin- und hergedreht, so lange bis auf jede Stelle helles Licht gefallen war.

Ebenso wahr ist, daß Emerson sich widerspricht. Aber er tut es, weil er zu universell und zu aufrichtig ist, um konsequent zu sein. Zu universell: denn er versteht alle Standpunkte und darum *hat* er auch alle Standpunkte. Er hat einen *geräumigen* Denkapparat. Sein Gehirn leidet nicht an *Platzmangel*, d. h. an einem „System".

Einen Gedanken zu Ende denken, heißt ihn umdenken. Daher war kein großer Philosoph konsequent. Spinoza allein war es, und das macht sein System zu einer genialen Unbrauchbarkeit. Kant war es nicht, und daher hat er allen Menschen und allen Zeitaltern etwas zu sagen.

Emerson hält sich in seinem Denken nach den Gesetzen der Natur, die auch niemals ein festes Schema anwendet, sondern sich allem und jedem anpaßt. Er produziert Gedanken, je nach der Luft, in der er sich gerade befindet und den Stoffen, die er gerade aufgenommen hat. Das ist seine Art von Konsequenz.

Was ihn interessiert, ist die jeweilige Wahrheit einer Sache. Form und Zusammenhang seiner Gedanken sind ihm gleichgültig, wichtig ist ihm nur die Stimme seines Herzens. Jedes konsequente Gedankensystem kommt immer nur dadurch zustande, daß man gewisse Einzelheiten verschleift, unterdrückt oder zurechtbiegt. Man muß dabei immer ein bißchen lügen und vertuschen, man darf nicht mehr mit voller Gerechtigkeit auf die Welt sehen. Aber Emerson betrachtet alle Dinge, wie die Natur selbst die Dinge betrachtet. Vor ihm ist alles gleichberechtigt. Er sieht in allem: in Menschen, Büchern, Ereignissen nur allerlei Stoffe und Mischungen, die er an bestimmten

Reagentien prüft. Alle Erlebnisse gelangen bei ihm in Eprouvetten und Retorten. Er experimentiert. Das ganze Leben ist für ihn ein Laboratorium. Er erkennt eine bestimmte Wahrheit, aber im selben Augenblick erkennt er auch die gegenteilige Wahrheit. Er widerspricht sich, weil er m e h r von den Menschen und Dingen weiß, als die anderen Menschen. Er findet einen bestimmten Gedanken, aber es kommt ihm nicht darauf an, ihn in der geschliffensten Form und der auffallendsten Fassung zur Schau zu stellen, sondern er spricht ihn mit großer Einfachheit aus, bisweilen sogar unbeholfen. Aber auch dies ist nur ein Zeichen seiner Aufrichtigkeit. Denn jedem Gedanken wird etwas Unorganisches beigemischt, wenn man ihm eine sehr geistreiche Formulierung gibt. Daher haben auch alle Menschen, bewußt oder unbewußt, ein natürliches Mißtrauen gegen allzu geistreiche Bücher.

Emerson ist kein funkelnder Geist. Aber er hat eine andere viel seltenere Gabe, die Gabe, Großes selbstverständlich zu sagen. Wenn er von Güte, Freiheit, Selbstvertrauen, Ausgleichung spricht, so müssen alle Menschen an Güte, Freiheit, Selbstvertrauen und Ausgleichung glauben, denn sie müssen sich sagen: wenn es einen Menschen gibt, der mit solcher Natürlichkeit und Sicherheit von diesen Dingen zu reden vermag, dann müssen diese Dinge in der Welt wirklich vorhanden sein, ja es ist unmöglich, daß sie irgendwo nicht sind. Man kann Emerson nicht widersprechen. Wenn er sagt: „Aber es gibt ja gar keine gemeinen Menschen“, dann wird niemand auch nur daran denken, ihm zu entgegnen: „Aber warum? Beweisen Sie mir das!“ Seine überzeugende Kraft beruht eben darauf, daß er alles aus dem Herzen schöpft und nichts dazutut. Er hält still, lauscht auf sein Herz und schreibt mit. Wenn man Emerson liest, so hat man nicht den Eindruck, daß er sich etwas erfindet und ausdenkt, sondern daß er das Diktat irgend einer unbekannten dritten Person niederschreibt. Es ist, als ob ihm alle Sätze aus einer fremden Höhe leise zugerufen würden. Vor ihm gibt es keine Geheimnisse, er entdeckt alle Falten und Risse der menschlichen Natur. Ein unfehlbarer Instinkt läßt ihn überall das Plus und das Minus herausfinden. Besonders bezeichnend dafür sind seine „representative men“: wie er an jedem seiner sechs Typen alles Licht zu zeigen weiß, ohne darum den Schatten zu vergessen: Swedenborg, der dem Geheimnis der menschlichen Seele am tiefsten ins Auge geblickt hat, aber darüber Gesundheit und Humor verlor; Shakespeare, der wiederum die ganze Fülle des Lebens in sich trug, aber niemals an den Kern des Daseins drang; Napoleon, der der Menschheit ein neues Ideal männlicher Tatkraft und Tüchtigkeit schenkte, aber in der großen Welt und ihren Scheinwerten stecken blieb; Goethe, der alles verstand, alles zu gestalten wußte, aber er ist unpersönlich, wie ein ideal konstruierter optischer Apparat unpersönlich ist: er unterschlägt nichts, verändert nichts, weist jedem Lichtstrahl, der ihn trifft, den gehörigen Platz an.

---

Wir haben gesehen: alles, was man Emerson vorwirft, sein Mangel an Originalität und Persönlichkeit, seine Sprunghaftigkeit, seine Inkonsequenz, sein Mangel an Zusammenhang und System, seine Wiederholungen, all dies entspringt aus einer gemeinsamen Wurzel: aus seiner Wahrheitsliebe. Oder mit einem anderen Wort: aus seiner Natürlichkeit. Denn die Wahrheit ist nicht in unsere Hand gegeben, wohl aber etwas, das ebenso gut ist: die Aufrichtigkeit. Aufrichtigkeit ist aber nichts als die geniale Unfähigkeit, etwas anderes ausdrücken zu können als sich selbst, und immer wieder sich selbst. Und so lange ein Mensch sich selbst darstellt, kann er niemals flach, niemals langweilig, niemals unoriginell werden. Dies ist wohl auch der Grund, warum Pflanzen und Tiere niemals unästhetisch oder unmoralisch wirken. Denn es gibt nur eine einzige Art von Unmoralität und von Häßlichkeit: etwas anderes sein wollen, als man ist. Die meisten Menschen sind voll von unorganischen Beimengungen, von Rissen und Sprüngen, von Gewolltheiten. Dies verletzt in gleichem Maße den sittlichen wie den ästhetischen Sinn des Betrachters. Daher ist es vielleicht das höchste, was man von einem Menschen sagen kann, wenn man findet, er wirkt wie eine Pflanze oder ein Tier auf uns. Tiere wirken niemals banal. Die Gans ist dumm, der Hahn ist affektiert, der Affe albern, das Känguruh ist einfach unmöglich. Trotzdem sind diese Tiere weder unangenehm noch flach. Die Dummheit einer Gans geht niemand auf die Nerven, wir finden dieses Geschöpf sogar höchst anziehend und amüsant. Stundenlang kann man einem Hahn zusehen, wie er eingebildet, ichbesessen, wichtigtuerisch vor seinen Hennen sich dickmacht. Aber vor einem Menschen mit einem solchen Benehmen würden wir sofort davonlaufen. Und doch auch wieder nicht davonlaufen: wenn es nämlich seine innerste Natur wäre, sich so zu betragen. Der Falstaff ist der Liebling der ganzen Welt, und doch ist er nichts als ein dickes Weinfaß voll abscheulicher Eigenschaften. Aber das Genie Shakespeare hat ihm Natürlichkeit geschenkt und hat dadurch ihn selbst zum Genie gemacht. Kunst und Religion vereinigen sich in dem Bestreben, ihre Helden zu Genies der Natürlichkeit zu machen. Und die großen Helden der Weltgeschichte haben auch keiner anderen Eigenschaft ihre Macht über die Menschen verdankt. Dies war das gemeinsame Zwingende an ihnen allen: an Jesus und Goethe, an Siegfried und dem heiligen Franz. Was sie taten, war gut, denn es gehörte zu ihnen. Darum ist es ganz wahr, wenn auch in anderem Sinne wahr, wenn man gesagt hat: das Genie darf sich alles erlauben.

Eine solche Erscheinung ist auch Ralph Waldo Emerson, das Dichtergenie von Concord. Es ist ein Genie aus dem tiefen Mysterium seines Organismus heraus, und daher bekommt alles, was er tut und was er unterläßt, was er kann und was er nicht kann, was er trifft und was er verfehlt, das geheimnisvolle Vorzeichen der Genialität. Denn Genialität ist, wie wir gesehen haben, nichts anderes als die völlige Identität mit der Natur; sie ist daher gewissermaßen etwas rein Physiologisches.

Und weil Emerson allen Menschen und Dingen verwandt ist, weil er alles umfaßt und versteht, weil er alle Schwingungen der umgebenden Welt mitmacht und in seiner

Seele wiederholt: darum ist er ein Dichter-Genie. Denn ein Dichter ist nichts anderes als ein Mensch, der die meisten „Mitgefühle" hat. Mitgefühle sind sein Material und Handwerkszeug, mit dem er baut und arbeitet wie ein Architekt mit Steinen.

Diese Ansichten über Emerson werden seine Freunde ganz selbstverständlich finden, und seine Gegner werden sie übertrieben und deplaziert nennen. Aber das muß wohl so sein. Denn wir können im Grunde nur das erfahren, was wir eigentlich schon in uns haben. Die menschliche Seele ist kein unbeschriebenes Blatt, in das die Dinge und Ereignisse ihre Schriftzüge einzeichnen, sondern sie verhält sich eher wie die Abziehbilder der Kinder, die, gehörig angefeuchtet, allerlei Figuren zum Vorschein bringen. Und ebenso wird es dem einzelnen Leser mit Emerson gehen. Für den einen sind Emersons Schriften eine solche Anfeuchtung, die allerlei verborgene Bilder in der Seele aufleben läßt; für den anderen werden sie nichts sein als leeres Wasser: Wischiwaschi und trübes Geplätscher. Und denselben Lesern wird es mit anderen Büchern vielleicht umgekehrt gehen. Denn unsere Seele macht es geradeso wie unser Körper: sie verzehrt eine Menge der verschiedenartigsten Stoffe, aber aus allen diesen Stoffen baut sie immer wieder die gleiche Sache auf: nämlich sich selbst.

---

# Gethsemane.

Von

Hans Benzmann.

Die Nacht ist grau, und Nebel zieht über die Heide.
Das Licht der Hütte, die letzte Labung geboten,
erlischt im Schwaden wie Mond und Sterne. Schweigend
wie Schatten schreiten sie ihren schweren Weg.
Spricht Christus endlich mit verzagtem Mund
zu den dreien, die ihm noch treu geblieben, die ihm
wie Erde an den müden Fersen hingen:
„O betet, betet, daß euch die Nacht dieser Trübsal,
daß euch des Todes Nähe nicht übermannt . . .
Bleibt bei mir, Geliebte! . . Wehe, was weilt ihr —?" Sie sinken, —
versinken vor ihm wie Schatten zu Schatten, wie Schlaf
zu Schlaf, wie Erde zu Erde . . .

Er war nun ganz allein . . .
er wandte gen Himmel sich und zur Erde sich,
zu allem, was lebte, was schlief, zur geliebten Natur,
zu Baum und Blume, zu Wolke und Wind, zum Vogel
der Nacht, der leichenhaft vorüberstrich —
Er war ganz allein, nichts fühlte, nichts liebte ihn,
nichts sah und hörte ihn; es war alles fremd,
es war alles für sich allein, war alles tot —
Da schrie er auf und griff in sein Herz hinein
und riß es an seinen Wurzeln und schrie und schrie:
„Grauen der Einsamkeit, erlöse du mich —
von meiner Seele, die keine Heimat hat . .!"
Und er rang mit sich, und Schweiß floß wie Blut
über sein Antlitz, das die Nebel umkreisten —
„— Seele, meine Seele, warum hast du mich verlassen?" —
. . . Nichts umher als ungeheure Stille.

Als fern im Schein von Fackeln die Heide erglimmt
und ein Gewirr von Stimmen die Jünger weckt,
sehn sie den Heiland schnell zu Tale wandeln,
sie suchend und besorgt, sie noch im Schlaf zu finden —
Was hatten sie gesäumt? . . und träumen sie noch?
welch Glanz geht von ihm aus? fürwahr wie einst,
als er, ein König, durch die jubelnde Menge ritt —
Doch nein, so nur von seiner Seele Kraft
verklärt, so hatten sie ihn nie gesehn —
„Geliebte, wachet auf! der Tag beginnt,
der meines Lebens Werke krönen wird!"
spricht er mit hellem Blick und hebt sie auf.
Dann gehen sie dem Fackelschein entgegen
beschwingten Schritts.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Und das Leben, dieser unversiegbare Strom, floß weiter mit seinen ruhigen, gleichmäßigen Wellenschlägen, die sich in Onkel Elis Hause zu einer solchen Stetigkeit und zu einer solchen Ruhe gemildert hatten, daß Jettchen kaum noch verspürte, wie ein Tag in den andern griff, kaum noch verspürte, ob es ein Sonntag oder ein Werkeltag war, kaum noch verspürte, wie draußen von Tag zu Tag der Frühling sich rüstete, um neue Blumen und neue grüne Wunder in seinen Kranz zu flechten, bei Sonnenschein so gut wie in milden Nächten, bei Regen und bei Wind. Hier drin gab es ja so wenig, was er schmücken konnte, und nur die rosigen und grauen Abendhimmel, das leise Zittern einer feuchten Luft über den niederen grauen Schindeldächern, ein paar einsame Sterne wie Nadelstiche in einem matten und milden Blau — nur das erzählte Jettchen davon, daß jetzt draußen die Birken goldgrün wurden und die Linden ihre schlaffen Blätter zum ersten Male gegen das Licht hoben, daß die Kastanien ihre Fächer entfalteten und die Blütenschäfte ihre braunen Kerzen hoben. Wenn sie einmal die Königstraße hinabging, auf einem kurzen Weg vors Haus, so mußte sie wieder ganz nahe am Fahrdamm entlanggehen, weil vor den Blumengeschäften in weißen Töpfen mit goldenen Ringen die Krokus und die bunten Tulpen standen. Und von der Böschung des Königsgrabens weiter unten am Fuße der Rüstern kam wieder so ein Veilchenduft, von den Fleckchen grüner Blätter herauf, in die — dem Auge nicht sichtbar, aber dem Sinn vernehmbar — die blauen bescheidenen Blüten eingebettet waren.

Und wie Jettchen einmal über die Königsbrücke ging und der Hauch sie streifte, da dachte sie daran, wie ihre Veilchen vom letzten Jahr, deren letztes ja noch in dem goldenen Medaillon ruhte, doch schon so welk und braun und morsch und duftlos geworden waren. Die Zeitungen aber schrieben wieder über die Pracht der Hyazinthenfelder in der Fruchtstraße und über die Obstblüte in Charlottenburg und Potsdam. Und doch gemahnte Jettchen nur der zarte Zweig eines Pfirsichbaumes, der mit seinem schnell verblätterndem Schmuck über eine Gartenmauer sah, nur er gemahnte Jettchen an diese Inseln von blau-weißem Marmor und Rosensteinen, die eingefriedet vom jungen Grün hoher Bäume jetzt draußen in Frau Könnekes Garten hinten im Obstland ihre zackigen Klippen in die silbergraue, feuchte Frühlingsluft hoben.

Und von all den Vögeln, die vor einem Jahr draußen in Charlottenburg ihre flatternden Flügel durch das Gewirr der Äste getragen hatten, die von den Linden vor dem Haus zu den hohen Kastanien auf dem Hof Gruß und Gegengruß gewechselt hatten und die das bunte Gemisch ihrer Stimmen sogar bis in die hellen Morgenträume Jettchens getragen hatten und die in der Laube ohne Scheu zu ihren Füßen Krumen suchten und in den Büschen neben ihr herflogen — da war bloß ein armseliges verliebtes Sperlingspärchen unter der Dachrinne geblieben — und einmal ein ganz ferner verträumter Nachtigallenton, der des Abends aus einem stillen Fleckchen Garten herüberkam, das weit hinten zwischen kleinen alten Häusern und engen Höfen lag, — eines Abends, als Jettchen am Fenster stand und der Mond in schmaler weißer Sichel über weißen Dächern hing.

Nun muß man nicht etwa glauben, daß Jettchen g a n z an das Haus gebannt war und niemanden sah — aber sie konnte sich doch nicht mehr auf lange Zeit entfernen, weil die alten Leute ihrer bedurften, und endlich weil doch Eli in den letzten Monaten eben sehr alt und hinfällig geworden war, so daß man nicht viel ärztliche Kenntnis zu besitzen brauchte, um sich zu sagen, daß seine Tage gezählt waren. Jettchen hätte sich ja vielleicht einmal mit Kößling treffen können, aber es widerstrebte ihr, mit ihm unter der Tür zu stehen, wie das Dienstmädchen mit ihrem Soldaten, oder vor den Leuten ins Gerede zu kommen. Jetzt, da sie bei den alten Geberts wohnte, da sie Salomon und Ferdinand, Hannchen und Riekchen alle paar Tage sah und sprach, da fühlte sie sich auch wieder zu all denen zugehörig und sie fühlte, daß sie es sich schuldig war, auf ihren Namen Rücksicht zu nehmen. Aber an manchem Frühlingsabend schrieb sie noch bei flackernder Kerze an dem kleinen hochbeinigen Schreibtisch mit dem Bronzegitter Seite auf Seite an Kößling und alles, was zu sprechen ihr Mund zu scheu und zu keusch war, das vertraute ihm der knirschende Federkiel — ihre Hoffnungen, ihre Zweifel, die kleinen Erlebnisse des Tages und die geheimsten Gedanken ihres Herzens, — bis dann endlich selbst die Putzschere die niedergebrannte Kerze nicht mehr in Ordnung halten konnte und Jettchen beim letzten Flackern des Lichtes die letzten Worte schrieb, und sich im Dunkeln niederlegte.

Onkel Jason sah Jettchen jetzt seltener, und wenn er einmal kam, so war er fast noch kühler und spöttischer als er es früher gewesen, so daß ihm Jettchen kaum für seine Verse zu danken wagte. Er brachte ihr einmal Nachricht, daß man den König totgesagt habe, daß er aber noch lebe, trotzdem es jeden Tag mit ihm zu Ende gehen könnte. — Oder daß man jetzt wirklich Napoleon nach Paris brächte. — Thiers hatte damals einen geschickten Schachzug getan — und er, Jason Gebert, werde vielleicht im Herbst nur deswegen nach Paris fahren, um vor dem Grabe dieses Mannes abzubitten, daß er im Leben gegen ihn gefochten habe.

Einmal sogar forderte Jason Gebert Jettchen auf, mit ihm ins Schauspielhaus zu gehen, man gebe von Gutzkow den Richard Sauvage — und das m ü s s e Jettchen sehen. — Aber Jettchen wagte doch nicht, die alten Leute am Abend allein zu lassen, und dann

fürchtete sie sich jetzt auch, mit Onkel Jason zusammen zu sein, und es kam vor, daß sie fast trotzig und unfreundlich gegen ihn war, ihn mit gleichgültiger Miene begrüßte und mit gleichgültiger Miene von ihm Abschied nahm. Sonst hatte ihr Jason immer erzählt, was er treibe, ob er neue Porzellane gekauft habe oder Kupferstiche, mit wem er zusammengekommen, wohin ihn seine Wege geführt hatten — aber jetzt sprach er von all dem nichts mehr. Und was hätte er auch Jettchen sagen sollen? was verstand denn solch ein junges Ding davon, wie so ein alternder Mann in seiner Wohnung umherirrte, gepeinigt von seiner Sehnsucht. — Was brauchte sie zu wissen, daß er das grüne Zimmer nur mit Tränen in den Augen betrat, in dem noch alles stand und lag, wie Jettchen es verlassen hatte. Was brauchte sie zu wissen, daß er seinen Kopf in die Fensterkissen drückte, dort an der Stelle, wo ihre Arme geruht hatten — und daß er nächtelang sich nicht in seine Wohnung zurücktraute — aus Furcht vor sich selbst — daß er wieder sich in Gassen und Abgründe verlor, ein unwirscher, mürrischer oder überlauter Liebhaber. Was brauchte sie das zu wissen — und wie hätte sie es gedeutet!

Nun ja — irgend etwas davon erfuhr Jettchen schon, denn Onkel Ferdinand pflegte aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Und so hatte er auch, als ihn Jettchen einmal nach Onkel Jason fragte, den sie über eine Woche nicht gesehen hatte, nur geschmunzelt — das eine Auge eingekniffen und mit reicher und vieldeutiger Betonung die Verse zitiert:

Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn bei Madame Meier.

Man braucht nun deswegen Onkel Ferdinand nicht für eine sehr poetische Natur zu halten. Ja, — im allgemeinen war die Verskenntnis Onkel Ferdinands sogar nicht sehr groß — aber in Versen d i e s e r Art war er recht wohl beschlagen und er hatte sie immer im richtigen Augenblick bereit. Und das ist ja auch eigentlich das Schöne an unserer Literatur, daß sie für jeden etwas bietet und daß sich ein jeder aus ihr das herausnehmen kann, was ihm behagt.

Und Jettchen wollte lachen — wollte wenigstens vor Onkel Ferdinand den Schein wahren, als ob sie das belustigte — aber das Lachen blieb ihr in der Kehle stecken. Sie fühlte, wie ihr das Blut zu Herzen floß, und es fehlte wenig, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. S o sehr war sie sich ihrer Neigung zu Onkel Jason noch nie bewußt geworden. Und wenn sie jetzt des Abends in ihrem Zimmer saß, — denn die alten Leute gingen fast mit den Hühnern schlafen, dann war es ihr, als müßte sie sich heimlich fortstehlen zu Onkel Jason, damit er nicht wieder hinausliefe zu diesen schlechten Frauenzimmern, zu denen ihn doch sein Herz nicht zog. Und während sie sonst fast jeden Abend an Kößling geschrieben hatte, schob sie jetzt den Brief oft von Tag zu Tag auf und begann jeden mit der Entschuldigung, daß sie nun so viel zu tun habe und nicht zum Schreiben komme.

Und draußen in den Parks und Gärten, in den Feldern und um die Dörfer, da band der Frühling jetzt wieder seine Kränze. Und all das kam, wurde und schwand, aber nur ein paar wegmüde und armselige Boten sandte der Frühling hinein zu Jettchen, um sie zu mahnen — und sie mußten lange suchen, bis sie sie fanden.

Aber sie fanden sie. Denn als an einem der ersten wirklich warmen Tage im Frühling, der ganz blau und wolkenlos begann, Jettchen des Morgens die Straße entlang ging, um für sich isländisches Moos aus der Apotheke zu holen, weil sie ein Frühlingshusten quälte, da traten ihr diese Boten entgegen. Jettchen sah sie in einem dürftigen Gärtchen stehen und auf sie warten, diese Abgesandten des Frühlings, den Fliederbusch mit wenigen matten Dolden, der am Zaun Wache hielt, und den Goldregenstrauch, der ein paar gelbe Fähnchen gegen das Haus drängte. Und Jettchen fühlte die Botschaft, die sie ihr zu bringen hatten, und sie mußte nach Charlottenburg zurückdenken, an jene Fliederbüsche, die jetzt ihre Schwere gegen die Hauswand lehnten, und an die Blütenflut, die bis in ihre Fenster geschlagen war, und an die blauen Schaumperlen, die — schon abgestreift —, die hölzernen Trittstufen und die Kanten der schmalen Wege umsäumten, während doch die Blütenflut selbst in ihren lichten Wellen noch kein Verebben zeigte, und Tag um Tag in neuen Wogen emporschäumte. — Und all das wird in diesem Jahr nun kommen, gehen und schwinden, ohne daß ihr Blick es streifte.

Als aber Jettchen zurückkehrte, da war Onkel Eli schon auf, war in seinem besten blauen Frack und in seiner besten blauen Laune.

„Was heißt das, Jettchen?“ fragte er, „wo kommst du doch jetzt am frühen Morgen her?“

„Aus der Elefantenapotheke, Onkel.“

„Nun,“ sagte Eli, „weißt du, meine Tochter — Minchen darf's natürlich nicht hören. Aber ich will dir was sagen — ich hätte auch nichts dagegen, wenn du von wo anders herkämst.“

„Nein, Onkel, ich muß bedauern, aber das ist nicht der Fall,“ sagte Jettchen unbefangen und lachend.

„Nun, ich glaub's schon,“ meinte Onkel Eli — „aber endlich wär's doch eben nur deine eigne Sache — und du könntest meinetwegen tun, was du willst. Doch was hast du nun eigentlich in der Elefantenapotheke gekauft?“

„Isländisches Moos, Onkel, für meinen Husten.“

„Wie kommst du dazu?“ polterte Eli, „was braucht ein junges Ding überhaupt zu husten? Husten tut eine alte Spittelfrau. Und wenn du hustest — was gehst du in die Apotheke? Ich mache mir alle meine Mittel allein. Siehst du, Jettchen, heute vormittag setzte ich mich zum Beispiel vor die Tür in die Sonne hin und habe mir dazu aus Minchens Nähtisch ein paar Dutzend Nadeln genommen. Und wenn die Jungens kommen und ausrufen „Maikäfer, Maikäfer, Stück drei Nadeln“, nun, dann sehe ich zu, ob ich sie nicht vielleicht für zwei kriege und kaufe sie ihnen ab. Und dann setz ich mir heut

nachmittag einen Maikäferspiritus an — weißt du, weil ich doch im vorigen Winter mal so das Reißen in der Schulter gehabt habe. Nun fragt sich nur noch, ob ich welche kriegen werde, denn es soll dieses Jahr mit den Maikäfern gar nichts Besonderes sein. Erkundigt habe ich mich schon bei den Jungens — aber sie klagen alle, wohin man hört."

Und richtig — gegen Mittag ließ sich der alte Eli von der tauben Minna ein Stühlchen auf die Straße tragen, auf den Hohen Steinweg auf die Steinstufen hinaus, mitten in die warme Sonne — und setzte sich da neben die Tür. Aber möglich, daß wirklich das Maikäferjahr schlecht war, oder daß die Jungens heute gerade etwas anderes zu tun hatten und nicht an ihren Handel dachten — sie ließen sich kaum blicken, und die wenigen, die pfeifend im Hundetrabe vorüberliefen, machten, daß sie weiterkamen und hatten es grade heut sehr eilig und nahmen es sehr wichtig, nach Haus zu kommen; sie kümmerten sich gar nicht um den alten Onkel Eli, der da, die beiden Hände auf dem goldnen Stockknopf und das Palmenrohr zwischen den Knien, mit halboffenem Munde auf seinem Stühlchen vor der Tür saß, und doch so verlockend die ganzen Patten seines blauen Fracks dicht mit Nadeln besteckt hatte.

Und Minchen kam heraus in die weiße Sonne, mit ihrem Blondenhäubchen auf dem einen Ohr und sagte, sie suche schon den ganzen Vormittag ihre Nähnadeln. Sicher hätte sie ihr wieder das Stück von einem Mädchen gestohlen. Aber Eli kicherte, als er das hörte, in sich hinein und sagte: „Weißt du, heut ist es mit dem Maikäfergeschäft doch nichts Rechtes, da werde ich dir die Nadeln man noch mal wiedergeben."

„Hast du so was gehört, Jettchen!" rief Minchen, und sie lachte ganz wider ihre Art — „immer komischer wird doch mein Mann!"

Und machte es nun die warme Sonne, machte es der blaue Frühlingstag oder die Schwalbe, die mit ihrem Kiwitt gerade die Straße entlangflitzte — war es ein Erinnern an vergangene Tage — die alte Tante Minchen beugte sich plötzlich vor und gab ihrem Eheherrn einen richtigen Kuß. Und wie Eli sich jetzt mühsam vom Stuhl erhob — denn die alten Beine wollten nicht mehr — da ließ er seinen Arm etwas länger auf der Schulter Minchens ruhen, als es gerade nötig war.

„Siehst du, meine Goldmine," sagte Eli, blieb unter der Tür stehen und zeigte mit dem Stock auf eine schadhafte Stelle am Pfosten, „siehst du, hier, da fällt nun schon der Stuck von der Wand ab. Das Haus wird locker. Wir haben die längste Zeit hier gewohnt. Unser Haus, meine Goldmine, das ist auch schon locker geworden."

Aber beim Mittagessen, da hatten sie sich schon wieder. Eli wollte keine Hechte essen, und das kränkte Minchen in ihrer Würde.

„Ich esse keinen Fisch," sagte Eli.

„Hast du schon mal, Jettchen, einen Menschen gesehen, der keinen Fisch ißt?" rief Minchen und schüttelte ihre puffige Tüllhaube, daß sie von einem Ohr auf das andere flog.

Aber Eli sagte, er möchte doch mal sehen, wer ihn zwingen könnte, Fisch zu essen, und Minchen möge mit dem Kopf wackeln, soviel es ihr Freude mache.

Aber als sie eben vom Tisch aufstehen wollten, kam Onkel Jason, sehr wohl angetan in seinem neuen rehbraunen Frühlingsrock, den Zylinder zwischen Daumen und Zeigefinger. Er wolle Jettchen ihnen auf ein paar Stunden entführen, draußen sei nämlich alles auf den Beinen und das müsse Jettchen sich ansehen. Jetzt machten sie bei uns genau dieselbe Wirtschaft wie in Paris mit Napoleons Knochen. Thièrs hätte alles in Bewegung gesetzt, der alte Fritz solle ein Denkmal unter den Linden bekommen und die Pioniere schachteten schon den Platz aus, wo es zu stehen kommen sollte. Die Linden seien beflaggt, und illuminieren wolle man für den Abend auch. Ganz Berlin sei wie im Taumel, nicht als ob sie nur ein Denkmal, sondern als ob sie schon wirklich die Konstitution geschenkt bekämen. Der Zar von Rußland sei dazu auch schon unterwegs.

„Weißt du, Jason," sagte Eli, „die Sache mit den Potentaten kommt mir immer vor, wie die beiden Shirting-Cohns hier. Wenn sie zusammenkommen, tun sie, als ob sie ein Herz und eine Seele wären — und Konkurrenzgeschäfte haben sie doch. Aber der alte Fritz war ein kluger Mann. Ich kannte ihn, hab' ihn sogar öfter gesehen. Ich seh' ihn noch vor mir; ein kleiner Herr, groß war er nicht, — aber ein K ö p p c h e n hat er gehabt. Wir haben ihm sehr schöne Gäule damals für den Krieg geliefert. Ich weiß noch genau, als ob's heute wäre."

„Ja, Onkel," sagte Jason Gebert, „das muß nun schon eine ganze hübsche Weile her sein."

„Da magst du recht haben, mein Sohn," meinte Eli, „weißt du, Jason, du kennst doch den Figaro. Erinnerst du dich, wenn die Susanne singt: „Endlich naht sich die Stunde" — weißt du, dann sag' ich immer, wenn sie d a s erst mal singt, ist das Billett keinen halben Silbergroschen mehr wert. So ist's mit mir jetzt. Keinen halben Silbergroschen ist's Billett mehr wert."

„Na, Onkel," sagte Jason Gebert, und es lag doch eine ganz seltsame und schmerzhafte Ironie im Ton, etwas Sprödes und Klingendes, das ganz aus den Tiefen seines Wesens kam; „na, Onkel, wollen wir mit unsern Billettes tauschen? Wirklich, ich tät's gern."

„Äh," sagte Eli und legte Jason die Hand auf die Schulter — „was haben sie auf dir alles in deinem Leben rumgehackt, mein Sohn. Ich weiß, du bist immer ein braver Mensch gewesen. Laß sein mit Tauschen — laß sein! Die alten Leute müssen weg, damit die Jungen Platz auf der Erde kriegen."

Da kam Jettchen herunter. Sie hatte ein helles Musselinkleid mit Blumen angezogen, mit großen gestickten Veilchensträußen rings um den Glockenrock, wie es jetzt das Allerneueste war, und sie trug einen weißen China-Schal, der zwischen den Schultern durchgezogen war.

Aber da die Mittagshitze über den Straßen lag — so die erste unerwartete und verfrühte Sommerwärme des Jahres, die die Menschen matt und langsam und schweigsam

macht, so fand es Jettchen kaum verwunderlich, daß Onkel Jason heute wortkarg neben ihr einherhinkte, die Königstraße hinab. Und da das Licht der hohen Sonne gerade von Süden her ihnen entgegenflutete, die breite Straße ganz füllend mit seinen heißen Wellen, und die Häuserfronten hüben und drüben teilend und lösend in Hell und Dunkel, in einem vielfachen Flackern von Fenstern, Gesimsen, Scheiben und Türen — so fand es Jettchen auch ebenso kaum verwunderlich, daß Onkel Jason beim Gehen die Augen einkniff, als ob er durch die neue Helligkeit geblendet würde, und daß Onkel Jason hin und wieder so ganz unauffällig mit seinem Batisttuch über die Augenwinkel strich.

Und doch hatte die unerwartete Hitze die Straßen nicht etwa entvölkert, wie das wohl so ein heißer Mittag sonst wohl tun kann, an dem niemand vor die Tür geht, es sei denn, sein Geschäft riefe ihn — nein, die ganze Königstraße hinab schoben sich die Spaziergänger wie an einem Sonntag Nachmittag. Herren dabei schon in gestreiften Nankinghosen, Damen in lichten, schattenspendenden Sommerschuten und doch den grünen Knicker vor dem Gesicht, Gymnasiasten mit ihren farbigen Mützen, kleine Mädchen in hellen Mullkleidern mit rosa Schleifen, und Kinder, so zahlreich, als hätte man sie ausgesät. Und wer Kriegsmedaillen hatte, der ließ seinen Schritt klirren, als ginge es im Parademarsch gegen Napoleons Bataillone, um sie in den Boden zu stampfen. Und wer als Gerichtsschreiber sich in zwanzig Jahren einen Orden ersessen hatte, der versuchte, sich das Ansehen eines Diplomaten zu geben, der um die Geschicke der Völker wüßte, und den nichts aus der Ruhe brächte. Viele Uniformen sah man; und alte Feldwebel, und Krongardisten mit grauen Schnauzbärten wie Tintenwischer schoben ihre weißen Bäuche durch die Menge dahin, die Hand an der Plempe und jeder Blick ein gespießter Franzmann.

Durch die Seitenstraßen floß es zu dem Hauptstrom, und von weit hinten über den Alexanderplatz schob es sich heran, tausendgliedrig, alles bewegte sich in der gleichen Richtung und in der schmalen Gasse oben vor der Kurfürstenbrücke, durch die gerade die Sonne einfiel, wie durch ein Tor, da preßte sich die Menge zusammen und überflutete Damm und Bürgersteig, und die Wagen, die sich schrittweis gegen sie anschoben, waren eingekeilt in dieses schwankende, vielköpfige Gewoge, und die Kutscher auf dem Bock schwebten dahin — da man Pferde und Wagen nicht sah — wie Kardinäle, die in einer Prozession hoch auf schwankenden Sänften getragen werden. Und die wenigen, die hier in dieser engen Straßenkehle gegen den Strom schwammen, wurden hin- und hergerissen und gegen die Wände und in die Nischen und an die Kellerhälse gepreßt, ehe sie es sich versahen.

Jettchen hielt sich dicht an Onkel Jasons Seite, damit sie nicht voneinander gerissen würden, vor allem auf der Kurfürstenbrücke, auf der sich die Menge noch einmal staute, ehe sie sich in breiten Fluten über den Schloßplatz ergoß. Ganz hell lag die Sonne über dem Wasser, und alle Uferwege waren dunkel von Menschen, und auf den schmalen Brücken hinten stand Kopf an Kopf gegen die weiße Luft. Und nur der alte

Schloßbau, der mit seinen ungleichen Gebäuden nach dem Wasser hin im Schatten lag, war finster und grau in all dem Gewühl, das ihn umbrandete.

Auf dem weiten Schloßplatz blieben Jason und Jettchen einen Augenblick stehen, denn hier breitete sich die Menge aus, bildete Gruppen und Kolonnen, und man bekam gleichsam wieder Platz zum Atmen. Um den Eingang des Schlosses standen Mauern von Menschen, die hören wollten, wie es dem König gehe. Und allenthalben fing man seinen Namen auf. Die einen sagten, er wäre nicht aus dem Bett gekommen, die andern wollten ihn sogar gesehen haben. Und immer wieder tauchte das Gespräch empor, und lief von Mund zu Mund, sprang von Gruppe zu Gruppe, daß der König überhaupt schon tot sei und daß es nur nicht gesagt werde, um nicht die Feierlichkeiten für das Denkmal zu stören.

Ein Bekannter hielt Jason an und raunte ihm ins Ohr, daß er genau wisse, daß die Stadtverordneten schon eine Petition vorbereiteten, in der sie den neuen König sofort um eine Verfassung bitten wollten.

Aber da lief Jason Gebert, der in politischen Dingen schon immer den Katzenjammer hatte, wenn die andern sich erst zum Wein setzen wollten, die Galle über, und er rief ganz laut: die Herren da oben sollten ihre Zeit zu nützlicheren Dingen verwenden; als ob ihnen der Kronprinz nicht schon die Antwort gegeben hätte! Heute vormittag bei der Feier hätte der Herr Kronprinz sprechen müssen — sonst könne er sich ja nicht oft genug hören. Aber grade da, wo er etwas hätte sagen müssen, was des Philosophen von Sanssouci würdig gewesen wäre, wo man es von ihm erwartete, da sei er ganz muckstill gewesen.

Und die Menschen um Jason Gebert horchten auf, und ein Arbeiter schob seine Mütze zurück und legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte, er hätte recht und so sei das auch. Und andere mischten sich darein, und ein Mann mit einem Orden sprach von Pöbel und gemeiner Kanaille, und ein Tischlermeister — man sah es seinen Händen an, daß sie gewohnt waren, den Hobel zu fassen — rief, er würde dem Monsieur ein Veilchenbukett auf die Nase pflanzen, wenn das etwa gegen i h n ginge.

Und Jettchen hing sich an Onkel Jason, der heftig atmete, und sich mit der Hand an seiner schwarzen Halsbinde zerrte — und sie zog ihn fort.

Als sie aber mit Onkel Jason glücklich um die Ecke gebogen war und sie sich dicht in das Gewühl, das unter den schmalbrüstigen Häusern der Schloßfreiheit dahinschob, gemischt hatten, sprach sie auf ihn ein. Warum er das tue, warum er sie so in Angst und Schrecken setze und ob er denn gar nicht auf sie Rücksicht nehme — was denn aus ihr werden sollte, wenn sie ihn wieder in die Hausvoigtei sperrten. Und bei den Worten schmiegte sich Jettchen ganz dicht an Jason Gebert, und bei dem Gedanken an diese Möglichkeit liefen ihr die Tränen über das Gesicht. Jason Gebert jedoch war ganz kleinlaut, als er das sah und strich und streichelte nur wortlos im Gehen Jettchens Hand, als leiste er Abbitte dafür, daß er ihr Sorge bereitet habe.

Und je näher sie den Linden kamen, desto stärker wuchs die Menge, desto unermeßlicher schienen die Scharen, die sich auf dem weiten Platz gesammelt hatten, unter den eben junggrünen Bäumen dahinschoben, die die Bürgersteige umgürteten, und die Wagenreihen, diese langen Reihen von Fuhrwerken umringten, daß sie nur Schritt für Schritt die breite Straße hinabfahren konnten. Die Wache stand unter Gewehr, und unaufhörlich erschollen Trommelwirbel und Kommandorufe, und wie wirkliche Feldherren über die unübersehbaren Menschenfluten ragten mit ihren grünen Lorbeerkränzen die weißen Marmorfiguren hüben und drüben auf, ganz hell von der Sonne beschienen, in ihren sieghaften und befehlenden Posen — die einzig Regungslosen in all diesem tausendfachen Hin und Her. Ja — überall — selbst in den hohen Bäumen hingen Menschen, und hinten die flache Kuppel der Hedwigskirche war auch ganz besetzt mit schwarzen Gestalten, die ganz groß erschienen gegen die Luft und von denen man jede Bewegung ganz deutlich sah.

Nur mühsam und nach langem Verweilen, fest eingeschlossen in die Menschenmauern vermochten Jason und Jettchen sich über den Opernplatz weiterzukämpfen — und da sahen sie einen Augenblick in eine Grube hinab, auf gekrümmte Rücken und blanke Spaten, die aufblitzten, wenn sie zur Sonne kamen, hörten das Aufschlagen der Erdschollen auf den braunen Wällen, hörten die Zurufe, die den Pionieren galten, und das Hin und Zurück von Worten und Witzen. Und Jason und Jettchen wurden mit angesteckt von der allgemeinen Freudigkeit und Jason rief den Soldaten zu, ob sie es heiß hätten oder ob sie vielleicht eine Bouteille wünschten. Die Soldaten aber riefen irgend etwas zurück, aus dem Jettchen nur das Wort Mamsell verstand und daraus entnahm sie, daß es ihr galt, und sie zerrte Jason am Ärmel; doch der lachte nur.

Und als Jettchen aufblickte, da sah sie drüben jenseits der Straße, jenseits der Grube Kößling stehen, der sich, von der Sonne geblendet, die Hand vor die Augen hielt. Jettchen schlug das Herz bis in den Hals hinauf und sie winkte ihm und nickte ihm zu, und sie rief ihn beim Vornamen, ohne auf die Leute ringsum Rücksicht zu nehmen. Und Kößling sah sie und zog den Hut, und Jettchen konnte deutlich sehen — über die Straße fort — wie Kößling rot bis in die Haarwurzeln wurde, in diesem merkwürdigen jungenhaften Erröten, das ihm eigen war, Jason erkannte ihn nun auch und winkte ihm. Aber es waren zuviel Menschen zwischen ihnen, als daß sie hätten zueinander gelangen können, und sie machten sich Zeichen, die sie vielleicht falsch deuteten; denn plötzlich waren sie sich wieder aus den Augen und Jettchen zog nun Onkel Jason hinüber und herüber und suchte mit den Blicken — und sie kamen immer weiter von der Denkmalstelle ab. Als sie aber ganz langsam mit dem Strome wieder zurücktrieben, da hatte längst an der Stelle, wo Kößling vordem gestanden, irgend ein ganz gleichgültiger Mensch Posten gefaßt.

Und Jettchen war das Weinen näher als das Lachen.

Aber Jason sagte, daß sie bald wieder nach Hause wollten, denn es sei

vielleicht doch nicht recht, wenn Jettchen die alten Leute so lange allein lasse. Und Jettchen ging neben ihm her — wortlos, mit suchenden Blicken. Und die Augen schmerzten ihr, wie sie im Gewühl, das ihr entgegentrieb, sich bemühte, ein jedes Gesicht wahrzunehmen — ob es nicht doch sein Gesicht sei. Sie schrak zusammen, wenn sie glaubte, ihn gefunden zu haben, nur um immer wieder enttäuscht zu werden. Und ihre müden Augen ließen endlich die Vision von Kößlings Zügen allenthalben entstehen, und sie glaubte selbst in Frauen und Knaben, die ihr entgegenkamen, im ersten Augenblick, da sie sie gewahrte, ihn zu finden . . . .

Als Jettchen nach Hause kam, saß Minchen allein in ihrem großen Zimmer mit den goldenen Stühlen, allein an ihrem Fensterplatz. Und als Jettchen sie fragte, wo Eli sei, meinte sie, sie wisse nicht, sie habe ihn schon eine halbe Stunde nicht mehr gesehen. Aber als Jettchen nach oben lief, da lag der alte Eli mit seinem spitzenbesetzten Hemd am hellen Nachmittag, der seine Strahlen durch das Fenster warf — am hellen Nachmittag schon im Bett und schlief. Aber so leise sich Jettchen auch auf den Zehen zurückziehen wollte, sie machte es doch, daß der Alte aufwachte. Und Jettchen mußte sich zu ihm auf den Bettrand setzen und ihm erzählen, was es draußen gebe, was sie gehört und gesehen habe, was man über den König sage, ob der Russe schon da sei und ob Jettchen gesehen habe, wie sie im Lustgarten die Böller lösten. Er wäre auch ganz gern dabei gewesen, aber er habe es sich bezähmt. Und dann sei er auch schon von vormittag genug müde, deshalb habe er sich hingelegt. Aber wenn morgen wieder solch ein schöner Tag wäre wie heute, würde er doch mal nach den Linden gehen.

Aber des Abends, als Minchen schon lange Elis Beispiel gefolgt war, konnte Jettchen keine Ruhe finden und sie ging — nachdem sie ihren Brief an Kößling beendet hatte — von einem seltsamen Angstgefühl gepackt, auf und nieder zwischen den alten braunen Möbeln, ganz leise, daß ja nicht ihr Kleid raschele und daß sie nirgends anstoße und ihre Nachbarn um den Schlaf bringe. Und selbst der Hauch der Frühlingsnacht, der durch das offene Fenster hereindrang und die Mullgardinen flattern machte, daß sie fast bis zur Kerze herüberwehten, die über dem Schreibtisch ihr unruhiges Licht zucken ließ — selbst er ließ Jettchen frösteln.

Und dann — sie wußte selbst nicht, wie das gekommen war — mußte Jettchen wohl sich halb angekleidet aufs Bett gelegt haben und eingeschlafen sein — schwer und traumlos. Denn plötzlich erwachte sie, weil sie jemand an der Schulter berührte. Und sie fuhr auf und sah, daß das ganze Zimmer hell war von einem gleichmäßigen Schein und daß von draußen der Himmel hereinblickte, der ganz weiß schien und doch von langen rötlichen Streifen durchquert wurde. Irgendwo krähte ein Hahn. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber das Licht lag schon über der Welt. Und Jettchen sah eine ganze Weile Tante Minchen an, die

da in ihrem alten violetten Morgenrock und dem Häubchen zitternd vor ihr stand, — ehe sie begreifen konnte, was geschehen war.

Ach Gott! Die kleine Tante Minchen war aufgewacht. Sie wußte selbst nicht, wie das kam. Der Müller erwacht ja auch, wenn die Mühle zu klappern aufhört. Und so war die kleine Tante Minchen aufgewacht, weil ihr alter Ehegatte aufgehört hatte mit Schnarchen. Denn der alte Eli gehörte nicht zu denen, die einen leisen Schlaf hatten, sondern eher zu den Geräuschvollen. Immer hatte er geschnarcht — nicht gerade übermäßig laut, aber schön und gleichmäßig, jahraus jahrein, jede liebe Nacht, — solange sich Minchen erinnern konnte. Und Minchen hatte sich an diese stille Musik gewöhnt, daß sie sie selbst im Schlaf vernahm und daß sie auf sie achtete, ohne es zu wissen.

Und heute war Minchen plötzlich aufgewacht, als es eben dämmerte, weil es ihr so wunderlich vorkam, wie still es um sie war — und dann hatte sie gelegen und gelauscht, aber es hatte sich nichts im Zimmer gerührt — nur der Schrank hatte einmal geknackt, wie er es gern tat. Aber auch nicht das leiseste Schnarchen und Blasen war von Onkel Elis Seite zu der lauschenden Minchen herübergedrungen. Und dann hatte sie gewartet, bis es heller wurde, so hell, daß sie etwas unterscheiden konnte und hatte sich im Bett aufgesetzt und ganz verstohlen zu ihrem Ehegatten hinübergeblinzelt. Aber der lag da mit seinem alten Kopf, ruhig, scheinbar schlafend, den Mund halb offen und regte kein Glied. Und als Minchen ihn anrief, da gab er keine Antwort und veränderte nicht einmal seine Lage, wie man es doch tut, wenn man im Schlummer gestört wird.

Und dann war Minchen aufgestanden, auf den Zehen, ganz sacht und ganz leise, als ob sie ihren Mann zu wecken fürchte, hatte sich kaum bewegt, als sie sich den Morgenrock überstreifte, gerade als ob sie jedes Geräusch vermeiden müßte, um den leichten Schlummer Elis nicht zu unterbrechen. Sie war aus dem Zimmer geschlichen, ohne sich noch einmal umzusehen, hinein in Jettchens Stube. Eli liege so ganz still und er schnarche gar nicht mehr, wie er es sonst tue, und sie habe Angst, daß ihm etwas zugestoßen sei.

Und Jettchen nahm die alte, kleine Tante Mine, die so ängstlich und hilflos wie ein verflatterter Vogel unter ihrem schiefen Häubchen hervorsah, in ihre Arme und geleitete sie zu einem schweren, alten Großvatersessel, der am Fenster stand. Und als sie Minchen darin geborgen wußte, ging sie selbst hinein zum Onkel, der da im hellen, weißen Morgenlicht noch gar breit und stattlich in seinem spitzenbesetzten Hemd dalag, gerade wie am Nachmittag vorher. Schön glatt lag die Bettdecke über ihm, fast ohne eine Falte.

Aber diesmal, als Jettchen auf den Zehen sich näherte, da erwachte der alte Eli nicht mehr und seine Züge blieben starr und eisig, wie sie es waren. Und Jettchen schlich, wie sie gekommen, aus dem Zimmer und sagte zu Tante Minchen:

„Weißt du, Tante, wir wollen doch lieber runtergehen, um Onkel nicht zu stören.“

Und Minchen, das arme, verschüchterte Minchen, in dessen verbrauchtem Hirn sich langsam die Gewißheit des Geschenen formte, ließ sich müde, zitternd und willenlos von Jettchen heruntergeleiten — gestern noch ein kleines, dürres und geschäftiges Persönchen und nun eine welke, uralte Frau. Gestern doch noch ein Schiff im eigenen Fahrwasser und nun eine Schaluppe mit zerbrochenem Steuer und gekapptem Mast.

Und Jettchen weckte die taube Minna, die da unten in irgend einer dunklen und luftlosen Alkovenecke bei der Küche schlief, und da sie ihr nicht zuschreien mochte, was geschehen war — denn dann hätte es ja Minchen auch hören müssen — legte sie den Finger an den Mund, die taube Minna solle ganz still sein. Und die taube Minna, die die Eigenheit vieler Schwerhöriger besaß, daß sie eben nur mit den Ohren schlecht hörte, rieb sich mit dem Schürzenzipfel ihre Augen, während sie mit dem Feuerhaken lärmend auf dem Herd herumstocherte. Und Jettchen sagte ihr, sie solle erst zum altem Geheimrat Stosch gehen und dann zum Herrn Jason Gebert und ihnen mitteilen, was geschehen war.

Und die taube Minna, die ja eigentlich Auguste hieß, aber von Minchen, weil es ihr bequemer dünkte, Minna gerufen wurde, sie stellte noch, ehe sie ging — ganz wider ihre Art wortlos und geräuschlos — die blitzende Kaffeemaschine auf den Tisch und tat die Brötchen, die eben erst vom Bäcker gekommen waren und noch ganz frisch rochen, in den schönen, silbernen Brotkorb.

Und das alte Minchen, das indes auf ihrem Fensterplatz gehockt hatte, in sich zusammengesunken wie ein Vogel auf seiner Stange, kam auf Jettchens Bitten zum Tisch und ließ sich Kaffee einschänken. Und Jettchen sorgte, daß sie auch etwas von dem Weißbrot nehme. Minchen aber ließ alles mit sich geschehen und sagte kein Wort dawider.

Draußen kam ein herrlicher Tag herauf. Die Sonne, kristallen und ungetrübt, stieg jetzt drüben über den niederen Häusern empor und warf in zwei breiten Strömen durch die beiden Efeubogen der Fenster ihr weißliches Gold in die Stube hinein, über den verwaisten Thronstuhl Onkel Elis fort, und sie machte alle Kristalltropfen an den Bronzereifen der Krone blitzen und ließ sie ihre Regenbogenfarben über Wand und Decke umherstreuen. Auf den breiten Kommoden ließ sie die eingelegten Blumen, die sonst tief im Schatten lagen, aufblühen wie die Blumen draußen an einem Junimorgen unter der Kanne des Gärtners. Und zwischen den Porzellanen oben auf den Kommoden, der Reifrockdame mit dem Mops, zwischen den Vögeln und der Kuh, den Göttern und den Savoyardenknaben wand sich ein Geflecht von Sonnenstrahlen hindurch, und die Stäubchen, die darin auf- und niedertanzten, glichen silbernen Funken. Alle Stühle, die ringsum an der Wand

Wache hielten in ihrer verblichenen Vergoldung, begannen im Licht der jungen Sonne zu leuchten, nicht als ob sie schon fünf Jahrzehnte dortständen, sondern als ob sie eben aus der Werkstatt kämen. Chéri aber, der Kanarienvogel, setzte sich auf die oberste Sprosse und schmetterte mit schiefem Kopf und gesträubtem Häubchen seine hellsten Triller in all diese Helligkeit hinein, als wolle er noch einmal zeigen, daß das Leben nichts vom Tode weiß und den Tod immer wieder vergißt.

Und bald hörte man, wie der alte Stosch hinten die Stufen heraufklapperte und er blieb dann noch, — ehe er wieder in den hellen Morgen hinausging — eine ganze Weile unten bei Minchen. Denn sie brauchte ihn ja jetzt und nicht mehr der da oben; dem konnte er nun nicht mehr helfen und nicht mehr nützen. Und der Arzt gab Jettchen noch in der Tür genaue Vorschriften zu Minchens Wartung und Pflege.

Aber ehe noch Stosch ging, kam Jason Gebert eilig herangehinkt, sehr bleich, fröstelnd am lichten Junimorgen, sehr ernst und sehr wortkarg. Und nicht eine Stunde verging, da waren sie alle da: Ferdinand und Salomon, Riekchen und Hannchen, ja selbst das alte Fräulein mit den Pudellöckchen hatte sich wieder eingefunden und saß auf einem goldenen Stuhl, den Strickbeutel an der Seite. Kein lautes Wort wurde gesprochen, keine Klage, kein Weinen wurde gehört, und jeder war bemüht, der alten Tante Minchen Liebe und Zärtlichkeit zu beweisen. Aber die alte Tante Minchen antwortete einmal ja und einmal nein und blieb sonst ganz still und ohne Tränen. Denn ihr armer und verbrauchter Verstand hatte eben noch nicht so ganz begriffen, was geschehen war. O ja, Minchen war sich wohl schon für Augenblicke bewußt, daß sich ihr alter Weggenosse für immer von ihr getrennt hatte, aber ganz vermochte eben ihr Hirn diese Vorstellung nicht mehr zu fassen und zu behalten; wird es doch schon einem gesunden Geist schwer genug, sie sich zu eigen zu machen.

Als sie aber den alten Onkel Elias Gebert draußen begruben, ein paar Tage darauf, spät am Nachmittag, und als die Frauen in dem niederen langen Zimmer mit den goldenen Stühlen alle um das alte, zitternde Minchen herumsaßen und sie zu trösten versuchten, während eben die Männer auf dem Friedhof weilten — als da die Dämmerung kam und die Straßen und Bäume mit ihrem wunderlichen Zwielicht füllte — während der Himmel oben sich seltsam rötete und von den Plätzen her so ein dumpfes Brausen und Lärmen scholl — da begannen plötzlich ringsum alle Glocken zu läuten in einem ehernen und schwermütigen Singsang — von der Marienkirche her und von der Nikolaikirche, von der Petrikirche und von der Garnisonkirche und der Parochialkirche — weit her vom Dom und vom Werder und vom Gendarmenmarkt . . . alle Glocken ließen plötzlich ihre Töne über der dämmrigen Stadt zusammenfließen, und sie mischten sie zu einem klaren und

unaufhörlichen Trauergesang, der jedes Wort übertönte, das die Frauen sprachen. Und von der Straße her kam zu diesem langen und dumpfen Klingen ein gleichmäßiges, schweres, rhythmisches Stoßen, als ob weit draußen große Menschenmengen im Tritt still vorüberzogen. Und ein hohles und langsames Trommeln mischte sich darein, wie eine gedämpfte Grabmusik, die aus Meilenferne herübertönte.

„Äh," sagte Minchen, „sie brauchen nicht mit den Glocken zu läuten. Eli hat sie nie leiden können. Weißt du, Jettchen, nur an der Singuhr hat er immer seine Freude gehabt."

Aber kaum einer hörte auf Minchens Worte, und alle ringsum wurden seltsam ergriffen und beunruhigt durch die ungewohnten Klänge, die, mit dem roten Halblicht gemischt, gleichsam ein unheimliches Naturereignis, Krieg und Pestilenz, zu verkünden schienen.

Die Männer kamen sehr ernst zurück.

„Wißt Ihr schon," rief Salomon Gebert, wie er in die Tür trat, „daß der König heute nachmittag gestorben ist? Die ganzen Linden sind schwarz von Menschen, und draußen bringen die Truppen jetzt schon die Fahnen nach dem Schloß."

Hannchen, die sich als Frau königliche Kommissionsrätin dem Hofe eng verbunden fühlte, brach sogleich in Tränen aus. Aber Riekchen fragte Salomon sofort nach geschäftlichen Dingen, die mit dem Tode des Königs zusammenhingen.

Jason war noch nachdenklicher als vordem. „Ja," sagte er, „mit dem alten Herrn geht eine ganze Zeit dahin" — und man wußte nicht, meinte er den König oder seinen alten Onkel Elias Gebert.

Minchen aber rief: „Die Glocken haben nun wirklich genug geläutet — meinethalben könnten sie aufhören — und Eli hat sie auch nie leiden mögen . . . ."

Und die Tage, die schon bei Onkel Elis Lebzeiten ruhig dahinflossen, sie wurden nun für Jettchen bei Tante Minchen noch stiller und einförmiger. Denn in das kleine, alte Haus am Hohen Steinweg, das nicht viel breiter als ein preußischer Grenadier war, da drang eben nichts von dem Rauschen und Lärmen und dem Gewoge, das ringsum alle Straßen füllte, von den tausend Vermutungen und Gesprächen, die Hoffnung und Unzufriedenheit spiegelten und die in den Armseligkeiten des politischen Lebens Wichtigkeiten schienen. Höchstens daß Jason einmal zu Jettchen kam, mißgestimmt über die alte Aussichtslosigkeit des öffentlichen Lebens und doch frohlockend, weil er das alles hatte kommen sehen. Natürlich hätten die Stadtverordneten nicht eine Petition um eine neue Verfassung an den neuen König gerichtet, sondern den Gedanken in aller Stille auf den Rat kluger Leute erstickt. Nicht einmal den Mut hätten diese Zinngießer gehabt, sich eine abschlägige Antwort zu holen, und dann wunderten sie sich noch, wenn man ihnen auf dem Kopf herumtrete. Oh, es könnte ein Lustspiel sein, wenn es keine Tragödie wäre!

Aber solche Besuche Jasons oder Ferdinands — der mit dem blühenden Frühling sein altes Herz wieder entdeckt hatte — das waren doch immer nur geringe Minuten

Und wenn die Frauen auch etwas länger vorsprachen — denn Frauen haben immer weniger zu sagen und mehr zu sprechen — und besonders Tante Hannchen, die nun zu dem armen Wolfgang vorübergehend auch Onkel Eli in ihr Programm aufgenommen hatte, sie war jetzt recht ausdauernd in ihren Reden . . . . . . ja, wenn die Frauen auch länger blieben — die ganzen lieben Tage und die ganzen hellen Nächte war eben Jettchen doch mit Minchen völlig allein, die meist so schwach und kümmerlich war, daß Jettchen sie kaum auf Minuten verlassen konnte. Und dann war ja das alte Minchen, wie das bei sehr betagten Menschen wohl vorkommt, nicht mehr so recht bei Sinnen, und auch deshalb durfte Jettchen sie nicht sich selbst überlassen.

Das brave alte Minchen vergaß nämlich immer wieder und wieder die eine letzte, neue und ungewohnte Wahrheit, die plötzlich in ihr Leben gekommen war und die der Erkenntnis eines halben Jahrhunderts entgegenstand. Und das Schicksal meinte es fürder mit der alten Tante Minchen sogar dermaßen gut, daß es auch nicht mehr duldete, daß Minchen sich in der kurzen Frist, die ihr noch gestattet war, um mit ihrem verblichenen, violetten Morgenrock von Zimmer zu Zimmer zu huschen — daß Minchen sich in den wenigen Wochen an diese neue und vernichtende Wahrheit gewöhnte.

Und nun glaube man nicht etwa, daß Minchen ihren abwesenden Gatten vermißte und sich klagend nach ihm sehnte — nein, im Gegenteil — das alte Frauchen schimpfte recht kräftig den ganzen Tag vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit dem alten Eli herum, der doch längst fünf Schuh tief unter der Erde lag, und der nunmehr schon im Heidenhimmel in seinen gelben Stulpenstiefeln und seinem besten, blauen Frack mit den echten Goldknöpfen an der Ecke stand und die Rosse des Herrn v. Helios, des Sonnengottes, einer ebenso vernichtenden Kritik unterzog, wie er sie weiland auch für Herrn v. Naglers ostpreußische Wallache vor dem Prenzlauer Wagen nicht gespart hatte.

Minchen aber nahm, wie gesagt, von dieser Wohnungsänderung des alten Eli keine Notiz — erkannte das einfach nicht an. Und so kam es, daß sie deshalb durchaus unzufrieden mit Eli war, und da Eli zudem noch — erklärlicherweise — auf all ihre Anwürfe sich schweigsam verhielt, so raisonierte sie sich in einen immer wachsenden Unmut gegen ihren alten Ehegatten hinein, über den sie sich vordem doch wahrlich nicht zu beklagen gehabt hatte.

Schon des Morgens beim Kaffee begann das:

„Verstehst du, Jettchen, wo der Mann heute bleibt?“ fragte Minchen, schüttelte den Kopf, daß die Tüllhaube nur so flog und schob indigniert ihre Tasse zurück. „Was heißt das, nicht zum Kaffee zu kommen? Er wird doch wirklich von Tag zu Tag komischer.“

Und wenn Jettchen dann die Tränen nicht zurückhalten konnte, griff sich das alte Minchen an das Haar und rückte mit ihren kleinen, welken Fingern die puffige Haube zurecht.

„Richtig, richtig, Jettchen, ich hab's doch wieder vergessen.‘ ‘

Aber nach 10 Minuten hockte das alte Minchen trotzdem schon vor ihrem Efeubogen auf dem Fenstertritt, auf dem goldnen Sessel, hatte ein verbrauchtes Leinenhemd Onkel Elis hervorgezogen und stichelte mit hastigen Bewegungen daran herum.

„Ich sag dir nur das eine, Jettchen, — heirate nicht; ich versichere dich, was die Männer an Hemden zerreißen, ist unglaublich."

Und wie weh es auch Jettchen tat, das mitanzusehen, so brachte sie es doch bald nicht mehr übers Herz, diese Dinge vor Minchen zu verbergen. Und auch der alte Stosch sagte, man solle sie ruhig dabeilassen, bis sie allein damit aufhöre, denn das wäre doch eigentlich die beste und erfreulichste Art für die alte Frau, sich mit dem Geschehenen abzufinden . . . . . .

Aber eines schönen Nachmittags — das Laub an den Bäumen war schon nicht mehr ganz so licht und hellgrün, und nur im Kalender war noch nicht Sommer — da kamen Salomon und Riekchen zusammen, — was doch sonst nicht geschah, — und ihrem ganzen Auftreten sah man es an, daß sie über Zeit verfügten, ja, daß sie sich gleichsam schon auf Urlaub fühlten. Wie sie hereintraten in das Zimmer, würdig, Arm in Arm, wohlgefällig und lächelnd, da hatten sie etwas von einem jungen Ehepaar und glichen gar nicht dem alten Doppelgespann von sonst, das nun schon über 25 Jahr einmal hü und einmal hott nebeneinander hertrottete. Nein, in ihrem ganzen Wesen lag so eine würdige und selbstgefällige Feierlichkeit.

Salomon Gebert war besonders glatt und frisch rasiert, hatte einen neuen rehbraunen Gehrock an von so elegantem Schwung in der Taille, daß man sofort sah, daß sein Bruder Jason dabei Pate gestanden hatte, und eine schwarzseidene Weste trug in einem noch tieferen Schwarz ein Muster von Tulpen und Nelken. Sie war das Neueste für die Landestrauer. Ja, jetzt waren Salomon Gebert & Co. besser mit schwarz gemusterten Dessins versehen als im vergangenen Jahr, und man brauchte die Kunden nicht einen Tag auf die Erledigung ihrer Anträge warten zu lassen. Die Kisten und Kollis marschierten nur so aus dem Laden hinaus. Das Geschäft tat überhaupt von selbst seine Arbeit wie ein gutes Uhrwerk. Und das brachte einen Lichtschein von Zufriedenheit in Onkel Salomons ganzes Auftreten. Selbst die Siegelringe an den Fingern und der Carneol auf der Busennadel schienen davon einen höheren Glanz bekommen zu haben.

Und über Tante Riekchens breite, kleine Gestalt war gleichfalls ein Schein von Wohlbehagen ausgegossen, und durch die Muster und Maschen ihres schwarzen Kantentuches — das sie über die Schulter genommen hatte — blinkte ihre immer noch glatte und zarte Haut mit hundert munteren Augen. Das blaue Taffetkleid aber mit den kleinen gelben Röschen machte sie jünger und schlanker und stand ihr gut zu Gesicht und Haar.

„Na, Tante," rief Jettchen, „Ihr seht doch so festlich aus — beinahe wie Brautleute."

„Ja," sagte Salomon, „wir sind auch auf der Hochzeitsreise, wir wollen nämlich morgen nach Karlsbad fahren."

„Und denke dir," sagte Riekchen und legte ihrem Mann die fette Hand auf die

Schulter — „ich fahre dieses Mal mit, und dann werden wir noch, wenn Salomon die Kur gut bekommen ist, — denn weißt du, er hat dieses Jahr ja sehr viel Aufregungen gehabt — dann werden wir noch eine große Schweizerreise machen. Salomon will ja immer schon geschäftlich einmal ein paar Plätze wie Zürich und Luzern besuchen, und das will er dann gleich damit verbinden. Die Hauptsache sind und bleiben uns aber doch die Schweizer Berge und die sonstigen Sehenswürdigkeiten."

„Ja," sagte Salomon und zitierte lächelnd, indem er mit dem beringten Zeigefinger den Takt schlug:

„Schön ist Mutter Natur,
Deiner Erfindungen Pracht
Auf die Fluren verstreut,
Schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Denn diese Poesie kannte er noch aus grauen Schuljahren her.

Aber Riekchen hatte ihre eigne Poesie:

„Soll ich den Ritschi und die Jungfrau von dir grüßen?" sagte sie und hob die Augen entzückt zur Decke. Denn da der Rigi für sie etwas durchaus Fremdländisches war, so sah sie nicht ein, warum sie seinen Namen nicht höchst fremdländisch aussprechen sollte.

„Ja," sagte Salomon, „siehst du, wenn du jetzt nicht hier bei Tante Minchen bliebest, dann hätten wir dich wirklich zu gern mitgenommen. Na, eben nächstes Jahr, Jettchen."

„Ja," meinte Riekchen, „aber weißt du, Potsdam ist doch auch ganz schön."

Jettchen lachte. Gewiß, Potsdam sei zwar nicht Luzern, aber endlich keineswegs zu verachten.

„Nun," begann Salomon wieder, „da sollst du einmal sehen, wie Ihr da wohnen werdet. Drei Schritt, und Ihr seid mitten drin im Park von Sanssouci."

„Ja," unterbrach Riekchen und man hörte ihr die Freude an, das sagen zu können: „Wir haben nämlich gestern für euch bei Sommerguths zwei Zimmer gemietet. Er kam nach Berlin herein, wegen der Abrechnung, und da hat sich das bei dieser Gelegenheit so gemacht."

„Ach wie nett — bei Sommerguths!" rief Jettchen, und sie freute sich wirklich, denn sie kannte die alten Sommerguths — der Mann war seit 25 Jahren Werkmeister in Onkel Salomons Potsdamer Weberei — sie kannte ihn gar wohl, und sie war immer entzückt gewesen von dieser einfachen und sauberen Häuslichkeit und den kleinen und hellen Gartenzimmern.

„Sowie es Stosch Minchen erlaubt," sagte Salomon, und setzte die Miene eines Bärbeißers aus den Ifflandschen Stücken auf, der sein weiches Herz unter der Maske eines

Menschenfeindes verbirgt. „Da macht ihr also, daß ihr hier herauskommt. Ich habe heute erst mit Stosch gesprochen. Jetzt sei natürlich noch keine Rede davon, sagte er, aber er hoffe mit Sicherheit, Minchen bald wieder so weit zu haben.“

„Ja,“ meinte Riekchen, „Stosch sagt, daß bei Minchen eine neue Umgebung überhaupt Wunder tun könnte.“ (Fortsetzung folgt.)

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

Ein elfjähriger Schlaf, warum sollte da das Erwachen nicht stürmisch sein! Die Erfüllung des Wunsches auf Wiederherstellung des Ultimohandels war noch gar nicht zu konstatieren, da hatte schon die wachsende Hoffnung der Börse eine ganz neue Schicht von Käufern erzeugt. Damit hat unser ganzer Spekulationsverkehr im Nu ein anderes Gesicht erhalten und alle die Wohlhabenden, welche sich früher daran gewöhnt hatten, jedes Jahr ein paar tausend Mark an der Börse zu „lassen“, werden dort nach und nach entweder in Person selbst oder durch ihre gütigen Kommissionäre zu sehen sein. Die letzteren bestehen aus den Provinzbankiers, die ihre alten Kunden in guter Erinnerung haben, und demgemäß anregend auftreten, sowie aus den großen Banken, welche die betreffenden Aufträge ansammeln, ausführen oder in sich abschließen; nota bene kommt es auf die Größe des Instituts an, ob es Tag für Tag aus seinen Aufträgen eine Art Clearing-Haus machen kann. Die Hochfinanz hatte bisher fest geglaubt, daß auch eine vollständige Wiederherstellung der ehemaligen Facilitäten für die Spekulation das alte Eden nicht wieder aufpflanzen könne, denn die Verwüstung sei zu nachdrücklich gewesen. In diesem Sinne waren auch manche Große, besonders aus dem Beamten- und Richterstande, von den Bankiers instruiert worden. So ein Großer (!), sobald er einmal Aussicht hat, den Kaiser zu sehen, pflegt sich vorher mit wichtigen Neuheiten aller Art anzufüllen, um gegebenenfalls an höchster Stelle originell erscheinen zu dürfen. Tatsächlich sind denn auch aus solchen Kreisen noch vor Monatsfrist freundliche Privatanfragen an einzelne Bankiers gestellt worden, und sämtliche Antworten haben bezüglich eines wirklichen Nutzens aus jener Gesetzesrevision eigentlich skeptisch gelautet. Es ist ja möglich, daß unsere Hochfinanz nunmehr von der Trunkenheit der Börse angesteckt wird, wahrscheinlich aber ist es nicht, vielmehr werden wohl unsere Banken die Gelegenheit ergreifen, um ihrer Legion von Wechselstuben die rascheste Ausbeutung der neuen Ära, wie man sie wohl ruhig nennen kann, dringend ans Herz zu legen. Gibt es doch von nun an eine ganze Anzahl großer Aktien, die man wohl kaufen, aber erst bei Monatsende, und dies auch nur im äußersten Falle, im Vollbetrag zu bezahlen braucht. Die Wechselstuben haben also nicht mehr nötig, die Vorschüsse herzugeben, oder durch deren Verweigerung ihr Publikum zu entmutigen. Andererseits wird man von nun an in den Bankbilanzen den Posten: eigene Effekten wesentlich verringert, dagegen: reportierte Effekten außerordentlich vermehrt finden. Es ist dies äußerlich durchaus nicht dasselbe, da an eigenen Effekten bekanntlich unter Umständen auch Erkleckliches abgeschrieben werden muß. Inwiefern der Gegensatz zwischen der Kaltblütigkeit der Hochfinanz und dem Optimismus der Börse unserer gegenwärtigen Aufwärtsbewegung verhängnisvoll werden könnte, ist noch nicht recht zu ersehen. Schließlich dürfte aber auch wohl hier die Geldfrage den Ausschlag geben und diejenigen Banken, welche unseren Regierungen

den Plan zu den ungeheuren Anleihen machten, haben vielleicht selbst den Ast abgesägt, auf dem ihr Kommissionsgeschäft nun einmal sitzt. Die Rechnung der Spekulation ist ziemlich einfach, sie bewertet jetzt den Vorzug eines leitenden Papiers, in dem man spielen kann, ohne es fest zu beziehen, mit 20 und auch 30 % und ein Teil dieser Kursavance ist bereits vollzogen. In erster Linie hat man Laura und Bochumer steigen sehen (letztere trotz ihrer neuen Obligationen), während Kohlenaktien etwas zurückbleiben mußten. Demnach wurden Hüttenaktien genau in derselben Zeit hinaufgesetzt, wo die betreffende Konjunktur von allen Erfahrenen als niedergehend bezeichnet wird. Ein Mut, der in doppelter Beziehung die ungewohnte Erlösungsfreude der Börse widerspiegelt! Was nun Kohlenaktien betrifft, deren Gesellschaften sicher in einer ungleich besseren Geschäftslage sind, so müßten hierbei Harpener das leitende Papier werden. Indessen hat Herr Fürstenberg durch Ausgabe der jungen Aktien unfreiwillig für einen Druck auf die betreffende Haussebewegung vorgesorgt. Als dieser Hauptberater der Harpener Gesellschaft vor geraumer Zeit den reichlichen Abfluß von Harpenern nach Paris übersah, überkam ihn sofort die Lust, diese paar Millionen Taler im Aktienkapital selbst neu aufzuhäufen. Man könnte ja sagen, daß die Beträge, welche damals nach Paris abgegeben wurden, gleichsam gefixt waren, um sie nachher billiger zurückzukaufen. Indessen ist der Profit doch größer gewesen dadurch, daß das Konsortium bei seinem Übernahmekurs nur kurze Zeit auf die Anhebung der jetzigen Hausseperiode zu warten hatte. Sollten wir jemals zu dem Gesetz kommen, daß regelmäßig die alten Aktionäre das erste Anrecht auf die neuen Anteile haben, so dürften auch große Bankdirektoren von der Unbequemlichkeit befreit werden, an den von ihm beeinflußten Beschlüssen die verschiedensten Interpretationskünste verschwendet zu sehen. Ferner die Gelsenkirchener Aktie; sie stellt durch die hier schon kürzlich berührte Verquickung mit der „Roten Erde" bei Aachen mehr ein Eisenpapier dar. Blieben nur noch Hibernia, die aber bekanntlich nur noch in zwei festen Händen liegen, — in denen des Staates und in denen einer glücklich zu Rande gekommenen Einheit solcher Bürger, die im Namen ihres Geldbeutels die persönliche Freiheit des Steuerzahlers angeblich vertreten. Man könnte nun glauben, daß infolge der Wiederbelebung des großen Spekulationsgeschäftes die sogenannten Kassenpapiere zurückweichen müßten. Vorübergehend mag dies, wie es sich z. B. eines Tages hinsichtlich Phönix gezeigt hat, einmal eintreten. Im ganzen jedoch pflegen die kleineren Aktien den großen stets zu folgen. Das Gesetz von der herdenmäßigen Bewegung trifft auch hier zu, so sicher, daß, wenn z. B. jemand ein Interesse an einem höheren Kurs von Lahmeyer hat, er zu diesem Zwecke vorher etwa Allgemeine Elektrizität zu poussieren sucht. Inwiefern auch große Fabrikwerte zum Ultimohandel zugelassen werden, ist bislang noch nicht zu ersehen. Die Börse wäre schon dafür, vielleicht auch die nahestehenden Banken, aber durchaus nicht immer die betreffenden Fabrikunternehmungen selbst. Merkwürdig genug hat die Zuversicht auf Wiederherstellung des Termingeschäftes in Effekten auch bei den schlimmsten parlamentarischen Zwischenfällen nicht gewankt. Man wußte da zuviel von dem Spiel hinter den Kulissen und von dem hochpolitischen Charakter, den die Börsenreform durch die Zusammensetzung des Blocks angenommen hatte. Leider mußte das Getreidegeschäft gegenüber einer nicht zu bewältigenden Majorität preisgegeben werden, wodurch aber der eigentliche politische Hintergrund unserer jetzigen Börsenreform nur wenig geschmälert wird. Will man ehrlich sein, so beruht das jüngste in seiner Art immerhin erfolgreiche Resultat nicht auf einem Kompromiß der Überzeugung, sondern leider auf einem solchen verschiedener idealer Tauschobjekte.

* * *

Man kann es durchaus als eine starke Keckheit bezeichnen, daß die Engländer und Franzosen unsere neue Anleihephase mit einer Verurteilung unserer Wirtschaftspolitik und unseres Wirtschaftszustandes begleiten. Das berührt aber durchaus nicht die Frage, weshalb nun die Regierungen gerade jetzt 850 Millionen haben müssen. Inmitten unserer freilich ziemlich oberflächlichen Be-

mühungen, die finanzielle Lage als recht konsolidiert hinzustellen, scheint es solchen Rechnern nicht im mindesten aufzufallen, daß so ungeheure Summen überhaupt auf einmal gebraucht werden. Gut! Preußen benutzt die frischen 400 Millionen ausschließlich für produktive Zwecke, obgleich ja Nebenbahnen noch keineswegs produktiv genannt werden können, wenn sie unseren Werkstätten Arbeit geben, sondern, falls sie wirklich rasche Aussicht auf eine Rente haben. Indessen werden doch diese 400 Millionen vorerst noch gar nicht voll oder auch nur annähernd gebraucht. Zu welchem Zwecke sichert sich also unser mächtigster und mit fiskalischen Einnahmen unvergleichlich ausgestatteter Bundesstaat eine große Anleihe? Sie muß unter allen Umständen in Zeiten des Industrieniedergangs und der Geldknappheit unser Wirtschaftsleben schwächen und kommt außerdem teurer zu stehen, als vielleicht auch nur binnen Jahresfrist. Diese Finanzpolitik ist und bleibt für den schärfer Sehenden ein Rätsel, vorausgesetzt, daß hierbei nicht etwa — die Marinepolitik mitspricht. Immerhin gibt es Leute, die von gewaltigen Schiffsbauten sprechen, mit bereits fälligen oder bald zu bezahlenden Rechnungen, so daß die bis zum Oktober ausgedehnten Erleichterungen für die Zeichner auf jene 400 Millionen doch immerhin die preußische Kasse zu großen Vorauslagen schon nach einem halben Jahre in Stand setzen. Später würden dann alle diese Gelder schon den Nebenbahnen wieder zufließen. Für heute aber bedarf es noch der Aufklärung, weshalb man gut 4% Zinsen für eine Anleihe zahlt, die für den offiziell hierbei genannten Zweck erst im Laufe der Jahre in Betracht kommt. Jedenfalls sehen selbst unsere Freunde in England diese ganze und leider wie gewöhnlich mit Heimlichkeit betriebene Transaktion lediglich auf Rüstungszwecke an. Es wäre daher fremderseits offener gewesen, diesen Umstand besonders zu betonen, als die Geldkraft unseres Volkes in recht unwissender Weise anzuzweifeln. Es wird sich ja bei dem Resultat der ersten 650 Millionen zeigen, wie glatt unser Kapital diese ungeheure Summe in sich aufnimmt, zu einem Zinsfuße, der mit ersten Hypotheken noch immer etwas höher abgeschlossen werden kann. Und diese überaus lebhafte Beteiligung findet nicht etwa aus Patriotismus statt, sondern einfach in der Erkenntnis, selbst bei einem Diskonto von 5½% für ein unbedingt sicheres Papier mit etwas über 4% zufrieden sein zu können. Das Ausland, resp. der raisonierende Teil desselben, verwechselt beständig unser inneres Vermögen mit unserem geschäftlichen Geldbedarf. Wir ziehen fremde Barmittel in den größten Beträgen heran, weil unsere Industrie unsere flüssigen Summen bereits eingeschlungen hat und an die ungemessenen Spareinlagen der Rentner natürlich nicht herankann. Diese Tatsache spricht aber gerade für die Aufnahmefähigkeit des deutschen Volkes, sobald das Reich neue Anlagen mit regelmäßigem Zinsgenuß darbietet. In diesem Sinne ist es daher auch recht gleichgültig, ob die 200 Millionen Schatzscheine, welche noch in Reserve bleiben, in Paris und London genommen werden. Sie würden ohnehin bei erster Gelegenheit wieder zu uns zurückfließen und sodann den Markt deroutieren. Andererseits muß aber auch vor dem Optimismus gewarnt werden, der mit nackten Ziffern operiert und infolgedessen unnachdenklich die gewaltigen Einnahmen der preußischen Staatsbahnen einfach mit denen etwa von Frankreich vergleicht. Denn leider werden diese Milliarden bei uns, die zu Zeiten der Privatbahnen entweder den Bahnen selbst oder ihren Aktionären zugute gekommen waren, einfach in den großen Topf des Kriegs- und Marinebudgets geworfen. Hier liegt der schwarze Stein unserer ganzen Finanzgebarung, der wohl nur wenige zustimmen können.

* * *

Aus der Lage unserer Industrie ist für den Fernerstehenden nicht mehr klug zu werden. Wichtige Teile unserer Großgewerbe werden nicht müde zu klagen. Sie sprechen, wie z. B. die verschiedensten Kreise unserer Hüttenmänner, von einem wachsenden Niedergange, von Preisdruck, Mangel an Export und Geldknappheit. Indem sie alle diese Faktoren zusammenziehen, halten sie sich auch davon überzeugt, daß dieser schlimme Zustand vielleicht auch noch bis 1910 anhalten könne, wobei sie besonders unsern Absatz nach Südamerika mit dem völligen Mangel an Barmitteln begründen. Demgegenüber kann man auch

wieder recht hochstehende Industrielle sprechen, die von ihren Genossen behaupten, daß sie absichtlich klagten, um den Arbeitern gegenüber ablehnender sein zu können und um auch die Banken zu tatkräftigerer Hilfe aufzureizen. Diese ruhiger denkenden Fabrikanten und Werkleiter verweisen auf den großen Vorsprung, den unsere Technik und ihre vorzüglich geschulte Schar von Angestellten hat, so daß es dem Auslande so leicht nicht gelingen dürfte, uns nachzukommen, trotzdem eine solche Annahme sogar bei vielen deutschen Fachmännern neuerdings zu finden ist. In der Elektrizität gibt es sehr große Gesellschaften, die ihre Nachmittagsarbeit eingeschränkt haben und in der Folge auch die Allgemeinlage ihres Marktes als stark gefährdet bezeichnen. Und wiederum gibt es wichtige Unternehmen dieser Art, die, ohne zu prahlen, sich mit Aufträgen als geradezu überlastet bezeichnen. Natürlich werden die Städte, denen es gegenwärtig und für längere Zeit unmöglich sein wird, Anleihen aufzunehmen, mit den Erweiterungen ihrer elektrischen Zentralen, Wasserleitungen etc. etc. noch warten müssen, was für viele große Unternehmen und deren Unterfabriken gewiß nichts Gutes bedeutet. Einmütig sind aber alle diese Geschäftszweige, sobald es sich um die teure (!) Kohle handelt. In dieser Beziehung machen sie sogar das Syndikat für einen Teil ihres schlechten Geschäftsganges mit verantwortlich, indem sie den Prozentsatz der Selbstkosten, den der Kohlenpreis darstellt, recht wirksam aufführen. Nur eine einzige Industrie behauptet ihren unveränderten Glanz, das ist die chemische, deren führende Unternehmen glänzende Dividenden und außerordentlich hohe Kurse sehen. So hat jetzt die Badische Anilin abermals 30 % Dividende erklärt, und das Publikum bewertet dem Kurse nach diese Aktie mit nur 5¾ % Rente, was also immerhin wie eine Kapitalsanlage kaum zweiten Ranges erscheint. Die Chemische Fabrik Albert geht diesmal von 22½ auf 32 %. Allein hier sind auch nicht entfernt die Reserven wie bei der vorhergenannten Gesellschaft oder Bayer-Elberfeld vorhanden, da die Gesellschaft seinerzeit übergründet worden war und erst nach und nach in eine überaus glückliche Konjunktur hineingewachsen ist. Sehr große Bezugsrechte winken ferner jetzt bei den Höchster Farbwerken, die ihr Kapital stark vergrößern wollen. Dies nicht etwa, weil sie eine Teerfarbenkonkurrenz in Biebrich (Kalle) für vier Millionen aufkaufen wollen, was ja aus den laufenden Eingängen durchaus möglich wäre, sondern weil überhaupt die Tendenz auf Kapitalsverwässerung in dieser Branche hervortritt. Unsere sämtlichen ersten chemischen Fabriken sehen eben ihre Erträgnisse dauernd wachsen, und sie haben eine förmliche Furcht vor Ausschüttungen, die weit über 30 % hinausgehen, weil die Arbeitslöhne, die Steuern, die Ansprüche der Beamten etc. dann allzusehr steigen würden. Bei Zunahme unseres Klassenkampfs dürften unsere großen Aktiengesellschaften allmählich schon ein Interesse an einer äußerlichen Verkleinerung ihrer Gewinne haben. Die chemischen Fabriken werden die ersten sein, die diese Bahn betreten.

* * *

Im österreichischen Parlament versucht man jetzt die Tantièmen über 5 % zu besteuern, sowie auch die Dividenden über 10 % nach verschiedenen Richtungen hin zu belasten. Das letztere wäre ungerecht, da die meisten, welche seit Jahren gutgehende Aktien kaufen, diese so teuer bezahlen müssen, daß sie kaum mehr als 5 % mit ihrem Gelde machen. Was aber die Tantièmen betrifft, so müßte da überhaupt Wandel geschaffen werden, und hoffentlich mit Rückwirkung auf Deutschland, das ja auch in manchen andern wirtschaftlichen Einrichtungen hinter seinem Nachbarlande zurückgeblieben ist. In der Tat scheint im Publikum von der immensen Höhe der Tantièmen-Erträgnisse keine rechte Vorstellung zu herrschen. Wenn man bedenkt, daß die Dresdner Bank diesmal für diesen Zweck 4 Millionen auswirft, an denen die Gratifikationen der Beamten doch wohl nicht allzustark zehren, so kann man sich schon einen Begriff von den mühelosen Gewinnsten machen; mühelos wenigstens für einen großen Teil der Aufsichtsräte, die dazu noch andererseits wieder in zahlreichen Aktien-Unternehmen derartige Pfründen besitzen. Man bedenke nur, an wie vielen Fabriken und Industrien so eine Großbank interessiert ist, und man wird einen Begriff von den fetten Stellen

bekommen, die sie ihren Günstlingen zu vergeben hat. Man spricht immer von der verhältnismäßig schmalen Entlohnung der Bankbeamten; sie könnten das Doppelte erhalten, sobald der Tantièmenunfug eingeschränkt werden kann. Wenn man die Zahl derjenigen übersieht, welche in Deutschland ohne viel Arbeit auf bis 150,000 Mark an verschiedenen Tantièmen kommen, so ließe sich schon ausdenken, was sonst Gutes mit diesen Summen geschaffen werden könnte. Es gab früher Einzelstaaten, in denen überhaupt keiner zugleich in mehr als einem Aufsichtsrat sitzen durfte. Das hat sich ins krasse Gegenteil verkehrt, so daß man selbst von wirklich tüchtigen Aufsichtsräten nicht immer erwarten kann, daß sie ihre so mannigfaltigen Pflichten gründlich erfüllen. Hier könnte eine der wichtigsten Fragen bearbeitet werden, weil sie die Macht unserer großen Direktoren und damit auch unserer ersten Institute betrifft. Die ganze Art unserer Kapitalsvermehrungen beruht sogar bei schärferem Zusehen auf der Tantièmensucht. Denn sobald man etwa 50 Millionen zum Kurse von 200 ausgibt, anstatt 100 Millionen zu pari, wird natürlich jene Gewinngrenze von 4½ oder 5 %, bei der die Tantième statutenmäßig beginnt, weit rascher erreicht. Es gibt sogar Aktiengesellschaften, die unser Gesetz nicht hindern kann, die Tantièmen direkt vom Umsatz (!) zu verteilen. Alle solche Fragen dürfen natürlich nicht von dem leidenschaftlichen Standpunkte des Neides aus behandelt werden, sondern von dem Schaden aus, den zu große Mächte im Geschäftsleben stets anrichten werden.

* * *

Alle Nachrichten über die Nähe einer Wiederaufbesserung der amerikanischen Verhältnisse begegnen ebensovielen Zweifeln, und dies keineswegs allein aus den Kreisen unserer Finanz, sondern auch aus denen unseres Handels und unserer Industrie. Am markantesten geben sich dabei die Schwankungen in den Kupferpreisen, die deutlich genug zeigen, wie selbst bei diesen niederen Sätzen noch immer eine Spekulation vorhanden ist, die ab und zu plötzlich verkaufen muß. Die bereits neulich erwähnten Guggenheimer als Hauptinhaber der so berühmten Smeltings scheinen ihre Macht auf diese Gesellschaft derart eingebüßt zu haben, daß man an ihren diesbezüglichen Einfluß auch für später nicht mehr glaubt. Es sollen nicht weniger als neun Associés in dieser Familie gewesen sein, die ebenso verschieden spekulierende Köpfe darstellten. Ein Zuviel von Meinungen in einem Geschäfte führt stets dazu, daß jeder schließlich nach seinem eigenen Willen operiert. Hier hat Herr Rockefeller den günstigen Moment erfassen können. Ob dies jetzt auch bei der Eriebahn Herrn Pierpont Morgan ganz gelungen ist, steht noch aus. Als die Bahn ihre Notes, d. h. ihre Wechsel nicht einlösen konnte, blickte alles auf Herrn Morgan, und Eingeweihte nahmen an, daß der Genannte unter Umständen auch ein Interesse daran haben könne, das gewaltige Bahnunternehmen fallen zu lassen; — man kann dann eben billiger zusammenkaufen! Im letzten Augenblicke hat aber ein anderer ehrlicher Makler, nämlich Harriman, wohl seine Gründe gehabt, einen großen Teil des Bedarfes bar zur Verfügung zu stellen. Das war die Wiederauflage jenes schwarzen Donnerstages kürzlich, wo die New Yorker Börse bis drei Uhr mittags kein Geld hatte, bis dann Herr Morgan im äußersten Moment 25 Millionen Dollars anbot. Er nahm sie natürlich aus den Kassen des Steel-Trust oder den Depositen der Vanderbilts, aber jedenfalls erschien er als Erlöser, so daß von den 25 Millionen, wie immer, wenn das Vertrauen rasch wieder zurückkehrt, nur ein Teil wirklich gebraucht wurde. Jene Notes, von denen bekanntlich auch andere amerikanische Bahnen große Summen ausgegeben hatten, sind seit langen Jahren bis heute eigentlich niemals uneingelöst geblieben. Es sind Wechsel, die also den Bahnobligationen vorangehen, aber ebenfalls, was nicht recht öffentlich zu sein scheint, durch Hinterlegung von Werten fundiert sein müssen. Nun kann man aber einen Wechsel, der doch im Besitz eines einzelnen ist, rasch einklagen, in welcher Form sollen jedoch die Inhaber von 13 Millionen Dollars Erie-Notes ihre Wechselansprüche auf der Stelle betreiben? An dieser Schwierigkeit ist eben die Gefahr dieses ganzen Schatzwechselsystems zu erkennen. Wie auch die Dinge ausgehen mögen, so scheint es sicher zu sein, daß der Präsident seinen so laut aus-

posaunten Feldzug gegen die Trusts kaum zur Hälfte durchführen wird. Die Herrschaft der großen Geldmächte ist dort noch zu stark, als daß auch der energischste Präsident so ohne weiteres damit fertig werden könnte. Nur ein geeintes Europa könnte in dieser Beziehung gegen jene Vergewaltiger der wichtigsten Rohstoffe entscheidend wirken. Alle Versuche nach dieser Richtung hin sind jedoch stets in der ersten Phase bereits gescheitert, weil — die Engländer nicht mitgehen. Gegen diese Interessen vermögen die übrigen Länder der alten Welt nichts.

* * *

Unsere Goldwährung ist in unseren Parlamenten wieder einmal angerempelt worden, was endlich den preußischen Finanzminister zu der Bitte veranlaßt hat, an unserer Valuta nicht „rütteln" zu wollen. Er hätte besser von den „Verdächtigungen" reden können, denen durch derartige Reden unsere Goldwährung im Auslande ausgesetzt wird. Wahrscheinlich war der neue Reichsbankpräsident kürzlich nicht entschieden genug aufgetreten, als unverbesserliche Bimetallisten die älteren Jahrgänge ihrer Reden wieder aufleben ließen. Schon damals war die matte Haltung des Betreffenden aufgefallen und jetzt, wo unsere neuen Anleihen zu pessimistischen Betrachtungen der Franzosen und Engländer unverdienten aber willkommenen Anlaß gaben, ist es in der Tat Zeit, daß wir aufhören, die wichtigste Basis unseres Weltverkehrs in einem Zwielicht sehen zu lassen. Jene Theoretiker scheinen von der Bedeutung des internationalen Wechselmarktes keine Ahnung zu haben, denn sonst würden sie wissen, wie empfindlich auch die kleinste Störung in der Diskontierungstätigkeit von London und vor allem Paris das deutsche Dreimonatspapier zu treffen vermag. Man mag vielen Kreisen dieser Länder eine Gehässigkeit gegen uns zuschreiben, so sind sie doch in dem Mißtrauen gegen die Unveränderlichkeit unserer Währung durchaus ehrlich. Wir vergessen sehr leicht, daß die fremden Kreditgeber in gespannten Zeiten eine viel raschere Einsicht über unsere Geschäftsverhältnisse gewinnen, als etwa unsere Banken, weil eben dann Geschäfte an diese auswärtigen Faktoren herantreten, die sonst unbedingt im Inlande zu bleiben haben. Von diesem Kriterium dann bis zu einer kritischen Betrachtung unserer Goldwechsel ist der Schritt genau so klein oder so groß, als unsere leitenden Staatsmänner Schwäche oder Geschicklichkeit zeigen.

* * *

Gegen die russische Flottenvermehrung, gewiß unter tiefem Bedauern der englischen Schiffsbauer, häuft sich die Opposition. Nunmehr ist auch Graf Witte auf den Plan getreten; er, der als Minister keine Opposition des Reichsrats dulden mochte, jetzt aber selbst als Mitglied des Reichsrats von seinen Befugnissen den weitgehendsten Gebrauch macht. Inwiefern der Genannte noch jemals Aussicht auf eine amtliche Stellung hat, hängt ganz von der Haltung des Zaren ab, der authentischermaßen die bedrückende Persönlichkeit Wittes seinerzeit nicht länger ertragen konnte. Auch ein anderer Zar aus der Reihe dieser Großfürsten, die einmütig jeden Fortschritt, also auch den wirtschaftlichen, verdammen, würde schwerlich an eine Wiederberufung Wittes denken. Dennoch ist dieser Mann sichtlich höchst einflußreich, und selbst während seines längeren Aufenthaltes im Auslande können seine intimen und wichtigen Verbindungen mit seinem Heimatslande beobachtet werden. Aus diesem Grunde kann es für den Stand der russischen Finanzen immerhin günstig sein, daß eine so wirksame Persönlichkeit, die außerdem noch enge Fühlung mit dem Pariser Markt hat, gegen ein weiteres Schuldenmachen energisch auftritt.

* * *

In Rumänien wird jetzt die Reform des Budget-Gesetzes betrieben. Nur ist der Plan des Finanzministers nicht recht klar, auf welche Weise er dazu gelangen will, die Ziffern des Voranschlages der nachträglichen Wirklichkeit besser entsprechen zu lassen. Einigermaßen mag dies geschehen, indem man bisherige „außerordentliche" Ausgaben als „ordentliche" sogleich einstellt. Indessen ist bekanntlich Rumänien ein Ackerbau treibendes Land. Alles hängt dort von der Ernte ab und in-

folgedessen sind die Steuereingänge sehr oft von Zwischenfällen unterbrochen, gegen die auch der geschickteste Finanzminister nichts ausrichten kann. Übrigens ist es merkwürdig, daß die Diskontogesellschaft als Hauptfinanzier Rumäniens nicht schon lange dafür gesorgt hat, daß das Staatsbudget auch die 39 Sonderbudgets umfaßt, bisher fehlten darin sogar die Eisenbahnen. Die Diskontogesellschaft hat die Entwicklung des Landes durch schwere Jahre mit Ausdauer begleitet, und sie hat sogar den Pariser Rothschild, der seinerzeit aus dem Konsortium treten wollte, zu einem Weiterverbleiben vermocht. Sie brachte nämlich das Kunststück fertig, einen Mann, der sich sonst nur schwer täuschen ließ, davon zu überzeugen, daß alle die Nachrichten über Judenverfolgungen in Rumänien auf Unwahrheit beruhen sollten.

* * *

In der Reichstagssitzung vom 7. April erklärte der Nationalliberale Dr. Weber, daß kein Direktor oder Mitglied des Aufsichtsrates einer Aktiengesellschaft sich auch nur im geringsten dadurch beeinflussen lasse, ob der Kurs seines Unternehmens an der Berliner Börse 10 % höher oder niederer steht. Diese Behauptung ist einfach vom grünen Tisch aus gemacht. Denn abgesehen davon, daß z. B. in allen Bankenkabinetten starke Kursrückgänge der eigenen Aktien von jeher aufs äußerste beachtet werden, haben vor allem doch Industriegesellschaften an ihrer Kursbewertung ein Interesse. Ein mittleres Fabrikunternehmen, dessen Aktien schlecht stehen, ist durchaus nicht in der Lage, mit anderen Konkurrenzen, deren Aktien wesentlich höher notiert sind, in bezug auf Aufträge mit zu werben. Gerade der Verbraucher beurteilt die Leistungsfähigkeit einer Fabrik nach ihrem finanziellen Stande, der sich ja scheinbar immer im Kurse ausdrückt. Kommen doch auch oft Garantien in Betracht, deren Gesamtsumme schon einen Faktor in der Bilanzierung mancher Gesellschaft bildet. Am schärfsten fällt wohl aber, und dies bei allen Gesellschaften ohne Ausnahme, der Kursstand ins Gewicht, sobald es sich um die Dividendenbemessung handelt. Denn da die Kurse zum Teil auch von der Gesamtströmung des Marktes abhängen, so wird man gewöhnlich bei einem allgemeinen niederen Kursniveau auch dementsprechend die Dividende reduzieren, die man sonst wohl höher verteilt.

---

## Die deutsche Hochseefischerei.

Von C. Lund.

Die Hochseefischerei zählt zu den jüngsten Zweigen der Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Sieht man vom Herings- und Walfang ab, so lassen sich ihre Anfänge kaum weiter als einige Jahrzehnte zurückverfolgen. Bis zu Anfang der 80er Jahre des verflossenen Jahrhunderts wurden in der Nordseefischerei ausschließlich Segelfahrzeuge verwendet, deren Heimat überwiegend an der Unterelbe, in zweiter Linie im Gebiet der Unterweser und Ems, sowie der friesischen Inseln zu suchen war. Da es selbst in den größten Städten an Einrichtungen für den Frischfischversand vollständig fehlte, mußten die Fänge entweder unter der Küstenbevölkerung zum Absatz gebracht oder durch Räuchern, Pökeln usw. in Dauerware umgewandelt werden, wodurch der Ausdehnung der Seefischerei Schranken gezogen waren, deren Hinwegräumung erst durch Ausgestaltung der Verkehrsmittel und -wege erstrebt und allmählich erreicht werden konnte. Von entscheidender Bedeutung in dieser Hinsicht wurde die im Jahre 1885 erfolgte Gründung des Deutschen Seefischerei-Vereins, welcher nicht nur in Wort und Schrift für die stetige Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in bezug auf die Versorgung des Inlandes mit Seefischen energisch eintrat, sondern auch die Unternehmungen tatkräftiger Männer zwecks Ausdehnung der Seefischerei eifrig förderte. Zu diesen Männern gehörte vor allen der in Geestemünde ansässige Fischhändler Busse, der es trotz der auf diesem Gebiete noch mangelnden Erfahrung als erster wagte, in der Seefischerei vom Segel- zum Dampfbetriebe überzugehen und im Jahre 1884 den Steamer „Sagitta“ auf den Fang zu entsenden. Das Vorgehen Busses wurde allgemein als Wagnis angesehen, zumal es auch in England an Erfahrungen

in bezug auf die Rentabilität der Dampffischerei noch mangelte, wogegen es sowohl jenseits als diesseits des Kanals nicht an gewichtigen Stimmen fehlte, die sich gegen jede weitere Ausdehnung solcher kostspieligen Versuche glaubten aussprechen zu müssen. Allein die Erfolge der „Sagitta“ waren überraschend, denn das von der Jahreszeit und jeweiligen Witterung ziemlich unabhängige Fahrzeug vermochte nicht nur weit entlegene, jedoch ergiebigere Fanggründe aufzusuchen, sondern konnte sich anderer Fanggeschirre bedienen, deren Aufhievung ohne Hilfe einer Dampfwinde nicht möglich gewesen wäre.

Dennoch vergingen drei Jahre, bevor Busses Vorgehen Nachahmer fand und die Einstellung von vier weiteren Fischdampfern erfolgte. Unter diesen befand sich auch ein neues Fahrzeug Busses, das dem Vorsitzenden des Deutschen Seefischerei-Vereins zu Ehren den Namen „Präsident Herwig“ empfing, als erstes die deutsche Flagge in die isländischen Gewässer trug und infolge seiner außerordentlich reichen Fänge der deutschen Hochseefischerei den Impuls zu raschem Aufschwunge gab. Seitdem begann die Gründung von Hochseefischerei-Gesellschaften, deren jüngste und zugleich kapitalkräftigste die zu Anfang d. J. eröffnete Hamburg-Cuxhavener Hochseefischerei-Gesellschaft ist, und die Zahl der Fahrzeuge unter deutscher Flagge nahm rasch und stetig zu. 1886 zählte man 1, 1896 bereits 88, 1906 aber 220 deutsche Fischdampfer, von denen die Mehrzahl auf das Weser- und Emsgebiet entfiel. Gegenwärtig beläuft sich ihre Zahl auf ca. 250 mit einer Besatzung von mehr als 3000 Seelen, was in erster Linie auf die wachsende Beteiligung des Elbgebietes zurückzuführen ist. Einen analogen Aufschwung nahm auch die Heringsfischerei auf hoher See, da die Zahl der in ihr beschäftigten Logger ohne und mit Motorenbetrieb von 15 im Jahre 1886 auf ca. 210 im Jahre 1907 anwuchs, während die Zahl der Gesellschaften von 1 auf 10 stieg.

Selbstverständlich wäre diese Ausdehnung der Hochseefischerei nicht durchführbar gewesen, wenn nicht die Umgestaltung der Verkehrsmittel mit ihr gleichen Schritt gehalten, und die Regierungen von Preußen, Oldenburg und den Hansestädten sich zur kräftigen Förderung der Angelegenheit entschlossen hätten. So entstanden die mit modernen Verkehrsanlagen ausgestatteten Fischmärkte von Geestemünde, Nordenham, Altona, Hamburg und Cuxhaven, die für die Versorgung des Inlandes mit Frischfischen von der größten Bedeutung sind.

Die Fischdampfer führen als Fanggeschirre Grundschleppnetze von ca. 30 Meter Länge, die durch eisenbeschlagene Bretter aus Eichenholz (Scherbretter) im Wasser geführt und fanggerecht gespannt werden. Der untere Netzrand, ein dickes Tau, tritt gegen den oberen etwas zurück, wodurch den vom Grunde aufgeschreckten Fischen das Hinwegschnellen über die ca. $1^3/_4$ Meter hohe Netzöffnung meistens unmöglich gemacht wird. Die von den Scherbrettern ausgehenden Ketten führen zu Drahtseilen von mehreren hundert Faden Länge, die über Leitrollen zu der auf dem Deck stehenden Dampfwinde führen. Der hintere Teil des Netzes, den die Fischer „Steert“ nennen, ist ein ziemlich engmaschiger Beutel, welcher unten durch ein Ringseil geschlossen wird. Natürlich besitzt jeder Dampfer mehrere Netze, mindestens aber eins an jeder Bordseite, sodaß beliebig über Steuer- und Backbord gefischt werden kann. Schernetze können nur da zur Verwendung gelangen, wo der Meeresboden verhältnismäßig eben und von großen Steinen frei ist. Da diese Voraussetzungen für den größten Teil der Ostsee nicht zutreffen, so verbietet sich der Gebrauch des Schernetzes für dieses Gewässer von selbst. Doch würde die relative Fischarmut der Ostsee auch ohnehin den Großfischereibetrieb kaum rentabel gestalten können.

Die älteren und kleineren Fischdampfer gehen selten über die Nordsee hinaus; die modernen größeren aber suchen auch die skandinavischen, isländischen und marokkanischen Gewässer auf, deren ergiebigste Gründe den Kapitänen natürlich bekannt sein müssen. In jedem Falle haben sie sich vor einer zu großen Annäherung an fremde Küsten zu hüten, da innerhalb der drei Meilen-Zone laut internationaler Vereinbarung das Fischereirecht einzig den betreffenden Staaten zusteht. Überschreitet ein Fahrzeug diese Grenze, so läuft es Gefahr, von den zur Überwachung der Fischerei in Dienst gestellten Kriegsschiffen aufgebracht und beschlagnahmt zu werden.

Die besten Fanggründe der Nordsee sind vom

Weser- und Elbgebiet aus meistens in einer 1—2-tägigen Fahrt zu erreichen, diejenigen der isländischen oder marokkanischen See erfordern natürlich eine längere Reisedauer und einen weit höheren Kohlenverbrauch; doch werden die höheren Unkosten durch die größere Ergiebigkeit der Schleppzüge und die damit zusammenhängende Abkürzung der Fangzeit zum Teil wieder ausgeglichen. Die durchschnittliche Dauer der Fangreisen läßt sich auf zehn bis zwölf Tage normieren. Da die Führer der Fischdampfer außer ihrer festen Heuer meistens noch einen bestimmten Prozentsatz aus dem Bruttoerlös der Fänge erhalten, haben sie erklärlicherweise ein Interesse daran, die Zeit aufs genaueste auszunutzen. Sobald daher der Fangplatz erreicht ist, wird sofort mit dem Fischen begonnen. Während der Kapitän vom Ruderhause aus die Bewegung des Schiffes regelt, überwacht der Steuer- oder Bestmann das Aussetzen des Netzes, an welcher Arbeit sich die gesamte Mannschaft außer dem Maschinenpersonal zu beteiligen hat. Sobald die letzten Netzfalten in der See verschwunden sind, geht es mit voller Kraft vorwärts, bis sich die Trossen zu strecken beginnen. Infolge des Wasserdruckes scheren die Führungsbretter des auf dem Grunde ruhenden Netzes in schräger Richtung auseinander, bis das Fanggeschirr völlig gespannt ist und in beträchtlicher Entfernung und oft bedeutender Tiefe hinter dem Schiffe herschleift. Nunmehr wird die Fahrgeschwindigkeit ermäßigt und ein bestimmter Kurs eingehalten.

Unter normalen Verhältnissen dauert eine Schleppfahrt etwa 7 Stunden; muß sie früher abgebrochen werden, so ist meistens stürmisches Wetter oder eine Netzhavarie die Ursache. Eine besondere Gefahr für die Fanggeschirre bilden die im Sande eingebetteten Trümmer untergegangener Schiffe, deren Lage auch die beste Seekarte nicht immer verzeichnen kann. Ist ein Netz festgeraten, so bedarf es oft der verschiedensten Rudermanöver, um es wieder zu lösen. Mehrfache Netzverluste desselben Schiffes machen den Betrieb für längere Zeit unrentabel und führen nicht selten zur Ablohnung des Schiffers.

Das Einholen des Netzes erfolgt durch die Dampfwinde; sobald jedoch die Scherbretter an der Bordwand auftauchen, muß die Maschinenkraft durch Menschenkraft ersetzt werden. Dann müssen alle Mann an Deck und zugreifen. Mit Seestiefeln und Schurzfellen ausgerüstet, die Ärmel aufgestreift, so beugen sich die wetterharten Fischer über die Bordwand, daß sich das Schiff unter ihrer und des Netzes Last neigt. Mit Fäusten und Zähnen wird das Garn gepackt, gezerrt, gehoben. Zoll um Zoll steigt es über die Bordwand, bis nur noch der Steert in der See liegt. Schon platzen über der Stelle, wo er erscheinen muß, zahllose Luftblasen als Zeichen eines reichen Fanges. Nun wird ein Tau um die letzte Netzpartie geschlungen, das über einen am Maste befindlichen Flaschenzug zur Dampfwinde geleitet wird. Letztere schlägt an und — einer riesigen Birne vergleichbar entringt sich der gefüllte Steert der See, in welche die Wasserstrahlen zischend zurückfließen. Wenige Augenblicke später schwebt der Steert über dem Deck, wo bereits Verschläge zur Aufnahme des Netzinhaltes hergerichtet sind. Ein Matrose beugt sich vor, löst mit kundigem Griff das Ringseil — und der Inhalt stürzt klatschend und polternd in den Verschlag, eine springende, schnappende, zuckende — sterbende Welt.

Ist das Netz unbeschädigt geblieben, so wird es nach der Entleerung sofort wieder zu Wasser gelassen und die Schleppfahrt fortgesetzt. Sodann geht es ans Sortieren und Schlachten des Fanges. Die Mehrzahl der gefangenen Fische pflegt aus Kabeljauen, Schell- und Plattfischen zu bestehen, doch auch Knurrhähne, Petermännchen, Hornhechte, Catfische, Rochen und andere Arten finden sich dazwischen. Was zum Konsum ungeeignet erscheint, wird für die Guanofabriken aufgehoben. Die sortierten, geschlachteten und ausgenommenen Fische werden korbweise dem Strahl der Maschinenpumpe ausgesetzt und in wenigen Augenblicken so sauber gespült, daß sie aussehen, als ob sie direkt aus der See entnommen wären. Dann gelangen sie lagenweise im Wechsel mit Eisschichten in den Laderäumen zur Verstauung. Die Lebern der Kabeljaue (Dorsche) werden von der Mannschaft sorgsam in Tonnen gesammelt, um an die Lebertranfabrikanten verkauft zu werden. Der Erlös aus diesem Abfallartikel gehört nach altem Herkommen der Besatzung und stellt sich nach einer Reihe glücklicher Fänge oft so hoch, daß die

einzelnen Leute auf einen Zuschlag von 30—40 M. pro Monat zu ihrer Heuer rechnen können. —

Nach der Statistik des Deutschen Seefischerei-Vereins wurden an frischen Fischen an den Nordseemärkten angelandet

| | | | |
|---|---|---|---|
| im Jahre 1888 | etwa | 5 | Millionen Pfund |
| „ 1896 | „ | 60 | „ „ |
| „ 1906 | „ | 120 | „ „ |

worin allerdings die Zufuhren an Heringen und per Bahn aus Jütland nicht einbegriffen waren. Im Jahre 1907 stellte sich der Verbrauch an Seefischen im Deutschen Reiche auf 455 Millionen Kilogramm, von denen 214 Millionen Kilo frische, die andern geräucherte usw. waren. Von dieser Quantität lieferte die deutsche Seefischerei 136 Millionen Kilo, während rund 319 Millionen Kilo vom Auslande (Skandinavien, Jütland, Großbritannien) bezogen wurden. Daraus ist ersichtlich, daß die deutsche Seefischerei noch nicht annähernd in der Lage ist, den Bedarf des heimischen Marktes zu decken, und daß wir noch ungeheure Summen an das Ausland für Fische zahlen, die sozusagen vor unseren Türen in der Nordsee und deren Nebenteilen, im Skagerrack, dem Kattegat und der Ostsee gefangen werden. Demnach ist unsere deutsche Hochseefischerei trotz ihrer erfreulichen Entwicklung immer noch einer viel größeren Ausdehnung fähig, ja sie muß auf eine solche gebracht werden, wenn sie als Zweig der Volkswirtschaft das erreichen soll, wozu sie berufen scheint: den breitesten Schichten der Bevölkerung eine gesunde, kräftige und doch billige Nahrung zuzuführen.

Man darf nicht einwenden, daß bei der kolossalen Ausdehnung, welche die Seefischerei der nordeuropäischen Staaten z. Z. angenommen hat, in absehbarer Zeit eine Überfischung unserer wichtigsten Meere eintreten müsse. Nach den Ergebnissen der seit 1902 durchgeführten internationalen Meeresforschung ist selbst für die Nordsee eine Überfischung vorläufig nicht zu befürchten. Wenn auch die Durchschnittsgröße der gefangenen Fische gegen früher im allgemeinen zurückgegangen sein mag, so ist die Zahl der Fische doch immer noch im Steigen begriffen. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß gerade die schlimmsten Raubfische, die Kabeljaue, Leng- und Blaufische einen Hauptbestandteil aller Fänge ausmachen, und daß deren Ausmerzung ungezählten Friedfischen ein längeres Leben und eine wiederholte Fortpflanzungstätigkeit sichert. Die Eier und die Larvenformen unserer wichtigsten Friedfische aber, als der Schollen, Zungen, Flundern, Schellfische usw. finden sich ausschließlich in den oberen Schichten der hohen See, woselbst sie durch die heute allgemein übliche Grundschleppnetz-Fischerei in ihrer Entwicklung so gut wie gar nicht gestört werden.

---

## Die englische Flotte in Gegenwart und Zukunft.

Von Rittmeister von Witzleben.

Insbesondere die englische Presse beschäftigt sich noch immer mit den eigenen Flottenplänen und sucht an der Hand der jüngsten Ausführungen Balfours und Asquiths im Unterhause über den englischen und deutschen Flottenbau den Nachweis zu erbringen, das England in einigen Jahren der deutschen Kriegsmarine gegenüber ins Hintertreffen geraten werde, wenn es nicht seine Rüstungen zur See mit größerer Beschleunigung fortsetze. Da nun aber die Angaben der beiden englischen Staatsmänner über das Anwachsen der deutschen und britischen Flotte den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, durch sie auch das Bild des Kriegsschiffbaues in England und seiner Tendenzen völlig verschleiert und wesentlich verschoben wird, erscheint eine einwandfreie kurze Darstellung über die maritimen Streitkräfte Großbritanniens von aktuellstem Interesse. Hierbei ist in den Vordergrund zu stellen, das die englische Regierung trotz aller Abrüstungs- und Friedensbeteuerungen gar nicht daran denkt, den Grundsatz des „two power standard“ aus der Hand zu geben, sondern ihn im Gegenteil noch immer weiter ausdehnen wird, ohne sich vor der Öffentlichkeit dazu zu bekennen. Das ist in unzweideutigster Form schon nach dem Ergebnis der Haager Friedenskonferenz im Herbst v. J. in die Erscheinung getreten. Denn kaum hatten diese Beratungen ihr Ende gefunden, da trat die englische Admiralität mit dem Beschluß hervor,

noch das dritte der im Marine-Haushalt von 1907/08 neugeforderten 3 Linienschiffe in Bau zu geben. Bei den Beratungen im Parlament über diesen Etat war ausgesprochen worden, daß das Schicksal dieses dritten Linienschiffes von dem britischen Abrüstungsvorschlag, der im Haag gemacht werden sollte, abhängig zu machen sei. In Wirklichkeit aber hatten Regierung und Volksvertreter wohl von vornherein auch mit diesem Schiff gerechnet. Denn nur so erklärt es sich, daß der Baubeginn der beiden im vorigen Frühjahr fest bewilligten Schiffe bis jetzt hinausgeschoben worden ist. Man will die 3 Schiffe zusammen bauen, um einheitlich bauen zu können und bei allen dreien die jüngsten Erfahrungen auszunutzen. Die Schiffe sollen einen verbesserten „Dreadnought"-Typ darstellen und dessen Maße übertreffen. Über die schwere Armierung gehen die Angaben noch auseinander. Während die einen wissen wollen, daß, trotz aller Dementis, die Aufstellung neuer Geschütze von 34,3 cm Kaliber beabsichtigt sei, melden andere Nachrichten, daß für die schweren Geschütze der neuen Schiffe das bisherige Kaliber von 30,5 cm beibehalten, und nur ihre Rohrlängen von 45 auf 50 Kal. erhöht werde. „St. Vincent", „Collingwood" und „Rodney", von denen die erste am 30. Dezember v. J. in Portsmouth begonnen wurde, die zweite am 3. Februar d. J. in Devonport in Angriff genommen ist und „Rodney" auf einer Privatwerft bald folgen wird, sollen danach ein Deplacement von 20 900 t („Dreadnought" 19 500 t) erhalten, eine Länge von 152,4 m und eine Breite von 25,6 m haben und mit 10 30,5 cm L/50 Geschützen und 20 10,2 cm Geschützen bestückt werden. Mit der Fertigstellung dieser 3 Schiffe wird für das Jahr 1910 gerechnet. Außer diesen Linienschiffen sind im vorjährigen Marineetat noch ein schneller, ungepanzerter Kreuzer, 5 Hochseetorpedobootszerstörer, 12 Torpedoboote I. Kl. und 12 Unterseeboote gefordert worden; es ist also nahezu das gleiche Programm aufgestellt gewesen, wie es im Jahre 1906 vorlag.

Die Zahl der im Jahre 1907 zur Ablieferung gelangten Schiffe ist nicht groß und steht in dieser Hinsicht hinter dem vorhergehenden Jahre zurück. Erstmalig in Dienst gestellt wurden das Linienschiff „Dreadnought", die Panzerkreuzer „Warrior", „Achilles", „Natal" und „Cochrane", 8 Unterseeboote vom „C"-Typ und das Werkstattschiff „Cyclops". Zahlreich sind dagegen die Stapelläufe großer Schiffe gewesen, denn die 3 Linienschiffe der „Temeraire"-Klasse und 4 Panzerkreuzer, darunter 3 von der vielbesprochenen „Invincible"-Klasse (17 527 t), wurden zu Wasser gelassen. Es wird von Interesse sein, ob sich die Erwartungen der Admiralität bestätigen, daß diese 7 Schiffe, dazu noch die Schlachtschiffe „Lord Nelson" und „Agamemnon", die 1906 von Stapel liefen, und die Panzerkreuzer „Shannon" und „Defence" bereits Ende dieses Jahres in die Front treten können. Dadurch würde die englische Flotte bereits im Jahre 1908 einen Zuwachs von 5 Linienschiffen und 6 Panzerkreuzern erhalten, während bei uns in diesem Jahre kein einziges Schlachtschiff und nur ein Panzerkreuzer abgeliefert sein wird.

Daß aber auch in den folgenden Jahren von einer Einschränkung der englischen Flottenausrüstungen keine Rede sein kann, geht aus dem jetzt vorliegenden Marinebudget für das Etatsjahr 1908/09 ohne weiteres hervor; weist es doch eine Steigerung von 31 419 000 Pfund Sterling auf 32 319 500 Pfund auf. Verhältnismäßig klein ist allerdings die Zahl der Schiffe, die im neuen Rechnungsjahr auf Stapel gelegt werden sollen; nämlich an großen Schiffen nur zwei (ein Schlachtschiff vom verbesserten „Dreadnought"-Typ und ein Panzerkreuzer). Diese geringe Zahl hat aber wohl ihren Grund darin, daß die Regierung immer noch mit Streiks unter den Werftarbeitern rechnen muß, wodurch alle Arbeit liegen bleiben würde, und daß auf der andern Seite die Bauhöfe noch genug mit den Aufträgen der beiden letzten Etatsperioden zu tun haben. Außerdem ist von amtlicher englischer Seite bereits erklärt worden, daß im Etatsjahr 1909 dann wieder verstärkte Flottenneubauaufträge — es ist vor allen Dingen von 4 Linienschiffen die Rede — in Frage stehen. Auch wird wohl die Vermutung richtig sein, daß weitere Konstruktionsneuerungen bei den Schiffen, über die gegenwärtig noch nicht endgültig entschieden ist, mit ein Grund für die verhältnismäßig bescheidenen Forderungen der nächsten Etatsjahre sind.

Groß dagegen ist die Zahl der neugeforderten schnellen und geschützten kleinen Kreuzer, nämlich sechs. Vielleicht ist diese Forderung eine Konzession an die, namentlich unter den höheren englischen Seeoffizieren zahlreich vertretenen Gegner der heutigen Richtung im Flottenbau gegen nur große Schiffe. Sie vertreten die Ansicht, daß die britische Flotte mit Schiffen großen Typs zahlreich genug ausgestattet sei, daß es ihr dagegen an anderen Fahrzeugen, namentlich den kleinen Kreuzern, die den Aufklärungsdienst zu besorgen haben, sehr fehle. Auf den weiteren Ausbau der Torpedobootsflottillen wird nach wie vor das größte Gewicht gelegt; es sollen nicht weniger als 16 Zerstörer auf Stapel gelegt werden, obgleich die englischen Flottenlisten gerade von diesen Schiffen eine recht erhebliche Menge aufweisen. Ganz besonders aber soll nach dem neuen Etat der Bau der Unterseeboote gefördert werden, für die die hohe Summe von einer halben Million Pfund Sterling eingestellt sind. Wieviel solcher Boote, oder welche Typen u. dgl. für diese Summe gebaut werden sollen, besagt weder der Voranschlag noch die demselben beigefügte Denkschrift. Die Engländer halten eben die Unterseebootswaffe für ein so wichtiges Kriegswerkzeug, daß sie gerade diese Bauten und alle Maßnahmen, die damit im Zusammenhang stehen, so geheim wie nur denkbar halten. Soviel steht aber fest, daß die englische Admiralität bis jetzt nur reine Unterseeboote gebaut hat, mit der Bestimmung, daß sie, an Stelle der Minen- und Torpedoverteidigung, den Küsten- und Hafenschutz übernehmen sollen. In ganz systematischer Weise sind daher Unterseebootsdepots in Portsmouth, Devonport und Medway eingerichtet worden, die sämtlich dem Inspector of submarine boats in Portsmouth unterstehen und aus einer Anzahl Depotschiffe und, je nach der Wichtigkeit der Station, aus 5—10 Unterseebooten zusammengesetzt sind. Es steht ferner fest, daß die englische Flotte heute bereits über 40 fertige Unterseeboote verfügt, während noch 18 gegenwärtig im Bau sind.

Alles in allem betrachtet ergeben unsere kurzen Ausführungen über den gegenwärtigen Stand und die Weiterentwickelung der englischen Flotte hinsichtlich der großen Schiffe die Tatsache, daß dort Ende 1911 im ganzen mindestens 10 neue Schlachtschiffe, und zwar 8 vom „Dreadnought"- und 2 vom „Lord-Nelson"-Typ, dazu 4 Panzerkreuzer vom „Invincible"-Typ vorhanden sein werden. Diese Zahl kann aber möglicherweise zu demselben Zeitpunkt noch um weitere 4 Schlachtschiffe aus dem voraussichtlichen Programm des Etatsjahres 1909/10, das wir vorhin erwähnten, verstärkt werden, da die Baufristen von Linienschiffen in England schon bis auf 30 Monate verkürzt gewesen sind. Demgegenüber ist daran festzuhalten, daß bei einer Bauzeit von rund 4 Jahren, wie sie für unsere großen Schiffe vorläufig noch als Norm anzusehen ist, die deutsche Flotte im November 1911 nicht, wie die britischen Staatsmänner Balfour und Asquith angegeben haben, über 13 Schiffe der „Dreadnought"-Klasse, sondern nur über 7 große Schlachtschiffe („Ersatz Bayern", „Sachsen", „Baden", „Württemberg", „Oldenburg", „Siegfried", „Beowulf") und über 2 Panzerkreuzer („F" und „G"), die möglicherweise dem englischen „Invincible"-Typ gleichkommen werden, verfügen wird.

Das Bild von der Machtentwickelung Englands zur See ist aber kein vollständiges, wenn wir nicht noch am Schluß der wesentlichsten Neuerung, die die englische Flotte neuerdings durchgeführt hat, der Neuverteilung der Geschwader, kurz Erwähnung tun. Ihre Zweckmäßigkeit wird sich in vollem Umfange erst im Laufe dieses Jahres zeigen können, da im Vorjahre an den ersten Bestimmungen häufig Änderungen vorgenommen werden mußten, die veranlaßt wurden teils durch die Einstellung inzwischen fertig gewordener Schiffe, teils durch Erfahrungen, die im Verlaufe von Übungen gesammelt wurden. Gegenwärtig werden unterschieden: die Kanalflotte, die sich aus 14 Linienschiffen und dem I. Kreuzergeschwader mit 4 Panzerkreuzern zusammensetzt, dann die Atlantische Flotte mit 6 Linienschiffen und dem II. Kreuzergeschwader, mit 4 Panzerkreuzern, ferner die Mittelmeerflotte mit 6 Linienschiffen und dem III. und IV. Kreuzergeschwader mit 4 resp. 3 Panzerkreuzern und 3 geschützten Kreuzern und endlich die Heimatflotte. Sie bildet den wesentlichsten Teil der

ganzen Neuorganisation und setzt sich zusammen aus 3 Divisionen (die Nore- Portsmouth- und Devonport-Division) von Linienschiffen mit zusammen 18 Schiffen und dem V. Panzerkreuzergeschwader, ferner aus den 3 Reserve-Torpedobootsflottillen der 3 großen Kriegshäfen sowie aus den in den Häfen von Portsmouth und Devonport gebildeten „Special Service Vessels Divisions"; dazu gehören heute 13 ältere Linienschiffe mit vermindertem Mannschaftsstande, die im Kriegsfall schon 4 Tage nach erfolgtem Mobilmachungsbefehl verwendungsbereit sein sollen. Der Zweck dieser Organisation ist, möglichst schnelle Bereitschaft nach allen Richtungen, insbesondere natürlich nach den Gewässern der Nordsee. Sind dementsprechend heute bereits die 3 großen Kriegshäfen Portsmouth, Devonport und Medway eingerichtet, so wird die Bereitschaft noch eine weitere Stärkung erfahren, wenn erst der neue, jetzt noch im Bau begriffene Kriegshafen Rosyth ausgerüstet sein wird.

---

## Briefe der Markgräfin von Bayreuth.

Von H. Landsberg.

Das ungünstige Urteil, das die Mehrzahl der deutschen Historiker über Wilhelmine von Bayreuth fällten, fußt im wesentlichen auf den historisch keineswegs einwandsfreien „Memoiren" der Markgräfin, die 1810, ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode, zugleich in französischer und deutscher Sprache erschienen. Sie reichen nur bis in das Jahr 1742 und bilden keine reine historische Quelle. Psychologisch genommen erscheint sie als eine stark nervöse, vielleicht sogar hysterische Frau, die, mit lebhafter Phantasie begabt, ihrer Umgebung am preußischen Hofe nichts weniger als objektiv gegenüberstand. Nachdem bereits Ranke in den „Abhandlungen der Berliner Akademie" (1849) seine lebhaften Zweifel an der Glaubwürdigkeit der „Memoiren" geäußert hatte, konnte man aus der zum erstenmal gedruckten Korrespondenz zwischen Friedrich und Wilhelmine, die 1856 in einer Neuausgabe der Werke des Philosophen von Sanssouci erschien, die merkwürdige Feststellung machen, daß die Originale der Briefe in den „Memoiren" eine weitgehende Veränderung erfahren hatten. In der erwähnten Korrespondenz ist nun Friedrich, der bei weitem kargere Schreiber, mit 302, Wilhelmine dagegen nur mit 45 Briefen vertreten, wozu sich später in der „Politischen Korrespondenz Friedrich des Großen" noch 127 Briefe des Königs und 15 Brieffragmente der Schwester hinzugesellten.

Die nachstehend wiedergegebenen Briefe aus den letzten Lebensjahren der Markgräfin (1756 bis 1758) entstammen einer sehr entlegenen, nur als Privatdruck veröffentlichten englischen Publikation, die zugleich das Tagebuch ihrer „Italienischen Reise" enthält.*)

Bevor wir Auszüge aus diesen Briefen wiedergeben, erscheint ein kurzer Rückblick auf die bisherigen Lebensschicksale der Schreiberin am Platz. Als das Projekt der englischen Doppelheirat der beiden preußischen Königskinder, für das die welfische Mutter, Sophie Dorothea, so energisch eintrat, endgültig gescheitert war, beschloß der König, reinen Tisch zu machen. Gereizt durch den tragischen Fluchtversuch des Kronprinzen, sieht er in der schleunigen Vermählung Wilhelmines das einzige Mittel, „allen englischen Wind aus seinem Hause zu extrahieren". Als Heiratskandidaten stehen zuerst der Herzog von Weißenfels und der Markgraf von Schwedt auf dem Plane, nachdem man einmal die altpreußische Tradition der Territorialpolitik und Arrondierung aufgenommen hat. Dann tritt der Erbprinz Friedrich von Bayreuth in den Vordergrund. Gezwungen und ohne eine Spur von Zuneigung reicht ihm Wilhelmine 1731 die Hand zum Bunde. Man gewährt dem Kronprinzen die Gnade, aus der Küstriner Gefangenschaft zur Hochzeit seiner Lieblingsschwester nach Berlin kommen zu dürfen. Die ersten Ehejahre sind, was uns heute kaum glaublich erscheint, von schweren materiellen Sorgen beschattet. Die Bayreuther sind arm wie die Kirchenmäuse und leben halb von einer kaiser-

*) Unpublished Journal „Voyage d'Italie" and Sixty unpublished Letters of the Margravin of Bayreuth to Frederic the Great. In: Thougts for enthusiasts at Bayreuth. London 1891 (Privatdruck für Mrs. Burrell).

lichen Pension, halb von dem kärglichen Gehalt, den Friedrich Wilhelms Schwiegersohn als Pasewalker Dragoner-Oberst bezieht. Kein Wunder, daß der Kronprinz, der zur selben Zeit in Ruppin tagaus tagein Soldaten exerzieren muß, der Schwester von Herzen wünscht, daß der „beau-père bald heimzugehen geruhe." Er zweifelt auch nicht, daß der regierende Markgraf, ein übler Schürzenjäger, diesen Wunsch erfüllen würde „wenn der Herr Schwiegervater nur die Gewißheit habe, daß man im Himmel schnäpsle". 1735 stirbt der alte Markgraf. Wenn jetzt wenigstens äußerlich die drückenden Verhältnisse eine Besserung erfuhren, so war der Bayreuther Hof doch ganz dazu angetan, die junge Fürstin aufs schwerste zu enttäuschen. Ihr Gatte fand bald sein Glück in allerhand Liebesaffären, während sie selbst den vergeblichen Versuch machte, sich in der Bayreuther Eremitage ein Milieu zu schaffen, das ihren geistigen Bedürfnissen auch nur einigermaßen entsprach. Kurze Reisen nach Potsdam und eine Italienfahrt im Winter 1754 auf 55 bildeten die einzigen Lichtpunkte in diesem trüben Dasein. Kein Wunder, daß sich alle Gedanken der leidenden und enttäuschten Markgräfin auf den geliebten Bruder konzentrierten. Im Herbst 1743 kommt Friedrich in Begleitung Voltaires, mit dem die Markgräfin später in angeregter Korrespondenz gestanden hat, nach Bayreuth. Friedrich war in diplomatischer Mission gekommen, aber es war dem Markgrafen unmöglich, auf seine Seite zu treten. Als zwei Jahre später Maria Theresia in Bayreuth einen Besuch abstattet, verstärkt sich der Verdacht und Mißmut Friedrichs gegen Schwager und Schwester. Volle drei Jahre hindurch währt dieses Zerwürfnis, bis es im Herbst 1747 in Berlin zu einer befreienden Aussprache zwischen Bruder und Schwester kommt.

Etwa ein Jahrzehnt später, während des siebenjährigen Krieges, hat dann die Markgräfin dem Bruder, im kleinen Maßstabe freilich, wertvolle politische Dienste geleistet. Es ist ihr vor allem gelungen, die für Friedrich wertvolle Neutralität Bayreuths zu erwirken. Auch bei den Friedensversuchen hat sie ihre Hand mit im Spiele gehabt.

Man weiß, daß erst fünf Jahre nach dem Tode der Markgräfin, der am Tage von Hochkirch, am 14. Oktober 1758, erfolgte, der Friede endlich zustande gekommen ist. Wenige Wochen vor ihrem Tode hatte die schwerkranke Frau dem Bruder geschrieben: „Ich trage mein Schicksal mit Fassung. Ich werde zufrieden leben und sterben, wenn nur du glücklich bist. Das Herz sagt mir, daß der Himmel noch Wunder für dich tun wird. Deine Feinde stehen am Rande des Abgrundes."

* * *

Hier sei nun eine Reihe von Briefen der Markgräfin an ihren Bruder und König mitgeteilt. Sie erscheinen ganz geschaffen, den oft peinlichen Eindruck ihrer „Memoiren" zu verwischen und ein lauteres Bild der Schwester, die nichts kennt als den Ruhm und die Ehre des Bruders, zu geben:

Bayreuth, 26. Juni 1756.

Mein geliebter Bruder.

Ich hatte die Ehre Ihren teuren Brief durch den Courier zu empfangen. Obgleich ich zum Teil die mir hierin mitgeteilten Nachrichten vorausgesehen hatte, so hat mich doch die Bestätigung aller Befürchtungen wie ein Blitz getroffen. Gewiß ist Ihr Genie und Ihre Armee allen überlegen; das gibt mir ein wenig die Ruhe wieder und läßt mich auf glückliche Erfolge hoffen. Aber die Gefahren, denen ein Leben ausgesetzt werden soll, das unendlich kostbarer ist als meins! Ihre Gesundheit bricht unter den Anstrengungen zusammen, das alles beunruhigt mich und macht mich ganz verzweifelt. Warum bin ich kein Mann, ich wollte an Ihren Gefahren und Ihren Mühen teilnehmen. Die beiden Briefe, die Sie mir gesandt haben, werden durch eine vollkommen sichere Person expediert werden. Sie werden auch von Zeit zu Zeit von allem benachrichtigt werden, was bei unseren verhaßten Nachbarn vorgeht. Der Markgraf hat eine absolut sichere Quelle, um Nachrichten zu erlangen. Er will Offiziere in das Lager von Prag schicken, um sich richtig über die militärische Lage zu informieren. Es kommt nur darauf an, daß meine Briefe sicher zu Ihnen gelangen. Wenn ich zu oft Couriere und Botschaften sende, so könnte das leicht Verdacht erwecken. Ich beschwöre Sie, mir Ordres darüber zu geben. Bis jetzt sind die Briefe in Sachsen niemals geöffnet worden, aber man kann nicht wissen, was geschehen könnte. Ich weiß

nicht, ob es nicht leichter geht, wenn man die Briefe über Hessen schickt. Ich bin überaus glücklich, Ihnen nützlich sein zu können, nur wünschte ich, es möchten nicht so gefährliche Dinge auf dem Spiele stehen. Der Markgraf beauftragt mich, Ihnen seinen Respekt und seine dauernde Anhänglichkeit zu vermelden. Meine eigene Treue und Zärtlichkeit wird nur mit dem Tode aufhören.

P. S. Hier ist ein Artikel, den ich mir Ihnen zu schreiben unter dem Beichtsiegel herausnehme, indem ich Sie beschwöre, nicht darauf zu antworten. Es besteht kein Zweifel, daß die Kaiserin unaufhörlich an alle Kreise Gesandte schickt. Es wäre gut, lieber Bruder, ihr zuvorzukommen und Ihrerseits Maßregeln zu ergreifen. Es scheint, daß man es auf Sie abgesehen hat. Wenn man Sie angriffe, könnte das sehr zu Ihrem Vorteil sein, besonders, wenn Hannover mit im Einverständnis ist. Vielleicht könnten Sie Ihre Feinden einschüchtern, wenn Sie diese Parteien zu sich hinüberziehen.*)

In einem neuen Schreiben gibt die Markgräfin dem Bruder weitere Kunde von Truppenbewegungen, die nach Mähren und Böhmen hin stattfänden.

Bayreuth, 9. Juli 1756.

„. . . Es ist kein Zweifel, daß sich das Reich zu Ihren Gunsten erklärt, wenn Sie angegriffen werden. Man ist sehr aufgebracht gegen Ihre Feinde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin über diese schrecklichen Widerwärtigkeiten doppelt verzweifelt, weil ich mich des Glücks beraubt finde, Sie wiederzusehen. Es kommt mir vor, als hätten wir uns seit einem Jahrhundert nicht gesehen. Das Wiedersehen mit Ihnen hätte mir Gesundheit und Kraft wiedergegeben. Stellen Sie sich vor, wie schwer ich es empfinde, mich wiederum des einzigen Glückes, nach dem ich strebe, beraubt zu sehen. Inzwischen wird meine einzige Beschäftigung darin bestehen, daß ich für Ihre Erhaltung bete. Ich werde auch nicht verfehlen, Ihre Ordres zu befolgen und Ihnen die Briefe zugehen zu lassen."

*) Wie prompt der König diese Ratschläge befolgte, zeigt ein Rundschreiben, das er unmittelbar nach Erhalt des Briefes an die beteiligten Mächte, von der Hand seines Sekretärs Eichel, erließ.

Später macht sie ihm Mitteilung, daß Spanien, nach privaten Nachrichten, völlig im Einverständnis mit dem Wiener Hofe sei, daß alle Regimenter im Reiche bereits ihre Marschorder erhalten hätten. Inzwischen erhält sie die Nachricht, daß der König bereits die Offensive ergriffen habe. Er findet bei der enormen militärischen Tätigkeit noch Zeit, beruhigende Worte an sie zu richten, auf die sie antwortet:

4. September 1756.

Mein geliebter Bruder!

Was danke ich Ihnen nicht alles. Im Begriff zu marschieren, erweisen Sie mir die Gnade, an mich zu denken, und rauben sich kostbare Augenblicke, um mir zu schreiben. Ich stand auf dem Punkte, Ihnen selbst meine Antwort nach Leipzig zu bringen, aber ich konnte nicht erfahren, wann Sie dort passieren würden. Wir sind schon über die Formalitäten Ihres Besuches unterrichtet. Man sagt, Sie marschierten nach Böhmen. Ich wage nicht mehr, Ihnen von meiner Unruhe und Aufregung zu erzählen. Bei allem Vertrauen, das ich in Ihre Waffen und Ihre gerechte Sache setze, zittre ich, wenn ich nur an die Gefahren denke, denen Sie entgegengehen. Mein einziger Trost ist, der Tod möchte mich von allen Leiden befreien, wenn Ihnen etwas zustieße. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr meine Segenswünsche Sie begleiten. Könnte ich Ihnen nachfolgen und Gefahren und Mühen mit Ihnen teilen. Meine Neuigkeiten würden veraltet sein, ehe dieser Brief in Ihre Hände kommt. Ich beschwöre Sie, mich wissen zu lassen, wohin ich künftig meine Briefe adressieren soll. Es heißt, Ihre Truppen wollen Eger belagern. Wir gehen nach einem Jagdschloß, das nur vier Meilen davon liegt. Ich könnte Ihnen wohl Briefe zukommen lassen, wenn uns einer Ihrer Offiziere aufsuchte. Lieber Bruder, wie hart ist es um die Zärtlichkeit, wenn man sich in meiner Lage befindet; niemals habe ich das lebhafter gespürt. Möge der Himmel Ihre grausamen Feinde so gut treffen, daß sie in Zukunft nichts mehr gegen Sie unternehmen können. Trotz meiner Schwäche würde ich mich gern mit Ihrer stolzen Feindin schlagen. Um ihrer Bosheit die Krone aufzusetzen, läßt sie unaufhörlich falsche Gerüchte ausgehen,

die mich zittern machen, solange sie keine Aufklärung gefunden haben. Ich kann mir leicht den Zustand der Königin, unserer lieben Mutter, und den ganz Berlins bei Ihrer Abreise vorstellen. Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke. Erst Ihre Erfolge werden uns wieder aufleben lassen. Ich hoffe, Sie werden mit Cäsar sagen können: Ich kam, ich sah, ich siegte. Die Wünsche aller denkenden Menschen begleiten Sie, und ich kann sagen, daß darüber nur eine Stimme herrscht. Neben der Verehrung, die man schon für Sie hatte, trägt der Titel eines Verteidigers des rechten Glaubens*) nicht wenig dazu bei. Schließlich werden Sie Fortuna ebenso in Ihren Bann zwingen, wie Sie es mit den Herzen getan haben. Das meinige ist Ihnen völlig ergeben.

Bald darauf kann ihr der König seinen Sieg von Lowositz mitteilen: „Wir marschierten von Außig nach einem Orte, der für mich ein gutes Omen war, denn er hieß ‚Welmina'." Es folgen seine Siege in Sachsen, die die Schwester mit stürmischer Freude erfüllen.

In einem der nächsten Briefe ist dann wieder die Rede von der Einsetzung des Prinzen Karl als Oberbefehlshaber, die noch Schwierigkeiten bereite:

Bayreuth, 15. Februar 1757.

„. . . Ich habe beifolgenden Brief von Voltaire erhalten. Ich habe das Postscriptum verloren, in dem er Sie mit Rücksicht auf die frühere Freundschaft bitten läßt, ihm Melonenkerne für seinen Garten zu schicken; er habe nicht den Mut gehabt, sich direct an Sie zu wenden. Einer meiner Cavaliere, der aus Genf kommt, sagt, Voltaire sei nicht zum Wiedererkennen. Er soll sehr sanftmütig sein, sehr verschwenderisch und mäßig in seinen Reden. Er spricht von Ihnen wie ein Liebhaber von seiner Mätresse und sieht ein, daß er gefehlt hat. Man hat ihm erlaubt, nach Frankreich zurückzukehren. Der Markgraf von Ansbach, Witman und Seckendorff*) sind in Stuttgart gewesen. Man glaubt, daß sie mit diesem Besuch den Herzog zur Aufgabe seiner Politik veranlassen wollten. Darin werden sie bestimmt kein Glück gehabt haben. Witman leitet alle Geschäfte, sogar die von Ansbach. Er zeigt überall die Vollmacht des Markgrafen herum. Ich glaube, die Erdbeben des vorigen Jahres haben in allen Köpfen Verwirrung angerichtet. Es gibt nichts Verdrehteres als die Haltung, die man allenthalben beobachtet. Die Preußen allein sind auf dieses Phänomen nicht aufmerksam geworden. Jupiter gebrauchte den Momus als seinen Spaßmacher. Sie haben viel mehr Leute, über die sie sich lustig machen können, wenn sie erst ihre Kühnheit gebrochen haben." Nach dem Reichenberger Siege hofft sie, er werde auch über den andern Teufel von Gegnerin (Diablesse d'adversaires) Herr werden. „Wann ist das Jahrhundert der Amazonen vorbei?"

*) „Deffenseur de la foy".

*) Der Ansbacher Premierminister.

4. Juli 1757.

„Mein geliebter Bruder!

Ich habe zuerst in dem Augenblick, wo ich Ihren Brief erhielt, einen Courier an Folard abgeschickt. Da ich davon unterrichtet war, daß er den Münchner Hof keineswegs verlassen durfte, so sandte ich ihm einen Brief für den Marschall von Belisle mit der Bitte, ihn durch einen Courier zu befördern. Aus der Antwort Folards werden Sie ersehen, daß er den Einfluß des Marschalls für gemindert hält. Ich habe seit diesem Winter eine Korrespondenz mit Mesagne mit Hilfe eines Franzosen, der hier im Dienst steht, unterhalten. Er ist ein Verwandter des Abts von Bernis, aus sehr hohem Hause, ein Ehrenmann, für den ich einstehe, und er hat mir in dieser ganzen Zeit die stärksten Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Ich glaube, wenn man diesen Mann, der Chevalier von Mirabeau heißt, nach Paris schicken könnte, wäre es möglich, unter meinem Namen Verbindungen mit der Pompadour anzuknüpfen. Vielleicht bestimmt sie die Lockspeise eines hohen Lohns, in ihrem Interesse tätig zu sein. Sie allein ist die Ursache des Hasses gegen Sie. Man hat ihr wahre oder falsche Sticheleien zugetragen, die Sie gegen sie und den König gerichtet haben. Diese Bagatellen haben ihnen die Galle erregt und die gemeine Haltung gegen Sie veranlaßt. Ich weiß nicht, ob man noch dieselben Absichten hegt, wie letzten Winter. Man wollte Ihnen damals alle Besitzungen lassen, nur war

man in Verlegenheit wegen einer Entschädigung für Sachsen. Ich glaube dieser Punkt wird am schwersten zu lösen sein . . . ich bitte Sie inständig, mir betreffs Mirabeau Ihre Ordres zukommen zu lassen. Gelingt es, diese unwürdige Frau zu gewinnen, so werden Sie sicherlich vorteilhafte Bedingungen erzielen. Es handelt sich darum, welche Bedingungen Sie dieser Frau stellen wollen. Ich werde die Affäre so zu leiten wissen, daß Sie keineswegs kompromitiert werden und mich, wenn alles fehl schlägt, ausschelten können. Bitte lassen Sie doch ja ihre Couriere an den Kammerdiener Lobwasser gehen. Merman wird kindisch und macht aus Gedächtnisschwäche Dummheiten. Vielleicht können Sie auch einen Ihrer Leute verkleidet hierher schicken, damit ich durch ihn meine Briefe an Sie gelangen lasse. Um nicht Verdacht zu erwecken will ich mich nämlich nicht öfters derselben Person bedienen . . .“

* * *

Die Antwort des Königs ist interessant genug, um hier wenigstens teilweise wiedergegeben zu werden:

„. . . Da Sie, teure Schwester, das große Friedenswerk auf sich nehmen wollen, so bitte ich Sie dringend, diesen Herrn von Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Die Kosten nehme ich sehr gerne auf mich; er kann der Favoritin bis zu 5000 Taler für den Frieden bieten und kann sogar noch sehr weit darüber hinausgehen, wenn sie uns einige Vorteile verschafft. Sie begreifen, wie sehr ich in dieser Sache Zurückhaltung beobachten muß, und wie wenig ich selbst hervortreten darf. Wenn man nur im geringsten in England davon Wind erhält, so kann alles verloren sein. Ich glaube, Ihr Emissär könnte sich an seinen Verwandten wenden, der Minister geworden ist (den Abbé Bernis. Anm. d. Verf.) und einen ständig steigenden Einfluß besitzt. Kurz, ich verlasse mich völlig auf Sie. Wem könnte ich eher die Interessen eines Landes, das ich glücklich machen soll, anvertrauen, als einer angebeteten Schwester, die mein besseres Ich ist.“

* * *

Im weiteren Verlauf der Korrespondenz, die sich um militärische Details dreht, schreibt der König aus Leitmeritz, 13. Juli 1757, den berühmten Brief, in dem er seinen Entschluß kundgibt, auszuharren und das Letzte zu wagen: „Ich bin fest entschlossen, die letzten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen. Ich werde sehen, ob Fortuna sich eines Besseren besinnt oder mir endgültig den Rücken kehrt . . . Glücklich, teuere Schwester, der unbekannt Lebende, dessen Vernunft ihn von Jugend an auf Ruhm verzichten ließ . . .“ Wilhelmine antwortet darauf unterm 18. Juli: „Ihnen allein kann ich heute schreiben, mein lieber, lieber Bruder. Herz und Geist sind so schwach, daß ich mich mit Mühe aufrecht erhalte. Trotz meiner Niedergeschlagenheit habe ich aber immer noch Hoffnung. Ein Schlag kommt nie ohne einen zweiten. Es gibt Zeiten, wo das Schicksal Schlag auf Schlag bringt und man alles verloren glaubt. Dann ändert es sich wieder. Wahrlich ich bin dieser elenden Welt so überdrüssig, daß ich sie schon gern verlassen würde. Wie glücklich wären wir, teurer Bruder, wenn wir aus einem stillen Winkel die großen Ereignisse ruhig mit ansehen könnten. Aber Sie sind geschaffen, ein großes Volk glücklich zu machen. Ihre Sache ist gerecht. Wäre es möglich, daß das Unrecht triumphiert und Ihr Volk für Fehler bestraft werde, die es nie begangen hat? Sie wollen sich ganz Deutschlands bemächtigen, fabelt man, während Sie dem Reiche doch nur den Frieden verschaffen wollen. Ich müßte einen ganzen Band füllen, wollte ich Ihnen alle Verleumdungen mitteilen, die man gegen Sie ausstreut. Das Schlimmste ist, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben. Der Krieg, den man mit der Zunge und Feder gegen Sie führt, ist bisher viel gefährlicher gewesen als der Kampf mit den Waffen. Ich werde mich auf sicherem Wege darüber näher auslassen. Ich kann nicht alles chiffriren, das nimmt zu viel Zeit, und ich vertraue mich keinem.“

Die Markgräfin macht wiederholt darauf aufmerksam, daß nach ihren Informationen der König von Frankreich den Frieden wolle, die Entscheidung liege bei der Pompadour. Die Entschädigung Sachsens werde am meisten Schwierigkeiten machen. Inzwischen erfährt sie, daß die Österreicher unter Haddik in Berlin eingedrungen sind. „Hoffent-

lich", heißt es in einem Briefe vom 26. Oktober 1757, „ist diese Frechheit bereits gerächt, und die frechen Besucher verlassen das Land nicht so, wie Sie es betreten haben. Mich haben sie in Wut versetzt, wären die Berlinerinnen ebenso in Zorn geraten wie ich, so hätten sie die Eindringlinge wie Tigerinnen bekämpft. Mein Gott, in welch schrecklicher Zeit leben wir eigentlich! Ich esse mein Brot in Tränen und lebe in ständiger Bekümmernis. Wird Ihre Gesundheit all den Anstrengungen, dem Kummer, der Kälte stand halten können? Bei meiner großen Liebe für Sie habe ich nicht Philosophie genug, diese Kette von Aufregungen zu ertragen. Ihr Leben, Ihr Ruhm, Ihr Glück, diese drei Dinge allein interessieren mich. Der Ruhm ist unlösbar mit Ihnen verknüpft, sollten Sie auch alles bis auf ihn verlieren. Wenn Sie am Leben bleiben, so wird sich das Glück zu Ihren Gunsten gestalten. Sie müssen es dazu zwingen. Es hat Sie zu sehr geliebt, um Sie gänzlich zu verlassen. Vielleicht wendet Ihnen aber Fortuna nur den Rücken um der ganzen Welt Ihre Seelengröße im Unglück und die Hilfsmittel Ihres Genies zu zeigen."

Es kommt der Sieg von Roßbach, es kommt der Tag von Leuthen. Jetzt triumphiert die Schwester:

7. Dezember 1757.

„Fortuna ist die Binde von den Augen gefallen, sie sieht und wird Ihnen gerecht. Ihr Sieg von Mersburg (Roßbach) ist mir teuer, er krönt Ihren Ruhm und stellt Sie über alle Heerführer. Er gilt als Meisterstück der Kriegskunst. Aber Leuthen hat mir die Freude der Rache bereitet. Sie haben Ihre unversöhnlichen Feinde gezähmt, unsern Tyrann gebeugt: Sie werden unsere Ketten vollends zerbrechen, uns die Freiheit, ganz Europa die Ruhe geben. Ich sehe die Römische Republik wiederkehren, sehe einen neuen Flaminius von Ihnen entsandt, um uns von einem schlimmeren Joch als dem macedonischen zu befreien und der Welt das Gesetz zu geben. Ich lebe wieder auf, aber um des Himmels willen, lieber Bruder, halten Sie die unbeständige Fortuna ganz fest, möge sie Sie jetzt treu begleiten."

Die Briefe aus dem letzten Lebensjahre der Markgräfin sind nicht mehr von demselben Interesse. Ihre Gedanken konzentrieren sich immer mehr auf den einzigen Wunsch, den Bruder glücklich und siegreich zu sehen. „Was auch geschehen möge, nur mein Tod kann meiner Liebe und Verehrung für den größten Mann der Welt ein Ende machen."

Schluß des redaktionellen Teiles.

## Druckfehlerberichtigungen.

Seite 631 Zeile 18 lese man ausreissen statt aufreissen.

Seite 633 Anmerkung 3 lese man Fétis statt Fetis.

Seite 634 Zeile 11 von unten lese man Lerch statt Lasch.

Seite 636 Zeile 7 von unten lese man Maulino (Maule) statt Mauleier.

Seite 711 Anmerkung 2 von unten lese man Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein statt Prinzessin Marie Hohenlohe.

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ERSTES MAIHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishauser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London 8, New Coventry Street, Saarbachs News Exchange.

# Hardens Bürgerkrone.

Von

Josef Adolf Bondy.

Triumph! Ein bajuvarisches Gericht hat Harden den Kranz Ob cives servatos, den Berliner Richter ihm vom Haupt gerissen hatten, wieder um die Schläfen gelegt. Triumph! Es sind Schmutzereien vorgekommen! Jetzt kann Harden — Arm in Arm mit dem Fischerknecht Ernst — alle Leugner und Verkleinerer seiner Rettertat in die Schranken rufen.

Ein glorreicher Sieg. Ein Kultursieg im Zeichen gegenseitiger Masturbation.

„Nach moderner Auffassung ist der Urning nicht ein Verbrecher, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten. Ist es nötig, den Kinäden in den Tod zu hetzen? — Kranke Menschen, Märtyrer eines verirrten Sexualtriebs werden bestraft und geächtet. Wer in Angst um sein bißchen Ehre, in dem Bewußtsein, keines Menschen Rechte gekürzt und keinen Schaden gestiftet zu haben, die zu beeidende Zeugenaussage färbt, kommt ins Zuchthaus. Vor der Leiche des Selbstmörders hält der Korrekte sich in frommem Schauder die Nase zu.“ So schrieb Herr Maximilian Harden, als ein Berliner Kommerzienrat vor schamlosen Erpressern in den Tod geflüchtet war.

Er hätte nicht genug Speichel in seinen Drüsen gehabt, um den zu bespucken, der einen solchen „Märtyrer“ und obendrein einen alten Mann wegen homosexueller Betätigung in Wort und Schrift bis aufs Blut gepeinigt hätte. Er hätte ihn in seiner freundlichen Terminologie einen Zeitungspiraten, einen räudigen Preßrüden genannt. Er hätte wieder einmal seinen geliebten Lassalle zitiert und über das heuchlerische Geschäft der Presse geklagt, das unter dem Schein des Kampfs für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben werde.

Harden selbst hat mit heiligem Ernst die Aufhebung des § 175 gefordert, der nur die gröbsten homosexuellen Akte trifft. Die „Zukunft“ war oft genug die Kanzel, von der die offiziellen Schirmherren der Päderastie, allen voran Herr Magnus Hirschfeld, den rückständigen Zeitgenossen predigen durften. Jetzt aber jubelt Harden sein Heureka! Er hat endlich zwei Zeugen gefunden: den Milchhändler Riedel und den Eulenburgschen Bediensteten Ernst, die unter Eid aussagen, daß Fürst Philipp zu Eulenburg sie vor einem Vierteljahrhundert zu widerlichen Geschlechtsakten, die das Gesetz allerdings nicht ahndet, verleitet habe.

Der Herausgeber der „Zukunft“ ging nicht als Rächer einer törichten Beleidigung nach München (ein sozialdemokratisches Blättchen, die „Neue Freie Volkszeitung“,

hatte behauptet, er habe vom Fürsten Eulenburg ein Schweigegeld von einer Million erhalten). Er spähte nur nach einer Gelegenheit, um zu beweisen, daß seine Andeutungen über die vita sexualis des Gutsherrn von Liebenberg nicht aus der Luft gegriffen waren. Er wollte nur die Mitwisser unsauberer Geheimnisse aufmarschieren lassen. Man hat das Münchener Schöffengericht gegen die Berliner Strafkammer auszuspielen gesucht und die Art gerühmt, mit der in München der Wahrheit eine Gasse oder doch eine Gosse gebahnt wurde.

Dem Zeugen Ernst wurde jedenfalls in sonderbarer Weise die schwere Zunge gelöst. Seit mehr als hundertundfünfzig Jahren ist in Preußen, dem die andern deutschen Staaten folgten, die Folter abgeschafft. Die moderne Rechtspflege hat aber, wie es scheint, für Daumschrauben, spanische Stiefel und gespickte Hasen genügenden Ersatz. Man mußte bei diesem qualvollen Verhör an die Verbalterrition denken. Sie bestand darin, daß man den Leugnenden in die Marterkammer führte, wo ihm der Henker die einzelnen Schinderwerkzeuge zeigte und bei jedem Schraubstock, jedem rostigen Stachel die Schmerzen, mit denen er ihm sogleich aufwarten werde, mit aller Lebhaftigkeit beschrieb.

Kommt es nicht auf dasselbe hinaus, wenn man einen Zeugen, der in die peinlichste Gefühlsverwirrung verstrickt wird, gegen seinen Brotherrn die Hand erheben und über Dinge aussagen soll, die für ihn selbst sehr schimpflich sind, mit irdischen und himmlischen Strafen schreckt und ihn bei jeder Frage durch die Drohung einschüchtert: Wenn Sie darauf nicht die volle Wahrheit sagen, bringe ich Sie ins Zuchthaus.“ Mitten drin ein Aufschrei des Gefolterten: „Ich werde hier geschunden.“ Dann wieder Herr Justizrat Bernstein: „Wenn Sie jetzt noch das Geringste verschweigen, so bringe ich Sie doch noch ins Zuchthaus.“

* * *

Der Kamarillatöter kann nicht mehr zurück. Harden muß den Weg zu Ende gehen, muß bis an die Knie durch den Unflat zotteln. Es ist sein Verhängnis, daß auf diesem Pfad auch jeder neue Erfolg naturgemäß eine neue Entsetzlichkeit wird. Er seufzt: Es war nicht meine Wahl. Ich gucke sonst nicht durch Schlüssellöcher. Lasse jeden Kulturmenschen auch im wunderlich verschnörkelten Kreis sexueller Betätigungen nach seiner Fasson selig werden. Ich mußte erst meinen Widerwillen zähmen, ehe ich — vorsichtig, wie es dem Lehrmeister Germaniens ziemt — auf die Liebhabereien der „Gruppe“ wies. Die salus publica, meine Vaterlandsliebe, meine Achtung vor dem Kaiser, dem ich diene, indem ich ihm mutig die Wahrheit sage, die Sorge um den Weltfrieden zwangen mich, den Deckel zu heben. Er sagt es so oft, daß er’s vielleicht selber glaubt. Sechzehn Jahrgänge der „Zukunft“ zeugen wider ihn.

Er leidet an einem chronischen Augenzwinkern. Ihn juckt es immer wieder in den Fingerspitzen, die Schleier zu lockern, die das Intimste umfloren. Von Chlodwig

Hohenlohe sagte er einmal: „Dieser zierliche Herr, der jedes laute Wort scheute und den Eroten selbst auf leisen Sohlen nachschlich, ist schuld an einem Lärm, von dem die deutsche Welt noch lange widerhallen wird.“ Wozu dieser boshafte Seitenblick? Wollte er den verderblichen Einfluß des Fürsten stauen? Den Kaiser warnen? Als Harden diese Worte schrieb, lag der dritte Kanzler schon unter der Erde. Sein Sohn, Prinz Alexander, hatte eben die Memoiren veröffentlicht. Keine Staatsnotwendigkeit, nur die liebliche Gewohnheit hat hier noch dem Toten das Schmutzfleckchen angeschminkt.

Jetzt hat sich „Deutschlands erster Publizist“ in dem Gewirr solcher Anspielungen im Netz sexueller Angeberei heillos verstrickt. Nun muß er die Bollhardts und Riedels und ein ganzes Heer von Domestiken zu Hilfe rufen, um sich herauszuwinden. Man kann es dem Verurteilten, der in mancher schlaflosen Nacht schon das Gefängnistor kreischen hört, nicht verargen, daß er noch schnell, ehe die Revision seines Prozesses vor dem Reichsgericht beginnt, wenigstens den Vorwurf entkräften möchte, er habe dem von ihm und seinem Rechtsanwalt so böse verhöhnten Phili unrecht getan.

Harden hegt die Hoffnung, daß die Reichsrichter in Leipzig im Einklang mit bedeutenden deutschen Strafrechtslehrern die Annullierung des Schöffengerichts-Urteils mißbilligen und das zweite Verfahren aufheben werden. Unter allen Umständen aber fällt auf den ganzen Komplex seiner Beleidigungsaffären ein neues und für ihn günstigeres Licht, wenn er nachweisen kann, daß er den Fürsten Eulenburg mit gutem Grund für homosexuell gehalten habe. Vielleicht entgeht dann sein kranker Körper — und wir alle würden es ihm gönnen — der Qual monatelanger Haft.

Aber für die Werteinschätzung des Politikers Harden und seiner Persönlichkeit ist dies alles nicht von Belang. Und wenn er noch hundertmal mehr bewiese als er behauptet und angedeutet hat, und wenn er eine ganze Kohorte homosexueller Diplomaten und Generale zur Schlachtbank der öffentlichen Meinung oder, wie er selbst sagen würde, des öffentlichen Vorurteils schleppte: Nicht zu verwischen ist das Bild des Kulturkämpfers, der immer wieder lehrt, der kontrollierbare Ehrbegriff reiche nur bis zum Nabel, und der dann selbst die Lampe unter den Nabel hält. Des Aufklärers über Pervertierung und Perversion des Geschlechtstriebs, der darauf hinweist, daß auch Friedrich der Große der Schar der Abnormalen angehört, und der dann dennoch Staatsmännern und Soldaten mit dem Vorwurf der Homosexualität auflauert und von ihnen heischt, daß sie darum, weil sie so genaturt sind, sofort von der Bildfläche verschwinden. (Er scheint allen Ernstes durch Vermittlung des Barons Berger dem Fürsten Eulenburg zugemutet zu haben, daß er im Exil sterbe. Als dieser aus Territet in die Heimat zurückzukehren wagte, fuchtelte ihm Harden immerwährend mit seinem „Material“ vor der Nase herum.)

Fest eingebrannt bleiben die Umrisse des Politikers, der seine Gegner bis in den Alkoven und bis ins Klosett verfolgt, Geschlechtsgeheimnissen nachspürt, Offiziersburschen, Zofen und Hausknechte verhören läßt. Was hätte Bismarck zu diesen Praktiken gesagt? Der Alte wußte, wie Harden behauptet, daß Eulenburg, unter dessen unverant-

wortlicher Ratgeberei er sehr gelitten haben soll, homosexuell sei. Und Bismarck war gewiß Manns genug, sich eines Unbequemen mit allen Mitteln, die er für erlaubt hielt, zu entledigen. Aber mit dieser Jauche hat er seine Hände nicht gebeizt.

* * *

Wenn nun die eidlichen Aussagen des vorbestraften Zeugen Riedel und des unbescholtenen Zeugen Ernst sich bestätigen sollten, was folgt daraus? Dann hat die große Schlammure, die schon so viele Menschenschicksale erstickt hat, ein neues Opfer hinabgewürgt. Dann ist Fürst Philipp Eulenburg ein bemakelter, ein toter Mann, weil er nicht die Kraft hatte, den Richtern sein bitterstes Geheimnis zu beichten und sich dafür von aller Welt und von seinem kaiserlichen Freund verachten zu lassen. Aber wäre durch seine Homosexualität irgendetwas von dem bewiesen, was Harden behauptet hat? Folgt aus ihr, daß er nicht fähig war, politischen Rat zu erteilen? Seine und seiner Freunde Schädlichkeit? Genies und Schwächlinge gedeihen diesseits und jenseits der Normallinie.

Nur die Untauglichkeit der Hardenschen Methode wird offenbar. Diese Methode wurzelt in seinem ganzen Wesen, in seinen letzten Vorzügen und Fehlern. Er strebt nach der Sache und bleibt immer am Persönlichen haften. Bei allem geschichtlichen Werden sieht er nur Menschengesichter, Menschenposen, hört nicht den Umschwung der ehernen Räder, fühlt nicht die heißen Kräfte, die den einzelnen fortreißen. Er vernimmt zufällig in einem Gespräch, daß Kaiser Wilhelm sich mit dem französischen Botschaftsrat Lecomte über Kunst unterhalten habe: Sofort wird dieser Herr Lecomte für ihn der Träger furchtbarer Völkerschicksale, er kann diese Wahnvorstellung nicht mehr los werden und erzählt bis an sein Lebensende, so oft dieser Name erklingt, von den wildesten politischen Abenteuern, die nur in seiner Phantasie lebendig sind.

Er wittert überall Intrigen. Und so wurde Fürst Eulenburg für ihn ein Heros der Ränke. Als ob er den Kaiser je hindern könnte, sich außer mit seinem Kanzler auch mit Freunden, denen er vertraut, zu beraten? Als ob das nicht in der ganzen Welt so wäre? Als ob nicht Harden selbst sich jede Woche als unverantwortlichen Ratgeber anböte, heute höflich werbend, morgen eine aus dem Innersten seines monarchischen Herzens geholte Bosheit von der Sehne seines Witzes schnellend? Von Holstein, der ihm jetzt manchen Brei einrührt, glaubte man lange, er spiele dieselbe Rolle, die Harden dem Fürsten Eulenburg zugemutet hat. In den Hohenloheschen Denkwürdigkeiten erscheinen Spätzle (Herr von Kiderlen-Wächter), Troubadour (Graf Philipp Eulenburg) und der Austernfreund (Herr von Holstein) zu einer „Kamarilla" vereinigt. Wie leibeigen Harden dem Persönlichen ist — das beweist die schnelle Verwandlung Holsteins aus einem schwarzen in einen weißen Bock, seitdem der Wirkliche Geheime Rat dem Herausgeber der „Zukunft" einen respektvollen Brief geschrieben hat.

Bernhard Dernburg wird ins Kolonialamt berufen. Harden ist begeistert: „Endlich eine politische Nachricht, der man sich freuen darf." Dernburg wird mit Chamberlain verglichen, seine kühnen Transaktionen bei der Darmstädter Bank werden entschuldigt. „Sein Auge kann wie das eines Apostels leuchten, wie das eines Amfortas feucht schimmern". „Das Stärkste in ihm scheint die Fähigkeit zu rascher Konstruktion". „In Haltung und Rede keine Spur von Pose." „Ein moderner Geschäftsmann im Bundesrat! Manche Dummheiten sind unwahrscheinlich geworden."

Nach dem Moltkeprozeß erscheint eine Zeitungsnotiz: „Exzellenz Dernburg legt Wert darauf, öffentlich von Herrn Harden abzurücken." Harden bleibt die Antwort nicht schuldig: „Der Herr, dem die Erben noch heute die ganze Misere der Darmstädter Bank zuschreiben." Die Afrikareise — „ein ekles Possenspiel." „Unser Genie hatte kaum ins Land hineingerochen: da war schon ein neues Programm fertig." „Ließ bei allen höfischen Veranstaltungen seine Orden glänzen." „Jedes Parvenuvergnügen sei ihm gern vergönnt." „Wir wollen hoffen, daß die neue Gloria nicht wie anno Heldburg und Luxemburg einst die alte ende." „Der Bureaukratismus hat auf dem Kolonialamt nie schwerer gelastet als jetzt." Und so geht es weiter. Jedes Wort mit Galle getränkt.

Hier hat man den ganzen Harden. Dieser scharfe Intellekt taucht, sowie der persönliche Nerv berührt wird, in Dunkelheiten, in trübe Ursprünge zurück. Wer sich von Sympathie und Rachsucht so übermannen läßt, kann sich trotz aller Kenntnisse und Erfahrung aus dem Gewoge politischer Kämpfe kein objektives Urteil retten. Ein solcher Persönlichkeitsfanatismus übersieht in der Hitze des Ansturms die Linie, wo die Wahrung berechtigter Interessen aufhört und der moralische Hausfriedensbruch beginnt, und findet sogar in verborgensten Sexualwinkeln noch politische Angriffsmöglichkeiten.

Gerade die Erfahrungen der letzten Prozesse verlangen, daß das Privatleben mit einem dreifachen Gitter aus Stacheldraht umzäunt werde, an dem sich lüsterne Finger und Schnüfflernasen blutig kratzen sollen. Das Gesetz, das anderwärts auch die Veröffentlichung erweislich wahrer, aber ehrenrühriger Vorgänge des Privat- und Familienlebens verbietet, und die Gemeinbürgschaft der anständigen Leute müssen diesen Stachelzaun pflanzen.

Ist ein homosexueller Staatsmann ein Schädling, dann ist es Pflicht, seine Unfähigkeit, seine schlechte Politik, nicht aber seine Männerliebe zu erweisen. Es ziemt sich nicht, dem politischen Gegner, den man beseitigen will, Kriminalspione an die Fersen zu heften, um ihn in verbotenen Schlupfwinkeln des Geschlechtslebens zu ertappen. Aber: dulce et decorum est, pro patria Hosentüren zu öffnen. Will man solche Reinigungsarbeit mit einer Bürgerkrone lohnen, dann sei sie nicht aus Olivenzweigen, nicht aus Eichenlaub, sondern aus Phallen und Lingams geflochten.

---

# Zur Erbrechtsreform.

Von

Dr. Ablaß,

Mitglied des Reichstages.

Herr Justizrat Bamberger tritt seit längerer Zeit als besonders energischer Vorkämpfer für eine Reform des Erbschaftsrechtes auf. Er vertritt die Meinung, daß im Falle des gesetzlichen Erbrechtes, d. h. also, wenn kein Testament anders bestimmt, Aszendenten, Deszendenten und Ehegatten erbberechtigt sein sollen, alle Seitenverwandten dagegen mit alleiniger Ausnahme der Geschwister von der Erbfolge ausgeschlossen sein sollen.*)

Diese Ansicht hat mit gewissen Verschiedenheiten in der juristischen Literatur schon früher eine Anzahl von Vertretern gefunden und ist in der Tat ernstester Erörterung fähig und wert, wenn auch andererseits nicht geleugnet werden darf, daß sie so leicht gesetzgeberisch nicht wird gelöst werden können, wie insbesondere Herr Justizrat Bamberger anzunehmen scheint. Ich persönlich stehe dem Reformgedanken an sich durchaus sympathisch gegenüber, verkenne aber nicht die Schwierigkeit seiner Verwirklichung.

Das jetzt geltende Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches hat der gesetzlichen Erbfolge keinerlei Grenzen gezogen. Auch die allerentferntesten Seitenverwandten sind jetzt erbberechtigt, selbst wenn ihre Verwandtschaft sich herleitet nur von dem paradiesischen Elternpaare der Menschheit. Die einzige Schranke, die ihrem Erbrecht gezogen ist, liegt in dem Erfordernisse der Nachweisbarkeit der Verwandtschaft.

Dieser Rechtszustand deckt sich mit dem des gemeinen Rechts, des preußischen Landrechtes, des sächsischen Gesetzbuches, des bayrischen Landrechtes und der meisten neueren deutschen Rechte. Dagegen bestanden in einzelnen älteren deutschen Rechten Beschränkungen des Verwandtenerbrechts in ganz verschiedenem Umfange. Auch der code civil und das österreichische bürgerliche Gesetzbuch stehen auf diesem Standpunkte. Eines näheren Eingehens hierauf wird es aber kaum bedürfen. Denn nicht lediglich historische Erwägungen dürfen maßgebend sein für die Frage, welchen Gang die Gesetzgebung zu nehmen hat. Die Bedürfnisse einer fortschreitenden Zeit sind ständigem Wandel unterworfen, und Aufgabe einer klug abwägenden Gesetzgebungskunst muß es sein, Einrichtungen, die als veraltet anerkannt werden und mit modernen Auffassungen nicht vereinbar sind, zu beseitigen und durch zweckentsprechende Neuerungen zu ersetzen.

Eine Erwägung des Herrn Justizrats Bamberger lehne ich freilich ex fundamento ab. Er bezeichnet seinen Vorschlag gern als einen sozialpolitischen zur Befestigung der

*) Vergl. Bambergers Artikel „Ein Reformprojekt“ und „Ein sozialpolitischer Vorschlag“ im 5. und 7. Heft der „Neuen Revue“ (S. 334 ff. und S. 488 ff.).

Reichsfinanzen und weist wohlgefällig darauf hin, daß die Durchbringung des Reformprojektes, wenn man seine Erträgnisse dem Reiche zuwende, ihm jährlich 500 Millionen Mehreinnahmen verschaffen würde.

Ich lasse dahingestellt, ob die Zahl auch nur annähernd stimmt. Ich erblicke darin eine vollständig vage Schätzung. Denn darüber bin ich mir vollständig klar, daß die Änderung des gesetzlichen Erbrechtes in der angedeuteten Richtung zu einer ganz gewaltigen Steigerung der Testamente führen wird. Niemand ist so unbeliebt wie fiscus rapax, und diese Abneigung wird stärker sein als die der menschlichen Natur ganz fein abgelauschten Erwägungen, aus denen heraus Bamberger die so häufige Nichterrichtung von Testamenten erklärt.

Ich will auch darauf hier nicht weiter eingehen, ob das Reich in der Tat der berechtigte Empfänger ist, dem eine solche Mehreinnahme gebührt, und ob nicht vielmehr der Staat oder die Kommune das Sammelbecken zu sein hätte, in das sich der erwartete neue Goldstrom zu ergießen hätte. Für das Erbrecht der Kommunalverbände ließe sich wenigstens mit Fug darauf hinweisen, daß sie im Fall der Hilfsbedürftigkeit eines Menschen die Unterhaltungspflicht haben, und daß demjenigen ein Vorteil am ehesten gebühre, der entsprechende Lasten zu tragen hat.

Darüber aber bin ich mir klar, daß bei der Entscheidung der Frage, ob die Reform durchgeführt werden soll oder nicht, fiskalische Interessen überhaupt nicht mitzusprechen haben. Es gilt die Lösung eines großen Problems nationalökonomischer und juristisch-technischer Natur, die den feinsten Abwägungen menschlichen Empfindens auf dem heiklen Gebiete verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit und zu läuternder familienrechtlicher Begriffe, die jahrhundertelanger Rechtsübung entsprochen haben, Rechnung tragen soll. In solch zarte Bildungen, an denen die Volksseele beteiligt ist, darf man nicht mit rauher Hand eingreifen und sie vom finanzpolitischen Gesichtspunkte aus behandeln. Darüber haben Vernunft und Moral zu entscheiden, nicht aber der Steuerbedarf

Einen Schritt auf dem neu vorgeschlagenen Wege hat die Reichsgesetzgebung bereits getan, als sie die Reichserbschaftssteuer einführte unter Festsetzung progressiver Steigerung der Steuersätze je nach dem Grade der Verwandtschaft, aber unter Freilassung der Erbanfälle an Abkömmlinge und Ehegatten. Darin liegt bereits der Keim des Gedankens, daß ein entfernterer Verwandter nicht denselben Anspruch auf ungeschmälerte Übertragung des gesamten Nachlasses eines Erblassers hat, wie ein näherer. Hält man aber erst einmal diesen Grundsatz für richtig, so besteht bis zu der gänzlichen Entziehung einer Erbschaft zugunsten der Allgemeinheit auf Kosten eines nicht nahen Erbberechtigten nur noch ein Quantitätsunterschied.

Einen weiteren Schritt auf der hiermit bezeichneten Bahn vorwärts beabsichtigte der zweite Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches nach dem Vorbilde der österreichischen Gesetzgebung zu tun, indem er vorschlug, die Verwandtenerbfolge mit der fünften Ordnung abzuschließen. Der Reichstag und seine Kommission aber haben dies verworfen.

Die verbündeten Regierungen gingen hierbei von der Erwägung aus, daß von Blutsgemeinschaft kaum noch die Rede sein könne, wenn zwischen dem Erblasser und dem gesetzlichen Erben 15 Elternpaare mit ihrer ganzen Deszendenz weggefallen seien. Die Aufstellung einer vermuteten Grenze, innerhalb deren das Bewußtsein der Blutsgemeinschaft noch aufrecht zu erhalten sei, werde eine Gewähr für die Erhaltung der Familie und ein Damm gegen erbrechtsfeindliche sozialpolitische Pläne sein.

Demgegenüber vertrat die Reichstagskommission die Meinung, daß aus rein prinzipiellen Erwägungen heraus die uneingeschränkte Anerkennung der Blutsgemeinschaft die Grundlage des gesetzlichen Erbrechtes bilden müsse. Ob das Bewußtsein der Blutsgemeinschaft noch bestehe, sei gleichgültig. Jedes in einer Familie angesammelte Vermögen stelle ein Stück Arbeit der Vorfahren dar, und deshalb habe jeder Familienangehörige noch so weiter Abstammung einen Anspruch darauf. Die Festsetzung einer abschließenden Grenze widerstreite auch dem vermuteten Willen des Erblassers, der dem Reiche das Vermögen zuwenden würde, wenn dies seinen Absichten entspräche. Lege man erst einmal die Axt an die Wurzeln des gesetzlichen Erbrechts, so werde man schnell auf der schiefen Ebene weiter herabgleiten.

In dieser Ansicht der Kommissionsmehrheit liegt ein großer Teil feudaler Anschauungen. Der Hinweis der Mehrheit auf die Erhaltung des Namens und Ansehens der Familie und die Notwendigkeit ihres Schutzes gegen auflösende sozialistische Bestrebungen läßt das Endziel des Standpunktes deutlich erkennen, ebenso wie die gewünschte Förderung von Familientagen und Familienstiftungen. Eine solche vorsintflutliche Auffassung läuft meinen Ansichten schnurstracks entgegen. Selbständiges Können und eigene Tüchtigkeit soll die Grundlage der Existenzberechtigung des Menschen sein, nicht ein unendlich weit entfernter Zusammenhang mit einer anderen Person. Schon die Schaffung des Anerbenrechtes und Höferechtes hat zumal für den kleineren Grundbesitz sein Mißliches, ganz abgesehen davon, daß dabei die männliche Erbfolge eine durchaus ungerechtfertigte Bevorzugung erhält. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß man einen Familienzusammenhang nicht gesetzlich schützen darf, für dessen Bestehen jedes Bewußtsein vollständig abhanden gekommen ist. Andererseits aber komme ich gegenüber dem Bambergerschen Vorschlage zu dem Ergebnis, daß das Bewußtsein des blutsverwandtschaftlichen Zusammenhanges nicht schon bei Geschwisterkindern vollständig aufgehört hat. Darin gehen mir seine Absichten viel zu weit. Es gilt den mutmaßlichen Willen eines Menschen bei der Disposition über sein Vermögen zu erforschen, und hierbei bestreite ich, daß er sich mit den Bambergerschen Ansichten deckt.

Wenn ich sonach der prinzipiellen Grundlage des Reformplans sehr geneigt bin, so verkenne ich nicht, daß die weitere Entwickelung dieses Gedankens leicht zu dem Ergebnisse führen kann, auch die Testierfreiheit zugunsten weiterer Verwandten einzuschränken oder zu beseitigen. Darin würde ich eine ganz gewaltige Gefahr für die individualistische Bewegungsfreiheit erblicken. Wer Vermögen durch Fleiß und Sparsamkeit

erworben hat, muß damit anfangen können, was er will. Das Recht der freien Selbstbestimmung jedes Menschen über sein Vermögen ist für mich die conditio sine qua non der Zustimmung zu dem geäußerten Reformgedanken. Hier muß ein rocher de bronze stabiliert werden, wenn nicht der sozialistische Gedanke über die Freiheit des Privateigentums siegen soll.

---

# Parlamentsverdrossenheit.

Von

C. A. Bratter.

Zwischen Scherz und Ernst, in der bekannten halb-ironischen Art, in welche er häufig seine Ansichten über zukünftige Möglichkeiten kleidete, sagte Bismarck einmal hinter seiner langen Pfeife hervor: es werde eine Zeit geben, in der man nicht mehr wählen werde; es hätten sich (hier stahl sich gewiß ein mokantes Lächeln um seine Lippen) schon bessere Einrichtungen abgenutzt als die parlamentarische Regierungsform. Es war, wie gesagt, nur eine Nachtisch-Glosse und erhob, wenn auch aus dem Munde eines Großen kommend, keinen Anspruch auf eherne und ewige Gültigkeit; aber man wird trotzdem an das über die Dessertschüssel hingeworfene Wort seit einiger Zeit öfter erinnert, als uns fortschrittlich empfindenden Menschen lieb ist. Denn in beunruhigender Häufung mehren sich aus den Reihen der Liberalsten heraus bittere Klagen über die Unzulänglichkeit und den Niedergang des Parlamentarismus. Der Beginn und das Ende einer jeden Parlamentstagung sind für einen stetig zunehmenden Teil der Presse, auch der fortschrittlichen, das Signal zu pessimistischen Betrachtungen, geringschätzigen Aus- und Rückblicken. Wie auf Verabredung wird da das trübe Thema von der verminderten Leistungsfähigkeit, von der Zeitvergeudung um unnütze Dinge, von dem immer tiefer sinkenden Niveau der gesetzgebenden Versammlungen behandelt; nicht selten klingen diese Urteile in der summarischen Schlußfolgerung aus, daß die Einrichtung des Parlamentarismus sich nicht bewährt, sich ihren Aufgaben nicht gewachsen gezeigt habe und daß ihre Tage daher gezählt seien. Gewöhnlich treten in diesen Ausführungen zwei Gesichtspunkte besonders stark hervor: fürs erste der unleugbare Verfall der parlamentarischen Begabungen, der sich in allen Parlamenten der Welt bemerkbar macht, der mangelnde Nachwuchs großer Talente, an denen die Parlamente in ihren Glanzzeiten so reich waren und denen sie ihren bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse verdankten. Fürs zweite die Zerfahrenheit, Disziplinlosigkeit, Parteiwut, die sich in dem inneren Leben dieser Körperschaften immer stärker und immer verderblicher geltend machen zum großen Schaden jeder sachgemäßen Bearbeitung der gesetzgeberischen Materien. Man vermengt da indessen zwei inkongruente Dinge miteinander: es läßt sich sehr wohl denken — die

Paulskirche ist ein klassisches Beispiel dafür —, daß Parlamente, die an großen Begabungen und glänzenden Rednern reich sind, wenig Positives leisten, während andere Körperschaften, die sich aus nüchternen Männern der Praxis zusammensetzen, an dem Gedeihen ihres Landes hervorragend mitwirken. Man könnte auf die erste Kategorie, auf die eminenten Redner und Parteiführer, auf die Heldentenöre der Parlamente verzichten, wenn es nur um die zweite Kategorie besser bestellt wäre. Leider ist dies nicht der Fall. Wie in der Regierung, macht sich auch in der Gesetzgebung ein ungesunder Dilettantismus immer mehr breit. Das Wort eines hervorragenden englischen Publizisten: „Government in England is government by amateurs" hat nicht nur für die Regierungen und nicht nur für England, sondern auch für die Parlamente und für alle Kulturstaaten Geltung.

Der Urheber dieses Wortes, Herr Sydney Low, hat ein ganz ausgezeichnetes Buch über den Niedergang des parlamentarischen Systems in England geschrieben, ein Buch, das in der Heimat Lows großes Aufsehen erregt hat. Es heißt „The Governance of England" und ist kürzlich auch in einer deutschen Ausgabe erschienen.*) Es ist die laute Klage eines Freiheitsmannes, eines Demokraten, über die verminderte Autorität und Nützlichkeit des ältesten Parlaments der Welt. Daß sogar das englische Parlament von den besten Söhnen des Landes als im Niedergang begriffen angesehen wird, das Parlament, auf welches jeder Engländer, bis herunter zum letzten 'Longshoreman, so stolz ist, das Parlament, welches ihm als die festeste Stütze des staatlichen Gefüges erscheint, — das ist eine Erscheinung, die zu denken gibt. Die Deutschen, die darüber klagen, daß bei uns nicht der Reichstag, sondern die Regierung in allen öffentlichen Fragen das ausschlaggebende Wort habe, werden erstaunt sein, dem Buche des Herrn Sydney Low zu entnehmen, daß auch in England die Regierung das Parlament vollständig beherrscht, daß sie auch in England das Recht der gesetzgeberischen Initiative dem House of Commons entrissen, ihm die Kontrolle über die wichtigsten Debatten weggenommen hat. Es wird viele Deutsche überraschen, zu vernehmen, daß das englische Ministerium jede Debatte nach Gutdünken abkürzen kann, daß in England die parlamentarische Clotüre nur nominell vom Reichstagspräsidenten, vom „Speaker", in Wirklichkeit vom Ministerium ausgeübt wird, und zwar unter Umständen strenger und rücksichtsloser als in der russischen Duma. Das Parlament, sagt Low, ist nur noch dem Namen nach eine gesetzgebende Körperschaft; in Wirklichkeit ist es das Ministerium, das die Gesetze macht. „Über Millionen wird abgestimmt in Gegenwart eines Ministers, eines Ex-Premiers, zweier oder dreier Unterstaatssekretäre, mehrerer nachdenklicher Fachpolitiker und eines Dutzends knurrender Colonels und brummiger Captains." Wo sind die übrigen, wo bleiben die Abgeordneten? Von der ungeheuren, erdrückenden Masse der parlamentarischen Kleinarbeit erschöpft, in den „committees" (Kommissionen) festgehalten, auf den Terrassen,

*) „Die Regierung Englands." Übersetzt von John Hoops. Mit einer Einleitung von Prof. Georg Jellinek. Tübingen, Mohr.

in den Rauchzimmern oder Empfangssälen. Also ein mindestens ebenso schlimmer Zustand wie die chronische Beschlußunfähigkeit des deutschen Reichstages. Wie denn überhaupt der englische Parlamentarismus, namentlich in seinen Schattenseiten, mehr Ähnlichkeiten mit dem deutschen aufzuweisen hat, als man bei uns gemeinhin weiß. Von dem gesetzgeberischen Übergewicht der Regierung ist schon die Rede gewesen. Nur daß man es in Deutschland nicht besser gewöhnt ist, während das englische Parlament in seiner großen Zeit hartnäckige und siegreiche Kämpfe um seine verfassungsmäßigen Rechte gegen Regierungen und Könige geführt hat. Wie in Deutschland, ist auch in England die vom Volke dort über fünfhundert Jahre hindurch festgehaltene Anschauung, das Parlament verkörpere in kondensierter Form die Weisheit und den Gemeinsinn der Nation, arg ins Wanken geraten; hier wie dort finden berufene Kritiker, daß den Gesetzgebern die großen Gesichtspunkte immer mehr abhanden kommen, daß Fragen des Staatswohles unter dem engen Gesichtswinkel des Klassenvorteils behandelt, daß die große Politik durch den Kuhhandel verdrängt wird. Ganz beiläufig möchte ich hier ad usum der grundsätzlichen Gegner der parlamentarischen Einrichtungen und der freien Wahl einschalten, daß bei uns der Kuhhandel nirgends so schwunghaft betrieben wird wie in jener aus der Dreiklassenwahl hervorgegangenen Travestie des Parlamentarismus, dem preußischen Landtage. Alle Block-Kompromisse, die verwegensten „Verständigungen" im Reichstage sind ehrliche kaufmännische Leistungen im Vergleich etwa mit dem Roßtausch, wie er anläßlich der Verhandlungen um den Mittellandkanal getrieben wurde. Das Wesen des Parlamentarismus, die Herrschaft der Majorität zu verwirklichen, wird von den vornehmen Herren in der Prinz Albrecht-Straße denn doch etwas zu kavaliermäßig, zu feudal aufgefaßt.

Auch die Obstruktion, unter welcher das politische Leben Deutschlands zur Zeit der Beratung der lex Heinze und des neuen Zolltarifs so empfindlich litt, ist im englischen Parlament nicht unbekannt, — Westminster kann sogar als die Geburtsstätte der modernen parlamentarischen Obstruktion angesprochen werden. Freilich hat man es in England verstanden, mit dieser Bedrohung des Parlamentarismus sehr rasch fertig zu werden. Als sie in den achtziger Jahren im Unterhause von den irischen Mitgliedern inszeniert wurde, hat Gladstone die auftauchende Gefahr vermittelst eines parlamentarischen Staatsstreiches unterdrückt; er führte eine Geschäftsordnung ein — sie besteht noch heute zu Kraft —, welche in Verbindung mit dem traditionellen Recht des Unterhauses, Ruhestörer aus dem Saale zu schaffen und . . . . . einzusperren, die parlamentarische Ordnung gewährleistet. Einsperren, jawohl. Was sagen unsere M. d. R. und unsere Parlaments-Kassandren dazu?

Wie Deutschland, leidet auch England unter einer gesetzgeberischen Überproduktion. Nur noch in weit höherem Maße. Die Reichstagsverhandlungen mit ihren vierzig Bänden, die Reichs- und einzelstaatlichen Gesetze stellen dünne Broschüren dar im Vergleich zu der unübersehbaren Bibliothek der britischen parliamentary records

und statute books. Herr Sydney Low sagt, die Mitglieder des Unterhauses seien förmlich erdrückt von der Vielgestaltigkeit ihrer Pflichten. Westminster ist die große gesetzgeberische Zentrale für das ganze Vereinigte Königreich; und die unerheblichsten Dinge, die kleinsten Bills von begrenztestem lokalen Interesse müssen durch denselben unglaublich schwerfälligen Apparat hindurchgehen wie die Vorlagen, die über Krieg und Frieden entscheiden. Die Technik der Gesetzgebung ist in England bis zur Erschlaffung erschöpfend; und trotzdem mahlt diese Mühle unausgesetzt große, kleine und ganz kleine Körner, worunter sehr viel Spreu. Herr Low hat diese Erscheinung leider nicht durch belebende Zahlen illustriert. Einer anderen Quelle entnehme ich, daß z. B. in der Session 1905, die als „unusually barren", als ungewöhnlich ergebnislos bezeichnet wird, das House of Commons 36 große „public Acts" und 245 kleinere „local and personal Acts" ins Leben gerufen hat Ins Leben? Wohl kaum. Noch schlimmer wütet die „law-making mania", die Gesetzgebungs-Manie, in Amerika, wie sie denn überhaupt in den angelsächsischen Ländern ganz auffällig in die Erscheinung tritt. Ein größerer Völkerpsychologe als ich wird vielleicht dereinst ihre Ursachen ergründen. In dem Bericht der American Bar Association (die nicht etwa als Verband der American Bars aufzufassen ist) für 1900 ist zu lesen, daß während dieser einen Session die Legislaturen der Einzelstaaten — also ganz abgesehen vom Bundeskongreß in Washington — nicht weniger als 14 190 Gesetze erledigt haben. Im Jahre 1903 haben 44 einzelstaatliche Legislaturen 9293 Gesetze, die auf 17 734 Seiten gedruckt waren, passiert; an der Spitze stand Nord-Carolina mit 1203 Gesetzen, die in 63 Sitzungstagen (also ungefähr 20 per Tag) unter Dach gebracht wurden. Dem Kongreß wurden 1903 nicht weniger als 17 187 Bills unterbreitet, 4961 dem Senat und 12 226 dem Repräsentantenhause. Der verstorbene Publizist Godkin, Herausgeber der „Evening Post" und der „Nation", schrieb, daß die Fülle der amerikanischen Gesetzesproduktion in der ganzen Weltgeschichte unerreicht dastehe: in einem einzigen Jahre seien von den Legislaturen 15 730 Gesetze und Resolutionen durchgedrückt worden; eine derartige Sucht, Gesetze in großen Massen zu erzeugen, müsse geradewegs dazu führen, daß das Volk schließlich aller Gesetzgebung Antipathie und Verachtung entgegenbringen werde. Man hat in Amerika die Größe dieser Gefahr nicht verkannt und bereits praktische Versuche zu ihrer Eindämmung gemacht. In den meisten Legislaturen sind die jährlichen Sessionen durch zweijährliche ersetzt worden, Alabama hat sogar eine vierjährliche eingeführt; denn da sich nach einer treffenden Äußerung des politischen Publizisten Simon Sterne in Amerika die Überzeugung herausgebildet hat, daß die Legislatursessionen ein öffentliches Übel seien, so ist die Einschränkung dieses Übels eine öffentliche Wohltat. In einem Schreiben an Theodor Roosevelt, der damals eben zum Gouverneur des Staates New York gewählt worden war, sagte Sterne: „Jedes Jahr wird eine große Menge unverdauter gesetzgeberischer Anregungen, die leider Gesetzeskraft erlangen, über das Land gegossen, um dort ihre verderbliche Mission zu erfüllen (to work out its mission of evil)." Dasselbe läßt sich mit gewissen Einschrän-

kungen heute von jeder gesetzgebenden Versammlung sagen. Es darf den Deutschen zum Trost gereichen, daß unser Reichstag und die Landtage nicht entfernt solch' ergiebige Produktionsstätten unheilvoller Gesetzfabrikation sind wie die Körperschaften jenseits des großen Wassers. Es ist auch zweifelhaft, ob Herbert Spencer über die Qualität unserer Gesetzgebung trotz aller ihr anhaftenden schweren Gebrechen ein so vernichtendes Urteil fällen würde wie über die seines englischen Vaterlandes, die er mehr als einmal als unbrauchbar, als „anspruchsvolle Fehlschläge" und „Auswüchse des nationalen Lebens" gegeißelt hat.

Als einen weiteren schädlichen Wesenszug des englischen und amerikanischen Parlamentarismus stellt Sydney Low die mangelhafte Qualifikation der Abgeordneten für ihren gesetzgeberischen Beruf hin. Tatsache ist, daß in den Ländern mit starken demokratischen Tendenzen die Neigung überhand nimmt, das Gleichheits-Prinzip auch auf die Befähigung zu öffentlichen Ämtern auszudehnen, — genauer ausgedrückt, auf die Beurteilung dieser Befähigung bei der Vergebung öffentlicher Ämter. Man nimmt in demokratischen Ländern nicht nur als selbstverständlich an, daß ein Mensch a limine so gut sei wie der andere, vor dem Gesetz, in der Gesellschaft usw., — sondern auch, daß ein Mensch über alle Fragen des öffentlichen Interesses ebenso unterrichtet sei wie der andere. In England wie in Amerika (bis zu einem gewissen Grade sicherlich auch in Deutschland) werden die Schwierigkeiten des Regierens zumeist unterschätzt, die Fähigkeit und Brauchbarkeit des Durchschnitts-Gebildeten zum Regieren und Gesetzgeben dagegen bedeutend überschätzt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der sozialistische Zug der Zeit auch in Deutschland in immer steigendem Maße zur Besetzung der Mandate mit wohlmeinenden Dilettanten führt; eine Tendenz, die sich voraussichtlich nicht mehr aufhalten läßt und die — es ist eigentlich unlogisch — zum großen Teil dafür verantwortlich ist, daß die hervorragenden Praktiker, die berufensten Vertreter unserer großen wirtschaftlichen Gruppen dem Parlament fernbleiben.

Im allgemeinen läßt sich von den sehr lehrreichen Betrachtungen Sydney Lows sagen, daß sie uns Deutschen eine gewisse Beruhigung bieten. Trotz des unzufriedenen Murrens über die Veränderung, die das House of Commons zu seinem Nachteile durchgemacht hat, läßt Herr Low deutlich genug durchblicken, daß er nicht nur an die unzerstörbare Lebenskraft des englischen Parlaments, sondern des Parlamentarismus überhaupt glaubt. Gerade Westminster müßte ihn in diesem Optimismus stärken. Wie schlecht es auch heute in dem Riesengebäude an der Themse in vielen Dingen aussehen mag, so ist es doch ein strahlender Palast im Vergleich zu dem Parlament des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Mitglieder ihre Stimmen den Ministern verkauften. Der Kuhhandel war damals in Westminster in voller Blüte; die öffentliche Moral hat ihn wieder abgeschafft. Herr Low übersieht ebenso wenig wie alle anderen Tadler des modernen Parlamentarismus die korrigierende und kontrollierende Kraft dieser öffentlichen Moral. Er übersieht vor allem nicht, daß der Parlamentarismus den wichtigsten Fortschritt dar-

stellt, der das Staatsleben der neueren Völker von dem der Alten unterscheidet. Das alte Rom ist über die Verfassung einer Stadtgemeinde nicht hinausgekommen, hat den Fortschritt zur Volksvertretung nicht vollzogen, selbst dann nicht, als es schon ein Weltreich war; so war der Alleinherrschaft der Cäsaren der Weg aufs schönste geebnet, und es ist noch heute eine offene Frage, ob selbst die schlechtesten Imperatoren dem Gemeinwesen mehr geschadet haben als der ausbeuterische „republikanische" Senat und seine Prokonsuln. Wie soll übrigens ein brauchbarer Ersatz für unseren Parlamentarismus gefunden werden? Ein Versuch größerer Art ist mit der Verfassung des Napoleonischen Kaiserreichs gemacht worden; er ist sicherlich nicht geeignet gewesen, zur Nachahmung zu reizen. Der Parlamentarismus wird, trotz Bismarck, mit oder ohne die ihm anhaftenden Mängel ein unentbehrliches Mittel größerer Völker bleiben, um ihre staatlichen Aufgaben zu lösen. Ist uns ein Parlament der Pitt und Fox, der Thiers und Guizot, der Forckenbeck und Lasker unerreichbar, so werden wir uns, wenn wir vernünftig sind, mit dem Parlament der Morley, der Clémenceau und Zedlitz bescheiden.

---

# Frau Förster-Nietzsche und die Taschenausgabe der Werke Nietzsches.

Von

Arthur Bonus.

Vorbemerkung: Der nachfolgende Aufsatz ist vor fast einem Jahre geschrieben worden, und zwar als Rezension der Taschenausgabe der Werke Nietzsches, lange also vor den neuen Enthüllungen. Er enthält das gleiche Urteil über die Tätigkeit der Frau Förster-Nietzsche, das ich bereits vor zehn Jahren mehrfach ausgesprochen habe, vor allem in den Preußischen Jahrbüchern Juni und Juli 1898. Ich habe damals so wenig als bei der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes ahnen können, wie sehr die schlimmsten Vermutungen über das wirkliche Verhältnis Nietzsches zu seiner Schwester von der Wahrheit noch übertroffen wurden. Wieviel man immerhin rein aus den verschiedenen Veröffentlichungen der Frau Förster selbst schließen konnte, wird er beweisen. Ich legte ihn damals zurück, einmal wegen seiner notgedrungenen Bitterkeit, vor allem aber, weil eine so kritische Meinung über die Frau Förster-Nietzsche doch keine Aussicht hatte, durchzudringen. Jetzt ist es anders. Jetzt erscheint es als möglich, auch mit dem Sachlichen, das ich vorzutragen habe, und auf das es mir allein ankommt —

die Person der Frau Förster ist gestraft genug! — Gehör zu finden. Es wäre aber eine wahre Befreiung, wenn wir endlich den wirklichen Nietzsche sehen lernten ohne den Schatten, den der kranke auf den gesunden zurückgeworfen hat.

* * *

Man hat auf die verschiedenste Weise versucht, auch den Aufstieg des Genius als eine langsame Entwicklung, ein völlig nach den bekannten Weltregeln vor sich gehendes allmähliches Indiehöhegehen einer langen, viele Geschlechter umfassenden Lebenskurve nachzuweisen. Die Vorgeschichten in unseren Biographien dienen diesem Zweck. Es handelt sich dabei um ein wissenschaftliches Bedürfnis, das zu befriedigen ein edles, mit mannigfaltiger Belehrung verbundenes Vergnügen bietet, wogegen also auch nichts einzuwenden ist. Interessanter ist aber zu beobachten, wie schwer eine solche langsam und andauernd ansteigende Linie sich herstellen läßt. Häufig zeichnet sich die Familie des Genius durchaus nicht durch ein besonders hohes Geistesniveau aus.

Zuweilen scheint es fast, als gehöre zu den Existenz-, vielmehr zu den Entstehungsbedingungen des Genius eine gewisse Dumpfheit der nächsten Umgebung. Ein nur mit großer Kraftanstrengung zu überwindendes Philisterium will nötiger für die Entstehung des Genius erscheinen als ein schon selbst halbgenialer Boden. Der Mensch muß — so scheint es mitunter — von Jugend auf am Philisterium gelitten haben, damit der Wille, da herauszukommen, so stark werde, daß er den Genius erzeuge. Es gelingt durchgängig den Biographen bedeutend viel einleuchtender, diesen Onkel- und Tantenhintergrund zu zeichnen, von dem der Genius sich abhebt, als den meist sehr verborgenen Anstieg zu ihm. Daher die gefürchteten Biographieanfänge.

Das sind bekannte und jedem erfahrbare Leiden. Wirklich groß und ans Tragische grenzend wird die Sache erst, wenn es diesem lauernden und muffigen Philisterium, das man sich am Boden der meisten Genies vorstellen muß, gelingt, den ihm Entstiegenen noch bei lebendigem Leibe zurückzuschlucken. Das meiste, was im kirchlichen Sprachgebrauch „Bekehrung" heißt, ist leider dieser Art. Immerhin, in solchen Fällen geschieht es mit Wissen und Willen der Zusammengebrochenen, die in dieser „Heimkehr" Frieden fanden von weiten, anstrengenden Fahrten. Und dies versöhnt mit dem Schauspiel. Man ist den Gebern der guten Gaben dankbar für das Geschenkte und empfindet mehr das Erfreuliche darin, daß der Rest des Geistes, den sie für uns verzehrten, diejenige Ruhe gefunden hat, die ihm selbst angemessen und erquicklich schien. Das Unerfreuliche daran, daß sie den Geist so verbrauchten, verschwindet dahinter. Im Höchstfalle empfinden wir die Tragik eines solchen Lebens, und im Tragischen liegt stets auch eine Versöhnung. Zumal eine ästhetische. Es gibt aber Lebenslinien, in denen sich die Tragik mit dem schlechthin Widerwärtigen gattet. Und die sind schwerer zu ertragen.

Auf einen solchen Fall, der schon seit zwanzig Jahren spielt und dessen bloße Möglichkeit mir schon vor zehn Jahren ein Beweis für einen außerordentlichen Tiefstand der Kultur zu sein schien, möchte ich aufmerksam machen.

Nietzsches Größenwahn war im Sommer 1888 zum Ausbruch gekommen. Seit ungefähr dieser Zeit muß es sein, — ich habe mir die Mühe nicht geben wollen, hier nähere Daten festzustellen, — daß die Tätigkeit der Frau Förster-Nietzsche einsetzte. Diese höchst exemplarische Dame hatte ihrem unverheirateten Bruder gelegentlich die Wirtschaft geführt, ihm auch hier und da „auf den Stoppelfeldern der Philologie" schwesterlich abschreibende Hilfe geleistet, wie das seit der Austreibung aus dem Paradies geschwisterliche Sitte gewesen zu sein scheint, und hatte nach einer ungefähr seit derselben Zeit gebräuchlich gewordenen Sitte die brüderlichen Werke mit scherzhaften Inschriften dediziert bekommen. Auf diese im Familienleben gelehrter Herren einigermaßen gebräuchlichen Vorkommnisse gründete die Dame, von der hier die Rede ist, nachmals ihr Lebenswerk. Sie war inzwischen an jenen abenteuernden antisemitischen Oberlehrer verheiratet gewesen und verwitwet geworden. Eines Tages sah sie sich als fast alleinige, nach einiger Zeit als ganz alleinige Erbin eines Berges von Papieren. Mit derselben zähen Energie, mit der sie ihrem Manne geholfen haben mag, tropische Urwälder zu roden, machte sie sich daran, durch diese mehr als tropischen Wälder sich Wege zu brechen. Diese ihre Versuche haben etwas durchaus Rührendes und Respektforderndes. Und wenn es dabei geblieben wäre, würde man nie in Versuchung kommen können, anders als mit größter Hochachtung von ihr zu sprechen. Nur, solche Dinge müssen in der ihnen zukommenden Bescheidenheit betrieben werden. Der Mensch, der sie treibt, muß die Distanz ermessen können, die ihn von dem trennt, was man sich mit aller Energie nicht geben kann.

Frau Förster-Nietzsche hatte möglichenfalls zuviel Amerika gesehen, um nicht zu verstehen, daß das glänzendste Material tot bleibt, wenn nicht ein erfinderischer Kopf darüber gerät, der nun etwas damit „macht". Sie gründete also das „Nietzsche-Archiv" — den Ausdruck „Nietzsche-Museum" glückte es ihr gerade noch zu vermeiden! Man weiß, was in diesem Nietzsche-Archiv gezeigt wurde. . . . Natürlich hatten nur vornehme oder verdiente Besucher den Anblick; und nur wenige von denen konnten der Neugier widerstehen, sich das sich bewegende Mysterium des Archivs anzusehen. Diese Dinge sind außerordentlich schamhaft. Frau Förster-Nietzsche empfand anders. Sie suchte das heruntergehende Interesse von Zeit zu Zeit neu anzufachen, indem sie Zeitungsberichte darüber verfaßte, was der unglückliche Wehrlose für Kopfbewegungen gemacht habe oder zu machen pflege, wenn ihm dies und das vorgespielt werde.

Allmählich wurde der betriebsamen Frau natürlich deutlich, was für eine Gewalt sie in dem umfangreichen Nachlaß des Mannes besaß. Gerade die modernsten Zeitschriften legten verständlicherweise großen Wert darauf, sozusagen Nietzsche zum Mitarbeiter zu haben, wenn auch von seiner Seite aus unfreiwillig. Noch lebte er ja. Und sein so reicher Nachlaß konnte lange genug herhalten. Möglichenfalls schlugen die ersten

Auslassungen der Dame auch noch einen zurückhaltenderen Ton ein. Auf die Frau aber wirkte diese freundliche Aufnahme anders; sie muß jedenfalls sehr schnell zu großer Zuversicht gekommen sein. Denn von jenem erschrecklichen Monstrum, das sich „Leben Friedrich Nietzsches von Elisabeth Förster-Nietzsche“ nennt, ist meines Wissens der erste Band doch schon sehr bald erschienen. Hier zuerst marschierte jene lange Reihe von Onkeln und Tanten und guten, guten Großpapas auf, die für die große Vornehmheit der Familie gutsagen sollte. Im zweiten Bande war dann das Selbstvertrauen der Biographin noch höher gestiegen. Hier zuerst, wenn ich mich recht erinnere, setzte sie sich ganz offen auf den Lehrstuhl für Nietzsche-Philosophie, den sie mit dem Archiv gegründet hatte. Hier zuerst machte sie sich auch als Oberpriesterin der Nietzscheschen Kultgemeinschaft auf und redete die Gläubigen ermunternd an. „Meine Freunde“ sagte sie. Diese Dinge wurden steigend schlimmer und komischer. Das Böseste wurde, daß die Frau allmählich den Mut zu eigenen Erläuterungen, Vor- und Nachwörtern bekam. Denn dadurch drohte der Zustand, daß Nietzsche überhaupt nicht mehr allein, sondern nur noch unter Vormundschaft seiner tugendhaften Schwester sprechen durfte.

Der Höhepunkt schien mir erreicht, als die kleine Ausgabe der „Gedichte und Sprüche“ erschien. Hier kam es sogar zu der rührenden Szene, daß die Herausgeberin eine Erläuterung mit dem Satze abbrach, sie wolle die freie Forschung nicht in vorgeschriebene Bahnen lenken. Es schien mir, als könnte es über die verzweifelte Komik des Vor- und Nachworts zu dieser Sammlung nicht mehr hinausgehen. Als müsse sie jetzt zur Empfindung gebracht werden können. Es war aber nichts zu erreichen, und der Satyrtanz der Frau Förster über dem lebendigen Grabe setzte sich nur noch toller fort.

Alle diese Aufsätzchen, in denen entweder die Hüterin der Familientradition den lieben Fritz unter den Regenschirm nahm, oder in denen der Nachweis geführt wurde: Nietzsche ist Fritz und Elisabeth ist seine Schwester! — alle diese Elaborate standen zumeist in Zeitschriften, die so vernehmlich den Anspruch auf einen erlesenen Geschmack nicht nur erhoben, sondern in nicht Wenigem auch durchzusetzen wußten, daß es sich mit der Zeit verbot, zu glauben, daß sie sie um ihres eigentlichen Wertes willen druckten. Es blieb also nur übrig, anzunehmen, daß es sich für sie um eine Art Friederike-Kempner-Genuß dabei handelte. Vielleicht hätten sie sich für zu vornehm gehalten, sich einer solchen Art Genuß hinzugeben, wenn nicht der andere Umstand dazu gekommen wäre, der Nachlaß, den Frau Förster verwaltete. Wenn ich mich recht erinnere, enthielten die Artikel zumeist auch irgend einen echten Brocken aus dem noch unveröffentlichten Material. In der neueren Zeit jedenfalls scheint es eine ganz bewußte Technik der Herausgeberin zu sein, die Selbstbiographie Nietzsches, die sie vorläufig nicht veröffentlicht, in kleine Brocken zu zerschneiden, mit denen sie ihre Arbeiten würzt. Indessen von diesem „Ecce Homo“ müssen wir überhaupt noch des näheren reden.

* * *

In der neuen „Taschenausgabe der Werke Nietzsches" nämlich ist nun eingetreten, was sich lange fürchten ließ: Man kann jetzt schlechterdings keine Schrift Nietzsches mehr lesen, ohne durch den literarischen Brei durchzumüssen, den Frau Förster vorne und hinten herum gelagert hat. Man kann fragen, weshalb die Herausgeberin denn noch immer nicht darauf verzichtet hat, persönlich zu bevor- und nachworten. In der Tat sind die neuen Beigaben zurückhaltender als frühere. Es ist aber dadurch eine neue Komik hineingekommen. Es haben inzwischen allerlei mehr oder minder ansehnliche Größen über Nietzsche geschrieben; Frau Förster-Nietzsche benutzt sie, druckt sie auch wohl mit freundlicher Anerkennung ab: „Dr. Soundso sagt sehr richtig", „Professor Soundso schreibt über diese Zeit so richtig". Es ist eine sehr liebe Eigenschaft der Frau Förster, daß sie, wenn sie sich mitunter auch zu starkem Tadel entschließt, doch ungemein gerne lobt. So sind die Griechen ihr ein „wundervolles Volk allerersten Ranges", sie führt eine Äußerung Bismarcks an und bemerkt dazu: „Das ist ein ganz richtiger Grundsatz". Auch Nietzsche selbst wird natürlich des öfteren belobt. Daß er alles, was er gesagt hat, als allererster gesagt hat, will dabei noch wenig bedeuten; aber er „durfte", was er von sich selbst gerühmt hat, nach Frau Försters Entscheidung auch „mit einem berechtigten Selbstbewußtsein" schreiben, so daß wir in diesen Dingen also der Zweifel glücklich überhoben sind. Am besten fährt Liszt. Er nämlich hat das Große erreicht, in einer Angelegenheit „genau" die „eigenen Empfindungen" der Frau Förster auszudrücken.

Vor allem aber besitzt sie ein untrügliches Kriterium für alles, was in einer Sache jemand „sehr richtig" oder aber als „oberflächlicher Schriftsteller" gesagt hat. Ein Kriterium, wie es scheint, letzter Instanz, nämlich Nietzsche selbst. Dazu eines, das keiner außer ihr nachprüfen kann, wie es zunächst scheint. Aufzeichnungen ihres Bruders, in denen er sich über sich selbst und seine Werke einigermaßen ausführlich ausspricht, und die sie in sorgfältiger Verborgenheit behütet.

Indessen gerade hier liegt das Bedenkliche der neuen Vorwörter zu den Werken Nietzsches. Erstlich ist es durchaus nicht immer so, daß der Autor selbst am vorurteilslosesten über sich denkt, oder auch nur die fehlerloseste Auskunft über seine Werke zu geben in der Lage ist. Am allerwenigsten ist das aber bei Nietzsche der Fall. Er sah stets in sich, was gerade sein Ideal war. Und es macht einen unbeschreiblich komischen Eindruck, wenn nun in biederem Ernste und schön abgewogener Prosa wiederholt wird, was der Dichter aus grüblerischen Phantasien und Selbstverklärungen heraus in sich und seine Schriften hineingedichtet hat. Wenn Nietzsche in einer Art von Schutzvorstellung meinte, er habe in Schopenhauer und Wagner im Grunde nur sich selbst gedichtet, so hört man den sich quälerisch vor sich selbst Verteidigenden heraus, und es mag hingehen. Aber was soll man sagen, wenn nun Frau Förster das in ihre geheimnisvoll andeutende Prosa übersetzt: „Ob Schopenhauer und Wagner dem verklärenden Bild, das mein Bruder von ihnen damals in seinen Briefen und Schriften entwarf, in Wirk-

lichkeit entsprochen haben, können wir jetzt nicht mehr aufrichtig bejahen. Vielleicht sah er in ihnen das, was er selbst einmal werden sollte.“ Man beachte die sanftmütige Mäßigung in dieser Expektoration, durch die doch alles erst so unendlich plump wird! Indessen das Schlimmste habe ich noch nicht erwähnt. Ich tue es sofort. Nämlich es gibt noch ein anderes unfehlbares Kriterium dafür, ob jemand Nietzsche herauszugeben, geschweige auszulegen berufen ist, oder nicht.

Die Sache ist im Grunde sehr einfach. Was auch alles die Schwester an Nietzsches Krankheit herumerklärt hat, so hat sie doch die einfache Tatsache, daß er in Wahnsinn und zwar Größenwahnsinn gefallen ist, nicht wegerklären können. Da ist es denn am Ende nur eine Frage des gesunden Urteils über vorliegendes Material, wann man den Wahnsinn anfangen lassen will.

Nach Frau Förster ist aber an einen Einfluß des Wahnsinns auf irgend einen Teil seiner Schriftstellerei in alle Weite nicht zu denken. Man erinnert sich ihrer Erklärung vom Wahnsinnsausbruch? Nietzsche hat sozusagen an unglücklicher Verehrung für seine Schwester gelitten. Als nun böse Menschen fertig gebracht hatten, ihn in Zweifel darüber zu setzen, ob seine Schwester ihm noch vertraue, da — was blieb dem Armen übrig, als Chloral zu nehmen! Genauer zu sprechen: als von dem Chloral, von dem er schon lange nahm, eine zu große Dose zu nehmen. Am andern Morgen war es um ihn geschehen.

Aus solchen und ähnlichen Erzählungen der Frau wird man, nebenher gesagt, immer mehr inne, welche Bedeutung sie im Leben ihres Bruders gespielt hat, so wird auf eine einfache und sinnige Weise die Lebensbeschreibung des Bruders ein einziges großes Dokument für die Bedeutung der Schwester.

In einem derartigen Zusammenhang nun kommt sie auch auf die bereits erwähnte Tatsache zu reden, daß Nietzsche schon lange Chloral nahm. Es scheint, daß man am Morgen nach solchen Exzessen die Welt nicht sehr freundlich betrachtet, und sie habe nun in ihrer liebevollen Weise den Bruder gefragt: Fritz, habe sie gesagt, leiden da aber nicht deine Schriften darunter? O, habe er geantwortet, das mache er alles am Nachmittag wieder raus. Es gibt verschiedene Wege, sich dichterisches Schaffen vorstellig zu machen. Frau Förster hält dafür, daß man die Stimmung einer Dichtung sozusagen mit dem Rotstift rein- und rausmachen kann. Wir andern werden wohl dabei verharren, zu vermuten, daß jenem Ausbruch des Größenwahns eine lange Geschichte vorhergehen möchte. Auch wird uns klar sein, daß man diese Vorgeschichte wahrscheinlich am ersten in seinen Äußerungen über sich selbst zu suchen haben wird. Und wir werden uns nicht weiter wundern, zu finden, daß gerade diese Äußerungen es in der Tat sind, die schon lange Jahre vor der Katastrophe vom Wahnsinn gefärbt sind. Dazu gehören vor allem die Vorwörter, die er seit 1886 seinen früheren Büchern schreibt, und dazu gehört ferner nicht zuletzt — nach allem, was die Schwester davon verlauten läßt — die Biographie, jenes Ecce homo, das sie verwahrt, aus dem sie Brocken in ihre dünnen Suppen schneidet,

und an dessen Selbsteinschätzungen sie unterscheidet, wie man Nietzsche zu verstehen hat und wie nicht.

Um diesen Tatbestand eindeutig herauszuheben: Während ein seiner Aufgabe auch nur von ferne gewachsener Herausgeber sich vor allem darüber klar sein mußte, daß es gelte, den kranken Nietzsche vom gesunden aus zu verstehen und zu beurteilen, so hat nun die Schwester es fertig gebracht, daß man nur noch durch die irre Brille des Kranken die ganze Reihe der Werke sieht. Während es bei einigem Nachdenken schlechterdings unmöglich war, nicht zu sehen, daß unter den obwaltenden Umständen die Vorwörter aus den Wahnsinnsjahren für eine chronologische Ausgabe natürlich unter die Schriften der Zeit gehörten, in der sie entstanden waren, so hat diese Herausgeberin jene unleidliche Kette von Selbstbespiegelungen einer kranken Zeit durch das ganze Werk hin verteilt. Das gibt dem Eindruck des Lebenswerkes Nietzsches freilich eine stärkere Einheitlichkeit, als ihn der „Oberflächliche Schriftsteller" hat, der kritischer zu Werke geht! Diese Einheitlichkeit des Eindrucks hat die Herausgeberin nun noch weiterhin zu verstärken gewußt dadurch, daß sie den inzwischen noch um etwas Beträchtliches, wie es scheint, kränker gewordenen Verfasser der Selbstbiographie sich über seine einzelnen früheren Schriften noch weiter aussprechen läßt.

Könnte man der Herausgeberin soviel Bewußtsein zuschreiben, als zu einer so weitausholenden Fälschung immerhin gehören würde, so müßte man sagen, diese neue Ausgabe sei im Grunde eine zusammenhängende große Fälschung. Objektiv genommen ist sie das jedenfalls. Sonst aber ist es mir nicht wahrscheinlich, daß die Frau weiß, wie sie durch diesen neuesten Schritt ihrer Nietzsche-Zurechtdichtung das Lebensbild des Mannes verunstaltet hat. Denn wer sich unbefangen der Führung dieser neuen Ausgabe anvertraut, wer in den „Einleitungen", „Vorreden zur zweiten Ausgabe", „Versuchen zu einer Selbstkritik" von allem Anfang an dieses ständige Posieren und Auf-dem-Kothurngehen mit ansehen muß, der kann eigentlich, wenn er nicht gerade besonders kritisch veranlagt ist, nicht daran zweifeln, daß hier der ausgeprägte Typus des Schauspielers, der unter die Philosophen geraten ist, vor ihm steht. Was Nietzsche einmal von Richard Wagner gesagt hat, der Schauspieler als Musiker, das ist er in dieser von der liebevollen Schwester ihm zusammengesuchten Heldenkleidung geworden: der Schauspieler als Philosoph.

Mir ist Nietzsche viel, und ich habe mich über die neue Gesamtausgabe nicht wenig gefreut. Für mich, der ich über die Vorwörter Bescheid zu wissen glaube und sie kritisch lese, behält die Ausgabe auch weiterhin den Wert, ein reicher Schatz zu sein. Aber der Schaden, der an dem Kulturwert begangen ist, den uns Nietzsches Name bedeutet, der ist kaum abzusehen. Sei es, daß der Leser das Theatralische empfindet, oder sei es gar, daß er es nicht empfindet!

---

# Der Ölberg.

Von

Karl Hans Strobl.

Jerusalem gehört zu den sogenannten „malerischen Städten". Es liegt in seiner Umgürtung uralter Mauern, die sich an manchen Stellen, auf vorspringenden Bergnasen, über steilen Abhängen zu Anhäufungen von wuchtigen Türmen, von ganzen Massen von Gebäuden verdicken, stolz und prangend auf seiner Höhe. Aber es hat vor vielen anderen malerischen Städten das voraus, daß es nicht bloß eine gute Ansicht bietet, vor der man die Maler mit ihren Staffeleien in Doppelreihen aufgestellt findet, sondern daß es hundert überwältigende Blicke gibt. Aus den Tälern, die es im Süden und Osten einschließen, von den Bergen gegenüber, und daß es stets eine sonderbare Luft über sich zu haben scheint, über die ganz anders, als auf irgend einem andern Punkt der Erde die seltsamsten Farben und Stimmungen Macht haben.

Der Herr, den ich abends an der Tafel in Fasts Hotel kennen gelernt hatte, und der sich meinem Ritt um die Mauern anschloß, blickte, als wir an der Davidsburg und an dem Sultansteich vorbei waren und uns dem Hiobsbrunnen näherten, der nahe der Vereinigung des Tales Hinnom mit dem Kidrontale liegt, aufmerksam nach den Talwänden. Sie sind von unzähligen Löchern durchsiebt, vor denen wir manchmal ein buntes Bündel von Fetzen einen in die Sonne hingestreckten Menschen andeuten sahen. Herr Ernst Friedeberg ließ sein Roß langsam gehen, daß die Hufe auf den steinigen Wegen hart aufklappten. „Lauter Gräber!" sagte er mit einem merkwürdigen Zug von Zufriedenheit im Gesicht, indem er auf die Löcher in den Abhängen deutete. „Ein ungeheuerer Friedhof." Ganz Jerusalem und seine Umgebung scheint, wenn man so von Grab zu Grab wandert, wirklich ein ungeheuerer Friedhof. Alle bemerkenswerten Orte haben hier irgend einen engeren oder weiteren Bezug auf Sterben und Verwesung. Da ist in der Nähe der Davidsburg der Sterbeort Mariä, in der Davidsburg auf dem Berg Zion selbst der Sarg Davids, da ist der Berg des bösen Rates, auf dem das Landhaus des Kaiphas stand und der von unzähligen Gräbern durchsetzt ist. Tausende von Gräbern haben sich in die Flanken des Kidrontales eingebohrt und die Bewohner des Dorfes Siloah haben die Höhlen des Todes zu ihren Wohnungen gemacht. Und wo die dunkeln Löcher Platz zwischen sich gelassen haben, sind jüngere Gräber durch weißlich leuchtende Steine angedeutet. Es ist ein Gewimmel von Gräbern, ein Getümmel von Stätten der Verwesung, aus dem ein Geruch nach Fäulnis und Leichen aufzusteigen scheint, der in der heißen Sonne über der Erde brütet. „Lauter Gräber!" sagte Ernst Friedeberg mit sehr zufriedener Miene und sein Roß stolperte über das Bruchstück eines Grabsteines, das den Abhang hinab auf den Weg gerollt war.

Weiterhin im Tal des Kidronbaches sind besonders merkwürdige Gräber aus den Felsen gehauen, die Pyramide des Zacharias, ein Würfel ohne Eingang mit spitzem Aufsatz, das Grab Absaloms mit seiner merkwürdigen Mütze, das Grab Josaphats und das des Jakobus, das eine Vorhalle aus dorischen Säulen hat, ein elegantes Foyer zu einem kleinen Labyrinth von Grabkammern. Von diesen Gräbern aus, in denen die Leere eine drohende, murmelnde Stimme hat, ist der Blick in den Sonnenschein hinaus fast betäubend schmerzhaft, wie die Einsicht in einen schönen, aber tückischen Betrug, den das Leben an uns verübt, wie die Erkenntnis eines millionenfach gegebenen und stets gebrochenen Versprechens.

Zwischen diesen Gräbern, zwischen und in den Wohnungen der Toten, im Bannkreis des schweren Fäulnisgeruches, der von ihnen ausgeht, sind die Wohnungen der lebendig Toten. Der Aussatz hat hier eine seiner blühenden Provinzen. Am Wege kauern sie, diese Elenden, die man das Recht haben sollte, niederzuschießen, um der Barmherzigkeit willen in Säcke zu binden und zu ersäufen. Sie sitzen in der Sonne, winselnd wie Hunde, und wenn man sich ihnen nähert, beginnen sie zu heulen wie die Seelen der Verdammten. Sie halten uns grüne und violblaue Stümpfe entgegen, durch deren verfaultes Fleisch die Knochen durchscheinen, weiche, gelbliche Knochen, die gleichfalls von Fäulnis durchtränkt sind. Das Weinen dieser lebendigen Äser ist der schrecklichste Ton, den diese Erde kennt. Auf Schultern und Armen sind neben roten Narben, die das Fleisch zusammenschnüren, Geschwüre aufgebrochen, die blutigen, von weißen Eiterrändern begrenzten Kratern gleichen. Anstatt der Augen liegen Eiterbeulen unter den zerfressenen Augenlidern, aus denen ein weißlich-grüner Brei langsam in die lippenlosen und zahnlosen Mundhöhlen rinnt. An Stelle der Nasen sind rot umränderte Löcher in den verzerrten Gesichtern. Rümpfe ohne Arme liegen neben Körpern ohne Beine wie Kadaver am Weg. Manche von diesen Unglücklichen sind so scheußlich, daß sie selbst in dieser Umgebung von Abscheulichkeiten uns ihren Anblick nicht mehr zu bieten wagen. Sie haben ihre Köpfe mit Fetzen umhüllt und ihr Stöhnen und Wimmern kommt dumpf unter den schmutzigen Tüchern hervor. Auf dieser Stufe des Elends hat die Scham nichts mehr zu sagen. Männer und Weiber liegen nebeneinander im heißen Staub, der ihre Wunden zerfrißt und sie zeigen ihre gräßlichen Blößen, ihre eiternden Brüste und faulenden Lenden. Unter den vielen Unglücklichen, deren Krankheit an den entstellten Resten der zerfressenen Leiber so überdeutlich ist, sah ich auch einen jungen Mann von vollkommener Bildung des Körpers und anscheinend ganz gesund. Aber als ich näher kam, sah ich das verzweifelte Gesicht und hörte sein Geheul, das vielleicht noch gräßlicher klang als das der anderen, weil er noch mehr Kraft dazu hatte. Die Tränen rannen ihm über die Wangen und er hob den einen Fuß gegen uns auf, um uns auf dessen Sohle ein kraterförmiges Geschwür zu zeigen — die erste Wunde, den ersten Kuß der Krankheit, der er verfallen war und vor der es keine Rettung gibt.

Das war unterhalb des Gartens Gethsemane, der ein wenig über der Talsohle auf

dem Abhang des Ölberges liegt. Die Ölbäume dieses Gartens sind uralt, borstige, zerspellte Stämme mit verwirrten Ästen, aber sie haben etwas Mildes und Gütiges an sich, wie Greise, die viel erlebt haben und deshalb alles begreifen. Sie stehen inmitten eines jungen Volkes von bunten Blumen, die nichts auf Weisheit geben, sondern alles von der Schönheit verlangen, zwischen Beeten, die sorgfältig gepflegt sind und mit den sandüberstreuten, gelben Wegen ein hübsches, frisches Muster bilden. Der Franziskaner, der den Garten betreut, ging zwischen den Beeten herum, und hie und da beugte er sich lächelnd zu den unbesonnenen, jubelnden Blüten nieder, um sie mit zärtlicher Hand aufzurichten, zu lockern, zu beschwichtigen. Und es war, als habe er beides, das Lächeln und das zärtliche Niederbeugen von den greisen, verstehenden Ölbäumen gelernt, die seine stummen Gefährten sind.

In diesem Garten hat Judas den Herrn verraten. Und dies war vielleicht die schwerste Station auf dem Leidensweg des Mannes, der nach Jerusalem gekommen war, um für sein Werk zu sterben.

Man findet die Darstellung der Passion in vierzehn Bildern an der Innenseite der Mauer, die um den kleinen Garten läuft. Einige Frauen knieten vor einem dieser Bilder und in ihrer Tracht, die sich seit den Tagen Christi nicht geändert hat, erinnerten sie an die Gemälde alter Meister, an die Gruppen klagender Weiber, die, erfüllt von dem Versprechen der Auferstehung, das Erscheinen des Erlösers erwarteten. Es war sehr still in diesem Garten, nur die Sandalen des Mönches scharrten über den gelben Sand, die Weiber murmelten leise und Bienen summten über die bunten Beete hin. Aber ab und zu kam ein schriller Schrei, ein Wimmern, ein Heulen der Verzweiflung aus der Hölle der Aussätzigen da unten vor den Mauern von Gethsemane.

Der Weg auf den Ölberg ist so steil, wie der Weg zur Vollendung. Auf diesem Berg wurde das Werk der Erlösung vollendet. Es war nicht im Blut und Schweiß der Todesstunde vollbracht, es bedurfte noch eines anderen Abschlusses. Der Tod am Kreuz wühlte alle Tiefen auf, aber die Auferstehung und die Himmelfahrt festigten die neuen Gedanken erst. Sie rissen die Herzen empor und gesellten zum Entsetzen und zum Mitleid die Zuversicht. Der Weg zur Kuppe des Ölberges führte Christus an den Aussätzigen vorüber, die schon damals am Rand der Straße winselten, und am Garten Gethsemane vorbei, wo er die schwerste Stunde der Enttäuschungen erlebt hatte. Und von der Felsplatte auf der Kuppe schwang sich der Vollendende in die Höhe, wie der Gedanke, der nach der Tat zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. Durch die Himmelfahrt erst wurde dieses Leben eines Erlösers zum vollkommenen, harmonischen, in sich beruhenden Kunstwerk.

Auf der Stelle, wo Christus den düsteren Bann des Todes durchbrach, der die Stadt und dieses Tal der Gräber und Aussätzigen beherrscht, steht eine kleine Kapelle, die mit einem Derwischkloster von einer gemeinsamen Mauer umschlossen ist. Die Mohammedaner haben, obzwar dieser Bezirk auch ihnen als Heiligtum gilt, hier auch christliche

Altäre zugelassen und scheinen im Zeichen des Bachschîsch überhaupt eine Art von weltmännischer Toleranz erworben zu haben. Der Schech des Derwischklosters wenigstens war gegen uns von ungemeiner Liebenswürdigkeit. Er kam uns unter der Türe seines Hauses entgegen, reichte uns die Hand, klopfte uns auf die Achseln und war gar nicht stolz, obzwar er den grünen Turban trug und also ein Verwandter des Propheten war und schon durch seinen Umfang einen Anspruch auf Ehrfurcht hatte. Er führte uns in den gepflasterten Hof, ließ uns in einige kleine Räume hineinsehen und nötigte uns auf einen Diwan unter einer Galerie, vor dem ein kleines Tischchen stand. Auf sein Händeklatschen kam ein Wesen, über das ich bis heute zu keinem abschließenden Urteil gekommen bin, ob es ein Zwerg, ein Affe oder ein kleines Mädchen war, und brachte auf einer Tasse zwei Schalen mit einer gelben, dicken, syrupartigen Flüssigkeit. Einige Spuren am Rand der Schalen wiesen auf Vorgänger in diesem Genuß hin. In meiner Schale schwamm obenauf eine feiste, grünlich schillernde Fliege, die aussah, als ob sie geradenwegs von den Schwären eines Aussätzigen gekommen sei. Der Schech bemerkte mein Zögern und fuhr diensteifrig mit dem dicken, wulstigen Finger in den Syrup, um die Fliege herauszuholen. Nun konnte ich mich nicht mehr weigern zu trinken. Ich sah in sein aufgequollenes Gesicht, das mir zulächelte. Er war einäugig und pockennarbig und von der Nase hing ihm ein Fleischwürstchen herab, wie vom Hals eines Truthahns. Das Zeug in der Schale war süß, irgend eine Sache aus Honig. Aber ich kann nicht sagen, was es gewesen ist, denn ich wagte nicht nach dem Namen zu fragen, weil unser Wirt das am Ende für ein Zeichen genommen hätte, daß ich noch mehr davon wolle. Ich bewunderte die Perlmutterarbeit des kleinen Tischchens und der Schech fragte mich sogleich eifrig, ob ich es kaufen wolle. Ich glaube, ich hätte in diesem Derwischkloster alles kaufen können, die Schalen, das Tischchen, das Affenmädchen und vielleicht sogar den grünen Turban. Als wir das gastliche Haus verließen, hatten wir zusammen sieben Rosenkränze aus Mekka, drei Riechfläschchen, vier Zigarettenspitzen und sechzehn verschiedene geweihte Steine von den Gräbern mohammedanischer Heiliger in den Taschen.

Es war Abend geworden, als wir vom Minareh des Klosters das Panorama von Jerusalem um uns ausgebreitet sahen. Zu unseren Füßen das Plateau des Ölberges, mit seinen Kuppen, deren jede ihr großes Ereignis hat, dann die Abhänge, die noch immer mit Ölbäumen bestanden sind und jenseits des beschatteten Kidrontales die Stadt mit dem Felsendom und dem festen Gurt ihrer Mauern, die sich hier nur in dem Stefanstor öffnen. Wenn man sich umwendet, so hat man die Wüste Juda vor sich und dann die arabischen Berge, hinter denen die große Wüste liegt. Zwischen den gelben und roten Bergen aber liegt, 1200 Meter tiefer als wir, ein Stück blauen, blankgeschliffenen Stahles, ein Stück des toten Meeres. Die Sonne schien das ganze Land zu harten, trockenen Blöcken aus Lehm verbrannt zu haben und zwischen diesen in den Farben der Hitze gemalten Falten und Wellen lag der fröhliche Wasserspiegel wie ein Stück Leben. So nahe schien er uns, als könnten wir ihn gemächlich wandernd noch vor völliger Dunkelheit

erreichen, obzwar er einen Tagesritt von Jerusalem entfernt ist. Über uns war der Himmel so hoch und fern, als habe er sich an der Stelle der Auffahrt Christi wie eine Kuppel ausgewölbt, noch einmal so weit gespannt und ein weit größeres Stück der Unendlichkeit des Raumes gezeigt als anderswo. Aber über der Stadt war ein fahles Gelb, mit Abstufungen eines Grüns, unangenehme Phosphorfarben, wie sie aus chemischen Prozessen hervorgehen, Verwesungsfarben. „Lauter Gräber," sagte Ernst Friedeberg wieder und zeigte ins Tal hinab. Und die Zahl der weißen Grabsteine und der dunkeln Höhlen schien sich vermehrt zu haben, wie eine Flut anzuwachsen, die Abhänge zu überschwemmen und das Tal zu erfüllen. Dort drüben und dort unten war der Tod noch nicht überwunden.

Mein Begleiter war vorangeritten, ich aber stand noch immer vor der Mauer der Himmelfahrtskapelle, hielt mein Pferd am Zügel und sah nach der Stadt hinüber. Das Tal war grau und öde, nur die russische Kirche empfing auf ihren blauen und grünen Zwiebelkuppeln noch das fahle Licht des Abends und gab ihm die ungestüme Kraft ihrer Farben. Als ich, mein Roß hinter mir führend, den nun ganz einsamen, steilen und steinigen Weg hinabstieg, sah ich an der Mauer des Gartens Gethsemane einen Menschen. Er stand an der geschlossenen Gittertüre des Einganges, hielt die Eisenstäbe mit den Händen fest, preßte das Gesicht daran und sah in die Dämmerung hinein. Die Steine klangen unter den Hufen des Pferdes. Der Mann schrak auf, schaute verwirrt um sich und ich sah in ein bleiches Gesicht, inmitten eines Gewirres von roten Haaren. Die hohe Stirn war von unzähligen Falten überzogen, der Mund von verhaltener Qual verzerrt und an beiden Seiten der starken Nase waren die Linien des Schmerzes tief eingegraben. Wir schauten uns einen Augenblick lang an und ich sah schwere Tränen über seine eingefallenen Wangen zögern. Dann zuckte es durch seinen Körper und er lief mit großen Sätzen davon, dem Kidron zu in der Richtung auf das Tal Hinnom, wo Hakeldama liegt, der Blutacker, den Judas um den Verräterlohn der dreißig Silberlinge gekauft hat.

Ich beschloß den Abend in der „Brasserie Teutonia" vor dem Jaffa-Tor. Über dem Eingang hing der deutsche Nationalheilige, Sankt Gambrinus. Er saß rittlings auf einem Faß, hatte große Ritterstiefel, einen Schlapphut und einen aufgepappten Bart, wie ein Schmierenkomödiant, der den Rudolf von Habsburg spielt. In der rechten Hand hielt er den Mogen Dovid, das Symbolum des deutschen Reiches, den überschäumenden Doppelliter. Und alle Wallfahrer, die unter diesem anlockenden Gemälde in das Heiligtum einzogen, sahen Sankt Gambrinus mit verklärten Augen an. Auf einer Estrade, einem Podium, einer Galerie, einer Tribüne, saß eine Gesellschaft von Erwachsenen und Kindern, die einen meuchlings mit Musik überfielen, wenn man es am wenigsten vermutete.

In der Brasserie Teutonia erfuhr ich auch Näheres über die Umstände des Herrn Ernst Friedeberg und begann zu begreifen, warum er sich so für Gräber interessierte. Herr Ernst Friedeberg hatte einen der sonderbarsten Berufe, die man nur haben kann. Er war nämlich Leichentransporteur. Das heißt, er begab sich auf Wunsch wohlhabender

Familien in ferne Länder, um die Leichen dort verstorbener Angehöriger zurückzuholen. Er suchte, mit besonderen Instinkten für alle Angelegenheiten der Verwesung begabt, die Stätten des Todes auf, fand unter tausenden von Gräbern das richtige heraus, grub den Toten aus und brachte ihn, in welchem Zustand immer, in die Heimat zurück. Er hatte die ganze Erde nach Kadavern durchsucht, hatte sich mit allen Behörden der Türkei, Chinas und Boliviens herumgeschlagen und kannte die Art, wie man durch zweckmäßige Verteilung von Bachschîsch am ehesten zu seinem Ziel kommt. Er war mit Begeisterung bei seinem Beruf und war nicht wenig stolz auf das Vertrauen, das er genoß, denn er hätte ja auch ganz gut irgend einen beliebigen Leichnam zurückbringen und für den Gesuchten ausgeben können, denn besondere Merkmale waren zumeist wohl nicht mehr vorhanden, nicht wahr?

Er lächelte mich an und der Schatten, den sein spitzer Kopf mit den abstehenden Ohren an die Wand warf, glich dem einer großen Fledermaus. Dann griff er in seine Brusttasche und holte seine Karte heraus, auf der seine Firma umständlich angegeben war. „Es empfiehlt sich," sagte er, „diese Karte zu kuvertieren, mit der Adresse seiner nächsten Angehörigen zu versehen und stets bei sich zu tragen. Man kann ja doch nicht wissen, was geschieht. Schnell tritt der Tod und so weiter, nicht wahr?" — Ich dankte und steckte die Karte zu mir. Ich habe aber bis heute noch keinen Gebrauch von ihr gemacht.

---

# Das Fräulein von Vaugelas.

## Eine dramatische Studie.

Von

Kurt Friedrich Freksa.

Ein Zimmer im Geschmacke des Rokoko.

In der Mitte der Rückwand eine hohe Glastür, die auf eine Terrasse zum Garten führt. Rechts und links neben der Tür hohe Glasfenster. Die Wände sind mit Creton bespannt, in denen blaßlila und blaßrosa Töne vorherrschen.

Rechts vorn ein holländischer Kamin mit blauen Kacheln, davor zwei steife Lehnstühle. An der linken Seitenwand eine Ottomane, über die ein gelbseidener Betthimmel gespannt ist. Auf der Ottomane weiche Kissen und seidene Decken in matten Farben. Der Boden ist parkettiert. Vor dem Ruhelager ein wolliges weißes Fell und ein Tabouret.

Die Möbel zeigen die Übergangsformen zum Empire.

An der linken Seitenwand hängt ein Bild von Fragonard, das eine Liebesszene im Bett darstellt.

Fräulein von Vaugelas sitzt auf einem der beiden Lehnstühle, mit dem Rücken gegen den Kamin in tiefvioletter, ausgeschnittener Robe und gepuderten Haaren. Ihre Hände sind lässig im Schoß. Während des Folgenden sind ihre Bewegungen graziös beherrscht und von scheinbarer Hilflosigkeit. Vor ihr steht

St. Mort im apfelgrauen Frack, Jabot, blauseidenem Gilet und weißer Weste, langen, hellgrauen, enganliegenden Hosen und Stulpenstiefeln. Seine Bewegungen sind bestimmt, ein wenig eckig. Er liebt es, mit der rechten Hand eine dozierende Bewegung zu machen.

Fräulein von Vaugelas: Ihre Absicht, Herr von St. Mort, ist ehrenhaft, Ihre Neigung rührt mich. Aber ich gestehe Ihnen, ich sehe wirklich die Notwendigkeit nicht ein.

Wir leben noch immer in Frankreich, und selbst die Sansculotten sind Franzosen und als solche stets galant.

St. Mort: Fräulein von Vaugelas, ich weiß, es war eine Überhebung von mir, wenn ich mir schmeichelte, die Liebe einer so charmanten Person, wie Sie es sind, zu gewinnen, ohne den Beweis meiner Würdigkeit zu erbringen. Aber als Ihr Jugendgespiele, als Freund Ihres Hauses, das leider durch die Ungunst der Natur öde geworden ist, bitte ich Sie, sich meinem sanften Drängen zu fügen. ... Wie sollten Sie als Waise in diesen bewegten Zeitläuften ein gesichertes Leben führen! Sie brauchen einen Mann, auf den Sie sich stützen müssen, der Sie zu schützen weiß gegen Angriffe aller Art, denen ein hilfloses Frauenzimmer nun einmal ausgesetzt ist. Glauben Sie mir, diese Rotten der Straße bestehen nicht aus Menschen. Die Volksführer sind Bestien, denen die andern Bestien folgen. Wie ging es Madame D'Aureville? Sie schenkte dem Werben Legandrés kein Gehör und wurde als Royalistin verhaftet.

Fräulein von Vaugelas: Wer würde mich schützen, wenn Sie selbst verdächtig erscheinen?

St. Mort: Man weiß, daß ich mich nie mit der Politik beschäftigt habe, man braucht meine Hilfe als Arzt, *ich* fühle mich sicher.

Fräulein von Vaugelas: Sie sagen, ich solle Sie zum Schein heiraten. — Halten Sie sich für fähig, ruhig neben einer Frau zu leben, zu der Sie Zuneigung fühlen? Und die keinerlei Gefühle für Sie selbst hegt?

St. Mort: Meine Liebe wird mir die Kraft geben, Ihre Gefühle zu schonen! — Ich werde nur Ihr Beschützer sein gegen jeden Angriff, gegen jede Beleidigung. — Sobald Beruhigung im Lande eintritt, werden wir uns trennen. Ich achte zu sehr Ihr Menschenrecht, als daß ich je erzwingen würde, was Sie nicht freiwillig gewähren.

Fräulein von Vaugelas: Und wenn es mir einfiele, einen andern zu lieben? ...... Würde dies nicht zu schmerzlich für Sie sein? Würden Sie das ertragen?

St. Mort: Ich kenne die Reinheit Ihrer Seele und Ihres Herzens. Sie würden nie gegen einen Mann, der Ihnen Opfer bringt, niedrig handeln.

Fräulein von Vaugelas: Sie wissen auf jeden Einwand eine Antwort. Sehen Sie, St. Mort, meine gute Frau Mutter ist seit drei Wochen nicht mehr unter den Lebenden. Sie haben mir in der Zeit ihrer Krankheit treulich zur Seite gestanden ... Sie haben mir manchen Rat erteilt ........ ist es nicht besser, jeder geht in diesen Zeiten seinen eigenen Weg? .... Man braucht dann nur für seinen eigenen Kopf zu zittern.

St. Mort: Wie wenig Logik Sie haben? Wie sehr Sie Weib sind! Und doch, wie entzückend für einen Mann! Habe ich Ihnen nicht bewiesen, daß ich als Arzt nichts zu fürchten habe, da ich keinerlei Politik treibe. Können Sie nicht von Ihrer vorgefaßten Meinung abgehen?

Fräulein von Vaugelas: St. Mort, es ist unpassend, drei Wochen nach dem Tode der Mutter Vermählung zu feiern.

St. Mort: Mein Kind, wir werden keine Vermählung feiern. Wir gehen auf das Stadthaus, lassen uns als Vermählte in die Bürgerrolle einschreiben ...... das ist alles!

Fräulein von Vaugelas (steht auf): Das ist alles ...... (Sie geht zur Tür im Hintergrunde und sieht in die Dämmerung hinaus.) Wie anders habe ich mir meine Hochzeit vorgestellt! Ich wollte ein teerosenfarbenes Kleid tragen, weil das am besten zu meiner Haut paßt ....... und keinen Schmuck als einen großen Smaragd auf meinem dunklen Halse ...... Und Blumen! Viele, viele Blumen! ......

St. Mort: Es ist manches zu nichts geworden. . Ich hatte vor fünf Jahren auch nicht gedacht, daß L'ouclos, der Koch des Herzogs von Alençon, für mich täglich kochen würde. ... Aber vor der Guillotine und im Restaurant sind viele Dinge möglich, die vor zehn Jahren noch gesellschaftliche Unmöglichkeiten waren. ...... Man speist zusammen, und man stirbt zusammen. .. Was gibt's da noch für Unterschiede?

(Kleine Pause.)

Fräulein von Vaugelas (deutet mit hastiger Bewegung in den Garten): Mein Gott, das ist doch .. Sehen Sie, St. Mort!

St. Mort: Das ist Florien Dubois, Ihr alter Lehrer!

Fräulein von Vaugelas: Aber wie sieht der würdige Mann aus!

St. Mort: Er ist Politiker, das sagt alles.

(Die Tür öffnet sich, Florien Dubois, ein breitschultriger, mittelgroßer Mann in Redingote, ohne Hut und Stock. Er ist glatt rasiert, trägt lange weiße Gelehrtenhaare, seine Stirn ist breit und hoch, die Augen sind dunkel und tiefliegend mit starken, schwarzen Brauen.)

Florien Dubois (tief aufatmend): Einen Moment Ruhe! . . . . . . (Er wirft sich in einen der Sessel vor dem Kamin.) Ruhen . . . . . . . . . Mögen sie mein Haupt nehmen! — ich habe für die Wissenschaften gelebt und für die Freiheit gekämpft. (Er springt hastig auf und küßt Fräulein von Vaugelas die Hand). Verzeihung, mein Kind, wenn ich so eindringe!

Fräulein von Vaugelas (mit Anstand): Sie wissen, Florien Dubois ist im Hause Vaugelas stets gern gesehen.

Florien Dubois (hastig mit der Hand deutend): Bitte geben Sie mir das Glas dort! (Er nimmt das Glas heftig aus der Hand des Fräuleins, reißt eine Karaffe vom Tisch, schenkt sich ein, trinkt.) Ich muß weiter . . . . . ich will . . . . . . Ihre Mutter soll nicht in Verdacht kommen . . . . .

Fräulein von Vaugelas: Meine Mutter starb vor drei Wochen.

Florien Dubois: Man ist mir auf den Fersen, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter . . . . . (Er will hinaus, prallt zurück, verriegelt instinktiv die Tür.) Unmöglich . . . . . haben Sie kein Versteck für mich?

St. Mort: Verstecken Sie sich allein, mein Herr, ich werde mit dem Fräulein fortgehen, sie darf nicht gefährdet werden.

Florien Dubois: Geht, Kinder, geht . . . was liegt auch schließlich an mir. Gestern fiel Vergniauds Haupt . . . und viele Köpfe, die mehr wert sind als mein armer Schädel, werden noch fallen!

Fräulein von Vaugelas (reißt sich vom Arme St. Morts los, der sie untergefaßt hat): Nein, wir müssen ihm helfen — — — — Auf den Boden! — — — — In den Keller! — — — — (Pfiffe von draußen.) In den Schrank — — — — nein — — — — in die Truhe — — — nein — — — aber wo? — — — — (Rufe von draußen.)

St. Mort: Wir sind verloren!

Fräulein von Vaugelas: Hier! (klappt die Matratze der Ottomane hoch.)

Florien Dubois: Es ist unnütz, in einer lächerlichen Situation wenigstens soll man mich nicht finden!

Fräulein von Vaugelas: Tun Sie es, ich bitte Sie als Weib! — — — Ich rette Sie sicher!

Florien Dubois (küßt ihr die Hand und kriecht hinein).

Fräulein von Vaugelas (beginnt sich zu entkleiden).

St. Mort: Was soll das bedeuten? So sagen Sie mir doch! — — — —

Fräulein von Vaugelas: Schnell! Den Rock aus! — — — Die Schuhe aus. Das Jabot zerstört — — die Haare durcheinander! — — (Sie legt sich nieder.)

St. Mort: Sie gefährden Ihren Ruf!

Fräulein von Vaugelas: Schnell, schnell — — — — — (Schläge an der Tür.)

Stimmen von draußen: Öffnet! Aufgemacht! Im Namen des Wohlfahrtsausschusses!

St. Mort (zitternd und den Rock abwerfend): Wenn sie ihn finden — — —!

Stimmen von draußen: Aufgemacht! (Einige stimmen die Marseillaise an.)

Stimmen von draußen: Heraus mit dem verdammten Girondisten!

St. Mort (bringt seine Kleidung in Unordnung).

Fräulein von Vaugelas: Zünden Sie Licht an und öffnen Sie, mein Freund!

St. Mort (zündet ein Licht an und öffnet die Tür.) Eine Horde von fünf Mann mit roten Mützen oder großen Hüten mit Kokarden, bewaffnet mit Säbeln, Piken und Gewehren, dringt ein.

Pierre Martin (Metzgerfigur, in blau und weiß gestreiften Hosen, schwarzem Rock und roter Schärpe, das Kinn in ein gelbes Halstuch geknüpft, Schnauzbart, großer Filzhut): Im Namen des . . . . . (Er lacht): Kinder des Vaterlandes, wir stören ein Pärchen, das sich emsig um das Wohl der Republik bemüht! — — — —

Ein Betrunkener: Es lebe die Republik!

Pierre Martin: Durchsucht das Haus — — — — — — Jaques, ans Fenster . . . . Marsch, durchsucht das Zimmer! — — — — — — Es tut mir leid, Bürgerin — Rabaut, bleib' im Gange! — — — Ein paar von den Burschen draußen, auf den Boden — (Das Fenster wird aufgerissen.)

Fräulein von Vaugelas: (zu St. Mort, der unbehilflich dasteht.) Kommen Sie zu mir, mein Freund, Sie werden sich erkälten! (Sie reicht ihm einen Jupon, in den er sich einhüllt.)

Pierre Martin: Ich habe kein Mißtrauen gegen Sie, Bürgerin — (mit den Fingern schnalzend.) Denn Nüsse knacken ist eine friedliche Beschäftigung. Aber die Republik verlangt, daß ich meine Pflicht tue . . . .

Der Betrunkene: Es lebe die Republik! — — (Er brummt die Marseillaise.)

Pierre Martin (nimmt das Licht und leuchtet dem Fräulein ins Gesicht): Nein, diese Augen sind dazu gemacht, sich in der Liebe zu schließen! (Er streichelt sie.) Diese Backen sind dazu da, unter Küssen zu glühen, und das höchste Verbrechen dieses Mundes ist ein Biß in der Wollust! (Er lacht grob.) Ich glaube nicht, daß du mit dem alten Heuchler, diesem verdammten Girondisten, unter einer Decke steckst . . . (Er steht auf und stolpert über die Beine St. Mort's.)

St. Mort (stotternd): Verzeihung, mein Herr!

Pierre Martin (grob): Wer heißt hier Herr!

St. Mort (stotternd): Verzeihung, Bürger!

Pierre Martin (dreht St. Mort kurz den Rücken, zu einem seiner Leute, der unter dem Lager mit der Pike stochert): Gib dir keine Mühe! Unter diesem Lager wäre der alten Bestie der Atem schon längst ausgegangen. (Ein Mann tritt ein . . . zu P. Martin:) Nicht gefunden.

Pierre Martin: Verdammt! Also weiter . . . . Marsch, Bürger . . . . Lebe wohl und liebe weiter, Bürgerin! (Er küßt Fräulein von Vaugelas. Zu St. Mort:) Um die Haut dieses Weibes seid ihr zu beneiden, Bürger. Ihr müßt sie mir leihen, wenn ich mit den verdammten Girondisten fertig geworden bin . . (Er steht auf! . . mit einladender Geste und väterlichem Tone zu St. Mort:) Beendet das Kind . . . der Wohlfahrtsausschuß gibt euch die Erlaubnis . . . die Republik braucht Söhne für ihre Schlachten und Töchter, die Söhne gebären . . .

Der Betrunkene (auf der Schwelle): Es lebe die Republik!

Pierre Martin (mit seiner Rotte ab).

(Pause.)

Fräulein von Vaugelas (steht auf, hüllt sich in eine Decke und würdigt St. Mort keines Blickes. Sie stellt sich ans Fenster. St. Mort fährt in seine Schuhe, zieht sich seinen Rock an, während Florien Dubois die Matratze hochhebt).

Florien Dubois: Ich ersticke fast. (Er steigt aus der Matratze heraus und setzt sich in den Sessel, aufseufzend.) Daß ein Weib meinetwegen das dulden mußte!

Fräulein von Vaugelas (geht auf St. Mort zu): Sie wollten mich gegen jede Beleidigung schützen . . . .

St. Mort (nach Worten suchend): Ich bitte Sie . . . Wir hatten uns unnütz in Gefahr gestürzt.

Fräulein von Vaugelas: Ich sehe, wir verstehen uns nicht.

St. Mort: Ich will Ihnen helfen, Ihren Ruf wieder herzustellen!

Fräulein von Vaugelas: Was kümmert mich mein Ruf! Verlassen Sie mich! Ich bin ermüdet . . .

St. Mort: Aber . . . . . .

Fräulein von Vaugelas (winkt unwillig).

St. Mort (mit tiefer Verbeugung ab . . .).

Pause.

Florien Dubois: Ich danke Ihnen, mein Kind! (Er küßt ihr die Hand.)

Fräulein von Vaugelas: Ich werde Ihnen Tee bereiten. . . . . Erinnern Sie sich nicht. . . Sie sind in demselben Zimmer, in dem Sie mir von den Taten des Brutus und Hannibal, von den Reden des Demosthenes erzählten. Wir lasen hier zusammen den Plutarch . . .

Florien Dubois: Den Plutarch . . . . ! (Er starrt ins Leere.) Gestern fiel Vergniauds Haupt . . . der war ein Redner wie Demosthenes! . . . . Und ich sitze hier . . . Wie soll ich das begreifen. . . . . . . . . .

---

# Johannes Bossard.

Von

Fritz Wolff.

Wieder und wieder soll man für diesen Mann zeugen, zu ihm sich bekennen, je länger es dauert, bis alle ihn sehen. Noch immer ist es ihm — und manchem anderen — nicht geglückt, durch den dichten Staub zu dringen, den die geräuschvolle Schar der Kleinen jahrein jahraus auf dem künstlerischen Boden Deutschlands umherwirbelt. Aber seine Zeit muß kommen. Und nicht besser kann die Neue Revue ihre künstlerische Aufgabe erfüllen: auf die zu weisen, die gegen Verdienst noch unbeachtet zurückkehren, nicht besser sich selbst ehren, als durch den Hinweis auf diesen jungen Schweizer Maler und Bildhauer*)

Immer wieder das alte Lied. In der Heimat, nach schweren Lehrjahren, Bewerbung bei einer Konkurrenz für das Züricher Landes-Museum, Zuerkennung des Preises, die Ausführuug aber einem „bewährten Künstler" übertragen. Bösere Jahre in Berlin: Doch schaffen muß er Werk auf Werk. Den riesig angelegten Lithographien-Zyklus „Das Jahr", die kolossale Gruppe „Das Leben", den Zyklus „Tragödie des Daseins", den reichen Figurenschmuck einer Grabkapelle auf dem Berliner Georgenkirchhof und noch vieles andere. Haben sich eines dieser Werke die Leute angenommen, die allwöchentlich wenigstens ein Halbtalent auf den Schild erheben, die Gegenwart und Zukunft gepachtet zu haben behaupten?

Hie und da der Besuch eines Hochmögenden im Atelier, der sich zur sicheren Beurteilung einen, natürlich ganz objektiven und uninteressierten, Bildhauer oder

*) Vergl.: Fritz Wolff: Johannes Bossard in „Deutsche Kunst und Dekoration", Jahrg. X. 1906, No. 3.

Maler mitbringt. Endlich nach Jahren die Möglichkeit, in Hamburg als Lehrer sich geltend zu machen. Und nun in wenigen Monaten, kaum daß man meint, er könne Boden gefaßt haben, entsteht das Werk, das er in diesen Tagen auf der Großen Kunstaustellung am Lehrter Bahnhof vor das Publikum stellt, das Epos der neuen Hanse „Tatkraft“.

Ist es das Produkt eines jener internationalen Macher, die überall und nirgends zu Hause sind; vom äußersten Osten nach dem äußersten Westen geraten, sofort von „unserer Stadt“, „unserer Art“ sprechen? Dieser allerübelsten Sorte der heutigen Fahrenden?

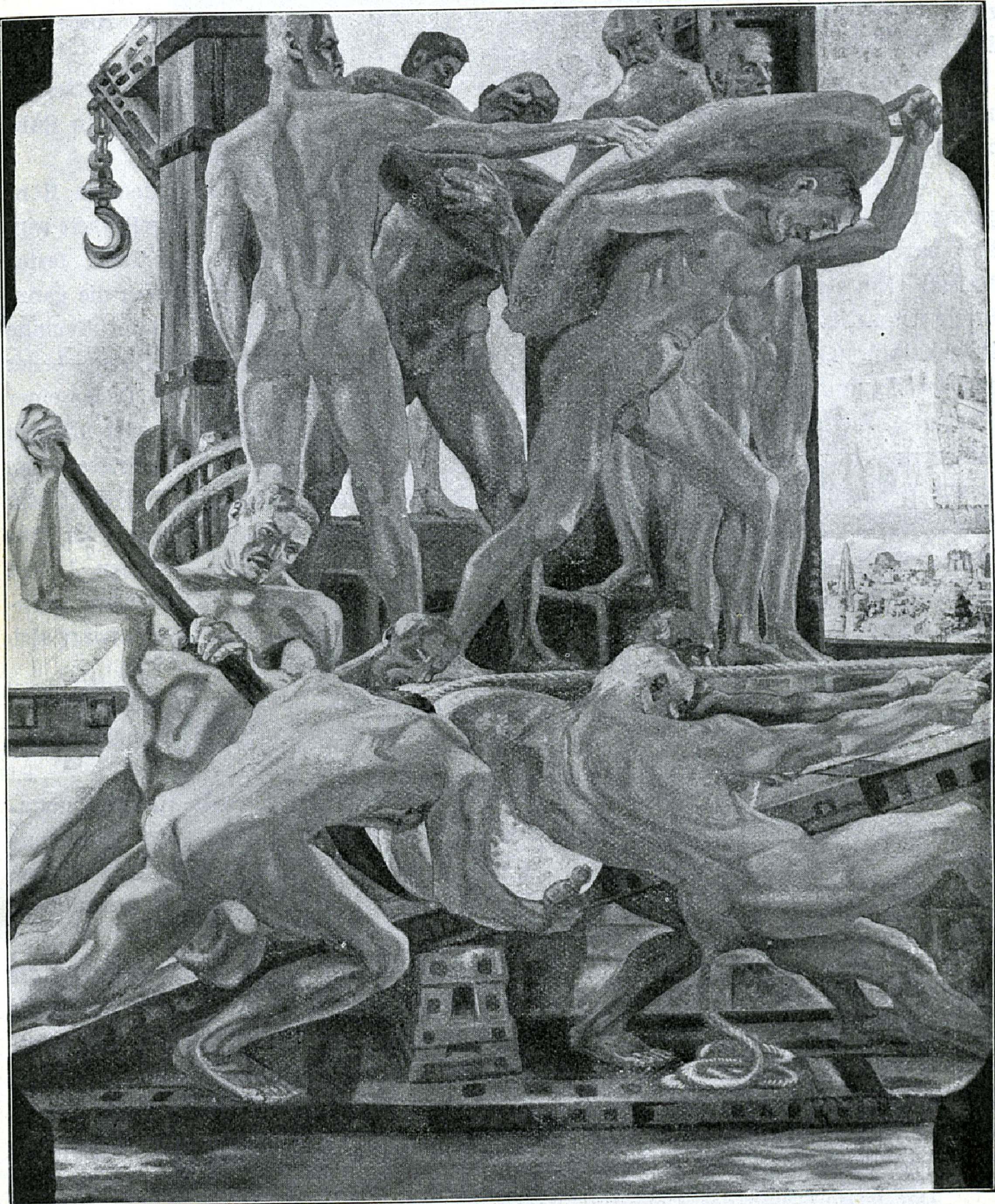
Es ist das Werk eines Menschen, dessen Herz und Sinne trotz aller Enttäuschungen und bösen Erfahrungen offen stehen allen neuen und gewaltigen Eindrücken, und dem gegeben ist, was er heute mit unglaublich wenigen teilt, vor solchen Eindrücken sich als Künstler nicht ins Detail zu verkriechen, aus der Not an umfassender Anschauung und Tiefe des Innenlebens keine impressionistische Tugend zu machen. Der imstande ist, ein Problem der Anschauung, wie es Hamburg, das Ausfallstor der neuen Weltmacht, an Weite und Riesenhaftigkeit des Planens, an Leistung der Kräfte, an Größe des Einsatzes und des Erfolges, an Bewegung, an Luft und Licht darstellt, zu umfassen und niederzuzwingen in Form, in der Architektur, Malerei und Plastik in eins verschmelzen.

Ich sollte es ein Beispiel moderner Monumentalmalerei schlechthin nennen. Aber man überzeuge sich an dem von einem Gelehrten stammenden dilettantischesten Buch, das über die bildende Kunst der Gegenwart geschrieben wurde,*) welche Verwirrung der Vorstellungen hinter diesem Wort sich heute verbirgt.

Wie fast alle ähnlichen heutzutage ist es heimatlos, ohne Bindung an einen Bestimmungsort entstanden, kein Architekt, kein anderer Auftraggeber hat seine Entstehung veranlaßt und doch, wie klar, wie ruhig ist es aufgerichtet, wie sicher regiert in allen Teilen und Verhältnissen von einem Künstler, der primär als Architekt denkt.

Es wäre etwa zu denken an der Stirnwand der gewaltigen Halle einer transozeanischen Dampfergesellschaft unten im Hafen, wo alle, die sie betreten, die riesige Gestalt männlicher Tatkraft erblicken müssen, gerüstet und gegürtet, den Speer in der Rechten, die Weltkugel in der Linken, gleichsam zum Auszug bereit. Hinter ihr die strahlende Weite des unendlichen Horizonts im Sonnengold. Kein Baum, keine Spur fester Erde hinter der Gestalt; die Unbegrenztheit schlechthin. Fünf Meter hoch ragt die Figur auf, imstande, den größten Raum zu beherrschen. Sie ist die Achse des Ganzen. Ihr zur Rechten auf einem Sockel erhöht sitzend ein nacktes Weib, ein Kind an der Brust, ein Jüngling, ein Knabe ihr zur Seite; links ein Mann in voller Kraft, knieend, auf einen gewaltigen Anker gestützt. Auch hinter ihm

*) Josef Strzygowsky: Die bildende Kunst der Gegenwart, Leipzig 1907



Johannes Bossard: „Tatkraft". (Detail.)

die Weite der Welt, verkörpert in unzähligen Schiffen, die in geometrischer Ordnung den Hintergrund erfüllen. Über diesen Gestalten der Frau und des Mannes zwei Adler in sphärischen Feldern, hinblickend nach dem Haupt des Riesen in der Mitte.

So ist ein fester Mittelbau gebildet, an Breite, Höhe und Zusammenfassung aller Teile des Werkes gewichtigster Teil. Hier ist alles Zustand, Verharren in Ruhe und Sinnen, monumentale Reglosigkeit.

Um so mehr Bewegung, Tun und Geschehen, Auflösung dafür in den an Höhe geringeren Teilen zur Seite, gewissermaßen den Flügeln. Doch die Aufgelöstheit wird hier begrenzt und gebändigt vom Gleichmaß tragender und getragener Teile, festen Maßen. Ein steinerner Sockel, die Ufermauer des Hafenbeckens, läuft durch die ganze Breite des achtzehn Meter langen Bildes als sichere Begrenzung nach unten. Gemalte Steinskulpturen, gewaltige Gestalten: der Säemann, der Industrie- und der Hafenarbeiter und der Kaufmann stehen als Pfeiler auf diesem Sockel und tragen die Decke einer Uferhalle. Zwischen diesen Trägern öffnet sich der Blick in den weiteren oder näheren Hintergrund, der vom Treiben des Hafens erfüllt ist. Die Komposition eines Frieses also, dessen Cäsuren die Trägergestalten bilden. Auch in den einzelnen Feldern dieses Frieses Verbindendes im Ganzen, Trennendes, Auflösendes, Mannigfaltigkeit im Einzelnen. Hier eine Gruppe beratender Kaufherren, gewaltige nackte Gestalten Lasten tragender und wälzender Arbeiter, dort Frauen, die ausreisenden Seeleuten nachblicken und winken, ankommende Lastkähne, deren Führer an den Hafenwart sich wendet. Hinten ein Schiff im Bau, Werftarbeiter an der Esse.

Welche Fülle der Motive, welche Umfassung dieser riesigen Anschauungswelt; welches Vermögen, ungezählte Tausende in vergleichsweise wenigen Repräsentanten zu verkörpern.

Und doch wäre diese gedankliche Leistung, diese Kraft eines tiefen Empfindens nichts ohne diese Form. Welche Sammlung posierender Akte, welche Anhäufung bloßer Gesten, welche Kraftmeierei würde ein geringeres Talent aus eben diesem Stoffe machen. Wie würde es den ganzen Komplex des Gesehenen anekdotisch verzetteln.

Hier nichts davon. Es ist nicht eine Figur in dem ganzen riesigen Bilde, die überflüssig oder deren Geste konventionell nichtssagend wäre. Keine, die die Größe der Anschauung versimpelt oder verkleinert. Jedes Motiv an seiner Stelle, und durch alle ein ernst und kraftvoll schwingender Ton, der nirgends sich versüßlicht. Die klare architektonische Teilung, die statuarische Macht der Gestalten, die im Bilde zeigen, wer der Bildhauer Bossard ist, endlich die Farbe, das Licht, die feuchte Atmosphäre der Ferne, das alles durchdringt dieser eine Ton.

Der letzte Grund des Gelingens liegt in der prachtvollen Einstellung der malerischen Technik auf den Zweck der Wirkung in große Ferne. Energischeste Abkürzung



Johannes Bossard: „Tatkraft". (Detail.)

und Zusammenfassung, und trotzdem niemals die gedankenlose Plakathaftigkeit, die schwache Zeichner für die wahre Sprache des Monumentalwerks ausgeben. Bossard ist vor allem einer der glänzendsten lebenden Zeichner. Freilich nicht von der ängstlichen Sorte wie Otto Greiner und einige andere, bei denen man den Zeichenlehrer nicht vergessen kann. Auch nicht von der summarischen Art wie etwa Stassen, dessen nur sehr ungefähre Kenntnis des menschlichen Körpers und dessen erstaunliche Leere für Großzügigkeit genommen zu werden wünschen. In Bossards Gestalten steckt eine Kenntnis des bewegten menschlichen Körpers, in ihm eine Fähigkeit, sie in klarer Zusammenfassung darzustellen, die heute vielleicht nur noch Klinger hat. Die aber jedenfalls den Weg weist zur Bewältigung von Aufgaben, denen sich der Künstler der zu überwindenden impressionistischen Epoche niemals auch nur von fern nähern konnte.

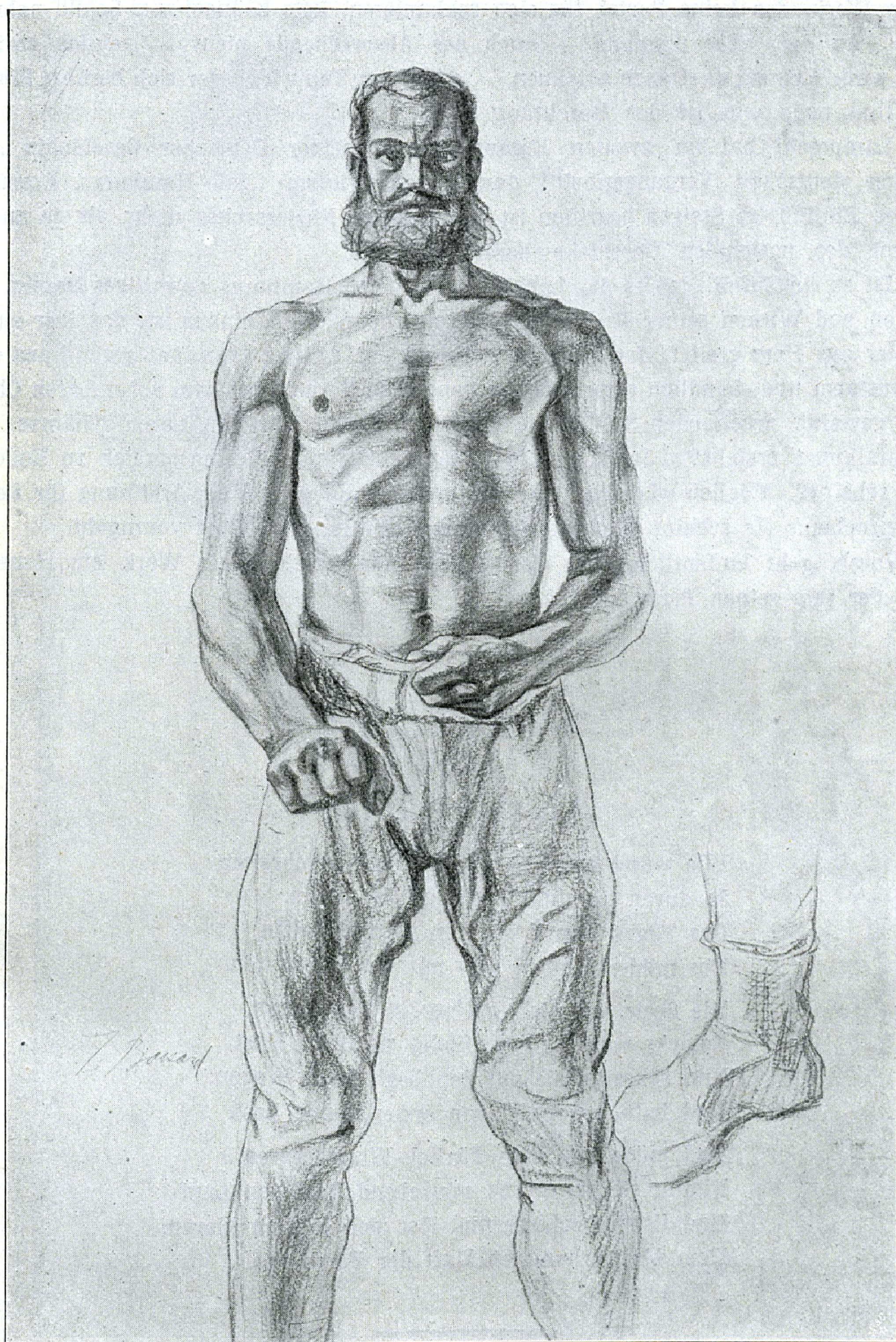
Es sind nicht wenige deutsche Künstler, denen der Zeichner in ihnen dem Maler Zeit ihres Lebens im Wege gestanden hat. Bei Bossard sehe ich nichts von diesem Konflikt. Jedes dieser Elemente steht an seiner Stelle und erfüllt seine Funktion. Das der Farbe dient im gleichen Sinne wie die anderen dem Aufbau des Ganzen: Starke gegensätzliche, strahlende Farben im massiven Mittelfeld. Behandelt fast wie Mosaikflächen, aus unzähligen Quadraten gefügt, die für die Ferne verschmelzen. Die Technik entspricht, ohne die Zeichnung irgend zu unterdrücken oder zu verflachen, dem phantomartigen Wesen aller Gestalten dieses Hauptbaues. Neutralgrau, dunkel violettbraun ist weiterhin die Farbe des architektonischen Gerüsts in den Teilen zur Seite. In ihrer Zwischenrolle als Vermittler aller Elemente und als Mittel der Auflösung und Erleichterung derselben. Hell und strahlend in den Farben der Wirklichkeit, leuchtend in der wasserreichen Luft des Hafens, die alles Licht zerstreut, stehen die Szenen der Hafenarbeit zwischen den in Schatten gerückten Figuren der Träger der Uferhalle.

Gemeinsam ist allen diesen Komponenten Strenge und vergleichlose Eigenart — vor allem auch dem Farbengeschmack —, die der leichten Gewöhnung an Bossards Formsprache entgegenstehen mögen. Die Brücke wird hoffentlich der Reichtum der Anschauung und des Empfundenen schlagen.

Dasselbe Grundmotiv, das in allen Werken Bossards zugrunde liegt, auch hier: Sein — Schaffen — Sinnen. Ohne daß der Denker den formenden Künstler je überwände, ihn je zur gemalten oder gemeißelten Philosophie verführte. Alles Gedankliche spricht sich im unmittelbar Gesehenen aus, und dies Erlebte in Gestalten, die in aller Erhöhtheit ihres Daseins, in ihrer Entrückung von aller Abschilderung alltäglichen Details voll Wirklichkeit und Leben stecken.

Ein Bild des tätigen Lebens also.

Ohne frech oder geistlos vorgedrängte Tendenz, kein gedankenloser Optimismus, auch keine Elendsmalerei. Keine allegorische Verzwicktheit: wie dies alles die Sache andrer Leute gewesen wäre, die an der gleichen Aufgabe sich versucht hätten. Es



Johannes Bossard: „Tatkraft“. (Studie.)

ist ein Werk, das keine Partei für sich reklamieren, kein Klüngel zum Schild nehmen kann. An dem aber niemand — auch der Absprechende nicht — achtlos vorüber gehen wird. Er mag das Ganze ablehnen, — an seinem Teil wird jeder sich berührt fühlen.

Und noch eins ist der Beachtung wert.

Lamprecht hat im zweiten Ergänzungsband seiner Deutschen Geschichte „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“ darauf hingewiesen, „daß Hamburgs, Bremens, Emdens Einfluß im Steigen begriffen ist, und daß der Niedersachse mehr als je an die Führung der nationalen Geschicke herantritt.“

Ist es ein Zufall, daß es das hansische Problem, Hamburgs gewaltiges Dasein, das Schaffen und Wirken seiner Tatkraft in die ungeheure Welt hinaus ist, das hier einem Künstler ans Herz greift? Ist es nicht vielleicht der Anfang dazu, daß gerade aus dem als kunstarm und -feindlich verschrieenen deutschen Norden, aus dem scheinbaren Chaos seiner gewaltig arbeitenden Städte eine neue von diesem härteren Leben genährte Monumentalkunst ersteht? Jetzt, da die Abhängigkeit vom Westen endlich zu Ende zu gehen scheint? Möglich wäre es. Vor einem Jahre habe ich diese Hoffnung für Berlin ausgesprochen. Es scheint, daß Hamburg nach Lamprechts Wort vorangeht.

Voran geht hoffentlich auch darin, daß sich für Bossards Werk ein Hanseate findet, der ihm seinen Platz gibt.

---

# März.

Von

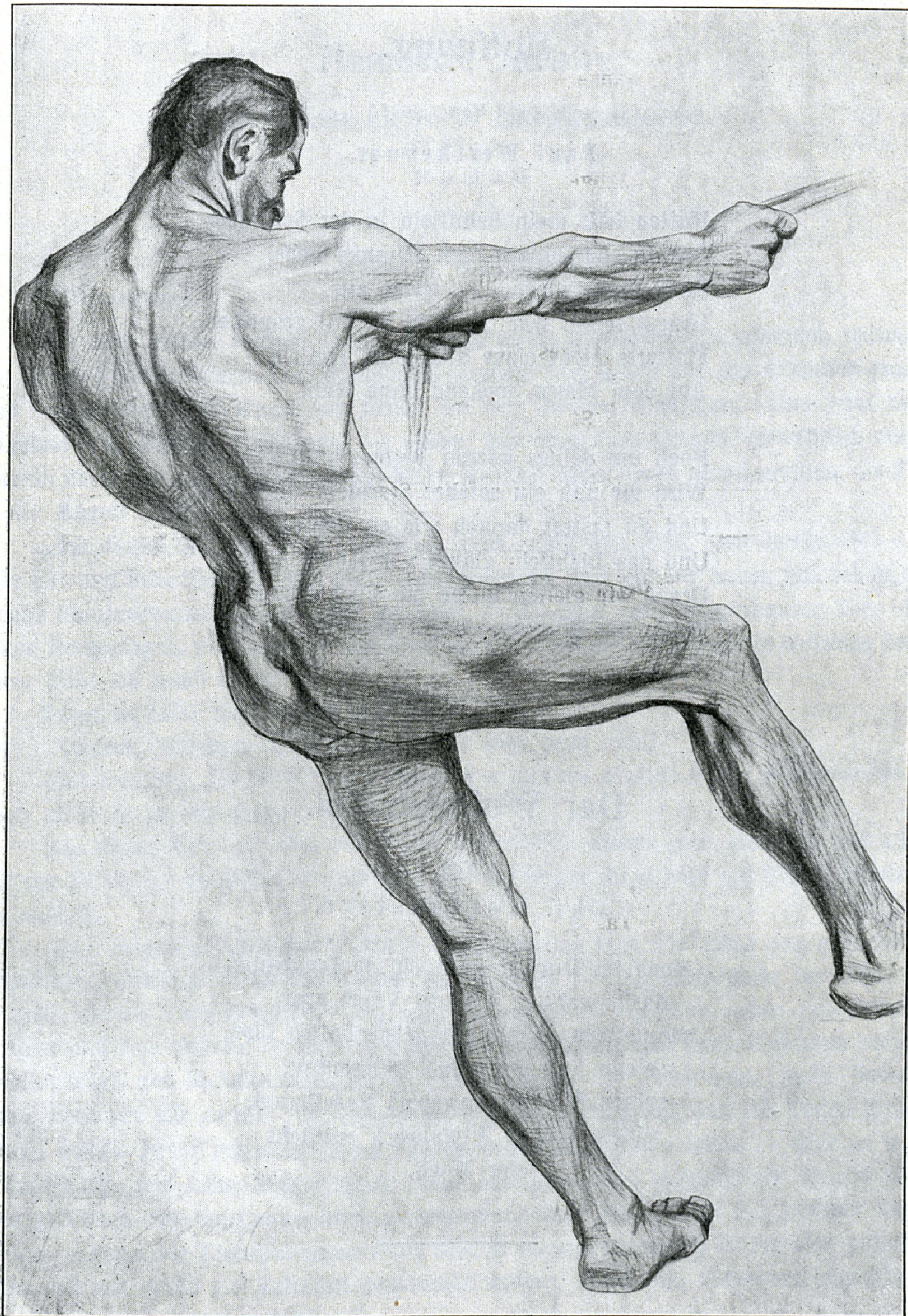
Paul Wertheimer.

Wie wundersam ist es, im Tag zu schreiten
So durch die dunkle Menge tief allein.
Des Tages Atem, wie von Zärtlichkeiten
Ein milder Hauch, fegt mir die Stirne rein.

Die Seele will sich inn'ger in sich hegen,
Gelockt vom Bunten, findet sie nicht Rast.
Nun schreitet sie auf den beglänzten Wegen,
Und halb beschwert von erster Sonne Last.

Und müde von dem Täglich-Wunderbaren,
Nimmt sie zur Ferne schwebend jetzt den Lauf
Und flattert schwer und löst sich in dem klaren,
Dem blauverhangnen Duft der Ferne auf.

---



Johannes Bossard: „Tatkraft“. (Studie.)

# Hoffnung.

Von

Paul Wertheimer.

Hoffen hält mein Schifflein in der Schwebe,
Daß es sich hinauf zum Himmel hebe,
Eine Kinderwiege . . . wiege zu.
Längst schon wär' es müd zu Tal gesunken,
Flatterte nicht eines Sternleins Funken
Auf dem Maste, lockend ohne Ruh.

Noch um deines letzten Bettes Schimmern
Wird dir nah ein solches Sternlein flimmern,
Und du tastest danach wie ein Kind.
Und das Lichtlein glänzt vor jenem Schiffe,
Drauf wir gleiten durch die Finsternisse,
Wenn die Wünsche längst entflackert sind.

---

# Der Wolkenbaum.

Von

Chr. Morgenstern.

Hoch im Dunkel steht ein Wolkenbaum,
darin wohnen hundert Vögel grau,
schmettern stumm ihr geisterhaftes Lied,
seinen Fuß umfunkelt Wiesentau,
seinen Stamm umwebert Nebelflaum,
seinem fahlen Wipfelwerk entflieht
der Mond.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

**Roman**

von

**Georg Hermann.**

(Fortsetzung.)

Die alte, kleine, schiefe Tante Minchen hatte währenddessen ziemlich teilnahmlos auf ihrem Fensterplatz in den Efeubogen gesessen und kaum auf das Gespräch geachtet. Das zerschlissene alte Hemd von Onkel Eli war ihr viel wichtiger. Aber jetzt horchte Minchen auf, und plötzlich sagte sie etwas, das man dem kleinen verwelkten und verdorrten Frauchen gar nicht zugetraut hätte, und das allen, die es hören mußten, die Tränen in die Augen trieb:

„Ich danke dir, Salomon," sagte sie ganz ruhig und leise, „ich danke dir — es ist sehr gut und liebenswürdig von dir — aber mein Eli und ich, wir haben uns schon unsere eigene Sommerwohnung dies Jahr gemietet — draußen vorm Schönhauser Tor. Eli ist schon rausgezogen, und ich muß hier bloß noch 'n bißchen was für ihn in Ordnung bringen, dann zieh' ich auch raus."

Salomon faßte sich zuerst und rief:

„Unsinn, Minchen, Unsinn — so was sagt man nicht."

Und Jettchen, die zu Minchen geeilt war und sie umfaßt hatte, beschwor sie auch, doch nicht so zu sprechen.

Das kleine Minchen aber schien im Augenblick wieder ganz anteillos und stichelte auf das zerschlissene Hemd los, als läge ihr viel daran, recht bald mit dieser Arbeit fertig zu werden.

„Ja," sagte Salomon noch einmal bestimmt und laut, als dulde und erwarte er als derzeitiger Senior aller Geberts keinen Widerspruch — „ja, dann zieht ihr also, sobald es geht, hinaus nach Potsdam. Und nun, Jettchen," — Salomon setzte sich plötzlich in Positur und rieb sich mit großen Bewegungen die Hände, und auch Riekchen veränderte sich sichtlich und lächelte wohlgefällig und strahlend — „und nun, mein liebes Jettchen, kommen wir zu dir: Du kannst dir denken, mein Kind, daß ich Berlin nicht verlassen würde, bevor ich nicht deine Angelegenheiten geordnet hätte — oder so weit geordnet hätte, daß keine Unklarheiten mehr bestehen. Seit vergangener Woche sind wir nun glücklich mit Benjamins auch auseinander, ohne daß wir bei der jetzigen Lage der Dinge — denn der Eisenbahnmarkt hat sich ja unter dem neuen König sehr gehoben — ohne daß wir grade viel Schaden genommen hätten. Und nun haben wir eigentlich nur

noch die gerichtlichen Formalitäten zu erledigen. Ich lasse mich die Sache mit Julius etwas kosten, damit es so wird, wie wir es wollen — ich lasse sie mich sogar viel kosten, Jettchen, mehr, als man glaubt — aber für dein Glück ist uns eben nie etwas zu teuer gewesen. Und weißt du, ich sage mir immer: mein Geld kann ich mir ja immer wieder verdienen, darum ist es nicht schade. Doch wenn ich erst einmal hier in Berlin meinen Namen verloren habe — den bekomme ich nicht wieder und unsere Enkel auch nicht."

So sprach Salomon Gebert, und auch aus dieser Rede vernahm man, daß er sich ein wenig gern sprechen hörte. Riekchen aber saß dabei und betrachtete ihren Mann mit bewundernden Blicken, und sie fand sich und ihr ganzes Gehaben so schön und rührend gut, daß ob ihrer eigenen Herzensvollkommenheit ihre Augen feucht wurden und sie nur noch ganz leise und gepreßt sprechen konnte.

„Siehst du, Jettchen," sagte sie, „wir haben ja von je nur dein Bestes gewollt, und wenn wir wirklich einmal einen Fehler gemacht haben sollten, so sind wir auch immer gern bereit, ihn wieder gut zu machen — und wir waren dir doch nie im Wege — — —"

Den Schluß des Satzes brachte Tante Riekchen nicht heraus, und sie wandte sich schluchzend ab und suchte in ihrem perlgestickten Pompadour nach einem Batisttuch.

Und Jettchen küßte Onkel Salomon und bedankte sich bei Tante Riekchen, und sie sagte, daß sie sich sehr freue und daß Onkel wirklich gut und großmütig an ihr handle. Jettchen sagte das, während sich doch nichts in ihrem Innern regte, als Angst und Ungewißheit. Wie hatte sie diesen Augenblick ersehnt, und nun, da er gekommen war, wußte sie nichts mehr, auf das sie sich freuen sollte.

Und Onkel Salomon ging umher mit der Mine der Feierlichkeit und gab Verhaltungsmaßregeln. Sein Bruder Jason werde all das weitere ordnen, und sie hätten sogar Bielefeld als Rechtsbeistand genommen, der sei ja sehr geschickt und werde alles schon beschleunigen. Es sei auch ausgemacht, daß er sie möglichst wenig mit Terminen und Aussöhnungsversuchen belästigen solle. Jason werde ihn auch wieder im Geschäft vertreten, und Jettchen solle nichts ohne ihn tun und um keinen Preis eine Unterschrift ohne ihn geben.

Aber Riekchen fühlte, daß der Ernst der Dinge jetzt ein Ende haben müsse, und sie begann Jettchen mit ihren Vorbereitungen zu ihrer Reise zu überfallen. Sie nehme für die Kurpromenade eine lila Changeantrobe mit, und dann habe sie sich noch bei Behrens Unter den Linden englische Eßbestecke gekauft für die Reise, zum Zusammenzulegen, und bei Demuth eine Taschentuchkassette aus russischem Saffian und einen ganz neuen Hutkoffer, der gar nicht groß sei und trotzdem für drei Hüte Platz habe. Und für die Schweiz habe ihr Salomon eigens eine Taschenausgabe von Wilhelm Tell von Schiller besorgt, und sie habe ihn schon gestern mit vielem Vergnügen zu lesen angefangen — sie sei ganz begeistert, wie es nur möglich sei, daß einer so etwas dichten könne.

Und Salomon sagte, daß sie nun gehen müßten, weil sie noch viel zu besorgen hätten, und daß er jetzt ruhigen Herzens abreise, weil er wisse, daß hier alles gut sei. Und

Jettchen solle nur weiter so lieb und aufopfernd zu Tante Minchen sein, wie sie es bisher gewesen, und dann hoffe er, alle gesund und munter wieder zu sehen. Ihren Kreditbrief für Mendelssohn habe sie ja noch. Und wenn Jettchen in Potsdam etwas brauche, könne sie es durch das Geschäft einziehen lassen, er habe Demke Anweisung gegeben.

Und Riekchen unterbrach ihren Mann, ob Jettchen denn schon gehört habe, daß Hannchen mit Jenny dieses Jahr nach Charlottenburg zur Frau Könnicke ziehe. Als Königlicher Kommissionsrat, hat Ferdinand gesagt, könne er nicht mehr nach Schöneberg ziehen, da kämen nur noch Pankow und Charlottenburg in Betracht. Jetzt sei Hannchen mit einemmal Frau Könnickes Garten nicht zu stickig, und die Mücken störten sie auch nicht mehr. Nur habe sie sich ausbedungen, daß man ihr ein nettes Plätzchen im Vordergarten schaffe, weil sie gern Menschen sehe.

Jettchen lächelte. Und Riekchen, die doch mit der Zeit einen Anflug von Gebertschem Wesen angenommen hatte, verstand dieses Lächeln.

„Na, — laß sie, Jettchen," sagte sie, „die arme Frau — sie hat doch so wenig Angenehmes sonst vom Leben."

Tante Minchen aber hatte in der ganzen Zeit sich gar nicht sonderlich um ihren Besuch gekümmert und ihn anscheinend immer wieder vergessen. Und nun nahmen sie Abschied von ihr, und zwar so hastig, daß ihnen vielleicht gar nicht zum Bewußtsein kam, daß das ein Abschied für das Leben war.

Aber Salomon drängte und drängte, sie m ü ß t e n nun fort, und er habe noch mit Jason viel wegen des Geschäfts zu besprechen. Er habe schon zweimal heute zu ihm geschickt, aber wo der wieder sei, wüßten die Götter.

„Oder die Göttinnen," sagte Riekchen mit einem Lächeln in dem Mundwinkel.

Und Salomon, der würdige Salomon Gebert, lachte laut und sagte zu Jettchen, daß er an seiner Frau in letzter Zeit immer neue Seiten entdecke. Jetzt werde sie sogar witzig.

Jettchen aber war über und über rot geworden.

* * *

Und alles kam, wie es kommen mußte.

In einem schönen breiten Landauer mit hellen Polstern, die man ganz zu einem Ruhelager zusammenschieben konnte, in einer schönen Glaskutsche fuhren an einem hellen und warmen Julinachmittag Salomon Gebert und Tante Riekchen gen Karlsbad. Sie hätten ja vielleicht ein Stück mit der Eisenbahn fahren können und den Wagen dann voranschicken — und Salomon hatte auch diese Absicht gehabt. — Als aber Tante Riekchen davon Wind bekam, lag sie ihrem Mann so lange in den Ohren, diesen verhängnisvollen Plan, auf den sie ja nie eingehen würde — denn nicht zehn Pferde brächten sie da hinein und sie würde sich zu Tode ängstigen — diesen verhängnisvollen Plan aufzugeben, bis er ihn auch für seine Person fallen ließ. Unter uns: vielleicht hätte sich ja Tante Riek-

chen doch bewegen lassen, mit der Eisenbahn zu fahren, denn ihre Furcht vor diesem schnaubenden Ungetüm wäre schon zu bekämpfen gewesen — aber Riekchen wollte sich um keinen Preis darum bringen lassen, überall zu erzählen, daß sie im e i g e n e n Wagen reisten. Das war zwar nicht ganz richtig, denn der Wagen gehörte durchaus nicht Salomon Gebert, sondern einzig und allein dem Königl. Kommissionsrat Ferdinand Gebert — aber was tut das — es blieb doch in der Familie. Und dann machte das Tante Riekchen auch nicht etwa plump, sondern sie redete es in einem Ton hin, als ob sie von Jugend an — schon aus Benschen her — es nie anders gewöhnt wäre, als im eigenen Wagen zu reisen. Sie sprang auch keinem Menschen damit entgegen, sondern sie warf das so ganz bescheiden und nebenher in das Gespräch ein, als ob es ihr nur eben so einfiele, trotzdem man es eigentlich noch kaum zu erwähnen brauchte, denn grade das, wußte sie genau, ärgerte ja die andern insgeheim am meisten. Und man möge das der guten Tante Riekchen nicht übel nehmen, denn die gute Tante Riekchen war nun einmal so geraten, daß ihr ihre Freuden doppelt so gut schmeckten, wenn sie sie mit dem Ärger anderer Leute würzen und aufpfeffern konnte. Und jeder Mensch muß doch nun einmal so verbraucht werden, wie er ist.

Ja — daß ich es gleich sage, denn man wird mich danach fragen — Karlsbad bekam dieses Mal Salomon Gebert ausgezeichnet, so gut wie kaum je zuvor. Die Braunen aber, die so lange eingestanden hatten, waren in Karlsbad auch glau und fett geworden und hatten wieder für die Reise etwas zum Zusetzen. Und wie weiland Exzellenz von Goethe an einem hellen Augustmorgen von der gleichen Stelle im eigenen Gefährt nach der Heimat seines Herzens aufbrach, so fuhr Tante Riekchen auch an einem schönen Augustmorgen, nur einige Wochen früher, auch im eigenen Wagen — oder er war doch beinah' ihr eigener — gen Süden nach dem Ziel ihrer Wünsche, nach dem „Ridji" und der Jungfrau, wohl vorbereitet durch die Taschenausgabe von Wilhelm Tell. Sie war immer noch entzückt, vor allem vom Anfang, allwo der lächelnde See zum Bade ladet. Nur eine Stelle hatte Tante Riekchens höchstes Mißfallen, an der es heißt: „Seht Kinder, wie ein Wüterich verscheidet." Wie konnte das Frauenzimmer ihren Kindern das zeigen! Man zeigt doch so etwas nicht.

Ja — daß ich es gleich sage, denn man wird mich danach fragen — da dem guten Menschen alles nach Wunsch geht, war Salomon Gebert auch sonst mit dem Erfolg der Reise sehr zufrieden. Er knüpfte Beziehungen an in Basel, Zürich und Luzern, und sandte mit jeder Post eine Zahl von Dessins nach Norden, reizende Herbstneuheiten, von denen er bestimmt wußte, daß sie die Konkurrenz nicht bringen würde. Wenn je, so werde er dieses Mal der Mann der Saison sein.

Tante Riekchen schrieb in jedem Brief an Jettchen, daß sie sich die freien Schweizerberge — denn seit Wilhelm Tell war doch die Schweiz frei — so majestätisch doch nicht vorgestellt habe. Aber sie habe sich überall kolorierte Kupfer gekauft, die ganz naturgetreu seien, und die werde sie Jettchen dann zeigen.

Ja, daß ich es gleich sage: der Königl. Kommissionsrat Ferdinand Gebert zog nicht mit nach Charlottenburg zu Frau Könnicke — er hatte in der Stadt zu tun. Er kam nur manchmal am Sonntag nachmittag auf einem lammfrommen Apfelschimmel hinausgeritten; denn er hatte die Notwendigkeit erkannt, sich jetzt dem Volke zu zeigen. Endlich macht doch ein Herr, der reitet, einen ganz anderen Eindruck als einer, der im Wagen fährt oder der etwa zu Fuße geht. Ach, und wenn die gute Tante Minchen noch vor die Tür gegangen wäre, sie hätte es wieder sehen können, daß eine richtige „Person", die wie eine Bachstelze trippelte, aus Tante Hannchens Hause kam und sich mehr als einmal nach einem Fenster umblickte. Ob es aber noch dieselbe Person wie im vergangenen Sommer war, das ist eine Frage, zu deren Beantwortung wir uns nicht für kompetent erklären.

Tante Hannchen aber schlief draußen in Charlottenburg in dem roten Zimmer, und über ihrer einsamen Lagerstatt spielten — gleichsam ihr zu Spott und Hohn — die Bacchantinnen mit den Panthern. Jenny aber hatte Jettchens Zimmer und sie freute sich drüber, sie fühlte sich schon als Dame und trug sich mit Heiratsgedanken. Nein — sie würde nicht ihrem Mann auf- und davongehen, und all ihre Freundinnen sagten, daß sie es auch nicht tun würden.

Und beides, was Tante Hannchen sich erbeten hatte, geschah. Der Platz im Garten war so, daß sie alle Leute sehen konnten, und sie saß dort ganze Nachmittage und nahm Cour ab, jeden grüßend, den sie auch nur kannte von irgendwoher, seit wer weiß wann; ganz gleich, ob sie vordem mit ihm auf dem Grüßfuß gestanden hatte oder nicht.

Und der zweite Wunsch, daß Frau Könnickens Tochter Emilie möglichst im Hintergrund bleibe, damit nicht Jennys Kindergemüt vergiftet werde, wurde ihr auch erfüllt. Denn Frau Könnickens brave Tochter Emilie — ach Gott, es ist mir peinlich, diese Sache zu erwähnen, aber endlich muß es doch gesagt werden — sie hatte die mütterliche Mahnung, die da sagte: „Laß dir nich mit die Männer ein — kaum daß du sie ankiekst, hast du schon 'n Kind" — sie, Emilie Könnicke, hatte diese mütterliche Mahnung nicht befolgt. Und wenn der zukünftige Vater auch Lakai im Charlottenburger Schloß war und, wie Frau Könnicke meinte, „ihr wohl heiraten werde," so war es doch zum mindesten sehr fraglich, ob er das gleich beim e r s t e n Kind tun werde.

Endlich muß aber noch erwähnt werden, daß Jennys wegen die arme kleine Emilie gar nicht so im Hintergrund gehalten zu werden brauchte, denn schon bei der ersten Begegnung, schon beim Mieten der Sommerwohnung hatte der erste Blick Jennys genügt, um ihr über den interessanten Zustand der Haustochter keinen Zweifel zu lassen, es hätte wenig gefehlt, und sie hätte gleich vor Vergnügen laut losgequietscht. Denn, wenn wir in jenen glücklichen jungen Jahren sind, so pflegen wir ja manche Dinge für ungemein lustig anzusehen, die sehr ernst sind, und über manches zu lachen, das tiefer und geheimnisreicher und machtvoller ist, als daß wir es je in unserem Leben ergründen könnten.

Onkel Jason lag sich wieder mit Demke in den Haaren. Aber dieses Mal wagte der alte Demke doch nur so ganz verstohlen gegen Jason Front zu machen, denn er hatte plötzlich das Gefühl, als ob dieser andere nicht nur der Stärkere, sondern auch der Wertvollere und Weitsichtigere hier im Geschäft wäre. Und so nörgelte er nur ganz heimlich an seinen Anordnungen. Da nämlich in diesem Jahr wirklich viel im Geschäft zu tun war, so gab es ja für Jason Gebert viel Arbeit, vom Morgen bis zum Abend, und das erstemal, seit langem, machte ihm diese Arbeit Freude, denn es war doch eine Beschäftigung, die ihn von seinen Gedanken abzog, und eine solche mußte er sich erhalten.

In den Wochen und Monaten vorher bei all seinen Büchern hatte Jason Gebert keine Ruhe gefunden und war immer wieder hinausgestürmt in die lauen oder frischen Abende, um nach wenigen Stunden — angewidert durch die lärmvolle Lustigkeit bei Louis Drucker, und durch den Genuß des Weines nur klarer, unbetäubter und verbissener — um nach wenigen Stunden wieder dorthin zu flüchten, allwo wir wähnen, daß auf Erden unsere Sehnsucht ein Ende habe.

Nun aber hatte die gleichmäßige Beschäftigung des Tages, diese Hunderte von Dingen, die an Jason Gebert herantraten, die Briefe, die zu diktieren waren, und die eiligen Nachbestellungen, die hinausgehen mußten, der ganze große Betrieb des Hauses, die Ablieferung der Weber und der Verkehr mit den Vertretern und Reisenden, die Trassierung und das Wandern der Wechsel, dieses Räderwerk des Geschäftes, in dem doch nichts von Belang geschehen durfte ohne seine Order, ohne seine Unterschrift und ohne seine Verantwortung . . . all das hatte Jason Gebert dadurch, daß es ihm bewies, es gebe etwas Höheres als die kleinen Leiden der Person, es lebe eine Macht, die sich außerhalb befinde und der man dienen müsse, von Menschen geschaffen und über Menschen herrschend . . . all das hatte Jason Gebert geholfen, Ruhe zu finden. Wie hatte er sonst über die Menschen mit den Scheuklappen gespottet, die von der ganzen Welt nur den einen Punkt sahen, auf den sie losmarschierten — irgend ein Wort, von dem sie glaubten, daß es am Ende ihres Weges mit leuchtenden Buchstaben aufgerichtet war. Und nun hatte ihn selbst der Zauberklang eines solchen unbekannten und ungenannten Wortes erfaßt, und solange seine Rhythmen in ihm und um ihn tönten, so lange schlief sein Dämon und seine Sehnsucht. Und des Abends, wenn sie wieder erwachten, wenn Jason Gebert, das Schlüsselkästchen in der Hand, von der Spandauerstraße heimwanderte, in deren Blau die Laternen eben aufzuckten und schwer und widerwillig in der staubigen Sommerwärme ihr erstes Licht gaben — dann schlichen wohl noch seine alten Gespenster hinter ihm her, aber die volle Macht bekamen sie nicht mehr über ihn.

Ach ja — was hatte Jason Gebert aber auch für eine Zeit hinter sich! Tage und Nächte, von denen es heißt, daß man sie seinem ärgsten Feinde nicht wünscht. Wie oft war er die ganze Nacht ruhelos von Zimmer zu Zimmer gegangen und dann — wenn der Morgen sein erstes Licht durch die hohen Fenster schickte — war er über die grüne Bergère gestürzt, beide Arme vor dem Gesicht, und war traumlos, wie ohnmächtig ein-

geschlafen, um nach kurzen Stunden aufzufahren mit dem festen und unerschütterlichen Entschluß, zu Jettchen zu eilen und mit ihr zu sprechen. Nein, das könne nicht so weiter gehen, und sie müsse doch sehen, wie er ohne sie leide. Und in seinen Gedanken war nun das alles schon geschehen, und er erblickte Jettchens schwere Augenbrauen halb gesenkt, und er fühlte den Blick der Augen, wie er zu ihm herüberkam — langsam und verträumt — und er hörte ihre Worte, daß sie ja immer schon ihm gehört habe, und daß sie sich dessen nur vordem nicht bewußt geworden sei. Und diese Worte ließen sein Herz ganz still werden vor Glück. Während Jason Gebert sich nun umzog, pfiff er dann ein Lied in den hellen Tag, und er konnte gar nicht schnell genug die Treppe hinunterkommen. Aber schon vor der Tür wurde er seltsam kleinlaut, und seine hinkenden Tritte gingen so langsam, — so langsam in den Morgen hinein — die Angst machte ihm das Herz schlagen, und er fand kaum den Weg hinüber. Er atmete auf, wenn ihm einfiel, daß er irgend etwas vergessen hatte, oder wenn er einen anderen Vorwand fand, um umzukeheren, und dann — ja, dann war sein hinkender Tritt gar nicht so langsam. Ja, es kam vor, daß Jason Gebert schon drüben am Hohen Steinweg die Klinke in der Hand hatte und sich wieder davonschlich. Und wenn er selbst den Mut gefunden hatte, hineinzugehen, so fragte er nach den alten Leuten, gab sich Mühe, unbefangen zu erscheinen, und war doch seltsam mürrisch und wortkarg, damit ihm nur kein Laut davon entschlüpfte, was ihm auf der Seele brannte. Und wenn er dann Jettchen fast mit abgewandtem Gesicht die Hand zum Abschied gereicht hatte und die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, dann begann für Jason Gebert ein neuer Tag mit neuen Qualen.

Nun aber, unter der gleichmäßigen, zähen Tätigkeit im Geschäft war ihm Ruhe geworden. Das war wie Asche auf eine Lavaschicht herabgefallen, und es hatte sie ganz bedeckt mit ihrer grauen Alltäglichkeit, so daß seine Glut nicht mehr zum Licht kam und nur an sich selbst noch weiterzehrte und verglomm. Und damit sie nicht wieder zu den alten Flammen würde, saß Jason Gebert jetzt vom Morgen bis zum Abend im Kontor, und selbst des Sonntags ging er hinauf, um nach der Post zu sehen und Bücher nachzurechnen.

Und daß ich es gleich sage: Kößling war nicht mehr alltäglich im Royal am Schachtisch zu finden, und es kam schon vor, daß er eine Woche nicht dahin zurückkehrte. Ein paar kleine Erfolge, Angebote zur Mitarbeiterschaft für Journale und Beiträge zu Almanachen, ja sogar eine Art von Zensortätigkeit für einen großen Verlag — das war ihm mit einemmal hinzugekommen, er wußte selbst nicht, wie. Und dieser leichte Ansporn hatte genügt, um seine Kräfte wieder zu erwecken. Er selbst war mit den Dingen wenig zufrieden. Es war nichts von dem, was er wollte, aber es machte sich doch wenigstens bezahlt, und man verlangte solche Ware. Das, von dem er glaubte, daß nur e r und niemand sonst es sagen würde, das konnte er ja endlich später schreiben. Jedenfalls saß er doch jetzt wieder am Tisch vor dem Fenster, sah wieder über den kleinen schmalen Garten mit seinen verrosteten Eisengittern fort, der ganz verwildert und verlassen war, sah den

Huflattich erst mit grünen Tupfen aufsprießen und ihn dann mit seinen breiten Blättern den Boden, die Wege und den dürren Rasen bedecken, sah die kahlen Wipfel der Ulme hinten sich erst ganz zart umfloren und sich mählich dichter, fester und massiger zusammenschließen, sah die ersten warmen Abende ihre grauen Tücher über sie breiten und hörte ganz dumpf das Rauschen, wenn der Wind in schweren, sommerlichen Laubmassen wühlte — während er tagaus, tagein Seite auf Seite mit den Schriftzügen irgend einer romantischen Geschichte bedeckte, die von irgend einem Ritter erzählte, der unter Heinrich dem Löwen im Orient in Gefangenschaft gelangt war und unerkannt als Bettler in die Heimat zurückkehrte, oder die er mit irgend einer Spukgeschichte von Schloßgeistern und verschlagenen Reisenden füllte, derart, daß sie sich wie eine Charade lustig und verliebt löste. Gewiß, Kößling schrieb das mit halber Seele und halbem Geist, aber es beschäftigte ihn doch und es machte ihm eine uneingestandene Freude, die Geschichten zusammenzubauen; und immer kam doch etwas von ihm selbst hinein. Vielleicht aus einer Schilderung aus Braunschweig oder aus einem Hauch von dem Grausen schlafloser Nächte in den ihm unvertrauten Räumen, so daß er auch von dieser Tagesarbeit fühlte, daß sie ihm nicht ohne Nutzen blieb.

Und dieses kleine, bescheidene Stückchen Boden, das Kößling unter seinen Füßen spürte, hatte ihm doch etwas die Ruhe gegeben, und seine Gedanken, die lange Zeit wie verflatterte Vögel an den Grenzen des Irdischen umhergeirrt waren und immer wieder sich den Kopf eingestoßen hatten und zurückgetaumelt waren — sie waren wieder still mit eingezogenen Schwingen heimgekehrt. Ach Gott — endlich ist der Mensch ja so arm, und den ganzen Himmel gibt er sofort und gern hin für das kleinste Fußbreit von Erde, auf dem er nur stehen kann.

Und vielleicht gerade weil Kößling Jettchen nicht sah und weil er mit dem gesprochenen Wort in Unfrieden lebte, in dem geschriebenen Worte aber den Dolmetsch all seiner Gefühle hatte, und weil in dem räumlichen Getrenntsein alle Gegensätze zwischen ihm und Jettchen sich gemildert hatten — schien alles besser denn vordem. Nun sagte er sich hundertmal, daß alles Täuschung war, daß sie ja zusammengehörten. Er hatte sich daran gewöhnt — schwer daran gewöhnt — Jettchen nicht mehr zu sehen, aber endlich hatte er sich darein gefunden. Jetzt erblickte er in Jettchen etwas wie eine ferne Geliebte, und seine Träume, die immer bei ihr waren, waren ihr fast noch mehr zugetan, als vordem seine Wirklichkeiten; denn für unsere Träume gibt es ja keine Hemmungen und keine Entfernungen, und ob sie nun mit den Gedanken der Liebe spielen oder ferne Wanderziele im Goldduft des Abends liegen sehen — sie schweben so leicht und glücklich dahin ohne die Traurigkeiten, die doch sonst selbst unsere besten Stunden mit Dornen umhegen.

Und endlich — warum sollte das Bild der Hoffnung nicht am Bugspriet seines Schiffes leuchten und ihm voranweisen? Tat man nicht alles, damit sie zueinander gelangen könnten — war nicht aus aller Ungewißheit nun ein stilles und frohes Erwarten

geworden? Gewiß, sie sahen sich nicht mehr — aber konnte er nicht jeden Augenblick sie sehen, wo sie auch weilte? Gewiß, sie sprachen sich nicht mehr — aber konnte er nicht jeden Augenblick sie sprechen und ihr alles anvertrauen, wenn er nur die Feder zur Hand nahm? Und ihre Küsse — wenn er die Lider senkte, so fühlte er sie ja auf seinen Lippen und Augen.

Zuerst war ihm das wie ein Schlag gewesen, und er hatte nicht gewußt, wie er die Stufen hinabfinden sollte, als ihm das alte Fräulein Hörtel, fast ohne die Tür zu öffnen, zugerufen hatte, daß Herr Jason Gebert nicht zu Haus sei und daß Fräulein Jettchen nicht mehr hier wohne, sondern zu den alten Herrschaften nach dem Hohen Steinweg gezogen sei. Und Köẞling war bis in die Nacht hinein umhergelaufen, straßauf, straßab, um vielleicht Jason Gebert zu treffen. Und dann war er am nächsten Tag hinaufgekommen — ganz früh — und er hatte eine Weile warten müssen, bis er Jason Gebert sprechen konnte. In der nächsten Zeit war Köẞling noch oft zu ihm gekommen, aber er hatte Jason meist nicht zu Haus angetroffen, ja, einige Male hatte es ihm sogar geschienen, als ob man dies nur vortäusche. So waren denn seine Besuche seltener geworden und hatten endlich ganz aufgehört. Nicht, daß sich etwa im Wesen Jason Geberts ihm gegenüber irgend etwas ausgesprochen hätte, was auch nur als Unfreundlichkeit hätte ausgelegt werden können — er war so taktvoll und zuvorkommend wie stets, vielleicht etwas weniger warm, aber Herzlichkeit war ja nie Jason Geberts Art gewesen. Nur das eine: wenn Köẞling von Jettchen begann, dann wußte Jason Gebert immer schnell das Gespräch auf ein Thema überzuspielen, das ihnen beiden geläufig war, wußte irgend einen Köder auszuwerfen, der Köẞlings Widerspruch weckte, und schon war er von seiner ersten Frage fortgezogen. Jetzt war Jason Gebert für Köẞling wieder ganz der gleiche geworden, der er für ihn seit Jahr und Tag gewesen war: schillernd, feinsinnig, interessant und absprechend, der Mann von Grazie mit der Vorliebe für den Schnörkel in seiner ganzen Sprech- und Denkweise, der Plauderer, mit dem er Stunden vor seinen Büchern verbrachte, der amüsante politische Spötter, der dann zum Schluß ebenso kühl und ebenso verbindlich ihm die Hand reichte, ohne daß Köẞling auch nur einen Schritt in sein Lager eingedrungen wäre. Es war jetzt wieder, als ob sie nie irgend welche Berührung gehabt hätten, außer auf dem neutralen Gebiet ihrer geistigen Liebhabereien. Wie Jason Gebert jetzt ohne Jettchen lebte, was er trieb, wie er sich fühlte, von allem, was sein ureigenstes Ich betraf — davon erfuhr Köẞling nicht ein Wort, wenn sie sich vielleicht einmal bei Stehely trafen und dann eine Stunde über den Schloßplatz fort im Menschengewühl die Linden hinauf und hinab gingen. Ja, Jason Gebert hatte nicht einmal den Tod des alten Onkel Eli ihm gegenüber erwähnt, trotzdem Köẞling von Jettchen erfahren hatte, daß er Jason Gebert sehr nahe gegangen war. Und zu jenen nächtlichen Spaziergängen, da unter dem Einfluß der Stunde, im Banne der Ruhe ringsum — gleichsam unbeobachtet von der hellen Welt — Jason Gebert für kurze Minuten ganz er selbst wurde, konnten sie sich nicht mehr zusammenfinden. Wohl hatte Köẞling ihn gebeten, ob er ihn nicht vom

Geschäft abholen dürfe, oder er wollte einmal des Abends bei ihm anklopfen, ob er dann mitkäme. Aber immer fand Jason Gebert eine Ausflucht. Und er, Kößling, wollte doch so gern jetzt, gerade jetzt, Jason Gebert nahe kommen, und es gab Stunden, in denen er eine fast kindliche Zuneigung zu ihm empfand. Denn jetzt, da vielleicht schon in wenigen Wochen das Glück in sein Haus kommen konnte, da fühlte er erst, wieviel Dank er Jason schulde, und daß er der einzige Mensch in diesem Leben war, der ihm Gutes erwiesen hatte. Und all seine Härte und Verbissenheit, ja dieser ganze angeborene Haß, den der Arme, Kämpfende und Aufsteigende immer dem Reichen, Ruhigen und Verweilenden gegenüber haben m u ß — denn die Bitterkeiten des Lebens machen uns ja so furchtbar ungerecht — er war ganz verflogen. Und jetzt, da er nun immer die Hände ausstreckte und wartete, daß man die seinen ergreife, da schritt der andere mit verkreuzten Armen neben ihm.

* * *

In dem Streit, der zwischen Geheimrat Stosch und Tante Minchen ausgebrochen war, siegte Tante Minchen. Sie wollte i h r e Sommerwohnung beziehen, und sie b e z o g ihre Sommerwohnung und ließ sich von solch einem Doktor überhaupt nicht dreinreden. Man pflegt von so alten Leuten zu sagen — und Tante Minchen war nun auch bald 78 Jahre — daß sie sterben wie ein Licht, das ausgeht, daß sie schwächer und schwächer werden und dann langsam erlöschen; aber ich habe immer gefunden, daß so ein Licht, bevor es sein Leben hingibt, unruhig und angstvoll hin- und herzuckt, als hätte es eine Ahnung seines nahen Todes, und daß es endlich noch einmal krampfhaft und hell aufflammt, ehe es in die Dunkelheit versinkt. Nein — Tante Minchens Leben versank ganz still in die Nacht. Es war so wie eine Quelle, die rieselt, leiser und dünner rieselt, nun nur noch tropft, zäh und schläfrig, und dann für immer versiegt — man weiß nicht mehr, wann der letzte Tropfen verflossen ist, man weiß nur, daß die Quelle versiegt ist. So ging Tante Minchen dahin an einem der ersten Augusttage des Jahres 1840, so leise glitt sie hinüber, wie ein Blatt, das im Herbst vom Baum fällt und zur Erde gleitet durch die müde, durchsichtige Luft. Sie ging fort mit der sinkenden Sonne, mit dem letzten Lichtschein, es war, als ob die Sonne sie noch gerade aufgelesen hätte, um sie mit hinabzunehmen.

Ich aber meine, daß die kleine Minchen, die doch so an den alten Eli gewöhnt war und sich in der närrischen Welt nicht mehr ohne ihn zurechtfand, daß sie es nicht lange da unten ausgehalten und daß sie sich bald im Heidenhimmel ihren alten Weggenossen wieder gesucht hat. Und wenn später einmal die Fernrohre schärfer und weitsichtiger werden, dann — meine ich — wird man auch sicherlich in irgend einer Himmelsecke das Häuschen finden, in dem Onkel und Tante Minchen am Fenster sitzen, unter den Efeubogen, auf ihren goldenen Thronsesseln. Gewiß, sie werden sich auch wohl da nicht zum allerbesten vertragen, aber da sie beide dabei doch auf Erden schon wie im Himmel gelebt haben, warum sollten sie nicht im Himmel wie auf Erden weiterleben?

Schon von 10 Uhr vormittags an wußte der alte Stosch, daß Tante Minchen den Abend nicht überleben werde, und Jettchen hatte das Mädchen zu Onkel Jason geschickt, und er kam eiligst und schweigsam. Ferdinand kam, und gegen Mittag kam noch Tante Hannchen, die gerade in der Stadt Besorgungen hatte — und Max, und, auch durch irgend einen Wind hergeweht, das alte Fräulein mit den Pudellöckchen. Die saßen nun unten sehr still in dem verlassenen Zimmer — keiner wagte, sich da oben an einen der Fensterplätze zu setzen. Der Kanarienvogel, an den niemand gedacht hatte, schrie ängstlich nach Futter, und alles ringsum schien nur auf die alten Leute zu warten. — Die goldenen Stühle an der Wand, die dunklen Kommoden, zwischen ihnen mit den eingelegten Blumensträußen all die sehnsüchtig winkenden Schäferinnen und die kleinen Savoyardenjungen, sie standen ganz betrübt da, und die große Porzellankuh hatte tiefe, melancholische Augen bekommen.

Die Männer sprachen sehr wenig, saßen sich ernst gegenüber, und nur hin und wieder geschah es, daß einer aufstand, auf- und abschritt, sich mit langen Bewegungen die Hände rieb und sich wieder setzte.

Wenn Jettchen herunterkam, so fragte man sie nicht mit Worten, sondern nur mit Blicken. Und sie antwortete immer nur mit einem Achselzucken. Hier gab es nichts mehr zu sprechen — nicht ja, noch nein. So ging Viertelstunde auf Viertelstunde — Stunde auf Stunde — die Zeit schien erstarrt zu sein und das Leben — es war so ein schöner Augusttag draußen — schien dieses Haus schon ganz vergessen zu haben. Höchstens, daß Tante Hannchen hin- und herpendelte, sich mit einem Tuch fächelte und scheinbar uninteressiert alles betrachtete — aber wenn niemand gerade hinsah, schrieb sie mit einem kleinen Bleistift ganz unauffällig an die Seite eines Bildchens ihren Namen oder zeichnete ihre Initialen auf die Rückseite eines Kästchens. Warum sollten denn so etwas die anderen nehmen. Und von dem Silber, das auf den Tisch kam — denn Minna hatte etwas Essen bereitet, aber weder Jason noch Ferdinand hatten etwas genommen — auch von dem Silber schien ihr manches ganz beachtenswert. Den Brotkorb zum Beispiel konnte sie ganz gut gebrauchen.

Gegen Nachmittag wurde die gute Tante Hannchen unruhig.

„Du," sagte sie zu Jettchen, „wie lange, meinst du, kann das hier wohl noch dauern? Ich muß nämlich heute noch nach Charlottenburg hinausfahren."

Aber Ferdinand, der mit langen Schritten auf- und niederging, blieb vor dem kleinen runden Hannchen stehen und sah sie nur mit großen Augen an — nicht böse — nicht mehr böse, aber bitterernst und schwertraurig. Und ganz leise nickte er mit dem Kopf dazu. Und der eine Blick, diese eine Bewegung, sie sagten deutlich: zwanzig Jahre — über zwanzig Jahre muß ich das nun ertragen . . . und wenn man dich in ein Meer von Gold setzte, und wenn alle Engel des Himmels herabkämen, und wenn wir alle hier vor deinen Augen verreckten — nichts in der Welt vermöchte dir die Schmutzflecken von deiner Seele herunterzureiben . . .

Als aber dann mit der sinkenden Sonne die kleine Tante Minchen den Weg in das andere Reich hinübergefunden hatte, da war doch Tante Hannchen ganz aufgelöst in Tränen, sie schwamm ordentlich fort wie eine Figur aus Schnee. Sie fiel Jettchen um den Hals und sagte mit vertränter Stimme, jetzt sei natürlich nicht die Zeit, an so etwas zu denken, aber sie möchte doch gern als Andenken an die arme Tante Minchen ihren Malachitschmuck haben und das Spitzentuch — in dem hätte sie die arme Tante Minchen immer so gern gesehen, und Jettchen möchte ihr das doch mal bald heraussuchen.

Aber Jettchen, die sehr ruhig war, denn sie hatte lange erkannt, daß es hier keine andere Lösung als den Tod gebe, — und sie vermochte nicht zu weinen, nun, da diese einzige glückliche Lösung erfolgt war — Jettchen sagte ganz schlicht und, ohne daß man ihr Erregung anmerkte, daß sie es ja gern tun würde, aber daß sie glaube, kein Recht dazu zu haben.

„Das, was du da eben meinst, liebes Jettchen," warf plötzlich Jason Gebert ein, sehr ernst, sehr scharf und sehr fest — „scheint mir nicht ganz richtig. Soweit ich die letzten Verfügungen von Onkel Eli und Tante Minchen kenne, erbt hier kein Mensch auch nur einen guten Groschen — außer dir, Jettchen."

Aber Jason hatte seine Worte noch nicht beendet, da war schon Hannchen vom Stuhl aufgesprungen.

„Ich begreife nicht, Ferdinand," sagte sie, und sie bemühte sich, es ruhig zu sagen, aber sie schlug beinahe mit der Stimme über — „ich begreife nicht, was wir eigentlich hier noch wollen. Ich fahre jetzt nach Charlottenburg." Jetzt hatte die brave Tante Hannchen keine Träne mehr im Auge, und sie nahm ihre Schute von der Kommode und rauschte hinaus mit ihrem fetten Hals — klein, breit, kopfschüttelnd, gefolgt von ihrem Sohn Max — während Ferdinand Gebert ihr nachblickte mit seinen großen, grauen Augen, nicht böse, nicht mehr böse, sondern nur tief ernst und schwer traurig und ganz leise dazu nickte und wieder nickte.

Jason aber verstand diesen Blick und diese Bewegung nur zu gut.

„Weißt du, Ferdinand," sagte er, „nun ist die alte Zeit tot — nun sind wir die alte Zeit. Ich glaube, was nach uns kommt, wird nicht mehr viel sein."

„Bei Gott, Jason, da magst du recht haben," sagte Ferdinand, ließ sich auf einen Stuhl fallen und schlug ganz urplötzlich — keiner hätte je bei ihm etwas ähnliches erwartet — die Hände vors Gesicht und schluchzte laut und schmerzlich auf.

Und Jettchen eilte auf Ferdinand zu und umfing ihn und suchte ihn zu beschwichtigen, denn es gibt ja nichts Schlimmeres, als einen Mann so weinen zu sehen . . .

* * *

Und was ich nun noch zu erzählen habe, ist sehr ernst, und ich will es ganz still, sehr kurz und sehr schmucklos erzählen. Ich liebe nicht traurige Geschichten. Früher, als ich jung war und heiterer denn heute, da meinte ich, daß es richtig und stark

sei, das Leben so mitleidlos zu schildern, dieser schönen Bestie, die uns zerfleischt, die Maske herunter zu reißen und ihr bluttriefendes Maul zu weisen. Und heute, da ich weniger heiter bin, und diese Bestie nun wirklich kenne, da setze ich nur zu gern ihr die Maske wieder vors Gesicht, und ich bemühe mich, sie noch rosig und zart zu schminken, nur um das bluttriefende Maul zu vergessen.

Aber nehmen wir die Dinge nicht zu ernst, nehmen wir Gewesenes und Seiendes immer nur für das, was es ist: schmerzvoll oder schön, ernst oder heiter, immer nur als ein Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen.

* * *

Ja, die schönen Kommoden Tante Minchens mit den bronzenen Beschlägen und den eingelegten Blumensträußen, die schweren, vergoldeten Betten und die goldenen Stühle, das alte Porzellan, sofern es Jason nicht haben wollte, — all das schöne alte Zeug, es kam für wenig Geld auf den Trödel. Denn diese Zeit war hart und mitleidlos gegen das Alte. Aber wer sollte es auch nehmen? Jeder hatte ja sein eigenes Haus voll von eigenen Sachen. Und Jettchen, die vielleicht gern irgend ein Stück aus Anhänglichkeit behalten hätte, bekam ja nun auch bald ihre eigenen Möbel zurück. Denn die Angelegenheit mit ihrer Scheidung war inzwischen ruhig ihren Weg gegangen, und gleich nach den Gerichtsferien sollte sie zum Austrag kommen. Ja, Jettchen hatte sogar einmal in Gegenwart Jasons bei dem Notar ein Zusammentreffen mit ihrem Mann gehabt, der im wortwörtlichen Sinne niemals ihr Mann gewesen war. Sie hatte sich vor dieser Zusammenkunft gefürchtet, weil sie glaubte, daß es für sie mit viel Aufregung verbunden sein würde. Und nun stand sie einem ganz fremden Menschen gegenüber, der sich bemühte, etwas mehr Umgangsformen zu zeigen denn ehedem, und an dem das Jahr Berlin wirklich äußerlich nicht ohne Spuren vorübergegangen war. Jettchen glaubte erst, sie würde noch etwas von jenem eingewurzelten Abscheu empfinden, der sie einst vor diesem kleinen Menschen zittern machte, aber sie fühlte nur eine tiefe und dumpfe Gleichgültigkeit, die ebenso weit von jedem freundlichen wie von jedem unfreundlichen Gefühl entfernt war.

Und das erstemal in ihrem Leben empfand Jettchen die Unewigkeit unserer Gefühle, wie sehr doch Liebe und Haß in einem Jahr sich modeln und abschwächen, sie fühlte, wie alles an dem Menschen vorübergeht, und wie das, von dem wir glauben, daß es unser Wesen bis in die tiefsten Tiefen aufreißt, nur eine dünne Ackerfurche zieht, die Wind und Regen und Schnee schon in einem Jahr verflachen, verwaschen, vertreiben und kaum noch bemerksam sein lassen. Nur eine einzige tiefe Furche war durch ihr Leben gezogen worden — und die war unverwischbar.

* * *

Und da Jettchens Zimmer in Potsdam immer noch auf sie warteten, und da sie durch alles Vorangegangene schwer ermüdet und körperlich und geistig matt geworden war, und da sie draußen bei Tante Hannchen in Charlottenburg doch nur neue Aufregungen fürchtete, so fuhr sie an einem schönen Augusttage — aber er trug doch schon in seiner Morgenfrühe den ersten Hauch des Herbstes in sich — hinaus nach Potsdam. Sie sehnte sich nach Ruhe, und die fand sie hier.

Jettchens beide Zimmer, die ganz für sich lagen, waren peinlich sauber, mit ihren weißen Mullgardinen, mit dem Trumeau von dicken Säulen flankiert, mit dem birkenen Sekretär und mit dem alten Ledersofa, über dem ein goldgerahmter ovaler Spiegel, der an einer langbepuschelten Quaste hing. Jetzt aber hatte man ihn — um ihn vor den Fliegen zu schützen — mit einem leichten Kleid von Mull verhängt. Denn Fliegen gab es hier draußen in Potsdam, kleine und große, Bassisten, Altisten und Tenoristen der Stimme nach, und sie schwebten fortgesetzt um die Puschel der Hängelampe, immer wieder dahin zurückkehrend, als ob sie mit unsichtbaren elastischen Fäden daran befestigt waren. Aber die Fliegen waren nun durchaus nicht allein auf den Spiegel angewiesen; sondern der Spiegel in seinem Mullrock er war auch umgeben von einer ganzen Schar von ungeschützten schwarzen und buntfarbigen Steindrucken und Stichen. Hier hing der alte Invalide Koch, der in seinem hundertsten Jahr zu seinem eigenen Besten um acht Silbergroschen verkauft wurde, knickebeinig, mit einer Pfeife im Mund, und neben ihm als Pendant ein Porträt der Königin Louise nach Kannegießer, auf dem ohne Zweifel der Perlenschmuck das einzig Ähnliche war. Hier war eine Ansicht von Sanssouci und hier eine Vedoute des Platzes vor dem Brandenburger Tor. Aber das Schönste war doch eine große Silhouette, die Sommerguth einmal mit kunstfertigen Händen geschnitten hatte, damals, als seine heute so bequeme Frau noch jünger und schlanker und eben noch nicht seine Frau war. Auf blauem Glanzpapier sah man da aus schwarzem Karton in feinem Scherenschnitt einen Blumentisch, unter dem ein Hündchen saß. Auf dem Gitter des Blumentisches aber, rechts und links, tirilierten zwei Vögel. Und der Tisch selbst trug eine große Vase mit der Inschrift „Zum Andenken“ und dem ganz fein ausgesparten Bildnis eben jener einst so holden Frau Sommerguth, während — als Bekrönung des Ganzen — aus der Vase ein großer Blumenstrauß hervorsproß mit Rosen, Tulpen, Nelken, die ja bekanntlich schneller als die Freundschaft verwelken sollen. Das war Sommerguths Meisterstück, der Stolz des Hauses und der Stolz der Familie. Wenn man die groben Hände sah, so glaubte man gar nicht, daß sie je so feine Arbeit gemacht hätten.

Gewiß: Sommerguths waren ganz einfache Leute, aber in ihrer ganzen Art lag eine bescheidene Zurückhaltung, die fast an Vornehmheit grenzte.

Trotzdem sie Jettchen ja von Kind an kannten, fielen sie ihr in all der Zeit nie lästig, drängten sich ihr nicht auf und sprachen nur mit ihr, wenn Jettchen ihre Gesellschaft suchte. Der Mann war grau, groß, dürr und hager, und all seine Bewegungen hatten eine seitliche Richtung angenommen, wie das bei einem Menschen, der sein Lebtag am Web-

stuhl steht, und hunderttausend Male das Webschiff hin- und herwirft, wohl geschehen kann. Frau Sommerguth hingegen war in ihrem Häubchen aus schwarz und weiß gemischten Spitzen immer noch die hübscheste von ihren Töchtern, und sie war das — trotzdem sie jetzt schon den Eindruck eines guten alten Ecksofas machte, eines molligen und brauchbaren Möbels, das nie im Weg steht und gut für so eine müde, schon etwas verbrauchte Menschenseele ist, wenn sie sich einmal ausruhen will.

Natürlich, solch eine Gartenwelt, wie draußen in Charlottenburg bei Frau Könneke, das gab es nun hier bei Sommerguths nicht. Aber trotzdem Jettchen hier in der Stadt wohnte — oben irgendwo in der Schockstraße — sie sah doch von ihren Fenstern in ein kleines Stückchen Vorgarten; und der war jetzt im Herbst ganz von Goldknöpfchen, Fingerhut und Krauseminze erfüllt. In dichten, bunten Büschen drängten sie um die beiden verschnittenen Taxuskegel, die immer wieder verkürzt — immer wieder oben an der Spitze neue Zweige trieben, und die — nun schon lange nicht mehr verschnitten — jetzt wie die wirren und rebellischen Haare eines dunklen Krauskopfes emporstanden. Von der Vogelwelt aber, die einst in Charlottenburg bis in Jettchens Träume das bunte Gewirr ihrer Stimmen geschickt hatte, war hier nur eine ganze Reihe von piependen Spatzen übrig geblieben, die allmorgendlich und allabendlich vor Jettchens Fenster im Zaun saßen und sich über die letzten Tagesneuheiten unterhielten — der eine immer mit dem Kopf hüh und der andere immer mit dem Kopf hott.

Aber wenn auch der Garten nicht so schön war wie der in Charlottenburg — o, wie waren doch die Straßen hier schön in Potsdam! Die ganze Mythologie, die Welt von Hellas und Rom, Heidentum und Christentum zogen in lockerem Reigen dahin, und all das war wieder umflattert und geleitet von einer endlosen Schar von leichtsinnigen Putten, die über diese Häuser und Giebel, über diese Fenster und Nischen, über diese Türen und Pilaster mit graziöser Hand ausgestreut waren. Da zerbrach Simson die Säule, und Theseus zerspaltete den Baumstamm. Der Gott des Winters blies sich in die eisigen Finger, und das Antlitz der Venus lächelte süß, umgeben von einem Gefolge von Amoretten, irgendwo von der Platte eines Stuckreliefs. Überall hatte der Stein Leben, und eine ruhige Freudigkeit zeigte sich in allen Formen. Es war, als ob niemand diese verzauberten Straßen stören wollte. Ja, Jettchen konnte sich nicht erinnern — solange sie draußen in Potsdam war — daß sie je einen Menschen hätte schnell gehen sehen. Selbst die Offiziere, die immer Morgen für Morgen an Jettchens Fenster vorüberschritten, sie ritten — solange sie in Sehweite waren — ganz gemächlich und fein still im Schritt an Jettchen vorüber.

Und dann — was fragte man endlich nach der Stadt? — da drüben waren doch die Gärten, diese weiten, schönen, gepflegten Gärten, und die ganze Stadt schien mit ihnen in eins zusammenzugehen. All das war Tag für Tag so sammetgrün und ruhig und es träumte dahin in der wunschlosen Stille einer herbstlichen und weißen Sonne. Ja, nicht einmal der Sonntag brachte mehr die Menge der lärmenden Berliner heraus, die doch

draußen in Charlottenburg von früh bis abends in nie endenden Ketten an Jettchens Haus vorübergezogen waren. Aber vielleicht war das nur jetzt so, denn es war ja schon recht spät im Jahr. Doch in den Gärten da merkte man natürlich nichts vom Herbst, ebenso wie eine Frau, die sich pflegt, ja länger jung und schön bleibt. Und nur wenn Jettchen einmal an die Havel kam oder über das Land sah, so blickte sie schon hinfort über die rauhen Stoppelfelder, und die letzten vergilbten Kornfelder leuchteten in der Sonne von weit her, als wären sie aus altem und verbrauchtem Gold. Und Jettchen sah auch, wie die Schwalben sich in Scharen über den tiefgrundigen Wiesen sammelten und zwischen den Buschketten und Weidenwegen ihre jungen Flugkünste übten.

Und in all dem spürte sie, daß schon die rauhe und kalte Zeit sich wieder ankündigte. Aber drinnen im Park, da war wirklich für Jettchen noch nichts vom Herbst zu fühlen, und sie sah den Himmel da oft so tief durch die Bäume. Und es kamen noch ganz warme und sonnige Tage, solche, an denen man nicht von der Welt Abschied nehmen möchte, solche, von denen man nicht begreifen kann, daß es Menschen geben konnte, die sie nicht mehr sehen, ebensowenig, wie man es verstehen kann, daß es einmal noch gleiche Tage geben wird, wenn wir unsere Augen geschlossen haben.

Dann schritt Jettchen durch die weiten Gärten dahin, und sie war ganz verliebt in diese Scheinarchitektur, in die Säulengänge und Säulenreihen, in die offenen Tempelchen, die kaum vor der Sonne Schutz gewährten, in die Lusthäuschen und Pagoden, in jene kleinen Lauben aus Eisengitterwerk mit der vergoldeten Sonne über der Kuppel und mit den Masken und Instrumenten, die die Wände und Türpfosten in lockerem Gefälle überzogen. All diese hundert Einfälle, einen Garten schön und lieblich zu machen, sie fesselten Jettchen immer wieder. Und sie liebte die verschnittenen Hainbuchen, die sich vollkommen zu grünen Dächern von hüben und drüben ineinander verstrickt hatten, und in deren Nischen und Fenstern, den niederen Steinbänken gegenüber — Putten ihre kleinen, koketten Steingruppen von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, von Musik, Dichtkunst und Malerei bildeten. Jettchen entzückten diese kleinen Gartenhäuschen, Villen und Tempelchen, deren weiße und goldenen Wände durch lange Lindenwege blinkten, lange Lindenwege, über die nun schon Jahrzehnte nicht mehr die Schere des Gärtners gekommen war. Sie waren ganz knollig unten um den Stamm geworden, die Linden, und breit mit Schößlingen und jungen Wildsprossen überdeckt, zwischen denen sich die Finken tummelten. Und Jettchen liebte jene vier Orangenbäume in den Kübeln, die eine kleine Fontäne umstanden, ein Wasserbecken, dessen schwarze Fläche von den roten Rücken der Goldfische belebt war. Sie genoß diesen Anblick, wenn die Sonne wie Silber und Stahl hoch vom Südwesten her über die blaugrüne Laubwand der Bäume das kleine Becken überflutete und sich das ganze Bild in dem halbrunden Ausschnitt eines hohen Laubganges wie in einem dunklen Rahmen bot. Dann ging Jettchen langsam an kuglig geschnittenen Buchsbäumen entlang, betrachtete die zierlichen Nadelfuchsien und atmete den Duft der alten Heliotropstämme, die am Wege standen nur, um immer wieder zu

jenem kleinen Wasserbecken mit seinen Orangenbäumen zurückzukehren. Ein kurzes, träumendes Hin- und Herschreiten war das in dämmernden Laubgängen, deren Boden grün und golden durchwebt war, bis Jettchen wieder hinaustrat in die volle, weiße, schon herbstliche Sonne.

Am liebsten aber war Jettchen jene Brunnengruppe — Neptun und Galathee, von Meerpferden gezogen, mit Tritonen vor sich und Tritonen an der Seite in einem kleinen schmalen Teich, der jetzt im Herbst ganz von Entengrütze zugesponnen und ganz von den braunen Garben des Wasserampfers besetzt und an allen Ecken jetzt von den spitzigen Weidenruten überwuchert war. Breites Kraut, Fenchel und Schilf hielten die morsche, hohe Sandsteingruppe halb verdeckt, und das grüne Leben kletterte zwischen den Tritonen und den Meerpferden empor, und es machte nicht einmal halt vor dem Beherrscher der Fluten, der ohnmächtig schien, sein altes Quos ego! ihnen zuzurufen. Aber immer thronte sie da oben, sie, die schöne Meerfrau, ganz ruhig und steif, in lächelnder, kühler Schönheit, und überließ der milden Herbstsonne die steinernen Formen ihrer wilden und unbekümmerten Nacktheit — auch in den Sonnengluten noch eine kühle Herrscherin . . .

Und Jettchen war es manchmal, als müßte sie diese kühle Nymphe da oben beneiden, der alles zu Füßen lag, die jedem etwas gab und die doch für jeden nur das gleiche kühle Lächeln hatte. Sie war jetzt müde. Der Kampf hatte für sie aufgehört, und in dieser schönen Ruhe waren langsam ihre Wünsche und ihr Wille entschlafen. Sie verstand sich manchmal selbst nicht mehr. Sie fühlte, daß ihre Briefe an Kößling so arm und nüchtern wurden, so ganz anders als sie ehedem waren. Und wenn er von neuen kleinen Erfolgen schrieb oder wenn er von ihrer Zukunft sprach — denn jetzt, da alles ruhig und langsam seinen Gang ging, durfte Kößling ja wohl an eine gemeinsame Zukunft denken — dann hatte sie das vordem warm vor innerer und freudiger Erregung gemacht. Und jetzt las sie darüber fort, kniffte den Brief zusammen, tat ihn in ihren Sekretär zu den andern und ging wieder hinaus ihre weiten, einsamen Wege durch die Gärten und vor die Stadt oder saß über ihren Büchern, die ihr Jason mitgegeben hatte. Und wenn sie sich des Abends hinsetzte, um Kößling zu antworten, so mußte sie den Brief erst wieder vornehmen, denn sie wußte kaum noch, was darin stand. Sie fühlte, daß sie von Kößling geliebt wurde, und diese Empfindung tat ihr wohl. Denn es gibt ja keine Frau, die, ob gewährend oder versagend, nicht gern hörte, daß man ihr gut sei und daß man ihre Schönheit anbete. Aber sie selbst war an alldem unbeteiligt, und in ihren stillen Stunden kamen ihr nie die Vorstellungen an eine gemeinsame Zukunft und an ein Glück eines für den andern. Jettchen selbst sagte sich hundertmal, daß das vielleicht nur durch all das Schwere komme, das sie jetzt durchgemacht hatte, durch all die Aufregungen eines langen Jahres, die bewirkt hatten, daß sie nun so stumpf geworden sei. Und sie wollte sich immer von neuem überreden, daß in Zukunft wieder alle Quellen, von denen sie oft in verzweifelten Stunden glaubte, sie seien ganz versiegt, in ihrem Innern wieder emporsprudeln müßten.

Endlich war das ja doch ein Stück warmen Lebens, das da draußen an die Tür pochte — und endlich — wie hatte sie sich früher nach seinen Küssen gebangt. Gewiß, manchmal, wenn sie in Onkel Jasons Musen-Almanach Verse las, wie diese:

„Mit meinem Kuß will ich ihn tränken,
Nach dem er sonst so durstig war,
Und ihm zum Spielwerk will ich schenken
Mein aufgelöstes schwarzes Haar,"

gewiß — dann erwachte wohl auch jetzt für kurze Augenblicke unter der Macht der Vorstellung eine heiße Sehnsucht nach Kößling. Aber Tage und Tage wieder gingen hin, ohne daß sie seiner gedachte.

Und wenn sie sich auf ihren Spaziergängen in geheimen Gesprächen befand — denn wir reden ja immer mit Leuten, die weit fort von uns sind — so war das stets ein anderer, mit dem sie sprach, so war das immer Onkel Jason, dem sie all ihre geheimsten Gedanken anvertraute. Wie sie zu ihm stand, wußte sie ja selbst nicht, sie wußte nur, daß sie ihm so nahe gekommen war wie keinem Menschen in ihrem Leben. Und hunderte Male las sie wieder in dem Buch von Charlotte Stieglitz, und nie nahm sie es zur Hand, ohne jene Verszeilen sich von neuem einzuprägen, die ihr Jason in das Buch geschrieben hatte, und über ihren Sinn zu grübeln, woher es nur komme, daß er sie von sich stoße.

Und Wochen und Wochen gingen hin in einem friedsamen Leben, das nur unterbrochen wurde, wenn vielleicht einmal Ferdinand an einem Sonntag früh auf einem Ritt herauskam und einen Augenblick bei ihr vorsprach, grade solange, wie das Pferd brauchte, um sich zu erholen.

Von den weiten Wasserflächen ringsum trieb nun schon manchmal an den frühen Septemberabenden der Nebel in die Straßen hinein, und alles Grün, jeder Baum und jedes Kraut gab seine letzte schwere Üppigkeit, bevor sich die ersten Blätter gelb verfärbten. Überall in den Gärten standen die Herbstblumen, breit, grell und groß, und sie leuchteten mit einer wilden Pracht in die schon frühen Dämmerungen. . . .

Salomon und Riekchen waren noch immer auf Reisen, und Jettchen erwartete von Tag zu Tag nun ihre Rückkunft, um wieder eine Stelle zu haben, wo sie einkriechen konnte. Denn, wenn sie auch nicht mehr eine arme Waise wie ehedem war, sondern nun — noch von Onkel Eli und Tante Minchen her — so viel ihr eigen nannte, daß sie von der Summe und der Macht dieses Geldes eigentlich gar keine rechte Vorstellung besaß, so hatte sie doch bei alledem kein Heim und keine Stätte, keinen Flecken Erde, wo sie hingehörte. Und sie sehnte sich nach diesem Jahr des Umhergestoßenseins wieder nach ihrem alten Zimmer bei Onkel Salomon, in dem sie doch wenigstens ein Zuhause hatte.

Und alles kam, wie es kommen mußte.

Gerade als Jettchen an dem Nachmittage des 1. Oktober zu einem Spaziergang gerüstet an das Fenster trat, um — die Sonne hatte sich eben verschleiert, und der mattblaue Tag hatte sich verdunkelt — nach dem Himmel zu sehen, ob sie den Weg durch

den Park wagen könnte, da erblickte Jettchen jemand, der draußen am Gartengitter stand, unschlüssig und erhitzt vom weiten Weg. Und sie schrak zusammen, freudig wie ehedem, als sie an jenem Frühlingsnachmittag draußen in Charlottenburg am Fenster saß und an der Vorderwand des Handtäschchens stickte, an der Schäferin mit dem gelben Kleid und dem blauen Schäfer, der sich zu ihr neigte.

Und als Kößling Jettchens ansichtig wurde, da flog ihm die Freude wie ein Sonnenglanz über das Gesicht. Und auch Jettchen zitterte vor freudiger Erregung am ganzen Körper. Denn endlich zieht es doch Jugend zu Jugend mit magnetischer Gewalt. Und Jettchen war bei ihm, und sie hing sich an seinen Arm, und sie sprach auf ihn ein, daß sie sich so freue, daß er endlich einmal herauskomme, daß sie nun zusammengehen wollten und daß sie ihm alles hier zeigen werde. Und er lachte nur und fand keine Worte und küßte ihr lachend und dankbar die Hände. Und den ganzen Nachmittag schritten sie so nebeneinander dahin auf stillen und herbstlich verlassenen Wegen, stundenweit hinaus in die nimmer endenden Gärten. Der Himmel hatte sich entwölkt, war nun ganz mattblau geworden, und die schräge Sonne kam hoch über die Bäume fort durch einen zarten und flirrenden Dunst zu ihnen.

Sie gingen beide über das weite Längsrund zwischen den Communs und dem Neuen Palais. Und über die grünen Rasenflächen, aus den runden Beeten farbiger Herbstblumen zog der Duft des Heliotrop zu ihnen herüber. Eine Turmuhr spielte ein klingendes Glockenzeichen zu ihnen herab, grade als die Ablösung der Wache über die ziegelgepflasterten Gänge klirrte. Und über die Hunderte von Sandsteinhermen des Zauns, die ganz vergrünt in dem Halbdunkel des Laubdachs träumten, huschte dabei so etwas wie ein Lächeln, und die Figuren hüben und drüben an den Dächern lächelten ebenfalls und reckten die Hälse, und selbst die großen pausbäckigen Engelsköpfe drüben an den Fenstern schienen über diesen preußischen Drill zu lächeln.

Jettchen und Kößling blieben eine ganze Weile an dem letzten kleinen Seitenflügel des Schlosses stehen und Kößling erklärte Jettchen die Sandsteinfiguren, die da oben in lustigen Posen ihre Glieder wiegten. Vielleicht war es Frühling, Sommer, Herbst und Winter; oder Jagd, Fischerei, Geographie, Zeichenkunst und Sternkunde. — Er wies ihr all diese Allegorien, Anspielungen und Beziehungen, mit denen man einst das Leben umgürtete. Und er zeigte ihr, wie Apollo herantänzelt, gefolgt von Musen und Charitinnen, den Musen und Charitinnen der Mark. Und den Theseus zeigte er ihr und den Simson und den Herkules. Und er wies Jettchen auch Vertumnus und Pomona.

Wer denn das sei, Vertumnus und Pomona, wollte Jettchen wissen.

Und Kößling begann ihr die Geschichte von Vertumnus und Pomona zu erzählen: ein schöner Jüngling, sagte er, habe sich um die Pomona beworben, aber sie habe ihn nicht erhört. Und da habe er sich in eine alte Frau verwandelt und in dieser Gestalt ihre Liebe gewonnen. Jedenfalls, meinte Kößling, sei das eine höchst seltsame und vieldeutige Sage — diese Allegorie von dem Alter, das um die Jugend wirbt.

Während dieser Worte aber hatte Jettchen plötzlich Kößlings Arm losgelassen und ging nun einige Schritte von ihm entfernt, den Kopf gesenkt und das Gesicht wie mit Blut übergossen. Und unter allem, was sie nun sprach, zitterte immer wieder die Erinnerung an jene seltsame Sage von Vertumnus und Pomona, die sie bis in ihr Innerstes erschreckt hatte.

Und sie gingen beide weiter und weiter, und Jettchen sah kaum hinauf, als ihr Kößling Venus und Amor zeigte und Venus und Hymen, die die großen Ampeln trugen, und deren Formen weich geworden waren von Wind und Wetter und aufgerauht durch die lange Reihe der Jahre. Ganz still ging Jettchen neben Kößling her, und der verstand ihr Schweigen nicht und deutete als Glück, was doch nur Angst war. Sie sahen noch einmal zurück vom Drachenberg auf das Schloß und auf die Communs, die mit ihren Kuppeln und Dächern aus dem ununterbrochenen Mantel von Grün ragten, und sie betrachteten es, wie in der sinkenden Sonne die runden Fenster des Obergeschosses leuchteten, als brenne und glühe eine Riesenmasse hinter ihnen. Dann aber nahm die kleine alte Maulbeerpflanzung sie auf, mit den Gängen dazwischen, die ganz von Wein überrankt und von Kürbis umsponnen waren. Jettchen und Kößling gingen die schmalen Wege auf und nieder, die das umfriedete Baumland durchquerten, sie schritten hindurch durch dieses eine einzige, riesige, von Gängen und Wegen durchschnittene Blumenbeet. Wegauf, wegab prangten neben ihnen wie aus eigenen Tiefen leuchtend in ungezählten Mengen die Feuerwerkskörper der Sonnenblumen, und alle Farben der herbstlichen Blüten fanden sich zu immer neuen Mustern zusammen: Dahlien und Georginen, Astern und Flox. Der Amarant ließ seine roten hängenden Wedel ordentlich über den Boden schleifen, und die weißen und roten Jalappen, die vor der Sonne die Blüten wie welk gesenkt hatten, sie hatten sich nunmehr erschlossen und strömten vor der beginnenden Dunkelheit ihren beißenden und grellen Duft in den herbstlichen Abend hinaus. Und große Schwärmer schossen pfeilschnell und summend heran wie aus endlosen Fernen — nur um einen Augenblick wie graue Schatten unruhvoll über den Blüten zu stehen und dann, von einer heißen Sehnsucht getrieben, wieder weiter zu schießen, gleichsam, als wäre es ihnen gegeben, den Raum mit Gedankenschnelle zu überbrücken.

Keinem Menschen begegneten die beiden mehr, und wenn sie nicht gesehen hätten, daß die Wege geharkt waren, sie würden es nicht geglaubt haben, daß je Menschen in dieses verzauberte Blumenland kämen, sie würden geglaubt haben, daß alles den Laubvögeln gehörte, die, bevor sie sich zur Ruhe begaben, unruhig von den Kronen hinüber und herüber flatterten, und der Drossel, die an einer Ranke zerrte.

Und Kößling zog Jettchen in all diesem fiebrigen Blühen dieses ersten Herbstabends an sich, und sie umschlangen sich beide mit einer fast wilden Wut, und Jettchen meinte besinnungslos werden zu müssen vor seinen Lippen und unter seinen Umarmungen. Dann aber standen sie, als der Himmel schon dunkelte und von feurigen Bändern durchschnitten war, oben auf der Terrasse von Sanssouci und sahen hernieder über die Senkung

des Tals, und die Hügel drüben auf dem andern Havelufer verschleierten sich schon in der steigenden Dunkelheit des Abends. Wie die Kulisse eines gewaltigen Theaters standen unten um die Fontäne die zerflatterten, einzelstehenden Baumkonturen. Und auch jetzt noch, in dem schwankenden letzten Licht sahen die beiden, wie unten neben den weißen Marmorfiguren das schwarze Rund der Fontäne von den großen Zügen der Goldfische deutlich rot und kupfrig gesprenkelt und getupft war. Unten aber in einer Nische auf einer Marmorbank, die schon von den ersten welken Blättern und den ersten abgefallenen roten Beeren überstreut war, lagen sie sich beide noch einmal Herz an Herz, und dann drängte Jettchen nach Haus zu kommen. Und aus dem Licht, das hier noch vom scheidenden Tag zwischen den Bäumen hing, tauchten sie nun in die engen, dämmerigen Straßen hinein.

An dem Zaun ihres kleinen Vorgartens reichte Jettchen Kößling wortlos die Hand, und sie ging dann schnell in das Haus mit diesem schönen, stolzen Gang aller Geberts, ganz aufrecht und den Kopf im Genick. Und der seidene Schal, den sie um die Schulter hatte, der blähte sich, wie sie so dahinschritt, über ihrem Rücken wie ein Segel im Wind.

Und vielleicht, — wenn sich dieser seidene Schal nicht gebläht hätte, — und wenn seine schwebenden Enden nicht so wild und verlockend dahingeflattert wären, wäre Kößling still und traurig nach Hause geschlichen. So aber stürzte er Jettchen nach und ergriff noch einmal ihre Hand. Und dann kam alles, wie es kommen mußte.

(Schluß folgt.)

---

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von **Pluto.**

Im Prinzip sind die neuen Anleihen gut gegangen, aber darüber hinaus gibt es noch ein Etwas, mit dem sich der Markt nicht so leicht abfinden kann. Erfolgten doch tatsächlich die Zuteilungen auf die Zeichnungen sehr oft weit höher als erwartet, und wenn die so Betroffenen eine Verdauung des unerbetenen Materiales ablehnen, so stört dies nicht allein die Geldverhältnisse, sondern auch die Gesamttendenz der Börse. Denn in einem einzigen Zuge werden solche notwendigen Verkäufe kaum stattfinden, der diesbezügliche Druck muß eben noch länger anhalten. Und sodann sind auch noch 120 Millionen vorhanden, welche das Konsortium nunmehr kurzerhand für sich übernommen hat. Auf diese Weise aber läßt sich ein Syndikat leicht auflösen und mit 0,65 % Profit honorieren. Das Bayern-Konsortium, allerdings nur mit 60 Millionen, ist bei einem verteilbaren Nutzen jetzt von 0,51 % geschlossen worden, und dieses Vorbild scheint in Berlin zur Nachahmung gereizt zu haben. Wo bleiben wirklich jene 120 Millionen? Die Frage läßt sich immer nur mit einem steten Bemühen der Großbanken beantworten, fast Tag für Tag mit Ver-

käufen in dem Markt zu sein. Diese Herren machen es sich dabei ebenso bequem wie unsere Regierung, die über die Versteifung des Zinsfußes bei einer Zeichnung auf 600 Millionen keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Wozu also das bewegliche Klagen, daß die Reichsbank noch immer unbefriedigende Rückflüsse zeige und sogar lange in der Notensteuer war. Nichts leichter als das war vorauszusehen, und Deutschland möchte sich weder einen Schatzsekretär noch einen Reichsbankpräsidenten wünschen, denen die ehernen Konsequenzen umfassender Anleihe-Transaktionen erst später oder gar: zu spät! aufgehen würden. Einstweilen hat die Börse, die ja bei Revision des Börsengesetzes zu frohlocken begann, den Vorwand mangelnder Flüssigkeit, um ihren Verkehr möglichst einzuschränken. Vor Ostern durfte man wenigstens die allgemeine Umsicht vorschützen, in Ansehung der Feiertage großen Engagements aus dem Wege zu gehen. In Wahrheit ist aber nur ein einziger Umstand für diese Stagnation verantwortlich — die fehlenden Händler. Ob die letzteren bald wiederkehren werden, läßt sich keineswegs so einfach bejahen. Es hat Jahre gekostet, um das Spekulations-Geschäft zu ruinieren, vielleicht kostet es auch Jahre zu dessen Wiederaufbau. Einstweilen liebt man es, alle Schuld für den weiteren Stillstand der Börse den Banken in die Schuhe zu schieben, die geradesten und die verzwicktesten Gründe führt man dabei für diese angebliche Abwehr allzugroßer Lebhaftigkeit an. Indessen ebenso wie etwa Napoleon der Dritte als geheimer Urheber aller möglichen Zwischenfälle bezeichnet wurde, denen er oft ferne stand, so liebt man es jetzt bei uns, den großen Kreditinstituten eine oberste Regie für die verschiedensten Ereignisse zuzumuten. Das Publikum, sonst so geduldig, wo es sich um junge Aktien, Generalversammlungen, Dividendenerklärung usw. handelt, wird in Reaktion auf seine eigene Geduld nicht müde, anstatt der natürlichen Strömung gewisse Bösewichter zu sehen, die alles Unerwünschte verbrochen haben sollen.

* * *

Es ist auffallend, daß eine Gesellschaft wie die Deutsche Niles-Werkzeugmaschinen-Fabrik zu keiner Rendite kommen kann, trotzdem keine geringere Gruppe als die von Löwe in Berlin dabei als Protektorin auftritt. Zunächst bemerken wir, daß ein derartiges Unternehmen naturgemäß von der Konjunktur abhängt, denn nur bei Neugründungen oder Vergrößerungen, die man ja nur in guten Jahren macht, werden Einrichtungen mit Werkzeugmaschinen zum Preise oft von Hunderttausenden gemacht. Nun hat aber auch in den besseren und besten Zeiten gerade die obige Fabrik ebenfalls ohne Überschuß gearbeitet. Es muß also die Frage erlaubt sein, ob nicht die Löwe-Gruppe unter allzustarker amerikanischer Beeinflussung die deutsche Konkurrenz auf diesem Gebiete bedeutend unterschätzt hat. Tatsächlich rentieren doch die letzteren Fabriken besonders in Sachsen ausgezeichnet, so daß vielleicht die Generalversammlung der Niles-Gesellschaft zu der Interpellation Anlaß geben kann, inwiefern hier nicht überhaupt ein bei uns überflüssiges Unternehmen begründet wurde und noch weiter aufrecht erhalten wird. Es ist eine Bankschuld auf Hypothek mit über 5½ Millionen vorhanden, und ein weiterer Kredit weist sich mit nahezu Mk. 2 700 000 aus. Diese acht Millionen kosten heutzutage hohe Zinsen, die auch wahrscheinlich nicht einmal durch die „innere Reorganisation“ des Unternehmens ausgeglichen werden können. Die eben genannte Andeutung zielt wohl auf Veränderung des Personals, und es ist vor Jahren auch in der Löwe-Gesellschaft selbst einmal ein Anlauf genommen worden, um die dortigen Personenverhältnisse zu amerikanisieren. Die Rückkehr dann zum deutschen System soll ziemlich rasch erfolgt sein.

* * *

Der Konflikt zwischen Italien und der Türkei ist gleichsam im Handumdrehen beigelegt worden. Italien hat, einerlei, ob der Chauvinismus dabei seine Rechnung findet, Millionen und Millionen für die Flottenmobilisierung umsonst ausgegeben. Das betrifft nur das italienische Budget! Auch die Frage der Humanität soll hier unerörtert bleiben, ob es so sehr edel zu nennen ist, daß man die Städte Kleinasiens wegen der zahlreichen Fremdenkolonieen nicht bombardieren, dagegen die Inseln im Ägeischen Meere wirklich beschießen

wollte. Handelspolitisch interessiert vor allem, daß als Okkupationsziel Smyrna mit seinem blühenden Zollwesen beabsichtigt gewesen ist. Das römische Kabinett hat zwar dabei sehr sorgfältig zwischen dem dortigen Hafenort und der Stadt unterschieden, von welch letzterer das Bombardement ferngehalten werden könnte. Indessen in bezug auf Panik, Geschäftslosigkeit, Kreditentziehung und Zusammenbrüche fallen gelegentlich solcher Katastrophen die Städte mit ihren Häfen immer zusammen. Nun gehört aber Smyrna zu den allerwichtigsten Stützpunkten sehr großer deutscher Exportindustrieen und sogar solcher, die von dem leeren Ruhme Konstantinopels hinweg, in richtiger Voraussicht gerade Smyrna als den Zukunftsplatz des Orients erkannt haben. Wir würden also durch eine wirkliche Aktion der italienischen Flotte zu großem Schaden gekommen sein, der genau wie bei Casablanca nur dann völkerrechtlich ersetzt wird, sobald die betreffenden Summen in gröbster Handgreiflichkeit vorliegen. Der Umstand, daß Fürst Bülow in Rom lange Besprechungen mit Tittoni hatte, und erst hierauf die italienische Flotte auslief, kann wohl zu der Frage berechtigen, ob denn auch an unseren diplomatischen Stellen von der Wichtigkeit unserer Smyrna-Interessen hinreichende Kenntnis vorhanden gewesen ist.

* * *

Seit kurzem wird die Erzeugung von Qualitätseisen im elektrischen Drehstromofen (System Röchling-Rodenhauser) mit sehr großer Aufmerksamkeit auch in der Tagespresse behandelt. Es wird dabei ausdrücklich unter Anführung der schwedischen und spanischen Eisenerze die künftige totale Unabhängigkeit unserer Eisenindustrie von allen fremden Rohstoffen und Halbfabrikaten betont. Wir glauben nun, daß weder Krupp noch Thyssen diesen Versuchen so fern gestanden haben können, daß sie trotz alledem mit ihren umfassenden Erwerbungen besonders von schwedischem Erzeigentum auch noch bis in die neueste Zeit fortfuhren. Solche Käufe, noch richtiger: Zukunftskäufe wären wohl sicher unterblieben, wenn man in Ruhrort wie Essen den ganzen Optimismus teilte, den einzelne Federn aus jenem an sich gewiß wichtigen neuen Verfahren schöpfen möchten. Handelt es sich doch in erster Linie dabei um die Frage, ob Deutschland überhaupt für den hoch entwickelten Bedarf seiner Eisenindustrie genügend Erze habe. Diese Frage wird von allen Eisen- und Stahlindustriellen rundweg verneint, von den Besitzern unserer Erzgruben ebenso schlankhin bejaht. Die letzteren Interessenten haben sich aber noch selten unparteiisch gezeigt. Sie wünschten einen Schutzzoll auf ausländische Erze, trotzdem diese geradezu als das Brot unseres ganzen Hüttenwesens bezeichnet wurden. Und sie haben auch in früheren Jahren sogar den Moselkanal in hartnäckigster Weise zu hintertreiben versucht, nur damit Rheinland-Westfalen aus Luxemburg oder Deutsch-Lothringen keine billiger zu verfrachtenden Erze erhalte. Eine noch weitere Veränderung schwerwiegendster Bedeutung würde aber für unsere Exportindustrie eintreten, wenn nämlich erzreiche Länder, wie Spanien und Schweden, ebenfalls dieses Patent Röchling erwerben und in sich ausbeuteten. In Spanien haben die „Bilbaoleute" seit langem auch unter Aufwendung von Kohlenbahnen das Prinzip verfochten, ihre Erze selbst zu verhütten, anstatt sie nach dem Auslande zu verkaufen und von dort als Fabrikat für ihren Bedarf wieder zu kaufen. Ebenso hat Schweden seit mehreren Jahren die Enterzung seiner Gruben eifersüchtig zu überwachen begonnen, und unter anderm auch durch Ausfuhrzölle resp. Ausfuhrverbote verschiedene dementsprechende Hindernisse geschaffen. Eingeweihten Kreisen sind sogar bedeutende englische Gründungen in Schweden bekannt, die im letzten Augenblick durch das dortige Gesetz wieder rückgängig zu machen waren. Sollten also Schweden und Spanien von diesem neuerdings mit so vieler Sicherheit gerühmten Patent einen raschen Gebrauch machen, so würde dies für die Ausfuhr von deutschem Eisen und Stahl alles eher als Gutes bedeuten. Vorbilder in dieser Beziehung sind bereits vorhanden. So hatten wir unter anderm viele Länder früher mit Rübenzucker versorgt, die nachträglich uns entbehren gelernt haben, nur weil sie selbst sich Zuckerfabriken einrichten konnten. Und wer lieferte ihnen diese Einrich-

tung? Niemand anders als einige wenige deutsche Maschinen-Gesellschaften (Halle, Sangershausen etc.), die in bezug auf Ausrüstung von Zuckerfabriken einen bewährten Ruf hatten.

* * *

Der deutsche Zopf, wenn man langwierige schriftliche Verhandlungen, weitläufigen Bureaukratismus und langes Hin- und Herschwanken so nennen darf, hat vor kurzem eine empfindliche Lehre erhalten. Binnen zwei Tagen konnte ein Schiedsgericht, das über einen Streitgegenstand von 20 Millionen Mark zu verfügen hatte, zu einem endgültigen Schlusse kommen. Jedermann weiß, daß hier der Fall der Großen Berliner Straßenbahn gegen die Stadtgemeinde Berlin gemeint ist, und es ist wohl eine Großzügigkeit, die zu weiteren guten Anläufen Hoffnung gibt, wenn beide Parteien trotz der Größe des Objektes von vornherein sich dem Schiedsgericht ohne etwaigen Rekurs unterworfen hatten. Wenn man bedenkt, zu welchen jahrelangen Prozessen weit geringere Streitigkeiten, besonders innerhalb unserer Industrie, geführt haben und noch führen, so wäre es gut, wenn dieser hier vorliegende Fall von Kürze und beiderseitigem Entgegenkommen Schule machen würde. Vor allem sind es doch unsere schriftlichen Verfahren, die sowohl bei Gutachten, als auch bei amtlichen Entscheidungen, als auch bei gerichtlichen Urteilen eine so ungeheure Zeit in Anspruch nehmen! Und je tiefer sich die betreffenden Gremien und deren Referenten in die Gedankengänge der beiden Sachwalter hineinarbeiten, desto langwieriger wird ihnen die klare Erkenntnis für den Vorzug, den die eine Partei oder auch das eine System schließlich verdient. Gehen doch gründliche Gutachter bei uns oft so gelehrt vor, daß sie sich in die Qualitäten beider strittigen Darlegungen verlieben, und so aus ihren Schilderungen eine Entscheidung kaum zu schöpfen ist. Der gesunde Menschenverstand, der natürlich bei Dingen von großer Komplikation nicht ganz einfach vorwalten kann, darf nicht so durchaus verloren gehen, daß sich einzelne sonst kluge Menschen kein Urteil mehr zutrauen. An dieser falschen Bescheidenheit oder auch Demut, die z. B. ein Engländer gar nicht verstehen würde, kranken hundert Dinge bei uns, und mit jener Demut ist auch der Mut der Verantwortlichkeit gesunken. Letzteres merkt man u. a. bei unsern Patentprozessen, die oft jahrelang dauern, bloß weil die betreffenden Gerichte ein Präjudikat scheuen. Das wissen einzelne gescheite Advokaten nur zu gut und beuten die Schwäche ihrer Richter genügend aus.

* * *

Eine Schweizer Gesellschaft, Leu & Co. in Zürich, konvertiert ihre 3¾ % ige Anleihe in eine neue 4¼ % ige. Dieses Aktienunternehmen beleiht auch in Deutschland viele und große Liegenschaften, aber die Force ausländischer Bodenkreditinstitute besteht weniger in dem billigeren Zinssatze als in der höheren Beleihung. In der Schweiz gibt es kein Treuhandgesetz und die dortigen Hypothekeninstitute fühlen sich zugleich als Kreditbanken. Jene Konversion ist deshalb interessant, weil sie vielleicht gar nicht einmal in dem Zurückfließen der 3¾ % igen Papiere beruht, sondern weil der Schweizer Typ bestimmte fällige Termine ohne Zwischentilgung festsetzt. Es ist das ein großer Fehler im Gegensatz z. B. zu dem deutschen System, wo die Pfandbriefe weit langsamer zurückgezahlt werden. Der Schweizer Gebrauch der Rückzahlung ohne vorherige Tilgung hat vor vielen Dezennien einen solchen Zusammensturz erzeugt, daß eigentlich daraus entscheidend gelernt werden konnte. Damals waren es die Vereinigten Schweizer Bahnen, welche durch die Fälligkeit ihrer Obligationen nahe an den Konkurs gerieten, und ohne das Eingreifen des Pariser Rothschilds, der sich als Provision 10 000 Prioritätsaktien gesichert hatte, wäre die Katastrophe unaufhaltbar eingetreten. Interessant ist auch, daß die alte Firma Leu & Co. ursprünglich, d. h. vor vielleicht 150 Jahren, die Regierungsbank des Staates Zürich war. Damals verliehen die Schweizer Kantone, wie vor allem Bern, ihre flüssigen Gelder sogar an die holländische und englische Regierung, wozu sie natürlich einer finanziellen Einrichtung als Vermittler bedurften.

* * *

Der Abschluß der Minengesellschaft A. Görz & Company Limited ist abermals ein schlechter, und während früher gegen dieses Unternehmen als quasi nationales (Gründung der Deutschen Bank) nichts gesagt werden konnte, was nicht sofort und hinterrücks berichtigt und beschönigt wurde, so dürften sich wohl jetzt hierzu weniger Federn mehr regen. Zur Charakterisierung von Minen-Gesellschaften hier kurz zweierlei! — Solche wie etwa von Wernher, Beit, die zunächst mit großen Kosten aufgeschlossen und erst alsdann, aber auch oft zu hohen Kursen, dem Markte angeboten werden. Und solche Minen, die sogleich mit dem Gelde resp. Agio-Gelde des Publikums bearbeitet werden, so daß im ungünstigen Falle dann das Publikum und nicht der erste Unternehmer seine Haut zu Markte trägt. Man kann nicht behaupten, daß die Görz-Gesellschaft, so stark sie auch noch von mancher Seite gelobt wird, sehr viel Gutes gebracht habe. Die hauptsächliche Hoffnung beruht jetzt auf „Gedult", deren Shares von 10 Pfund auf $^{7}/_{8}$ gesunken waren und jetzt wieder $1\frac{1}{4}$ Pfund stehen. Tochtergesellschaften hiervon nehmen ihre Förderung von neuem auf. Man erwartet auch aus der Amalgamation dieser Gesellschaften einiges Gute, obgleich ja eine solche Zusammenlegung auch auf Spreu unter dem Weizen schließen läßt. Sieht man den Görz-Bericht diesmal schärfer durch, so glaubt man, darin zum ersten Male die Tendenz zu entdecken, die Dinge eher schlechter darzustellen, gerade im Gegensatz zu früher. Es handelt sich dabei wohl kaum um etwas anderes, als um die Beiseitelegung stiller Reserven, die bei dem Wiederaufschwung der Transvaal-Industrie ihre Dienste leisten sollen. In Fachkreisen hält man übrigens den Stab dieser Gesellschaft, die ja Geschäfte in Johannisburg, London und Berlin hält, für viel zu teuer. Und unendlich höher würden sich die betreffenden Ausgaben stellen, wenn, wie vor eineinhalb Jahren, noch die Filiale in Paris bestände. Dort, wo man, um Geschäfte zu machen, angeblich glänzend repräsentieren muß, wozu an der Seine auch Automobile gehören, werden in guten Jahren so tolle Spesen einfach auf den Gewinn gerechnet, allein in schlechten Zeiten stehen dann solche Verschwendungen allein ohne jede Gegenziffern da. Von Trusts, die noch Dividenden geben, seien hier Randmines, Goldfields, Eastrands etc. erwähnt. Der Vorteil mancher Minengesellschaften liegt auch mit in dem Umstande, daß ihre leitenden Ingenieure an Ort und Stelle sind. Der alte Görz war tatsächlich im Transvaal selbst an der Arbeit, und ebenso ist Albu, trotzdem er all sein Eigentum der General Mining Co. (Dresdner Bank) verkauft hat, noch immer dort unten rastlos tätig. Er selbst hat sich bekanntlich Gründeranteile genug gesichert, um bei Wiederaufblühen der Goldindustrie reichlich auf seine Kosten zu kommen. Die guten Minenwerte rentieren sich ihren Dividenden nach heute zwischen 7 und 13 %, aber ihr niederer Kursstand könnte auch einmal ein Ende nehmen. Einstweilen läßt sich freilich ein Ausweg aus jenem Labyrinthe noch nicht ersehen.

* * *

Ein Vierteljahrhundert ist jetzt verflossen, seitdem die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin ins Leben getreten ist. Die Sage geht, daß ihr Sitz aus gewissen Geldinteressen fast nach Frankfurt gekommen wäre, aber im Gegensatz zu Schuckert, der aus Lokalpatriotismus sein Unternehmen in Nürnberg beließ, kann man wohl ruhig behaupten, daß der Generaldirektor der „A.E.G." energisch genug gewesen wäre, den Hauptsitz seiner Tätigkeit dennoch rasch nach Berlin zu verlegen. Das entscheidende Moment bei dieser Gesellschaft ist und bleibt die harmonische Vereinigung aller Kräfte. Stets gab es da nicht nur tüchtige Techniker, hochtalentierte Kaufleute und fleißige Arbeiter, sondern auch wirkliche Finanzmänner. Wer bei einem Unternehmen, es sei nun groß oder klein, nur auf die fachmännische Leitung sieht, anstatt auch auf die Geldseite, wird schließlich eine Klippe vor sich sehen, die nicht mehr zu umschiffen ist. Solange fette Jahre vorhanden sind, kann man ohne solche Weisheit, die notabene durchaus nicht billig zu erwerben ist, scheinbar glänzend auskommen. Dann folgen aber die mageren Jahre, und nun verwandeln sich die sogenannten Genies in dahinschwindende Größen. Man muß es der A.E.G. als oberstes und geradezu vorbildliches Verdienst lassen, daß sie in dieser Beziehung immer aus fremdem, aber niemals aus eigenem Schaden klug zu werden brauchte. Sie hat von jeher ge-

spart und gerechnet, Reserven auf Reserven still beiseite gelegt, in Jahren, wo andere Gesellschaften kaum die nötigen offenen Reserven hatten und ist niemals, auch in Zeiten des allgemeinen Niederganges und der allgemeinen Knappheit, anders als ausnehmend flüssig gewesen. Abschreibungen der A.E.G. an ihren Fabriken oder neuen Anlagen, möglichst sogleich bis auf eine Mark herunter, sind in anderen industriellen Bilanzen noch nicht aufzufinden gewesen. Auf diese Weise ist die Gesellschaft, die doch, was keine Kleinigkeit war, den alten Ruhm von Siemens & Halske zu überwinden hatte, seit mehr als einem Dezennium eine — elektrische Bank gewesen. Sie hat nicht allein organisiert, fabriziert und verkauft, sondern sie konnte auch aus sich selbst heraus die größten elektrischen Finanzgeschäfte machen. Und wo ein so starkes Rückgrat vorhanden ist, mußte es natürlich auch einer Gesellschaft leicht werden, jederzeit zur Repartierung der Risiken die erforderlichen Konsortien zu finden. Es war in erster Linie Emil Rathenau, der als größter Optimist bei neuen Geschäften und als größter Pessimist wiederum, sobald es sich um das nötige Geld handelte, — dem dieser außerordentliche Charakter seiner Gesellschaft, eben als elektrische Bank, zu danken ist. Indessen sind auch die übrigen Direktoren und Prokuristen von hohem Werte für das Gedeihen des Ganzen gewesen. Und alle leitenden Kräfte haben hier stets ineinandergearbeitet, ein Umstand, der gar nicht hoch genug einzuschätzen ist, und von dem bei so manchen anderen ähnlichen Unternehmen sich kaum eine leise Spur finden läßt. Würden hier Namen genannt werden, so erfolgten ebenso viele entrüstete Dementis, ohne daß damit an der Wahrheit der obigen Behauptung irgend etwas zu ändern wäre. Die ganze Kraft der A.E.G. zeigte sich, als es galt, von der Deutschen Bank loszukommen, die ja die Gesellschaft aus der Taufe gehoben und alle die Jahre mit Rat und Tat begleitet hatte. — Es war das eine persönliche Angelegenheit, indem sich der Direktor Dr. Siemens aus alter Familienanhänglichkeit der Gesellschaft Siemens & Halske widmen wollte. Damals empfand die A.E.G., welche sofort neue Banken in ihr Konsortium zog, diese doch im Grunde tiefgehende Veränderung nicht im allermindesten. Die alten Gründer und Vertrauensmänner des Unternehmens sind auch noch heute dort in voller Tätigkeit, aber wenn man weitersehen darf, so muß schon die Frage erlaubt sein, ob es denn durchaus immer so bleiben müsse. Andere Zeiten, andere Männer und andere — Kräfte!

* * *

Seit vielen Jahren werden auch bei uns, nicht einmal allzu still, die Fonds von zentralamerikanischen Staaten angeboten. Dabei hatten z. B. Guatemala, für die sich eine unserer Großbanken nicht wenig interessierte, einen keineswegs niederen Kurs. Dies, obgleich bloße Kaffee- und Kakaokulturen zu einer Höherbewertung der Staatspapiere noch gar keine Veranlassung bieten. Es handelt sich doch immer um die wirtschaftliche Leitung, die nur aus einer allgemeinen Solidität der gebildeteren Bevölkerung hervorgehen kann. Seit einem Jahre waren es wieder Honduras, die vertraulich bei uns empfohlen wurden und zu einem Kurse von 7 und auch 9 % Abnehmer genug in unserm Publikum fanden. Natürlich haben die Zirkulare, welche solche Papiere empfahlen, niemals von der Staatsschuld gesprochen, die etwa 40 Millionen Dollars Gold beträgt. Es ist rätselhaft, wie französische und englische Gesellschaften, einerlei ob sie an ihren Lieferungen 100 bis 500 % verdienten, so ungeheure Summen riskieren konnten. Charakteristisch ist dabei, daß trotz der Anarchie im Innern, mehr als 8 Millionen Mark als inländische Staatsschuld bisher unaufbringlich war. Kämen dann noch an rückständigen Zinsen 311 Millionen Mark in Betracht, aber statistische Handbücher sind geduldig, so daß jeder nicht ganz Naive wissen kann, wie diese 311 Millionen niemals fundiert werden können. Gesetzt also, es käme jetzt ein neuer Präsident, der nicht nur dem Kongreß in Washington gefällt, sondern auch seinem eigenen Volk imponierte, so würde damit wohl die eigentliche Goldschuld wertvoller werden. Allein um die Zinsen, welche immer als Lockspeise den Käufern von Hondurasfonds hingehalten werden, dürfte es auch dann um kein Haar besser stehen. Man vergleicht fortwährend, sobald unser Publikum getäuscht

werden soll, die Verhältnisse Zentralamerikas mit denen von Mexiko. Das ist schon deshalb falsch, weil Porfirio Diaz nicht einfach, wie es jetzt heißt, ein energischer Präsident gegenüber seinem eigenen Volke war. Im Gegenteil, niemals hätte der Genannte Mexiko in so erfolgreicher Weise sanieren können, wenn nicht wichtige und zahlreiche Kreise des Landes entschlossen gewesen wären, gerade ein solches Staatsoberhaupt um jeden Preis zu halten.

* * *

Die Geld- und Bank-Enquête hat jetzt ihre sechs Fragen formuliert und manche derselben sind vielleicht geeignet, dem Auslande weiteres Mißtrauen gegen die Beständigkeit unserer Goldwährung einzuflößen. Andererseits dürfte kaum eine einzige dieser Fragen Aussicht zu einer rationellen Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten bieten. Geradezu kindlich ist dabei unter: Va. die Erwägung, ob nicht die Inanspruchnahme der Reichsbank durch Einschränkung der Kreditansprüche vermindert werden könnte, und ob sich nicht hierzu eine Verteuerung der Lombardentnahme zu den Quartalsschlüssen durch Erhöhung der zinspflichtigen Tage empfehle. Da nun diejenigen Banken, welche bei der Reichsbank lombardieren, doch in den meisten Fällen ihre Kundschaft und nicht sich selbst vertreten, so würden alle solche Verteuerungen wieder auf das große Publikum zurückdrücken. Diese Frager scheinen überhaupt nicht viel von der ungemessenen Wichtigkeit der Lombardierungen zu wissen, vor allem von der latenten Lombardierung, indem zahllose Kaufleute zur Fundierung ihres Kredites Effekten bei ihren Banken liegen haben. Die Entnahmen daraufhin gelten als eine Art Lombard und sind demgemäß zu verzinsen. Im übrigen ist schon wiederholt der Gedanke aufgetaucht, daß eigentlich der Lombardzins billiger sein müßte als der Wechseldiskonto. Denn bei letzterem genügen zwei Unterschriften, die ja der Reichsbankvorstand sehr oft nur ganz oberflächlich kennt. Dem entgegen muß man bei Lombardgeschäften eine sichere Effektenunterlage geben, von deren Kurs dann noch ein sehr bedeutender Abzug erfolgt. Warum also in diesem eigentlich solideren Falle noch höhere Zinsen geben? Der eigentliche Pferdefuß dieser ganzen Enquête hinkt aber unter VI nach, indem dort ganz ernsthaft im öffentlichen Interesse von einem Sicherheitsgesetz für Depositen- und Spareinlagen gesprochen wird. Die weiteren Ausführungen dann unter I und II würden bei ihrer Erfüllung eine völlige Trennung der Kreditbanken von den Depositenbanken ergeben. Wahrscheinlich werden keine zehn Jahre vergehen, ohne daß wir in dieser Beziehung so weit wie die Engländer sind, deren Großinstitute ebenfalls mit Depositen, d. h. also Zwischenzinsgeschäften nichts zu tun haben dürfen. Für heute aber ist eine solche Trennung bei uns noch nicht auszudenken. Die Macht der deutschen Großbanken bleibt zu gewaltig, und das, was sie im Guten und Bösen geschaffen haben, ist alles eher, als jählings zu unterbrechen. Im übrigen war bereits vor zwölf Jahren, als das nunmehr revidierte Börsengesetz im Anzug war, eine ähnliche Trennung wirklich von unserer Hochfinanz erwartet worden. U. a. war Dr. Siemens von der Deutschen Bank für einen solchen Fall so gut wie vorbereitet, schleunigst eine Depositenbank zu gründen als reine Dependance eben der Deutschen Bank.

* * *

Die Amerikaner fahren fort, Notes auszugeben, oder da, wo es ihnen noch bequemer gemacht wird, sogar Bonds. Wir haben neuerdings eine ganze Reihe von Eisenbahnen, welche das erfolgreiche Beispiel der Eriebahn nachahmen und neue Schatzwechsel, d. h. Notes emittieren. Es wird nicht leicht sein, das Absatzfeld hierfür sogleich festzustellen, da ja vor allem der Pariser Markt lange Zeit diesen Papieren verschlossen bleibt. Ein umsichtiger und glücklicher deutscher Vermittler hatte bis zu dem letzten amerikanischen Krach die Pariser Banken in äußerst ausgiebiger Weise mit diesen für Frankreich neuen Werten bedacht. Indes je reicher die dortigen Kapitalisten sind, desto empfindlicher sind sie auch, sobald ihrer eine Enttäuschung harrt. Ausgenommen vielleicht bei russischen Papieren, wo es ja in der Tat keine andere Weisheit gab, als — aushalten.

Am großartigsten ist jetzt die Transaktion der Pennsylvaniabahn, welche nicht weniger als 40 Millionen Dollars Bonds ausgibt, 4%ig zum Kurse von 96. Gesetzt also, das Konsortium verdiene wirklich 4% bei dieser Übernahme, so wäre doch die Verzinsung für heutige Verhältnisse nicht besonders hoch. Da Rothschild und Baring bei der Übernahme dieser, notabene konsolidierten, Mortgage, Pate stehen, so müssen sie entweder einen sehr großen Gewinn noch außerhalb des Zwischenkurses erhoffen, oder sie haben ein Interesse daran, einer großen Katastrophe vorzubeugen. Die Amerikaner selbst haben übertriebenermaßen diese Bahn immer als die bestgebaute der Welt erklärt. Sie wird also zum mindesten gut gebaut sein. Noch heute hat übrigens Vanderbilt ein großes Interesse an der Pennsylvania, indessen, trotz seiner angeblichen Milliarden, läßt er andere in die Bresche springen. „Kalchas du weißt wohl warum!“

---

# Der Kinderkreuzzug.

Von Max Hochdorf.

Für die letzten Apriltage waren französische Studenten nach Berlin zu Gast gekommen. Sie sollten deutsches Wesen sehen, deutsche Kunst, deutsche Arbeit, deutschen Reichtum und deutsche Erfindungskraft. Obwohl wir Deutschen mehr als bereit sind, dem Franzosen immer wieder unsere hitzige Freundschaft anzubieten, bleibt er ziemlich kühl, regt sich in ihm gar keine Antwort auf die laute Überschwenglichkeit, die wir ihm entgegenbringen. Deswegen war die Fahrt der Studenten für uns Deutsche gewiß etwas Überraschendes und Erfreuliches. Aber diese Freude hat die Gastgeber so sehr außer Rand und Band gebracht, daß sie ganz den Wert der Willkommenen vergaßen, daß sie Leute gleich Würdenträgern und Monarchen feierten, denen eben erst der Flaum auf der Oberlippe sprießt. Dem Kaiser, was des Kaisers ist, den Studenten, was der Studenten ist. Man hat die jungen, lustigen Herren nach diesem Spruche wie die geistigen Heroen aufgenommen. Man hat sie in der Aula der Universität vom Rektor begrüßen und feiern lassen, an jener Stätte, da nur die feierlichsten und höchsten Feste der alma mater begangen werden. Man hat ihnen im Rathaus der Hauptstadt einen dekorativen Empfang bereitet, in jenem Hause, da nur die ernstesten Persönlichkeiten und Körperschaften die Huld und die Bewirtung der Stadtväter erwarten dürfen. — Des Landes erste Beamte, Offiziere und Geister haben mit den französischen Studenten bankettiert, Worte getauscht und in Biederkeiten gewetteifert. Die Gäste wurden von Privaten und Offiziellen gefeiert, vom Frühstück zum Mittagessen geholt, vom Mittagessen zu Abendmählern. Man riß sich um die Reisenden, man zeigte ihnen alles, was bei uns an Schönheiten vorhanden ist, man jagte sie fast von Genuß zu Genuß. Kurz, es war kein leichtes Stück, für Gastgeber und Bewirtete, das ganze Programm der Freuden durchzukosten. Die Studenten werden hochzufrieden sein über all das Behagliche, das ihnen geboten wurde. Aber wir haben da eine schöne Geschichte angestellt, die jeder Unbefangene für beträchtlich komisch ansehen muß, die insbesondere bei den Franzosen selbst das Lächeln hervorrufen muß. Jünglinge, gewiß frische und brave, aber doch grüne und unreife, haben wir mit ganzen Männern verwechselt, und ganze Männer haben ihnen ganz irrtümlich unglaubliche Ehren angetan. Jünglinge, die bei uns etwas lernen sollen, soll man doch nicht mit offiziellen Veranstaltungen überrumpeln, ihnen soll man nicht die Reporter nachhetzen, die sonst bei größeren Staatsaktionen die Feder nicht ruhen lassen. Diesen Jünglingen ist ein bitteres Unrecht geschehen, als man durch all den offiziellen Aufwand nur ihre Eitelkeit erweckt hat. Ein Wunder ist es aber, daß die französischen Studenten so stille, so taktvoll all das Getue über sich ergehen lassen. Schaut man genauer zu, so merkt man, daß sie an dieser Tugend fast unschuldig sind, daß sie nur, wie artige Knaben, ihrem leitenden Lehrer gefolgt sind, ihrem Dolmetsch und Führer, dem Professor Andler von der Sorbonne. Indem er die Jüng-

linge hübsch zur Stummheit zwang, indem er für sie redete, erkannte er ihre Unmündigkeit an. Er war gewissermaßen der Feldherr in diesem Kinderkreuzzuge, und die Deutschen wähnten, daß ihnen rechte Streiter unter seiner Hut entgegenzögen. Das kam, weil der Deutsche seine Gastfreundschaft nicht abzumessen versteht, weil er jeden Fremden mit überquellender Zärtlichkeit behandelt, der ihm nur ein wenig schmeichelt. In Frankreich findet man derartige Kurzsichtigkeit etwas bedauernswert. Und ein französischer Spaßvogel hat ausgerechnet, wie man die Besuche der französischen Gymnasiasten, dann die Pariser Spielschüler und schließlich die Säuglinge in Berlin empfangen wird. Vor den Studenten sprach der Universitätsrektor mit weihevollem Pathos. Vor den Säuglingen wird die Oberhebamme der Königlichen Charité reden, und den Dank der gerührten Wickelkinder von Paris wird ihr ein runder Zehnmonatlicher gerührt entgegenquietschen. So werden wir verspottet, weil wir nicht vorsichtig genug, weil wir zu wenig diplomatisch sind. Auf den Straßen konnte man die Studenten in großen Sammetkappen sehen, die mit den Farben der Fakultäten geschmückt waren. Das ist die Kopfbedeckung der Pariser Studenten, sagte der fleißige Berichterstatter. O nein, daß ist heute die Kopfbedeckung der Studenten am Karnevalsdienstag, im Jubel des Mittfastentages, wo der Studio mit seinen Mädels loszieht, um Orgien und Gelage und Fasching auszutollen. Wie zum Fasching putzten sich die französischen Studenten bei uns auf, und wir haben das gar nicht gewußt.

---

# Eine Erzählung Napoleons I.

Von H. L.

Die nachstehende kleine Erzählung ist von dem achtzehnjährigen Napoleon im Jahre 1787 zu Ajaccio verfaßt worden und wird hier zum ersten Male übersetzt.

## Die prophetische Maske.

Im Jahre 160 der Hedschra herrschte Micadi in Bagdad. Vom Frieden begünstigt, sah dieser bedeutende, aufgeklärte, großherzige und edelmütige Fürst das arabische Reich in voller Blüte. Von seinen Nachbarn gefürchtet und geachtet, ließ er sich die Entwicklung der Wissenschaften angelegen sein. Da wurde plötzlich die Ruhe durch Hakem gestört, der in Korassan auftauchend, in allen Teilen des Reiches Anhänger gewann. Ein Mann von hoher Figur und mit einer männlichen, hinreißenden Beredsamkeit begabt, erklärte sich Hakem für den Abgesandten Gottes; er predigte eine reine Sittenlehre, die der Menge gefiel. In seinen Reden sprach er gewöhnlich von der Gleichheit der Stände und des Vermögens. Das Volk sammelte sich unter seinen Fahnen, und bald stand Hakem ein Heer zur Verfügung.

Der Kalif und die Großen begriffen, daß man eine so gefährliche Erhebung im Keime ersticken müsse. Seine Truppen wurden aber mehrfach geschlagen, während sich das Übergewicht Hakems von Tag zu Tag steigerte.

Da ergriff ihn eine bösartige Krankheit, die eine Folge der Strapazen des Krieges war, und entstellte völlig das Gesicht des Propheten. Jetzt war er nicht mehr der schönste unter den Arabern. Seine edlen und strengen Züge, seine großen und feurigen Augen waren entstellt; Hakem erblindete. Diese Veränderung hätte den Enthusiasmus seiner Anhänger abschwächen können. Er kam deshalb auf den Gedanken eine silberne Maske zu tragen.

So erschien er unter seinen Anhängern. Er hatte von seiner Beredsamkeit nichts eingebüßt; noch immer hatte seine Rede die alte Kraft. Er sprach zu ihnen, und es gelang ihm, seine Freunde zu überzeugen, daß er die Maske nur trüge, um die Menschen nicht durch das strahlende Feuer seiner Augen zu blenden.

Die Raserei, die er erregt hatte, ließ ihn mehr und kühner als jemals auf Erfolge hoffen, als der Verlust einer Schlacht seine Sache zugrunde richtete, die Zahl seiner Anhänger verminderte und ihren Glauben schwächte: Er wird mit einer schwachen Besatzung belagert. Hakem, du mußt sterben, oder die Feinde werden sich deiner bemäch-

tigen! Jetzt versammelt er alle seine Anhänger und spricht zu ihnen: „Gläubige, die Gott und Mohammed erwählthaben, um das Reich wieder aufzurichten und die Natur in ihre Rechte zu setzen, was werdet Ihr durch die Zahl Eurer Feinde entmutigt? Höret mir zu! Die letzte Nacht, als Ihr im tiefen Schlafe lagt, habe ich mich niedergeworfen und so zu Gott gesprochen: Vater, Du hast mich so viele Jahre gnädig beschützt; sollte ich oder die meinen Dich verletzt haben, da du uns jetzt im Stiche läßt? Einen Augenblick später hörte ich einen Stimme, die zu mir sagte: „Hakem, die allein, die Dich nicht verlassen haben, sind deine wahren Freunde, und sie allein sind erwählt. Sie werden mit dir alle Reichtümer deiner stolzen Feinde teilen. Warte auf den Neumond, lasse breite Gräben machen, und deine Feinde werden sich wie Fliegen, die der Rauch betäubt, hineinstürzen."

Die Gräben sind bald hergestellt, man füllt einen mit Kalk und setzt Gefäße mit Branntwein auf den Rand.

Nachdem dies vollzogen war, nimmt man ein gemeinsames Mahl ein, jeder trinkt von demselben Wein, und alle sterben unter denselben Symptomen. Hakem schleift ihre Körper in den Kalk, in dem sie verbrennen, steckt die Flüssigkeit in Brand und stürzt sich hinein. Tags darauf wollen die Truppen des Kalifen vorrücken, aber sie halten an, als sie die Tore offen stehen sehen; man tritt vorsichtig ein und findet nur noch eine Frau, die Geliebte Hakems, die ihn überlebt hat. So war das Ende Hakems, der den Beinamen Durhaï führte. Seine Anhänger glaubten, er und die Seinen seien in den Himmel gehoben worden.

Dieses Beispiel ist unglaublich. Wie weit kann die Raserei der Extase gehen!

---

## Juristische Methode und persönliche Rechtsauffassung.

Von Dr. Robert Bauer.

In einer erst in den allerletzten Jahren recht gewürdigten Rede des verstorbenen Freiburger Professors Rümelin*) ist das lang herrschende Dogma von dem allein Anwendung findenden positiven Recht zum erstenmal geleugnet worden. Hier wurde betont, daß es sich auch bei der Auslegung des geltenden Rechtes vielfach nicht um rein logische Interpretationen, sondern um „Zweckmäßigkeitserwägungen oder sonstige Werturteile" handelt, die definitive Feststellung des geltenden Rechtes nur durch „Willensentscheidungen" erfolgen kann.

Wenden wir uns, um ein hier bezeichnendes Beispiel heranzuziehen, einer praktischen Frage zu! Das bürgerliche Recht kennt nur eine Vertretung bei Rechtsgeschäften (§ 164 B.G.B.). Ist damit eine Vertretung bei nicht rechtsgeschäftlichen Handlungen, d. h. solchen, die keine Willenserklärung sind, wie der Besitzerwerb, die Spezifikation u. a. ausgeschlossen? Das praktische Leben bildet Fälle, in denen die Billigkeit die Annahme einer Vertretung auch bei solchen Handlungen fordert.**)

Schon an diesem Beispiel erkennen wir, daß die Gesetz gewordene Norm allein nicht imstande ist, überall eine Regelung in einer bestimmten Richtung zu geben, daß sie vielmehr öfters nur eine Richtschnur, nur einen Wegweiser, einen Anhaltspunkt darstellt, von dem ausgehend sich die juristische Auslegung zu den dem einzelnen Fall anzupassenden Ergebnissen weiterbewegt. — Was ist aber für dies schließliche Ergebnis das Entscheidende? Je stärker die Persönlichkeit des juristischen Betrachters ist, um so mehr wird ihn hier seine ganze soziale ökonomische Weltanschauung führen. Es ist hier nicht der Raum dafür, nachzuweisen, daß die beiden in dem angeführten Beispiel voneinander abweichenden Auffassungen lediglich auf eine verschiedene juristische Forschungsweise zurückzuführen sind.

Ein solches Ergebnis ist nur zu begrüßen. Wird doch damit auch bei Durchdringung eines so spröden Stoffes, wie es der juristische öfters ist,

---

*) Werturteile und Willensentscheidungen im Civilrecht. Freiburg 1871.

**) Dafür besonders Wolff, Der Überbau. — Dagegen Biermann in Festgabe der Giessner Juristenfacultät für Dernburg. —

Gelegenheit für die Ausprägung der einer Persönlichkeit eigenen Gesamtauffassung gegeben, wie dies bereits in unvergleichlicher Weise in Jellineks „Recht des modernen Staates“ geschehen ist.

Was bedeutet es anders als die Anerkennung persönlicher Rechtsauffassung, wenn Unger*) betont, daß nach der Lage des Falles auch eine Entscheidung nach den „natürlichen Rechtsgrundsätzen“ gestattet, ja geboten sein kann! Denn diese „natürlichen Rechtsgrundsätze“ wird jeder anders werten. Je nach seiner persönlichen Auffassung sozialer Erscheinungen wird er eine Entscheidung in einer bestimmten Richtung für „der Billigkeit entsprechend“, vom „Wesen der Sache“ gefordert ansehen.

In der gesamten wissenschaftlichen Literatur lassen sich kaum zwei Werke finden, denen so der Stempel der Persönlichkeit aufgeprägt ist wie den Strafrechtssystemen von Binding und Liszt. In dem Hochverratsprozeß gegen Liebknecht hat der Oberreichsanwalt erklärt, daß er zu einer von seiner früheren Ansicht abweichenden Entscheidung auf Grund des Bindingschen Werkes gelangt sei.

Die Erkenntnis, daß die Weltanschauung einer einzelnen Persönlichkeit die definitive Feststellung des positiven Rechtes beeinflußt, konnten auch die Anhänger der rein historischen Schule nicht völlig umgehen. Drückt sich etwa in den Pandektensystemen von Windscheid und Dernburg nicht ein ganzes juristisches Weltbild aus? — Hier hört man den Einwand, es sei nur der Geist einer bestimmten Kulturperiode, der solchen Rechtssystemen seine Eigenart aufprägt. Von diesem Einwand gilt voll das Wort in Goethes Faust: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln!“

Vielmehr als der Gegensatz, den die Geschichte Rankes und die Lamprechts zum Ausdruck bringt, läßt sich der solcher juristischen Gesamtdarstellungen im ersten und letzten auf verschiedene persönliche Forschungsweise zurückführen.

In den letzten Jahren mehren sich die Versuche, das Wesen juristischer Methode zu erfassen.*) Die Grundlegung der juristischen Methode als der einer selbständigen Forschungsweise ist bis heute noch nicht gegeben worden.**)

Fehlt es aber an einer solchen einheitlichen, in ihren Elementen völlig ausgeprägten Methodenlehre — wie sie z. B. die Naturwissenschaft aufweist — so entspricht dies ganz dem im vorigen Dargelegten, daß der letzte Maßstab für die Wertungen und Entscheidungen des Juristen nicht lediglich in der Norm außerhalb der Person, sondern notwendig auch in der zur Beurteilung des einzelnen Falles berufenen Persönlichkeit selbst ruht.***) Im Hinblick darauf mag es angemessen erscheinen, auf die Worte hinzuweisen, die einst Zitelmann*†) bei einer Betrachtung des neuentstandenen bürgerlichen Gesetzbuches aussprach: „Es klingt gefährlich, und ist doch wahr, wenn ich sage, daß, wer juristische Fragen behandeln will, immer zugleich ein Stück Gesetzgeber sein muß.“

*) In Bd. XXI von Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart.

*) So insbesondere Nussbaum in Wolfs Zeitschrift für Socialwissenschaft Bd. IX, S. 1 ff.

**) Vgl. hierzu und zum Folgenden meine in der Halbmonatsschrift: „Das freie Wort“, erstes Dezemberheft 1907, erschienene Abhandlung: „Das juristische Denken.“!

***) Von dieser Erkenntnis sind die Reformvorschläge von Adickes durchdrungen, die in der letzten Zeit eine ganze Literatur über die dort behandelten Gegenstände hervorgerufen haben.

*†) Die Gefahren des bürgerlichen Gesetzbuches für die Rechtswissenschaft. Bonn 1896, S. 19.

## Schriften über Weltpolitik.

Von Albrecht Wirth.

Edward Harper Parker sagte: Der Engländer ist zufrieden, wenn er gut ißt und trinkt; der Deutsche aber muß sich eine philosophische Theorie darüber zurecht machen, warum ihm sein Bier und sein Kraut schmeckt. Der Ausspruch ist nicht sehr liebenswürdig. In dieser Spezial-

fassung ist er zudem sicher nicht wahr. Er trifft jedoch tatsächlich eine deutsche Eigenheit. Das Denken ist bei uns entwickelter als das Tun. So namentlich in politischen Dingen. Zwei Geschlechter hindurch hatten deutsche Schwärmer auf Wartburg und Hambacher Schloß, auf Schützen- und Schillerfesten, in und außerhalb der Parlamente von 1848—1850, für die deutsche Einheit gedacht und geredet, bis — fast durch Zufall — endlich einer kam, der zu dem Wort das Werk fügte. Auch jetzt reden und schreiben und drucken wir, zerbrechen uns den Kopf darüber, ob der Flottenverein politisch oder nicht politisch sei, streiten uns über eine Definition tage-, wochenlang — und die Jankees beschließen den Bau neuer Schiffe mit einem Kostenaufwand von 292 Mill. Mark.

Es gibt kein Schrifttum, das so reich wie das deutsche an Büchern über Weltpolitik wäre. „Wenn der Deutsche überhaupt einmal zu denken anfängt, so befaßt er sich gleich mit der ganzen Welt", sagt ein Franzose, ich glaube, Huret. An Darstellungen von Einzelfragen ist vielleicht die englische Publizistik reicher. Es gibt kein deutsches Werk, das wie das von Lord Curzon in zwei dicken Bänden die gegenwärtige Lage Persiens behandelte; keines, das sich lediglich mit den heutigen staatlichen Verhältnissen Japans oder Südamerikas beschäftigte. Nur über die Politik der Vereinigten Staaten und unsere Kolonien haben wir mehrere Einzelschriften. Dagegen ist das Problem der Weltpolitik schon seit Jahren ein Lieblingsvorwurf deutscher Autoren. Womöglich ist dann das Problem mit einer Geschichtsphilosophie verknüpft, einer Rassentheorie oder einer ökonomischen Anschauung oder sonst einer Modeidee. Es gibt verschiedene Mischungen. Der eine trinkt Tee ganz rein, der andere mit Rum, der dritte mit mehr Arak als Tee, und der Seebär erwidert der Hausfrau auf ihre höfliche Frage: bitte nur Rum. So war bei Rembrandt als Erzieher (kennt jemand von den Lesern Langbohns erotische Gedichte, die als Manuskript gedruckt wurden? Sie sind unglaublich albern) mehr Philosophie als Politik; ebenso bei Chamberlain. Trotzdem gehören beide weltumspannende Bücher zur Hausapotheke einer jeden politischen Richtung. Die Politik überwog dagegen bei dem bekannten standard work Friedrich Lange's. Eine ganze Brut von Schriften mit weltpolitischem Einschlag heckte der Boxerkrieg aus. Die gelbe Gefahr wurde von Samson-Himmelstjerna, Jakob Ernst, Vambéry (recte Bamberger), mir selbst, Graf Wartenberg, Graf Wilamowitz und Alexander v. Peez behandelt. (Das jüngst erschienene Büchlein von dem Frhrn. v. d. Goltz, Hauptmann im argentinischen Generalstabe, ist nur historisch, schildert Dschingiskan und Tamerlan). Seit dem Boxerkrieg kam ferner eine Reihe von Patrioten, die die ganze gegenwärtige Lage unter die Lupe nahmen, teils um einfach die Kenntnis von der Lage zu vermitteln, teils um die Volksgenossen zu bestimmten Taten anzuspornen.

Als ersten dieser Reihe nenne ich einen Anonymus. Der Schleier über seinem Namen ist auch jetzt noch nicht gelüftet. Sein Werk heißt: „Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts." Das Werk ist mit weltmännischem Geiste erfüllt. Nirgends Schulfuchserei. Keine Pedanterie, keine Rechthaberei. Nirgends ein Gemeinplatz. Und dabei doch die allerentschiedensten Ansichten. Die „stahlharte" Meinung Moltkes wird gerühmt, der zufolge der Feldmarschall es für unumgänglich nötig erklärte, Rußland niederzuwerfen. Von Österreich hat der Verfasser vielleicht eine zu schlechte Meinung. Er nennt es einen klapprigen Staat, von dem wir uns Sottisen sagen ließen. Ich bin zwar auch der Meinung, daß, obwohl die Katastrophenpolitiker bis jetzt mit ihren Prophezeiungen Fiasko gemacht haben, es nicht mehr lange, wenigstens mit Ungarn fortgehen wird, da die Herren Magyaren von Woche zu Woche begehrlicher werden, und es unbedingt zu einem Ende mit Schrecken kommen wird: allein die Auseinandersetzung zwischen Habsburgern und Hohenzollern hat noch gute Wege. Ich sage weder Gott sei Dank noch leider, aber ein unvoreingenommener Beobachter muß einfach anerkennen, daß innerhalb der letzten zehn Jahre, seit Badeni, als alles in die Brüche zu gehen drohte, sich die Monarchie in Cisleithanien bedeutend gefestigt hat. Der Verfasser von „Deutschland . . . ." — das Buch ist heute noch so frisch und lehrreich, wie vor sieben Jahren — hat keine hohe Meinung von dem politischen Sinne des deutschen Volkes; alles Heil erwartet er von dem Herrscherhause, von den Hohenzollern. Ebensowenig veraltet wie

jener Ausblick am Anfang des Jahrhunderts ist das 1903 erschienene „Deutschland unter den Weltvölkern“ von Rohrbach. Der Verfasser, ein Deutsch-Russe, hat sich zunächst durch Schriften über russische Verhältnisse einen Namen gemacht. Sein chief point war dabei die Bekämpfung Wittes und seiner Finanzpolitik. Man kann nicht gerade sagen, daß Rohrbach der, wie alle Deutschrussen — ich erinnere an Schiemann — zwischen der Bewunderung für die Größe des Zarenreiches und dem Haß wegen der Bedrückung der Deutschen schwankt, mit seiner Prophezeiung eines baldigen Bankerottes viel Glück gehabt hätte. Denn wann fiel die Prophezeiung? Schon 1898. Nun ist seitdem nicht bloß ein großer Krieg ins Land gegangen, sondern durch langwierige Unruhen, die vorübergehend geradezu den Charakter des Bürgerkrieges annahmen, wurden Werte von Milliarden zerstört. Und trotzdem hat erst neulich die russische Rente die phänomenale Aufwärtsbewegung von 8% erlebt. In the long run, das glaube ich ja auch, wird es mit Rußlands Kredit böse bergab gehen. Aber in finanziellen Dingen haben Prophezeiungen, die nicht wenigstens innerhalb zweier oder dreier Jahre erfüllt werden, nur einen geringen Kurs. Die Feindschaft gegen die russischen Finanzen ist Rohrbachs Steckenpferd; im übrigen leidet er keineswegs an Einseitigkeit. Er hat Vorderasien, Persien und Turkestan bereist, war dann Reichskommissar in Südwest und hat sich auch im Kapland, in Kamerun und Togo umgesehen. Seine Ansichten waren, auch schon bevor er vorübergehend in den Reichsdienst trat, ungefähr die des Auswärtigen Amtes. Keine Eroberungen mehr! Nur Ausdehnung von Handel und Industrie! Eine gewisse Nüchternheit haftet diesen Anschauungen und auch dem Tone an, in dem sie vorgetragen werden. Es gehört zu diesen Anschauungen als eiserner Bestand die Überzeugung, daß Anatolien und Mesopotamien von deutschen Bauern nicht kolonisiert werden könnten. Der Hauptgrund dafür ist nichts anderes als die Furcht, unangenehm aufzufallen, als der Grundsatz λάϑε βιώσας. Über die inneren Triebkräfte heutiger Weltpolitik unterrichtet Graf Wartensleben, der sich namentlich in Ostasien und Amerika tüchtig umgesehen hat. Von dem Nutzen solcher Betrachtungen hat er eine hohe Meinung. Von den Jahrtausenden vor Christus und von der Napoleonischen Zeit sprächen wir mit der größten Unbefangenheit, gerade so nötig sei es aber, auch in die Zukunft zu schauen, und womöglich den Kindern die Folgen zu ersparen, die die Sünden der Väter ihnen zuziehen würden. Daher ist dem Grafen vor allem auch die Geschlechtsmoral ein hervorragender Faktor der Politik. Wie originell überhaupt Wartensleben die Dinge auffaßt, zeigt schon die Einleitung seines Buches „Veränderte Zeiten“. Die Hauptstücke lauten nämlich „Welthandel“, „Geld“, „Religion“. Der Meinung, daß in Zukunft nicht Säbel und Kanonen, sondern die Beschaffenheit der Börse entscheiden werden, pflichtet er rückhaltlos bei. Die Tätigkeit der Missionare hält er für notwendig, verschließt aber seine Augen nicht den vielfachen Unzuträglichkeiten, die ihrer Tätigkeit entfließen. Die überraschende Antwort eines Chinesen verdient, hier mitgeteilt zu werden. Der Missionar hatte erklärt, daß alle die, welche das Evangelium gehört, es aber nicht angenommen hätten, für ewig verdammt seien. „Ich habe schon etwa dreitausend Chinesen das Evangelium gepredigt.“ Der Mandarin fragte: „Und wieviel sind durch Sie bekehrt worden?“ — „Bis jetzt etwa sechzig.“ — „Ja,“ meinte da der Mandarin, „dann haben Sie ja 2040 meiner Landsleute in die ewige Verdammnis befördert! Und nun sagen Sie mir einmal: das nennen Sie Gutes tun?“

Stark subjektiv gefärbt sind die Schriften von Klaus Wagner und Fuchs. Das eine hat den kurzen, aber bedeutungsvollen Titel „Krieg“, und es macht denn auch mit allen, selbst den lautesten Mitteln gegen die herrschende Friedensseligkeit Propaganda. Der Titel des zweiten heißt: „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst“, Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes, aus den Papieren eines Unverantwortlichen“ (als welcher sich der Münchener Schriftsteller Fuchs entpuppt hat). In blühender Sprache verficht Fuchs Ideen Chamberlains, und zieht gegen die „ekelerregende Häßlichkeit“ der Arbeitsweise und der Lebensformen unserer Wirtschaft zu Felde. Im übrigen ist er für Seegewalt, und wünscht eine Ackerbaukolonie in südöstlicher Richtung, wobei er weder vor Persien noch Mesopotamien zurückschreckt. Den Kaiser

hält er für eine epochemachende Persönlichkeit, der bereits im höchsten Sinne, auch ohne sonderliche Territorialerwerbungen, ein Mehrer des Reiches sei.

Einen etwas einseitigen Rassenstandpunkt vertritt Karl Mehrmann. Sein Büchlein, 1905 herausgekommen, heißt: Die Aristokratie in der Weltpolitik. Recht vernünftig ist die ebenfalls 1905 gestellte Frage eines Anonymus: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser?" Die Fragestellung ist nicht gerade gutes Deutsch, auch ist der Stil reichlich burschikos. Der Anonymus tut aber insofern ein ganz gutes Werk, als er vor einer Überschätzung der Flotten- und Seepolitik warnt. Er meint, in letzter Linie sei doch das Heil Deutschlands nur in einer Ausdehnung über Land, in einer Erweiterung nach Osten zu, zu suchen. An den „Seestern" klingt an, was er über die Stimmung des Orients zu sagen hat. Er hat eine außerordentlich hohe Vorstellung von der sittlichen Kraft des Islams. Er weist mit Recht die Anwürfe gegen den „kranken Mann" zurück, und behauptet, daß die Türken weder krank noch altersschwach seien, sondern körperlich und geistig vollkommen gesund. Sie litten bloß unter dem brutalen Andrang und vergiftenden Einfluß der west- und osteuropäischen Raubpolitik. In der türkischen Politik sieht, vermutlich zu einseitig, der Anonymus den Kern aller Gegenwartsprobleme. Von dem Augenblick an, sagt er, wo wir Österreich in der orientalischen Angelegenheit im Stiche ließen und „den Türken dem Belieben der Westmächte, ebenso wie Rußlands, preisgeben, würden wir in Europa völlig isoliert dastehen. Wir hätten bereits unsere beste Waffe gegen Rußland aus der Hand gelassen, indem wir in der türkischen Frage für Rußland und gegen Österreich optiert, was in genauem Gegensatz zu Bismarcks Ermahnungen stände.

In demselben fruchtbaren Jahre 1905 erschien eine Kundgebung von Karl Jentsch „die Zukunft des deutschen Volkes". Einst war er katholischer Priester, dann wurde er aus einem Paulus ein Saulus, und bekämpfte die Ultramontanen. Ein Fall, der ja nicht vereinzelt dasteht. Solche Leute haben ja immer einen politischen Einschlag. Jentsch ist aber nicht so rabiat und nur der Mann eines Gedankens, wie der Graf Hoensbroech und Genossen; er ist im Gegenteil ein ganzer Bienenkorb voll Ideen. Zwar ist auch er ein Schwärmer. Aber seine Schwärmerei hat wenigstens eine volkswirtschaftliche Grundlage. Und schließlich: ist denn jene enthusiastische Gemütsverfassung ein Verbrechen? Verdient sie es wirklich, wie ihr jetzt meistens geschieht, belächelt und gering geschätzt zu werden? Hält nicht schon Schiller für unumgänglich nötig, um das höchste zu erreichen

„des Weltmanns Ernst,
des Schwärmers Blick."

Jentsch wagt fast überall die mittlere Linie. Er hat einen gesunden Menschenverstand, der sich weder von den Übertreibungen einzelner, noch von der allgemeinen Volksstimme beirren läßt. Nur in zwei Dingen ist er unzugänglich, unerbittlich, intransigent. Die Polenpolitik der preußischen Regierung hält er für die wahre „Oberdummheit" des Jahrhunderts. Die einzige Möglichkeit, uns als Weltmacht zu behaupten, sieht er in einer deutschen Eroberung Rußlands.

Ich komme zu Herrn Paul Dehn. Eine Kluft klafft zwischen den Individualisten, deren Emanationen uns bisher beschäftigten, und dem nüchternen Weltpolitiker, der die Dinge so sieht, wie sie sind. Alle früher genannten haben eine höchst eigene Anschauung von den Erfolgen heutiger Staatskunst, auch haben sie uns alle ein Heilmittel anzubieten, um die ausgerenkte Erde wieder in ihre Fugen zu bringen. Etwas Selbstherrliches, freilich auch stark Willkürliches steckt darin. Dehn verzichtet darauf, Anregungen und Verbesserungsvorschläge zu geben; er will bloß die Bilanz von den gegenwärtigen Zuständen ziehen. Zu dem Behufe hält er es für richtig, was auch ohne Zweifel zweckdienlich ist, recht viele Äußerungen von Zeitungen zu sammeln und dadurch ein möglichst getreues photographisches Bild von den Bestrebungen der Gegenwart zu liefern. Fast könnte man von Jahrbüchern sprechen, in denen regelmäßig der sich anhäufende Stoff wie in Magazinen aufgespeichert wird. Ein Werk Dehns heißt „Weltwirtschaftliche Neubildung", ein anderes „Weltpolitische Neubildungen", sein Neuestes „Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik". Da ist nichts von unverstandenen Sehnsüchten, nichts von überschäumender Schwärmerei;

bloß reale Aufgaben, real erfaßt. Dehn spricht von dem Ringen um die Oberseeherrschaft, von der gelben Frage, Monroelehre, von der Baumwolle, von Kolonialbahnen, von der sozialdemokratischen Weltpolitik, von Persien, China und der Türkei, nicht minder von Südamerika. Mit großer Zurückhaltung hat Dehn es vermieden, seine eigenen Anschauungen in den Vordergrund zu stellen; man wird jedoch seinen Standpunkt als einen wesentlich industriell-kommerziellen kennzeichnen dürfen. A special feature ist die ausführliche Einleitung, die zu einem der Dehn'schen Bücher Alexander von Peez gegeben hat. Man kann die Beobachtungen von Peez gar nicht hoch genug einschätzen. Er steht schlechterdings einzig da in dem politischen Schrifttum der Gegenwart. Schloßherr, Großindustrieller, Mitglied des Herrenhauses, tiefgründiger Gelehrter, besonders in Rassen und Kulturproblemen erfahren, ist Peez ein Mann, der wie kein andrer agrarische und industrielle Interessen zu versöhnen weiß, der mit herbster Ausschließlichkeit das Germanentum betont (Normannen sogar in den Samurai von Japan sucht) und dennoch gleichermaßen in modernsten Arbeiterfragen Bescheid weiß. Worin aber jener nach Österreich verpflanzte Wiesbadener unerreicht ist, das ist das Geschick, mit dem er neueste Vorgänge durch älteste Geschichte zu erläutern, und in ein unerwartetes Licht zu rücken versteht. Über die gelbe Gefahr ist doch wahrlich genug Tinte verschrieben worden, aber nirgends kann man so merkwürdige und überraschende Dinge, nirgends eine so feinsinnige Herausschälung innerster Zusammenhänge finden, wie bei Herrn von Peez, der doch nie selbst in Ostasien gewesen ist. In einer eigenen Schrift „Wir und die Ostasiaten" greift er auf Attila und Dschingis Khan zurück. Das haben schon tausend andere getan. Aber ich kann sagen: Kommt und lest! So wird der Unterschied von allen anderen sofort deutlich werden. Wie schon in einer früheren, jetzt vergriffenen, aber viel begehrten Schrift, „Europa aus der Vogelschau", so zeigt sich auch in in jenem letzten Werkchen Peez als der Meister eines kunstreichen, fein zugleich und scharf geschliffenen Stils, wie er der schnell dahinlebenden Gegenwart leider fremd zu werden beginnt. Und vor allem: keine Phrasen! Wenn er von der Übergewalt der Mongolen spricht, so zeigt er, daß die artilleristische Erfindungskraft, daß ferner Kriegslist einen nicht geringen Teil an dem Erfolge Dschingis Khans gehabt hat, und belegt dies durch eingehende Beispiele. Wenn er von der amerikanischen Gefahr handelt, so gibt er Zahlen des europäischen Handels mit Amerika, und Statistiken des Kohlenbergbaus und des Heeresbudgets. Am meisten liegt Peez das Schicksal seines Adoptivvaterlandes am Herzen. Er hat jüngst seine Gedanken darüber in dem Buche: „Die Aufgaben der Deutsch-Österreicher" ausgesprochen. Diese Gedanken sind das Gegenteil von der bei uns vielfach beliebten Katastrophenpolitik. Die Zweiteilung der Deutschen sei eine nützliche Einrichtung. Wir hätten die Westmark zu verteidigen, die Österreicher die Ostmark. Noch winke unsern Volksgenossen an der Donau eine glanzvolle Zukunft, wenn sie nur die Bedeutung der ihnen zufallenden Aufgaben recht würdigten. Vosberg-Reckow, bekannt als Direktor der Zentralstelle für die Vorbereitung von Handelsverträgen, und als Herausgeber der Zeitschrift „Asien", sowie als routinierter Vortragsredner, hat in „Nation und Welt" Betrachtungen über Grundlagen und Aussichten der deutschen Weltpolitik, die wirtschaftlichen Vorbedingungen der gegenwärtigen Weltlage in breiter Ausführung geschildert. Über Staatssozialismus und Agrariertum, sowie den Gegensatz von Landwirtschaft und Industrie sagt er manches nützliche Wort. Mit den Herren unseres Auswärtigen Amtes ist er aber nicht sehr zufrieden. Er findet, wir seien arm an Charakteren, an Persönlichkeiten, an wirklich fähigen Elementen. Auch bei uns werde fortgewurstelt und hebe der Partikularismus sein Haupt, sodaß uns vor dem Auslande die Schamröte ins Gesicht träte. Dr. Vosberg entdeckt rückständige Anschauungen. Er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und erklärt frisch und frank: „Diese Elemente, denen heute ein guter Teil der Staatsautorität anvertraut ist, sind in ihrem innersten Wesen den Erscheinungen fremd, deren Ergebnisse sie ordnen und verwalten sollten. — — — Es ist so, als ob man einen alten bewährten Schuster plötzlich zum Direktor einer großen modernen Schuhfabrik machte. — — Ein großer Teil der sogenannten Diplomatie rekrutiert sich aus solchen rückständigen Kreisen, deren

Formen gut, deren Hirn leer ist." Andrerseits aber wendet sich der Kritiker gegen die Emporkömmlinge aus dem Bürgertum, die gleich ihren aristokratischen Vorbildern die gesellschaftlichen Erfolge über die dienstlichen stellten. Er nennt sie: „armselige Gesellen". Er wettert über Anmaßung und Unfähigkeit. Ja, er erklärt: „diese Leute" für „unendlich geringwertiger und unendlich gefährlicher als alle Sozialdemokratie." Leider sagt der Verfasser nicht, aus welchen Kreisen denn die zukünftigen Retter Deutschlands kommen sollen. Viel Aufmerksamkeit verwendet Vosberg auf die gelbe Gefahr, die er nicht für so bedrohlich einschätzt. Was er da über „das Geheimnis des Buddha" sagt, erinnert an das begabte, aber phantastische Buch von Alexander Ular, Un empire Russo-Chinois. So einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Vor allem hat der Buddhismus keineswegs ein Monopol im fernen Osten. Konfuzianismus und Schinto sind auch vorhanden; dazu dreißig Millionen Mohammedaner. Endlich ist der Buddhismus selbst in sich zerspalten: der Dalai Lama ist im Grunde der Vertreter einer unabhängigen Religion des Lamaismus. In Peking zum wenigsten sind die lamaistischen und buddhistischen Pagoden und Gemeinden säuberlich geschieden. In letzter Linie erwartet Vosberg von dem Aufsteigen der Gelben wertvolle neue Anregungen, und eine Erhöhung auch des Occidents. Reibung erzeugt elektrische Kräfte.

Schluß des redaktionellen Teiles.

**Manuskriptsendungen**

an die Redaktion der „NEUEN REVUE" Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

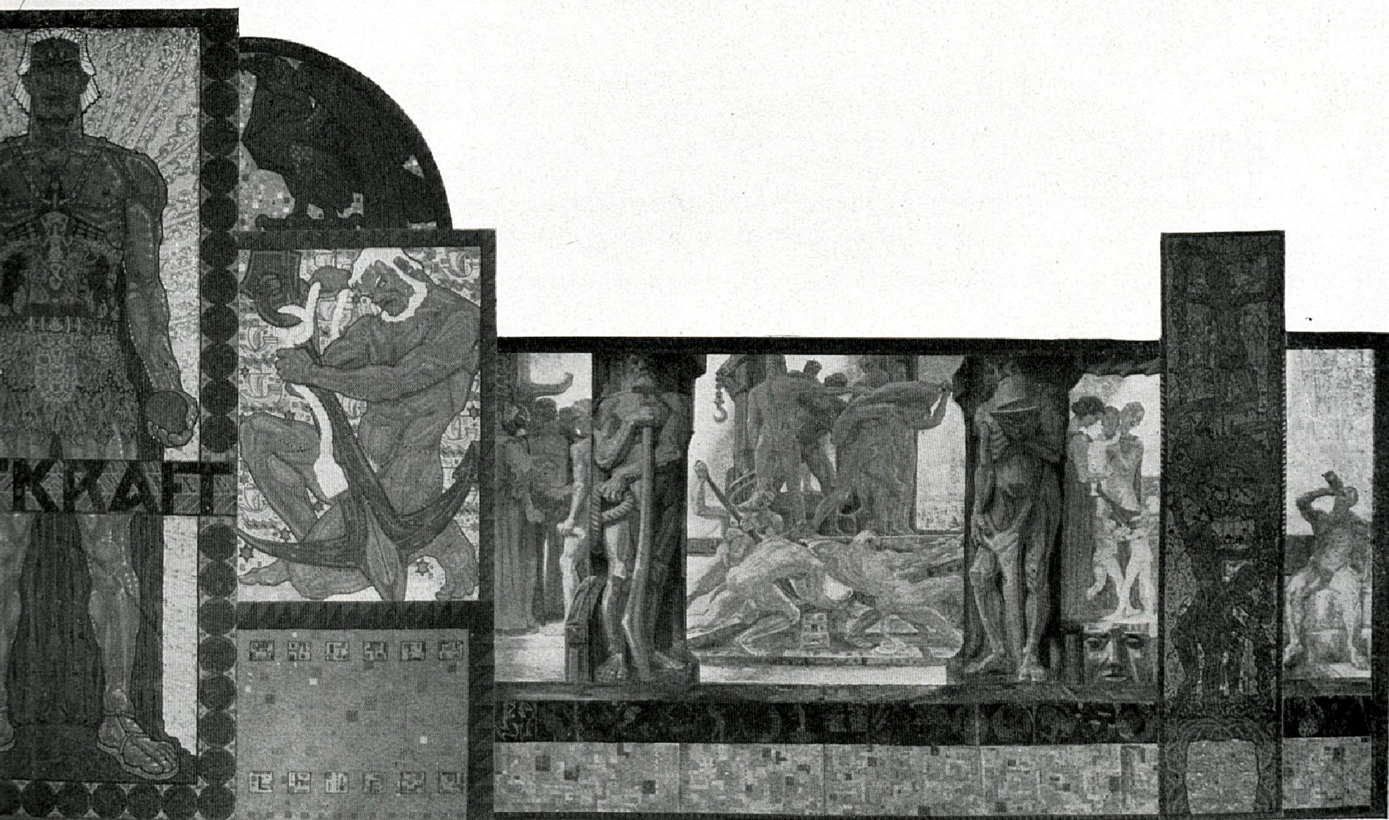
Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstraße 94.

Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.




Johannes B




ossard: „Tatkraft“.

# NEUE REVUE

## HALBMONATSCHRIFT FÜR DAS ÖFFENTLICHE LEBEN HERAUSGEGEBEN VON JOSEF AD·BONDY U·FRITZ WOLFF

JAHRG. 1. ZWEITES MAIHEFT. 1908.

## INHALT:



Der Umschlag nach einem Entwurf von Prof. Bruno Paul.

Verlag der Neuen Revue
Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Wien 1, Hoher Markt 1, Wallishauser'sche K. u. K. Hofbuchhandlung. | Paris 9, Rue St. Georges, Saarbachs News Exchange. | London 8, New Coventry Street, Saarbachs News Exchange.

# Neue Ziele und Aufgaben des Liberalismus.

Von

Dr. Siegfried Heckscher.
Mitglied des Reichstags.

In jedem Staate sind dauernd zersetzende Kräfte am Werke; ist es in dem einen der nationale Antagonismus, so leidet ein anderes Staatswesen unter dem Widerstreit konfessioneller Gegensätze, und in einem dritten erschüttern soziale Klassenkämpfe die Grundfesten. In keinem der modernen Kulturstaaten aber sind Keime und Quellen gefährlich trennender und auflösender Gewalten in so überreicher Fülle vorhanden, wie in dem jungen Deutschen Reich. Schon an der Wiege des neuen Deutschen Kaiserreiches standen der Partikularismus, der konfessionelle Hader und das Gespenst der sozialen Revolution. Während nun der Klassenkampf in der modernen industriellen Entwickelung seine eigentlichen Wurzeln fand, waren einzelstaatliche Selbstsucht und konfessionelle Herrschbegier die schweren Gewichte, die die Geschichte des alten Deutschen Reiches der neuen Staatsbildung angehängt hatte. Am deutlichsten spricht in der Bildung der katholischen Partei die unselige Geschichte der deutschen Vergangenheit zu uns, am drohendsten steht gerade hinter dem Zentrum Deutschlands schlimmer Genius. Wenngleich der Kulturkampf das Seinige getan hat, um die konfessionellen Kräfte in unserer neuen politischen Geschichte wesentlich zu verstärken, so ragt doch die konfessionelle Parteibildung selbst aus der Vergangenheit in unsere Zeit hinüber. Freilich leugnet das Zentrum beharrlich und unwillig seinen konfessionellen Charakter. Aber so gering auch die Beweiskraft seiner Argumente ist, das eine lehrt der Versuch immerhin, daß nämlich das Zentrum selbst ein gewisses Empfinden hat für die Unnatur einer konfessionellen Partei im deutschen Rechts- und Einheitsstaate. Daß im Zentrum auch der unselige Partikularismus seine lautesten Vertreter hat, vervollständigt das Bild in bemerkenswerter Weise. Wenn daher jeder, der die verbindenden Mächte in unserem Volke erhalten und beleben möchte, naturgemäß ein Gegner der Zentrumspartei sein muß, so wird er, ganz abgesehen von dem Gebote echter Duldung, um des gleichen Grundgedankens willen, ein abgesagter Feind der Kulturkampfidee und jeglicher kulturkämpferischen Allüren sein müssen. Denn wie eine jede Parteibildung, so kann sich auch das Zentrum nur unter einer gewissen Suggestion behaupten; und es webt und wirkt in ihr die Vorstellung von der Bedrückung des Katholizismus. Jene Massensuggestion wird sich aber nicht länger künstlich pflegen lassen, als selbst die geschickteste und fanatischste Agitation vor der Wucht der Tatsachen versagen muß. Konkreter gesprochen: Verschwindet erst der letzte Rest

des Jesuitengesetzes, so würde der Katholikentag in die denkbar größte Verlegenheit geraten, wenn er die Daseinsberechtigung des Zentrums beweisen wollte. Heute indessen zehrt die konfessionell-politische Stimmung auf dem Katholikentage noch von jenem Phantom einer konfessionellen Ungleichheit. Gleichwohl hätten wir allerhand Grund zu einer pessimistischen Stimmung, wofern unsere Hoffnungen sich allein auf dieser Zukunfts-Möglichkeit aufbauten.

Zu Deutschlands Glücke aber vollzieht sich innerhalb der Zentrumspartei eine Wandlung, die, von der konfessionellen Stimmung unabhängig, ohne es zu wollen, durch einen seltsamen Gang der Dinge für die Gesundung unserer neuen politischen Verhältnisse von weittragender Bedeutung werden wird. Aus einer konservativ gerichteten katholischen Partei schält sich nämlich Schritt für Schritt eine demokratische. Das Zentrum — eine Minorität — kann jedoch eine schrankenlose Herrschaft in Deutschland nur so lange behaupten, als es in seinem Grundcharakter konservativ bleibt. Von der Stunde ab, da seine demokratischen Elemente die Oberhand gewinnen, müssen die alten und engen Beziehungen zur preußisch-konservativen Partei auf das stärkste erschüttert werden, um schließlich eine dauernde Scheidewand zwischen den beiden Parteien zu errichten. Wer weiß, ob es dem staatsklugen Bemühen des Reichskanzlers gelungen wäre, eine Annäherung zwischen Konservativen und Liberalen herbeizuführen, wenn ihm nicht jene Umbildung innerhalb der Zentrumspartei zu Hilfe gekommen wäre. Eine Rückbildung der Demokratisierung würde freilich das Bild konservativer Zentrumspaarung wieder hervorzaubern. Aber sie liegt kaum im Bereiche der Möglichkeit. Etwas anderes wäre es, wenn die Wandlung vom konservativen Zentrum zum demokratischen einen sprunghaften, zufälligen Charakter trüge. Das läßt sich aber schlechterdings nicht behaupten. Vielmehr hat sich das Zentrum aus dem tiefinneren Wesen einer Massenpartei frühzeitig mit Eifer, Geschick und auch mit Erfolg der Arbeiterfrage bemächtigt, und das Zentrum ist hierdurch, gleichviel aus welchen Motiven, zu einem energischen Förderer der sozialen Reform geworden. Wer das leugnen wollte, müßte schon durch parteipolitische Blendung oder sonstwie in der Unbefangenheit seines Urteils arg getrübt sein. Durch seine Stellung zur Sozialreform ist es aber dem Zentrum gelungen, die katholischen Arbeitermassen bei seiner Fahne zu halten. Die weitere natürliche Folge war nun, daß die demokratischen Elemente, die Arbeiterführer, im Einklang mit dieser Umbildung an Einfluß und Bedeutung wesentlich gewannen. So wenig sich nun verkennen läßt, daß alle die verschiedenartigen Elemente in der Zentrumspartei, Agrarier, Zünftler, Industrielle, Gewerkschaftler, Aristokraten, Demokraten, Individualisten, Kathedersozialisten, Klerus, Partikularisten, Elsässer, vorläufig noch durch das Band des konfessionellen Bekenntnisses zusammenhalten, so ist doch das eine sicher, daß dieser Reifen springen wird, wenn und sobald die Führung den Weg der Sozialreform und der Demokratisierung verläßt und an die konservative Vergangenheit wieder anknüpft. Bei aller Zurückhaltung, die sich bei politischen Zukunftsbetrachtungen dringend empfiehlt, erscheint es demnach unbedenklich,

auszusprechen, daß ein Bündnis zwischen den Konservativen und dem Zentrum auf konservativer Grundlage als politischer Machtfaktor nicht mehr in Betracht kommt.

Auf der andern Seite dehnen sich in dem Maße, wie die demokratischen Elemente in der Zentrumspartei sich an die Oberfläche drängen, die Berührungsflächen des Zentrums mit der Sozialdemokratie. Man war bisher vielfach geneigt, das Zusammengehen der Zentrumspartei mit der Sozialdemokratie im letzten Wahlkampfe als eine Geburt des Zufalls zu betrachten. Das ist sicher verkehrt; das demokratische Element im Zentrum hatte die Brücke zur Sozialdemokratie geschlagen, und neue politische Sympathien waren entstanden. In der ehemaligen konservativen Zentrumspartei wäre ein solcher Pakt unmöglich gewesen. Allerdings sind sowohl das Zentrum, wie auch die Sozialdemokratie außerordentlich empfindlich, wenn man von einem Antiblock der beiden Parteien redet. Sind es auf der Zentrumsseite die noch vorhandenen konservativen Elemente, denen ein Bündnis mit der Sozialdemokratie innerlich ein Greuel ist, so ist es bei den Sozialdemokraten der Flügel, der durch das Zusammengehen mit einer allerdings demokratischen aber kirchlichen Partei eine Beeinträchtigung seiner radikalen Grundanschauungen von Kirche und Staat befürchtet. Das ändert aber nichts an der Wahrheit, daß beide Parteien, so sehr sie auch den Schein zu vermeiden suchen, im Reichstag gemeinsame Politik treiben, sich über die Taktik jeweilig verständigen und beide von dem einen glühenden Gedanken beseelt sind, die ihnen gleichmäßig verhaßte und gefährliche Blockpolitik zum Scheitern zu bringen. Wir stehen also vor der vollendeten Tatsache, daß kirchliche und soziale Demokratie sich gefunden haben.

Auf den ersten Blick könnte man fürchten, daß die beiden zersetzenden Elemente in unserem Staate, das Konfessionelle und das Sozial-Revolutionäre durch gegenseitige Annäherung an Stärke gewönnen und sich schlechthin summierten. Weit gefehlt. Die auflösenden Kräfte, die in beiden Parteien lebendig sind, werden sich auch in den Wechselbeziehungen destruktiv geltend machen und nach und nach die Nerven ihrer Macht zerschneiden. Insoweit haben wir wahrhaftig keinen Grund, den neuen Bund zu beklagen.

Allein eine wahrhafte Gesundung aus unserer inneren politischen Zerrissenheit kann nur angebahnt und gesichert werden, wenn neben jener Verbrüderung eine machtvolle Aufwärtsbewegung des Liberalismus einhergeht. In dieser Richtung nun zeigt die Parteigeschichte der letzten Zeit hocherfreuliche Ansätze.

Welch ein beschämendes Bild bot nicht der Liberalismus noch im verflossenen Reichstage! Welch eine Zerfahrenheit, welch eine verblendete gegenseitige Befehdung, bald Volkspartei gegen Freisinnige Vereinigung, bald diese gegen die Nationalliberalen, niemals ein einheitliches Ziel, niemals ein einheitlicher, klarer Wille! Und dazu welch ein träger Gang der Reichstagsgeschäfte! Welch ein Gespötte und welch eine Verachtung der Gegner! Wen konnte es wundern, daß gerade über dem liberalen Bürger- und Bauerntum eine bleierne Schwere der Verärgerung und Gleichgültigkeit lagerte. Wie elementar hat sich

aber der Umschwung der Stimmung vollzogen, welch eine feste Zuversicht haben wir geschöpft, seitdem nach einer Zeit vorsichtigen Tastens und Experimentierens immer deutlicher wird, wie die zersetzenden Elemente innerhalb des Liberalismus mühsam aber endlich überwunden werden, und wie der Liberalismus unverkennbar frisches Leben und beherzte Tatkraft gewinnt. Der Liberalismus hört auf, sein eigener Feind zu sein. Nichts ist natürlicher, als daß gerade wir Jüngeren gewünscht hätten, daß das Tempo der Einigung ein schnelleres wäre. Wir haben jedoch bald gelernt, daß jede Überstürzung leicht auf Kosten des inneren Zusammenhaltes erfolgen könnte, und wir erleben nun ohne Ungeduld, mit wachsendem Optimismus und Vertrauen, wie Glied sich an Glied reiht, und wie die Gründung einer großen, umfassenden liberalen Partei der Verwirklichung stetig näher rückt. Auf dieser Bahn bedeutet die Gründung der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft die erste wichtige Etappe, die zweite war der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung in Frankfurt a. M. Keiner unter uns hat ohne schmerzliches Bedauern einen Mann von der Bedeutung eines Theodor Barth aus dem politischen Leben scheiden gesehen. Aber wichtiger als diese mehr persönliche Stimmung war die klare Erkenntnis der erdrückenden Mehrheit, daß der Weg, den Barth uns führen wollte, zur alten Zersplitterung des Liberalismus und damit zur hilflosen Unbedeutendheit zurückführen mußte. Er, der lebhafte Freund einer Einigung, schien gar nicht zu merken, wie er selbst sein Bestes einsetzte, um das mühevolle Werk der Annäherung, an dem er seinen erheblichen Anteil hatte, zu unterminieren. Wir andern aber wollten den nimmer wiederkehrenden Moment, den Einigungsgedanken wieder um ein beträchtliches Stück zu fördern, erfassen; und die Idee der Einigung, nicht irgend eine Persönlichkeit, trug den Sieg davon. Obwohl keine politische Neuentwicklung ohne Rückschläge denkbar ist, so ist doch im Liberalismus heute so viel frische Begeisterung, ein so starker Wille zur Tat und zur Macht lebendig geworden, so viel Standhaftigkeit und Eintracht vorhanden, daß keine politische Gewalt stark genug ist, um den Fortschritt der neuen Bewegung dauernd zu hemmen. Ein Ineinander-Aufgehen der Freisinnigen Vereinigung, der Süddeutschen Volkspartei und der Freisinnigen Volkspartei bildet nur noch eine Frage der Zeit, mögen sich Sozialdemokratie, Sozialliberaldemokraten und Zentrum noch so heiß bemühen, Mißtrauen und kleinliche Eifersüchteleien zwischen die freisinnigen Parteien zu pflanzen. Aber unsere Gegner sollen nur nicht glauben, daß mit diesem Ergebnis die Einigungsbestrebungen des Liberalismus ihren Abschluß gefunden hätten. Unser Weg geht weiter. Wir wollen stufenweise auch eine Annäherung und ein Bündnis mit der nationalliberalen Partei, und aus diesem Bündnis soll schließlich die große liberale Partei sich herausbilden, die die verschiedenen Teile in einen einzigen Körper verbindet. Nichts wird auf dem Wege dahin unseren Mut so sehr stärken, unsere Tatkraft so mächtig beflügeln, wie die unerschütterliche Überzeugung, daß nur eine starke, durch Eintracht mächtige liberale Partei die notwendigen Eigenschaften besitzen wird, um der inneren zersetzenden Elemente unseres Volkskörpers, von denen meine Betrachtungen ausgingen, Herr zu werden.

Was aber wird das Schicksal und die Bestimmung der konservativen Partei und ihrer Gefolgschaft für die Zukunft unseres politischen Vaterlandes und unserer geistigen Kultur sein? Sie, gleichsam die unentbehrliche Bremse an der fortschreitenden Staatsmaschine, muß durch die Demokratisierung des Zentrums dauernd dahingedrängt werden, bei der liberalen Partei Anschluß zu finden. Daß aber Konservative und Liberale trotz aller Gegensätze gemeinsam eine gesunde, praktische Politik treiben können, davon hat der neue Reichstag beredtes Zeugnis abgelegt. Die Zerfahrenheit des deutschen Parteiwesens läßt eine andere Möglichkeit als konservativ-liberale Politik nicht mehr offen. Vor diesem Zwange und zugleich vor dem lebendigen Gefühl für die gemeinsame Wohlfahrt wird auch der schrankenlose Parteiegoismus bei Lösung der dringenden Finanzreform, dieses wahren Riesenwerkes, bescheiden zurückstehen müssen. Es ist ja für die freisinnige Fraktionsgemeinschaft ungemein verführerisch, zu sagen: wir tragen keine Schuld an unseren verworrenen Finanzverhältnissen, seht ihr zu, die ihr die neueste Wirtschaftspolitik, die ungesunde Staatskunst der letzten Finanzreform zu verantworten habt, wie ihr das Reich aus der Bedrängnis befreit. Aber die sieche Finanzwirtschaft des Reiches, nicht seine wirtschaftliche Lage, wie man so oft und so gern im Ausland zu glauben scheint, bedroht bei ihrer Fortdauer die Grundpfeiler unseres Staatsbaues. Von dieser Erkenntnis durchdrungen, müssen die Konservativen und Liberalen aller Schattierungen sich mit Hintansetzung ihrer heiligen Prinzipien auf halbem Wege begegnen. Die Not wird zur gebieterischen Gesetzgeberin.

Treibt das Zentrum auch bei der Finanzreform die gleiche unfruchtbare Politik, wie beim Vereins- und Börsengesetz, d. h. läßt es sich bei der Lösung dieser ernsten Frage auch nur durch taktische Erwägungen und Feindseligkeiten gegen den Block leiten, nun gut, wir wollen diese ärmliche Politik mit behaglicher Gelassenheit begrüßen. Trägt sie doch nur dazu bei, die Notwendigkeit konservativer und liberaler Gemeinschaftspolitik in ein helleres Licht zu rücken und die Einigung des Liberalismus zu beschleunigen.

Von der Einigung des Liberalismus aber hängt nicht zu einem geringen Teile die Zukunft unseres Vaterlandes ab.

---

# Körperkultur.

Von

Professor Dr. René du Bois-Reymond.

— S'imprimer à soi même par un simple balancement du corps et, pour ainsi dire, par le seul gouvernail de la volonté toutes les courbes, toutes les inflections de la barque sur la mer ou de l'aigle planant dans le bleu du ciel, c'était pour moi une telle ivresse des sens et un si voluptueux étourdissement de la pensée, que je ne puis y songer sans émotion.

Lamartine.

## I.

Zu den großen geistigen Bewegungen unserer Tage gehört ohne Zweifel auch das Streben nach „Körperkultur". Nur im alten Hellas tritt uns ähnliches entgegen, wenn wir den Darstellungen unserer Gymnasiallehrer trauen dürfen. Offenbar hatten aber die Hellenen ihre Spiele aus dem eben erst überwundenen Naturzustande in ihr Kulturleben übernommen, während bei uns die neue Bewegung an keinerlei Überlieferungen anknüpft. Einer solchen neu auftretenden Lebensströmung nachzugehen, muß der Mühe wert sein, selbst wenn es sich um viel unbedeutendere Dinge handelte als hier.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, mag zunächst gesagt werden, daß ich hier und im folgenden unter „Körperkultur" die Pflege von Leibesübungen aller Art im allerweitesten Sinne verstehe. Wenn hiervon als von einer neuen Bewegung gesprochen wird, so gilt das zunächst für unser deutsches Vaterland, es trifft aber in etwas anderem Maßstabe auch für die übrigen westlichen Kulturländer zu. Zwar sind fast überall und fast immer Leibesübungen in irgendwelcher Form betrieben worden, aber die moderne planmäßige und zielbewußte Entwickelung ist eine neue Erscheinung. Die Annalen sämtlicher einzelnen Sportarten in England gehen nur etwa ein Jahrhundert zurück, und verzeichnen die Namen derjenigen, die zuerst den betreffenden Übungen eine allgemeinere Verbreitung verschafft haben. Daß daneben volkstümliche Übungen in einzelnen abgelegenen Landesteilen dauernd bestanden haben, kommt hier nicht in Betracht. In Deutschland scheint schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einmal eine der heutigen vergleichbare Bewegung entstanden zu sein, die an die Naturschwärmerei Jean Jacques Rousseaus anknüpfte. Diese Bewegung hat aber nur viel kleinere Kreise gezogen als die heutige, so daß Gutsmuths und Jahn die Turnerei auf fast unbearbeiteten Boden pflanzten.

Die Turnerei und der Waffendienst haben seitdem für das deutsche Volk einen eisernen Bestand an Leibesübungen gebildet. Innerhalb des letzten Menschenalters aber

ist eine Bewegung aufgetreten, die sich nicht damit zufrieden geben will, daß auf den Schulen und in Vereinen geturnt wird, und daß der dienstfähige Jüngling sich während seiner Soldatenzeit ein Durchschnittsmaß von Marschfähigkeit erwirbt, sondern mit immer lauterer Stimme ein höheres Maß von Körperkultur fordert.

Woher kommt diese Bewegung und woher nimmt sie die Macht, ins öffentliche Leben eingreifen zu können?

Die Größe der Bewegung kommt, wie mir scheint, daher, daß sie eine ganze Reihe von einzelnen Parteien umfaßt, die mit gleichen Mitteln ganz verschiedene Zwecke verfolgen. Man kann dies deutlich aus den Aufrufen und Programmen der Veranstaltungen ersehen, die auf Körperkultur hinzielen. Da sind erstens die Turner, die in althergebrachter Weise, bescheiden und ehrsam, ihre Stelle als Vertreter einer echt deutschen Art der Körperkultur zu wahren suchen. Da sind zweitens die Anhänger des Heeres, denen die „Wehrkraft des Volkes" am Herzen liegt. Da ist drittens eine bunte Schar von Leuten, die sich für die verschiedensten Arten englischen Sports begeistert haben, und die mit der größten Zuversicht für ihre verschiedenen Übungsarten eintreten. Da ist viertens das Heer der medizinisch angehauchten Gesundheits- und Abhärtungsfanatiker, die zum Teil auf ihre besonderen Systeme schwören, zum Teil der Fahne der Körperkultur in jeder Form folgen. Da ist fünftens eine ganz neue Erscheinung, die der Ästhetiker, die die Menschheit durch Übung zur Schönheit und zum Schönheitssinn erziehen will, und da sind sechstens endlich die, die von Jugend auf das Glück genossen haben, in frischer freier Betätigung ihrer Körperkräfte aufzuwachsen, und die das gleiche Glück recht vielen Menschen zugänglich machen möchten.

Von mehreren dieser Typen sieht man auf der Stelle, daß ihre Auffassung eine viel zu enge ist, als daß sie für die Gesamtbewegung maßgebend sein könnte. Bei fast allen erkennt man ebenso leicht, daß sie die Bedeutung und Tragweite ihrer Bestrebungen gewaltig überschätzen. Wenn zum Beispiel die Erhöhung der „Wehrkraft des Volkes" als Ziel der Körperkultur genannt wird, so wird dabei übersehen, daß die ungeheure Mehrzahl der Vaterlandsverteidiger aus schwer arbeitenden Männern besteht, deren körperliche Leistungsfähigkeit, selbst wenn sie Übungen betreiben, zum allergrößten Teil aus ihrer Berufstätigkeit hervorgeht. Übrigens müßten, wenn Kriegstüchtigkeit das Ziel der Körperkultur sein soll, diejenigen Leibesübungen den Vorzug haben, die zu den besten Leistungen im Marschieren, Schießen und im Ertragen von Hunger, Durst, Kälte und Nässe befähigen, und man sieht nicht, daß die tatsächlich geübten Formen der Körperkultur dieser Forderung entsprechen.

Wenn ferner die Körperkultur als ein notwendiges Mittel zur Erhaltung der Gesundheit gegenüber den Schädigungen des modernen Kulturlebens angepriesen wird, so genügt es, auf die zahllosen Männer hinzuweisen, die in aufreibender Arbeit als Träger der modernen Kultur erscheinen, ohne irgend eines Gegengewichts an körperlicher Betätigung zu bedürfen, um zu zeigen, daß von Notwendigkeit hier nicht die Rede sein kann. Freilich hat man den

Eindruck, als würde für viele unter diesen Männern Leibesübung eine Wohltat sein, aber gerade die, die sie am nötigsten haben, wollen am wenigsten davon wissen. Zur bloßen Erhaltung der Gesundheit ist kaum ein mittleres Maß von Bewegung, geschweige denn eifrig betriebener Sport erforderlich.

Wenn weiter die Körperkultur in den Dienst der Schönheitspflege gezogen wird, so beruht dies sicherlich auf Überschätzung dessen, was durch Übung zu erreichen ist. Man kann wohl Fettleibigkeit durch körperliche Arbeit beseitigen, oder schwächlichen, bleichen Stubenhockern durch Übung ein kräftig blühendes Aussehen geben, aber man kann den Körperbau nicht ändern, man kann nicht aus einem kurzbeinigen untersetzten Menschen einen Apoll erziehen. Es heißt schon bei Matthäus 6, 37: „Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?“ und dies gilt heute so gut wie früher. Es ist daher entweder Selbsttäuschung oder Marktschreierei, wenn der Erfinder eines „neuen Systems“ der Körperkultur seinen eigenen wohlgewachsenen Körper zum Aushängeschild macht. Wo die natürliche Anlage fehlt, wird kein „System“ einen schönen Wuchs hervorbringen.

Indessen muß trotz dieser naheliegenden Einwände den angeführten Anschauungen von der Bedeutung und dem Ziel der Leibesübungen eine gewisse Berechtigung zugestanden werden. Jede von ihnen trifft eine andere Seite der Erscheinung, aber keine deren eigentliches Wesen. Ebensogut wie die Wehrkraft, die Gesundheit, die Schönheit, könnte man auch den Gewinn an technischen Kenntnissen, den Bayard Holmes als einen Hauptvorzug des Sports betrachtet, als Ziel der ganzen Bewegung hinstellen.

Auch wenn man gewissermaßen geschichtlich dem Wesen der Körperkultur nachzuforschen sucht, wird man nicht auf einen gemeinschaftlichen Ursprung sondern auf ganz verschiedene Entstehungsursachen zurückgeführt.

Einige Übungsarten haben sich unmittelbar aus praktischen Tätigkeiten entwickelt, wie Gehen, Laufen, Rudern, Reiten. Andere hängen mit bestimmten, allgemein verbreiteten Sitten und Gebräuchen zusammen und haben durch Überlieferung eine bestimmte Form angenommen, wie Tanzen und Fechten. Noch andere sind aus Unterhaltungsspielen entstanden, die allmählich dem Zweck der Leibesübung angepaßt worden sind, wie die englischen Rasenspiele. Eine Gruppe verdankt ihre Entstehung technischen Erfindungen, wie Eis- und Schneelauf, Rad- und Motor-Fahren. Endlich ist eine Gruppe ohne bestimmte Anlehnung an ältere Formen der Körperkultur gewissermaßen frei erfunden worden, wie vor allem das Turnen.

Dessenungeachtet ist aber schon nach dem Sprachgebrauch unzweifelhaft, daß alle diese verschiedenen Übungen etwas gemeinsam haben müssen, das demnach den Haupt- und Grundzug aller Körperkultur darstellen muß. Bei der großen Verbreitung der Leibesübungen ist ferner gewiß, daß sie einem Bedürfnis, einem natürlichen Hange entsprechen müssen. Gehen wir der menschlichen Natur da nach, wo sie sich am unverfälschtesten zeigt, nämlich im Kindesalter, so finden wir einen deutlich ausgeprägten

Trieb, der als erste Stufe der Körperkultur betrachtet werden kann, nämlich den Trieb zur Bewegung und Ausübung aller körperlichen Fähigkeiten auch ohne bestimmten Zweck. Ein gesundes Kind strampelt von Geburt an, ja schon vorher, mit Armen und Beinen, es krabbelt und schreit, macht Grimassen, und „spielt" mit allem, was ihm in die Hände kommt. Diese Tätigkeiten des Kindes sind in ihrer Bedeutung längst erkannt und gewürdigt worden, sie stellen eine Form der Einübung dar, durch die das Kind den eigenen Körper und dessen Umgebung kennen und für seine Zwecke benutzen lernt. Indem das Kind heranwächst, nimmt mit der Notwendigkeit des weiteren Lernens auch der Naturtrieb zur Bewegung ab. Aber das Lernen hört nie ganz auf, und auch beim Erwachsenen bleibt bis zu einem gewissen Grade der kindische Bewegungstrieb erhalten. Es treten selbstverständlich, namentlich beim Kulturmenschen, allerlei hindernde Einflüsse auf, die bei verschiedenen Individuen die allergrößten Unterschiede in dieser Beziehung bedingen. Indessen braucht man nur mit G. v. Bunge in Erwägung zu ziehen, daß die Muskulatur eine volle Hälfte des gesamten Körpergewichtes ausmacht, um zu erkennen, daß ein Mensch, der jede Bewegung meidet, seiner Naturanlage Gewalt antut. Beachtet man ferner, daß das Menschengeschlecht zum allergrößten Teil erst vor verhältnismäßig wenigen Generationen aus einem tierähnlichen Urzustande hervorgegangen ist, und daß durch das Grundgesetz der Vererbung die einmal entwickelte Organisation nahezu unabänderlich feststeht, so ist klar, daß dem Körper des Kulturmenschen eine ebenso vollkommene Ausbildung zum physischen Kampf mit seinesgleichen und mit feindlichen Naturgewalten angeboren wird, wie dem Menschen der Steinzeit. Diese Anlage läßt sich nicht verleugnen, und muß sich in einem entsprechenden Bewegungstriebe äußern. Viel deutlicher als beim Menschen kann man dies an gefangenen Tieren sehen, die manchmal durch geradezu pedantische Übung die Anstrengungen ihrer natürlichen Lebensweise zu ersetzen suchen.

Man könnte demnach versucht sein, das Wesen der Körperkultur einfach in der Befriedigung des natürlichen Bewegungstriebes zu suchen. Demnach wäre der eigentliche Zweck aller Leibesübung einfach der, der Muskulatur, die die Hälfte der gesamten Körpermasse ausmacht, eine entsprechende Leistung darzubieten. Tatsächlich werden sehr oft die Begriffe der Körperkultur und der Muskelübung als gleichbedeutend angesehen. Aber diese Erklärung kann unmöglich befriedigen, wenn man daran geht, die so außerordentlich mannigfachen Arten der Leibesübung auf ihren Zusammenhang mit der Muskelleistung zu prüfen. Die obige Auseinandersetzung weist wohl mit Sicherheit nach, daß sie eine gemeinsame Wurzel im Bewegungstriebe haben, aber es muß doch noch etwas anderes hinzukommen, das die weitere Ausbildung und Entwicklung der Übungen in verschiedene Bahnen lenkt. Bloße Muskelarbeit ist noch kein Sport, so wenig wie bloßer Lärm Musik, bloßes Tünchen Malerei oder bloßes Reimen Poesie ist. Als ein wesentliches Merkmal der Körperkultur tritt in diesem Vergleiche hervor, daß neben der bloßen Ausübung der körperlichen Fähigkeiten ein künstlerischer Genuß an dieser Ausübung

vorhanden sei. Nur indem man diese Seite der Körperkultur berücksichtigt, läßt sich ein volles Verständnis dafür gewinnen. Nur indem man diesen Zug in die Begriffserklärung aufnimmt, kann man wirklich alle Formen des Sportes, wie es das Wesen der Sache mit sich bringt, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen.

Die Wesensgleichheit von Leibesübung und Kunstübung ist nicht wegzuleugnen. Der Mensch hat von Natur gewisse Fähigkeiten, deren Übung und Fortbildung ihm Befriedigung und Genuß gewährt. Aus unbewußten rohen Anfängen entwickelt sich allmählich ein immer bestimmteres, nach mannigfachen Richtungen ausgebildetes Streben, diese Naturanlagen auszunutzen und den durch sie gewährten Genuß zu steigern und zu vertiefen. Dieser Entwicklungsgang läßt sich für die Tonkunst in überraschender Parallele zu den körperlichen Übungen verfolgen. Das Kind schreit und vernimmt sein eigenes Geschrei nebst den Geräuschen der Außenwelt. Wenn es musikalisch begabt ist, hat es die Fähigkeit, sich zum musikalischen Gesang und zum Verständnis musikalischen Genusses auszubilden. Anfänglich macht es ihm sichtliches Vergnügen, bloß Lärm zu erzeugen, indem es mit einem Gegenstande auf den andern schlägt. Später entwickelt sich eine feinere Empfindung für die Abstufung der Töne. Ebenso genügt dem Kinde anfänglich bloßes Strampeln, später sehen wir es laufen, springen und allerhand kindliche Kunststücke machen, die ihm aber bald „zu langweilig“ werden. Dann verliert sich entweder überhaupt der Hang zu körperlichen Übungen, oder er äußert sich in solchen Formen, die auch für den Erwachsenen noch genügend ästhetischen Reiz bieten.

Wenn hier von ästhetischem Genuß die Rede ist, so muß, um Mißverständnisse zu vermeiden, vielleicht noch ein Punkt besonders hervorgehoben werden. Offenbar entspringt das künstlerische Schaffen des Künstlers einem inneren Bedürfnis, und der erste eigentliche Kunstgenuß ist also der des Schaffens. Dieser innere Genuß des Künstlers an der eigenen künstlerischen Tätigkeit ist es, den ich mit dem Genusse, den die Körperkultur gewährt, vergleiche. Man ist zwar gewöhnt, beim Worte Kunstgenuß vor allem an den Genuß zu denken, den der Liebhaber am fertigen Kunstwerke hat, und wird deshalb, wenn von dem ästhetischen Genuß an einer Leibesübung gesprochen wird, sehr geneigt sein, an den äußeren Eindruck zu denken, den der Anblick der Übung einem Zuschauer gewährt. Kunstgenuß kann aber auch ganz ohne Publikum, ja sogar ganz ohne wirkliche Leistung, rein in der Einbildung des ausübenden Künstlers zustande kommen. Gerade dies ist einer der Vergleichspunkte zwischen den Körperübungen und den eigentlichen Kunstübungen, die am deutlichsten zeigen, daß der ästhetische Genuß zum Wesen der Leibesübungen gehört. Bei vielen Sportarten tritt nämlich die körperliche Bewegung völlig in den Hintergrund, und es bleibt nur noch die Übersicht, die Vorstellung und die Freude an der Beherrschung beliebiger Kräfte übrig.

Die Beschäftigung mit der Körperkultur wird durch diese Auffassung in die Reihe der Künste gestellt, was manchem vielleicht als eine Entwürdigung der Künste erscheinen wird. Indessen tut es der Hoheit künstlerischer Bestrebungen ebensowenig Eintrag,

wenn man in der Freude an einem wohlgelungenen Schlittschuhkunststück einen künstlerischen Genuß sieht, als wenn man in den rohen Anfängen der Kunstübung bei Wilden oder bei Kindern den Keim zu vollendeten Meisterwerken erkennt. Freilich, wer den ästhetischen Genuß an körperlichen Übungen nie empfunden hat, dem mögen sie so kindisch und roh erscheinen, daß er den Vergleich mit den eigentlichen Künsten als Beleidigung empfindet. Aber wenn man die höchsten Kunstleistungen ohne Voreingenommenheit von einem äußerlichen, grob materiellen Standpunkte aus betrachtete, würden sie dann nicht ebenso kindisch und töricht erscheinen? Es verbringt jemand sein ganzes Leben damit, Schafsdärme, die über einen hohlen Holzkasten gespannt sind, so künstlich mit einem aus Pferdehaaren hergestellten Werkzeug bearbeiten zu lernen, daß sie Schwingungen von ganz bestimmter Periodenzahl in bestimmter Reihenfolge ausführen. Kann es ein dümmeres Spiel geben? Und doch hängt ein ganzes Volk, ja die ganze gebildete Welt mit abgöttischer Verehrung an dem Meister, der ihren Ohren diese Reihe von Schwingungszahlen zu hören gibt. Ist dieser Fall nicht dem ganz ähnlich, daß eine Anzahl hochgebildeter Leute sich darauf einübt, einen hohlen Holzkasten mit geeigneten Werkzeugen so schnell wie möglich durchs Wasser zu treiben, und daß die Bevölkerung einer Millionenstadt zum Ufer eilt, um dieser Leistung mit den Augen zu folgen? Artem non odit nisi ignarus. Nur derjenige wird den Rang der sportlichen Genüsse im Vergleich zu den rein künstlerischen richtig schätzen können, der auf beiden Gebieten Kenner ist.

Um diejenigen, die im vorstehenden eine Herabwürdigung der Künste sehen könnten, noch weiter zu begütigen, möchte ich schließlich noch geltend machen, daß die eben entwickelte Auffassung nichts unerhört Neues ist. Denn von jeher hat der Tanz als eine Kunst gegolten, und was ist der Tanz, wenn man von der Wirkung auf Zuschauer absieht, anderes als eine Leibesübung? Es handelt sich hier natürlich nur um das, was der Tanz für den Tanzenden selbst bedeutet. Dieser schwelgt im Gefühl harmonisch abgemessener Bewegung, wie ein Musiker in der Empfindung harmonisch abgestimmter Töne. Zwar ist das beseligende Bewußtsein wohlgeübter Kraft, das den ästhetischen Genuß bei den Leibesübungen ausmacht, nicht ganz genau dasselbe, wie die Freude an der Bewegung beim Tanz, aber ich wenigstens sehe keinen Grund, weshalb die eine Art des Genusses höher gestellt werden müßte als die andere.

Übrigens kommt es auf den Namen weniger an, als auf die Sache selbst, daß nämlich die Körperkultur auf einen inneren ästhetischen Genuß abzielt. Nach dieser meiner Anschauung würde ich die Begriffserklärung der Körperkultur etwa folgendermaßen aussprechen: „Körperkultur ist die Ausbildung von Fähigkeiten des Körpers zum Zweck der Freude an der Beherrschung eigener und fremder Kräfte."

Diese Begriffserklärung läßt sich auch sprachlich begründen. Erstens ist hier anzuführen, daß das Wort „Körperkultur" seinerzeit geprägt worden ist, um die bewußte Ausbildung der Fähigkeiten anzudeuten, worunter, ohne daß es eigentlich ausgesprochen wurde, offenbar der ästhetische Genuß einbegriffen war. Ferner ist bekanntlich das eng-

lische Wort „Sport“ noch heute synonym mit „Vergnügen“. Die Ursache dieses Vergnügens näher anzugeben ist wohl nicht gut möglich. Schiller sagt in der Einleitung zur Braut von Messina rein apodiktisch: „Der höchste Genuß ist die Freiheit des Gemütes im lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.“ Ich meine, dies gilt ebensogut vom Körper, denn es ist auch kein geringer Genuß, den Körper frei zu fühlen im lebendigen Spiel aller seiner Kräfte. Wenn hiermit der ästhetische Genuß des einzelnen als Ziel der Körperkultur hingestellt wird, so wird damit ihre Bedeutung für das allgemeine Wohl durchaus nicht herabgesetzt. Nicht das Genießen an sich ist etwas Niedriges, sondern nur die Gesinnung, die um eines Genusses willen allerhand verderbliche Folgen in den Kauf nimmt. Die edelsten Kunstleistungen haben ausgesprochenermaßen nur den ästhetischen Genuß zum Ziel, aber sie werden deshalb so hoch geschätzt, weil sie dies Ziel erreichen, indem sie den Menschen verfeinern, veredeln und reinigen. Gerade so, wie die freien Künste auf das Gemüt, wirkt die Leibeskunst auf den Körper. Sie bietet einen Genuß dar, der zugleich reiner, kräftiger und freudiger macht.

## II.

Untersucht man, wie die dargestellte Auffassung zu den einzelnen tatsächlich vorhandenen Formen der Körperkultur stimmt, so wird man finden, daß sie auf die aus dem natürlichen Bedürfnis heraus entstandenen Arten der Leibesübung recht gut, auf die gangbaren Theorien dagegen recht schlecht paßt. Es läßt sich aber zeigen, daß die Schuld hieran den Theorien zur Last fällt, da sie ebenso schlecht vor der rein physiologischen Beurteilung bestehen, wie vor der Forderung, daß die Körperkultur Genuß bereiten soll.

Legt man diese Forderung zugrunde, um den Prinzipien der Körperkultur nachzugehen, wie sie von den verschiedenen Parteien, zum Teil in heftigem Widerspruch miteinander, aufgestellt worden sind, so erscheint die Entwickelung der Körperkultur in ganz eigentümlichem Lichte. Zuerst wird dadurch, daß der Kunstgenuß als Ziel hingestellt wird, jeder Zweifel an der Nützlichkeit oder Notwendigkeit der Körperkultur ausgeschlossen. Die Frage nach dem Nutzen der Leibesübungen ist von Grund aus sinnlos, denn die Leibesübungen sind etwas Natürliches, das seinen Zweck in sich selbst hat.

Mit dieser Hauptfrage sind dann auch zahllose Nebenfragen und Irrtümer in bezug auf die Prinzipien der Körperkultur im Keime erstickt. Solange man das Wesen der Körperkultur verkennt, wird man ihr, wie oben schon angedeutet wurde, die verschiedensten Zwecke unterlegen und sie, diesen Zwecken gemäß, in Bahnen zu lenken suchen, die ihrer eigentümlichen Natur nicht entsprechen. Der erste und gröbste dieser Irrtümer besteht darin, daß man nur das Bedürfnis nach Muskelarbeit anerkennt, und daher die Leibesübung auf möglichst reine Muskelübung einzuschränken sucht.

Diesem Gedankengang ist das sogenannte „System der rationellen Gymnastik“ entsprungen, das eine große Anzahl einzelner Bewegungen gegen Widerstände vorschreibt,

um eine rationelle und „harmonische" Ausbildung aller einzelnen Muskeln hervorzubringen. Im Lichte der obigen Betrachtungen erscheint das ungefähr ebenso, als wollte man von der Ausübung der Tonkunst nur das Hervorbringen von Geräuschen als wesentlich anerkennen, und die Musiker damit abspeisen, daß man sie mit alten Kesseln und Schlegeln dazu versorgte.

Aber auch wenn man von dem Genuß als einer wesentlichen Eigenschaft wahrer Körperkultur ganz absieht, ist das Prinzip der sogenannten rationellen Gymnastik, sowie aller der „Systeme", die einfachen Bewegungsformen den Vorzug geben, nachweislich falsch. Die Absicht, die einzelnen Muskeln zu stärken, ist so verkehrt, daß es ganz unmöglich ist, sie auch nur einigermaßen zu erreichen. Wäre dies möglich, dann würde das Ergebnis am allerdeutlichsten gegen jedes solche System sprechen, denn man würde riesenstarke Muskelmänner ausbilden, die kaum die kleinste zweckmäßige Bewegung auszuführen imstande wären. Die Verrichtung der Muskeln bei den anscheinend einfachsten Bewegungen ist so ungeheuer verwickelt, daß bei dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht entfernt daran zu denken ist, die einzelnen bei einer Bewegung beteiligten Muskeln sämtlich genau anzugeben. Es ist unmöglich, diese Tatsache genügend zu erläutern, ohne auf anatomische Einzelheiten einzugehen.

Der Arm zum Beispiel besteht aus 4 Hauptabschnitten, Schulterblatt, Oberarm, Unterarm, Hand. Diese erhalten jeder in sich durch das Knochengerüst ihre Gestalt, und sind untereinander durch Gelenke verbunden, die zum Teil eine bestimmte Bewegungsform bedingen, zum andern Teil aber fast völlig freie Bewegung zulassen. Zwischen dem Rumpf und diesen Knochen sind nun gegen vierzig verschiedene Muskeln so ausgespannt, daß sie die Knochen zusammenhalten, und ihnen durch Veränderung ihrer Spannung verschiedene Stellungen geben können. Natürlich ist die Stellung der Hand abhängig von der des Unterarms, dessen Stellung wiederum von der des Oberarms, und dessen Stellung von der des Schulterblattes. Man denkt bei einer Bewegung des Armes gewöhnlich nur an die Bewegung der Hand, die aber nur durch gemeinsame Bewegung des Ellenbogengelenkes und des Schultergelenkes zustande kommt. Wenn der „rationelle Gymnast" den Ellenbogen beugen und strecken läßt, um dadurch die Armmuskeln zu kräftigen, so verfehlt er seine Absicht, denn er kann nicht umhin, zugleich die Schultermuskeln zu üben. Hiermit ist indessen nur die Täuschung aufgedeckt, der sich die Anhänger des „rationellen Systems" hingeben. Viel wichtiger ist, daß die Übung möglichst beschränkter Muskelgruppen überhaupt zu gar keinem vernünftigen Ergebnis, geschweige denn zu einer harmonischen Ausbildung führt. Denn wenn man bedenkt, daß für eine Bewegung der Hand, etwa um sie aus herabhängender Lage zum Ohre zu heben, Schulterblatt, Oberarm und Unterarm in ganz bestimmter Weise gegen den Rumpf und gegeneinander verstellt werden müssen, woran sich, wie gesagt, gegen vierzig Muskeln beteiligen, so wird man einsehen, daß das richtige Zusammenwirken der Muskeln für die zweckmäßige Ausführung der Bewegung viel wichtiger ist, als die bloße Kraft des einzelnen

Muskels. Die Kraft der einzelnen Muskeln hat für die Bewegung um so weniger Bedeutung, weil in vielen Fällen von einem Muskel nur ein Teil gebraucht wird, so daß der Muskel als Einheit gar nicht in Frage kommt. Das Zusammenwirken der Muskeln hat aber um so größere Bedeutung, weil außer denen, die die eigentliche Bewegung ausführen, in allen praktischen Fällen noch eine große Zahl anderer zugleich tätig sein müssen, um das veränderte Gleichgewicht des ganzen Körpers zu erhalten. Noch mehr tritt die Bedeutung des Zusammenwirkens der Muskeln hervor, wenn man berücksichtigt, daß jeder einzelne aus vielen Tausenden einzelner Fasern besteht, deren jede für sich allein in Tätigkeit treten kann. Also ist die Wirkung selbst der allerkleinsten Muskeln immer schon das Ergebnis einer großen Zahl von Einzeltätigkeiten.

Das Zusammenwirken der Muskeln ist eine Leistung des Nervensystems, und daher ist auch die Einübung jeder nicht ganz einfachen Bewegungsform in erster Linie eine Leistung des Nervensystems. Diese kann je nach der Art der Übung sehr verschieden sein, und der Umstand, daß eine Übung langweilig, eine andere anregend ist, dürfte hauptsächlich auf diese Unterschiede zurückzuführen sein. In Kürze pflegt man die Einwirkung der Nerven auf die Muskeln so darzustellen, daß man sagt, der Wille wirke mit Hilfe der Nerven auf den Muskel ein. Um das Verhältnis des Willens zu Nerv und Muskel anschaulich zu machen, dient das schon bis zum Überdruß abgebrauchte Gleichnis einer Verwaltung, die von einem Zentralpunkt aus durch Telegraphenlinien ihre Befehle an zahllose ausführende Unterbeamten austeilt. Dies Gleichnis kann noch zutreffender gestaltet werden, wenn man statt an telegraphischen Verkehr an Telephongespräche denkt, denn bei der Regulierung der Bewegungen spielen die durch Empfindungsnerven zum Zentralnervensystem geleiteten Erregungen eine fast ebenso wichtige Rolle, wie die vom Zentralnervensystem ausgehenden Bewegungsantriebe. Außerdem muß aber hinzugefügt werden, daß das Telephonnetz aus zahlreichen Haupt- und Zweigämtern besteht, so daß ein ganzer Verwaltungsbezirk auf einmal durch Vermittlung eines Hauptamtes alarmiert werden kann. Aber um die Ähnlichkeit mit den Vorgängen im Nervensystem zu vervollständigen, muß das Telephonnetz noch mit einer besonderen Einrichtung versehen sein. Man stelle sich vor, daß bestimmte Meldungen, auf die hin ganz bestimmte Anordnungen getroffen werden müssen, bei bestimmten Ämtern sehr häufig einlaufen. Diese Ämter seien dann mit selbsttätigen Umschaltern versehen, die auf die einlaufende Meldung hin, sogleich an alle erforderlichen Stellen die richtigen Ausführungsbefehle ergehen lassen. Wenn diese Einrichtung gut ausgebildet ist, kann ein großer Teil der Verwaltungsarbeit in den Unterämtern erledigt werden, während die Beamten sich ausruhen oder höchstens ab und zu an die Zentralstelle darüber berichten, wie stark ihre Ämter in Anspruch genommen werden.

Diese Einrichtung entspricht denjenigen Anordnungen im Nervensystem, die man als Reflexapparate bezeichnet. Reflexbewegungen sind Bewegungen, die ohne Zutun des Willens dadurch entstehen, daß eine durch äußere oder innere Ursache hervorgerufene

Erregung unmittelbar in einen Bewegungsantrieb umgesetzt wird. Wenn zum Beispiel eine Berührung die Vorderfläche des Augapfels trifft, wird unwillkürlich sogleich das Auge geschlossen. Wenn der Kehlkopfeingang gereizt wird, entsteht unwillkürlich, ja wider Willen, die äußerst verwickelte Bewegung, die wir Husten nennen. Empfindung und Bewegung ist im Zentralnervensystem an so vielen Stellen auf diese Weise verkettet, daß tatsächlich der allergrößte Teil aller Bewegungen ohne Zutun des Willens vor sich geht. Die Grenze zwischen den eigentlichen Reflexbewegungen, die selbst gegen den Willen maschinenmäßig vor sich gehen, und zwischen solchen Verknüpfungen von Bewegungen, die erst durch Übung erworben sind, läßt sich nicht scharf bestimmen. Jeder weiß, daß das Gehen eine erlernte Fertigkeit ist, und jeder weiß auch, daß, wenn man beim Gehen in eine Vertiefung tritt, oder gegen eine Stufe stößt, augenblicklich eine große Anzahl völlig unwillkürlicher Bewegungen ausgelöst werden, um den Körper vorm Fallen zu bewahren. Ebenso können beliebige andere Fertigkeiten bis zu dem Grade eingeübt werden, daß sie ganz unbewußt vor sich gehen. Es braucht dann nur ein bestimmter Anstoß gegeben zu sein, und der Körper arbeitet ohne Zutun des Willens, als eine reine Reflexmaschine. Dabei kann das Bewußtsein sich mit ganz anderen Dingen beschäftigen, oder es kann, und das ist für die vorliegende Frage besonders interessant, die Arbeit des Körpers beobachten, ohne sich daran zu beteiligen. So wird zum Beispiel das Annehmen eines Balles beim Lawntennisspiel zum Reflex, und es kommt sogar häufig vor, daß dieser Reflex durch eine über den Platz hinstreichende Schwalbe ausgelöst wird, so daß der Körper des Spielers ohne oder gegen dessen Willen in die schlagbereite Stellung springt. Es ist klar, daß unter diesen Umständen der Wille nur eine Art Oberaufsicht über die Reflextätigkeit des Körpers ausübt. Während beim ersten Erlernen einer Übung oder bei einer durch äußere Vorschrift erzwungenen Bewegungsform jeder einzelne Teil der Bewegung eine besondere Willensanstrengung erfordert, so daß unablässige Aufmerksamkeit und Anspannung nötig ist, fühlt man sich als Beherrscher einer ausgebildeten Reflexmaschine völlig frei, die Leistung des eigenen Körpers zu beobachten und zu genießen.

Aus diesem Gesichtspunkte, scheint mir, sind die Prinzipien zweckmäßiger Körperkultur zu beurteilen. Dem Körper eintönige Muskelarbeit zuzumuten, kann wohl auf die Stärke der Muskeln, auf den Blutkreislauf, die Atmung und die Verdauung günstigen Einfluß haben, vermehrt aber nur in sehr geringem Grade die körperlichen Fähigkeiten, und läßt sich auf die Dauer nur mit Hilfe äußeren Zwanges durchführen. Solcher Zwang wird denn auch von den Anhängern dieser Richtung in ausgedehntem Maße angewendet. Man schließt sich aneinander, um Übungen nach Kommando oder, was wohl noch auffälliger ist, nach Musik vorzunehmen. Die Musik soll hier das ersetzen, was der Übungsweise fehlt, nämlich eine äußere Anregung zur Bewegung. Solch künstliche Mittel sind nur nötig, wo das Grundziel der Körperkultur, die Freude an der Steigerung der körperlichen Fähigkeiten, völlig verkannt wird.

Welch anderes Bild zeigt eine aus der Natur des Menschen und seiner Umgebung

heraus frei gewachsene Übungsart, wie der Eislauf! Der Jünger dieses Sports sieht sich vor eine schwierige aber zugleich höchst verlockende Aufgabe gestellt. Es kostet trotz der Kälte Schweiß, ehe es ihm gelingt, sich bei schnellem Gleiten auf den Beinen zu halten, aber es belohnt ihn die vorher nur im Traum geahnte Empfindung, Flügel an den Füßen zu haben. Freilich dringt er hierzu erst durch, nachdem die Erhaltung des Gleichgewichts auf der Stahlkante zum Reflex geworden ist. Damit fällt dann auch bald ein Teil des Reizes der neuen Errungenschaft fort, und auf einer kleinen künstlichen Eisbahn wird das bloße Hin- und Herlaufen bald langweilig. Aber hiermit sind auch die Möglichkeiten des Eislaufs nicht erschöpft. Ein zweiter ebenso großer Schritt in der Ausbildung ist es, wenn der angehende Künstler sich frei in den Auswärtsbogen hineinlegen kann und von neuem seine Bewegungsfähigkeit verdoppelt sieht. So eilt er von Stufe zu Stufe, mit jedem neuen Gewinn neue Freuden kostend, um am Ende des Winters ganz nebenbei zu finden, daß ihm seine Liebhaberei eine eiserne Bein- und Schultermuskulatur und einige Zentimeter Brustumfang eingetragen hat.

An diesem Beispiele sieht man die wesentlichen Züge einer zweckmäßigen Art der Körperkultur sehr deutlich ausgeprägt. Es muß eine Aufgabe gestellt werden, zu deren Überwindung neue körperliche Fähigkeiten erfordert werden, die in sich selbst ein verlockendes Ziel darstellen. Wenn die Aufgabe völlig gelöst, die neue Fähigkeit zur Reflextätigkeit geworden ist, beginnt sie ihren Reiz zu verlieren. Daher muß eine unerschöpfliche Fülle von neuen Aufgaben geboten sein, von denen jede möglichst die Reize der ersten erneut. Die Willenskraft darf zwar nicht für jede einzelne Bewegung von neuem in Anspruch genommen werden, aber die Auswahl, die Übersicht, die Beherrschung der erworbenen Fähigkeiten muß den Geist beschäftigen und unterhalten. Eben diese Forderung erklärt die eigentümliche Verfeinerung und Durchbildung vieler Arten Leibesübung. Sie kann nur erfüllt werden durch eine ganz besondere Mischung reflektorischer und willkürlicher Tätigkeiten, die außerdem noch die besondere Eigenschaft haben, an sich ein Vergnügen zu gewähren.

Vielfach ist dies Vergnügen noch mit anderen, zum Teil äußeren Reizen verbunden. In diesem Punkte liegen die Hauptunterschiede zwischen den verschiedenen, nach obigen Gesichtspunkten sonst gleichwertigen Sportarten. Ich glaube, daß schon die reine Muskeltätigkeit in sich ein gewisses sinnliches Vergnügen gewährt, das nicht allzu niedrig anzuschlagen ist. Das Gefühl der Anstrengung während einer noch so eintönigen Arbeit, wie etwa Marschieren, Holzsägen, Rudern in einem schweren Boot, das Gefühl der Erschöpfung nach der Arbeit, und das Gefühl der Erholung in gesundem Schlaf, haben ihre besonderen Reize. Eine ganze Reihe von Sportarten verdanken ferner ihr Dasein der Tatsache, daß schnelle Ortsbewegung an sich ganz allgemein als ein anregendes Vergnügen empfunden wird. Beim Schlitteln, Motorfahren, Segeln ist es nicht die Tätigkeit des Steuerns allein, das Vergnügen macht, sondern ebensosehr das Gefühl der schnellen Bewegung, trotzdem sie ganz passiv ist. Zur Bestätigung braucht bloß das Karussell und die Rutsch-

bahn angeführt zu werden, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, obgleich sie nur diesen einen Reiz bieten.

In anderen Fällen sind die Reizmittel nicht einfach sinnlicher Art. Den echten Bergsteiger lockt weder Muskelarbeit, noch Aussicht, noch Ruhmsucht gerade auf die unbestiegenen Gipfel. Der Jäger folgt heutzutage dem Wilde nicht mehr aus Hunger, und auch nicht nur, um sich Bewegung zu machen, oder sich Naturgenuß zu verschaffen. Man muß in diesen Fällen geradezu an besondere Eigenschaften des menschlichen Geistes, an eine Art Instinkt glauben. Die Jagdlust wird ja oft als ein solcher Naturtrieb bezeichnet, aber es scheint mir, daß die Sucht, Höhen zu erklimmen, fast ebenso allgemein ist.

In sehr vielen anderen Fällen ist das Vergnügen an der schnellen Bewegung vom Körper des Menschen gewissermaßen symbolisch auf einen leblosen Gegenstand übertragen. Hierauf beruhen offenbar zum großen Teile die mannigfachen Wurfspiele. Weniger deutlich ist der Zusammenhang bei einigen anderen Übungen, die freilich überhaupt kaum mehr eine Beziehung zur eigentlichen Körperkultur haben. Wenn zum Beispiel der Segelsport in der Weise ausgeübt wird, daß der Besitzer eines Schiffes von der Kajütte aus den Kurs angibt, während besoldete Seeleute das Schiff in der Hand haben, oder wenn der Reitsport die Form annimmt, daß der Rennstallbesitzer mit dem Perspektiv auf der Tribüne sitzt, während seine Jockeys ihre Pferde zum Siege steuern, so handelt es sich eben nur in übertragenem Sinne um eine „Übung“. Trotzdem scheint mir auch hier der allmähliche Übergang von der wirklichen körperlichen Tätigkeit zur bloßen geistigen Teilnahme unverkennbar, und ich möchte diese Erscheinung sogar als einen der stärksten Beweise ansehen, daß es sich beim Begriffe der Körperkultur ebensowohl um innere als um äußere Tätigkeit handelt. Der Bergsteiger, der über der Karte die Möglichkeit neuer Besteigungen erwägt, treibt eben Körperkultur gerade so, wie der Musiker beim Lesen der Partituren Tonkunst übt.

Ein weiterer überaus mächtiger Antrieb zur Bewegung, der in unzähligen Formen auftritt, ist vielleicht ebenfalls auf einen Grundtrieb der menschlichen Natur zurückzuführen, nämlich der Kampf mit einem Gegner. Es ist hier zwischen eigentlichem Kampf, wie beim Ringen und Fechten, zwischen Wettstreit, wie beim Wettlaufen, Wettspringen, Scheibenschießen und dem Fall zu unterscheiden, daß der Gegner nur dazu da ist, um fortwährend wechselnde Bedingungen für die Übung herzustellen, wie bei vielen Spielen.

Alle diese verschiedenen äußeren Reizmittel haben für die Körperkultur die gemeinsame Bedeutung, daß sie zur Entwickelung der Fähigkeiten anregen und über Unlust und Erschlaffung forthelfen. Sonderbarerweise hat dieser Umstand einige Mediziner auf Prinzipien der Körperkultur geführt, die den oben dargestellten gerade entgegengesetzt sind. Man hat angenommen, daß in dem Maße, in dem der Übende unbewußt zu kräftiger Betätigung angeregt wird, der Körper übermüdet, und in dem Maße, in dem der Geist durch die Übung in Anspruch genommen und beschäftigt wird, die Verstandeskraft abgespannt werde. In Übereinstimmung mit mehreren bedeutenden Fachgenossen

halte ich diese Anschauung für durchaus irrig. Sie entspringt der allgemein verbreiteten Vorstellung, als bestehe ein gewisser Ausgleich zwischen geistigen und körperlichen Fähigkeiten, vermöge dessen ein Mensch von großen Körperkräften nur mittelmäßige Geisteskräfte haben könne und umgekehrt. Diese Vorstellung ist sicher falsch. Im allgemeinen geht, wie Townsend Porter durch eine Untersuchung an 36 000 Schulkindern erwiesen hat, die körperliche und geistige Entwickelung Hand in Hand, das heißt, die körperlich größeren und stärkeren Schulkinder haben auch durchschnittlich die besseren Zensuren.

Dagegen muß zugegeben werden, daß sich beim einzelnen körperliche und geistige Leistung wenigstens insofern ausgleicht, als bei starker körperlicher Ermüdung in der Regel auch die geistige Spannkraft schwindet, und umgekehrt. Der Begriff der körperlichen und noch mehr der der geistigen Ermüdung ist aber viel zu unbestimmt, als daß man damit wie mit Reichsmünze rechnen könnte. Nicht die Größe der körperlichen Arbeit, sondern ihre Form entscheidet, ob sie ermüdend oder im Gegenteil erfrischend wirkt.

Vollends ist es ein Irrtum, wenn man meint, jede Art geistiger Tätigkeit erschöpfe den Vorrat geistiger Energie in derselben Weise. Im Gegenteil lehrt sowohl die Erfahrung wie auch die einfache Überlegung, daß der Geist sich bei abwechselnder Beschäftigung mit verschiedenen Gegenständen immer wieder erholt. Es ist also ganz unnötig, daß man, um den durch geistige Arbeit erschöpften Kulturmenschen aufzufrischen, ausschließlich solche Übungen anrät, die den Geist nicht beschäftigen. Dies ist sogar geradezu verkehrt, denn während einer geistlosen, rein reflektorischen Tätigkeit muß sich der Geist entweder der eben verlassenen Arbeit wieder zuwenden, oder es entsteht das Gefühl des Unbeschäftigtseins, der Langeweile, das noch mehr als wirkliche Arbeit den Geist ermüdet. Man stelle sich einen Erfinder vor, der solange über eine schwierige Konstruktion nachgedacht hat, daß es ihm vor den Augen schwimmt. Wird er sich erholen können, wenn er nur auf die Straße geht und dabei das ungelöste Problem fortwährend im Gehirn hin- und herwälzt? Lassen wir ihn aber einen Gang auf Florette mit seinen Kollegen unternehmen: von dem Augenblick an, in dem sich die Klingen kreuzen, muß er mit gespanntester Aufmerksamkeit den Finten des Gegners folgen, bald keucht und schwitzt er vor Eifer und Anstrengung, und wenn er nach einem halben Stündchen zu seiner Arbeit zurückkehrt, sieht er sie „mit frischem Auge“ und völlig ausgeruhtem Geist. Auch auf den Körper wirkt diese Art Anstrengung, obgleich sie vielleicht viel heftiger ist, weniger ermattend als das einfache Gehen. Diese Erscheinungen sind zum Teil schon mit unseren heutigen physiologischen Kenntnissen zu erklären. Mit der „Aufregung“ des Kampfes ist nämlich eine nachweisbare Blutwallung verbunden, die allen Teilen des Körpers, und nicht zum wenigsten dem Gehirn zugute kommt. Ferner sind nachweisbar die Teile des Zentralnervensystems, die etwa beim Florettfechten in Tätigkeit treten, andere als die, die etwa beim Lesen oder Sprechen arbeiten müssen, und also höchst wahrscheinlich auch andere als die, mit denen unser Erfinder seine Konstruktionsarbeit leistet. Die Tätigkeit der Sinne ist allerdings Gehirntätigkeit, daraus folgt aber nicht, daß eine Übung,

die die Sinne beschäftigt, auch grade die Teile des Gehirns ermüden muß, die durch geistige Arbeit angestrengt werden.

Es ist schließlich noch ein Grund anzuführen, weshalb als wirklich brauchbare Mittel zur Körperkultur nur solche Übungen empfohlen werden können, die an sich eine Unterhaltung und geistige Anregung gewähren. Das ist der Umstand, daß die Körperkultur ihre Wirkung nur dann voll entfalten kann, wenn sie zu einer dauernden Lebensgewohnheit wird. Dies ist praktisch nur möglich, wenn ihr wahre innere Begeisterung zugrunde liegt. Sobald der innere Trieb gegenüber irgend einem anderen Beweggrund, wie zum Beispiel dem Wetteifer, zurücktritt, führt dies zu einem merklichen Nachteil. Es kann weder rechte Freude noch nachhaltiger Nutzen dabei herauskommen, wenn man sich nur auf einige Wochen vor einem Wettkampfe zwangsmäßig einschult und sich unmittelbar danach, wie es George Kolb drastisch schildert, für die saure Arbeit durch um so größere Schlaffheit schadlos hält. Die Körperkultur muß Lebensprinzip sein, wenn sie überhaupt Wert haben soll.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die so häufig ausgesprochene Verurteilung der Wettkämpfe zu verstehen, obschon es offenbar übertrieben ist, den Ansporn des Wetteifers deshalb ganz von der Hand zu weisen, weil er unter Umständen zu Mißbräuchen führen kann. Diese Frage, sowie die Frage nach der besten Art Körperkultur überhaupt erledigt der amerikanische Arzt Bayard Holmes in einer Festrede an seine Studenten in gradezu meisterhafter Weise. Er stellt einen einzigen Grundsatz auf, den ich in der gesamten mir bekannten Literatur des Gegenstandes nirgends anders gesprochen gefunden habe, und der mir als das Beste erscheint, was sich in diesem Punkte überhaupt sagen läßt: Man soll nicht streben, in irgend einer einzelnen Übungsart der Beste, sondern in möglichst vielen ein guter Zweiter zu sein. Ein ähnliches Prinzip liegt zwar schon dem Fünfkampf der Alten zugrunde, aber es ist doch ein sehr großer Unterschied, ob durch die vorgeschriebene Fünfzahl der Übungen die einseitige Ausbildung notdürftig vermieden wird, oder ob man geradezu eine möglichst vielseitige Körperkultur anempfiehlt. Das Überwuchern des Wetteifers wird durch dies Prinzip von vornherein unmöglich gemacht, und zugleich die oben gestellte Forderung, daß der Übende sich stets vor neue Aufgaben gestellt sehen solle, im höchsten möglichen Maße erfüllt.

## III.

Der Leser wird vielleicht enttäuscht sein, im vorstehenden keine streng wissenschaftlichen Angaben über die Physiologie der Leibesübungen zu finden. In dieser Richtung ist indessen so wenig Feststehendes zu sagen, und die Anschauungen der Fachleute weichen so weit voneinander ab, daß eine Erörterung darüber die Form einer wissenschaftlichen Streitschrift annehmen müßte. Die sicherste Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis ist übrigens in letzter Linie immer die praktische Erfahrung, und das Er-

gebnis der obigen Betrachtungen würde daher auch bei schulmäßiger Behandlung nicht anders ausfallen. Nach E. du Bois-Reymonds treffendem Vergleich ist es mit den Leibesübungen wie mit der Kochkunst. Die richtigste Ernährungsweise ist durch die jahrhundertelange Erfahrung des Menschengeschlechtes sicherer begründet, als durch die sorgfältigsten chemisch-physiologischen Untersuchungen. Wohl gibt es gewisse Krankheiten, bei denen ärztliche Wissenschaft erforderlich ist, um die unzuträglichen Nahrungsmittel von den zuträglichen zu unterscheiden, im allgemeinen kann sich aber der Gesunde einfach auf die innere Stimme des Appetites verlassen, die ihn lehrt, was und wieviel er genießen soll. Ganz ebenso beurteile ich die Leibesübungen. Was würde man sagen, wenn nach jeder Beschreibung eines Festmahles die Zeitungen mit der Warnung schlössen, ja nicht zu viel zu essen und zu trinken? Oder wenn an diese Warnung gar die Empfehlung bestimmter Nährpräparate angeknüpft würde? Ist es nicht ganz ebenso abgeschmackt, daß man in fast jedem Berichte über sportliche Leistungen lesen muß, wie gefährlich solche Anstrengung sei, und daß es besser wäre, sich mit „einem vernünftigen Maß harmonischer Ausbildung" zu begnügen? Diese Warnungen sind um so weniger angebracht, weil die allermeisten Menschen sich lieber zu wenig als zu viel Bewegung machen, und weil die vereinzelten Übereifrigen die letzten sein werden, sich an Ermahnungen zu kehren.

Ferner wird man vielleicht vermeinen, daß der Beziehung der Körperkultur zur Körperpflege nicht gedacht worden ist. Das Wort Körperkultur kann ja in anderem Sinne als ich es bisher gebraucht habe, geradezu Körperpflege bedeuten. Aber die Betrachtungen, die ich im vorstehenden angestellt habe, umfassen auch diese Seite der Körperkultur. Ich habe als Ziel der Körperkultur die Freude an der körperlichen Leistung bezeichnet, und ich habe angedeutet, daß diese Freude zum Teil auf einer rein sinnlichen, angenehmen Empfindung beruht. Auf ein ganz ähnliches Wohlbehagen zielt die Körperpflege in allen ihren Formen ab. Daneben wirkt sie freilich, ganz wie oben von den Leibesübungen gesagt worden ist, vorteilhaft auf die Gesundheit und die Widerstandskraft des Körpers. Diese Wirkungen sind allerdings nicht unbezweifelt. Kein Geringerer als Ernst von Brücke spricht sich äußerst skeptisch über den Wert des Bades für Erhaltung der Gesundheit aus. Er gründet seinen Zweifel auf die Tatsache, daß die Zigeuner zugleich die allerschmutzigsten und die allergesündesten Menschen sind. Nun kann man wohl einwenden, daß die Zigeuner nicht wegen, sondern trotz ihrer Unreinlichkeit gesund seien, aber das Beispiel beweist doch wenigstens, daß die Reinlichkeit zur Gesundheit nicht unbedingt erforderlich ist. Die Erörterung steht hier genau so, wie schon bei der Betrachtung der Leibesübungen, die ebenfalls der Gesundheit förderlich, aber nicht unbedingt dazu notwendig sind. Aber niemand kann bezweifeln, daß die Reinlichkeit, das Bad, die Hautpflege, kurz die Körperpflege überhaupt zum Behagen des Menschen beiträgt und eine ästhetische Befriedigung gewährt. Diese muß denn auch als Hauptzweck der Körperpflege bezeichnet werden.

Es mag noch kurz auf eine Form der Körperpflege eingegangen werden, die sich in neuester Zeit einzubürgern scheint, und deren Einführung mit der des Wortes Körperkultur in Zusammenhang steht, nämlich die Hautpflege durch sogenannte Licht- und Luftbäder. Es ist oben bei der Betrachtung der Leibesübungen darauf hingewiesen worden, daß die körperlichen Anlagen des Menschen, die er im Laufe jahrtausendelanger, urzeitlicher Entwicklung gewonnen hat, während der verhältnismäßig kurzen Dauer des modernen Kulturzustandes so gut wie unverändert erhalten blieben. Für den Urmenschen war ein Leben ohne körperliche Arbeit unmöglich, und der Kulturmensch handelt infolgedessen seiner Anlage zuwider, wenn er jede körperliche Anstrengung vermeidet. Ganz ebenso ist offenbar auch die Haut des Menschen nicht von Uranfang dazu bestimmt, durch Kleidung beschützt zu sein. Eine Änderung dieser Naturanlage innerhalb der verhältnismäßig kurzen Periode des modernen Kulturlebens ist aller Erfahrung nach nicht anzunehmen. Überdies lehren viele einzelne Beobachtungen, daß selbst in rauhem Klima und für moderne Menschen die Kleidung entbehrlich ist. Was für die Muskulatur des Körpers die Bewegung, das ist für die Haut die freie Einwirkung von Licht, Luft und Wasser. In E. v. Brückes oben wiedergegebenen Äußerungen über das Bad ist nur die hautreinigende Wirkung des Bades berücksichtigt, über deren Bedeutung die Ansichten geteilt sein können, dagegen ist eine viel stärkere Wirkung des Bades, nämlich der Hautreiz durch Wärmeentziehung, ganz außer acht gelassen. Diese Wirkung hat J. Rosenthal mit den treffenden Worten gekennzeichnet: „Baden ist Turnen der glatten Hautmuskeln.“ Die Haut wird durch das Bad in einer ihrer wichtigsten Verrichtungen geübt, nämlich in der, die Wärmeabgabe des Körpers nach außen, und dadurch die Gleichförmigkeit der Temperatur im Innern, zu regeln. Noch viel deutlicher als bei der Muskelübung zeigt sich an dem völlig damit übereinstimmenden Fall der Hautübung durch das Bad, daß die Körperkultur natürlichen Bedürfnissen entspringt. Das Bad ist von jeher als eine Art Genußmittel und nur daneben als ein medizinisches Mittel in Gebrauch gewesen.

Die Einwirkung der Luft, vor allem aber des Sonnenlichtes auf die Haut ist weniger verständlich als die des Bades. Daß das Licht, und zwar die sogenannten chemischen oder actinischen Strahlen, eine besondere Wirkung auf die Haut haben, zeigt sich schon in der Bräunung, die sie hervorrufen. In neuester Zeit hat man begonnen, diese Strahlen in Gestalt der sogenannten Finsen-Therapie zu Heilzwecken zu benutzen, und hat darin ein äußerst kräftiges Mittel gegen sonst als unheilbar geltende Hautleiden gefunden. Auch auf diese eigentümliche Wirkung des Sonnenlichtes scheint ein innerer Trieb des Menschen und vor allem der Tiere gerichtet zu sein. Zwar ist schwer zu entscheiden, ob es mehr die Wärme oder die chemische Strahlung ist, die Menschen und Tiere dazu lockt, sich zu sonnen. Ich möchte aber behaupten, daß sich außer dem bloßen Wärmegefühl noch ein ganz besonderes Behagen einstellt, wenn man den nackten Körper den Sonnenstrahlen aussetzt. Nicht eine theoretisch-medizinische Folgerung aus den Erfahrungen der Finsen-Therapie hat den Anstoß zur Begründung des Licht- und Luftbades in Berlin geführt,

sondern ein von Feinschmeckern der Körperkultur empfundenes Bedürfnis, der Haut die natürlichen Lebensbedingungen wiederzugeben, die ihr durch die Bekleidung verkümmert werden. Im Hinblick auf die Erfolge, die bei der medizinischen Anwendung des Lichtes erreicht werden können, wird zwar niemand mehr bestreiten, daß die Lichtbäder auch zur Förderung der Gesundheit beitragen. Dies ist aber nicht ihr ursprünglicher Zweck, sondern sie sind zunächst nur zur Befriedigung eines aus der Natur des Menschen hervorgehenden Triebes eingeführt worden. Es ist deshalb verfehlt, nach der Notwendigkeit oder dem Nutzen der Lichtbäder zu fragen. Freilich gibt es Moralisten, die der Natur überall und besonders auch auf diesem Gebiete der Körperkultur glauben entgegentreten zu müssen. Dieser Standpunkt beruht offenbar darauf, daß die Freude an körperlichen Fähigkeiten mit rohem Sinnengenuß verwechselt wird. Leibeszucht ist aber das Gegenteil von Unzucht. Die Nacktheit beim Bade oder im Gymnasion ist nicht die Nacktheit der Schamlosigkeit. Im Gegenteil darf behauptet werden, daß die Abhärtung und Kräftigung des Körpers durch Körperkultur auch die sittliche Widerstandskraft erhöht, indem sie an Stelle der groben Sinnenlust Genüsse darbietet, die zu den reinsten und edelsten gerechnet werden können, die dem Menschen überhaupt gegeben sind.

---

# Charles Hallgarten.

Von

S. v. H.

Am Ostersonntag wurde Frankfurt plötzlich in Trauer versetzt, es hieß: Charles Hallgarten sei gestorben! In großen Momenten denken die Philister durchaus nicht so ängstlich an sich selbst, wie ein billiger Witz es oft darzustellen beliebt, und so hat an jenem trüben Feiertage wohl auch der letzte Bürger nicht an den Verlust Frankfurts, sondern an den der gesamten Allgemeinheit gedacht. Denn so wenig dieser Mann jemals dazu kam, Ovationen entgegenzunehmen oder sich in Wort und Schrift besonders rühmen zu lassen, so war doch aus seinem unablässigen Wirken, aus seinem Rat und aus seiner Tat eine ungewöhnliche Vorstellung von ihm erwachsen, daß ihn verlieren einem Blitze aus heiterem Himmel gleichkam.

Wahrscheinlich ist es die seltene Harmonie seines Wesens gewesen, die ihn, den fast Siebzigjährigen, nicht als alten Mann erscheinen ließ. Zwar gibt es rauhe, tatkräftige Menschen, die bis in ihre späteste Lebenszeit irgend eine bestimmte und auch weitläufige Tätigkeit verfolgen, zuerst tüchtig, ja schöpferisch darin sind, dann an Stelle ihrer Frische den bekannten eisernen Fleiß setzen, um schließlich auch als etwas zu

gelten, wenn sie nur noch, wie Goethe von sich selbst im Hinblick auf den zweiten Teil des „Faust“ sagt, — in ihren Walpurgissack greifen. Das alles paßte aber nicht auf den Verstorbenen! Dieser hatte gerade die ihm überkommene Tätigkeit: sein Geschäft aufgegeben und sich seit Jahrzehnten einer Philanthropie gewidmet, wie sie in dieser Vielseitigkeit und Großartigkeit, in dieser Vereinigung von weitestem persönlichem Wohltun mit planvollster Sozialpolitik ein einzelner Privatmann wohl noch niemals auf seine Schultern genommen hat. Gottlob ist er zu keinem Hypermodernen auf diesem Gebiete geworden! Etwa einer jener geistigen Parvenüs, die, weil sie ihr halbes Leben nur praktisch sein konnten, nunmehr, da sie bloß ihre Zinsen verzehren, fanatische Theoretiker werden, die wie der Dickenssche Arzt mit Warmwasser und Aderlaß, alles mit Statistik und Zentralisierung heilen wollen. Oder einer jener Kalten, denen Unglück nur eine Sache ist; man muß ihr im Prinzip abhelfen, die Menschen dabei sind Nebensache. Oder gar einer jener Tendenzbären, die lediglich Mitleid, aber keinen Schönheitssinn haben und daher, sobald sie etwas für die Kunst tun sollen, erschrocken an all das viele Elend auf der Welt denken, das sie ja auch nicht ganz abstellen. Vor all solchen Entartungen blieb Hallgarten bewahrt! Vielleicht ging es ihm da wie dem Dichter, der sich bei einem Werke oft von der Strömung fortreißen lassen will, aber schließlich durch seinen Genius beschützt und emporgezogen wird. Drei Vorzüge standen ihm dabei als Nothelfer zur Seite: Die eigentümliche Unabhängigkeit seines Geistes, seine Güte und, was bei öffentlichen Persönlichkeiten durchaus nicht immer hervorsticht, — seine Noblesse. In diesem Sinne war denn auch der erste entscheidende Eindruck, der von ihm ausging, weniger ein außerordentlicher als ein edler. Der Tieferempfindende spürte rasch heraus, daß er hier einer Herzensgröße gegenüberstand, wie diese Persönlichkeit ihre gewiß alles eher als kleinen und einseitigen Begabungen ganz in den Dienst ihrer Empfindungen zu stellen wünschte.

Um deswillen wurde er auch wirklich geliebt! Diejenigen, welche mit ihm zu arbeiten hatten, täglich, oder auch nur in gemessenen Zeitabschnitten, waren nicht nur von Respekt vor seiner Klugheit und seinem Fleiße erfüllt, sondern sie hatten auch eine aufrichtige Freude an der harmonischen Durchbildung dieses Mannes, der sich neben ihnen abmühte und immer wieder seine reiche Natur offenbarte.

Dennoch würden alle diese Eigenschaften seine Wohnung nicht mit so vielen hochgestellten Persönlichkeiten angefüllt haben, — Bürgermeister, Minister, Bischöfe, Superintendenten, Politiker — ohne seine große Hand. In Deutschland wird nämlich wenig gegeben! Das empfindet sogar der Papst schmerzlich, wenn er seine Peterspfennige überzählt, geschweige da, wo bei uns anstatt des Glaubens nur der Wohltätigkeitssinn oder Gemeinsinn mitsprechen. Hallgarten kam aber aus Amerika, wo Begüterte nur mit sehr großen Spenden hervortreten können oder sich blamieren. Sonst dürfte er wohl unserm Beamtentum — bei aller platonischen Hochachtung vor seinen Millionen (und Millionen multipliziert man gerne) — nicht besonders gelegen haben.

Dazu war seine Bildung zu universell, sein Deutsch viel zu rein, sein Französisch, Englisch und Italienisch zu vollkommen und endlich auch seine freiheitliche Richtung zu geradlinig. Deshalb ist es auch komisch, sich Hallgarten als Mitglied des Preußischen Herrenhauses, wie alle dahin berufenen Millionäre, als Jasager auszumalen. Und dennoch scheint eine solche Berufung über ihm geschwebt zu haben. Der Kaiser, der ihn wie alle unsere großen Geber kennt, ließ sich dabei vielleicht auch von dem ganz Neuen leiten, einen Israeliten amerikanischer Nationalität erst zu naturalisieren und sodann zum Pair zu machen. Man kann jedoch sicher sein, daß dieser Pair seine wahre Meinung im Herrenhause nicht unterdrückt hätte. Überhaupt hatte er immer seine Meinung! Einerlei, ob in einer kleinen Vereinssitzung, oder en petite comité zwecks einer untertänigen Hochzeitsspende, oder gegenüber Stadtoberhäuptern, die schon längst keinen Widerspruch mehr gewohnt sind, oder bei einer Einladung, ein schönes Offiziersheim mit finanzieren zu helfen, in dem aus leicht erkennbaren Gründen doch nur christliche Militärs Aufnahme finden. Immer hatte dieser Wohltäter und Mitarbeiter nur mit seinen und nicht mit fremden Gedanken zu tun. Er gehörte nicht zu jenen Reichen, denen man in einem Säftchen eingeben konnte, wo Kirchenglocken nötig seien, und wie man dafür nachher auch den mündlichen Dank in einer Audienz erhalten werde. Und er bedurfte ebensowenig gewiegter und gewandter Ratgeber, die ihm neue Projekte für Kunst und Wissenschaft brachten, und denen er dann, von so viel Freundlichkeit geschmeichelt und geehrt, bequemerweise nur blindlings zu folgen brauchte. In der Tat! Welche Armut oft im Reichtum! Da sehen wir Söhne oder Witwen, die auf ihren Geldsäcken verdorren. Nichts Großes zur Freude der Menschheit wagen sie sich selbst auszudenken. Bis eines Tages ein Wagen vorfährt, daraus steigt eine hochgestellte Persönlichkeit mit einer großen Mappe unterm Arm. In dieser Mappe liegen Vorschläge zu Millionenstiftungen, Andeutungen über Ordenskreuze, Rangerhöhungen, Titel: und im Nu ist die Sache gemacht. Turmhoch stand der Verstorbene über dieser Legion von vielleicht nicht ganz herzlosen, aber doch gedankenlosen Krösussen. Und da, wo es auf einen Überredungskampf ankam, war er wohl recht oft der Überlegene. Denn mehr als gelehrt, er war so gebildet, daß es nicht leicht war, mit ihm fertig zu werden.

Und jetzt zum seine positiven Leistungen! Hallgarten, ein geborener Mainzer, der auch mit seinem Humor das rheinische Blut nie verleugnen konnte, war in früher Jugend seinem Vater nach New York gefolgt. Er ist dort in eine angestrengt geschäftliche Tätigkeit hineingekommen, ohne aber dabei außerhalb jenes Vereins- und Unterstützungswesens zu bleiben, das seine Glaubensgenossen nun einmal auf der ganzen Erde durchführen. Als er aus der inzwischen hochgekommenen Bankfirma schied, um nach Europa zurückzukehren, tat er etwas Ungewöhnliches. Er hatte nämlich das Vertrauen, einen großen Teil seines Geldes drüben im Geschäft zu lassen, was in ähnlichen Fällen nur äußerst selten geschieht. Diese Hochherzigkeit war zugleich

seine Klugheit, denn nun saß er im Blitzzuge der amerikanischen Entwickelung. Lange Jahre hindurch flossen ihm auf diese Weise sehr große Einnahmen zu, und da er, ferne von altmodischen Vermögensanhäufungen, die Rente und nicht das Kapital als das Wichtige sehr rasch erkannte, so stellte er sich mit beiden Füßen in den Dienst der Allgemeinheit. Frankfurt, das als Centrale weit über seinen eigenen Bedarf hinaus eine große gemeinnützige Tätigkeit entfaltete, war hierfür auch der passendste Platz. Denn neben den reichen waren dort auch die erfahrenen und praktischen Menschen zahlreicher als anderswo vertreten. Früher, als noch das Börsengeschäft mit seinem Mittags- und Abendverkehr hochging, hätten die Leute zu einer organisierten Tätigkeit heutigen Stiles durchaus keine Zeit gehabt. Sie langten in die Tasche und gaben, gaben oft so viel, daß es für ferner Stehende, die diesen Geist nicht kennen, als Märchen gelten würde. Inzwischen ist aber die Börse eingeschlafen, und nun sind auch für philanthropische Aufgaben tüchtige Hände genug freigeworden. In den meisten dieser Vereine, sie mögen nun Siechenhäuser, Idiotenanstalten, Frauenrechte, Armenwesen, Aufklärung, Unterricht, Wohnungsfragen betreffen, saß Hallgarten und etwa nicht als träger Geldmann, sondern in fleißigster Tätigkeit. Er hätte keinen Pfennig beisteuern müssen und wäre mit seiner Umsicht und seiner Nachhaltigkeit dennoch die wertvollste Kraft geworden. Er gab jedoch mit vollen Händen. Vereine, deren Defizit er jährlich mit 12000 Mark decken half, sind gerade so gut zu nennen, wie solche mit 6000 und 1000 Mark. Sehr oft bearbeitete er die Fälle persönlich, was ihm aber immer noch Zeit ließ, sich auch privatim für Künstler, für Gelehrtenschicksale zu interessieren. Mit welcher Summe er da oft eingriff, oft sogar überraschte, ist gar nicht allzubekannt geworden. Immer jedoch hatte seine Handlungsweise einen vernünftigen Zweck. Launen, selbst Sympathien oder Antipathien, durften so leicht bei ihm nicht mitsprechen.

Dann trat die Ära ein, wo er, der in Religionssachen bisher völlig Neutrale, die bedrohten Lebensinteressen der Israeliten mit wahrzunehmen hatte. Rußland, Rumänien, der Orient, alle diese Länder mußten ihre Hilfsstellen, und zwar weitverzweigtester Art, erhalten. Das war für Hallgarten eine ganz neue Lebensaufgabe, für ihn, der doch die besten Jahre schon weit hinter sich hatte. Indessen, wie glänzend hat er sich auch hier wieder mit Kopf und Herz bewährt. Seine überaus wichtige Arbeitskraft, seine Fähigkeit im Organisieren, seine Rastlosigkeit im Reisen und seine stets offene Hand, machten ihn in dieser großen Angelegenheit des menschlichen Elends zu einem der bedeutendsten Mitstreiter. Wie schwer, wie unablässig und nach welchem großen Maßstabe man auf diesem Gebiete sich abmüht, ahnen nur die Wenigsten. Dies stellt ein Kapitel der internationalen Selbsthilfe dar, das bisher wohl ohne Beispiel blieb. Und all die Arbeit und auch alle die Millionen könnten unserm eigenen Deutschland zugute kommen, würde nicht ein unseliger Kampf die edlen Gemüter zu Opfern an Zeit und Geld entflammen. Wer das vor

20 Jahren prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Heute sind die Israeliten des Westens fast wie zusammengeschweißt gegen Not und Unterdrückung, die nicht einmal die ihre ist, die sie aber durch das Geheimnis des Enthusiasmus mitfühlen lernen.

Wie gesagt, die Universalität des Mannes, dessen Wirken soeben hier geschildert wurde, wird noch vollkommener durch das Hinzutreten jener großartigen Hilfsaktionen. Sie haben ihm noch zuletzt einen Berg von körperlichen und geistigen Mühen auferlegt, unter deren Last er nicht wie ein Greis, sondern wie ein Jüngling einherschritt. Man beklagt nun, daß sein ganzes Tun keine Fortsetzung finde, aber über alle Fragen der Treue, der Güte und der Pietät hinweg soll man doch eines nicht vergessen: Menschen wie Hallgarten sind Gipfelpunkte, von denen aus es persönlich nur ein Abwärts gibt! Indem aber das Tatsächliche nicht alles ist, sondern das Beispiel unsern Handlungen voranleuchtet, wird auch der große Weg, den der Lebende einst gegangen, unverödet bleiben.

Wie viele Reiche und Kluge gibt es in unserm Deutschland, die nicht die Idee, aber doch Ideen haben. Und keiner aus diesem Mittelgut versucht es, seinen Gehalt mittels des Herzens zu steigern. Ein Vorbild wenigstens ist nunmehr da!

---

# Constanz Berneker.

Ein stiller Meister seiner Kunst.

Von

Paul Ehlers.

Seit Jahresfrist taucht in den Konzertprogrammen nord- und süddeutscher Städte der Name des in Königsberg, der weltentlegenen Ordensmeisterstadt, in hohen Jahren verstorbenen Tonsetzers Constanz Berneker auf. Ein Ostpreuße, Masure, dessen Familie aber wahrscheinlich mit den Salzburger Emigranten hierher in den Norden verschlagen wurde. Lange bevor ich davon gehört hatte, daß diejenigen Ostpreußen, deren Namen auf die Endsilbe —er auslauten, ziemlich sicher salzburgischer Herkunft sein sollen, hatte ich geglaubt, in seiner Musik ein südliches Element wahrzunehmen, eine Freude an Klarheit der Linien und zugleich am Prunk, wie er uns aus dem katholischen Hochamt entgegenstrahlt. Freilich war ja die Mischung seines Blutes nicht rein; durch mehrere Geschlechter hindurch war ostpreußisches, wahrscheinlich masurisches Blut in das salzburgische Element geflossen. Das kann die trotzige Herbheit und das gelegentliche Schwelgen in zart melancholischen Melodien und gebrochenfarbigen Harmonien erklären, die sich in die sinnenfreudige Musik dieses stillen Meisters hereindrängen.

Ich möchte hier auf ihn aufmerksam machen, nicht unter dem Vorwande, daß er ein Gewaltiger gewesen sei, — denn dann hätte man doch schon früher von ihm gehört, — aber als auf einen Dichter in Tönen, dessen Werke, ob sie sich schon in gewissen Grenzen halten, etwas von jenem Genialen haben, das sie über Handwerkerei und bloße Wollenskunst weit hinausheben. Sie dürfen nicht untergehen, ihres Schöpfers wegen nicht, aber auch um des deutschen Volkes willen nicht. Und sie dürfen es um so weniger, als sie zumeist einem heutzutage verhältnismäßig wenig bebauten Gebiete, dem des Chorwerkes, vornehmlich des kirchlichen, angehören. Sie sind ein schönes, seltsames Zeichen dafür, daß der christliche Kultus doch noch nicht vollständig seine starke ästhetische Zeugungskraft verloren hat, sondern nur des reinen Herzens und natürlich vor allem des kräftigen Talentes wartet, um sich von neuem zu offenbaren. Einen Großen haben wir ja erst vor einem Jahrzehnt verloren, dessen Musik gradezu eine Inkarnation christlicher Kunst war, Anton Bruckner, der über jedes seiner Werke die berühmte Widmung O. O. M. D. G. hätte schreiben dürfen, ohne zum Lügner zu werden. Bruckners Name kommt mir wohl nicht ohne geheimen Zwang in die Feder; denn ohne daß ich den einen dem andern irgendwie vergleichen möchte, muß ich bekennen, daß mich der strahlende Aufbau eines Bernekerschen Chores zuweilen an Bruckner erinnert hat, als wesens-, nicht als klangverwandt.

Was ihn zu Beethoven und Wagner führte, war die menschliche Bestimmtheit ihres musikalischen Ausdruckes, der unmittelbar aus dem Herzen zu fließen scheint und das formal Ästhetische zwar nicht mißachtet, aber doch geringer wertet als den Inhalt. Ihr innerlicher Naturalismus, wenn man so sagen darf. Berneker ist zeitlebens ein Lebendiger, ein Mensch gewesen, der auch in der Kunst immer mehr aufs Wehen des Geistes horchte, als auf das kapriziöse und preziöse Spiel der Formen achtete, sowohl als ausübender wie als schaffender Künstler. Es mag im ersten Augenblicke wunderlich erscheinen, daß er sich neben den Göttern Beethoven und Wagner als Heiligen Franz Schubert erwählte; doch löst sich dieses Rätsel, wenn man bedenkt, daß auch Schubert jene besondre Gewalt des menschlich wahren Ausdruckes besaß, die ihn in den beiden Größen bezwungen hatte. Der Urgrund seiner Kunst war natürlich Bach, aber auch nicht der ganze Bach, sondern soweit er, menschlich und übermenschlich, für uns lebendig ist.

Wenn man sein Verhältnis zu dieser Dreieinigkeit kennt, das ihn übrigens nicht an der feurig innigsten Liebe zu den übrigen Meistern hinderte, so weiß man auch die Hauptrichtung seines Schaffens. Denn er war ein zu stark geprägter Charakter, als daß er nicht selbst hätte dem folgen sollen, was er an ihnen bewunderte. Indessen verlor er sich nicht in ihnen. Sein Blick blieb stets in die Zukunft gerichtet. Zu ihr schuf er sich seinen Weg und ließ sich von gütigen Freunden nicht verlocken, die Straße, die die riesigen Ritter vom Geiste gerodet haben, zurück zu wandern, um die etwa vergessenen Blumen zu pflücken. Ob der Weg, den er in die Zukunft ging, lang oder kurz gewesen ist, verschlägt nichts: er beschritt ihn, weil sein Geist ihn so wies. Es ist nicht viel, was

er geschaffen hat, aber was er gab, trug bis auf weniges Kleingut eignen Charakter. Er glich den alten Meistern des feinen Goldschmiedehandwerks, die sich ihre eignen Ideen zu den kostbaren Geräten ersannen, sie mit sorgsamer Hand ausführten und nicht ruhten, bis das vollendete Werk sie lobte.

Seine Werke tragen zwiefaches Gesicht, wie seine Natur, die einerseits in ganz unzeitgemäßer (wäre das ein Tadel?) zärtlicher Schwärmerei zu schwelgen wußte, andrerseits Kraft und Feuer atmete. Die zarte Seite seines Gemütes, die den holden Zaubern der Liebe in ihrer verklärtesten Form und der Natur weit offen stand, hat manches anmutige, Süße bergende Stück hervorgebracht, das durch seine Einfachheit überrascht; dem eigentlich Männlichen in ihm, das aufs Großartige, Erhabne ausging, die Flammen der Sinnlichkeit nicht fürchtete, wenn ihre Glut das Metall schmelzen mußte, und ebensowenig vor harter Herbheit zurückbebte, verdanken wir das Bedeutende unter seinen Schöpfungen. Jene lieben Lieder einer reingestimmten Seele, denen doch nie eigentümliche Reize mangeln, wie sie der kunstbewußte Musiker durch weiche Modulationen, durch Wechsel- und Durchgangsnoten oder kleine geistreiche Abwandlungen des Grundgedankens seinem Werke als Schmuck einfügen kann, werden ihm vielleicht am ehesten die Liebe der Menschen gewinnen. Die schönen Gesänge des Erhabenen aber sollen ihm ihre Bewunderung erringen. Oftmals verbinden sich auch die beiden Seelen seiner Brust zum lieblichen, wohlgemessenen Reigen. Was er aber auch geschrieben hat, — immer ist es die Empfindung, die das warme Blut des Lebens bis in die feinsten Verästelungen seines Satzes treibt. Es gibt keine erklügelte Note bei ihm. Das merkt man gleich an seinen Fugen. Sie klingen samt und sonders (was bekanntlich nicht alle Fugen tun), und tragen ihre eignen, lebendigen Züge; weil sie keine bloß vom Intellekt gewollte, sondern aus dem Sinn des Werkes im ganzen und ihres Textes im besondern erfühlte Fugen sind. Man sehe ferner seine Musik zu einigen griechischen Schauspielen. Auf Veranlassung des kunstsinnigen Direktors des berühmten Kgl. Friedrichs-Kollegiums, Prof. G. Ellendts, der, nebenbei bemerkt, höchst gelungene Schüleraufführungen damit veranstaltete, verfaßte er zum euripideischen Kyklops und zur Antigone des Sophokles, zum Teil in Anlehnung an altgriechische Melodien, orchestrale Einleitungen, Melodramen und Chöre. Hier, wo ihm durch den Urtext die Phantasie noch mehr gefesselt wurde, als es schon bei einer deutschen Übertragung jener Dichtungen der Fall gewesen wäre, war die Gefahr trocknen, musikhistorischen und notwendig löchrigen Gelehrtentums groß; aber er ist ihr nicht verfallen: auch diese Musik lebt und schmiegt sich in stolzer Bescheidenheit dem musikalischen Idiom wunderbar an.

Bernekers gesamtes Schaffen ruht in der Vokalmusik. Eine thematisch einfache, doch fein gearbeitete und wohllautende Märchenouverture heitern Charakters ist eigentlich das einzige Orchesterstück. Und selbst für die Orgel, die er als Meister beherrschte und ein Menschenalter lang zu genialen Improvisationen benützte, hat er fast nichts aufgeschrieben; und doch zeigt das, was er festgehalten hat, — besonders eine danteske Phan-

tasie mit Fuge in f-moll und ein schmerzlich ergreifendes Passions-Präludium in e-moll —, daß er mit seinem fortschrittlichen Geiste zu den wenigen zu zählen gewesen wäre, die dem durch Bach geweihten königlichen Instrumente als Berufen nahen dürfen. Was hat diese Zurückhaltung verschuldet? Vornehmlich wohl die tragische Tatsache, daß er für das, was er schuf, nicht früh genug die Resonanz fand, die nun einmal jeder Künstler zu fröhlichem Wirken nötig hat. Oft genug stieß er gerade mit den aufs eigentümlichste geratenen Kompositionen, wie zum Beispiel mit den vor einem Vierteljahrhundert entstandenen glutvoll sinnlichen und in üppiger moderner Harmonik schillernden Tannhäuser-Liedern, auf Unverständnis; nur wenige waren es, deren Anerkennung einer andern Quelle als der Freundschaft zu dem liebenswerten Menschen entfloß. In den fünf Jahren, die ich ihn gekannt habe, hat er, der Scheue und doch seines Wertes sich Bewußte, mir hin und wieder Blicke in sein Inneres gewährt, die mich überzeugten, daß viel schmerzliche Resignation in ihm aufgespeichert war. Saß er vor seiner Orgel, dann schwand freilich alles Hindernde, Bannende; der Klang umrauschte ihn und zog ihn hinweg vom irdisch Menschlichen in die Sphäre tönender Einsamkeit.

Aber auch so hat er genug hinterlassen. Nicht alles ist gleich gut, besäßen wir indes auch nur die Kantaten „Christus, der ist mein Leben“ und die sogenannte Krönungskantate „Herz, der König freuet sich“, so bestände schon die Pflicht, uns seines Werkes anzunehmen. Für ein- und mehrstimmigen, begleiteten und unbegleiteten Gesang hat er in der Form von Chorwerken (Oratorien und Kantaten kirchlicher und weltlicher Art) und Einzelgesängen Dinge geschaffen, deren Entstehung in dem eigentlich schaffensfeindlichen Klima Ostpreußens doppelt überrascht, so sinnlich, farbenleuchtend und klangprächtig wie sie sind. Schroffe Dissonanzen, schärfste Charakteristik sind genug vorhanden, sind gradezu ein Kennzeichen seiner Musik, aber sie sind Würzen des Wohllautes. Seine Musik ist durchaus Ausdruckskunst. Selbst da, wo ihm der Stil, wie in den Kirchenwerken, gewisse Grenzen zog, bewahrte er sich im einzelnen die absolute Freiheit, um seinen Text auszudenken. Er war auch darin vollständig modern, daß er den Worten nie eine architektonische Melodie aufzwang; mit Vorliebe hielt er die Singstimme im Sprachgesange, und wo dies, wie im polyphonen Gefüge, nicht durchzuführen war, erwuchsen doch Thema oder Melodie bei wortgerechter Bildung stets aus der Stimmung des Textes. In der Wahl seiner Texte verfuhr er gar nicht literarisch, sondern nahm nur das, was ihm eine Stimmung erweckte, die er musikalisch zu fassen vermochte. Diese Stimmung wirkte dann allerdings so stark in ihm, daß er den oft genug minderwertigen Gedichten durch seine Musik eine Bedeutung gab, die sie als Wortgefüge nicht besitzen. Wir sind, durch Wagner, Brahms und Wolf besonders, zu sehr verwöhnt worden, als daß uns die scheinbare Sorglosigkeit seiner Textwahl nicht gelegentlich als ein Mangel vorkommen sollte. Und doch! hält man seinen frisch und gesund aus musikalischem Urboden entsprossenen Gesängen die oftmals nur allzu literarischen Lieder unserer Jungen entgegen, so vergißt man diesen Mangel gern. Eine feinfühlige Prüfung ergibt außerdem,

daß er sich doch nicht etwa dem Zufall überließ, daß er vielmehr nie ein Gedicht nahm, dem er nicht eine kräftige Tonstimmung entziehen konnte. Er reagierte auf die Texte sehr stark. Der Zyklus von Gesängen über Dahns Weltuntergangs-Erwartung, den Ludwig Wüllner und Coenraad Bos nun schon oft (leider immer noch aus dem Manuskript!) gesungen und gespielt haben, sind ein Beweis meiner Behauptung, und sonderlich der Gesang der Schwester Seraphica ist mir dafür merkwürdig: wie der nordische Protestant aus innerstem Gefühle heraus hier die sinnliche Mystik des Katholizismus in Töne wandelt, die einem zartkräftigen Gemälde der Verzückung auf Goldgrund gleichen, hat etwas Rätselhaftes. Seltsam ist es auch, daß dem Sechzigjährigen noch Gesänge gelingen konnten, wie die drei Sonnenlieder, die kürzlich bei Ries und Erler erschienen sind; sie strömen eine vollendete, blühende, warme Liebessinnlichkeit aus. Es fällt uns dabei Hans Sachsens Wort an Stolzing ein: „Kam Sommer, Herbst und Winterszeit, denen 's dann noch will gelingen, ein schönes Lied zu singen, seht, Meister nennt man die!“

Nun soll das Lebenswerk des Landsmannes E. T. A. Hoffmanns, Nicolais, Jensens und Götzens nach und nach der Öffentlichkeit übergeben werden. Was wünschte ich mehr, als daß auch Andre des stillen, feinen Zaubers inne würden, den diese Schöpfungen eines hohen Geistes bergen!

---

# Die Pilgerfahrt nach Mekka.

Von

Roda Roda.

## I.

Außer dem Geburtstage Muhammeds kennt der Kalender der Moslim nur zwei Feste: den Großen und den Kleinen Bayram. Wenn der Fastenmonat Ramadan verstrichen ist, feiern die Moslim das dreitägige „Fest der Fastenlösung“ oder den „Großen Bayram“ — 1907 war's im Sommer. Zwei Monate später den Kleinen, auch Opfer- oder Kurbanbayram genannt. Dieses Fest wenigstens einmal im Leben in Mekka zu verbringen, wenn es die Vermögensverhältnisse gestatten, ist eine der fünf Hauptpflichten des Islams.

Die Anordnung der Pilgerfahrt ist schon im Koran enthalten, dessen zweite Sure sagt:

„192. Und vollziehet die Pilgerfahrt . . . . um Allahs willen; und so ihr behindert seid, dann bringt ein kleines Opfer dar. Und scheeret eure Häupter nicht eher, als bis das Opfer seine Opferstätte erreicht hat . . .“

„193. Die Zeit der Pilgerfahrt sind die bekannten drei Monate.*) Wer sich in

*) Schawwal, Dhul-ka'de und Dhul-hiddje. Das j im letzten Worte und in allen noch folgenden Fremdwörtern ist französisch auszusprechen.

ihnen der Pilgerfahrt unterzieht, der enthalte sich des Unrechtes und des Streites . . . Und versorgt euch mit Zehrung; aber die beste Zehrung ist die Gottesfurcht . . . .“

Dreizehn Jahrhunderte sind verstrichen, und immer noch treibt ein lebendiger Glaubenseifer die Anhänger des Islams an die geheiligten Stätten, wo Muhammed Mustapha sallallahu aleyhi-we-sellem, der Gesandte Gottes und bestätigte Erschrecker der Menschheit, geboren ward, wirkte und begraben liegt. Keine andre Religion mutet ihren Anhängern Entbehrungen solcher Art zu, wie sie die Pilgerreise mit sich bringt, und keine andre Religion hat die Kraft, ein Gebot dieser Art durchzusetzen. Fast jeder Tausendste von den zweihundert und vierzig Millionen Moslim folgt im Jahre dem Drange, der ihn nach Mekka ruft — und nimmt man die durchschnittliche Lebensdauer jener Leute, die die Pilgerfahrt überstanden haben, mit nur fünfzig Jahren an, so ist jeder zwölfte Moslim in Mekka gewesen oder wird dahin kommen. Von den Gestaden des Atlantischen Ozeans, aus den Urwäldern Afrikas, den Niederungen des chinesischen Reiches und von den Höhen des Pamirs, strömen sie herbei, die Anbeter des Einen Gottes Allah. Keine Sekte, kein Volk schließt sich aus — und alle sprechen in Einer Sprache, der des Korans, dieselben Formeln der Andacht.

Die Verkehrsmittel der Neuzeit erleichtern freilich die weite Reise, aber in der Sahara, im mittleren Asien versagen sie. Auch wo sie bestehen — im Indischen Ozean und Roten Meere — bieten sie nur dem Reichsten den Genuß der Bequemlichkeit. Der gewöhnliche Pilger muß bei tropischer Hitze die Fahrt im überfüllten Zwischendeck eines Frachtdampfers zurücklegen. Wenn er allen Leiden der Fahrt gewachsen war, bedrohen ihn noch Pest und Cholera, die fast alljährlich den Weg vom Ganges nach Arabien finden. Tausende erliegen dann den Seuchen. Sie sterben lächelnd. Ihnen ist das Paradies gewiß.

„Non licet omnibus adire Corinthum.“ Der Fuß eines Andersgläubigen darf die heiligen Stätten nicht betreten. Natürlich war keine Absperrungsmaßregel streng genug, wissensdurstige Gelehrte von der Reise abzuhalten. Jahrelang mußten sie sich vorher dem Studium der morgenländischen Sprachen und Zeremonien des Islams hingeben, um endlich in guter Verkleidung das Wagnis unternehmen zu können. Nicht weniger als ein dutzendmal ist es bisher gelungen. Doch erst Doktor Salih Subhi, Leibarzt des Khedive, der 1894 Mekka und Medina besuchte, vermochte durch seine Reiseschilderung die berufenen — muslimanischen — Beurteiler zufrieden zu stellen.

Die größten Karawanen gehen alljährlich aus Damaskus und Kairo ab. Ihnen pflegen sich die Pilger der europäischen Türkei, Vorderasiens und Nordafrikas anzuschließen. Um rechtzeitig an einem dieser Ausgangsorte einzutreffen, bestellen die Pilger schon zur Zeit des Großen Bayrams, wenn nicht früher, ihr Haus, nehmen Abschied von Freunden und Verwandten und versammeln sich mit großer Begleitung in der Hauptmoschee*) ihrer Stadt. Dort wird ein Gottesdienst gehalten. Dann geht es in feierlicher Prozession

*) Unser Ausdruck Moschee ist eigentlich falsch; Moschee ist eine Kapelle, keine Kirche. Der Türke nennt seine Kirche Djami.

— je nach den örtlichen Verhältnissen — nach dem Bahnhof, Hafen oder an die Grenze des Bezirkes. Chorknaben mit wehenden Schleiern eröffnen den Zug, singend folgen die Priesterschüler, der Klerus, die Notabeln, endlich die Pilger selbst mit ihren Angehörigen und die Schar des neugierigen Volkes. Wenn der Augenblick der letzten Trennung naht, segnen die Reisenden noch einmal ihre Brüder und Söhne, umarmen sie bewegt und tragen die letzten Grüße an Frauen, Schwestern und Töchter auf, die daheim im Harem hatten bleiben müssen. Es ist, als ginge es in den Tod. Jeder hat in diesem Augenblicke seine Rechnung auf Erden abgeschlossen und sich mit dem Gedanken des seligen Sterbens auf arabischer Erde vertraut gemacht.

Frauen und Kinder gehen selten mit nach Mekka, umso häufiger sogenannte Bedels — Stellvertreter — die gegen eine Entlohnung von zwei bis dreitausend Mark für Kranke oder Witwen pilgern. Wenn ein Bedel nicht schon vordem einmal in Mekka gewesen ist, muß er zwei Kurban-Bayramfeste dort mitmachen.

In Alexandrien, Kairo und Damaskus finden die Pilger in riesigen Herbergen Unterkunft. Die Atzung haben sie meist vom Hause mitgebracht. Sie ist spärlich genug: Maismehl, Datteln und andres — immer nur gerade soviel, daß man kümmerlich sein Leben davon fristen kann.

Im Jahre 648 der Hedjra, das ist um 1250 unsrer Zeitrechnung, reiste die Sultanin von Ägypten, Fatima Chageret-el-Dor, zu den Heiligtümern. Sie brachte zum Schmucke der Kâba und des Grabes Muhammeds einen ungewöhnlich schönen, großen Teppich mit. Seit dieser Zeit hat sich der Brauch, alljährlich einen Teppich für die Kâba und einen zweiten für das heilige Grab zu spenden, erhalten, und die beiden Karawanen von Damaskus und Kairo haben die Aufgabe, die Teppiche des Sultans und des Khedive an ihre Bestimmungsorte zu bringen. Dazu legt man die Teppiche in Form von Pyramiden zusammen und krönt sie mit Diademen aus Gold und Edelsteinen. Die Teppiche werden jedesmal aus Staatsmitteln gespendet, die Krone bildet ein Geschenk, das der jeweilige Herrscher nur einmal — im Jahre nach seiner Thronbesteigung — darbringt.

Die Fahrt des ägyptischen Teppichträger-Kamels geht von der Zitadelle von Kairo aus. Der Khedive mit seiner Suite und all die Tausende der versammelten Pilger schließen sich an. Unter militärischen Ehrenbezeugungen, nach dreimaligem Umgang, beim Donner der Geschütze, Gesang und Musik, von Scheyhs, heulenden Derwischen und anderen Priestern und Mönchen begleitet, geht's auf den Bahnhof.

In den Wagen drängen sich eng eingepfercht die Pilger. Besonders die Frauen — sie fahren dicht eingemummt — leiden schrecklich unter Durst und Hitze. Auf jeder Station erneuert sich der glänzende Empfang. Man bemüht sich, zum Teppich vorzudringen, um seinen Saum zu küssen. Bis Ebu-Hammad führt eine elfstündige Fahrt durch Auen und Gärten von südlicher Üppigkeit. Von dort bis Suez aber breitet sich die öde, goldsandige Wüste aus. Alle atmen auf, wenn sie die 135 Kilometer lange Eisenbahnfahrt — bei 40 Grad Hitze, oft zu 80 Menschen in einem Wagen — hinter sich haben.

In Suez beginnt die qualvolle dreitägige Überfahrt nach Yambo. Ist doch das Rote Meer, rechts und links von glühenden Wüsten begleitet, ein wahrer Herd der drückendsten Schwüle.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Hafen laufen die Schiffe mit südlichem Kurs aus, um Djidda, das Tor Mekkas, zu erreichen. Lange, ehe die Stadt in Sicht kommt, erhebt sich ein Scheyh und verkündet mit feierlicher Stimme: „Pilger und Brüder! Die Erde, der wir uns nähern, verlangt, daß ihr die Gebote des Korans befolgt, Leib und Seele reinigt, die Gebetwaschung vollführt und euch in den I-hram begebt!“ I-hram ist der Zustand der Weihe. Um sich ihm zu unterziehen, muß jedermann ungenähte Kleider anlegen, die bar von Gold und Silber sind, darf weder das Haar, noch den Bart und die Nägel kürzen, darf nicht jagen und muß seine Gedanken einzig dem Gebete und frommen Werken zuwenden.

Die Wallfahrer hüllen sich also in weiße Linnentücher und nehmen die Kopfbedeckung ab. In diesem Anzuge verbleiben sie dann bis zur Aufhebung des I-hrams.

Die Verwahrlosung des Hafens von Djidda spottet jeder Beschreibung. Die Dampfer müssen weit draußen ankern. Kleine Boote befördern die Reisenden in die Nähe des Ufers, und der letzte Teil der Landung erfolgt auf dem Rücken von Lastträgern.

Djidda, das zu gewöhnlichen Zeiten etwa 16 000 Einwohner zählt, birgt in den Wallfahrtsmonaten oft 50 000 oder noch mehr Gäste. Von der Zerstörung durch die Wehabiten (einer aufrührerischen Sekte, die sich zu Napoleons I. Zeiten gegen Ägypten erhob) hat sich die Stadt niemals erholen können. Sie fürchtet überdies auch heute noch allezeit Überfälle durch arabische Piraten. Um sie zu erschweren, wird der Hafen in seiner Versandung und Verschlammung belassen. Das Wasser steht still und nährt unter den Strahlen der tropischen Sonne den Fieberhauch eines verpesteten Sumpfes.

Kein Moslim, der Djidda betritt, versäumt, das Grab der Allmutter Eva — Hasreti Hawa — zu besuchen. Das mächtige Denkmal ist an die hundert Schritte lang und trägt zwei Türme. Hier verrichten die Pilger ihr Dankgebet an Allah, der sie glücklich den arabischen Boden betreten ließ.

Im Basar rüsten sie sich dann für die Weiterfahrt aus. Die kleinen Läden unterscheiden sich in nichts von denen anderer orientalischer Städte. Auch hier hocken in schmalen Gäßchen, Gelaß an Gelaß, Kaufleute und Gewerbetreibende zusammen, führen ink ihre Arbeiten aus oder rauchen stumm die Pfeife und würdigen den kauflustigen Fremdling kaum eines Blickes. Nur die betriebsameren Griechen pflegen ihre Waren anzubieten. Die meisten Händler sind aber eingeborene Sklaven, die abends ihren Herren die Einnahme des Tages abliefern müssen.

Nahe am großen Hafen gibt es auch zwei oder drei europäische Cafés. In einem davon sogar ein Billard.

Die Straßen sind unrein und, obwohl es nur zweimal im Jahr zu regnen pflegt, mit Pfützen übersät. Allerlei Kehricht und Obstabfälle, überdies die Spuren reichlichen Ka-

rawanenverkehrs machen das Straßenbild noch häßlicher. Die herrenlosen Hunde und die Ziegen, die sich umhertreiben, besorgen den Sanitätsdienst. Das Wasser in den Zisternen ist trüb und schlecht. Die Zisternen sind im Besitze reicher Leute, die das Wasser durch ihre Angestellten in geteerten Bocksbeuteln verkaufen lassen. Selbst die bessere, teurere Gattung ist ungenießbar. Vor einigen Jahren hat die Regierung, hauptsächlich im Interesse der Pilger, eine Wasserleitung erbauen lassen, die aus den Bergen der Umgebung in die Stadt führt, aber die einheimischen Unternehmer haben das segensreiche Werk zerstört, um auch weiterhin mit dem schädlichen Zisternenwasser wuchern zu können.

Der eingeborne Menschenschlag scheint unter all dem Schmutz nicht zu leiden. Die Leute sind zwar klein von Wuchs, aber bei aller Schlankheit zäh und kräftig. Schmale Lippen, schöne Zähne und starke Brauen, unter denen feurige Augen glühen, verleihen den feingeschnittenen, tief dunklen Gesichtern einen Ausdruck von Vornehmheit. Die malerische Tracht — bei den Frauen der Reichen prunkvoll gehalten — gibt mit dem Hintergrunde kunstvoll gebauter maurischer Häuser ein anziehendes Bild. Man fühlt sich fast in die Glanzzeiten Granadas versetzt.

Wenn die Sonne untergeht, beleben sich die Straßen mit einer schwatzenden Menge. Die Wohlhabenden kommen hervor und ruhen vor ihren Häusern sitzend, von der Untätigkeit des Tages aus. Sänger und Lautenschläger treten auf — die Zuhörer begleiten händeklatschend die schwermütigen Weisen. Die Matrosen und Fährleute wieder rudern im Hafen umher und genießen die Kühle des Abends auf ihre Weise.

Eine oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang sammeln sich die Pilger, die Scheyhs an der Spitze, zu Hunderten und Aberhunderten vor den Moscheen, um das Nachtgebet zu verrichten:

„Allah ist groß:
Gelobt sei sein Name.
Allah ist groß:
Sein Name sei gelobt.
Allah ist groß:
Möge sein Name gelobt sein.
Ehre und Ruhm unserm Herrn Allah!
Ehre seinem Gesandten und Heil seinen Gläubigen!
Es ist nur ein Gott, und Muhammed ist sein Gesandter.
Allen Gläubigen Heil!“

Die kurz bemessene Rast in Djidda geht schnell vorüber. Eines Abends bricht die Karawane zu der 97 Kilometer langen Wüstenreise nach Mekka auf. Wer nicht fünfzig Mark für ein Kamel aufbringen kann, geht zu Fuße. Die meisten mieten zwei Tragtiere — eines für sich, das zweite für ihr Gepäck. Kupferfarbige Beduinen mit dünnen, schwarzen Bärten besorgen die Führung.

Daß der Ritt auf einem Kamel mit allen Unannehmlichkeiten einer stürmischen Seefahrt verbunden ist, ist bekannt. Besonders leiden wiederum die Frauen. Sie möchten wohl so manchesmal die Reise unterbrechen, wenn ihnen nicht die Gefahr drohte, von den Räubern, die die Karawane ständig umschwärmen, geplündert oder gar niedergemacht zu werden.

Die grausamen Wüstenreiter, die hier allenthalben auftauchen — bis an die Zähne bewaffnet, in weiße Burnusse gehüllt — sind weder rechtgläubige Moslim, noch auch Anhänger irgend einer Sekte des Islams. Rauben und Stehlen ist ihnen Gebet und Religion: die Beute während der Wallfahrten das regelmäßige Einkommen. An die geschlossenen Karawanen wagen sie sich aber nie heran.

Die ganze Nacht hindurch geht es auf dürrem, stacheligem Gras ein Tal entlang durch ödes Hügelland. Morgens erreicht man Haddah.

Hier ruht man einen Tag aus und reitet abermals die Nacht über. Aus Mekka kommt dem teppichtragenden Kamel ein feierlicher Zug entgegen. Der mekkanische Scheyh verrichtet mit den Pilgern Gebete und bereitet sie auf den Einzug in die geweihten Mauern vor.

II.

Als Hadjer (Hagar), von Ibrahim (Abraham) verstoßen, in der Wüste umherirrte und, selbst schier verdurstend, nach Wasser für ihren fiebernden Sohn Ismael suchte, stieß ihr Fuß an einen Stein und öffnete dabei die heilige Quelle Sem-sem.

Ibrahim erschien öfters, um nach Hadjer und ihrem Sohne zu sehen. Eines Tages kam er mit dem göttlichen Befehl, das Heiligtum Adems (Adams), einst an dieser Stelle errichtet und seither verfallen, wieder herzustellen. Ibrahim und Ismael fügten Stein auf Stein, als sie aber nach einer geeigneten Quader für den Altar suchten, fanden sie keine. Da brachte ihnen Djibrile-Emin, der Erzengel Gabriel, einen schneeweißen Marmorblock. Der Tempel, den Ibrahim damals aus den Bausteinen Adems errichtet hat, ist die Kâba, der weiße Marmorblock, der im Laufe der Zeit tief schwarz geworden, der Hadjer-el-Eswed, — „die Arznei der Pilger, der erste Punkt vom Geheimnis aller Schöpfung, das Schönheitsmal der Erde, der Grenzstein auf dem Felde der Menschlichkeit.“

Schon in den ältesten Zeiten pflegten die arabischen Stämme sich hier zu Opferfesten zu versammeln. Ihr Aberglaube hatte die Kâba mit 360 Idolen bevölkert, bis Muhammed aus dem Stamme Kureysch die Stätte wieder dem Dienste des einzigen Gottes weihte.

Am 16. Juli, nach andern im September des Jahres 622 unsrer Zeitrechnung mußte der Gesandte Allahs aus Mekka nach Yassreb flüchten, wo er begeistert aufgenommen wurde. Yassreb erhielt von ihm den Namen „Medinet-en-nebi“ — „Stadt des göttlichen Gesandten“. Von dieser Flucht, der Hedjra, beginnt die Zeitrechnung der Moslim.

Erst im Jahre 10 zog Muhammed mit 40 000 Anhängern wieder in Mekka ein. Ehrfurchtsvoll küßte er den Stein Hadjer-el-Eswed, kreiste siebenmal um die Kâba und voll-

zog eine Reihe anderer Zeremonien, die bis auf den heutigen Tag von jedem Mekkapilger genau nachgeahmt werden. Er begab sich nach Safa, machte auch da wieder siebenmal einen bestimmten Weg, wandte sich dann auf dem Rücken seines Kameles Kußwa auf den Berg Arafat, wo er öffentlich Allah anrief und eine Sure des Korans offenbarte; endlich nach Mina, wo er nach der Zahl seiner Lebensjahre 63 Kamele opferte und ebensoviele Sklaven frei ließ. Hierauf ließ er sich das Haupt scheeren und kehrte nach Medina zurück. Hier nahm er von seinen Gläubigen Abschied, bat sie um Verzeihung für alles Unrecht, das er etwa einem oder dem andern zugefügt hätte, und forderte jeden, dem er irgend ein Versprechen nicht erfüllt haben sollte, auf, sich zu melden. Einer der Gläubigen meldete sich mit der Forderung von drei Dirhem (60 Pfennig). Muhammed bezahlte sie, legte sich nieder und hauchte mit den Worten: „O Gott . . . . Ja . . . . zusammen mit dem Genossen der Höhe . . . .“ in den Armen seiner Gemahlin Aischa seinen Geist aus. Das geschah Montag, den 13. Rebi-el-awwel im elften Jahre nach der Flucht.

* * *

Mekka liegt in einem von hohen Bergen gebildeten Kessel. Eine einzige lange Straße ausgenommen, besteht die Stadt aus einem schmutzigen Winkelwerk. Große Unterkunftshäuser mit Getreidemagazinen und Mühlen, zwei Bäder und andere öffentliche Gebäude sind — die einen von der Pforte und ägyptischen Regierung, die anderen von freigebigen Moslim — den Pilgern gestiftet worden.

Die einzige Moschee Mekkas ist ein riesenhafter Bau mit viereckigem Grundriß und etwa 200 m Seitenlänge. Acht schlanke Minarets und unzählige säulengetragene Kuppeln überragen die Umfassungsmauern, neunzehn Tore und von ihnen sieben gepflasterte Wege führen in das Innere. Im Mittelpunkt steht die Kâba. Sie ist ein würfelförmiger Bau von 10 m Höhe, zur Hälfte von dem ägyptischen Staatsteppich bedeckt, dessen goldene Quasten lang herabhängen. Rundum läuft eine Wasserrinne von getriebenem Golde. Zu der einzigen Tür hoch über dem Boden führen zwei Treppen hinan, eine für Männer, die andre, aus purem Silber gefertigt, von einem indischen Moslim gespendet, für die Frauen. Der einzige Innenraum der Kâba, ein großer Marmorsaal, ist von tausend kostbaren Lampen beleuchtet.

Der heilige Stein Hadjer-el-Eswed ist halb in die Mauer eingelassen.

Vor der Türe der Kâba liegt das Grabmal Ibrahims, ebenfalls auf das kostbarste geschmückt; ferner „das Tor der Erlösung“, ein acht Meter hoher Mauerbogen; endlich die Quelle Sem-sem, die unterirdisch ins Paradies mündet.

Außer diesen heiligsten Heiligtümern des Islams gibt es rund um die Kâba noch mehrere andere Stätten der Verehrung — die Gräber von Angehörigen Muhammeds und berühmten Deutern und Ausbauern des Islams. Alle geistlichen Würden im Dienste des großen Gotteshauses sind von den ältesten Zeiten her erblich. An der Spitze der Verwaltung steht der Emir von Hidjas, Muhammed Awn-el-Refik aus dem Stamme Kureysch.

Ein zweiter Würdenträger ist der Pförtner. Nur er darf die Türe der Kâba öffnen, er tauscht den alten Teppich gegen den neuen aus und führt den Oberbefehl über die zahlreiche Dienerschaft.

Wie Muhammed es am 24. Dhulhiddje des Jahres 10 getan, treten die Pilger durch das Tor der Erlösung ein, begeben sich in die Kâba, küssen den heiligen Stein und vollziehen, von rechts beginnend, siebenmal den Gang um die Kâba. Auch die übrigen vielfachen Zeremonien und Gebräuche führen sie genau nach dem Muster Muhammeds aus. Die erhebendste davon hat den Berg Arafat zum Schauplatze. Hier vereinigt sich die unübersehbare Menge der Pilger mit den Zuzüglern aus ganz Arabien zu einem Heere von vielen hunderttausend Köpfen. Der Scherif mit der gesamten Geistlichkeit besteigt den Berg. Ein Scheyh tritt auf die Marmorstufe — die Stelle, wo Adam und Eva, aus dem Paradies vertrieben, zum erstenmal geruht haben. Hier erhebt der Scheyh seine weißseidene Fahne, und auf dieses Zeichen vereinigt sich eine halbe Million Kehlen zu dem einen Gebet: „Gott ist mächtig, Gott ist groß."

Ein Feuerwerk, Musik und das Dröhnen der Geschütze feiern das Ende der frommen Werke. Der größte Teil der Gläubigen gibt den I-hram auf, scheert Bart und Haare, alle aber loben Gott den Herrn, der sie in Gesundheit und Freude diesen Tag erleben ließ.

In Mina, wo Ibrahim seinen Sohn opfern wollte, um Allah gehorsam zu sein — in einem steinigen, wüsten Tale, bei erneuertem Donner der Geschütze schlachten die Gläubigen Widder und Ziegen. Reiche opfern ein Kamel und manche gar viele Dutzende dieser Tiere. Drei Tage währt der Opfer- oder Kurban-Bayram. So verbluten allenthalben, in Marokko und China, am Kongo und in Sibirien, bekränzte Widder zur Ehre Allahs.

Tags darauf bricht die Karawane aus Mekka auf. Eine dreizehntägige Reise durch die Wüste und ihre spärlichen Grasplätze bringt die Pilger nach Medina.

Das Stadtgebiet bildet eine große Oase. Eine verfallene Mauer trennt sie von der Sandwüste. Auch Medina hat nur eine einzige Moschee. Sie überragt, weithin sichtbar, die weißen, meist zweistöckigen Häuser. Der ganze Marmorboden ist mit Teppichen bedeckt. Ringsum ragen kunstvoll ausgearbeitete Alabastersäulen, an den Wänden prangen in farbiger Zierschrift alle Koransprüche, die sich auf die Person Muhammeds beziehen. Ein kleiner abgeschlossener Raum inmitten des Gotteshauses bezeichnet die Stelle, wo sich einst der Garten Fatimas, der Tochter des Gottesgesandten, befand. Dort pflegt ein Scheyh der versammelten Menge zu predigen. Eine zweite viereckige Einfassung von Bronze, die bis unter die Kuppel reicht, umfaßt eine der verehrtesten Stätten des Islams, Muhammeds Grab, das zugleich die Stelle ist, wo er wohnte und starb. Der Teppich des Sultans bedeckt es. Darüber strahlt ein goldener Luster, mit einem Diamanten von 22 Karat geschmückt. Die beiden ersten Kalifen, Abu Bekr und Omar, ruhen zu Muhammeds Seiten. Wenn einst Isa-Peygamber (Jesus Christus) wiederkehrt, wird er zu des Gesandten Häupten bestattet werden, wo für ihn ein Raum gespart ist.

Die armen Pilger werden von den Einheimischen arg geschnürt. Jedermann ist

froh, dem Orte, dessen hohe Preise ihn zu Entbehrungen zwingen, den Rücken kehren zu können. Winkt doch drüben über dem Meere die langentbehrte Heimat. Ungeduldig legt man die 240 Kilometer zurück, die Medina von der Küste trennen. Zahlreiche Oasen mit provenzalischem Klima und Charakter liegen auf dem Wege, dazwischen schwierige Engpässe und tagelange Pfade im Sand.

Im Hafen von Yambo warten schon an die zwanzig Dampfer verschiedener Flaggen auf ihre Passagiere. Ein Postschiff der ägyptischen Regierung erwartet das Kamel, das wiederum mit großen Ehrenbezeugungen begrüßt und heimgeleitet wird.

Die Pilger freilich müssen sich in Geduld fassen. In El-Tor auf der Sinai-Halbinsel ist eine Quarantänestation für sie errichtet. Aber bald ist auch diese Qual überstanden, die Tage der Weiterreise, so sehr sie die Sehnsucht verlängert, fliehen vorbei — und endlich dürfen sie in die Arme ihrer Lieben zurückkehren. Auch sie werden so festlich empfangen, wie sie ausgezogen sind.

---

# Henriette Jacoby.

## Jettchen Geberts Ehegeschichte.

Roman

von

Georg Hermann.

(Schluß.)

Und am nächsten Tag, der ebenso licht und mattblau emporzog und eben so wild und feurig verdämmerte — Jettchen hätte nicht sagen können, was bis dahin ihr die Stunden gebracht hatten, ob sie Freude, Sehnsucht, Reue oder Qual empfand, nur dieses einen unerklärlichen Gefühls war sie sich bewußt, jenes Gefühls, das uns kündet, daß auch der geringste Bach mit dem unendlichen Weltmeer in Beziehungen und in Verbindung steht — am nächsten Tag kam Onkel Jason. Und Jettchen erschrak tief, als sie ihn die Straße hinaufschreiten sah, und sie eilte ihm nicht entgegen. Sie ging in ihr zweites Zimmer, und sie ließ ihn eine ganze Weile warten und mußte sich sehr zusammennehmen, um ihm gegenübertreten zu können. Aber Jason Gebert schien von alledem nichts zu merken oder nichts merken zu wollen.

„Nun, Jettchen," sagte er, „ich komme als Abgesandter der Familie, um dich wieder zu den heimischen Penaten zurückzuführen. Salomon ist auch vorgestern zurückgekommen, und man möchte dich doch gern zu Hause haben — eben die kurze Zeit, die ‚Frau Jacoby' noch zu Hause sein wird. Aber du brauchst nicht zu denken, Jettchen, daß ich nur deinetwegen komme. Denn ich habe auch einiges mit Sommerguth geschäft-

lich zu besprechen. Es ist nämlich möglich, daß wir unsere Anlage hier vergrößern werden. Aber das nur nebenbei. Also — wenn es dir recht ist, Jettchen, so schicken wir dir morgen vormittag den Wagen heraus, und Berlin wird dich morgen nachmittag mit Triumphpforten begrüßen. Ganz Berlin ist nämlich deinetwegen schon auf den Beinen, und Tag und Nacht arbeiten die Zimmerleute, um dir einen würdigen Empfang zu bereiten."

Jettchen lachte. „Sollte das wirklich nur mir gelten, Onkel Jason?"

„Aber wem denn sonst?" sagte Jason. „Wenn man einer einfachen Henriette Sonntag die Pferde ausspannt, so wird man doch dir noch Ehrenpforten bauen können."

Und Jettchen antwortete, — und sie hatte das Gefühl, als spräche sie im Traum — daß sie gern kommen werde und daß sie sich freue, endlich einmal wieder in ihrem eigenen Bett zu schlafen.

Jason sah sie einen Augenblick ziemlich ernst aus seinen grauen Augen an und fragte sie dann ganz unvermittelt, was sie von Kößling höre.

„Nichts," sagte Jettchen, — und sie wunderte sich, wie einfach dabei der Klang ihrer Stimme war — „wir schreiben uns zwar oft, aber wir haben uns lange nicht gesehen."

„Nun," meinte Jason, „ich hoffe, das wird ja jetzt bald anders werden."

Und Jettchen wollte mit dem Kopf schütteln und wollte sagen, daß sie ihn nie mehr in diesem Leben sehen möchte, und daß es doch nur einen Menschen gebe, dem sie gehöre, und daß sie ja von Jugend an nichts anderes denken könne, als den einen Menschen, und daß sie immer vor Schrecken und Freude sich kaum habe lassen können, wenn sie nur seinen Schritt von fern hörte.

Aber Jettchen lächelte nur und sagte: „Ja, Onkel, das hoffe ich auch."

Und Jason bat, ob sie nachher ein wenig spazieren gehen könnten, er liebe ja Potsdam so sehr, und er beneide Jettchen um ihren Aufenthalt hier. Sie müsse doch jetzt hier draußen gelebt haben wie Heine. Wenn er — Jason Gebert — nicht irre, sagte Heine, daß er in Potsdam mit keinem Menschen in Berührung kam, und daß sein ganzer Umgang sich auf die Statuen beschränkte, die sich im Garten von Sanssouci befinden. — So mußt du doch jetzt hier deine Tage verbracht haben!"

Und Jettchen nickte wieder und sagte, daß es hier sehr schön sei — grade jetzt im Herbst — und daß sie jeden Winkel kenne und gern mit Jason noch eine Stunde spazieren gehen wollte, nachdem er das mit Sommerguth besprochen hätte, was er erledigen wollte.

Und so gingen sie beide nach einer Weile hinaus in die Gärten. Und Jettchen vermied mit Absicht die gleichen Wege und die gleichen Stellen, die sie gestern berührt hatte. Aber es gibt ja in den Königlichen Gärten von Sanssouci so viele Wege und so viel schöne Stellen — und es gab so viele Worte, die sie gestern nicht gesprochen hatte und die sie jetzt sprechen konnte, als sie sich in Onkel Jasons Arm hing. Und für Augenblicke vergaß Jettchen ganz das Gestern und ihr ganzes Leben mit all seinen Irrtümern.

Und auch Jason Gebert vergaß in diesem ruhigen und taktmäßigen Hinschreiten neben Jettchen alles, was vergangen war, vergaß seine wilden Tage und seine wilden Nächte und seine Ruhelosigkeit, die ihn aufgepeitscht und aufgepeitscht hatte, bis er jetzt glaubte, seiner Leidenschaft Herr geworden zu sein. Wie zwei, die sich einmal sehr geliebt hatten, gingen sie nebeneinander und sprachen zusammen — wie zwei, die nun die stilleren Feuer der Freundschaft entzündet hatten.

Jason Gebert erzählte von dem Einzug des Königs. Er sei nicht hingegangen, denn er liebe so etwas nicht. Aber die Menschen waren wie besessen, und der König sei auch von all diesem Jubel und all diesem Taumel wie benommen gewesen. Aber zu skeptisch, um in einer Stimmung zu verharren, und zu skeptisch, um an sich selbst zu glauben, habe er sofort erkannt, daß das nur etwas wie die Laune eines unberechenbaren Kindes sei. Und deshalb habe er zum Bürgermeister gesagt, der ihn die Treppe zum Schloß hinaufgeleitete, daß das ja eine reine Trunkenheit sei, und daß das so nicht bleiben könnte, und er fürchte, daß bei seinen lieben Berlinern nur allzu bald der Katzenjammer folgen werde. „Das aber, Jettchen," meinte Jason Gebert, „ist das erste Wort, in dem ich und der König gleicher Meinung sind. Sonst habe ich noch nichts von ihm gehört, was ich unterschreiben würde." Ob ihn denn Jettchen nicht einmal gesehen habe, er sei doch jetzt hier draußen in Potsdam.

Aber Jettchen hatte ihn nicht gesehen.

Und Jason erzählte weiter, daß sie jetzt in Berlin gar nicht mehr wüßten, was sie dem neuen König alles antun sollten, erzählte, daß sie eine große Halle auf dem Opernplatz bauten, und daß nachts sogar die Zimmerleute bei Fackelschein daran arbeiteten. Er habe es gesehen, und es sei ein ganz phantastischer Anblick gewesen Und vom Huldigungsfest der Stände, das auf dem Schloßplatz stattfinden werde, und zu dem sie schon anfingen, die riesigen Tribünen aufzustellen, von ihm solle Krüger ein großes Bild mit zahlreichen Porträts malen. Fünfzehntausend Taler bekäme er dafür; da sehe man doch, daß die Kunst noch ihren Mann nähren könne.

Und Jettchen sagte, daß sie so große und welterschütternde Ereignisse natürlich nicht zu berichten habe. Und sie erzählte Jason von Potsdam, erzählte ihm von dieser schönen Nymphe, dieser Galathee, die sie so liebe, und von dem Glockenspiel auf der Garnisonkirche, das sie jedesmal an Onkel Eli erinnere, der sich ja auch immer so mit der Singuhr der Parochialkirche gefreut habe.

Unten an dem langen, niederen Bau des Festsaals waren sie entlang geschritten, dann ein Treppchen hinauf, an den vergoldeten Eisenlauben vorbei. Und sie hatten jetzt das niedrige Schloß in einem rötlichen Abendschein vor sich. Einen Augenblick sahen sie über das Land, und sie sahen hinten ferne Wasserspiegel, die mit rötlichen Augen aus dem dunklen Grün zum Himmel blickten, und deren Glut von Sekunde zu Sekunde stärker wurde. Während sie langsam wieder hinabstiegen, hatte sich der Himmel ganz rot gefärbt, und die scharfen Kanten der Bäume lagen in schwarzen Silhouetten darauf.

Die Marmorfiguren schienen doppelt weiß auf ihren dunkelgrünen Wänden, und riesig, wie ein Finger Gottes, ragte draußen vor dem schwarzen Gartentor die Nadel der Kleopatra in die Höhe.

In dieser brennenden Dämmerung aber schritten die beiden ganz still dahin wie zwei Menschen, die doch wenigstens wissen, daß sie miteinander hätten glücklich werden können, wenn sie eben nicht beide stärker als ihr Wille gewesen wären . . .

Vor dem Haus jedoch — Jason wollte zur Eisenbahn und es blieb ihm nicht mehr sehr viel Zeit, um zum Zug zu kommen, so daß der Abschied kurz sein mußte — vor dem Haus jedoch beugte sich plötzlich Jettchen über Onkel Jasons Hand und küßte sie. Und wenn Jason sich nicht irrte, — er wußte es nicht genau, so dünkte es ihn auch, als ob Tränen darauf fielen.

Da zuckte Jason Gebert plötzlich zusammen, zog die Hand unwirsch zurück und sagte: „Laß das, Jettchen — laß das. Ich bitte dich. Ich gehöre nicht zu den Menschen, denen man die Hände küßt, ich nicht.“

Dann aber legte er den Kopf ins Genick und sah Jettchen, die nach dieser Abweisung zurückgeschreckt war und wie ein verschüchtertes Kind vor ihm stand — mit seinen grauen Augen groß an.

„Und nun, Jettchen,“ sagte er, „will ich dir noch eine Freude machen, morgen abend werden bei Onkel Salomon ein paar Menschen sein. Nur wir — Ferdinand, Hannchen und ich — und außer uns wirst du noch jemand treffen, den du vielleicht nicht ungern dort siehst.“

Und wenn Jettchens Ohr noch fein und scharf genug gewesen wäre, um den Ton in Jasons Stimme zu erfassen, den sie doch einst so gut zu beurteilen wußte, dann hätte sie gehört, wie schwer es Jason wurde, das zu sprechen und wie müde, quälerisch und schmerzlich dabei seine Stimme war, und sie hätte ihm die Arme um den Hals gelegt und hätte ihm gesagt, daß sie ja nur ihn auf der ganzen Welt kenne und daß sie beide — er und sie — alles vergessen müßten, was geschehen sei, um beide glücklich zu werden. Aber Jettchens Ohr war nicht mehr fein und scharf, und sie erfaßte den Ton nicht — und so kam alles, wie es kommen mußte . . .

* * *

Und als am gleichen Abend Jason Gebert keine Ruhe fand und durch die Königstraße auf und nieder irrte — denn er glaubte doch nun, da er das letzte Wort gesprochen hatte, sich von allem befreit zu haben, und trotzdem schlug und zappelte er wieder in dem gleichen Netz und wußte sich nicht Rat noch Hilfe — als Jason Gebert da durch die Straßen irrte, da wollte es der Zufall, daß ihm jemand entgegenkam, ein dünnes Stöckchen in wilden Lufthieben herumwirbelnd — grade wie in der schon halb vergessenen Frühlingsnacht, in jener Nacht, da Julius Jacoby von dem Hausdiener Karl im „Goldenen

Damhirsch“ sich die gedruckte Liste all der Orte hatte geben lassen, die man in Berlin besuchen muß, um in Posen davon erzählen zu können.

„Sieh da, Doktor Kößling!“ rief Jason Gebert, „Sie scheinen ja heute sehr guter Dinge zu sein.“

Kößling blieb vor Jason Gebert stehen und berührte ihn mit der Hand an der Schulter. „Ja wirklich, Herr Gebert,“ sagte er, „das bin ich auch.“

„Sie haben wohl heute,“ sagte Jason, „ein paar Zeilen zu Hause vorgefunden?“

Kößling wurde verwirrt.

„Nein,“ sagte er, „das nicht —“

„Nun,“ meinte Jason, „dann sind Sie wohl schon auf Abschlagszahlung guter Dinge? Denn wenn Sie heute nach Haus kommen, dann werden Sie vielleicht ein kleines Billett dort finden, ein paar Worte in einer schönen, geschwungenen Kaufmannsschrift mit sehr eleganten „S“-Bogen. Und in diesem kleinen Billett wird stehen, daß man sich mit der Hoffnung trägt, Herrn Doktor Friedrich Kößling morgen abend bei Salomon Gebert zu einem einfachen Butterbrot begrüßen zu können. Ja, ja — so geht's im Leben — es kommt doch alles besser, als man glaubt.“

Kößling hatte Jason Geberts Hand ergriffen.

„Wie soll ich Ihnen danken —“ sagte er, und man hörte es seiner Stimme an, daß er ganz weich war.

„Indem Sie nicht davon reden,“ sagte Jason Gebert brüsk und machte sich mit einem Ruck los.

Aber im Augenblick war Jason Gebert doch wieder ganz der alte, und er schämte sich, daß er sich so hatte gehen lassen.

„Kommen Sie, Doktor,“ sagte er, „wir wollen noch ein wenig zusammen promenieren. Wir beide sind ja so lange nicht des Abends spazieren gegangen. Ich glaube, es muß bald ein Jahr her sein — seit jener letzten Schneenacht. Kommen Sie, wir wollen das letztemal zusammengehen, wer weiß, ob ich später noch einmal mit Ihnen gehen werde.“

„Aber Herr Gebert,“ sagte Kößling.

„Ja,“ meinte Jason, „da werden Sie doch jemand anders haben, mit dem Sie gehen werden. Und ich werde allein sein.“

„O nein,“ sagte Kößling, „dann werde ich mir eben Urlaub erbitten — und ich hoffe, ich werde ihn auch erhalten.“

„Nein!“ rief plötzlich Jason Gebert in die Nacht hinaus. „Kößling — ich kann nicht mehr — ich habe Sie bis hierher geleitet, und ich habe Furchtbares dabei ausgehalten. Kein Mensch kann sagen, was ich dabei gelitten habe! Und nun will ich Ruhe — ich will nichts mehr hören, und ich will nichts mehr sehen. Ich kann nicht mehr davon sprechen, ohne daß mir die Tränen kommen. Heute bin ich ein alter Mann — Sie wissen ja, ich habe Sie gern — sonst hätte ich nicht das für Sie getan — und in Ihre Hände lege ich nun das Liebste, was ich auf der Welt habe — etwas, das so schön und so stolz ist,

daß es nie mein werden konnte. Sie nehmen es aus meiner Hand rein wie Gold — und nun sehen Sie, daß keine Flecken draufkommen. Ihnen, Doktor, mögen diese Worte überschwenglich vorkommen, aber wenn man durch Jahrzehnte mit spöttischem Mund zu schweigen verdammt war, so kann man doch einmal — ein einziges Mal die Wahrheit sagen. Es gibt ja keinen Menschen auf der Welt, dem ich das anvertrauen könnte, außer Ihnen. Kößling, ich kenne Sie — Sie sind oft hart und unwirsch und vergrämt, und dann achtet man den anderen Menschen nicht. Als ich jung war, war ich auch nicht anders. Aber nun müssen Sie ein anderer werden, weil jetzt in Ihre Hände etwas gegeben ist, das mehr ist, als Sie sind. Haben Sie das jemals schon gefühlt?"

„O ja," sagte Kößling, den die Worte Jasons zwar im Innersten erregt, aber doch nicht überrascht hatten — „o ja. Und wenn sich jetzt hier unsere Wege trennen sollten, Herr Gebert, so will ich Ihnen versprechen, daß ich das, was Sie und kein anderer mir geschenkt haben, immer mehr achten will als mein Leben."

„Dann ist es gut," sagte Jason Gebert.

Und sie schritten eine ganze Weile nebeneinander her, ohne daß einer an den andern das Wort richtete.

Auf der Kurfürstenbrücke blieben sie einen Augenblick stehen und sahen auf das seltsame Bild, auf die großen, dämmrigen Tribünen, die dort aufgeschlagen wurden. Ihr zackiges Gerippe stand hoch gegen den Nachthimmel und war ganz überhuscht und überzuckt vom Schein mächtiger Kienfackeln, die in großen eisernen Ringen steckten und die ihre Reflexe bis auf die Bronzegestalt des Großen Kurfürsten warfen, der da oben wie ein schreckhafter Schatten durch die schwere Nacht ritt. Die Zimmerleute kletterten und sprangen wie die Eichhörnchen von Balken zu Balken, man hörte ihre Zurufe und die lauten Hammerschläge, die, in gleichen Abständen geführt, klar und dröhnend über den dunklen, stillen Platz schallten.

„Na," sagte Jason, und jetzt hatte er seinen alten Ton wieder gefunden — „na, Kößling, wo werden Sie denn stehen? Sie werden wohl mit den Siebmachern am Nikolai-Bürgerspital stehen? — Oder wird man Sie unter die Ehrenjungfrauen einreihen? Ich lerne jetzt schon immer mein Gedichtchen:

O Herr und König, diese Pforte hier
Erbaut hat sie die Hand der Liebe dir,
Mit Blumen und mit Kränzen leicht verhüllt
Und mit der Jungfrauen heitrer Schar erfüllt.

Wissen Sie, Doktor, wirklich — was wäre der Mensch, wenn es die Poesie nicht gäbe?!"

Kößling mußte lachen, und es war ihm doch gar nicht so zu Mut. Denn in dem Glücksgefühl, das ihn beherrschte, zitterte doch ein ihm unerklärlicher Unterton von tiefer Herzensangst.

„Kommen Sie," sagte er, „ich möchte heute bald nach Haus gehen."

Und Jason schritt wieder neben ihm her. Jetzt war er mit seinem Gespräch in das politische Fahrwasser gekommen, und er erregte sich darüber, daß sie die Gefängnisse wieder füllten, kaum daß die Amnestie erlassen war und daß alles beim Alten geblieben war. Nichts habe man bisher gegeben als leere Versprechungen, und daß man sie nicht einlösen werde, sei das einzige, was an ihnen gewiß sei. Jetzt führe man eben die ‚Räuber' im Schauspielhaus auf — und früher habe sie die Zensur verboten — das sei der Erfolg des neuen Regimes. Man erlaube uns doch wenigstens, in Gedanken uns frei zu fühlen. Aber die Rhedern und die Voß, und wie alle die Schranzen hießen, die setze man uns dafür über den Kopf. Und sogar den Hassenpflug wolle man jetzt aus Hessen herholen — als ob wir in Preußen nicht schon genug von solchen Reaktionären hätten.

An der Ecke der Klosterstraße nahmen Kößling und Jason Abschied voneinander.

„Ja," sagte Jason, „dann denke ich Sie also morgen abend noch einmal — vielleicht für lange Zeit das letztemal — zu sehen, Kößling. Morgen früh schickt Ferdinand einen Wagen nach Potsdam, der soll Jettchen abholen. Und vielleicht schon in 8 Tagen wird — das sagte mir heute Salomon — Frau Henriette Jacoby wieder Jettchen Gebert heißen — und all das, was wir zusammen durchgemacht haben, wird der Vergangenheit angehören. Es war nicht leicht, Kößling, nicht leicht war es — aber nun Gute Nacht. Ich war heut nachmittag in Potsdam und bin jetzt sehr müde."

Und Kößling und Jason reichten sich stumm die Hände — und der eine ging rechts und der andere links — jeder ganz verfangen und zappelnd und schlagend im Netz der eigenen Gedanken und Erinnerungen . . . .

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Jason Gebert dadurch, daß ihn jemand rüttelte. Und er sah Fräulein Hörtel vor sich, und die sagte ihm, daß Herr Sommerguth aus Potsdam da sei, der müsse ihn sofort sprechen, meinte er.

Und Jason zog schnell den Schlafrock an und eilte vor in das gute Zimmer, in das er, seit Jettchen ihn verlassen hatte, nur ungern noch hineinging. Und da sah er — es war ein grauer Tag und das Licht war noch trübe, die Sonne war noch nicht durchgekommen und hing über den Dächern in einem matten Flor ganz dünner, gelblicher Wolken — da sah er den alten Sommerguth, der am Fenster stand, den grauen Kopf tief gesenkt und der mit seinen unruhigen Weberhänden immerfort eine runde Schirmmütze hin- und herdrehte.

„Um Himmels willen, Sommerguth — was gibt's denn so früh?" rief Jason Gebert, denn er glaubte, daß Sommerguth wegen ihres gestrigen Gesprächs nach Berlin gekommen war, um dazu noch irgend etwas vorzubringen, und Jason Gebert verstand im Augenblick, warum er das so früh tat, weil Sommerguth ja den Tag über in der Fabrik unentbehrlich war.

Aber Sommerguth stand immer noch mit gesenktem Kopf und drehte die Mütze.

„Herr Jebert," sagte er endlich, „es is wat passiert — es ist wat Schreckliches passiert — es is wat mit Fräulein Jettchen passiert. Ich weiß nich, was ich machen soll. Ich komme zu Ihnen rein — ich hab' es noch keenem Menschen jesagt — nur meine Frau — die is nu bei ihr."

Jason Gebert stand vor Sommerguth und starrte ihn mit seinen großen Augen an — es war ja doch möglich, daß er noch träumte. Aber der Mann da stand immer noch unbeweglich in seiner Fensterecke mit gesenktem Kopf und drehte die Mütze.

„Jestern is sie die janze Nacht aufjewesen — Wir haben nu jedacht, das sie ihre Sachen zusammenpackt. Und jejen morjen is sie denn nochmal wechjejangen — und wie meine Frau sie weckt — denn der Wagen sollte doch kommen — da jibt se keene Antwort. Na — hab ich jesacht — denn lasse se man noch schlafen. Und nach 'ner halben Stunde is meine Frau wieder hinjejangen und hat an de Tür jekloppt. Und wie se denn so jarnichts jehört hat, da hat se de Tür janz leise aufjemacht — un wie denn Fräulein Jettchen da noch nich aufjewacht is, da is se denn ans Bett jejangen — — und da hat se auf de Seite jelegen — janz zusammenjezogen und auf dem Bett war een jroßer Blutfleck, so jroß wie eene Hand. Und auf der Erde vor dem Bett lag solch Ding — wie so 'ne lange silberne Nadel — janz lang und spitz — die muß se doch dazu jenommen haben . . . Jott, wenn wir bloß vorher wat jehört hätten — wir müssen ja schon aufjewesen sein — aber wir haben ja jarnichts gehört — es is ja janz still jewesen. Und dabei muß es doch schon 'ne janze Weile vorher jeschehen sein, denn se war ja jarnich nich mehr recht warm, wie meine Frau reinjekommen is —"

Kößling aber war von Jason Gebert weg nicht sogleich nach Haus gegangen, sondern er war, erregt durch all das, was in den letzten Tagen auf ihn eingestürmt war, immer noch weiter durch die Straßen geirrt bis in ganz ferne und fremde Gegenden, und in seine Sehnsucht nach Jettchen und in seine Beunruhigung über die Worte Jasons, aus denen doch eine tiefere Empfindung emporflammte, als er sie bei Jason Gebert erwartet hätte, hatte sich mehr und mehr eine Angst gemischt, eine Angst, die ihm ganz närrisch schien, denn er wußte nicht, worauf sie sich richtete, und die ihn doch am ganzen Körper zittern machte. Immer wieder sagte er sich, daß das nur ein Rückschlag war von all der trüben Zeit, die er durchgemacht hatte, daß das vielleicht daher komme, daß er jetzt sein Glück nicht glauben konnte, so unwahrscheinlich und so ungerecht erschien es ihm. Und er versprach sich, daß er durch Erfolge und durch all das, was das Leben einer Frau an der Seite eines Mannes schön machen kann, daß er dadurch für dieses Glück danken wollte.

Aber all das betäubte nicht seine tiefe Unruhe, und nicht einmal die Sehnsucht nach der Geliebten schien dieses unbestimmte Angstgefühl ihm zu erklären, das sich von Viertelstunde zu Viertelstunde steigerte. Er war nach oben gegangen und hatte sich in seinen schwarzen Lehnstuhl gesetzt, um ein wenig einzuschlafen. Und er war aufgewacht, als es wieder hell wurde, gepackt von dieser unbeschreiblichen Angst und mit dem festen Entschluß, sofort zu Jettchen hinauszufahren und nach ihr zu sehen.

Aber als dann der Morgen kam und das Licht stärker wurde, da hielt es Kößling doch nur für eine Laune, der er nachgebe, um sich einen glücklichen Vormittag zu schaffen. Und so ging er hinaus, über die Plätze fort, durch die menschenleere Leipziger Straße, in der das Gras zwischen den Steinen emporsproß. Eine Stunde mußte er bis zum nächsten Zuge warten, und er ging auf und nieder in der offenen Halle, im Augenblick guter Dinge und im Augenblick wieder von einer Furcht gepeitscht, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte. Und das letzte Stück draußen in Potsdam, das lief Kößling, als ob er etwas gestohlen hätte.

Aber er kam nicht hinein zu Jettchen, und die älteste Tochter von Frau Sommerguth sagte ihm, daß niemand zu Frau Jacoby gelassen werden dürfe.

All das sagte der alte Sommerguth ganz leise und sehr tonlos, und er drehte dabei mit seinen unruhigen Weberhänden immer seine Mütze und wagte nicht, Jason Gebert anzusehen.

„Sie sind doch selbst noch jestern dajewesen, Herr Jebert, da war se doch janz verjnügt. Und die janze Zeit hab ick se niemals weinen sehen. Und wenn ich nur das Jeringste von so wat vermutet hätte, na, denn hätten wir ja auch auf se aufjepaßt. Wir kennen doch Fräulein Jettchen von so klein an. Und se is doch zu meine Frau jewesen jarnich, als ob se das reiche Mädchen wäre, sondern wirklich, als ob se 'ne Tochter von ihr wär."

Jason Gebert war ganz starr, stand ganz ruhig, preßte nur die Stuhllehne mit beiden Händen, als ob er die zerbrechen müßte, damit er nicht im Augenblick zerbreche. Er hatte keine Träne im Auge, und seine Stimme war merkwürdig fest.

„Herr Sommerguth," sagte er, „Sie sind jetzt 30 Jahre bei uns — Sie kennen uns — Sie wissen, was wir hier in Berlin sind."

„Det weeß ich, Herr Jebert," sagte Sommerguth, „da sind nich viele hier in der Stadt, die so sind —."

„Und ich hoffe, wir dürfen in dieser Sache auf Ihre Verschwiegenheit rechnen," sagte Jason. „Kommen Sie, wir müssen jetzt zu meinem Bruder Salomon gehen."

Während Jason Gebert sich hastig anzog, war es ihm doch einen Augenblick, als müsse er niederstürzen. Aber das ging vorüber. Und er schrieb noch, bevor er ging, an Ferdinand ein paar Zeilen, daß ja sogleich ein Wagen mit seinen schnellsten Pferden zu Salomon geschickt werde — sie müßten nach Potsdam hinausfahren, es habe sich etwas Entsetzliches dort ereignet.

Als aber Jason Gebert vor Salomon stand, den er sich in das grüne Zimmer hatte rufen lassen, da verließ ihn doch seine Kraft. Und ehe er ein Wort herausbrachte, stürzte er über einen Polsterstuhl und biß schluchzend in die Kissen.

* * *

Kößling sagte, er werde nicht eher von der Stelle gehen, bis er sie gesehen habe.

Frau Sommerguth, die die lärmenden Worte Kößlings gehört hatte, kam aus Jettchens Zimmer heraus, und ihr Gesicht war ganz rot und ganz verquollen vom Weinen.

Und Kößling bat sie und flehte sie an, sie solle ihm doch nur sagen, was geschehen sei — er habe es ja schon die ganze Nacht gefühlt, daß Jettchen etwas geschehen sei.

Und Frau Sommerguth, die Mitleid mit Kößling hatte, den sie zwar nicht von Angesicht zu Angesicht kannte, von dem sie aber wohl gehört hatte, nahm ihn bei der Hand und führte ihn einen Schritt hinein in das Zimmer. Und Kößling sah dasselbe Bett und dieselben Möbel, die ihm doch erst vorgestern vertraut geworden waren. Und er sah Jettchen dort liegen, die Brust entblößt, den Kopf ins Genick gekrampft und den schönen Körper ganz verzogen. Und er sah den Blutfleck auf den weißen Bezügen — nur einen Blutfleck — so groß wie eine Hand.

Und dann zog alles wie im Nebel an Kößling vorbei — und als er wieder erwachte, da lag er irgendwo draußen mit dem Kopf im Moos, und zwei Farrenwedel verkreuzten ihre grünen zackigen Blätter über seiner Stirn, und wie er die Hand bewegte, da zerbrach ein Zweig. Und die Bäume über ihm schienen in den Himmel gewurzelt zu sein. Und wie er sich erhob, da leuchtete es hinten zwischen den Stämmen, als ob dort große, weiße Tücher gebreitet wären — und er fand sich wieder am Boden. Und ringsum war niederes Gestrüpp und Tannen und Kiefern ganz dicht. Sein Anzug war über und über mit Moos und Flocken und Nadeln behangen — und zwei rote Pilze standen bei seinen Füßen, und er zerschlug sie mit der Hand . . . und dann sah er Sterne, viele Sterne, immer in Mustern zwischen den Kiefernkronen stehen. Und es wurde wieder hell — und ein Wind kam von weit herüber über eine große Wasserfläche. Und er hörte ein seltsames und unheimliches Schreien aus dem Schilf — und dann kamen Wolken herüber und Regen — Regen, der ihm ins Gesicht peitschte . . . . . . . . . . . . . .

* * *

Als aber am vierten Tage Kößling noch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt war, da nahm Jason Gebert den Brief, der dort für ihn lag, nahm ihn an sich, damit er nicht in unbefugte Hände komme. Denn Jason Gebert kannte wohl die Hand, die ihn geschrieben hatte.

Und da Jason Gebert mit dem Brief nach Hause gehinkt war, da mochte er, trotzdem die Dämmerung eben hereinbrach — und es war ein regenschwerer Oktobertag — nicht Licht anzünden. Und er stellte sich an das Fenster und begann zu lesen. Jason Gebert fürchtete nicht mehr, daß er damit ein Unrecht begehe, denn es gab nichts mehr in der Welt, was er fürchtete. Und dann — er wußte nur zu gut, daß der andere nicht mehr kommen und diesen Brief von ihm nicht fordern werde . . .

„Lieber Fritz,“ las Jason Gebert da mühsam bei dem verdämmernden Licht, —

„Lieber Fritz! Du wirst diese Zeilen vielleicht schwer verstehen, und doch wirst Du an sie glauben müssen, armer Junge. Und ich verstehe sie selbst kaum, da ich sie nun schreibe — aber ich höre sie im Ohr und ich glaube, hinter mir steht eine dunkle Gestalt, nach der ich mich nicht umzusehen wage, und sie flüstert sie mir zu — und ich muß sie nachschreiben. Wir sterben ja alle mit geschlossenem Munde — aber ich will nun reden, bis sie mir die Hand um die Kehle legt. Denn ich weiß, daß ich vielleicht in einer Stunde nicht mehr reden werde. Die Leute haben mir oft gesagt, daß ich sehr schön sei, so oft, daß ich es selbst glaubte, — aber es hat mir nie ein Mensch gesagt, daß ich glücklich sei, und vielleicht ist es nicht bestimmt, daß Schönheit und Glück zusammenwohnen. Ich träumte heute früh, da Du von mir fortgegangen warst, ich gehe einen langen, schmalen Weidenweg entlang, und rechts und links, soweit der Blick reichte, war Wasser — schwarzes, tiefes Wasser. Aber plötzlich war der Weg vor mir fortgebrochen und die Wellen netzten mir den Schuh. Und als ich erschrocken mich umwandte, um wieder zum festen Land zurückzuflüchten, da sah ich, wie es auch hinter mir fortbrach, wie die Bäume auseinanderfielen, gleich gemähten Grashalmen und wie sie klatschend in die Fluten schlugen, wie sie sich drehten und zäh und schwer mit einer unsichtbaren Strömung fortgezogen wurden. Und mich packte eine wahnsinnige Angst — und ich schlug die Arme breit auseinander und schrie auf, während das Wasser um mich emporspritzte — schrie auf, daß ich erwachte.

Und da, als ich mich im Bett hochsetzte, da wußte ich mit einemmal, daß ich nie die Deine werden würde, trotzdem ich doch schon die Deine gewesen war. Damals hätten wir uns beide nehmen müssen, wie wir vielleicht noch beide jung genug waren, um uns zu finden. Jetzt ist aber ein anderer stärker. Ihm gehörte ich, ohne es zu wissen, solange ich denken kann, und ihm werde ich gehören, jetzt, da ich es weiß — in alle Ewigkeit. Verzeih mir, daß ich Dir weh tue — aber für jeden von uns kommt einmal die Stunde, wo er nicht mehr danach fragen kann, ob er dem andern, dem er doch im Innersten vielleicht noch gut ist, weh tun muß. Ja, ich liebte Dich, weil Du jung warst — und doch weiß ich es jetzt, — wir hätten uns unser Lebtag gequält und fremde Worte gesprochen. Denn ich gehöre zu einem andern — und der ist nicht mehr jung — und vielleicht liebte ich in Dir nur seine Welt. Ich glaube, er hat ganz graues Haar — man hat es mir gesagt, ich weiß es nicht — für mich ist er der Gleiche geblieben, solange ich denken kann. Man sagt, sein Gang ist schwer und langsam — aber ich hätte nie schneller gehen mögen. Man kann meinen, daß er heute alt und müde ist, und daß wir beide doch zusammengehörten. Aber die Liebe fragt nicht nach Jahren. Und ich würde heute zu ihm gehen — zu dem andern — und diese Zeilen würden auch so unser Abschied sein — wenn ich mit unbefleckten Erinnerungen zu ihm gehen könnte, — wie sie jetzt meinen Abschied für das Leben bedeuten. Ich wußte es nicht vordem — was wissen wir denn von uns selbst? — ob ich ihm je gehören werde. Aber das eine wußte ich, daß, wenn ich ihm gehörte, ich nie vorher einem andern gehört haben könnte. Und nun will ich ihm gehören. Du

würdest das nicht verstehen und Du würdest mich beschwören, Dich zu vergessen, und Du würdest mich freigeben, wie man einem schönen Vogel, den man einmal gefangen hat, schweren Herzens die Freiheit wiedergibt, wenn er sich nicht an das Bauer gewöhnen will. Aber was soll mir jetzt noch die Freiheit? Ich weiß, Du wirst all das nicht verstehen — aber Frauen denken über solche Dinge anders als Männer.

Du mußt nicht glauben, daß ich diese Zeilen in großer Erregung niederschreibe — ich bin nie ruhiger gewesen, als jetzt, da ich weiß, was ich zu tun habe. Aber vorher — die ganze Zeit vorher — da habe ich furchtbar gelitten — ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch soviel leiden kann. Ich wollte immer andere Wege gehen, als die andern — und nun habe ich mich verirrt. Wenn ich als Kind Seifenblasen gemacht habe, so habe ich schon immer darüber geweint, daß die buntesten Seifenblasen am ehesten zersprangen, während die farblosen in der Sonne hochstiegen, bis weit über das Dach hinaus. Und jetzt beginne ich auch zu weinen, weil meine buntesten Seifenblasen am ehesten zerspringen mußten.

Armer Junge! Ich will jetzt an Dich denken. Was habe ich aus Deinem Leben gemacht! Wir glaubten, daß es der Zufall gut mit uns meinte, als er uns, zwei fremde Menschen aus anderen Welten, von weither zusammenführte — daß er unser Glück wollte. Und er wollte unser Elend. Ich glaube, ich bringe viel Kummer über Dich — aber Du sollst nicht böse von mir denken. Denk auch, daß ich in meinen Händen, die Du immer so schön fandest und so liebtest, für Dich Glück gebracht habe. Vergiß das nicht — armer Junge — denn ich möchte doch gern, da ich jetzt so vielen Schmerz bereiten muß, daß einer von ihnen sich auch erinnert, daß ich ihm Freude bereitet habe.

Zeige diesen Brief niemandem und rede auch nicht zu Jason von ihm — versprich mir das — denn er hat mich im Leben immer so sehr geliebt, und ich möchte nicht, daß er mich im Tode noch verachten müßte.

Lebe wohl, Fritz — draußen beginnt es schon wieder hell zu werden — lebe wohl.

Henriette."

* * *

Und als Jason Gebert die letzten Worte nur noch mühsam entziffert hatte, war auch der letzte Schein von Licht draußen erloschen.

Und Jason Gebert stand ganz allein im Dunkeln.

---

# Der Amateur-Sozialist.

**Roman**

von

**Bernhard Shaw.**

(Übersetzt von Wilhelm Cremer.)

## Erstes Kapitel.

In der Dämmerung eines Oktoberabends trat eine nervös aussehende Frau von etwa vierzig Jahren durch eine Eichenholztür auf einen breiten Flur, der sich im ersten Stockwerk eines alten englischen Landhauses befand. Eine Haarlocke war über ihre Stirne gefallen, als ob sie tiefgebückt beim Lesen oder Schreiben gesessen hätte, und sie stand jetzt einen Augenblick still, um sie zurückzustreichen, und starrte nachdenklich — aber durchaus nicht träumerisch — durch das hohe, schmale Fenster. Von der Pracht des Sonnenuntergangs konnte sie nichts sehen, denn dieses Fenster ging nach Osten zu, wo die Landschaft mit ihren Schaftriften und Weidegründen langsam in dem trüben, grauen Dunkel versank.

Die Dame blieb eine Zeitlang unschlüssig auf dem Flur stehen, wie jemand, der nur selten Ruhe und Frieden genießen kann. Dann ging sie auf eine andere Tür zu, auf der in weißen Buchstaben „Klassenzimmer No. 6“ geschrieben stand. An der Schwelle machte sie aber wieder Halt, da sie im oberen Stockwerk eine flüsternde Stimme hörte, und blickte vorsichtig an dem breiten, runden Geländer hinauf, das in einer ununterbrochenen Kurve und in gleichmäßiger Neigung durch alle Stockwerke des Hauses lief.

Eine jugendliche Stimme, die offenbar jemand nachäffte, erscholl jetzt von oben. „Bitte, meine Damen, wir gehen nunmehr zu den Etudes de la vélocité über.“

In demselben Augenblick schoß ein Mädchen in einem Leinenkleid an dem Geländer herunter. Sie wirbelte in furchtlosem Schwung um die Kurve und verschwand unten in der Dunkelheit. Ein stattliches Mädchen in Grün, das beim Abwärtsgleiten ängstlich den Atem anhielt, folgte ihr, und dann kam eine schon fast erwachsene Dame in Schwarz, die mit den Zähnen auf ihre Unterlippe biß und entsetzt ihre schönen, braunen Augen aufriß. Ihr Flug erregte einen Miniatursturmwind, der die Haare der Dame auf dem Flur von neuem in Unordnung brachte. In atemloser Aufregung wartete sie, bis ein zweimaliges leichtes Aufspringen und ein schwereres Hinplumpsen des großen Mädchens ihr zeigten, daß die Luftschifferinnen glücklich im Hausflur gelandet waren.

„Himmel!“ rief die Stimme, die auch vorhin gesprochen hatte. „Da ist Susanna.“ „Sie können Gott danken, daß Sie nicht den Hals gebrochen haben,“ entgegnete eine aufgeregte Stimme. „Diesmal erzähl' ich es, Miß Wylie! Wirklich, ich tu es. Und

Sie, Miß Carpenter: ich wundere mich, daß Sie bei Ihrem Alter und Ihrer Größe nicht mehr Vernunft haben! Miß Wilson muß Sie ja hören, wenn Sie so aufplumpsen. Das ganze Haus zittert."

„Ach, Unsinn!" sagte Miß Wylie. „Die Lady Abbeß hütet sich, uns jedes Geräusch zu verbieten. Jetzt wollen wir —"

„Mädchen," sagte die Dame oben mit ruhiger, aber unheilvoll fester Stimme.

Schweigen und äußerste Bestürzung folgten. Dann antwortete Miß Wylie in honigsüßem Tone. „Riefen Sie uns, l i e b e Miß Wilson?"

„Ja. Bitte, kommen Sie alle drei herauf."

Sie zauderten eine Weile, da jede der andern den Vortritt anbot. Zuletzt kamen sie alle drei herauf, in derselben Reihenfolge, in der sie hinuntergeflogen waren, nur nicht mit derselben Schnelligkeit. Sie folgten Miß Wilson in das Klassenzimmer und standen in einer Reihe vor ihr, während sie vom Westen her aus den drei Fenstern ein orangerotes Licht überstrahlte. Miß Carpenter, die größte von den dreien, glühte vor Verwirrung. Sie ließ die Arme herunterhängen und spielte mit den Fingern an den Falten ihres Kleides. Miß Gertrude Lindsay, die in blasses Seegrün gekleidet war, hatte einen kleinen Kopf, eine zarte Figur und perlenfeine Zähne. Sie stand aufrecht da, mit dem Ausdruck kühler Verachtung für Vorwürfe jeder Art. Das Leinenkleid der dritten Sünderin, das in dem grauen Zwielicht des Treppenhauses gelb gewesen war, sah jetzt im Zimmer in der warmen Abendglut weiß aus. Ihr Gesicht hatte einen glänzenden, olivenfarbenen Ton und schien wie von einem goldenen Flimmer überzogen. Ihre Augen und Haare waren nußbraun, und ihre Zähne, deren obere Reihe sie offen zeigte, waren wie aus feinem Marmor. Sie standen übrigens ziemlich nach außen und hätten ihren Mund verunziert, wären sie nicht von einer vollen Unterlippe und einem fein geschwungenen, etwas dreisten Kinn getragen worden. Ihrem halb schmeichelnden und halb spöttischen Gesicht und ihrem schnellen Lächeln konnte man nicht leicht ernst entgegentreten. Miß Wilson wußte das, und sie wollte sie nicht ansehen, selbst als sie ein krampfhaftes Auffahren und einen ärgerlichen Seitenblick Miß Lindsays bemerkte, die von ihrer Nachbarin gezwickt worden war.

„Sie wissen, daß Sie die Regeln übertreten haben," sagte Miß Wilson ruhig.

„Es war nicht unsere Absicht. Wirklich nicht," sagte das Mädchen in dem Leinenkleid in schmeichelndem Tone.

„Bitte, Miß Wylie, was war denn Ihre Absicht?"

Miß Wylie nahm dies unerwarteterweise als eine witzige Entgegnung und nicht als einen Vorwurf auf. Sie stieß einen komischen Schrei aus, der in einen langen Ausbruch von Gelächter überging.

„Agatha, wollen Sie wohl still sein!" sagte Miß Wilson streng. Agatha machte ein zerknirschtes Gesicht, und Miß Wilson wandte sich hastig zu der ältesten von den dreien. „Über Sie, Miß Carpenter, bin ich am meisten erstaunt. Sie scheinen keine Lust zu haben,

mir Ihr Wort zu halten und sich nach den Regeln zu richten, obgleich Sie alt genug sind, um deren Notwendigkeit einzusehen. Ich werde Sie nicht mit Vorwürfen oder Bitten belästigen, denn ich bin jetzt überzeugt, daß Sie sich doch nichts daraus machen" — hier brach Miß Carpenter nach einem stummen Protest in Tränen aus — „aber Sie sollten wenigstens die Gefahr bedenken, in die Sie die jüngeren Mädchen durch Ihre Kinderei bringen. Was würden Sie sagen, wenn Agatha ihr Genick gebrochen hätte?"

„Oh!" rief Agatha und faßte sich schnell mit der Hand nach ihrem Nacken.

„Ich glaubte nicht, daß eine Gefahr dabei sei," sagte Miß Carpenter, mit ihren Tränen kämpfend. „Agatha hat es schon so oft getan — oh, mein Gott, du hast mir das Kleid zerrissen!" Miß Wylie hatte ihre Mitschülerin am Rock gezogen, und der Ruck war zu stark gewesen.

„Miß Wylie," sagte Miß Wilson leicht errötend, „ich muß Sie bitten, das Zimmer zu verlassen."

„O nein," schrie Agatha und faltete betrübt die Hände. „Bitte, tun Sie es nicht, liebe Miß Wilson. Es tut mir so leid. Ich bitte Sie um Verzeihung."

„Da Sie nicht tun wollen, um was ich Sie bitte, muß ich selbst gehen," sagte Miß Wilson streng. „Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer," fügte sie, zu den beiden andern gewendet, hinzu. „Wenn Sie versuchen sollten, mir zu folgen, Miß Wylie, werde ich das als eine Zudringlichkeit ansehen."

„Aber ich will ja gehen, wenn Sie es wünschen. Ich wollte Ihnen nicht ungehorsam—"

„Ich werde Sie jetzt nicht stören. Kommen Sie beide!"

Die drei gingen hinaus, und Miß Wylie, die in Ungnade zurückblieb, schnitt Miß Lindsay ein grimmiges Gesicht, als diese sich noch einmal nach ihr umsah. Als sie allein war, ließ ihre Lebhaftigkeit nach. Sie ging langsam zu dem Fenster und blickte verzweiflungsvoll auf die Landschaft. Einmal, als von oben der Klang der Stimmen zu ihr herunterdrang, leuchteten ihre Augen auf und ihre flinke Lippe bewegte sich. Aber dann wurde es wieder still, und sie versank in eine verdrießliche Gleichgültigkeit, bis ihre zwei Genossinnen mit sehr ernsten Gesichtern wieder hereinkamen.

„Nun," sagte sie plötzlich munter, „hat sie moralische Überredung angewandt? Müßt ihr euch in das Sündenbuch eintragen?"

„Still, Agatha," sagte Miß Carpenter. „Du solltest dich über dich selber schämen."

„Nein, du solltest es, du Gans. Du hast mich in eine hübsche Patsche gebracht!"

„Du warst selbst schuld. Du hast mein Kleid zerrissen."

„Ja, als du mich verklatschtest, weil ich manchmal das Geländer heruntergleite."

„Oh!" sagte Miß Carpenter langsam, als ob sie daran noch gar nicht gedacht hatte. „Deshalb hast du mich am Kleid gezogen?"

„Mein Gott! Das wird dir jetzt erst klar? Du bist ein schrecklich blödsinniges Mädchen, Jane. Was hat die Lady Abbeß gesagt?"

Miß Carpenter begann wieder zu weinen und konnte nicht antworten.

„Sie ist natürlich entrüstet über uns," sagte Miß Lindsay.

„Sie sagte, du wärest an allem schuld," schluchzte Miß Carpenter.

„Oh, Liebste, das macht nichts," sagte Agatha begütigend. „Schreib es in das Sündenbuch."

„Ich schreibe kein Wort in das Sündenbuch, wenn du es nicht zuerst tust," sagte Miß Lindsay ärgerlich. „Du hast mehr schuld als wir."

„Gewiß, Liebste," entgegnete Agatha. „Meinetwegen eine ganze Seite."

„Ich — ich glaube, du schreibst gern in das Sündenbuch," sagte Miß Carpenter hämisch.

„Ja, Jane. Das ist der beste Spaß, den man hier in diesem Loch hat."

„Es mag dir Spaß machen," sagte Miß Lindsay scharf, „aber für mich ist es nicht sehr rühmlich, wie Miß Wilson gerade sagte, daß ich in der Moralphilosophie einen Preis bekommen habe und dann einschreiben muß, ich wüßte mich selbst nicht zu benehmen. Außerdem laß ich mir nicht gerne sagen, ich sei schlecht erzogen."

Agatha lachte. „Was für eine kluge, alte Person sie ist! Sie weiß uns stets bei unseren kleinen Schwächen zu fassen, die sie genau kennt. Meinst du, sie würde jemals mir oder Jane erzählen, wir wären schlecht erzogen!"

„Ich verstehe dich nicht," sagte Miß Lindsay stolz.

„Natürlich nicht. Du verstehst aber auch von der Moralphilosophie nicht soviel wie ich, trotzdem ich niemals einen Preis darin bekam."

„Du hast überhaupt noch keinen Preis bekommen," sagte Miß Carpenter.

„Und hoffentlich bekomm ich auch in Zukunft keinen," sagte Agatha. „Lieber würde ich mich wie die Straßenjungen im Schnee um heißgemachte Pfennige herumbalgen, als mich darum streiten, wer die meisten Fragen beantworten kann. Ich habe genug Moralphilosophie an Doktor Watts. Aber jetzt wollen wir uns das Sündenbuch holen."

Sie ging an ein Gestell und holte ein schweres, in schwarzes Leder gebundenes Buch in Quartformat herunter, auf dem in roten Buchstaben die Inschrift ‚Meine Vergehen' stand. Sie warf es unehrerbietig auf ein Pult und blätterte die Seiten um, bis sie an eine kam, die erst zum Teil mit Bekenntnissen ausgefüllt war.

„Merkwürdig," sagte sie, „hier sind ja zwei Eintragungen, die nicht von mir herstammen. Sarah Gerram! Was hat sie gebeichtet?"

„Lies es nicht," sagt Miß Lindsay schnell. „Du weißt, das ist das Schändlichste, was eine von uns tun kann."

„Puh! Wegen unserer kleinen Sünden braucht man nicht solches Geschrei zu machen. Ich habe es immer gern, wenn andere meine Eintragungen lesen, ich komme mir dann wie eine Schriftstellerin vor. Natürlich lese ich dann aus christlicher Nächstenliebe auch das von den andern. Also das Schuldbekenntnis der armen Sarah. ‚1. Oktober. Es tut mir sehr leid, daß ich heute morgen im Badezimmer Miß Chambers einen Klaps

gab und ihr dabei einen Zahn ausschlug. Es war sehr häßlich, aber er fiel schon von selbst aus, und sie hat mir verziehen, weil ein neuer kommt. Sie hat auch nur geschwindelt, als sie sagte, sie hätte ihn heruntergeschluckt. Sarah Gerram.'"

„So ein Schaf!" sagte Miß Lindsay. „Und mit solchen kleinen Kindern muß man sich in dasselbe Buch einschreiben!"

„Hier ist ein rührendes Bekenntnis. ,4. Oktober. Helen Plantagenet tut es sehr leid, daß sie gestehen muß, sie hat den ersten Platz in Algebra gestern mit Unrecht erhalten. Miß Lindsay sagte mir vor, und —' "

„Oh!" rief Miß Lindsay errötend aus. „So dankt sie mir das Vorsagen? Wie darf sie meine Vergehen in das Sündenbuch eintragen?"

„Das geschieht dir recht, weil du ihr vorgesagt hast," sagte Miß Carpenter. „Sie war immer eine falsche Katze, und du hättest sie besser kennen sollen."

„Oh, du kannst mir glauben, ich tat es nicht um ihretwillen," entgegnete Miß Lindsay. „Ich wollte nur verhindern, daß das Jackson-Mädchen den ersten Platz bekam. Helen Plantagenet kann ich nicht ausstehen, aber sie ist wenigstens eine Dame."

„Unsinn, Gertrude," sagte Agatha mit etwas Ernst in ihrer Stimme. „Wenn man dich hört, glaubt man, deine Großmutter sei eine Köchin gewesen. Sei doch nicht so albern."

„Miß Wylie," sagte Gertrude heftig errötend. „Sie sind sehr — oh! oh! Halt Ag— oh! Ich werde es Miß W— oh!" Agatha hatte einen Finger zwischen ihre Rippen gesteckt und kitzelte sie unerträglich.

„Sst," flüsterte Miß Carpenter ängstlich. „Die Tür ist offen."

„Bin ich Miß Wylie?" fragte Agatha, indem sie unbarmherzig mit ihrer Folterung fortfuhr. „Bin ich wirklich — was du da sagen wolltest? Bin ich —? bin ich —? bin ich?"

„Nein, nein," keuchte Gertrude und sank fast in Krämpfen in einen Stuhl. „Du bist sehr böse, Agatha. Du hast mir weh getan."

„Du verdienst es. Wenn du mir noch einmal zürnst oder mich Miß Wylie nennst, werde ich dich töten. Ich werde dir die Fußsohlen mit einer Feder kitzeln" — Miß Lindsay schüttelte sich und verbarg ihre Füße unter dem Stuhl — „bis deine Haare weiß werden. Und jetzt, wenn du wirklich solche Reue fühlst, schreib dich in das Buch ein."

„Du mußt es zuerst tun. Du warst an allem schuld."

„Aber ich bin die jüngste," sagte Agatha.

„Nun gut," sagte Gertrude in dem Bestreben, die Sache zu beschleunigen, aber entschlossen, nicht zuerst zu schreiben, „dann laß Jane Carpenter beginnen. Sie ist die älteste."

„Oh, natürlich," sagte Jane mit kläglicher Ironie. „Laß Jane alle häßlichen Sachen zuerst tun. Ich halte das für sehr unfreundlich. Ihr bildet euch ein, Jane sei euer Narr, aber ihr irrt euch."

„Du bist sicher nicht so närrisch, wie du aussiehst, Jane,“ sagte Agatha ernst. „Aber wenn ihr wollt, will ich zuerst schreiben.“

„Nein, du sollst nicht,“ schrie Jane und riß ihr die Feder aus den Händen. „Ich bin die älteste, und ich laß mich nicht von meinem Platz verdrängen.“

Sie tauchte entschlossen die Feder in die Tinte und schickte sich an, zu schreiben. Dann hielt sie inne, überlegte und machte ein verwirrtes Gesicht. Schließlich wandte sie sich flehend an Agatha.

„Was soll ich schreiben?“ fragte sie. „Du verstehst dich auszudrücken, ich nicht.“

„Setz zuerst das Datum,“ sagte Agatha.

„Natürlich,“ sagte Jane, indem sie es schnell schrieb. „Ich vergaß das. Und dann?“

„Jetzt schreibe: Es tut mir leid, daß mich Miß Wilson sah, als ich heute abend das Geländer hinunterglitt. Jane Carpenter.“

„Das ist alles?“

„Das ist alles. Oder du kannst auch noch etwas Selbsterfundenes hinzufügen.“

„Hoffentlich ist es nicht unpassend,“ sagte Jane und warf Agatha einen mißtrauischen Blick zu. „Doch es kann nichts Schlimmes dabei sein, denn es ist die einfache Wahrheit. Wenn du mir aber wieder einen Streich spielst, bist du ein häßliches, gemeines Geschöpf, und ich sehe dich nicht mehr an. Jetzt kommst du an die Reihe, Gertrude. Bitte, sieh mal nach, ob ich keinen Fehler gemacht habe.“

„Ich bin nicht dein Orthographielehrer,“ sagte Gertrude, indem sie die Feder in die Hand nahm. Und während Jane etwas über ihre Ungeschliffenheit murmelte, schrieb sie in flotten, großen Buchstaben: „Ich habe die Regeln übertreten, indem ich heute mit Miß Carpenter und Miß Wylie das Geländer herunterglitt. Miß Wylie tat es zuerst.“

„Du Schuft!“ rief Agatha aus, die ihr über die Schultern sah. „Und dein Vater ist ein Admiral!“

„Ich glaube, es ist ganz aufrichtig,“ sagte Miß Lindsay eingeschüchtert, aber doch in dem Ton eines Sittenrichters. „Es ist die reine Wahrheit.“

„All mein Vermögen ist im Handel erworben,“ sagte Agatha, „aber ich würde mich doch vor mir selber schämen, wenn ich meine Schuld auf deine aristokratischen Schultern abwälzte. Du armseliges Ding! Hier, gib mir die Feder.“

„Ich will es ausstreichen, wenn du es wünschst! Aber ich glaube —“

„Nein, es soll da stehen bleiben und gegen dich zeugen. Jetzt paß auf, wie ich meine Sünden bekenne.“ Und sie schrieb in einer feinen, flinken Handschrift: „Heute abend trafen mich Gertrude Lindsay und Jane Carpenter oben auf der Treppe. Sie sagten, sie möchten gerne das Geländer heruntergleiten, und würden es auch tun, wenn ich voranginge. Ich sagte ihnen, es sei gegen die Regeln, aber sie meinten, das machte nichts. Und da sie älter sind als ich, ließ ich mich von ihnen verleiten und glitt hinunter.“ Agatha legte das Buch offen hin. „Nun, was haltet ihr davon?“ fragte sie.

Sie lasen es und erhoben lauten Widerspruch.

„Es ist die reine Wahrheit,“ sagte Agatha feierlich.

„Es ist schmutzig, gemein,“ sagte Jane energisch. „Erst wirfst du Gertrude ihren Fehler vor und dann gehst du hin und handelst selbst zweimal so schlecht! So etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“

„Ja, wer Wind sät, wird Sturm ernten! heißt es in unserm Lesebuch,“ sagte Agatha und fügte ihrer Beichte noch einen weiteren Abschnitt hinzu. „Aber ich war an allem schuld. Ich war auch ungezogen gegen Miß Wilson und weigerte mich, das Zimmer zu verlassen, als sie es mir befahl. Ich war aber nur beim Hinabgleiten mit Vorsatz böse. Ich liebe das Hinabgleiten so sehr, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte.“

„Laß dich warnen, Agatha,“ sagte Jane eindrücklich. „Wenn du unverschämte Bemerkungen in das Buch schreibst, wirst du weggejagt.“

„Allerdings!“ entgegnete Agatha bedeutsam. „Warte nur, bis Miß Wilson sieht, was du geschrieben hast.“

„Gertrude,“ schrie Jane in plötzlicher Besorgnis, „hat sie mich verleitet, etwas Ungehöriges zu schreiben? Agatha, bitte, sag es mir, wenn —“

Eine Glocke ertönte. Die drei Mädchen riefen wie aus einem Munde „Futtern!“ und stürmten aus dem Zimmer.

## Zweites Kapitel.

An einem sonnigen Nachmittag trieb ein Handsom mit großer Schnelligkeit die Belsize Avenue, St. Johns Wood, hinunter und hielt vor einem großen, vornehmen Hause. Eine junge Dame sprang heraus, rannte die Stufen hinauf und klingelte ungeduldig. Sie hatte einen bräunlichen Teint und scharfgeschnittene Gesichtszüge, dunkle Augen mit langen Wimpern, einen feinen Kopf, kleine Füße, Hände mit langen, spitzen Fingern und einen geschmeidigen und sehr schlanken Körper, der sich mit schlangenartiger Anmut bewegte. Ein orientalischer Geschmack schien die Farben ihrer Kleidung zusammengestellt zu haben. Sie trug ein weißes, eng anschließendes Kleid, das mit kunstvollen chinablauen Mustern bedruckt war, ferner einen gelben Strohhut, der mit künstlichem Weißdorn und roten Beeren bedeckt war. Die lohgelben Handschuhe reichten bis an die Ellbogen und waren mit einer Überfülle von goldenen Armbändern behangen.

Da die Türe nicht sofort geöffnet wurde, klingelte sie in heftiger Weise noch einmal und wurde gleich darauf von einem Mädchen hereingelassen, das erstaunt schien, sie zu sehen. Ohne sich mit einer Frage aufzuhalten, stürzte sie die Treppen hinauf in das Gesellschaftszimmer, wo eine gesund aussehende Matrone, deren Züge den feinsten jüdischen Typus zeigten, beim Lesen saß. Ein hübscher Knabe in schwarzem Samtanzug war noch im Zimmer.

„Mama," rief er, „da ist Henrietta!"

„Arthur," sagte die junge Dame erregt, „geh sofort hinaus. Und du brauchst nicht wiederzukommen, bis du Erlaubnis bekommst."

Die gute Laune des Knaben verschwand, und er ging mürrisch hinaus, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ist etwas passiert?" fragte die Matrone und legte das Buch hin mit der sorglosen Gleichgültigkeit eines erfahrenen Menschen, der einen Sturm in einem Wasserglase voraussieht. „Wo ist Sidney?"

„Fort ist er — fort! Er hat mich verlassen! Ich —" Der jungen Dame versagten plötzlich die Worte, und sie ließ sich mit leidenschaftlichem Schluchzen auf eine Ottomane hinsinken.

„Unsinn! Ich glaubte, Sidney hätte mehr Vernunft. Henrietta, sei nicht so töricht. Ihr habt euch natürlich gezankt."

„Nein! Nein!! Nein!!!" schrie Henrietta und stampfte auf den Teppich. „Nicht ein Wort haben wir uns gesagt. Seit meiner Verheiratung habe ich nicht ein einziges Mal meine gute Laune verloren — ich schwör' es dir feierlich. Ich werde Selbstmord begehen, es gibt keinen andern Weg. Auf mir liegt ein Fluch. Ich bin bestimmt, unglücklich zu sein. Er —"

„Schweig still! Was ist denn geschehen, Henrietta? Du bist doch jetzt schon sechs Wochen verheiratet und darfst dich nicht wundern, wenn einmal ein kleiner Zwist ausbricht. Du bist so leicht erregbar! Du kannst aber nicht erwarten, daß der Himmel immer wolkenlos ist. Wahrscheinlich trägst du die Schuld, denn Sidney ist viel vernünftiger als du. Hör' auf zu weinen und benimm dich wie eine verständige Frau. Ich werde selbst zu Sidney hingehen und alles wieder in Ordnung bringen."

„Aber er ist fortgegangen, und ich weiß gar nicht, wohin. Oh, was soll ich tun?"

„Was ist denn geschehen?"

Henrietta machte eine ungeduldige Bewegung. Dann zwang sie sich dazu, ihre Geschichte zu erzählen, und sagte: „Wir verabredeten am Montag, ich sollte auf zwei Tage zu Tante Judith auf Besuch gehen, anstatt ihn nach Birmingham auf diesen schrecklichen Gewerkschaftskongreß zu begleiten. Wir schieden im besten Einvernehmen voneinander. Er konnte nicht herzlicher sein. Aber ich gehe in den Tod, mir ist jetzt alles gleich. Und als ich Mittwoch zurückkam, da war er fort, und dieser Brief —" Sie zog einen Brief aus der Tasche und weinte noch bitterlicher als vorher.

„Laß mich ihn lesen."

Henrietta zauderte, aber ihre Mutter nahm ihr den Brief ab, setzte sich nahe ans Fenster und begann ihn zu lesen, ohne den heftigen Schmerz ihrer Tochter im geringsten zu beachten. Der Brief lautete folgendermaßen:

Montag abend.

Meine einzig Geliebte,

ich bin fortgegangen, übersättigt von Liebe, und will mein eigenes Leben leben und meine eigene Arbeit tun. Ich hätte Dich auf diese Absicht nur durch Kälte oder Vernachlässigung vorbereiten können. Aber das war mir unmöglich, solange der Zauber Deiner Anwesenheit auf mich wirkte. Darum mußte ich fliehen, um mich selbst zu retten.

Ich fürchte, ich kann Dir für meinen Schritt keine genügenden und verständlichen Gründe angeben. Du bist ein schönes und kostbares Geschöpf, das Leben gibt Dir nur dann volle Befriedigung, wenn es ein Karneval der Liebe ist. Mein Fall liegt gerade umgekehrt. Bevor mir drei zärtliche Worte entschlüpft sind, mache ich mir schon Vorwürfe wegen meiner Torheit und Unaufrichtigkeit. Bevor eine Liebkosung erkalten kann, regt sich schon in mir in stärkster Weise das entgegengesetzte Gefühl. Ich muß wieder zu meinem alten, einsam strengen Einsiedlerleben zurückkehren, zu meinen trocknen Büchern, meiner Agitation für den Sozialismus, meinen Entdeckungsreisen durch die Wildnis des Gedankens. Ich heiratete Dich in dem unsinnigen Glauben, ich hätte auch jene natürliche Zuneigung, die andere Männer eine lebenslange Ehe ertragen läßt. Aber ich habe meinen Irrtum eingesehen. Du bist für mich die lieblichste Frau von der Welt. Nun habe ich fünf Wochen lang mit der lieblichsten Frau von der Welt zusammengelebt, ich habe mit ihr geplaudert und gescherzt, und das Ende ist, daß ich von ihr fliehe und in eine Einsiedelei gehe, bis ich sterbe. Die Liebe kann mich nicht beherrschen. Alles, was stark ist in mir, lehnt sich gegen sie auf und schüttelt sie ab. Vergib mir, daß ich Dir Unsinn schreibe, den Du nicht verstehst, und urteile nicht zu hart über mich. Ich war gegen Dich so gut, wie ich es mit meinem selbstsüchtigen Wesen sein konnte. Suche mich nicht aus meiner Verborgenheit aufzustören, in der ich bleiben will und bleiben muß. Mein Anwalt wird Deinem Vater schreiben und alle geschäftlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Du sollst so glücklich sein, wie Wohlstand und Freiheit Dich machen können. Wir werden uns wiedersehen, — später einmal.

Leb wohl, meine letzte Liebe.

Sidney Trefusis.

„Nun?“ fragte Mrs. Trefusis, die durch ihre Tränen bemerkte, daß ihre Mutter den Brief gelesen hatte und voll Verwirrung nachdachte.

„Wahrhaftig!“ sagte Mrs. Jansenius mit erregter Stimme. „Glaubst du, daß er ganz richtig im Kopf ist, Henrietta? Oder hast du zuviel Aufmerksamkeit von ihm verlangt? Die Männer widmen nicht gerne ihr ganzes Wesen ihren Frauen, selbst in den Flitterwochen nicht.“

„Er sagte, er sei nur in meiner Nähe glücklich,“ schluchzte Henrietta. „Noch nie hat es so etwas Grausames gegeben. Ich habe oft selbst nach einer Veränderung ver-

langt, aber ich fürchtete, seine Gefühle zu verletzen, wenn ich es sagte. Und jetzt hat er gar keine Gefühle. Aber er muß zu mir zurückkommen. Nicht wahr, Mama?"

„Natürlich müßte er. Hoffentlich ist er nicht mit einer andern davongelaufen?"

Henrietta sprang auf, und ihre Wangen wurden rot. „Wenn ich das dächte, ich würde ihn bis an das Ende der Welt verfolgen und sie ermorden. Aber nein, er ist nicht wie die andern. Er haßt mich. Alle hassen sie mich. Du machst dir auch nichts daraus, ob ich verlassen bin oder nicht, und Papa nicht und niemand hier im Hause."

Mrs. Jansenius blieb noch immer gleichgültig bei der Aufregung ihrer Tochter. Sie überlegte einen Augenblick und sagte dann friedlich:

„Du kannst nichts tun, bis wir Nachricht von dem Anwalt bekommen. Inzwischen kannst du hier bei uns wohnen, wenn du es willst. Ich habe nicht erwartet, daß du mich sobald besuchen würdest, aber dein Zimmer ist, seit du fortgegangen, noch nicht benutzt worden."

Mrs. Trefusis hörte auf zu weinen. Diese erste Andeutung, daß ihres Vaters Haus nicht mehr das ihrige sei, kühlte sie ab. Ein wirkliches Gefühl von Verlassenheit kam über sie. Unter seinem kalten Einfluß gewann sie ihre Fassung wieder, und ihr Stolz legte sich wie eine Schranke zwischen sie und ihre Mutter.

„Ich will nicht lange hierbleiben," sagte sie. „Wenn sein Anwalt mir nicht sagen will, wo er ist, werde ich ganz England nach ihm durchstöbern. Es tut mir leid, daß ich euch hier Störung mache."

„Oh, du wirst uns keine größere Störung machen, als du es immer getan hast," sagte Mrs. Jansenius ruhig und war befriedigt, weil ihre Tochter den Wink verstanden hatte. „Du gehst jetzt am besten hinauf und wäschst dein Gesicht. Es kann Besuch kommen, und du willst doch die Leute nicht in dem Zustand empfangen. Wenn du Arthur auf der Treppe siehst, sag ihm, bitte, er solle hereinkommen."

Henrietta verzog boshaft ihre Lippen und verließ das Zimmer. Dann kam Arthur herein und stellte sich in mürrischem Schweigen an das Fenster, indem er darüber brütete, warum er wohl vorhin aus dem Zimmer verjagt worden war. Plötzlich rief er: „Da kommt Papa, und es ist noch nicht fünf Uhr!", worauf ihn seine Mutter zum zweiten Male hinausschickte.

Mr. Jansenius war ein Mann von würdigem Aussehen. Er war noch keine fünfzig Jahre alt, aber auch nicht weit davon ab. Er bewegte sich mit abgemessener Ruhe und machte ein Gesicht, als ob hinter seinen wulstigen Brauen kostbare Gedanken verborgen lägen. Seine schöne Adlernase und die scharfen, dunklen Augen verrieten seine jüdische Abstammung, deren er sich übrigens schämte. Die Leute, die das nicht wußten, glaubten natürlich, er sei stolz darauf, und begriffen nicht, warum er seine Kinder als Christen erziehen ließ. Er war wohlerfahren in Geschäftsangelegenheiten und hatte außer seiner Liebe zur Familie, seinem Streben nach Ansehen, Behaglichkeit und Wohlhabenheit keine Leidenschaften. So hatte er nicht nur das ererbte väterliche Vermögen bewahrt,

sondern es auch beträchtlich vergrößert. Er war Bankier und stand auf dem Standpunkt, die unendlichen Ersparnisse, die das Banksystem mit sich führt, soviel wie möglich aufzufangen und in seine Tasche zu stecken und im übrigen die Welt gerade so hart arbeiten zu lassen, wie sie es tat, bevor das Banksystem eingeführt war. Da aber die Welt unter solcher Bedingung überhaupt nicht zur Bank gegangen wäre, so gab er ihr, um sie anzulocken, ein wenig von diesen Ersparnissen ab. So hatten die Leute ihren kleinen Vorteil und er seine Genugtuung, daß er zugleich ein wohlhabender Staatsbürger und ein öffentlicher Wohltäter war, schwer an Geld und leicht an Gewissen.

Er trat schnell in das Zimmer, und seine Frau sah, daß ihn etwas erregt hatte.

„Weißt du, was geschehen ist, Ruth?“ fragte er.

„Ja, sie ist oben.“

Mr. Jansenius starrte sie an. „Was, sie ist schon fortgegangen?“ fragte er. „Welche Veranlassung hat sie, hierher zu kommen?“

„Das ist doch ganz natürlich. Wo sollte sie sonst hingehen?“

Mr. Jansenius, der nie seiner eigenen Ansicht traute, wenn sie von der seiner Frau abwich, entgegnete langsam: „Warum ging sie nicht zu ihrer Mutter?“

Mrs. Jansenius war diesmal daran, erstaunt zu werden. Sie sah ihn mit kühler Verwunderung an und bemerkte: „Ich bin doch ihre Mutter, oder nicht?“

„Ich wußte das nicht. Ich bin erstaunt, es zu hören, Ruth. Hast du auch einen Brief bekommen?“

„Ich habe den Brief gelesen. Aber was wolltest du damit sagen, du wüßtest nicht, daß ich Henriettas Mutter sei? Du willst wohl Witze machen?“

„Henrietta! Ist sie hier? Ist das noch ein Ärger?“

„Ich weiß es nicht. Wovon sprichst du eigentlich?“

„Ich spreche von Agatha Wylie.“

„Oh, und ich sprach von Henrietta.“

„Was ist denn mit Henrietta los?“

„Was ist mit Agatha Wylie los?“

Jetzt geriet Mr. Jansenius in Zorn, und sie hielt es für das beste, ihm Henriettas Bericht mitzuteilen. Als sie ihm Trefusis Brief gab, sagte er etwas ruhiger: „Ein Unglück kommt nie allein. Lies das,“ und gab ihr einen andern Brief, so daß sie beide zu gleicher Zeit zu lesen begannen.

Mrs. Jansenius las folgendes:

An Mrs. Wylie,
Acacia Lodge, Chiswick.

Alton College, Lyvern.

Sehr geehrte, gnädige Frau,

zu meinem großen Bedauern muß ich Sie bitten, sofort Miß Wylie von Alton College zurückzuholen. In einem Institut wie dem meinigen, in dem die Schülerinnen so wenig

wie möglich in ihrer Freiheit beschränkt sind, ist es notwendig, daß alle sich ohne Klagen und Widerstreben den wenigen unentbehrlichen Vorschriften fügen. Miß Wylie hat sich diesen Bedingungen nicht unterworfen. Sie erklärt, daß sie fortgehen will, und maßt sich ein Benehmen gegen mich und meine Kolleginnen an, das wir in Rücksicht auf uns selbst und auf ihre Mitschülerinnen nicht so hinnehmen können. Sollte Miß Wylie irgendeinen Grund haben, sich über ihre Behandlung oder über den Schritt, zu dem sie uns gezwungen hat, zu beklagen, so wird sie Ihnen das sicher mitteilen.

Vielleicht sind Sie so freundlich, und setzen sich mit Miß Wylies Vormund, Mr. Jansenius, ins Einvernehmen. Ich werde dann mit ihm ein Abkommen treffen, da Sie ja das Schulgeld für das laufende Jahr schon bezahlt haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Maria Wilson.

„Das ist ja eine hübsche, junge Dame!“ sagte Mrs. Jansenius.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Mr. Jansenius, der einen roten Kopf bekommen hatte, als er den Brief seines Schwiegersohnes las. „Ich kann das nicht fassen. Was bedeutet das, Ruth?“

„Ich weiß es auch nicht. Sidney ist wahrscheinlich verrückt, die Flitterwochen haben die Krankheit zum Ausbruch gebracht. Aber du darfst nicht dulden, daß er mir Henrietta wieder auf den Hals lädt.“

„Verrückt! Glaubt er vielleicht, er könnte sich seinen Pflichten gegen seine Frau entziehen, weil sie meine Tochter ist? Glaubt er, weil sein Großvater von mütterlicher Seite ein Baron war, er könnte Henrietta an die Seite werfen, sobald er ihrer Gesellschaft überdrüssig geworden ist?“

„Oh, das ist es nicht. An uns hat er gar nicht gedacht.“

„Aber ich werde dafür sorgen, daß er an uns denkt,“ schrie Mr. Jansenius mit lauter, aufgeregter Stimme. „Er soll mir Genugtuung geben.“

Gerade jetzt trat Henrietta wieder ins Zimmer und sah ihren Vater wütend auf und ab gehen und mehrmals wiederholen: „Er soll mir Genugtuung dafür geben.“

Mrs. Jansenius winkte ihrer Tochter, daß sie ruhig bleiben sollte, und sagte begütigend: „Rege dich nicht auf, John.“

„Aber ich will mich aufregen. Verdammter Hund! Verfluchter Schurke!“

„Das ist er nicht!“ schluchzte Henrietta, indem sie sich hinsetzte und nach ihrem Taschentuch griff.

„Laß das nun endlich sein!“ sagte Mrs. Jansenius scharf. „Du hast genug geweint, ich will nichts mehr davon hören.“

Henrietta sprang leidenschaftlich auf. „Ich sage und tue, was ich will,“ schrie sie. „Ich bin eine verheiratete Frau und lasse mir nichts befehlen. Und ich will meinen Mann wieder haben, und wenn er sich wer weiß wo versteckt. Papa, kannst du ihn nicht

veranlassen, zurückzukehren? Ich sterbe sonst. Versprich mir, daß du ihn zurückbringst."

Dann warf sie sich ihrem Vater an die Brust und verhinderte jede weitere Auseinandersetzung, indem sie in einen Weinkrampf verfiel und das Haus durch ihr Geschrei in Aufruhr brachte.

## Drittes Kapitel.

Eine der Lehrerinnen in Alton College war eine Mrs. Miller, eine altmodische Schulmeisterin, die nicht an Miß Wilsons System, die Mädchen durch moralische Überredung zu erziehen, glaubte und sich nur unter Protest danach richtete. Sie war zwar nicht bösartig, aber doch engherzig genug, um manchmal kleinlich zu handeln, und sie hatte alle Welt im Verdacht, sie gering zu schätzen. Besonders glaubte sie das von Agatha und behandelte sie, wenn sie mit ihr zu tun hatte, was glücklicherweise selten war, mit verächtlicher Höflichkeit. Agatha fühlte sich dadurch nicht verletzt, denn Mrs. Miller war eine unsympathische Frau, die unter den Mädchen wenig Freundinnen hatte und alle ihre Herzensgefühle auf einen großen Kater namens Gracchus übertrug, den man meistens Bacchus nannte, indem man die harten Anfangsbuchstaben milderte.

Eines Nachmittags saß Mrs. Miller mit Miß Wilson im Arbeitszimmer und korrigierte einige Prüfungsarbeiten. Plötzlich hörte sie einen entfernten Schrei, der wie das Klagen einer Katze klang. Sie eilte an die Türe und lauschte. Gleich darauf erhob sich ein langgezogener Klagelaut, der durch zwei Oktaven hinaufging und dann langsam wieder abnahm. Es war wirklich das Schreien einer Katze, obgleich sie nicht bestimmen konnte, woher es kam. Aber jetzt folgte ein Kreischen und Fauchen, ein wütendes Spucken und Raufen, das ohne Zweifel aus einem Zimmer im unteren Stockwerk herausdrang, in welchem die älteren Mädchen zu studieren pflegten.

„Mein armer Gracchus!" rief Mrs. Miller und lief so schnell die Treppe hinunter, wie sie konnte. Sie fand das Zimmer ungewöhnlich still. Jedes Mädchen war in das Lernen vertieft, nur Miß Carpenter, die so tat, als ob sie ein hingefallenes Buch aufhebe, saß da, keuchend vor unterdrücktem Lachen, und alles Blut war ihr durch das Bücken in den Kopf gestiegen.

„Wo ist Miß Ward?" fragte Mrs. Miller.

„Miß Ward holt einige astronomische Zeichnungen, die wir brauchen," sagte Agatha mit ernstem Blick. Gerade jetzt kam Miß Ward mit den Zeichnungen in der Hand zurück.

„Ist dieser Kater hier gewesen?" fragte sie, ohne Mrs. Miller zu bemerken, und in ihrem Ton lag ein starker Widerwillen gegen Gracchus.

Agatha fuhr auf und zog ihre Füße an sich, als fürchtete sie, gebissen zu werden. Sie schaute aufmerksam unter das Pult und sagt dann: „Es ist kein Kater hier, Miß Ward."

„Er muß aber irgendwo stecken, ich habe ihn gehört," sagte Miß Ward gleichgültig, indem sie ihre Zeichnungen aufrollte und sie ohne weiteres zu erklären begann.

Mrs. Miller, die um ihren Liebling besorgt war, beeilte sich, ihn anderswo zu suchen. Im Flur traf sie eins von den Hausmädchen.

„Susanna," sagte sie, „haben Sie Gracchus gesehen?"

„Er schläft vor dem Kamin in Ihrem Zimmer, Madame."

„Aber ich hörte ihn doch vorhin hier unten schreien. Es ist sicher eine andere Katze eingedrungen, und sie haben sich gebissen."

Susanna lächelte mitleidig. „Aber, Madame," sagte sie, „das war doch Miß Wylie. Sie spielt nur Theater. Sie macht die Biene an der Fensterscheibe, den Soldaten im Kamin, die Katze unter dem Küchentisch. Alles ist so natürlich wie in der Wirklichkeit."

„Den Soldaten im Kamin!" wiederholte Mrs. Miller entsetzt.

„Ja, Madame. Wie ein Liebhaber, der sich im Kamin verbirgt, weil er die Hausfrau kommen hört."

(Fortsetzung folgt.)

# Rundschau.

## Finanzpolitische Rundschau.

Von Pluto.

In hundert Jahren, so wird von der Budget-Kommission versichert, kann das Reich seine bisherige Schuld abgezahlt haben, falls die neu vorgeschlagenen Tilgungsbedingungen durchgeführt werden. Zehn Dezennien sind nach allen geschichtlichen Erfahrungen — man denke nur an die Veränderungen zwischen 1808 und 1908 — eine so lange Zeit, daß eine Prophezeiung über Konsolidierung oder vorübergehenden Bankrott irgend eines Staates bis dahin unmöglich bleibt. Es kommt auch wenig darauf an, daß die gegenwärtig schon sehr stattliche Reichsschuld regelmäßig abnimmt, wenn man, hierdurch kühn gemacht, das Doppelte und Dreifache an neuen Anleihen wieder aufnimmt. Das ist noch ein sehr geringer Maßstab! Da ja die Verhältnisse stärker als die Menschen sind, würde es auch dem klügsten Reichsschatzsekretär mißlingen, nach dieser Richtung hin eine entscheidende Wendung zum Guten herzuzaubern. Freilich, der klügste Finanzmann würde gegenwärtig nur ein solcher sein, der ein wirklicher Sparer ist, der endlich erkennt, daß alle neu erfundenen und noch zu erfindenden Steuern unvergleichlich unwichtiger sind, als eine nachhaltige Einschränkung vieler großen Ausgaben. Ein solcher Sparer müßte aber zunächst Diplomat genug sein, um wie s. Zt. Miquel mit den Reichstagsparteien auszukommen, sowie auch Persönlichkeit genug, um unser Staatsoberhaupt von den Wohltaten dieser Ökonomie zu überzeugen. Unter Umständen, so witzig auch das Gegenteil zu karikieren wäre, könnte ein solcher Mann den Kaiser noch immer leichter zu seiner Meinung bekehren, als einzelne Parteien, die sich immer zur rechten Zeit zusammenschließen. Jedenfalls kann kein Zweifel über das Unbehagen und das Mißtrauen herrschen, das unsere wohlhabenden Klassen, soweit sie Anlagen zu machen haben, tatsächlich erfaßt. Schon die kürzliche Überraschung aus der Budget-Kommission, daß eine weitere Zinsendeckung für nicht weniger als eine Milliarde herbeigeschafft werden müsse, wurde weit über das Foyer des Reichstags hinaus höchst peinlich empfunden. Denn als erst vor einigen Wochen die neuen Anleihen herauskamen, war über diesen bisher unbekannten Zinsenbedarf

nirgends etwas nachzulesen. Welche Schwierigkeiten wurden nicht vor 11 Jahren den Abfassungen von Prospekten bereitet. Das Wort: böslich spielte dabei in den Kommissionen eine so große Rolle, daß schließlich die Sachverständigen erklärten, die Unterzeichner solcher Prospekte würden bei so dehnbaren Begriffen den Stimmungen der Richter, respektive den betreffenden Zeitströmungen geradezu ausgeliefert sein. Damals stand auch Rußland noch in voller Scheinblüte da, und es wurde mit Recht eingewandt, daß ein Konsortium, welches von Minister Witte nähere Details bei neuen Anleihen verlangte, mit einem einfachen: Nein! nach Hause geschickt würde. Das bezog sich auf auswärtige Emissionen; für inländische war man patriotisch und vertrauensselig genug, ein Wort wie: böslich gar nicht auszudenken. Nun hatten wir es erlebt, daß wenige Tage vor Ausbruch des japanisch-russischen Krieges Preußen und das Reich ruhig mit einem Konsortium neue Anleihen abgeschlossen hatten, so daß sowohl Bankier wie Publikum den großen politischen Hintergrund, der ja von keiner Staatsanleihe zu trennen ist, erst später zu Gesicht bekamen. Diesmal ist die Überraschung natürlich eine kleinere, aber es wäre doch interessant gewesen, den Andrang unserer Zeichner zu vergleichen, falls man jene Nachricht von der Zinsenbedeckung für noch eine Milliarde vorher amtlich bekannt gegeben hätte. Im übrigen nützen alle solche Klugheiten sehr wenig! Wie sich ja denn auch nachträglich herausgestellt hat, daß auch der jüngste Anleiheplan mit seiner scharfen Festlegung von ernsten Zeichnern, Sperrstücken usw. stark in die Brüche gegangen ist. Mehr als ein Drittel konnte sich die Regierung nicht sichern, und nun hatte sie die Kühnheit, da ja an Unerfahrenheit an solchen Stellen nicht gesprochen werden kann, den meisten — freien Zeichnern ebenfalls voll zuzuteilen. Das Konsortium selbst mußte aber doch den Charakter seiner Subskribenten kennen, besonders wo noch das Ausland wie u. a. die Schweiz stark hinzugetreten war. Glaubten die Herren etwa, auch die fremden Zeichner an der Kette führen zu können? Entweder also das Konsortium versäumt, Reichsbank und Seehandlung auf diesen wichtigen Umstand aufmerksam zu machen, oder die betreffenden Zuteilungen werden in bekanntem Selbstbewußtsein über den Kopf unserer Hochfinanz entschieden. Die Folge davon bleiben tägliche Verkäufe und die notgedrungene Aufnahme eines großen Teils der neuen Anleihen durch die — Reichsbank. Man nennt das kurz: zurückgenommen! Wenn man bedenkt, wie oft derartige unliebsame Zwischenfälle bei deutschen und preußischen Emissionen schon eingetreten sind, so darf schon die Frage erlaubt sein, ob bei uns nur die Männer, aber nicht die Systeme wechseln. Übrigens hat unsere kürzlich hier angeregte Frage, aus welchen Gründen bis zum 1. Oktober frische 650 Millionen in unseren Staatskassen sein müssen, immer weitere Kreise mit nur zu berechtigter Neugier angezogen. Die Bankiers mit ihrer Geschäftstechnik sind da rasch zu einer Antwort bereit, indem sie sagen, die Regierungen würden einstweilen den ganzen Erlös gegen Verzinsung bei den Banken belassen. Das ist nun die schlimmste Verteidigung dieser seltsamen Maßnahmen, denn Geld, das man überhaupt nicht braucht, aus dem ohnehin äußerst knappen Markte zu ziehen, um es auf viel verschlungenen Umwegen wieder ins Publikum zu bringen, bedeutet nichts andres, als auf ferne Termine hinaus eines Anleiheerfolges überhaupt unsicher zu sein. Die Banken aber können für bestimmte Fristen solche Summen doch kaum der Industrie zuwenden, sondern sie müßten damit zur Börse gehen. Danach findet also eine künstliche Verschließung unserer regelmäßigen Geldkanäle statt und eine ebenso künstliche Bewässerung von Geschäftsgebieten, die einstweilen von solchen Erleichterungen noch nichts gespürt haben. Am allerbedenklichsten wäre es, wenn innerhalb unserer leitenden Regierungskreise, wie gesagt eine Furcht besteht, in absehbarer Zeit neues Geld im Inlande nur schwer erhalten zu können. Das würde dann weniger auf eine Minderbewertung unserer Wirtschaftslage deuten, als auf gewisse Vorkenntnisse von weiteren neuen Anleihen, die sich bereits jetzt von den Gelehrten unseres Militärs- und Marine-Budgets ungefähr herausrechnen lassen könnten. Man würde aber irre gehen, in dieser Beziehung etwa noch ein besonderes Geheimnis zu wahren. Das allgemeine Gefühl wird immer mehr mit diesbezüglichen Besorgnissen angefüllt, auch ohne daß wichtige Details in die Öffentlichkeit dringen. Richtig mag

ja hierbei der Vorwurf sein, daß unsere ganze Art bei weitem zu luxuriös und verschwenderisch geworden sei, so wünschenswert jedoch die Rückkehr zur Einfachheit ist, — sie bleibt ja ein frommer Wunsch — so kommen doch solche Einschränkungen gegenüber den wirklichen Strömen von neuen kostspieligen Machtvermehrungen kaum in Betracht. Das ist der Punkt, von dem die ganze Beängstigung unseres Bürgertums ausgeht, soweit dasselbe nicht hyper-chauvinistisch ist. Und auch das letztere, falls es Geld und sonst noch Versteuerbares besitzt, scheint sich über die notwendige Verschlechterung unseres Finanzetats endlich klar geworden zu sein.

* * *

Die Krise, augenblicklich in der wichtigsten Handelsstadt Spaniens, in Barcelona, spiegelt im ganzen nur das ungünstige Geschäft von Spanien überhaupt wider. Immerhin notieren 4% Exterieurs trotz eines Goldagios, das bereits über 15¼ % war, noch über 92, was für ein Land mit einer so ungeheuren Staatsschuld, dem frühere Geldquellen wie Cuba und die Philippinen fehlen, noch sehr günstig ist. Zur Zeit des Tiefstandes der spanischen Fonds nach dem Verluste der Kolonien, wurden unsere Kapitalisten durch unaufhörliche Mahnungen aus ihrem Besitz getrieben, mit der gleichen Pedanterie, mit der man die deutschen Inhaber von Madrider Losen gerade in den Tagen zu ängstigen begann, wo dieses Papier Aussicht auf Besserung gewonnen hatte. Man kann eben im Namen einer altväterischen Solidität viel Unheil anrichten, wenn zu einem Publikum, das gar nicht aus kleinen Sparern besteht, beständig wie zu Witwen und Waisen gesprochen wird. Die Verluste, welche nach dieser Richtung hin bei solchen Werten nach und nach gerade von dem deutschen Volke erlitten worden sind, umfassen ungezählte Millionen, während das besser geleitete ausländische Kapital ebenso große Summen an der Aufnahme solcher Papiere gewann. Es gibt eben keinen ausschließlichen Ziffernbeweis, sondern das Psychologische muß mit hinzugezogen werden. Und so kam es bei Beurteilung Spaniens nicht allein auf die wirtschaftlichen Fähigkeiten des Volkes, sondern auch auf dessen Zähigkeit an. Gerade diese letztere Eigenschaft hat das Land wieder zur Erholung gebracht, und wie wenig deutsche Inhaber von spanischen Papieren noch vorhanden sind, hat sich am besten aus der völligen Gleichgültigkeit gezeigt, mit der jene jüngste Krise in Barcelona, der Hauptstadt der fleißigsten Provinz, an unsern Börsen aufgenommen wurde. Um Kurse zu machen, bedarf es eben des Materials, und wir haben keine spanischen Fonds mehr. Im übrigen zeigen die Zustände in jener großen Hafenstadt so recht, zu welcher Gewohnheitsmacht sich auch die schlimmsten Zustände aufraffen. Dieses Barcelona, das das größte Anarchistennest auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel ist, wo es viele Wochen gibt, in denen z. B. der französische Generalkonsul (es gibt dort 30 000 Franzosen) wegen zahlreicher Drohbriefe nicht sein Haus zu verlassen wagt, bleibt dennoch der wichtigste Punkt für den ganzen spanischen Handel. Also auch in dieser Hinsicht kommt man mit einfachen Erfahrungssätzen, landläufigen Ansichten über Sicherheit von Blut und Geld, nicht zum Ziele.

* * *

Die Stille an den deutschen Börsen ist wieder so regelmäßig geworden, als ob die Freigebung des Ultimohandels noch keineswegs in Aussicht stünde. Freilich ist die neue Gesetzesrevision noch nicht im Text erschienen, so daß diejenigen Geschäftsleute und Laien, welche noch niemals etwas Juristisches zu deuten wagten, jetzt vorgeben, sie müßten dieses Gesetz erst studieren, bevor sie sich wieder mit beiden Füßen in den Effektenverkehr stellen könnten. Lebhafter dürfte es nun wohl alsdann an der Börse werden, aber Hindernisse gegen eine volle Wiederkehr der alten Zeiten bleiben genug bestehen. Da wäre erstens die schon neulich geschilderte Schwierigkeit, Alteingerissenes wieder aufzubauen, sodann die schlimme Lage der Mittelfirmen, welche für ½ pro Mille unmöglich Kommissionsgeschäfte machen können, und endlich das mangelnde Geld. Was jenes ½ pro Mille betrifft, so ist es richtig, daß sich die Berliner Firmen, nur um Kundschaft an sich zu reißen, mit diesem Minimum begnügen, aber das beweist noch keineswegs die Richtigkeit der Methode, Aufträge um jeden Preis erhalten zu wollen. Im Gegenteil, nur

durch ein festes Zusammenhalten gegenüber der spekulierenden Kundschaft, auf die man ja nicht mit Mitleid herabzusehen braucht, dürften es die so wichtigen mittleren Bankiers zu einer gewissen Macht auch gegenüber den Banken bringen. Denn je geringer das Verdienen ist, desto schwächer werden naturgemäß auch die Hände, welche börsenmäßig die Papiere haben, resp. durchzuhalten haben. Den Banken schaden die zu geringen Provisionen nichts, denn sie verdienen eben an den Papieren selbst, die sie nicht wie die Kommissionäre nur als Fabrikat, sondern in ihrer Eigenschaft als Gründer, gewissermaßen als Rohstoff abgeben. Als unsere Großinstitute, wie vor allem die Deutsche Bank, mit den Gründungen von Aktien-Unternehmen und deren weiteren Finanzierungen vorwärts gingen, lautete die schmucke Devise: Wir wollen unseren Kunden, welche Papiere von uns verlangen, die Werte selbst schaffen. Aus dieser angeblichen Not ist natürlich längst eine Tugend geworden. Heute kreiert man keine Aktien und Obligationen mehr, um dem ratlosen (!) Publikum eine Gefälligkeit zu erweisen, sondern man sucht die Kundschaft zu pflegen und zu vermehren, wozu ja Wechselstuben gut genug sind, nur um bei ihr die unter großen Profiten geschaffenen Papiere abzusetzen. Was liegt also da noch an einer größeren oder kleineren Provision! Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch in unseren Banken-Kabinetten selbst eine gründliche Nachrechnung über das Mißverhältnis besteht, zwischen den Unkosten des Beamtenstabes und der Endsumme der Provisionen. Am leichtesten würde sich natürlich die Börse aus ihrer Lethargie herausschwingen, wenn Geld sicherer zu haben bliebe. Die Leichtigkeit in dieser Beziehung ist aber bis jetzt immer nur von kurzer Dauer gewesen, da vor allem die Banken in ihrer alten Knappheit stumm dahergehen, die ja kaum vor Oktober einen großen Teil des Anleihe-Erlöses als tägliches Geld ausleihen könnten. Weit weniger aber als diese immer wiederkehrende Rarität von Darleihern bleibt die Dunkelheit dieser ganzen Gelderscheinung. Es käme in der Tat besonders bei den heutigen geringen Umsätzen gar nicht so ausnehmend auf eine sofortige Flüssigkeit des Marktes an, als auf die Klarstellung des eigentlichen Mangels an Barmitteln. Kein Mensch kennt die Ursache, jeder spricht davon, und begegnet man höchst maßgebenden Geschäftsleuten, so warten diese mit Gedanken und Zahlen auf, welche auch nicht viel beweisen, obgleich in solchen Betrachtungen betreffs unserer industriellen Kredite und unserer Kapitalsverzettelungen nach dem Auslande viel Wahres liegen mag. Was freilich nicht gerne berührt wird, ist die starke Verminderung unserer Geldgeber durch die immer wachsenden Konzentrationen. Man nehme nur einen Platz wie Frankfurt, in dem zu Zeiten Rothschilds der Zinsfuß immer billiger als in Berlin war. Die Diskonto-Gesellschaft, welche die Nachfolge repräsentiert, zieht umgekehrt noch Geld aus diesem sonst so wichtigen Börsenplatze heraus. Und es hat noch keineswegs sehr langverflossene Zeiten gegeben, in denen diese erste Bank im Kontokorrent einen Prozentsatz vergütete, den Privatbankiers, ohne „besprochen" zu werden, nicht anbieten konnten. Man nehme aber dort ein anderes sehr großes, aber bei weitem nicht so mächtiges Haus wie Rothschild, nämlich Erlanger. Solange dieses noch nicht in die Dresdener Bank aufgegangen war, flossen der Frankfurter Börse Barmittel von dem ebengenannten Hause sowie auch von dem diesem nahestehenden Hypotheken-Kreditverein zu. Als dann die Filiale der Dresdener Bank geschaffen wurde, und man mit ihr auch die Genossenschaftsbank verschmolz, fehlten plötzlich für Frankfurt drei äußerst wichtige Geldgeber. Denn die Filiale der Dresdener Bank absorbiert die ihr zufließenden Barmittel für ganz andere Zwecke, wie es einem so überaus weitreichenden Institute angemessen ist. Im allerbesten Falle kommt dann ein Teil der Gelder an die Berliner Börse, wo man eben höhere Sätze zu bezahlen pflegt. Jetzt ist Frankfurt so weit gekommen, daß gute Mittelfirmen, die aber ohne Anlehnung an Banken dastehen, wohl ein paarmal hunderttausend Mark, natürlich immer nur gegen Effekten und 20% Kursabzug, auftreiben können. Sobald es sich jedoch um mehrere Millionen unter den gleichen völligen Sicherheiten handelt, bleibt jeder dahin gehende Versuch meistens erfolglos, und man muß deswegen nach Berlin telegraphieren. Notabene wünscht man doch den Satz für tägliches Geld für sich zu haben und nicht etwa

einen Lombard von 6 % bei der Reichsbank. Zu letzterer gehen Bankiers ja nur im äußersten Falle. Das spielt augenblicklich und schon seit längerem an der zweitgrößten Börse Deutschlands, indessen auch Berlin muß in den gleichen Strudel einst hineingezogen werden. Denn diejenigen Stellen, wo Geld zu vergeben ist, haben zu viele andere Interessen auf sich gehäuft, die sie nicht mehr von sich wälzen können. Wenn beispielsweise zwei Brüder da sind, von denen der eine bei einer ersten Privatfirma, der andere bei einer ersten Bank disponiert, so gibt der eine morgens beim Kaffeetrinken bereits dem andern für seine Bank alles flüssige Geld, und der Markt selbst geht leer aus. Das Bild mag barock ausschauen, aber es ist lehrreich und illustriert vieles, was der Börse durch das Dahinschwinden des persönlichen Geschäftsverkehrs noch bevorsteht.

* * *

Die steigende Lebhaftigkeit, welche tageweise, und das ist für heute schon sehr viel, unsere elektrischen Papiere ergreift, ist in erster Linie auf Bahnprojekte zurückzuführen, deren Ausführung die Phantasie natürlich ziemlich weit voraneilt. Es war in einer Generalversammlung der „A.E.G.“, wo die Aktionäre im Vorzimmer eine regelrechte Nernstlampe (aber aus dem Laboratorium) in voller Leuchttätigkeit erblickten. Die darauf hinzielenden Worte in der Rede des Generaldirektors ermutigten die Anwesenden ebenfalls, und wenige Stunden nachher stiegen an der Börse die Aktien prozentweise. Diese Vorhausse hat aber die allgemeine Geduld noch auf eine lange Probe gestellt, da doch Jahre vergingen, bis die Nernstlampe fabrikationsfertig war, derart, daß nur noch das Prinzip des Erfinders sein Eigentum genannt werden konnte. So mühevoll und zahlreich ließen sich also noch die weiteren Versuche durch die Fachmänner der A.E.G. an! Man tut gut, an diese Tatsache zu denken, wenn man jetzt von bevorstehenden elektrischen Bahnen in Deutschland spricht. Die Tatsache, daß Staatsbeamte nunmehr mit den Vertretern unserer bedeutendsten elektrischen Unternehmen eine Studienreise nach Amerika begonnen haben, spricht nur für den festen Vorsatz, aber noch wenig für den Erfolg. Unsere Bureaukratie hat sich immer langsam vorwärts bewegt, und so ist ihre jetzige Initiative doch immer nur im Verhältnis des bisherigen Zurückbleibens zu überschlagen. Unsere Elektriker selbst aber sind schon oft genug jenseits des Ozeans gewesen, um dann bezüglich der Elektrisierung unserer Vollbahnen sogar zu der in privaten Kreisen viel kolportierten Äußerung zu kommen: „Wir erleben's nicht mehr!“ Bei der Umwandlung der Vollbahnen haben zwei Faktoren mitzusprechen: die Ausrechnung der Rentabilität und die Militärbehörden; ganz abgesehen noch von dem Verantwortlichkeitsgefühl unserer Eisenbahndirektionen für den Fall einer zu großen Zugbeschleunigung. Die Rentabilität ist bereits vor vielen Jahren bei der Berlin-Hamburger Linie mit 5 % ausgerechnet gewesen, ohne daß damit die Elektrisierung vom Fleck gekommen wäre; die Militärbehörden bleiben bekanntlich in ihrer alten Opposition, die ja besonders die nur zu leichte Störung des gesamten Fahrbetriebes durch Feindeshand im Auge hat, sowie die Unmöglichkeit, alsbald unsere eigenen Lokomotiven vor die Züge im Invasionslande zu stellen. Nur in Bayern scheint man bis jetzt bezüglich einer großen Linie die Genehmigung des Kriegsministeriums erhalten zu haben. Naiv genug erklärt nun die Denkschrift des bayrischen Verkehrsministeriums ausdrücklich, daß die Einführung der Elektrisierung auf allen bayrischen Bahnen wohl noch nicht in Aussicht genommen ist. Zunächst dürfte doch bei den projektierten Nebenbahnen in Rheinland-Westfalen ein derartiger Systemwechsel in Betracht kommen. Hierbei spielt aber mehr die Sparsamkeit der preußischen Regierung eine Rolle, da man diese Linien möglichst eingleisig machen möchte, es also für die Entlastung der Strecke mit Elektrizität rascher als mit Dampf ginge. Indessen auch hierbei würde die Frage der eventuell zu kostspieligen Anlage genau studiert werden. Seitdem die A.E.G., sparsam wie sie sonst ist, sich 15 Millionen 4½-prozentige Obligationen von ihrer Generalversammlung zusichern ließ, schwimmen Optimisten in der Hoffnung, daß nunmehr eine neue Ära im Eisenbahnbetrieb anbreche. Gerade diese 15 Millionen beweisen das Gegenteil, denn was bedeutet eine so kleine Summe für den Ernstfall! Vielleicht haben bei jener Gesellschaft auch andere Gründe mit-

gewirkt. Die Herren sehen, wie unsere Regierung endlose Summen aus dem Markte zieht und sie bereiten sich durch Generalversammlungsbeschlüsse auf die eigene Kräftigung vor, selbst wenn eine solche noch nicht unmittelbar notwendig ist. Wer weiß, wie viele industrielle Unternehmen diesem Beispiele noch folgen werden. Im allgemeinen leben wir heute mehr in der Zeit von Obligationen-Ausgaben als von Aktien-Vermehrungen.

* * *

Die Bank- und Geld-Enquête hat die Reichsregierung in zwei Punkten nicht allein fest, sondern in einer Art von Initiative gesehen. Herr Havenstein hat die Goldwährung sowie die Untrennbarkeit des Kredit- und Depositenwesens bei unseren Banken von vornherein sozusagen außer Diskussion gestellt. Hoffentlich sind beide Gegenstände nicht an dieselbe Zeit gebunden, derart also, daß unsere Goldwährung bleibt, während unser Bankwesen nach einer schicklichen Anzahl von Jahren die in England bereits durchgeführte Arbeitsteilung ebenfalls annimmt. Nachdem ferner noch eine weitere Kapitalvermehrung der Reichsbank als unwirksam dargelegt wurde, bleibt eigentlich von all dem Hoffen und Harren gewisser ehrgeiziger oder auch nur verblendeter Kreise wenig übrig. Immerhin hat dies dem Organ der Agrarier Anreiz zu einem Angriff gegen unsere Goldvaluta gegeben, der wirklich das Vertrauen des Auslandes zu uns nicht erhöhen kann. Und wir hängen mit unserer Geld- und Ausfuhrbedürftigkeit doch nun einmal von der guten Meinung des Weltmarktes zum beträchtlichen Teile ab. Einen weniger direkten Angriff gegen unsere Währung erfuhr der Reichstag gelegentlich der Abstimmung über das Dreimarkstück. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß nach der überaus heftigen Art, mit der einzelne Führer und im Chore sodann ganze Parteien für dieses Dreimarkstück eintraten, eine Art von Bimetallismus angebahnt werden sollte. Es mag richtig sein, daß die Abschaffung des Talers eine alteingewurzelte Verkehrsgewohnheit rücksichtslos aufhob, aber im entgegengesetzten Falle hätten wir dann neben dem Zwei- und Dreimarkstück nicht auch noch das klobige Fünfmarkstück gebraucht. Was in letzterer Beziehung von dem Liebessehnen gerade des Arbeiters gesprochen wurde, um den sich ja die schärfsten Aristokraten öffentlich immer abmühen, so wäre dies noch erst zu erweisen. Industriezentren gibt es in ganz Deutschland, und man kann nicht zufällig von der einen schwieligen Hand, die gerne schwere Silberstücke wägt, auf andere schließen, die vielleicht sogar das Gold vorziehen. Auch hier kommt man nicht ohne das Psychologische aus! Wenn also sehr große Fabriken sich für den Sonnabend zu ihren Wochenlöhnen Gold aus der Reichsbank holen lassen, so weiß diese nur zu genau, wie rasch sie diese Zehn- und Zwanzig-Markstücke seitens der Ladenbesitzer und deren Banken zurückerhält.

* * *

In Rußland, wo gerade eine Verschmelzung von vier Banken bevorsteht, mit dem dort üblichen nicht all zu großen Kapital, ist jetzt wieder einmal eine Art von Zuckerkrise ausgebrochen. Auch diesmal ist es wieder Kiew, wo der Leichtsinn seine Orgie feiert. Denn anders als Leichtsinn kann man es wohl nicht nennen, wenn eine einzige derartige Fabrik mit 15 Millionen Rubel Wechselschulden in Stockung gerät. Welche Institute wagten eine so ungeheure Summe zu diskontieren und hatten dabei die Kontrolle über das, was ein einzelnes Unternehmen überhaupt akzeptieren darf, so vollständig verloren. Ob hierbei Protektion oder gar schlimmere Verinteressierungen mitgespielt haben, läßt sich nicht ersehen. Jedenfalls ist es selbstverständlich, daß mit Hilfe der russischen Reichsbank alle diese Wechsel prolongiert wurden. Nur will hier das beigefügte Wort: freiwillig! nicht recht einleuchten, denn jeder russische Finanzminister ist heute leider noch in der Lage, den Banken seine Wünsche anzuempfehlen. Vielleicht ist aber einer ganzen Anzahl von Direktoren diese Wendung der Dinge recht willkommen, denn da die Fabrikbesitzer unbeliehene Ländereien bis zu 80 000 Hektare haben, so will man bereits jetzt deren Wert auf 30 Millionen Rubel schätzen. Die Bauernbank, ein volkstümlicher Name mit gewiegten Geschäftsleuten hinter den Kulissen, soll diesen ganzen Besitz realisieren. Und wenn man bedenkt, welche enormen Teile von dem Erlöse russischer Anleihe auf dem Wege zwischen Paris und Peters-

burg liegen bleiben dürften, so lassen sich auch die Millionen herzählen, welche hier gelegentlich so unermeßlicher Bodenveräußerungen zwischen Kiew, Moskau und Petersburg verschwinden.

* * *

Unsere chemischen Aktien sind bei allem Glanze ihrer Dividenden und dem hohen Vorteil ihrer Bezugsrechte dennoch im Kurse zurückgegangen. Das ist wichtig, weil gerade diese Papiere bisher einen rocher de bronce im deutschen Kurszettel darstellten. Allmählich bekommt doch das Publikum die Erkenntnis, daß bei der jetzt eintretenden Verwässerung der Aktienkapitalien die Dividende notwendig heruntergehen muß. Zwar wäre man dann allmählich in der Lage, statt etwa einer sehr hohen Aktie deren zwei zu billigeren Kursen anzuschaffen, aber solche Übergänge gehören nicht zu den raschen Gewohnheiten gerade dieser Kaufkreise. Ferner erkennt man jetzt, daß die Reserven nicht mehr die alten sein werden, da durch die sehr niedrigen Bezugsrechte nur noch sehr geringe Agioreserven angesammelt werden können. Bayer-Elberfeld z. B. hat sogar noch 20 % aus seinen Reserven den Aktionären herausgezahlt. Es stehen auch zum Teil außerordentlich große Ausgaben bevor, die direkt mit Fabrikationen noch nichts zu tun haben. So hat der Concern: Badische Anilin, Bayer-Elberfeld und Anilin-Ges. Treptow für siebzehn Millionen eine Zeche erworben, die bekanntlich in der teuersten Zeit gekauft wurde und jetzt im Mai zu bezahlen ist. Die ganze Belegschaft beträgt 800 Mann, aber es müssen noch 20 Millionen hineingesteckt werden, und erst nach Jahren ist auf eine Ausbeute zu hoffen. Auch das vielgenannte Stickstoff-Patent, das besonders auf Wasserkräften in Norwegen basiert, hat mit ganz enormen Summen zu rechnen. Bei den Höchster Farbwerken, die sich in weniger große Ausgaben „vertieft“ haben, sind doch Bauten bis zu 5 Millionen verrechnet worden. Da aber alle diese Summen nicht mehr wie bisher aus den laufenden Einnahmen gedeckt werden, so lohnt es sich schon, die Bilanzen darauf nachzusehen, inwieweit bei solchen Gesellschaften noch eine beträchtliche Bankschuld hinzugekommen ist. Allzu deutlich wird diese Wendung der Dinge nicht markiert worden sein. Mit allen solchen Betrachtungen wird natürlich an dem Hochstand unserer chemischen Industrie nicht gerüttelt. Nur ist auch hier die Erscheinung erkennbar, wie jede zu große Expansion, und sie mag noch so gerechtfertigt sein, auch eine andere Finanzgebarung nach sich zieht.

---

## Barth oder Naumann?

Von Philipp Stauff.

Etwa zehn Jahre sind verflossen, seit der ehemalige sächsische Pastor Dr. Friedrich Naumann seinen national-sozialen Verein aufgelöst hat. Sieben Jahre eifriger agitatorischer und politisch-wissenschaftlicher Tätigkeit; sieben Jahre frischen Hoffens, daß sich die Kluft zwischen den politisch-sozialen Interessen des derzeit sozialdemokratisch denkenden Arbeitertums und dem monarchischen Nationalstaat werde überbrücken lassen, wurden damit in die Akten der Geschichte gelegt. Friedrich Naumanns Traum, der zahlreiche edle, volkstreu und doch eminent sozialfreundlich denkende Männer begeistert, sie aus ihrer Zurückgezogenheit vom Parteiwesen und den politischen Tagesgeschäften in den Strudel des Kampfes hineingelockt hatte, war ausgeträumt. Manch ein anderer Mann wäre mutlos und verzagt geworden, hätte wohl ganz darauf verzichtet, innerhalb seiner Volksgemeinschaft seine politischen Ideen zur Geltung zu bringen. Selbst Gegner Naumanns haben den Mißerfolg und die Zerstreuung der nationalsozialen Offiziere in die verschiedenen Lager bedauert. Aber Naumann packte die Lage, wie sie war, und trug ihr Rechnung. Man nannte ihn von je einen Gefühlspolitiker. Als ob nicht jeder politische Gedanke, sofern er intensiv und begeisternd wirken soll, seine Resonanz im Gefühlsleben suchen müßte; als ob die liberalen Politiker von 48 Verstandesmenschen gewesen wären!

Mehrere nationalsoziale Vereine behielten ihre Sonderorganisation weiter und schlossen sich taktisch der Freisinnigen Vereinigung an, zu der der Führer den Weg gewiesen hatte. Der glutvolle Pfarrer Paul Goehre, der es nicht verschmähte, zur Erkundung der sozialen Lage in der Arbeiterschaft ein Vierteljahr Fabrikarbeiter und ein weiteres

Vierteljahr Bergmann zu spielen, ging zur Sozialdemokratie. Dahin ging auch der nationalsoziale Kassenmeister Dr. Maurenbrecher, der später durch sein berüchtigtes Hohenzollernwerk sozialistischer als alle alten Sozialisten wurde und der realen Geschichte nicht nur ein Ohr abschlug. Der vormalige Regierungsreferendar von Gerlach folgte Naumanns Wegen. Wo Professor Sohm geblieben ist, wo der Dortmunder Pastor Traub, wo Wenck, wo ganz neuerdings der vielverehrte Münchener Gelehrte Lujo Brentano — kaum weiß man es zu sagen. Viele sind wieder zurückgetreten; mit der Unrealisierbarkeit der Idee, die Naumann geweckt hatte, ist mehr oder weniger ihre politische Elastizität wieder erlahmt. Mancher der Namen, an die sich ein Teil der großen Hoffnung schloß, wird jetzt kaum mehr in bezug auf die Politik genannt.

Aus der Reihe der Sozialdemokraten hatte Naumann seine Partei in der Hauptsache zu bilden gehofft. Der Gedanke war gut, und die Parole „Demokratie und Kaisertum" hätte ein Jahrzehnt zuvor vielleicht gezogen. Als Naumann den Gedanken propagierte, kam er zu spät. Die Arbeiterschaft war schon zu gut eingezäunt in die sozialdemokratischen Hürden; er stand überall der geschlossenen Organisation der Massen gegenüber, die von geistig noch so wesenlosen Führern befohlen wurde und weder eigene Meinung noch eigenen Willen mehr besaß. Die Gewerkschaften als Untergruppen der sozialistischen Organisation waren bereits erstarkt, und durch die metallene Kette wirtschaftlicher Vorteile wie durch den damals schon aufgeflammten Terrorismus wurde den einzelnen Arbeitern der Austritt aus der Parteihürde zur Unmöglichkeit gemacht. Für die Agitation auf Grund theoretischer Erwägungen war es zu spät, und für die Agitation auf Grund praktischer Erfahrungen würde es heute noch zu früh sein.

Also Naumann schlug sich zu Barth, und die Mehrheit seiner Anhänger mit ihm. Zwischen den Männern und ihren politischen Auffassungen bestand zwar eine Kluft. Barth glaubte, im taktischen Zusammengehen mit der Sozialdemokratie den Keim des Fortschrittes erkennen zu müssen, indes Naumann die Sozialdemokratie in einzelnen Gruppen zu liberalisieren gesucht hatte, unter Pflege des patriotischen Sinnes. Diese Kluft wurde ehrlich überbrückt. Denn jeder Teil hatte die mißlichen Erfahrungen hinter sich, die nachgiebig stimmen. Die Freisinnige Vereinigung war durch unfruchtbaren Doktrinarismus und das Wachstum der aktiv an der Gesetzgebung beteiligten Gegner zurückgekommen; nur einige Säulen im Reichstage zeugten noch von entschwundener Pracht. Eine Stärkung — noch obenein durch politisch begeisterte, agitationsfreudige Männer — mußte Barth willkommen sein. Man schuf das Kompromiß, das man die „Barth-Naumannsche Taktik" nannte. Da lag wiederum ein kernhafter Gedanke zugrunde: die Liberalisierung des Linksliberalismus, insbesondere der Freisinnigen Vereinigung von innen heraus. Der Endgedanke des Kompromisses mag wieder bei beiden Männern verschieden gewesen sein. Man kann das gut herausfinden, wenn man beide kennt. Barth mag geglaubt haben, durch eine Verstärkung und Liberalisierung der freisinnigen Vereinigung diese den Sozialdemokraten als Bundesgenossen wertvoller zu machen und auf diese Weise sein politisches Ideal zu verwirklichen: den Kulturbund aller Liberalen und der sozialdemokratischen Partei. Naumann dagegen hat jedenfalls gehofft, die Anziehungskraft des Liberalismus auf die sozialdemokratischen Mannen steigern zu können durch Hineintragung starker sozialpolitischer Begeisterung in die Reihen des linken Liberalismus. Auch diese Hoffnung hatte etwas für sich. Aber beide Endziele, sowohl das Barths als das Naumanns, brauchen Zeit zur Verwirklichung. Das mußten sich die Führer vorsagen, als sie Hand in Hand legten, um den gemeinsamen politischen Weg zu gehen.

Nicht in allen freisinnigen Kreisen war man begeistert von dem Kompromiß. Viele spöttelten über die Naumannianer und befürchteten schädliche Einflüsse von ihnen auf die Gesamtrichtung ihres kleinen Parteiwesens. Aber die Verschmelzung war in Wirklichkeit kerngesund, und die Freisinnige Vereinigung ist heute etwas anderes — schon seit einigen Jahren etwas anderes — als sie damals war. Nicht allein in bezug auf ihre Mandatsstärke im Reichstag; die kann man in gewissem Sinne vielleicht der Zufälligkeit der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 zuschreiben. Sondern auch in bezug auf die ganze Art ihres Denkens und Tuns.

Man wird heute wohl getrost heraussagen können, daß die Freisinnige Vereinigung früher ihr Schwergewicht wesentlich auf doktrinäre Dinge verlegte, für die sich in den breiten Schichten des Volkes niemand erwärmen kann, als da sind: Freihandel, Trennung von Kirche und Staat, Börsenwesen und andere abstrakte Sachen, für die keine Resonanz im Volke zu erhoffen ist. Selbst das sozialpolitische Moment war wesentlich dahinter zurückgetreten: die Partei rekrutierte sich in ihren führenden Elementen fast nur noch aus Kreisen des Handels, der Großindustrie und des Bankgewerbes. Die Forderung eines parlamentarischen Regimes hat auch keine starke Stütze im Volk. Gerade mit dem fortschreitenden Rückgang der inneren Bedeutung des Reichstags empfand man es fast allgemein wohlig, daß die Regierung kernhafter und einsichtiger war. Bei einem starken Reichstag könnte eine solche Forderung das Volk mitreißen; bei einem bedeutungslosen Parlament erblickte man aber ein Unheil darin.

Durch Naumanns Eintritt in die Partei gelangte die Gegenwartsforderung zu ihrem Recht. Der kräftige sozialpolitische Einschlag in erster Linie; aber auch der nationale Muskel in der Freisinnigen Vereinigung, der unter Barths Liebäugeln mit der Sozialdemokratie nahezu ganz erschlafft war, spannte sich straffer. Da kam auch die Resonanz im Volke, bewiesen durch die Wahlen des Januar 1907. In Heilbronn haben die Sozialdemokraten in fast lückenloser Reihe dazu beigetragen, Naumann in den Reichstag zu schicken. Wo wäre so etwas noch zu verzeichnen gewesen? Indes sich doch der Kampf der Wahl ausgesprochenermaßen gegen die Sozialdemokratie richtete! Gespannt erwartete man des neuen Mannes parlamentarisches Debut. Er ließ lange darauf warten. Und als er dann die Tribüne betrat, behandelte er seine sozialpolitische Lieblingsfrage in glanzvoller, unvergleichlicher Rede. Da fiel es den Journalisten schwer, zu schreiben; der ganze Reichstag lauschte, und am intensivsten lauschte der Mann am sozialpolitischen Steuer des Reiches, Posadowsky. Wie eine Erlösung war's von dem Kleingeplänkel der parlamentarischen Arbeit. Und Posadowsky erhob sich, dem Redner zu entgegnen und ihm dabei seine Hochschätzung auszusprechen, wie der Mann es selten oder nie einem Parlamentarier gegenüber getan hat. Zwei Männer standen dort, zwei Persönlichkeiten, und trotz all der anderen Reden sprach man nur von den beiden, hörte man nur die zwei.

Naumann war der unbestrittene Führer der Freisinnigen Vereinigung geworden kraft des Rechtes der Persönlichkeit. Aber nicht alle erkannten ihn willig in dieser Rolle an. Wie das immer ist, und wie das bis zu einem gewissen Grade natürlich erscheint. Barth hatte seinen Lieblingsplan, die Verbrüderung des gesamten Liberalismus mit der Sozialdemokratie, angesichts der Ergebnisse der Block-Reichstagswahl aufgegeben. Er mußte klar ersehen, daß für seine Ideen zurzeit kein Boden im Volke zu finden war. Seine „Nation" stellte ihr Erscheinen ein, er selbst ging nach Amerika. Vielleicht mit deshalb, um den Differenzen aus dem Wege zu gehen, die nun kommen mußten. Er selbst regte noch zum Zusammenschluß des Linksliberalismus an, damit die Kräfte nicht verstreut vergeudet würden, und die Anregung fiel auf einen fruchtbaren Boden. Der Fehler der Richter-Rickertschen Spaltung ward ausgewetzt, indem die Fraktionsgemeinschaft der Linksliberalen mit dem gemeinsamen Ausschuß zustande kam. Diese Dinge waren politische Erfordernisse. Wenn der Linksliberalismus regierungsfähig sein wollte, mußte er kompakt sein. Kein Kanzler kann mit sieben oder acht Parteien zusammen einheitliche Politik machen.

Aber obwohl Barth selbst die Anregung zu solchem Vorgehen schon lange Zeit vor dem aktuellen Hervortreten der Notwendigkeit gegeben hatte: er dachte sich die Sache anders, als er sprach, man müsse den Liberalismus bis zur Partei durchdenken. Er betrachtete die Sache unter dem Gesichtswinkel eines völligen Sieges seiner Spezialideen innerhalb der neuen Gemeinschaft. Das ist utopisch. Sieg und Niederlage sind Gewalt, nicht Kompromiß. Die Verständigung schließt die völlige Herrschaft des Einen aus. Und gerade die Vielheit der Ideegradungen, der Wunschtemperatur in Einzelheiten, der Intensität in Fragen des politischen Dogmas wirkt belebend. Wie soll ein Mensch mit seinem Gegner friedlich und einträchtig zusammenarbeiten können, wenn er sich nicht ein-

mal mit seinem Bruder abzugleichen vermag? **Jeder, der wirklich schaffen will, muß zugeben; wer nur predigen will, der kann „alles oder nichts“ fordern wie Ibsens nordischer Prediger Brand.**

Einige von Barths ehemaligen Unterführern rangen sich aus der Doktrin nicht los. Da kam das Vereinsgesetz und machte den Zwiespalt offenkundig. Der Mann, der früher selbst die Durchdenkung des Liberalismus bis zur einheitlichen Partei gelehrt hatte, erlag jetzt seinem doktrinären Verantwortlichkeitsgefühl. Der Kampf muß ihm schwer geworden sein — schwerer als den Dr. Quidde und von Gerlach. Es ist der Kampf, den Ibsens Brand durchgefochten hat, als er sein Söhnlein durch den Aufenthalt im Süden hätte vor dem Tode retten können, sich dann seiner Lehre „alles oder nichts“ erinnerte und das Kind seiner Liebe dem Tode opferte.

Jetzt ist der Konflikt entschieden. Auf dem dritten Parteitag der Freisinnigen Vereinigung zu Frankfurt a. M. am 22. April dieses Jahres ist er entschieden worden. Naumann hat obgesiegt mit seinem Anhang. Mit 371 gegen 33 verbleibende Stimmen sprach man seinen Ansichten das Vertrauen aus. Barth geht in Sezession mit seinen Getreuen. Er wird den liberalen Gedanken auf neuer doktrinärer Grundlage bis zur Partei durchdenken. Er will die Erfahrungen machen, die Friedrich Naumann vor zehn Jahren gesammelt hat.

Es war eigentlich kaum vorauszusehen, daß die Abbröckelung doch so gering bleiben würde. Wer nun für den Segen der Blockpolitik eintritt und überzeugt ist von ihrer Notwendigkeit, der muß sich ernstlich darüber freuen — bis in die Reihen der Konservativen hinein. Man hatte wohl ziemlich allgemein befürchtet, daß der Abfall größer wäre, und daß am Ende eine ernstliche Schwächung des Blockes die Folge sein würde. Bülow darf dem Abgeordneten Naumann dafür die Hand schütteln, daß das nicht der Fall ist.

Und nun etwas für die Verbleibenden! Die Kampfesfront, die Stärke, der taktische Wert der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft: alles das erscheint für die nächsten Zukunftsaufgaben der Reichspolitik geklärt. **Nur die Frage wird sich wiederholen: graue, doktrinäre Theorie oder lebendige, kernhafte Praxis? Sie wird zweimal gestellt werden: einmal in der preußischen Landtagswahlfrage, einmal in der Angelegenheit der Finanznöte des Reichs.** Da sollte die durch die Klärung gewonnene Geschlossenheit vorhalten. Das bisherige Bündnis der linksliberalen Parteien ist wertlos, wenn es nicht Jahre hindurch trägt, daß seine Früchte eingefahren werden. Diese Früchte bestehen nämlich nicht nur in den Gesetzen, die man mit Ach und Krach in die Scheune bringt, sondern namentlich auch in der Wirkung dieser bewußten praktischen Tätigkeit auf das Volk. Neue Wahlstimmen müssen die Folge sein. Die ergeben sich nicht auf eine einzige Aktion hin. Da muß man im Volke den geeinigten Linksliberalismus erst in seiner Stellung zu allen Grundfragen der Gegenwartspolitik gründlich kennen lernen. Denn das Volk hofft ja doch, daß die Zeiten der Doktrin vorbei sein werden.

Darum wäre nichts verfehlter, als jetzt in den Fragen des preußischen Wahlrechts und der Reichsfinanzreform in das sozialdemokratische Horn zu tuten. Das sieht nämlich vielfach nur liberal aus, ist es aber gar nicht. Zunächst bedeutet das — besonders mit bezug auf die erstere der Fragen — einen unverzeihlichen Schlag gegen den Intellekt. Wer da die äußerste Stellung einnehmen will, der unterstützt ohnehin die Sozialdemokratie und wird sich nicht um deswillen von ihr abwendig machen lassen, weil die Linksliberalen einmal ihre Gewässer in das gleiche Strombett leiten. Wer für seine Person ein begeisterter Anhänger des Reichstagswahlrechts ist, der bedenke das kluge staatsmännische Wort des Fürsten Bülow: Politik ist die Lehre vom Möglichen! Und der bedenke auch, daß er immerhin selbst kaum erbaut sein würde, wenn man die staatsmännische Erkenntnis etwa eines blödsinnigen Schäferknechts der seinigen gleich achten wollte — was doch eben im allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrecht gewissermaßen beschlossen liegt!

Und ebenso verfehlt als eine rigoros doktrinäre Stellung in dieser Frage wäre die Aufrechterhaltung der Forderung, daß nur neue direkte Steuern zur Sanierung der Reichsfinanzen genehmigt werden dürften. In dieser Richtung braucht man ja wohl weniger besorgt zu sein, obwohl der Weg zur Reichsfinanzreform ziemlich steinig ist und die Sozial-

demokratie manchen ausgerissenen Strauch aus linksliberalen Gärten der ihr unbequemen Fraktionseinheit zwischen die Beine werfen wird.

Um sich diese Situation zu erleichtern — je geschlossener man geht, desto weniger Abirrungen sind zu befürchten — sollte man vielleicht jetzt nach Barths Ausscheiden von seiner Erkenntnis profitieren und sollte zunächst einmal den Linksliberalismus bis zur Partei durchdenken. Das wäre ein gewaltiger Fortschritt in der Gutmachung dessen, was durch die Richter-Rickertsche Trennung am Liberalismus gesündigt worden ist. Und es ginge wohl, wenn man von allen Seiten wollte. Die Fraktionsgemeinschaft ist da und hat sich bewährt. Warum soll man jetzt nicht weiter denken, nicht weiter gehen? Wiemer, Payer, Naumann — das gäbe ein ganz gutes Dreigestirn. Und so wenig in einer bestehenden Partei alle Köpfe in allen Fragen gleicher Meinung sind, so wenig brauchte das hier der Fall sein. Man braucht sich nur um einer Meinungsverschiedenheit willen nicht gegenseitig als Ungeheuer anzusehen.

Dann blüht noch eine Aufgabe, die im eminentesten Sinne liberal ist. Doktrinäre werden freilich wohl anderer Meinung sein. Es ist die Freimachung der Arbeiterschaft vom Koalitionszwang durch das Posadowskysche Gesetz über die Berufsvereine. Erst, wenn die Arbeiterschaft nicht wie heute durch ihre gewerkschaftliche Organisation an die Parteien gefesselt ist, kann der Weizen der liberalen Blocktätigkeit für die Zukunft reifen. Da achte man nicht das Geschrei der Gegner. Es handelt sich um eine Befreiung, wie keine so wichtig war seit vielen Jahrzehnten.

Dann kann sich Naumanns Idee: „Kaisertum und Demokratie“ verwirklichen. Dann schieben an dieser Idee die Besten des Volkes im Verein mit dem an kerniger Gegenwartspolitik interessierten, von den Fesseln des Koalitionszwanges befreiten Teile des deutschen Arbeitertums. Und dann wird man auch erkennen, daß Barths leitende Idee zwar praktischer aussah, aber in Wirklichkeit utopischer war als der Gedanke, den Naumann zuerst ein Jahrzehnt hindurch auf ungeeigneter und jetzt fast ein Jahrzehnt auf unzureichender Unterlage verfocht.

---

# Das österreichisch-ungarische Okkupationsgebiet.

Von Frhr. v. Stetten.

Die gemeinsame Politik Österreich-Ungarns hat kürzlich durch einen leisen Flügelschlag daran erinnert, daß ihr die Flugkraft trotz der lähmenden inneren Zweilebigkeit nicht ganz abhanden kam. Die ihrer praktischen Bedeutung nach vielfach überschätzte Sandschakbahn hat die Balkankonkurrenz zu einer recht sonderbaren Tätigkeit angeregt, die augenfällig dahin geht, die Nutznießung des Okkupationsgebietes seitens der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik zu kürzen. Was die Monarchie anerkanntermaßen an organisatorischer, kultureller und technischer Arbeit in den früher bösesten Unruhewinkeln des Balkans investiert hat, soll ihr, nach Ansicht der gedachten Orientinteressenten, unter keiner Bedingung Zinsen tragen. Eine Zumutung, die selbst der erprobten österreichischen Geduld und Gemütlichkeit über den Strich geht. Bosnien und die Herzegowina sind die Tummelplätze oft maßloser nationaler Agitationen geworden. Das zwitterhafte, staatsrechtliche Verhältnis zu diesen Ländern fällt der Verwaltung bei jedem noch so legitimen Anlaß hemmend in den Arm. Mit rein polizeilicher Gewalt läßt sich diesen Propaganden nicht zureichend an den Leib gehen. Auch der Widerhall, den nationale Alarmrufe sofort auf einem der vielen Resonanzböden nationaler Verwandtschaft in der Monarchie finden, erschwert die Reinigung des Augiasstalles. Erwägt man noch, daß die gemeinsame Administration immer in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn Wien und Budapest auf anderen Gebieten in Streit geraten, und daß die Tätigkeit der Zivil- und der Militärgewalt in solchen Ländern keine so präzisierte Zuständigkeit gestattet, wie in den Kulturprovinzen, daher auch öfter in Kollisionen gerät, so wird erklärlich, daß die Mission des Berliner Kongresses nicht gerade als dornenlos angesehen werden kann.

Dazu kommt noch, daß Serbiens Mißerfolge auf makedonischem Boden, wo es von Bulgarien und teilweise auch von Griechenland überflügelt wurde, sowie der innerpolitische Nieder-

gang des serbischen Königreichs unter Karageorgewitsch und die Expansionsgelüste, die in Belgrad als Abwehr gegen innere Gefahren sorgsam gepflegt werden, die okkupierten Länder als Manöverterrain für die großserbische Agitation empfehlen. Der jetzige Träger des Reichsportefeuilles für Bosnien und die Herzegowina, Baron Burian, hat es überdies nicht verstanden, die früher bestandene enge Fühlung zu den verschiedenen nationalen Strömungen in diesen Ländern zu erhalten und scheint sogar auf dem ungarischen Ohr besser zu hören, als auf dem österreichischen. Die extreme ungarische Politik, die zu Hause die Nationalitätenfrage nicht eben mit Handschuhen anfaßt, fördert aber die Ablenkung der südslavischen Bestrebungen gegen ein anderes Zentrum — unbekümmert um Reichsinteressen.

Mit dem Anwachsen aller dieser Schwierigkeiten drängt sich der einfache, natürliche Gedanke immer mehr von selbst auf, den unhaltbaren Zuständen die leere Form zu opfern und das staatsrechtliche Verhältnis durch Annektierung zu reinigen. Den zersetzenden, nationalen Agitationen, die dann erst einen Namen bekämen und zum Landesverrat würden, wäre ein baldiges Ende bereitet. Auch in der Politik ist die Gerade die kürzeste Linie. Und die aufgezwungene Heuchelei, welche durch die schemenhafte Souveränität des Sultans, doch immer wieder — böses Beispiel gebend — aus allen Maßregeln der Verwaltung sprechen muß, untergräbt die politische Moral. Und warum soll das Einfache hier nicht das Gute sein?

Äußere, politische Komplikationen sind für den Fall der Annektierung gewiß nicht vorauszusehen. Der große Friedenszug, der in letzter Linie dabei maßgebend bleibt, würde nicht beeinträchtigt. Der Eindruck auf die das eigentliche Unruheelement bildenden Balkanstämme könnte jedoch nur ein günstiger, im Ordnungs- und Autoritätssinne förderlicher sein.

Die einzige reelle Schwierigkeit dieses formalen Aktes läge demnach in der zu erreichenden Einmütigkeit im annektierenden Lager. Zwischen Wien und Budapest. Aber diese Formel muß gefunden werden. Die Kathederweisheit wird sich — wenn sie eine fertige, mannhafte, notwendige Tat der Politik vor sich sieht — mit der Nomenklatur schon abfinden. Ob „Reichslande", ob „Kolonialbesitz" ist nicht maßgebend. Österreich-Ungarn ist es seiner politischen und wirtschaftlichen, für den Frieden Europas wichtigen Balkanrolle schuldig, dauernde Ordnung in Gebietsteilen herzustellen, für deren Verwaltung es verantwortlich ist.

Der erste Flügelschlag ist erfolgt. Der weitere ist zu erwarten.

---

# Papierene Projekte der Technik.

Von Professor Alfred Birk.

Ein Drama soll für die Bühne geschrieben — ein technisches Projekt für die praktische Ausführung erdacht werden. Nun weiß man aber: es gibt Schriftsteller, die Dramen dichten, welche nie auf die Bühne kommen können, weil sie den fundamentalen Grundsätzen der Bühnendarstellung Hohn sprechen — und so gibt es auch Techniker, welche die Welt mit Projekten überraschen, die niemals zur Verwirklichung gelangen, weil ihnen alle Voraussetzungen hierfür fehlen. Dort Buchdramen — hier Papierprojekte. Ich spreche nicht von den vielen mehr oder weniger bescheidenen und beschränkten Entwürfen, die in Fachblättern und Tageszeitungen, im Buchhandel und im Vortragssaale auftauchen und wieder verschwinden, ohne größere Wellen zu schlagen, und nur von lokaler Bedeutung sind; ich meine jene großen, in ihrer Konzeption großartigen, fast gewaltigen Projekte, die ab und zu auf der Bildfläche der Tagesereignisse erscheinen und dann nicht allein die Fachwelt fesseln und anregen, sondern die ganze gebildete Menschheit überhaupt auf kürzere oder längere Zeit in ihren Bannkreis ziehen. . . . .

Schon der Titel packt, den das Projekt trägt. . . Das Wort, das den Gedanken kennzeichnet, aus dem es geboren ist. . . . ein Schlagwort, das jedem zu halten gebietet, wenn er ihm begegnet. „Eine Brücke über den Bosporus" . . . . . „ein Eisenbahntunnel zwischen Frankreich und England" . . . „Paris — ein Meereshafen" . . . . „ein Schienenweg von Asien nach Amerika". . . . . Das sind Riesengedanken, die uns fesseln. Das scheinen

Dinge zu sein, die unmöglich sind. Und wir lesen und wir studieren weiter. Ein genialer Gedanke folgt dem andern. Wir können nicht sagen, daß sie falsch sind; wir müssen gestehen, daß alles technisch möglich ist, was vorgeschlagen wird. Die Technik hat es ja weit, unendlich weit gebracht. Wenn Archimedes einst sagte: „Gebt mir nur einen Stützpunkt, wo ich den Hebel ansetzen kann, und ich hebe die Welt aus ihren Angeln" — so war dies zu jener Zeit wohl eigentlich nur vom Standpunkte der Theorie aus richtig, aber heute, wo die Technik über die gewaltigsten Naturkräfte und über die sinnreichsten Hilfsmittel zu ihrer Verwertung gebietet, klingt das Wort, auch etwas streng genommen, nicht mehr wie eine geistreiche Hyperbel.

Die Technik schreckt bei ihrer heutigen Ausgestaltung vor keiner Aufgabe mehr zurück. Nicht der Beweis der Möglichkeit, sondern die Art der Lösung interessiert den Fachmann, wenn ihm ein gigantisches Projekt vorgelegt wird; denn an die Möglichkeit der technischen Lösung glaubt er von vornherein; aber der Wege zur Lösung gibt es viele; und wenn es ein besonders neuartiger ist, so erhöht sich wesentlich das Interesse. Für ein technisches Problem ist jedoch die technische Lösung noch nicht die Bürgschaft seiner Lebensfähigkeit. Jede technische Schöpfung muß auf zwei kräftigen Füßen stehen: die technische Durchführbarkeit ist der eine Fuß — die wirtschaftliche Notwendigkeit der andere.

Und dieser andere Fuß ist in der Regel gerade bei solchen Riesenprojekten etwas schwach oder auch sehr schwach. Daraus folgt dann mit Notwendigkeit, daß sie papierene Projekte bleiben. Der Tunnel unter dem Ärmelkanal wird Wahrheit werden, aber erst dann, wenn der Verkehr zwischen England und Frankreich seiner unumgänglich bedarf — er wird dann Wahrheit werden, allen politischen Bedenken zum Trotz, wie es der Kanal durch die Landenge von Suez wurde, für den die Diplomaten füglich doch auch den Modus der Verständigung von Staat zu Staat zu finden wußten — vorläufig aber ist er papierenes Projekt, denn es fehlt ihm das wirtschaftliche Bedürfnis. Und mit den andern, die ich nannte, ist es nicht anders. Schreibt ein echter Poet ein Drama und es bleibt ein Buchdrama — so kann er es bewußt und unbewußt dazu gemacht haben; er hat entweder die Forderungen der Bühne nicht zur Genüge gekannt, oder er hat sich entschlossen darüber hinweggesetzt, um dem Ausdrucke seiner Gefühle und Gedanken nicht äußeren Zwang anzutun. Mit den papierenen Schöpfungen der Technik ist es nicht anders. Auch auf dem realen Boden der Technik gedeihen Idealisten und Schwärmer, die ein Projekt lieben und verfassen nur um des Projektes willen und nicht danach fragen, ob es wirklich mehr werden kann, als ein papierener Entwurf.

Da ist kürzlich ein junger Ingenieur zu mir gekommen und hat mir einen großartig angelegten, bis in alle Einzelheiten durchdachten und ausgeführten Entwurf für die gründliche Umgestaltung der Bahnhofsanlagen einer Großstadt überreicht. Es war ein ernstes, mühevolles Werk und es war eine Freude, es zu studieren. „Ich weiß" — sagte er mir auf meine Einwendung hin — „ich weiß, daß mein Plan nicht sobald, vielleicht nie zur Ausführung gelangt; aber jede Stunde, die ich diesem Gedanken weihen konnte, war mir nicht minder Genuß, wie einem anderen das Spielen oder Hören einer Sonate von Beethoven."

Solche Leute sind gewiß nicht häufig zu finden; es sind die Aufrichtigen, die Ehrlichen; sie gestehen es offen ein, daß sie nur einseitige Techniker sind, nicht Volltechniker. „Die Technik ist nur die Dienerin der Ökonomie" — das will soviel bedeuten, als daß die Technik nicht Selbstzweck sein kann und sein soll; sie steht im Dienste der wirtschaftlichen Aufgaben der Menschheit. Das wissen ja auch die meisten Schöpfer der gigantischen Projekte, die mich hier beschäftigen, und deshalb gehen sie auch gewöhnlich einen ganz anderen Weg, als jenen der oben gekennzeichneten Schwärmer; sie bemühen sich, mit Zahlen oder doch wenigstens mit Worten, sich selbst und den anderen über die große Wirtschaftlichkeit und die große Bedeutung ihrer Projekte zu täuschen. Der Koloß muß auf zwei Füßen stehen; der technische Fuß ist stark und kräftig; flink noch den zweiten untergebaut; wer nicht ernster zusieht, wer sich nur um die Hülle kümmert und nicht um den Kern, der glaubt füglich doch, daß er tragfähig ist und sicher steht. Freilich, diejenigen, die mit ihren

goldenen Münzen den Koloß errichten sollen, sind ängstlicher und prüfen genauer — und der Rest ist ein papieren Projekt.

Buchdramen können Schätze — Perlen der Literatur sein. Auch da hinkt nicht der Vergleich der papierenen Projekte mit ihnen. Wie viele glückliche, anregende Gedanken bergen sie oft; wie viel neue Anschauungen sind mitunter in ihnen dargelegt! Sie können tatsächlich der Ausgangspunkt neuer technischer Fortschritte werden. . . . .

Ein solches papierenes Projekt ist jetzt in Italien aufgetaucht: eine künstliche Wasserstraße, ein Kanal über die Alpen. Der Titel packt; ein dramatischer Titel, denn in ihm berühren sich Gegensätze. Kanäle waren in alten Zeiten die Verkehrswege der Ebenen; sie sind es auch im großen ganzen noch heute, trotzdem uns schon seit mehreren hundert Jahren durch die Erfindung der Kammerschleuse die Möglichkeit gegeben ist, Kanäle bergan und talab zu führen. Aber die Beschaffung des Wassers für die Speisung der Kanäle im Hochgebirge, die Verluste von Wasser bei der Schleusung der Schiffe und die bedeutende Erhöhung der Transportzeit durch viele Schleusen sind so empfindliche Nachteile, daß man mit Kanälen nicht gerne große Höhendifferenzen überwindet. Die Versuche, die Kanalschiffe mittels Hebewerken oder über schiefe Ebenen aus einer Kanalhaltung in eine andere, tiefer oder höher liegende zu fördern, haben bisher nicht die Ergebnisse geliefert, die man erhofft hatte.

In Österreich wird ernstlich daran gedacht, Kanäle zur Verbindung zweier Flußgebiete über Gebirgszüge — Mittelgebirge — zu führen; nicht ohne Widerspruch, der gewiß Berechtigung für sich hat. Der italienische Ingenieur Caminada will nun das Mittelländische Meer von Genua aus über die Apenninen und die Alpen mit dem Bodensee verbinden. Der Kanal soll sich gleich einer Eisenbahn den wechselnden Neigungen des Geländes anschmiegen und den Splügen in einer Höhe von 1250 Meter über dem Meere mit einem Scheiteltunnel von 15 Kilometer Länge durchbrechen. Er soll im allgemeinen Neigungen von 1.5 Meter bis 8.8 Meter auf 1000 Meter Länge erhalten; nur die Übergänge über die Apenninen und über den Splügen werden stärker geneigt sein: 36 bis 60 Meter auf 1000 Meter.

Die ersten Eisenbahnen, die man in England baute, hielten sich ängstlich an der Linienführung der Kanäle mit den langen wagerechten Strecken und der Zusammenfassung der Höhenunterschiede an einzelnen Punkten; bald verschaffte sich die Eigenart der Eisenbahn entschieden Geltung, und das Geleise schmiegt sich an das Gelände. Nun folgt Caminada in seinem Kanalentwurf wieder dem Vorbilde der Schienenwege; denn die Ähnlichkeit zwischen beiden ist unverkennbar: wechselnde Steigungen und Gefälle, große und kleine Tunnels und schließlich auch ein ungewöhnlich langer Scheiteltunnel.

Die Linienführung des Kanals — so interessant sie auch ist — bildet noch nicht das Interessanteste und Wertvollste. Die eigentliche pièce de resistance oder vielleicht treffender gesagt, der clou des Projektes, ist die Schleuse, die Caminada erdacht hat, und die den grandiosen Entwurf erst technisch möglich erscheinen läßt, wenn auch ihr Betrieb — wie schon hier bemerkt werden muß — in vielen Beziehungen ernste Einwendungen wachruft. Zur richtigen und leichten Erfassung des Gedankens, der Caminadas Schleuse zugrunde liegt, denke man sich zwei Kanalhaltungen durch eine geneigt liegende Eisenbetonröhre oder auch durch eine ebenso angeordnete Eisenbetonrinne verbunden, die groß genug ist, um das normalmäßig größte Kanalschiff aufzunehmen. Soll das Schiff bergan gehen, so läßt man Wasser in die Röhre und mit dem steigenden Wasserspiegel steigt allmählich zugleich fortschreitend das in Schienen sicher geführte Schiff zur oberen Haltung; soll es talwärts fahren, so entleert man langsam die Rinne, und mit dem sinkenden Spiegel senkt sich wie oben das Schiff zur tieferliegenden Kanalhaltung.

Man muß sich beinahe wundern, daß dieser einfache Gedanke erst in unserer Zeit gedacht worden ist. Er hat entschieden Anrecht, festgehalten zu werden; es können Verhältnisse sich ergeben, in denen er den Weg zu einer wirtschaftlich richtigen Lösung der Hebung oder Senkung von Kanalschiffen weist. Die Nachteile im Betriebe, auf die ich hinwies, werden sich vielleicht beheben oder doch mildern lassen, unter Umständen auch nicht schwer

wiegen; wie z. B. die langsame Fortbewegung des Schiffes, die Gefährdung desselben bei Röhrenbruch, der Mangel seiner Bewegungsfreiheit.

So steht, glaube ich, das große Alpenkanalprojekt mit dem einen Fuße, dem technischen, ziemlich sicher und standfest. Wie ist's mit dem anderen? Nun, es scheint, daß Caminada mehr Konstrukteur als Ingenieur ist; die wirtschaftliche Seite der Frage macht ihm wenig Sorge. Er nennt uns eine Bausumme: 400 Millionen Franks für die mehr als 300 Kilometer langen Kanalstrecken — eine Summe, die man ihm nicht recht glauben kann; er unterschätzt wohl die Bauschwierigkeiten in den Alpen, wo Erdarbeiten und Kunstbauten sich nicht so einfach gestalten, wie in der lombardischen Tiefebene, durch die sein Kanal ziehen soll. Und die Erträgnisberechnung? Caminada verzichtet auf eine solche; er bringt uns schöne Worte und schöne Gedanken, aber keine Zahlen — und das sind doch füglich die einzigen Zeugen, denen Beweiskraft innewohnt, und denen wir glauben. Die Eisenbahnen, die über die Alpen nach Italien führen, scheinen für ihn nicht zu existieren — aber wenn er sie auch nicht sehen will, sie sind doch vorhanden, und der Kanal würde ihr Dasein schwer empfinden. Mögen die unbedingten Kanalfreunde noch so fest an das Wort sich klammern, daß die Güterbewegung auf Kanälen billiger ist, als auf Eisenbahnen — das Wort gilt doch nur bedingt, und seine Wahrheit muß von Fall zu Fall erst ziffernmäßig erwiesen werden.

Caminada gehört wohl kaum zu den Schwärmern, die sich mit der Freude begnügen, etwas Großes und Neues gedacht und erdacht zu haben; er denkt wohl auch an die künftige Verwirklichung seines Gedankens. Er wollte gewiß diesen Gedanken nur rasch in Sicherheit bringen und sich sein Autorrecht wahren — denn in unserer technisch tief durchtränkten Zeit kann es leicht geschehen, daß auch in einem andern Gehirne eine gleiche Idee geboren wird. . . . Vielleicht findet sich nun jemand, den die volkswirtschaftliche Seite des Projektes interessiert. Ich möchte fast meinen, daß es ein nutzloser Versuch ist, Caminadas Projekt auf zwei Füße zu stellen. Es bleibt wohl ein papierenes Projekt; aber ein nicht wertloses für die Fortschritte der Technik . . . Und deshalb habe ich das Buch, darin sein Verfasser es ausführlich beschrieben, in meiner Bibliothek an einer Stelle eingefügt, wo es in bester Gesellschaft steht.

**Schluß des redaktionellen Teiles.**

---


## Manuskriptsendungen

**an die Redaktion der „NEUEN REVUE“ Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.**

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

---

Den musikalischen Teil leitet Dr. Richard Batka in Prag.

---

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Fritz Wolff in Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 44; in Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstraße 94.

---

**Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.**